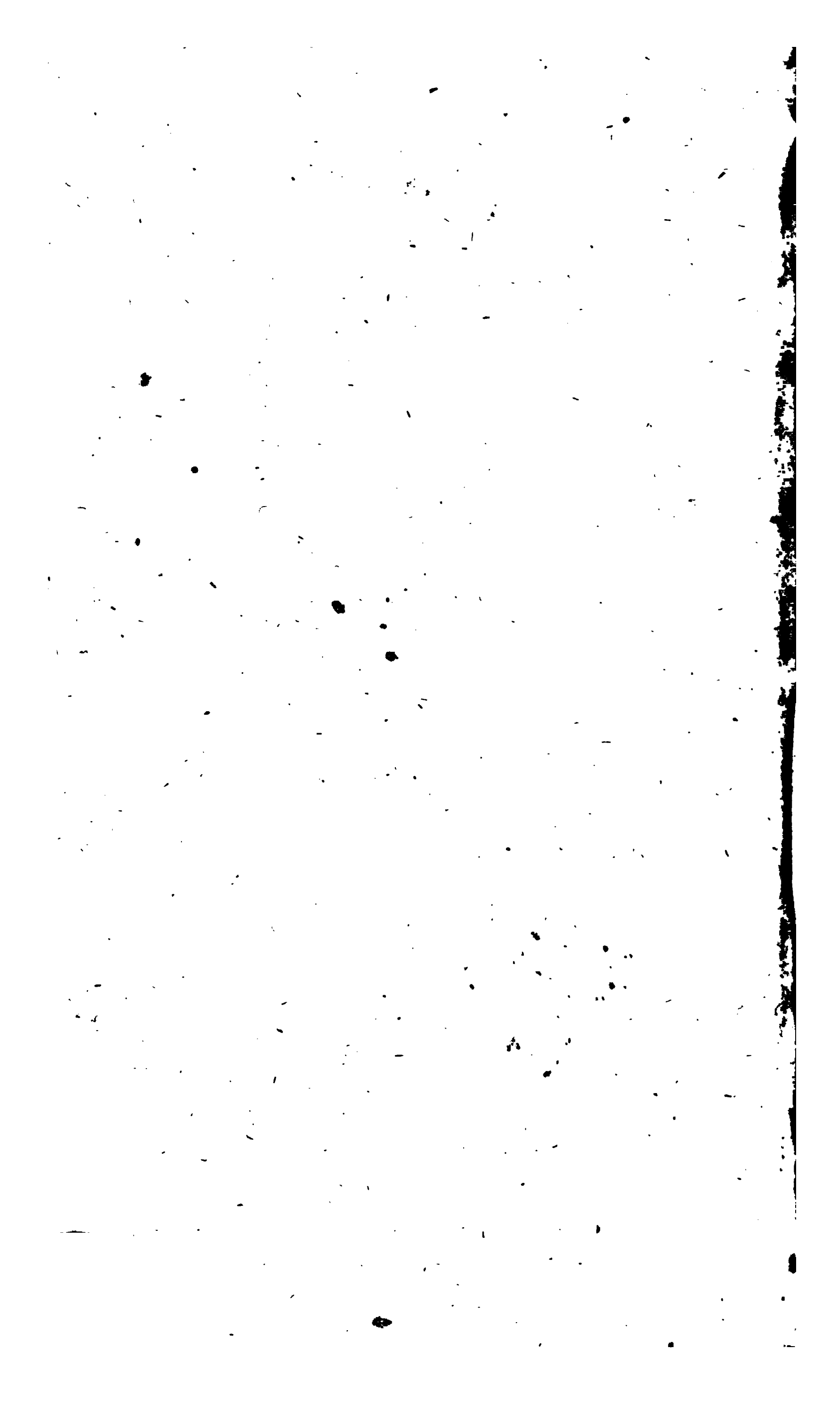


Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Neunter Band.

Seetz bis Tlz.

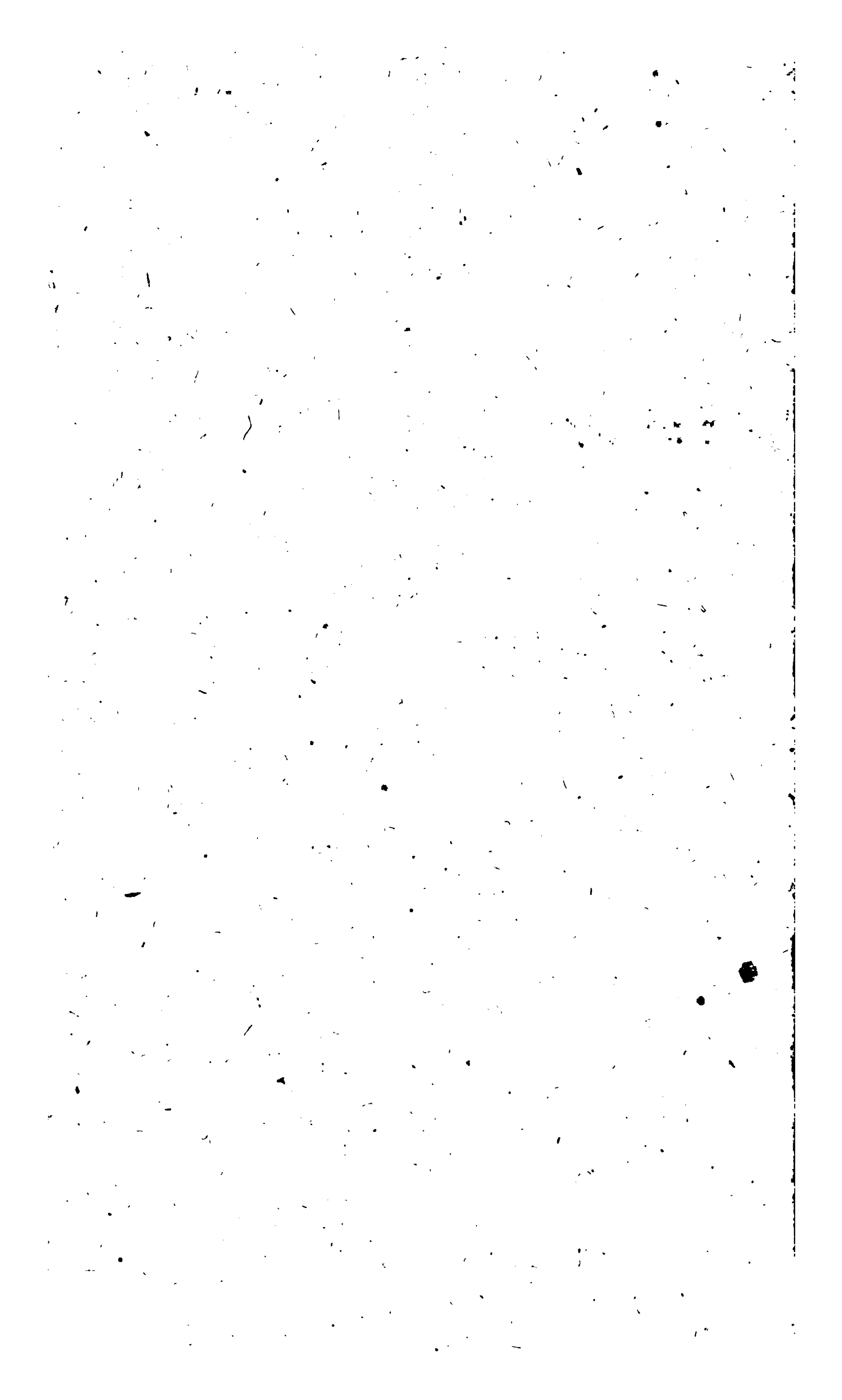
Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1818.



Conversations-Lexicon.

Neunter Theil.

Seetz bis Tiz.



S.

Seetzen (Ulrich Kaspar). Dieser merkwürdige Mann, dessen frühzeitiger Tod ein wesentlicher Verlust für die Welt- und Völkerkunde ist, war aus Ostfriesland gebürtig, und bildete sich zu Göttingen unter Blumenbach zum Naturforscher. Mehrere Abhandlungen statistisch-ökonomisch-naturhistorischen Inhalts machten ihn vortheilhaft bekannt, und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt er in Jever eine Anstellung als russisch-kaiserlicher Kammer-Assessor. Das Studium Asiens hatte ihn bereits lange und vielfach beschäftigt, als er 1802 in Zachs monatlicher Correspondenz (Band VII. S. 143 f.) seine Ideen, wie dieser Welttheil am zweckmäßigsten mit Erfolg zu bereisen sey, bekannt machte. Um dieselbe Zeit kam Seetzen nach Seeberg, und verschaffte sich hier unter Zachs Leitung die zu geographischen Ortsbestimmungen erfoderlichen Fertigkeiten. Der edle Herzog Ernst versah ihn mit den nöthigen Instrumenten, der damalige Erbprinz, jetzige Herzog August, aber bewilligte ihm großmüthig für die Dauer seiner Abwesenheit ein bedeutendes Jahrgeld, theils als Beitrag zu den Reisekosten, theils zu Anschaffung orientalischer Seltenheiten. So ausgerüstet trat Seetzen im August 1802 in Begleitung seines Landsmanns Jacobsen und des nach Ungern zurückkehrenden Prof. Pasquich seine Reise über Wien nach Constantinopel an. Nicht ohne Bestehung großer Gefahren und Schrecknisse kam er am 12ten December 1802 nach Constantinopel. Die dortigen Gesandten europäischer Mächte, mit alleiniger Ausnahme des englischen, nahmen ihn wohl auf, und zeigten sich bereit, seine fernern Reisen zu unterstützen. Besonders nützlich aber war Seetzen die Bekanntschaft mit Joseph von Hammer und dem russischen Staatsrath Froding, der lange in Mocha gelebt hatte. Unter mancherlei Vorbereitungen verflossen sechs Monate, worauf Seetzen zu Lande nach Smyrna reiste. Er besuchte den mysischen Olymp, und machte zahlreiche Ortsbestimmungen, die wesentlich zur Berichtigung der Geographie von Kleinasien beitragen. Smyrna, wo er unter andern mit Bartholdy und dessen Zeichner Grapius, wie auch mit dem dort beinahe einheimisch gewordnen Prediger Usko aus Preußen zusammentraf, verließ er nach Zurücklassung seines erkrankten Gefährten Jacobsen am 7ten October 1803 mit einer Caravane, und erreichte den 23ten November nach einer beschwerlichen und gefährlichen Reise Halep, wo er bei einer Gräfin Ciriman wohnte, deren Bruder, ein Maronit, ihm Unterricht im Arabischen gab. Genaue Kenntniß dieser Sprache war unerläßlich für ihn. Beschäftigt mit ihrer Erlernung, mit dem Ankauf von Handschriften und mit Ausarbeitung vieler schätzbaren Abhandlungen, die in der monatl. Correspondenz und den Fundgruben des Orients abgedruckt worden, verweilte er hier über ein Jahr. Den 9ten April 1805 verließ er Halep, und kam den 23sten mit seiner Handelscaravane nach Damask, wo ihn der französische Arzt Chaboceau freundschaftlich aufnahm. Da er bereits ohne Dolmetscher fortkommen konnte, trat er am 1sten

Mai, halb türkisch, halb arabisch gekleidet, unter dem Namen Musa eine Reise durch Syrien und Palästina an, bald in Gesellschaft, bald allein, da Furcht vor raubenden Beduinen alle zurückscheuchte. Schon am fünften Tage fiel er einem Trupp derselben in die Hände, blieb aber als Arzt, wofür man ihn hielt, von ihnen verschont. Die Ausbeute dieser beschwerlichen Reise, wo er das einst so berühmte, jetzt fast vergessene Trachonitis und Auranitis besuchte, dann in den östlichen von Drusen bewohnten Theil Haurans vordrang, und südlich die Grenzen des steinigen Arabiens berührte, besteht in merkwürdigen Resultaten. Seetzen stieß auf eine Menge römischer Ruinen und Inschriften; in einem kleinen District fand er vierzehn römische Tempel, ein gut erhaltenes Amphitheater, eine mächtige zwanzig Stunden lange Wasserleitung, antike Grabmäler in der Form derer bei Palmyra, drei schöne Stadtthore, eine herrliche, noch ganz erhaltene Kreuzstraße, und viele andre Ruinen. Er copirte eine Menge Inschriften, die sämmtlich, mit Ausnahme einer einzigen palmyrenischen griechisch sind, und unfehlbar wichtige Aufschlüsse geben werden. Im Juni 1805 kam Seetzen nach Damask zurück, um bald darauf neue Entdeckungsreisen im Libanon und Antilibanon zu beginnen. Sechs Wochen lebte er zu Mâr-Serkês in einer Art von Felsengrotte, von wo aus er die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Libanon, deren Höhe er leider wegen Mangels eines Barometers nicht messen konnte, die prächtigen Ruinen von Baalbek, den Tempel der Venus Aphacita und viele bisher unbekannte Ueberreste besuchte, wie auch die beiden merkwürdigen Klöster, das maronitische Kusstheja mit einer syrischen Druckerei, und das griechisch-catholische Kloster Mâr-Juhanna-Schwoïer, das seit 70 Jahren eine arabische Druckerei besitzt, aus der 22 Werke hervorgingen, welche sämmtlich in Gotha sind. Nach elf Wochen kehrte Seetzen nach Damask zurück, wo er sich sogleich zu neuen, höchst gefahrvollen Wanderungen vorbereitete. Den 19ten Januar 1806 trat er dieselben an in der Kleidung eines arabischen Schechs vom Mittelstande, begleitet von einem damascenischen Kramhändler, Jussef-al-Milky, um die Ostseite des Hermon, des Jordan, des todten Meeres, und jene Gegenden kennen zu lernen, deren ehemalige Herrlichkeit ganz in Verfall und Vergessenheit gerathen ist. Nachdem er Hasbeia (einst Cäsarea Philippi) und den See von Tiberias besucht hatte, kam er den 15ten Februar in das Dorf el Hößn zu griechischen Christen. Hier mußte er sich, um mit einiger Sicherheit vor räuberischer Habsucht seine Untersuchungen fortsetzen zu können, fast in Lumpen kleiden. So zog er oft barfuß, meist unter freiem Himmel schlafend, in jenen unwirthbaren Gegenden umher, wegen der eben eingetretenen Fastenzeit fast nur von Wasser, Brot und Oel lebend. Die hier von ihm besuchte Landschaft el Botthyn ist mit großen künstlichen Höhlen angefüllt, und in Mkés (dem alten Gadara) traf er eine Völkerschaft, die mit ihrem Viehe beständig in unterirdischen Höhlen wohnt. Die einstige Herrlichkeit des berühmten Abil war noch erkennbar in einer schönen Stadtmauer, Säulen von Marmor und Ueberresten mächtiger Paläste. Allein die merkwürdigste Entdeckung war am 9ten März 1806 die Auffindung der herrlichen, bisher ganz unbekannt gebliebenen Ruinen von Dscherrasch (sonst Gerasa), zwanzig Meilen südlich von Damask bei dem Dorfe Szuf, die nach Seetzens Beschreibung ein vollkommen würdiges Seitenstück zu denen von Palmyra und Baalbeck abgeben. Leider konnte er diese köstlichen, zum Theil noch unversehrten Ueberbleibsel nicht näher untersuchen, jedoch copirte er einige Inschriften, die hoffentlich über das Ge-

schichtliche Aufschluß geben werden. Auch zu Ammán (später Philadelphia), dieser uralten Residenz, fand Seetzen einen Reichthum ganz unbesucht gebliebner Ruinen, deren nähere Untersuchung die wichtigsten Aufschlüsse verspricht. Trotz der unzähligen Beschwerlichkeiten in Gegenden, wo nur verfallene Städte, Dörfer und Räuberhorden anzutreffen waren, drang Seetzen doch immer weiter südlich längs der Ostseite des todten Meeres vor, erreichte Ende März Karrack, und umreis'te von hier aus auf gefahrvollen Gebirgspfaden das Südende jenes Sees, dessen Salzigkeit jedes lebende Wesen daraus entfernt. Eine darin gelegne Insel konnte Seetzen, da ein Kahn fehlte, nicht besuchen. Am 7ten April kam er nach zwölfwöchentlichen Wanderungen in das Kloster zu Santa-Terra nach Jerusalem, wo er damals der einzige europäische Pilger war, ging den 25sten Mai nach Jaffa ab, und von da zur See nach Acre, wo er bis Ende des Jahrs blieb, seine Tagebücher und Sammlungen ordnete, und sich zu weitern Reisen rüstete. Zu Anfang Novembers wollte er, wie aus einem Briefe hervorgeht, nach Nazareth, Tabor, Nablos, Jerusalem, zum zweiten Mal, um den todten See, ferner nach Bethlehem und Hebron, dann auf einem noch unbekannten Wege gerade durch die Wüste nach dem Berge Sinai, und so endlich nach Suez und Cairo reisen. Allein die Nachrichten über den ersten Theil dieser Reise sind verloren gegangen, und wir finden ihn erst in Jerusalem wieder, von wo er den 15ten März 1807 nach Hebron abging. Ein Beduine war sein Führer durch die Wüste, auf einem Wege von zehn bis zwölf Tagereisen, den noch kein Europäer betreten hatte. Die dort über herrliche Ruinen in Wady-Musa, Pharaûn und in den Gebirgen von Scharach und Dschebal eingezognen Nachrichten verdienen um so mehr die Aufmerksamkeit späterer Reisenden, als Seetzen leider sie nicht besuchen konnte. Den 27sten März reis'te er von Hebron ab, erreichte den 30sten das öde Ti-Gebirge, überstieg es, und langte, nach einer zwölftägigen Reise durch die Wüste, am 10ten April in dem griechischen St. Catharinen-Kloster auf dem Sinai an. Er bestieg den Horeb, Sinai und St. Catharinenberg, und sammelte über diese merkwürdigen Gegenden eine Menge wichtiger Nachrichten. Den 20sten April trennte er sich vom Sinai und reis'te über Suez nach Cairo, wo er nach langen Entbehrungen bei dem österreichischen General-Consul Rosetti die Freuden und Bequemlichkeiten eines civilisirten Lebens wieder fand. Hier beginnt gleichsam eine zweite Epoche in Seetzens Reisen. Er verweilte zwei Jahre in Cairo, theils seine Tagebücher zu ordnen, sich mit dem Arabischen vollkommen vertraut zu machen, und die zu seinen fernern Reisen nöthigen Nachrichten einzuziehn, theils um der Absicht seines hohen Beschützers durch Erkaufung merkwürdiger orientalischer Seltenheiten zu entsprechen. Für alle diese Zwecke war Cairo der passendste Ort, und wirklich blieb keiner unerreicht. Er brachte namentlich eine kostbare Sammlung von 1574 Handschriften, 3526 Antiquitäten und vielen mineralogischen, botanischen und zoologischen Seltenheiten zusammen. Im Mai 1808 besuchte er von Cairo aus die Provinz el Feium, die Pyramiden von Giseh, die Ibis- und Mumiengrotten bei Sakara und den großen Landsee bei Birket el Körra. Zugleich trat er förmlich zum Islam über, da er außerdem weder Mekka und Medina, noch die von Wuhabiten besetzten Gegenden hätte besuchen können. Im April 1809 verließ er Cairo. Er untersuchte auf der Reise nach Suez den alten Verbindungscanal zwischen dem rothen Meere und dem Nil, von dessen früherer Existenz er sich vollkommen überzeugte. Von Suez aus

reis'te er, der dringendsten Gegenvorstellungen nicht achtend, denn man hatte ihn als Christen erkannt, und schrieb seinen Zaubereien das Ausbleiben des Regens in der Wüste zu, auf Akaba, mußte aber wirklich noch eine Tagereise davon entfernt umkehren. Als Ersatz dienten ihm viele aufgefundene Inschriften und manche merkwürdige Nachricht über das alte Midian. Ende Juli 1809 kam er nach Suez zurück, und reis'te bald darauf zur See nach Jenbua und Dschidda, von wo er nach Mekka pilgerte. Hier, wo er den 8ten October einzog, blieb er den Fastenmonat Ramadan. Dann ging er über Dschidda nach Medina, wo es ihm gelang, einen Plan nebst einer Ansicht der Stadt und deren Nachbarschaft, einen Grundriß von dem heiligen Tempel und ein Paar Ansichten von der Grabcapelle des Propheten zu entwerfen. Sodann ging er abermals nach Dschidda und von da zum zweiten Mal nach Mekka, um der dort im Monat Januar gesetzmäßig Statt findenden Wallfahrt beizuwohnen, welche er als ein Schauspiel schildert, das seines gleichen nicht auf der Welt hat. Auch hier gelang es ihm, die Augen der Späher zu täuschen, und nach und nach einen Plan von der heiligen Moschee, von der Stadt, eine Karte von der Umgegend, und sechszehn Prospecte der Moschee und einzelner Theile derselben zu entwerfen. Auch bestimmte er die geographische Lage der Stadt. Im März 1810 reis'te Seetzen abermals nach Dschidda, um Jemen zu besuchen. Sein ehemaliger Lehrer Schech-Hamse begleitete ihn. Bis Hodede ging die Reise zu Wasser, dann zu Lande, über Bel-el-Fakih, Sebid, die Caffeepflanzungen von Haddile, Kusma, Doran, Sanc, Damas, Taes nach Aden, und von hier auf dem nie von Europäern besuchten Küstenwege nach Mocha. Die Sicherheit, welche außerdem in Jemen herrschte, ward hier durch einen herumstreifenden Beduinenstamm gestört, und nur mit Mühe kam Seetzen unberaubt nach Mocha, wo er wieder mit Europäern zusammentraf. Sein von hier aus unter dem 17ten November 1810 an Herrn von Lindenau geschriebener Brief ist die letzte von ihm selbst nach Europa gelangte Nachricht. Es heißt darin: „Von Arabien bleibt mir nun noch Hadramût, Omân und die Südküste von Aden bis zum persischen Meerbusen zu untersuchen übrig, und ich hoffe, innerhalb wenig Tagen die Reise dahin antreten zu können." — Sein Weg sollte gehen über Sana nach Hadramut, von dort nach einem Hafen der nächsten Küsten und einigen östlichern Häfen, und dann von Maskat zu Schiffe nach Mocha zurück. Zugleich drückt er in diesem Briefe die bestimmte Absicht aus, nach beendigter Reise in Arabien, seinen so lange genährten sehnlichen Wunsch auszuführen, und in das Innere von Afrika zu dringen, wobei er sich allerdings mehr als irgend ein Andrer einen glücklichen Erfolg versprechen durfte. Leider sollte er von allen diesen Planen keinen ausführen. Nachdem vier Jahre lang keine weitere Nachricht von Seetzens Schicksal zu uns gekommen war, meldete 1815 ein englischer Reisender, Buckingham, von Mocha aus, an Herrn von Hammer in Wien folgendes: Als Seetzen in Mocha angekommen war, ließ der dortige Dola alle seine Effecten, die in wissenschaftlichen Sammlungen bestanden, in Beschlag nehmen, und als er sich in seinen Erwartungen, große Schätze darin zu finden, betrogen sah, an den Imam von Sana unter dem Vorgeben abliefern, daß diese Dinge zu Ausübung von Magie und Zauberei bestimmt wären. Nach langen fruchtlosen Versuchen, zu seinem Eigenthum wieder zu gelangen, beschloß Seetzen, sich an den Imam von Sana selbst zu wenden, und reis'te zu diesem Behuf im October 1811 dahin ab; allein kurze Zeit darauf kam durch die ihn begleitenden Ara-

der die Nachricht nach Mocha, daß er auf der zweiten Tagereis
der Nähe von Taes plötzlich gestorben sey, wie man allgemein glau
auf Befehl des Imam von Sana vergiftet. Einen Theil seiner Pap
hatte Seetzen kurz zuvor dem italienischen Kaufmann Benzoni zur
sorgung übergeben, welcher solche vor seinem bald darauf erfolgten
de einem dortigen Banianen anvertraute, aus dessen Händen sie in
des Dola kamen, und so wahrscheinlich ebenfalls verloren sind.
spätere aus Bombay nach England gekommene Nachricht stimmt
dieser im Wesentlichen überein. In der That unersetzlich ist der V
lust dieses Mannes, so wie seiner letzten Tagebücher und Sammlun
Die herrlichen Früchte, welche wir seiner leider nur halb vollend
Reise verdanken, und welche durch die Herausgabe seines sechsjähr
Tagebuchs, das bis zum April 1809 reicht, und ganz ausgearbeitet
den Händen seiner Familie ist, auch dem Publicum mitgetheilt wer
sollen, machen den unterbrochnen Fortgang derselben allen Freunden
Wissenschaft doppelt schmerzlich fühlbar. Aber auch schon jetzt tritt
den berühmtesten Reisenden würdig an die Seite. Die Geographie
südöstlichen Gränzen von Europa und Asien, die ganze Lage von S
rien, Palästina und Arabien wird durch Seetzens zahlreiche astrono
sche Beobachtungen mit vermehrter Sicherheit bestimmt; seine ganz a
eigne Ansicht gegründete Karte des todten Meeres und dessen Umgebu
gen gibt ein deutliches Bild einer zeither nur wenig bekannten Gegen
seine gefahrvollen Wanderungen in den östlich vom Jordan gelegn
von keinem Europäer in neuerer Zeit betretnen Ländern, seine Entd
kung der herrlichen Ruinen von Dscherrasch und Philadelphia haben d
künftigen Alterthumsforscher eine neue Welt eröffnet; seine dort gesa
melten zahlreichen Inschriften lassen Licht über die frühere Geschic
jener so berühmten, nun vergeßnen Ursitze der Cultur im grauen Alt
thum hoffen; seine Beschreibungen von Damask, Acre, Cairo, Su
Dschidda, Sana, Mocha, und ganz besonders von Mekka und Me
na, übertreffen alles zeitherige; ausgezeichnete Verdienste hat er um
arabisch-afrikanische Sprachkunde; seine Nachrichten über die Völk
stämme Arabiens, über deren Gesetze, Sitten und Lebensart, über
Topographie, Einwohner und Regierungsform des innern Afrika,
er theils durch eigne Ansicht, theils aus dem Munde Eingeborner sa
melte, sind treffliche Bereicherungen für Länder- und Völkerkunde;
durch seine Bemühungen begründete orientalische Sammlung in Got
die schon jetzt mehr als 2000 orientalische Handschriften und einen r
chen Schatz von Antiquitäten und Naturproducten enthält, und n
bedeutenden Zuwachs erwartet (da von Seetzens Sendungen noch üb
ein Drittel zurück ist), verspricht dem Sprach- und Naturforscher e
reiche Ausbeute für die genauere Kenntniß des Orients zu gewähren.

Seewissenschaften begreifen unter sich die Lehre vom Schi
bau, von der Tackelasche, von der Regierung des Schiffes, die S
tactik, die Signalkunst und die Steuermannskunst. Ueber einige s
man die eignen Artikel.

Segment (Kreisabschnitt), wird in der Mathematik derjen
Theil des Kreises genannt, der zwischen der Sehne und dem Bog
liegt.

Segrais (Jean-Baptiste de), zu Caen den 20sten August 16
von adeligen Aeltern geboren, wurde von ihnen zum geistlichen Stan
bestimmt, er kam zu der Prinzessin von Montpensier, die ihn zu ihre
Almosenier ernannte, welche er aber nachher verlassen mußte, weil
ihre Heirath mit Lauzun gemißbilligt hatte. Endlich ging er nach

nem längern Aufenthalt bei Madame La Fayette in sein Vaterland, die Normandie, zurück, wo er sich 1676 mit einer reichen Verwandten verheirathete. Als Idyllendichter hat er sich besonders ausgezeichnet, und noch immer gehören seine Schäfergedichte, denen selbst Boileau, der strenge Kritiker gegen seine Zeitgenossen, seinen ruhmvollen Beifall ertheilte, zu dem Bessern, was die Franzosen in dieser Dichtungsart, für die sie so wenig Sinn haben, aufweisen können. Außerdem hat er noch mehrere kleine witzige und gefällige Lieder, Epigramme u. s. w. gedichtet. Die beste, uns bekannte Ausgabe seiner Werke erschien zu Amsterdam 1723 unter dem Titel: Oeuvres de Mr. de Segrais in 8. Es sind auch sieben aus Virgil übersetzte Eklogen darin befindlich. P. N.

Seguier (Antoine-Jean-Matthieu, Baron de), Staatsrath, erster Präsident des königl. Gerichtshofs zu Paris, Commandant der Ehrenlegion, Pair von Frankreich 2c., ist 1768 geboren, und ein Sohn des General-Advocaten Seguier, diente als Offizier unter der condéschen Armee, kam nach Robespierre's Sturz nach Frankreich zurück, ward Gouvernements-Commissär bei den pariser Tribunälen, und hernach Präsident des Appellationsgerichts und Maitre des requêtes beim Staatsrath. Seine Adressen an Napoleon zeichneten sich durch eine vorzüglich gewandte und ausgesuchte Schmeichelei und Devotion aus; und in demselben Styl war auch seine Adhäsionsacte zu Ludwigs XVIII Thronbesteigung abgefaßt. Der König machte ihn zum Staatsrath und Präsidenten des königlichen Gerichtshofs zu Paris, was er Ende 1815 noch war.

Ségur (Luis-Philippe, Graf von), Obercerenmonienmeister, Senator, Großkreuz der Ehrenlegion, Pair von Frankreich, Mitglied des Instituts 2c., ältester Sohn des Marschalls Marquis von Ségur, ist 1753 geboren, unterzeichnete 1787 als Gesandter in Petersburg einen Handelstractat, der Frankreich alle die Vortheile zur See gewährte, die England sonst ausschließlich genoß, war eine kurze Zeit Deputirter des pariser Adels bei den Generalständen, dann Gesandter in Rom und in Berlin, emigrirte, kam nach dem 18ten Brumaire zurück; schloß sich sehr an Napoleon an, für dessen lebenslängliches Consulat er als Mitglied des gesetzgebenden Körpers eifrig stimmte, und erhielt von ihm nach einander die oben genannten Würden. 1803 ward er in das Institut aufgenommen. Bei Napoleons Rückkehr trat er sein altes Amt als Obercerenmonienmeister wieder an, und da er auch in dessen Pairskammer Sitz genommen, ward er durch die königliche Verordnung vom 24sten Juli 1816 verbannt. Er ist einer der vorzüglichsten französischen Liederdichter. Sein jüngerer Bruder, Alexandre-Joseph, Vicomte de Ségur, ging früh ins Militär, und schützte als Chasseur-Oberster die Flucht von Mesdames, den Tanten des Königs, nahm als Maréchal-de-Camp den Abschied, und widmete sich ganz der Literatur. Er ist der Verfasser vieler beliebten Theaterstücke und besonders artiger Vaudevilles. — Philippe, Graf von Ségur, Sohn des erstern, lebte ganz für die Waffen, in denen er sich rühmlich ausgezeichnet. Er focht im Kriege von 1806 als Maréchal des logis de la Maison de l'Empereur, 1808 als Major in Spanien, wo er, bei Madrid verwundet, Adjutant-Commandant ward, und 1812, 13 und 14 gegen Rußland als Brigade-General. Nach Ludwigs XVIII. Thronbesteigung ward er Maréchal-de-Camp, Commandant der Ehrenlegion und St. Ludwigsritter.

Segur (Olympia von), heirathete den Marquis von Belcier, Sohn des ersten Präsidenten von Bordeaux. Als ihr Gemahl in dem

Schlosse Trompette gefangen saß, entschloß sie sich, ihn zu befreien; sie besuchte ihn, und beredete ihn, ihre Kleider anzuziehen, und ihren Kopfputz aufzusetzen. Es gelang. Belcier entwischte des Abends, ohne von den Wachen erkannt zu werden. Seine Gattin blieb statt ihres Ehemannes im Gefängnisse. Herodot erzählt, daß die lacedämonischen Ehefrauen, um ihren Gatten das Leben zu retten, sich dieses Mittels bedienten. Im J. 934 gebrauchte Donna Sancha eben diese List, um ihren Gemahl, Ferdinand von Castilien, zu befreien, welches ihr auch so gut glückte, wie der Gräfin La Valette zu Paris, die im Jahre 1815 durch dies Mittel ihrem Mann zur Freiheit verhalf.

Sehen ist die Empfindung, welche die sichtbaren Gegenstände, wenn sie erleuchtet sind, mittelst des Auges auf unsre Gehirnnerven hervorbringen, und die uns in den Stand setzt, die Gestalt, Größe, Farbe und sonstige Beschaffenheit derselben zu beurtheilen. Das Auge ist das Werkzeug und das Licht das Mittel dazu; von beiden ist in eignen Artikeln gehandelt. Keplern gebührt der Ruhm, zuerst die wahre Ursach des Sehens entdeckt und gezeigt zu haben, daß von jedem sichtbaren Punkte eines sichtbaren leuchtenden oder erleuchteten Körpers Strahlenkegel in gerader Linie ausströmen und ins Auge kommen (s. Auge). Deutlich sehen wir einen Gegenstand, wenn sich jeder strahlende Punkt desselben auch deutlich wieder als Punkt auf der Netzhaut abbildet. Kommen die Lichtstrahlen, welche von einerlei Punkt ausgehen, in ihrem Vereinigungspunkt vor oder hinter der Netzhaut zusammen, so muß das Bild auf der Netzhaut undeutlich werden, und ein undeutliches Sehen des Gegenstandes zur Folge haben. Hierdurch aber bekommen wir auch keine richtige Vorstellung von der wahren Größe, Entfernung, Lage, Gestalt und Bewegung eines gesehenen Gegenstandes, sondern wir müssen mit dem Sehen zugleich die Urtheile über die Beschaffenheit des Gesehenen verbinden, die wir mit Hülfe der übrigen Sinne, zumal des Gefühls, von Jugend auf zu fällen uns gewöhnen, und wobei uns der in der Kindheit so unwiderstehliche Trieb leitet, das Gesehene auch zu betasten. Auf diese Weise vergleichen wir stets das Gesehene mit dem Betasteten, und erlangen dadurch eine Fertigkeit, über einen gesehenen Gegenstand mit Hülfe des Gefühls augenblicklich und richtig zu urtheilen. Diese Fertigkeit verwebt sich nach und nach so innig mit dem Sehen, daß wir zuletzt das Sehen mit dem Urtheile über das Gesehene verwechseln. Hierauf beruht das Augenmaß. Sehen wir Gegenstände, über deren Beschaffenheit wir vorher noch keine Vergleichung mit Hülfe des Gefühls anstellen konnten, so täuschen und irren wir uns leicht; denn wir wenden alsdann die Urtheile von gewöhnlichen Fällen an, die doch für ungewöhnliche nicht gelten. Daraus entstehen Gesichtsbetrüge, wenn auch das Sehen selbst, in so fern es bloß optischer Erfolg ist, nach den gewöhnlichen und richtigen Gründen erfolgt. Sind unsre beiden Augen gesund, so sehen wir mit denselben die Gegenstände zu gleicher Zeit, und dennoch nur einfach. Dies zu erklären, sind vielerlei Hypothesen aufgestellt worden. Vielleicht sehen wir in der frühesten Jugend wirklich die Gegenstände doppelt, bis wir uns mit Hülfe des Gefühls auch hier belehren, und endlich eine solche Fertigkeit erlangen, daß wir uns jeden Gegenstand auch bei doppeltem Bilde als einfach vorstellen. Manches möchte sich indeß auch dagegen einwenden lassen.

Sehne, Flechse nennt der Anatom diejenige Partie des Muskels, welche silberglänzend, zäher, härter und fester ist als der übrige Muskel, und dazu dient, die Action desselben auf einen Punkt zu con-

centriren, nämlich auf denjenigen Ort eines Knochens, welcher durch den Muskel in Bewegung gesetzt werden soll. Die zweibäuchigen Muskeln, die aus zwei Muskeln zu bestehen scheinen, haben den sehnigen Theil in ihrer Mitte. F.

Sehne nennt man in der Mathematik diejenige gerade Linie, welche den Kreis in zwei verschiedenen Punkten berührt. Je näher eine solche Sehne dem Mittelpunkte liegt, desto länger ist sie, so daß der Diameter oder Durchmesser, der durch den Mittelpunkt von einem Ende des Kreises bis zum andern geht, die größte Sehne ist.

Seide, das eigenthümliche Gespinnst der Seidenraupe, Phalena Bombyx, womit diese sich in ihren Cocon einspinnt. Die früheste Kenntniß der Seide und ihre Anwendung zum Weben muß den Chinesen und Indianern zugestanden werden. Bei jenen ist die Seidenweberei eine Erfindung der Kaiserin Selingch (2600 vor Chr. Geb.). Die Griechen nannten die Pamphylo von Eos ihre Lehrerin in dieser Kunst. Noch jetzt liefern China und Italien die mehrste Seide. Hat sich der Seidenwurm eingesponnen, so tödtet man ihn durch Terpentinöl, oder in einem Backofen, und haspelt die rohen seidnen Fäden auf einem künstlichen Seidenhaspel ab. Die Cocons werden zu dem Ende in einen Kessel mit ziemlich kochend heißem Wasser geworfen, die äußere lockere oder Floretseide zuerst abgenommen, und die innere festere für sich gewickelt. Das heiße Wasser dient, um den Leim, welcher die Fäden im Cocon zusammenklebt, aufzuweichen. Zu der festen Seide werden 8 bis 24 einfache Cocon-Fäden zu einem starken zusammengehaspelt. Diese rohe Seide ist weiß oder gelb. Sie kann nicht wie Flachs gebleicht werden, nur durch Degummiren (Auskochen) mit 20 bis 25 Procent Seife gibt man ihr die gehörige Weiße und nimmt ihr den natürlichen Firniß, der sie verhindert, Farben leicht anzunehmen. Eine solche degummirte Seide wird auf eignen Maschinen, vorzüglich im Piemontesischen, gezwirnt, und nachdem sie lockerer gezwirnt ist, nennt man sie Organsinseide oder festere Tramseide. Jene dient zur Kette, diese zum Einschuß, und jede hat von den Orten, wo sie zubereitet ward, noch Beinamen. Der zum Weben der Seide bestimmte Stuhl ist nach seinem Zweck einfacher oder zusammengesetzter, in der Hauptsache kommt er dem gewöhnlichen Webestuhl nahe. Von den seidenen Zeugen hat man A. glatte, 1. Taffet, wozu ebenfalls Florence gehört. Er ist bisweilen gestreift; 2. Gros de Tours ist schwerer als jener, weil jeder Einschuß aus 4 — 6 Fäden besteht; 3. Bast und 4. Terzenelle. B. Geköperte: 1. seidene Serge, 2. Levantin, 3. Atlas oder Satin bekommt seinen Glanz dadurch, daß sehr weiche Seide sowohl zum Einschuß als zur Kette kommt. C. Façonirte Arbeit: a. Fußarbeit, 1. Brillanttaffet, dessen Figuren aus lauter Quadraten bestehen; 2. Spiegeltaffet, dessen Figuren längliche Quadrate sind; 3. Zeuge mit Gerstenkornmuster; b. Zugarbeit wird auf dem Kegelstuhle oder Zampelstuhle gewebt; 1. gezogener Gros de Tours oder Peruvienne; dessen Kette aus zweierlei farbigen Fäden besteht. Es wird mit 80 bis 100 Schäften gewebt, und erscheint auf beiden Seiten rechts; 2. einfacher Droguet, an welchem die Figur farbig ist; 3. Droguet-Lisere mit mehrfarbigen Figuren; 4. geblümter Taffet; 5. gestreifter Taffet; 6. geblümter Atlas; 7. Damast; 8. geblümter Moir hat einen Gros-de-Tour-Grund und Atlasblumen. D. Stoffe erhalten durch das Brochiren große und vielfarbige Blumen, und werden auf dem Zampelstuhle gewebt. Der Stoff hat gewöhnlich nur einen

Taffetgrund, bisweilen sind jedoch noch damastartige Blumen neben den bunten eingewebt. Das Brochiren der bunten geschieht durch eine Menge kleiner Schützen von besondern Farben, auch wird oft in die Kette und in den Einschuß Gold oder Silber mit eingewebt. Bei großen Blumen müssen die langen Brochirfäden gebunden werden, was man Ligage nennt; auch wird oft dem Metall mit der gleichfarbigen Seide in einer anders gefärbten Kette zugleich untergewebt, damit ihre Farbe nicht durchschimmere, d. i. Compagnage. Wird Compagnage und Ligage verbunden, so kann man die großen Blumen mit kleinern unterfüttern. Zu solchen Zeugen gehört der Batavia und der brochirte Sammet. E. Sammet oder geschnittene Seidenarbeit, er ist entweder leicht, schwer, ungeschnitten, Droguetsammet oder Kleidersammet. F. Gazen und Flore. Sie unterscheiden sich dadurch, daß ihre beiderseitigen Fäden so entfernt stehen, daß sie netzartig erscheinen. Hieher gehört 1. Marlé mit sehr groben Löchern, 2. glatter Flor und Filet, 3. Flor und Filet mit Taffetstreifen, 4. façonirter Flor und Filet mit Leingrunde und allerhand Muster, 5. damastartige Gaze, 6. Krepp, der aus ganz roher Seide gewebt ist. G. Halbseidene Zeuge sind entweder aus Seide und Wolle, Leinen oder Baumwolle gewebt. Die fertigen Zeuge werden von allen kleinen Fasern befreit, mit der Kalandermaschine (diese Maschine besteht aus Walzen, deren eine von Holz, die andere von Messing oder Stahl ist, zwischen welchen das fertige Zeug kalt oder erwärmt, auch feucht durchgezogen und geglättet wird), geglättet, mit aufgelöster Hausenblase, Traganth, Gummi, Leim, Zucker, Ochsengalle, &c. auf der rechten oder auch bei manchen auf der linken Fläche bestrichen und sogleich durch Kohlenfeuer ausgetrocknet, d. i. appretirt. F.

Seidelmann (Jacob), Professor an der Akademie der Künste zu Dresden, geboren 1750. Sein Vater war Kammermusikus bei der dresdner Capelle und seine Mutter die Tochter des dasigen Hofmahlers Lindemann. Das gab Veranlassung, daß der ältere Sohn dieses Ehepaars (der vor mehrern Jahren verstorbene rühmlich bekannte Capellmeister) die Musik, der jüngere hingegen die Mahlerei studirte. Im J. 1771 ging Letzterer, mit einer Pension vom sächsischen Hofe und einem Empfehlungsschreiben von der Churfürstin Mutter an den Ritter Mengs versehen, nach Rom, wo er bis zum Tode dieses berühmten Meisters seine Studien unter dessen Leitung fortsetzte. Kurz nachher erschuf er sich eine ganz neue, hauptsächlich zum Darstellen der Antike geeignete Zeichenmanier in Sepia, die ihm große Bestellungen und Vortheile verschaffte. Das Glück, welches diese Art zu zeichnen machte, bewog in der Folge viele Künstler, sich ebenfalls darin zu versuchen; noch immer aber ist er und seine Gattin, deren Kunstlehrer er war, unerreicht geblieben. Unter andern zeichnete er für den letzten Markgrafen von Bayreuth ein ganzes Cabinet, welches sich jetzt in der Gemähldesammlung der verstorbenen Königin von Preußen zu Berlin befindet. — Im J. 1781 kam er aus Italien nach Dresden zurück, wo er unaufhörlich beschäftigt war, die vorzüglichsten Gemählde der dortigen Gallerie in seiner Manier wiederzugeben. — Nach des Professors Casanova Tode ward er bei der dresdner Akademie als Professor angestellt, und führte mit dem damaligen Professor Schönau abwechselnd das Directorium derselben. — Nach der Zeit ist er noch fünf Mal in Aufträgen zu Fertigung von Zeichnungen für Engländer und Russen nach Italien gereist. Seine letzten, ganz ausgezeichnet schönen Arbeiten verdankt

man der Bestellung des Kaisers Alexander. Es sind Copien berühmter großer Bilder der dresdner Gallerie in der Größe der Originale. Der Umstand, daß einige derselben auf der Reise beschädigt wurden, gab Veranlassung, daß der Künstler selbst vom Kaiser mit einer Einladung nach Petersburg sich beehrt sah. Hier brachte derselbe 13 Monate auf Kosten der Krone zu, um die beschädigten Tableaux herzustellen; ein Geschäft, welches, so schwierig es auch die besondere Zartheit dieser Art von Zeichnungen macht, dem geistreichen Fleiße des unermüdeten Künstlers in hohem Grade gelungen seyn soll.

Seidelmann (Appollonia), geb. de Forgue, Gattin des Professors Jacob Seidelmann. Schon in Venedig, ihrem Geburtsorte, hatte sie Unterricht im Zeichnen erhalten, worin sie sich nachher zu Dresden unter der Leitung ihres Gatten vervollkommnete. Im J. 1790 reiste sie mit demselben nach Italien, wo sie in der Schule der berühmten Theresa Maron, Schwester des Raphael Mengs, sich drei Jahre lang der Miniaturmalerei widmete. — Nach ihrer Rückkehr nach Dresden erhielt sie aus dem Akademiefonds eine Pension. Neuerlich hat sie sich mehr mit Arbeiten in der Manier ihres Gatten, als mit Miniaturmalen beschäftigt und durch eine seelenvolle Nachbildung vieler der schönsten Gemählde der dresdner Gallerie, sich als seltene Künstlerin gezeigt. Eine ihrer wichtigsten und vortrefflichsten Arbeiten in der letzten Zeit war die Zeichnung der berühmtesten rafaelschen Madonna in dieser Gallerie, nach welcher der im J. 1816 leider! viel zu früh, verstorbene Professor Müller in Dresden den berühmten Kupferstich geliefert hat. Eine Bemerkung verdient noch das ausgezeichnete Talent dieser Künstlerin für gesellige Unterhaltung, und wie schön sie ihre, auch im Auslande bekannt gewordenen, zahlreichen Abendversammlungen durch die Gewandheit ihres fast immer heitern Geistes zu beleben versteht. Hierzu trägt nicht selten der vortreffliche Gesang der reizenden Tochter dieses Künstlerpaars, Luise Seidelmann bei, welche für Musik und Zeichenkunst gleich große Talente von der Natur erhalten hat. Ln.

Seidenraupe, das nützliche Insect, welches die Seide liefert. Der Schmetterling gehört zu den spinnenden Nachtfaltern. Europa besitzt die Seidenraupe erst seit 560 nach Chr. Geb., wo Kaiser Justinian sie durch Mönche aus Indien nach Griechenland bringen ließ. Mit ihnen mußte man auch den Maulbeerbaum aus Asien nach Europa verpflanzen. Beide Producte kamen aus Griechenland nach Italien, von da nach Frankreich, Spanien und andern Ländern, und jetzt zieht man sie sogar in Norddeutschland und Preußen. Das ursprüngliche Vaterland der Seidenraupe scheinen alle die Länder Asiens zu seyn, wo der weiße Maulbeerbaum, der ihr zur Nahrung dient, wild angetroffen wird. Hier lebt sie sich selbst überlassen im Freien. Ihrer großen Nützlichkeit wegen aber hat der Mensch sie unter seine besondere Pflege und Aufsicht genommen, und ohne Zweifel ist dadurch die Seide selbst veredelt worden. Das vollkommne Insect, der Seidenvogel, ist mit ausgebreiteten Flügeln ungefähr anderthalb Zoll breit und höchstens einen Zoll lang. Die Flügel sind schmutzig oder gelblichweiß, mit drei blaßbraunen Streifen und einem mondförmigen, öfters kaum sichtbaren Fleck. Sein einziges Geschäft ist die Fortpflanzung. Das Männchen stirbt bald nach der Begattung. Das Weibchen legt einige Tage nach einander 3 bis 500 Eier und stirbt dann gleichfalls. Die Eier bedürfen zu ihrer Ausbrütung einer Wärme von 18 Grad Fahrenheit, und schlüpfen dabei binnen 4 bis 8 Tagen aus. In dem Vaterlande des Insects bleiben die Eier den Winter über an den Bäumen sitzen, und

die Räupchen schlüpfen im Frühlinge aus, sobald die Sonnenwärme den Knospen des Maulbeerbaums das Laub entlockt. Bei uns darf man sie nicht eher auskommen lassen, als bis auch Nahrung für sie da ist. Die Seidenraupe ist, wie andre Raupen sehr gefräßig, und dabei sehr empfindlich gegen Kälte, Nässe und Winde. Wärme, trockne heitre Luft und Ruhe sind zu ihrem Gedeihen nothwendige Erfordernisse; außerdem erkranken und sterben viele. Die kleinen Raupen sehen anfangs schwarz aus, häuten sich aber während ihres 6 bis 7 Wochen langen Lebens mehrmals, und verändern bei jeder Häutung die Farbe. Nach der letzten erscheint die Raupe weißlich oder braun mit dunklerm Kopfe. 6 bis 7 Tage darauf bemerkt man unter dem Halse eine Röthe, woraus man schließen kann, daß die Zeit der Verwandlung nahe ist. Die Raupe hört jetzt auf zu fressen, wie vor den Häutungen, läuft unruhig und schnell umher und sucht einen bequemen Platz auf, um sich zu verwandeln. Sobald sie ihn gefunden hat, fängt sie ihr Gespinnst (Cocon) an. Sie hat dazu, wie alle Spinner unter den Raupen, eigne Gefäße in ihrem Innern, in welchen sich gegen die Zeit der Verwandlung aus dem Nahrungssafte eigne klebrige und gleichsam harzige Säfte, die sehr fein und durchsichtig sind, absondern. Wenn man eine in Weingeist getödtete Raupe längs des Rückens aufschneidet, so erblickt man ein Bündel cylindrischer Röhrchen, die wie Gedärme aussehen, vielfach durch einander gewunden sind, und über dem großen Darm liegen. Sie laufen vorn am Maul in zwei sehr feine Oeffnungen aus, durch welche sich der oberwähnte Saft ergießt. Wenn nun die Raupe das Gespinnst anfängt, so klebt sie zwei äußerst feine Tröpfchen des aus den Oeffnungen hervorquellenden Saftes an denjenigen Gegenstand an, an welchem sie ihr Gespinnst anhängen will, bewegt den Kopf hin und her, und haspelt auf diese Weise zwei sehr dünne Fäden aus beiden Oeffnungen heraus. Beide sind helldurchsichtig und verhärten bald an der Luft. Die Raupe weiß sie geschickt mit den Vorderfüßen zu einem Faden zu verbinden, und so zu ihrem Zweck zu verarbeiten. Den ersten Tag spinnt sie nur ein unordentliches, weitläuftiges, unzusammenhängendes Gewebe, das dem eigentlichen Cocon zur Befestigung dient. Den andern Tag zieht sie die Fäden um sich herum und bildet die eirunde Hülle des eigentlichen Cocons, in deren Mitte sich die spinnende Raupe befindet. Das Gespinnst wird nach und nach immer dichter und endlich entzieht sich der Körper der Raupe dem Auge des Beobachters völlig. Die ganze Arbeit dauert sieben bis acht Tage. Der eigentliche Cocon, welcher die feine Seide gibt, besteht aus einem einzigen ununterbrochnen Faden von 900 bis 1000 Fuß Länge. Ganz inwendig oder zunächst um sich her, macht die Raupe eine dichte häutige Hülle aus dem Rest des klebrigen Saftes, die weder der Luft noch der Feuchtigkeit Eingang verstattet, und verwandelt sich darin selbst zur Nymphe oder Puppe, indem sie zum letzten Mal ihre Raupenhaut abstreift. Der Nymphenstand währt zwei bis drei Wochen, worauf der oben beschriebene Schmetterling durch ein kleines rundes Loch, das er bei dem Mangel an Nagewerkzeugen wahrscheinlich mittelst eines ätzenden Saftes verursacht, auskriecht. Die Oeffnung unterbricht den Zusammenhang des Fadens und macht den Cocon unbrauchbar, daher man die Puppe noch vor dem Auskriechen durch Rösten der Cocons zu tödten bedacht ist. In Deutschland ist die Seidencultur nur durch große Sorgfalt auf künstlichem Wege möglich; aber trotz der ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten hat sie sich in den letzten 50 Jahren ungemein gehoben. Der große Friedrich setzte Prämien dafür aus, und schon 1774 wurden

in den Provinzen Magdeburg, Halberstadt, Brandenburg und Pommern 6849 Pfund reiner Seide gewonnen.

Seiks sind eine in Hindostan verbreitete religiöse Secte, welche sich zu dem reinsten Deismus bekennt, indem sie nur einen einzigen und unsichtbaren Gott verehrt, und sich dadurch vorzüglich von den Hindus unterscheidet. Der achtungswerthe Stifter dieser Secte war Nanec Schah, aus der Caste der Schettris und dem hinduschen Stamme der Wedis, welcher im Jahr 1469 nach Chr. Geb. in dem Dorfe Rajepuse in der Provinz Lehor geboren wurde. Nanec war noch sehr jung, als er von einigen Fakirs, mit welchen er auf einer Handelsreise zusammentraf, zu dem Nagornai-Gottesdienst, welcher in der Verehrung eines einzigen Gottes besteht, bekehrt wurde. Eine lebhafte Phantasie machte ihm sein Handelsgewerbe zuwider, und um seine heiße Wißbegierde zu befriedigen, durchwanderte er ganz Hindostan, Persien und Arabien, besuchte die heiligen Wallfahrtsorte der Mohammedaner, Mecca und Medina, und die heiligen Secten der Hindus in Wetale, so wie die Picos (mohammedanische Heilige) in Multan. Späterhin lernte er die Lehrsätze der Sofi's kennen und befolgte ihre Lehren, vorzüglich benutzte er die Schriften eines zu dieser religiösen Secte gehörigen Mohammedaners Kabik, der die Profession eines Webers trieb, zur Zeit des Kaisers Scherschah lebte, und in allen seinen Schriften allgemeine Menschenliebe und insbesondere religiöse Duldung empfahl. Nanec entsagte nun allen Weltgeschäften, und weihte sein ganzes Leben der Teepesijah (der reinsten Andacht), und begeisterte sich zu der erhabenen und menschenfreundlichen Idee, durch eine einfache Religion und eine gereinigte Sittenlehre eine Vereinigung zwischen den Hindus und den Mohammedanern zu bewirken. Er behandelte daher Beider Religion mit Achtung und suchte sie nur des Ueberflüssigen und einander Widerstreitenden zu entladen, und sie zu einer thätigen Religion, zur reinen Gottesverehrung und Menschenliebe hinzuleiten, daher sagte er: „Hunderttausend Mohammeds, eine Million Bramas, Wischnus und Hunderttausend Rahmas stehen am Throne des Allerhöchsten, sie sterben alle: Gott allein ist unsterblich, der allein ist ein guter Hindu, der gerecht, und der ein guter Mohammedaner, dessen Leben rein ist.“ Nanec starb gegen das Jahr 1540 zu Kirtaipur, wo er dicht am Gestade des Rawi begraben liegt. Kirtaipur ist daher noch jetzt bei den Seiks ein heiliger Ort, welcher in großem Ansehn steht, und wo noch jetzt ein Stück von Nanecs Kleidung in seinem Dermesale (Tempel) aufbewahrt und den Wallfahrern gezeigt wird. So erhaben wie die von Nanec gestiftete Religion und so menschenfreundlich wie seine Lehren, so rein war sein ganzes Leben. Weit entfernt wie Mohammed seine Anhänger durch vorgebliche Wunder zu täuschen, antwortete er vielmehr den Jogismares (welchen man in Hindostan eine durch Selbstpeinigung erworbene Herrschaft über die Naturkräfte beimißt), als sie von ihm Zeichen und Wunder zu sehen verlangten, „ich besitze nichts, was des Zeigens werth wäre, ein Lehrer des Heiligen hat nichts zu seiner Vertheidigung, als die Reinheit seiner Lehre. Die Welt kann sich ändern, aber der Schöpfer ist unwandelbar!“ Während seines Lebens übte er als Priester und Herr die geistliche und weltliche Herrschaft über seine Anhänger, die sich Seiks (Schüler) nannten, aus, und verebte sie bei seinem Sterben nicht auf seine Söhne, sondern auf einen Lieblingsjünger, Namens Lihena, vom Stamme Trehun, welchen er selbst in seine Lehre eingeweiht und mit dem heiligen Mantel eines Fakirs bekleidet hatte. Unter den Nachfolgern in der Herrschaft über die Seiks gab Erdschun, der

die Schriften Nanecs sammelte und den Adi Granth, das erste heilige Buch der Seiks herausgab, der neugestifteten Religion zuerst Festigkeit und den Seiks selbst Einheit, erregte aber dadurch auch zuerst die Aufmerksamkeit und die Eifersucht der mohammedanischen Regierung, die ihn selbst den Märtyrertod sterben ließ. Um seines Vaters Tod zu rächen, verwandelte Har Gowind, sein Sohn und Nachfolger, die Seiks aus friedliebenden Gläubigen in tapfere Krieger, und unter seiner und seiner Enkel Herrschaft dauerte fortwährend der blutigste Kampf zwischen ihnen und den Mohammedanern, bis zu Tag Behedurs Hinrichtung, dessen Sohn Guru Gowind genöthigt wurde, mit den Seinigen nach Pindschah zu flüchten, wo ihn ein hinduscher Häuptling aufnahm und ihm Mekhamel am Ufer des Sadledsch eingab. Guru Gowind gründete hier den Staat der Seiks, indem er unter den Bekennern seiner Lehre, die hindusche Absonderung in Casten vernichtete und dem letzten Sudan wie dem ersten Brahminen gleiche Rechte einräumte, und durch diese revolutionäre Zerstörung des langgewohnten Vorzugs der höhern Casten nicht nur die Anzahl seiner Anhänger außerordentlich mehrte, sondern sie auch entflammte, das Heil dieser und jener Welt in der Vernichtung der sie grausam unterdrückenden Mohammedaner zu suchen. Von jetzt an erhielten durch ihre Tapferkeit in den fortwährenden Kämpfen mit ihren Unterdrückern Guru Gowinds Anhänger den Beinamen Sich' oder Löwen, welchen bis dahin bloß die Redschaputs, als die erste Kriegerordnung der Hindus, führten. Dieser Herrscher der Seiks, gleich groß als Krieger wie als Gesetzgeber, schrieb das Dasema Padschach ke Granth, oder das Buch des zehnten Fürsten, so genannt, weil er nach Nanec das zehnte Oberhaupt der Seiks war. Dieses Buch, welches außer religiösen Gegenständen, auch die Geschichte seiner Thaten enthält, wird von seinen Anhängern eben so heilig geachtet, als der Adi Granth des Endschun. Guru Gowind befahl den Seiks zur steten Auszeichnung vor den Mohammedanern und den Hindus ein blaues Kleid zu tragen, das Haar wachsen zu lassen, und beständig bewaffnet zu seyn. Um seine religiösen Einrichtungen noch mehr zu befestigen, stiftete er einen geistlichen Orden, die Akalis (die Unsterblichen), denen er eine Bonga (ein Stift, Kloster) am heiligen Brunnen zu Emoilser anwies, von dessen Einkünften sie ihren Unterhalt beziehen. Diesen Akalis übertrug er die Bekehrung und Einweihung neuer Seiks, und in ihren Händen ruht noch jetzt die oberste Leitung aller religiösen und bürgerlichen Angelegenheiten. Guru Gowind war das letzte Oberhaupt der Seiks, denn da eine heilige Sage die Zahl dieser Oberhäupter auf zehn beschränkte und er der zehnte Herrscher nach Nanec war: so sagte er sterbend zu den Seinigen: „ich übergebe das Reich Gott, der nie stirbt!" Daher glauben die Seiks, daß das Reich (Khalsa) unter der besondern Obhut Gottes stehe. Auf diese Weise ist die Staatsverfassung der Seiks, nach Gowinds Tode, eine reine Theokratie. Der Volksglaube ist eine unübersteigliche Schranke für jeden, der es wagen wollte, sich die Seiks zu unterwerfen und zu beherrschen. Nach Guru Gowinds Tode erlagen die Seiks nach und nach der Uebermacht der Mohammedaner, und selbst Banda, einer ihrer tapfersten Anführer, wurde nach einer fürchterlichen Gegenwehr in der Festung Lagab mit allen den Seinigen gefangen genommen und nach Deli geschickt, wo die Seiks alle unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet und Banda, nachdem er gezwungen worden war, seinem einzigen Sohn mit eignen Händen den Hals abzuschneiden, mit glühenden Zangen zerrissen wurde. Nur

rhaßten Seiks endlich gänzlich auszurotten, wurde von der mo-
edanischen Regierung ein Preis auf ihren Kopf gesetzt, und jeder,
griffen wurde, getödtet. Mit dem erhabensten Heldenmuth erlit-
jedoch, oft ihn mehr suchend als fliehend, den Tod des Märty-
nter den grausamsten Martern und nichts vermochte sie zum Ab-
on ihrem Glauben zu bewegen, so daß ein mohammedanischer
ichtschreiber ihnen doch das Zeugniß gibt, daß nie ein Seik, der
er Wallfahrt nach Ramdaspur (dem heiligen Orte der Seiks,
amdas einen Brunnen anlegte, welchen er Emeithsee, oder
Wasser der Unsterblichkeit nannte, und welcher so verehrt wurde,
päter die ganze Stadt seinen Namen erhielt) ergriffen und hinge-
wurde, seinem Glauben entsagte, um dadurch sein Leben zu
. Nur wenige Seiks entflohen in unzugängliche Gebirge und be-
en allda treu den Glauben ihrer Väter, und den unauslöschlichen
gegen ihre Verfolger. Erst nach Schah Nadirs Rückkehr nach
n wagten sie sich wieder aus den sie schützenden Gebirgen hervor,
roberten, indem sie die Unruhen benutzten, in welche Nadirs Zug
Hindostan gestürzt hatte, ganz Lahor. Gegenwärtig erstreckt sich
Gebiet der Seiks vom 28° 40′ bis über den 30° N. Br. und be-
ganz Pindschah, einen Strich von Multan, und den größten
des Landes zwischen den Dschumma und Sadledsch. Einzelne
tlinge, die sich bei allgemeinen Angelegenheiten zu einem Guru
(Landtag) zu Emeithsee vereinigen und unter der Leitung der
s sich über das Wohl des Staats berathen, herrschen über größere
kleinere Districte des oben angegebenen Gebiets. Zusammen verei-
sind sie, nach dem Zeugniß des Generals Malkolm, welcher 1805
der brittischen Armee im Pindschah war, und welchem wir die
hrlichsten Nachrichten über diese interessante Religionssecte im 11ten
der Asiatic Researches verdanken, im Stande, 100,000 Mann
llerie zu stellen.

Seiler (Georg Friedrich), geb. den 24sten Oct. 1733 zu Creussen
Bayreuth, wo sein Vater ein armer Töpfer war, schwang sich aus
iger Niedrigkeit durch Talent und Fleiß zum Range eines der
Theologen und Volksschriftsteller seiner Zeit empor. Zu Bayreuth
Erlangen hatte er seine gelehrte Bildung erhalten, worauf er sich
Jugendunterricht beschäftigte. Sein erster schriftstellerischer Versuch
ein Gedicht, das unter dem Titel: Bayreuth, der Künste
unter der Regierung Friedrichs, 1757 erschien. Mehr
merksamkeit erregte jedoch 1762 seine Uebersetzung der robertsonschen
ichte von Schottland durch die nicht gemeine Gewandtheit des
s und den Fleiß in den von ihm selbst hinzugefügten Anmerkungen.
J. 1761 wurde er Diaconus zu Neustadt an der Heyde, 1764
onus zu Coburg, wo er die in 10 Jahren sechs Mal aufgelegte
rift über den Geist und die Gesinnungen des vernünf-
tigen Christenthums 1769 herausgab, und dadurch eben so
seine wissenschaftliche Competenz, als seine aufgeklärte Denkungs-
beurkundete. Die anspachische Regierung stellte ihn daher 1770 als
ntlichen Professor der Theologie zu Erlangen an, wo er hierauf
Universitätsprediger, 1773 geheimer Kirchenrath, wirklicher erster
istorialrath im Consistorium zu Bayreuth und Director des von
selbst gestifteten Instituts der Moral und der schönen Wissenschaf-
u Erlangen, 1788 noch dazu Superintendent, Pastor an der Haupt-
e und Schulrath des Gymnasiums daselbst wurde. In diesen Aem-
bewies er nicht nur als Beförderer der theologischen Wissenschaften

sondern auch vorzüglich auf dem Gebiete seines Wirkungskreises eine unter akademischen Gelehrten seltene Thätigkeit. Verdienstlich waren seine Programme über Grundlehren des Christenthums in kirchenhistorischer, dogmatischer und exegetischer Hinsicht, die er, wie seine Compendien der Dogmatik, lateinisch herausgab; durch seine apologetischen und philosophischen Schriften trat er als Freund eines geläuterten Glaubens an die Göttlichkeit des Christenthums in den über diesen Gegenstand seit den 70ger und 80ger Jahren aufgeregten Streitigkeiten ehrenvoll auf, am bedeutendsten und segensvollsten wurde aber sein Einfluß auf die Verbreitung richtiger Religionskenntnisse unter den Ungelehrten. Die Gabe eines populären, deutlichen und angenehm belebten Vortrags und der einnehmende väterliche Ton seiner Darstellung verschafften seinen religiösen Volksschriften und biblischen Erbauungsbüchern ein großes Publicum in allen Ständen. Die Geschichte der geoffenbarten Religion und das kleine biblische Erbauungsbuch erlebte viele Auflagen, und wurde selbst für die Catholiken bearbeitet. Sehr gemeinnützig machte er sich auch durch seine zahlreichen pädagogischen Schriften. Die Volksschullehrer erhielten von ihm eine Schullehrerbibel, einen zweckmäßigen Bibelauszug mit Anmerkungen, Methodenbücher, Catechismen, Fibeln, Lese- und A B C Bücher, welche, ein vorzügliches Hülfsmittel der Verbesserung des protestantischen deutschen Schulwesens, in und außer Franken und im Würzburgischen auf Befehl des Bischofs eingeführt wurden. Die Religion der Unmündigen mußte man siebzehn Mal, das Lesebuch für den Bürger und Landmann, unstreitig das beste und nützlichste seiner Volksbücher, vierzehn Mal auflegen. Außerdem verdienen seine kirchenhistorischen Tabellen, seine liturgischen und homiletischen Schriften und die gemeinnützigen Betrachtungen der neuesten Schriften über Religion, Sitten und Besserung des menschlichen Geschlechts, eine kritische Zeitschrift, die er von 1776 bis 1800 herausgab, rühmliche Erwähnung. Bei dieser vielseitigen literärischen Geschäftigkeit, die die Anzahl seiner Schriften auf 170 brachte und nicht nur seinen Ruhm in und außer Deutschland verbreitete, da man mehrere seiner populären Religions- und Schulbücher ins Französische, Holländische, Dänische, Schwedische, Ungerische, Böhmische und Polnische übersetzte, sondern auch, weil er sich durch die Benutzung der Druckerei seiner Bibelanstalt zum Selbstverlag seiner Werke rechtmäßige Vortheile zuzuwenden wußte, der Grund seiner Wohlhabenheit wurde, konnte es freilich nicht fehlen, daß auch manches Mittelmäßige oder nur auf die Gegenwart Berechnete aus seiner eilfertigen Feder kam. Doch wenn er auch nicht unter die seltenen Genien gehörte, die die Wissenschaft durch neue Entdeckungen bereichern und die Gelehrten unterrichten, so erwarb er sich doch unläugbar das große Verdienst, die vorhandenen Schätze der Wahrheit mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und philosophischer Klarheit für die Fassungskraft der Ungelehrten und besonders des gemeinen Mannes zugänglich gemacht zu haben. Und um so schätzenswerther war diese literärische Wirksamkeit, da sie ihn nicht abhielt, der Stadt und Akademie, an die sein Beruf ihn band, unvergeßliche Denkmäler seines Eifers für Menschenwohl zu hinterlassen. Als ein vorzüglicher Kanzelredner, der die Kunst, dogmatische Lehren anziehend darzustellen und Zeitumstände zur Erbauung zu benutzen, in hohem Grade besaß, als ein treuer Seelsorger und unermüdeter Rathgeber in öffentlichen Angelegenheiten wurde er von seiner Kirchgemeinde als ein gründlicher, angenehmer und fleißiger Docent,

als ein väterlicher Studentenfreund, als ein Wohlthäter und Beförderer der Hülfsbedürftigen von den Studirenden geliebt. Er gab den zerrütteten Armenanstalten zu Erlangen eine neue, zweckmäßige Verfassung, verschaffte nothleidenden Studenten, deren viele nur seinetwegen nach Erlangen kamen, Stipendien und andere Unterstützungen, versorgte die Abgehenden mit Hauslehrerstellen und half zur Errichtung einer Badeanstalt für die Studirenden. Auch in seinem Privatleben machten sein heiterer Sinn, das ihm natürliche Wohlwollen und die Redlichkeit seines Herzens diesen ehrwürdigen Mann allen theuer, die mit ihm in Verbindung standen. Er starb den 13ten Mai 1807 allgemein betrauert, und noch lange wird das Andenken seiner Verdienste in dem Herzen seiner dankbaren Schüler und der unzähligen Leser seiner nützlichen Schriften fortleben. E.

Seine ist einer der größten Flüsse Frankreichs, welcher bei Chanceaux im Herzogthum Burgund entspringt, bei Troyes anfängt schiffbar zu werden, durch Paris geht, und sich in der Normandie durch einen breiten Einfluß in das britannische Meer ergießt. Dieser Fluß hat von der See an bis auf 30 französische Meilen Ebbe und Fluth, und trägt die großen Schiffe bis nach Rouen (s. Rouen). Aber die Einfahrt ist für die Seeschiffe wegen des beweglichen Sandes, der bis Quillebeuf reicht, gefährlich. Für kleinere Seefahrzeuge ist er doch hinauf bis nach Mery schiffbar, zum großen Vortheil für Paris, welches den größern Theil seiner Zufuhr auf diesem Flusse erhält. Durch noch nicht ganz vollendete Canäle hat man ihn mit andern Flüssen, vorzüglich mit der Loire, in Verbindung zu setzen gesucht. Er nimmt die beträchtliche Marne und Oise, und viele kleinere Flüsse auf. Von der Seine haben vier Departements ihren Namen (s. Frankreich).

Sekante benennt man in der Mathematik diejenige gerade Linie, welche von dem Mittelpunkte eines Kreises nach irgend einem Punkte der Tangente (derjenigen geraden Linie, welche den Kreis außerhalb desselben in einem einzigen Punkte berührt) gezogen wird. Sie wird in der Trigonometrie sehr wichtig und man findet in Lehrbüchern Tabellen berechnet für die Länge der Sekanten aller Winkel von 0 bis 90 Grad. Bei 0 Grad ist die Sekante begreiflich dem Radius gleich und bei 90 Grad ist sie unendlich.

Selbstmord. Das irdische Daseyn des Menschen (Leben im allgemeiner Bedeutung) ist als Bedingung seines höhern Vernunftlebens, auf welchem seine Würde beruht, und um dieser Würde willen geheiligt. Jede willkürliche Verletzung des eignen Lebens ist daher Sünde, in so fern sie zugleich ein Angriff gegen diese Würde ist, und die Selbstentleibung, welche auf den Antrieb rein willkürlicher Vorstellungen, Triebe, Neigungen, Leidenschaften und Stimmungen erfolgt, oder der Selbstmord im moralischen Sinne, ist unsittlich, weil hier der Mensch aus Mangel an Achtung vor seiner Vernunftwürde oder aus Verzweiflung an derselben dasjenige vernichtet, was die Bedingung enthält, diese Würde forthin zu offenbaren, kurz weil der Selbstmörder mit seiner Vernichtung sich zugleich entehrt (dieser Würde beraubt). Mit dem Selbstmorde ist daher der freiwillige Tod nicht zu verwechseln, welcher gewählt wird, um diese Würde zu behaupten, und für Ideen zu sterben. Dieser tritt in den schwer zu beurtheilenden Fällen ein, wo das Leben nur auf Kosten dieser Würde erhalten werden könnte, und die Fortsetzung des irdischen Daseyns unverträglich mit derselben seyn würde, oder im Gegentheil durch den Tod ein höherer sittlicher Zweck erreicht werden kann. Denn das Leben ist nicht abso-

luter Zweck, sondern nur Mittel und Bedingung eines solchen. Hört es daher auf dieses zu seyn (wie wenn der Mensch durch eine äußere Gewalt genöthigt würde, etwas seiner Würde Widersprechendes zu thun oder zu dulden) so hört auch die Pflicht, es zu erhalten, auf. Diese Vernichtung des Lebens ist daher nicht willkürlich, sie entspringt nicht aus sinnlichen Trieben, nicht aus Feigheit vor der Qual einer unbefriedigten Sinnlichkeit, nicht aus verschuldetem Zwiespalt im Innern, nicht aus Wahn oder einem verzweifelnden Gewissen, sondern aus Muth und festem Willen, ein würdiges Leben mit dem Tode zu besiegeln, das Leben höhern Zwecken zu opfern und die Würde der Menschheit durch den Tod zu behaupten. Ueber diese Fälle ist von frühen Zeiten her sehr gestritten worden, und die Selbstmörder, so wie die weichlichen Vertheidiger des Selbstmordes haben vergeblich mancherlei sophistische Gründe für denselben aufzustellen, oder den Begriff des willkürlichen Selbstmords mit dem des freiwilligen Todes zu vermischen gesucht. Von beiden ist verschieden der unwillkürliche Selbstmord, d. i. derjenige, welcher in einer krankhaften physischen Beschaffenheit des Körpers, die auf den Geist unwiderstehlich einwirkt, seine Quelle hat. In den meisten Fällen aber wirkt physische und moralische Krankheit zusammen. Hierin liegt der Grund, warum wir bei allem natürlichen und sittlichen Abscheu vor dem willkürlichen Selbstmord doch ein entscheidendes und verdammendes Urtheil über den Selbstmörder uns nicht anmaßen dürfen. Die neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand sind von F. B. Osiander (über den Selbstmord, seine Ursachen, Arten, medicinisch-gerichtliche Untersuchung und die Mittel gegen denselben, Hannover 1813, 8.) und C. W. F. Schultz (der natürliche Selbstmord, eine psychologische Abhandlung, Berlin 1815, 8.) Auch findet man schöne und tiefe Ansichten in der kleinen Schrift der Frau von Staël sur le suicide.

Selene s. Luna.

Selenit, in der Mineralogie, gewisse durchsichtige Steine (auch Gypsspath, Marienglas genannt), welche einen gewissen gräulichen Perlmutterglanz, und ein solches blättriges Gefüge haben, daß sie sich mit dem Messer in ganz dünne Blättchen oder Scheiben zertheilen lassen.

Selenographie, Beschreibung des Mondes. Es ist unter dem Artikel Mond fast alles gesagt, was sich in der Kürze und ohne in die Tiefe der Rechnungen einzudringen, hierüber sagen läßt; es wird nur noch hier bemerkt, daß der berühmte Astronom Schröter in Lilienthal, selenetopographische Fragmente herausgegeben und mit vielen Karten versehen hat, die über die Natur des Mondes uns sehr großes Licht verschaffen.

Seleucus Nicanor (oder Nicator), des Antiochus Sohn, einer der tapfersten Heerführer Alexanders des Großen, der ihm die Statthalterschaft von Babylon und Medien übertrug. Nach Alexanders Tode machte er sich zum Könige von Syrien und unterwarf sich alle östlichen Länder der Monarchie desselben vom Hellespont bis nach Indien und bis an den Jaxartes. Seine Nachkommen hießen nach ihm die Seleuciden, auch datirt sich von ihm eine eigene Zeitrechnung, die Aera Seleucidarum, welche mit dem 12ten Jahre nach Alexanders Tode anfängt. Nach mehrern glücklichen Kriegen gegen Antigonus, Demetrius, und Lysimachus, wurde er in seinem 78sten Jahre, da er eben mit noch ungeschwächter Kraft gegen Thrazien und Macedonien zu Felde ziehen wollte, von einem seiner Höflinge, Ptolemäus Ceraunius, ermordet. Tapferkeit und Erfahrung, Weisheit und Menschenliebe hatten diesen berühmten König zu einem würdigen Regenten

gemacht. Er ehrte und liebte die Wissenschaften, und schickte unter andern den Griechen die Bücher und kostbaren Denkmäler, die ihnen Xerxes geraubt hatte, zurück; aus Dankbarkeit stellten die Athenienser seine Statue am Eingange des Porticus der Akademie auf. In Asien ließ er 34 Städte erbauen, die er mit griechischen Colonisten bevölkerte. Er war ein Vater und Wohlthäter seiner Unterthanen.

Selters. Selterser Wasser. Ein Flecken im Herzogthum Nassau, der den Namen Niederselters führt und 6 Stunden von Wetzlar, 8 Stunden von Mainz liegt, hat in seiner Nachbarschaft die berühmte Mineralquelle, welche den selterser Sauerbrunnen liefert. Sie liegt dicht an der Straße, welche von Frankfurt nach Cöln führt. Das Alter ihrer Anwendung ist unbekannt; Tabernämontan erwähnt ihrer zuerst. Außer einer bedeutenden Menge kohlensaurer Luft enthält das Wasser mehrere Salze und etwas Eisen; es hat sich gegen Abzehrungen als vorzügliches Heilmittel bewiesen, wird auch sonst seines angenehm kühlenden Geschmacks wegen häufig als erfrischendes Getränk benutzt. S. Beschreibung des Gesundbrunnens in Selters, von J. F. Westrumb. Marburg 1813. F.

Seltsam ist, der Wortabstammung gemäß, alles Neue, was den Charakter oder Anstrich des Seltenen trägt, und daher von dem Gewöhnlichen und Erwarteten abweicht. Seltsam sind daher eben sowohl Ereignisse und Naturerscheinungen, als Ansichten und Handlungen, welche in der Willkür des Menschen ihren Grund haben, und gewöhnlich sonderbar genennt werden, in so fern sie von dem Allgemeinen abweichen, oder ein Streben nach dem Seltsamen verrathen. Das Seltsame ist wunderbar, wenn es von der gewöhnlichen Naturordnung abzuweichen scheint. Doch erregt auch das Seltsame, was den Naturgesetzen sogleich angemessen erscheint, Verwunderung, wenn es gegen die Erwartung erfolgt, und unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigt. Ist das Seltsame ein Erzeugniß der menschlichen Laune, so heißt es bizarr (s. d. Art.), und Bizarrerie ist die Laune, welche sich mit einem Streben zum Sonderbaren zeigt; Barock ist das Bizarre, wenn es ins Närrische fällt. Ein bizarrer oder barocker Geschmack ist der, welcher das Bizarre oder Barocke liebt. Daß aber das Bizarre zu dem Ungereimten gehöre, wie auch der Verf. des Artikels Bizarr behauptet, ist vielleicht willkürlich; eher verstattet dies der Sprachgebrauch von dem Barocken zu sagen; doch wird unter letzterm auch oft das unwillkürlich sonderbare, unnatürliche oder gezwungene Seltsame verstanden. Die Herrschaft des Seltsamen und Bizarren in der Kunst zeigt stets von dem Sinken derselben, welches dann erfolgt, wenn man sich von dem Natürlichen so weit entfernt, daß man die Kunst den Einfällen der Laune aufopfert. Im Leben liebt es der Jüngling am meisten, und er verfolgt es im jugendlichen Triebe nach Eigenheit und ungebundener Kraftäußerung.

Semele, des Cadmus und der Harmonie Tochter, die durch ihre Schönheit Jupiters Liebe gewann, der in der Gestalt eines Sterblichen zu ihren Umarmungen kam. Sie zu verderben, erschien ihr die eifersüchtige Juno in Gestalt ihrer Sclavin Beroe und erweckte in Semele's Brust Zweifel, ob ihr Liebhaber auch in Wahrheit der hohe Donnerer sey; sie solle, rieth sie trüglich, ihn bitten, daß er ihr in eben der Majestät erscheinen möchte, wie der Juno. Semele, dem Rathe folgend, bat Jupiter, als er das nächste Mal zu ihr kam, um die Gewährung einer Bitte, die dieser ihr beim Styx zusagte. Verge-

dens suchte er sie zum Widerruf zu bewegen, als er ihren Wunsch vernommen; da trat er auf in der Majestät eines Gottes, bewehrt mit Donner und Blitzen. Die Sterbliche konnte den Anblick nicht ertragen, und sank von den Flammen in Asche verwandelt entseelt nieder. Nur den Bacchus, den sie noch unter dem Herzen trug, konnte Jupiter retten, indem er ihn, da er noch unzeitig war, in seine eigene Hüfte verschloß. Der Schatten der Semele schwang sich zum Himmel auf und ward unter die Unsterblichen versetzt, nachdem Jupiter sie mit der Juno versöhnt hatte. Bacchus selbst entführte sie der Unterwelt und nahm sie mit sich in den Olymp.

Semiarianer, s. d. Art. Arianer.

Semilor, oder wie es Andere schreiben, Similor, auch mannheimisches Gold, ist nach Einigen eine Zusammensetzung von 4 Theilen Kupfer und 1 Theil Zink, welches unter Kohlenstaub zusammengeschmolzen wird. Das beste Semilor soll in Mannheim verfertigt werden. Andere versichern, daß diese Metallmasse bloß gereinigtes, durch öfteres Schmelzen und Strecken verfeinertes Kupfer sey. Man verfertigt daraus bekanntlich allerlei Galanteriewaaren, z. B. Ringe, Uhrketten, Pettschafte, Ohrgehänge rc. Sie sehen neu wie golden aus, werden aber durch Berühren mit den Fingern und an der Luft bald schwarz.

Seminarium, Pflanzschule, nennt man eine Bildungsanstalt für junge Männer, die sich darin zur Verwaltung geistlicher Aemter oder zu Schullehrerstellen fähig machen sollen. Die ältesten Seminarien sind die Pflanzschulen, in denen die catholische Kirche ihre Geistlichen bildet. Man findet dergleichen bei den meisten Bischofsitzen und in vielen Klöstern, und sie sind nur für Jünglinge bestimmt, die ihre akademischen Studien schon beendigt haben. Die philologischen Seminarien auf den Universitäten bilden Lehrer für die Gelehrtenschulen, die theologischen künftige Prediger, dagegen die seit den 70er Jahren in Deutschland an vielen Orten errichteten Schullehrerseminarien nur zur Bildung angehender Lehrer in den deutschen Volksschulen bestimmt sind. Vergl. d. Art. Schulen. E.

Semiotik, die Zeichenlehre (von dem griechischen Worte Semeion, das Zeichen, gebildet), heißt auch Semiologie, und wird vorzüglich in der medicinischen Wissenschaft gebraucht, den Zweig derselben zu bezeichnen, welcher alle im gesunden und kranken Zustande eintretende äußerlich erkennbare Erscheinungen des Lebens des menschlichen Körpers in ihrer Bedeutung auf Leben, Gesundheit, Krankheit oder Tod erkennen, bestimmen und anwenden lehret. Alle die verschiedenen Functionen des Organismus, deren immer eine die andere beschränkt und unterstützt, vorbereitet und ablöst, äußern sich durch bestimmte Erscheinungen, die mehr oder weniger durch die Sinne wahrgenommen, beobachtet, und auf ihre innern Ursachen bezogen werden können. Daher kennen wir mittelst der Physiologie (m. s. d. Art.) die Functionen des Organismus, wie sie nach den nothwendigen Naturgesetzen von Statten gehen müssen, wenn die Idee des Lebens ungetrübt durchgeführt werden, der Organismus in seiner Norm bestehen und Gesundheit Statt finden soll. Eben so erkennen wir auf der andern Seite alle Abweichungen von der Norm als Krankheiten, zuvörderst nach der Theorie, als möglich, dann auch wie sie uns die Erfahrung als wirklich kennen lehrt, woraus die Pathologie entsteht. Wir haben daher auch eine physiologische und pathologische Semiotik. Die erstere besteht aus der Kenntniß der Erscheinungen, welche von der normalen Function

der Organe und deren vollkommenen Beschaffenheit hergeleitet werden; die andere lehrt uns die von jenen abweichenden Erscheinungen erkennen und von ihnen auf die krankhaften Verrichtungen der Organe und deren abnorme Beschaffenheit schließen. Die Semiotik ist also das Resultat der Anwendung der Anatomie, Physiologie und Pathologie auf die practische Medicin; sie geben den Stoff und den rationellen Grund zur Beurtheilung aller Erscheinungen am menschlichen Körper im gesunden und kranken Zustande, und durch sie lernen wir den Zusammenhang zwischen den äußern Erscheinungen und den innern Vorgängen kennen. Unter den verschiedenen Eintheilungen der äußern Erscheinungen als Zeichen ist vorzüglich noch die in Rücksicht der Zeit zu bemerken. Sie deuten entweder den gegenwärtigen Zustand der Gesundheit oder Krankheit, oder den künftigen als Folge des gegenwärtigen an, oder haben Bezug auf das, was vorhergegangen ist, in so fern es auf den gegenwärtigen Zustand Einfluß hat. Die erstern heißen diagnostische Zeichen, auf welche der Arzt die Erkenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Krankheit, die Bestimmung derselben, die Unterscheidung von andern ähnlichen Krankheiten baut (s. d. Art. Diagnosis), unter welchen die pathognomonischen die wichtigsten sind. (S. d. Art.) Diejenigen Zeichen, welche den Arzt auf Bestimmung des künftigen Zustandes, des wahrscheinlichen guten oder bösen Ausganges der Krankheit durch Genesung, Tod oder Uebergang in eine andere Krankheit führen, heißen prognostische. Diejenigen endlich, welche über den gegenwärtigen Zustand in Rücksicht seiner Entstehung in dunkeln und schweren Fällen aus der Vergangenheit her noch Licht verbreiten, heißen anamnestische (Erinnerungs-) Zeichen. Die Semiotik lehrt demnach die Erscheinungen und Zeichen kennen, welche aus dem Alter und Geschlecht, aus den Verrichtungen des Körpers, den zur Lebenserhaltung gehörigen, wozu der Kreislauf des Blutes, das Athmen, die Verdauung, die Ab- und Aussonderungen u. s. w. zu rechnen sind, eben sowohl als von den zur Bewegung und Empfindung gehörigen Organen und deren Verrichtungen, ferner die Zeichen, welche aus dem Temperament und der Beschaffenheit der einzelnen Theile des Organismus die Gesundheit bestimmen. Deßgleichen wird der Krankheitszustand erkannt aus den Zeichen von den Abweichungen der Verrichtungen, des Athmens, des Pulses (s. d. Art. Puls), der Nervenempfindlichkeit, und den davon abhängigen Verrichtungen und Erscheinungen im Körper, der Beschaffenheit der Sinne, und deren Functionen, des Verhältnisses von Wachen und Schlaf, der geistigen Verrichtungen in beiden, der Instincte und natürlichen Bedürfnisse, der Verdauung, des Hungers, der Ausleerungen; aus den Zeichen von der Beschaffenheit des Blutes, des Speichels, der Ausdünstung und des Urins, der Geschlechtsfunctionen, der äußerlichen Beschaffenheit des Körpers, seiner Haltung, seiner Temperatur, seines Umfanges u. s. w. Endlich lehrt noch die Semiotik die Kennzeichen des Todes, die Zeichen zur Unterscheidung des wahren von dem Scheintode, die Zeichen von den verschiedenen Todesarten, dem natürlichen oder gewaltsamen, durch äußere oder innere Gewaltthätigkeiten, Schädlichkeiten u. s. w. bewirkten Tode. H.

Semipelagianer. S. d. Art. Pelagianismus.

Semiramis, Königin von Assyrien, berühmt in der alten Welt, lebte in einer uns so fernen Zeit, daß durch den Schleier der Dichtung, worein ihre Geschichte gehüllt ist, wenig Sicheres erkannt werden kann. Der unzuverlässige Ktesias ist die einzige Autorität für diese frühe Periode der assyrischen Geschichte. Sondern wir aus seiner Er-

zählung das offenbar Fabelhafte, so ergibt sich, daß Semiramis, deren Abkunft dunkel, die aber reich an Schönheit und von großem Verstande war, die Gemahlin des Ninon wurde, eines vornehmen Offiziers unter König Ninus, und daß sie, als sie ihrem Gemahle auf dem Feldzuge nach Bactra folgte, die Aufmerksamkeit und Zuneigung des Königs selbst auf sich zog, der Bett und Thron mit ihr theilte, nachdem ihr Gemahl aus Eifersucht und Verzweiflung sich selbst das Leben geraubt hatte. Nach des Ninus Tode nahm sie als Regentin und Vormünderin ihres unerwachsenen Sohnes die Zügel der Regierung, und herrschte mit großem Ruhm. Sie erbaute das weltberühmte Babylon, von dessen Wundern so viel erzählt wird, was unglaublich erscheint, wenn man erwägt, daß Ninus Tod in das Jahr 2007 vor Chr. Geb. gesetzt wird. Darauf verfolgte sie ihres Gemahls Eroberungsplane, durchzog Medien und Persien, allenthalben Spuren ihres Glanzes zurücklassend, und drang bis an die Ufer des Indus. Hier stieß sie auf den König des Landes an der Spitze eines großen Heeres, erlitt eine völlige Niederlage, und kam kaum mit dem dritten Theile ihrer Kriegsmacht nach Bactra zurück. Ihr Sohn zettelte eine Verschwörung an, die ihr das Leben kostete, oder sie doch nöthigte, dem Thron zu entsagen, nachdem sie 42 Jahre lang regiert hatte. Die ganze Geschichte der Semiramis, die mit den wunderbarsten Fabeln vermischt ist, erscheint als Tradition im Geiste des Orients; nicht einmal ihr Zeitalter läßt sich bestimmen, wiewohl ihr historisches Daseyn an und für sich nicht in Zweifel gezogen werden darf.

Semler (Johann Salomo), einer der einflußreichsten Theologen des 18ten Jahrhunderts, geboren den 18ten December 1725 zu Saalfeld, hatte an seinem Vater, dem dasigen Archidiaconus, einem ziemlich aufgeklärten Manne, und an seiner verständigen Mutter, die ihn frühzeitig zur Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit gewöhnte, sehr rechtschaffene und fromme Erzieher, auch wurde er in der damals mit geschickten Lehrern versehenen Schule seiner Vaterstadt zu gründlichen Sprachstudien angeleitet. Der 15jährige Jüngling, dessen Genie den Gang des öffentlichen Unterrichts überflog, kannte nicht nur die classischen Autoren, sein unermüdeter Privatfleiß übte sich auch schon durch Excerpiren aus alten Scholiasten und Kritikern, die er gelegentlich aufgetrieben. Vor der pietistischen Kopfhängerei, die damals am Hofe des letzten Herzogs von Saalfeld herrschte, und Menschen aus allen Ständen ansteckte, war er bisher durch seinen gesunden Verstand und durch den Schutz seiner Mutter bewahrt worden. Nach deren Tode aber, der um diese Zeit erfolgte, neigte sein Vater sich aus Schwäche selbst zum Pietismus, dem Semlers älterer Bruder schon völlig ergeben war. Beide bestürmten ihn nun so lange mit Zureden, bis er sich bequemte, die Herzensstunden des neuen Rectors zu besuchen. Unter diesem Einflusse strebte Semler ganz ernstlich, wie er alles betrieb, nach dem Heile der Wiedergebornen, Trübsinn und Gewissensängstlichkeit trat an die Stelle seiner vorigen Heiterkeit, in allen Winkeln kniete er betend und weinend, und seine Bekehrung schien so merkwürdig, daß der Herzog ihn nebst einigen Mitschülern vor sich kommen, und eine förmliche Probe im Herzensgebet ablegen ließ. In dieser trübseligen Stimmung, sonst unverdorben an Leib und Seele, bezog er 1742 die Universität zu Halle. Seine Wohnung im Waisenhause brachte ihn in die Gesellschaft weinerlicher Betbrüder, die ihm das Studiren, besonders die Lectüre der Classiker zur Sünde machten, und jeden Lebensgenuß verleideten. Doch noch im ersten Universitätsjahre siegte seine

gute Natur, aufgemuntert durch neue lebensfrohere Bekannten, über die Fesseln dieses herrnhutischen Wesens, von dem nur eine entschiedene Neigung zur Mystik, eine sehr zarte Gewissenhaftigkeit und die Wärme einer aufrichtigen Frömmigkeit in seinem Gemüthe zurückblieb. Dagegen trug er aus den im Umgange mit den Pietisten gemachten Erfahrungen den lebhaftesten Widerwillen gegen Scheinheiligkeit, Aberglauben und hierarchische Unduldsamkeit davon. Um so fester schloß er sich nun an den freisinnigen Siegmund Jacob Baumgarten, den größten der damaligen hallischen Theologen, an, wurde als Mitglied des theologischen Seminars sein treuster Jünger und sein Hausgenosse. Im täglichen Umgange dieses väterlichen Freundes lernte er das weite Gebiet der Theologie aus dem historischen Gesichtspunkte betrachten, half bei der Herausgabe der Nachrichten von einer hallischen Bibliothek und der baumgartenschen Welthistorie, für die er Uebersetzungen aus dem Englischen mit eignen Anmerkungen lieferte; auch ging er dem Hofrath Lenz bei seinen historisch-genealogischen Arbeiten zur Hand, und sammelte eine Menge geschichtlicher Kenntnisse, die er zu einigen kleinen, der Empfehlung beim coburger Hofe wegen, unter seinem eignen Namen herausgegebnen Schriften anwendete, da sein Ehrgeiz noch nicht höher ging, als auf das Conrectorat in Saalfeld. Inzwischen wurde er durch diese Proben seines Fleißes unter den deutschen Gelehrten und durch seine Magisterdissertation, eine Vertheidigung der von dem Engländer Whiston angefochtenen Echtheit einiger Stellen des neuen Testaments, auch dem Auslande vortheilhaft bekannt. Mit bessern Aussichten, als seine Demuth ahnete, verließ er daher 1749 das geliebte Halle, und ging nach Coburg, wo er vorerst den Professortitel erhielt. Um sich auf irgend eine Weise zu regen und zu nähren, übernahm er 1750 die eben erledigte Redaction der coburger Zeitung, welche, durch seine gehaltvollen Aufsätze gehoben, ihm den Auftrag zur Abfassung einer Staatsschrift über die Streitigkeiten des Herzogs von Wirtemberg mit seinen Vasallen verschaffte. Diese diplomatische Deduction zu Gunsten des Herzogs erregte in Regensburg Aufsehn, doch die Belohnung für seine historischen Studien erhielt Semler durch den Ruf zur Professur der Geschichte und Poesie in Altdorf. Sehr kenntlich wird seine damalige beschränkte Lage durch den Umstand, daß er sich bei Gelegenheit seiner Reise zur Präsentation vor dem Rathe in Nürnberg die erste Taschenuhr kaufte; denn noch hatte er ungeachtet seiner sparsamen Lebensart Schulden in Halle und bei seiner Wirthin in Coburg, einer wohlhabenden Rechtsgelehrtenwittwe, Miethe und Kostgeld auf ein Jahr zu bezahlen. Aus dieser Noth half seinem bekümmerten Herzen die Hand der würdigen Tochter dieser Frau, und frohen Muthes gieng er mit seiner jungen Gattin 1751 nach Altdorf, wo er im Genusse des öffentlichen Beifalls und der Freundschaft biedrer Collegen ein glückliches Jahr verlebte, aber schon 1752 zu einer theologischen Professur in Halle abgerufen wurde. Hier trat er nun an die Seite seines Wohlthäters Baumgarten, und in die ihm sonst ganz ungünstige theologische Facultät als ein bekannter Gegner der darin herrschenden andächtigen Partei, und wegen seiner Jugend als ein Ziel des Neides und der Chicane. Ueberdies hatte er Noth, sich in die bei seinen bisherigen Studien weniger beachteten theologischen Wissenschaften hineinzuarbeiten, obschon seine gründliche Sprachkenntniß und historische Belesenheit ihm wohl zu Statten kamen. Sein Genie und der ihm eigne beharrliche Fleiß überwanden jedoch alle Schwierigkeiten, bald sammelten sich Hunderte von Zuhörern in seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte, Her-

meneutik und Dogmatik, und nach Baumgartens Tode 1757 übertrug man ihm auch das Directorium des theologischen Seminars. Daß Semmler den größten Theil des Gehaltes dieser Stelle zehn Jahre lang der Familie Baumgartens überließ, die Vormundschaft für seine Kinder führte, die Herausgabe und Correctur von dreyßig Alphabeten seiner nachgelaßnen Werke zum Besten derselben unentgeldlich besorgte, und ihnen überhaupt Dienste jeder Art leistete, waren Proben einer Dankbarkeit, in der sein edles Herz nie genug zu thun glaubte. Er wurde aber auch der Erbe des Nachruhms seines großen Lehrers, dessen Leben er 1758 herausgab, und eine der ersten Zierden der hallischen Universität. Die anregende Lebendigkeit seines sonst nicht gefeilten Vortrags, und noch mehr das Interesse seiner neuen Ansichten und Entdeckungen erhielt ihm stets ein volles Auditorium, seine Zugänglichkeit und Dienstfertigkeit, seine Achtung der akademischen Freiheit, und besonders die seltne Geistesgegenwart, mit der er bedenkliche Gährungen während seiner Prorectoratsverwaltung beigelegt hatte, erwarben ihm die Liebe und das Vertrauen der Studirenden. Mit seinen Collegen lebte er, obwohl als Schriftsteller sehr kriegerischer Natur, gern in Frieden, dagegen fehlte es ihm an Weltkenntniß und Tact in den Verhältnissen mit Höheren. Seine Nachgiebigkeit gegen den Minister von Zedlitz, dem zu Gefallen er aus den Fonds des theologischen Seminars 1777 ein philanthropisches Erziehungsinstitut zur Uebung der Seminaristen errichtete, mußte er bitter bereuen, da derselbe Minister ihm das sehr wohl verwaltete Directorium beider Anstalten 1779 durch einen Machtspruch abnahm. Wie er nach dem Tode seiner zärtlich verehrten Gattin 1771 Trost in häuslichen Erbauungsstunden gesucht hatte, beruhigte er sich über diese und ähnliche Kränkungen, die seine eigne Unvorsichtigkeit und fremde Mißgunst ihm nicht selten bereiteten, auf mineralogischen Wanderungen und mit chemischen Versuchen in seinem Laboratorium. Seine Neigung zum Geheimnißvollen machte ihm diese wegen seiner geringen Kenntniß der Chemie wenig bedeutenden, unschuldigen Spiele zum Bedürfniß; er widmete ihnen bei trübem Wetter seine Erholungsstunden, und glaubte in den letzten Jahren seines Lebens sogar auf dem Wege zur Erfindung der Lebenstinctur zu seyn, die damals von vielen Dilettanten dieser Kunst ernstlich gesucht wurde. Es fiel auf, daß derselbe Semler, der schon 1760 eine Besessene in Sachsen entlarvt, und bei dieser Gelegenheit die Teufelsbesitzungen aus dem neuen Testamente selbst hera[illegible] erklärt, Gaßnern abgewiesen, und die schröpferischen Schwärmereien zur Ehre der gesunden Vernunft verworfen hatte, nun ein Adept und Goldmacher werden wolle. Doch wer seine immer geschäftige Einbildungskraft, seine Zurückgezogenheit vom Weltverkehr und den auch mystische Schriften und Zauberbücher nicht ausschließenden Umfang seiner Belesenheit kannte, [illegible]d diese Schwäche an dem sonst muthigen Gegner des Aberglaubens ve[illegible]lich. Viel nachtheiliger war Semlern der Mangel an philosophischer [illegible]tematik und gefälliger Schreibart, der seine Schriften für Leser, die durch lichtvolle Ordnung, Bestimmtheit des Ausdrucks und einen ästhetisch-gebildeten Geschmack im Vortrage gefesselt seyn wollen, ungenießbar machte. Von den Fortschritten der deutschen Philosophie und Sprache hatte er zu wenig Kenntniß, desto mehr war er in der christlichen Vorzeit einheimisch; die ermüdenden Reihen der älteren und mittleren Kirchenschriftsteller, die Lehrmeinungen und Schicksale der sogenannten Ketzer und Secten kannte er aus eigner Ansicht, und sein unverdrossenes Quellenstudium, sein unpartheiischer Scharfblick fand auch in solchen Gegen-

den der älteren Literatur, wohin nicht leicht ein anderes Auge fiel, noch Spuren der Wahrheit und merkwürdige Aufschlüsse. Freilich gelang es ihm bei dieser Studirweise, eher Einzelnheiten richtig aufzufassen, als sich zu philosophischen Uebersichten und allgemeinen Grundsätzen zu erheben, weßhalb auch in seinen Lehrbüchern wohl schätzbare Notizen und feine Bemerkungen, doch nirgend Umrisse eines eigenthümlichen Lehrgebäudes zu finden sind. Aber schon durch diese Resultate einer Forschung, bei der er, unbekümmert, was herauskommen mochte, der historischen Wahrheit unablässig nachging, waren hinreichend, eine Menge alter Vorurtheile in den theologischen Wissenschaften umzustürzen, und der Vernunft auf diesem sonst nur schüchtern berührten Gebiete freiere Bahn zu machen. Was er durch seine Anmerkungen zu Wetsteins Prolegomenen und kritischen Schriften, durch seine Vorbereitung zur theologischen Hermeneutik und durch seine Abhandlungen von freier Untersuchung des Canons für die Geschichte des Textes der biblischen Bücher gethan und theils seinem berühmten Schüler Griesbach vorgearbeitet, theils zum richtigen Verständniß der Schriften des neuen Testaments nach dem Sinne ihrer Verfasser beigetragen, mit welchen siegenden Gründen er auf dem Wege der ihm eignen historisch-kritischen Methode die Veränderlichkeit des Wissens von der Religion und den menschlichen Ursprung vieler theologischen Lehrsätze erwiesen, wie billig er über sonst mehr gehaßte, als gekannte Secten und Häretiker urtheilen gelehrt, welchen Einfluß er dem Geiste der religiösen Duldung verschafft, und mit welcher rücksichtslosen, edeln Unerschrockenheit er das Recht der freien gelehrten Untersuchung in Sachen der Religion erkämpft hat, das wird die Geschichte rühmen, so lange es eine Literatur gibt. Begreiflicher Weise kam Semler auf diesem Wege zu der Einsicht, die Religion, die dem Menschen frommt, sey ganz etwas anders als die wissenschaftliche Theologie, wie er sie vorfand; er unterschied daher zwischen moralischer Religion, subjectivem Glauben und christlichem Leben und historischer Religion, objectiver Darstellung der geschichtlichen Entwickelung und Begründung des kirchlichen Lehrbegriffs. Jene nannte er, in so fern sie sich nach Maßgabe des Erkenntnißgrades und der Verhältnisse der verschiedenen Individuen mannichfaltig modificirt, Privatreligion, diese hingegen, in so fern sie an bestimmte, kirchlich vorgeschriebene Lehrsätze und Gebräuche gebunden wird, öffentliche Religion. Die erstere wollte er den Einzelnen frei gegeben wissen, wie denn die subjective Ueberzeugung Jedem überlassen bleiben muß, diese hingegen sollte nach seiner Ansicht von den Regierungen aufrecht erhalten werden, damit doch etwas Festes für Alle vorhanden sey. Diesen Grundsätzen gemäß focht Semler mit demselben Eifer, den er früherhin den Anmaßungen der Pietisten und Schwärmer entgegengesetzt hatte, den naturalistischen Terrorismus des wolfenbüttelschen Fragmentisten und der basedowschen und bahrdtischen Schule in heftigen Streitschriften an; denn beide Parteien schienen ihm den Rechten der Gewissen und der öffentlich angenommenen Glaubensnorm zu nahe zu treten. Dem Vorwurfe der Inconsequenz und tausend ärgerlichen Mißverständnissen konnte er bei diesen Unternehmungen schon wegen der Unbestimmtheit seiner Ausdrücke nicht entgehen, und da er endlich gar 1788 das preußische Religionsedict in Schutz nahm, verbitterte man seine letzten Lebensjahre auch durch gehässige Angriffe auf seinen Charakter. Doch dieser war in den Augen Aller, die ihn näher kannten, über jede Beschuldigung

der Falschheit und Heuchelei erhaben; ehe konnte es ihm bei seiner lebhaften Einbildungskraft begegnen, daß er sich selbst täuschte oder voreilig niederschrieb und ausgehen ließ, was ihm eben einfiel, als daß er sich irgend eine Unredlichkeit erlaubt hätte, und ganz verdiente er den Ruhm des ehrlichen Mannes, den er jedem andern vorzog. Bei seinem Tode, der am 14ten März 1791 erfolgte, blieb daher unter seinen Freunden und den Tausenden, die er durch mündlichen Unterricht und schriftliche Belehrung zum Licht geleitet hatte, das unverkümmerte Andenken seines edeln, wahrhaft frommen Herzens, seiner seltnen Tugenden und seiner unsterblichen Verdienste um die Wissenschaft zurück. Er hinterließ außer seiner zweiten Gattin, einer gebornen Schwarz aus Magdeburg, einen auf der juristischen Geschäftsbahn verdienten, würdigen Sohn und mehrere Töchter, die den zärtlichsten, sorgsamsten Vater in ihm verehrten. E.

Sémonville (Huguet, Graf von), französischer Staatsrath, Senator, Großkreuz der Ehrenlegion, Oberreferendar der Kammer der Pairs, war Parlamentsrath in Paris, als die Revolution ausbrach. Er nahm die Partei des Volks, verband sich mit Lafayette, und ward 1793 als Gesandter nach Constantinopel geschickt, aber in Graubünden von den Oestreichern nebst Maret gefangen genommen und nach Kufstein gebracht, wo beide blieben, bis sie in Basel gegen Madame, die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt wurden. Nach dem 18ten Brumaire ward Sémonville Staatsrath, und hernach Gesandter in Holland. Nach seiner Zurückberufung 1805 kam er in den Erhaltungssenat, wurde zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt, und erhielt bald darauf die Senatorei von Burges. Der König machte ihn zum Pair und Oberreferendar dieser Kammer. Im August 1815 erhielt er das Präsidium des Wahlcollegiums vom La Manche-Departement.

Senat, Volks- auch Reichssenat genannt, ist seinem Wesen nach eine die Einheit zwischen Volk und Staat, oder zwischen der Regierung und den Regierten, vermittelnde, durch den Staatsvertrag errichtete, in ihrer gesetzmäßigen Thätigkeit aber politisch selbstständige oberste Behörde, deren Mitglieder verfassungsmäßig ernannt oder gewählt werden. Jene Vermittelung besteht 1. in der selbstständigen Volksvertretung, 2. in ihrer Aufsicht auf das Ganze, die sie rathgebend, theilnehmend an der Gesetzgebung, und als Hüter der Verfassung ausüben. Der Geschichte nach gibt es aber auch Senate in unumschränkt monarchischen Staaten. Hier vermitteln sie ebenfalls die Einheit zwischen dem Volke und dem Selbstherrscher, hängen aber von der Ernennung des letztern ab; so wie ihr Daseyn und ihre Wirksamkeit auf dem Herkommen, und nicht auf einem Grundvertrage beruhen. — Den römischen Senat, den ersten Stand im Staate (ordo senatorius), schuf Romulus. Hundert der ältesten, einflußreichsten Patricier, d. i. Stammfürsten, Familienhäupter, bildeten ihn. Die Zahl wurde nach Aufnahme der Sabiner verdoppelt. Sie vermittelten die Handhabung der Justiz- und Polizeigewalt des Königs, so wie die Leistung der Heerpflicht durch ihren Einfluß im Volke. Ihr Ansehn hielt dem königlichen die Waage. Um seinen Anhang im Senate zu vermehren, fügte Tarquin der Aeltere hundert neue Senatoren aus dem Volke hinzu; sie bildeten die königliche Partei im Senate. In der Folge stieg ihre Zahl durch Aufnahme und Wahl — daher patres conscripti — auch von Plebejern, vorzüglich während der Bürgerkriege, und durch Cäsars Politik, bis auf 1000. Augustus vermin-

derte daher den Senat bis auf 600 Mitglieder. Die Wahl des Se-
nats (lectio) wurde mit der Censur verbunden. Ein Censor verlas
bei jedem Lustrum die Namen der Senatoren; den würdigsten unter
ihnen zuerst, und dieser hieß dann princeps senatus. Die unwürdigen
wurden durch bloßes Weglassen des Namens ausgeschlossen. Die Rit-
terschaft, ordo equestris, war die eigentliche Pflanzschule des Senats.
Ein Senator mußte in der Schätzung (Census) zur Zeit der Republik
ein Vermögen von 25,000, zur Zeit des Augustus von 37,500 Thlrn.
besitzen. Die obersten Behörden der Regierung versammelten den Se-
nat, welcher die von ihnen vorgetragenen Sachen punktweise nach der
Stimmenmehrheit entschied; doch hieß nur der einfache Beschluß ein
Senatusconsultum; widersprach ein Tribun dem Beschluß, oder
war der Senat nicht vollzählig, so galt er nur als ein Senatsgut-
achten (senatus auctoritas), und wurde dem Volke vorgelegt. Die
Volkstribune konnten jeden Vortrag im Senate durch ihr Machtwort
veto rückgängig machen. Vor den Senat gehörten alle Staatsverwal-
tungssachen, außer die vom Volk abhängigen, die Wahl der Staats-
beamten, die Gesetzgebung und die Frage über Krieg und Frieden.
Auch führte der Senat die Aufsicht über das Staatsvermögen. Zur
Zeit der Republik hieß der Inbegriff der Rechte des Senats: auctori-
tas, Ansehen, der des Volks: potestas, Gewalt; jener beschloß, de-
cernebat, dieses befahl, jubebat. Doch blieb das Ansehn des Senats
auch dann noch, als er den Volksbeschlüssen (plebiscita) unterworfen
wurde, groß genug; und in den von ihm abhängigen Sachen galten
seine Beschlüsse, SCta, als Gesetze. Unter den Kaisern verlor der rö-
mische Senat seine politische Wichtigkeit; doch hießen noch seit Tiber
bis auf Constantin den Großen, viele kaiserliche Gesetze, die der Senat
auf Befehl des Kaisers abfaßte, Senatus consulta; sie traten an die
Stelle der Volksgesetze, leges. Der Senat war aber bald so unter-
würfig, daß er über die von den Kaisern in Reden oder Briefen ge-
machten Anträge oft gar nicht berathschlagte, sondern sie durch Bei-
fallszuruf, Acclamatio, billigte. — Mit dem römischen Senate unter
den Kaisern läßt sich weniger der russische, als der ehemalige fran-
zösische Reichssenat vergleichen. Jener, vom Kaiser Alexander den
1sten Januar 1810 errichtete dirigirende Reichsrath (Obercon-
seil) besteht aus zweiunddreißig Mitgliedern und vier Präsidenten;
welche sämmtlich vom Kaiser ernannt werden. Als Organ des kaiser-
lichen Willens hat er einen ausgebreiteten Wirkungskreis, kann aber
den Willen des unumschränkt regierenden Kaisers nicht beschränken.
Er ist gleichsam die Mittelsperson zwischen dem Monarchen und den
Unterthanen, da alle Reichsgeschäfte durch ihn gehen. Nur mit den
auswärtigen Angelegenheiten, so wie mit Krieg und Frieden hat er
nichts zu thun. Sein Geschäftskreis ist in vier Departements getheilt:
1. die Section der Gesetzgebung; 2. die der höchsten Instanz in geist-
lichen und weltlichen Justizsachen; 3. die der Kriegsmacht zu Wasser
und zu Lande; 4. die der innern Staatswirthschaft. Bei allen vier
Departements zugleich ist ein Reichssecretär angestellt, der Ober-
director der Kanzlei und zugleich das Organ der gegenseitigen Mitthei-
lungen zwischen dem Monarchen und dem dirigirenden Reichsrathe ist.
Der Kaiser führt den Vorsitz selbst, oder in seiner Abwesenheit das von
ihm bestimmte Mitglied. Dem Reichsrathe werden alle Gesetze, Ver-
ordnungen und Einrichtungen im Entwurfe mitgetheilt, von ihm ge-
prüft, und hierauf dem Kaiser zur Vollziehung vorgelegt. Mit dem
Reichsrathe sind noch drei Commissionen verbunden, zur Abfassung der

Gesetze, für die Bittschriften, und für die Reichskanzlei. — Der ehemalige französische Reichssenat hieß Erhaltungssenat, Senat conservateur. Nachdem Bonaparte durch die Revolution vom 18ten Brumaire (9ten November 1799) an die Spitze der Regierung getreten war, ließ er eine neue (die vierte) Constitution entwerfen, die vom 22sten Frimaire (13ten December 1799), welche außer den drei Consuln, dem Tribunate und dem gesetzgebenden Körper, jenen Erhaltungssenat einsetzte, der aus 80, wenigstens 40 Jahre alten Mitgliedern bestand, die nach den Vorschlägen des ersten Consuls, des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers sich selbst wählten, die Verfassung erhalten, deßhalb alle Beschlüsse des gesetzgebenden Corps untersuchen, und die Consuln, Tribunen und Gesetzgeber aus den von den Departementen eingeschickten Wahllisten wählen, auch zu den erledigten Stellen aus den von den übrigen drei Theilen des Staatskörpers vorgeschlagenen drei Individuen eins ernennen sollten. Jeder Senator, dessen Stelle lebenslänglich war, hatte eine jährliche Einnahme von 25,000 Franken; später stieg sie, ohne die Senatorien, bis auf 36,000 Fr. Diese Versammlung wurde bald ein Werkzeug in den Händen des ersten Consuls, um die Verfassung der Republik in eine Monarchie umzuwandeln. Dies geschah, als der Senat das ihm aus dem Staatsrathe Bonaparte's zugeschickte Senatusconsultum, das die französische Constitution neu organisirte, sofort genehmigte. Dieses die Verfassung ausbildende Staatsgrundgesetz — denn dies dachte man sich unter einem französischen Senatusconsultum — vom 15ten August 1801 erklärte die Würde der Consuln für lebenslänglich, und machte den Senat vom ersten Consul abhängig, der die Mitglieder desselben größtentheils zu ernennen oder auszuwählen das Recht erhielt, dieselben auch zu Ministern, Gesandten u. s. w. bestimmen konnte. Doch sollte der erste Consul dem Senate von allen Verträgen, ehe er sie bekannt machte, Nachricht geben. Bonaparte ließ sich hierauf den 21sten August als Präsident des Senats von den Senatoren den Eid der Treue schwören. Die Zahl der Senatoren sollte damals nur bis auf 120 steigen. Hierauf wurden durch ein Senatusconsultum vom 4ten Januar 1803 in jedem Appellationsgerichtsbezirk eine Senatorie errichtet, die in einem Schlosse mit einem jährlichen Einkommen von 20-25,000 Frk. aus Nationalgütern bestand. Der erste Consul vergab sie auf Lebenszeit an Mitglieder des Senats. Solcher Senatorien waren 32. In der letzten Zeit bestand der Senat aus den französisch kaiserlichen Prinzen, den Reichswürdeträgern und 136 Mitgliedern. Er bildete aus seiner Mitte zwei Commissionen, für die persönliche Freiheit und für die Preßfreiheit, welche aber der Willkür des Kaisers keinen Einhalt thaten. Es ist übrigens bekannt, daß der französische Senat, so wie er Bonaparten durch das Senatusconsultum vom 18ten Mai 1804 zum Kaiser erklärt hatte, ihn wiederum durch den Beschluß vom 3ten April 1814 des Throns für verlustig erklärte. Die neue Constitution, welche Ludwig XVIII. den Franzosen gab, hob den Senat auf. An seine Stelle trat die Kammer der Pairs. K.

Send, heilige Send, das Sendgericht (Lat. Synodus), war bei den alten Deutschen eine Art geistlicher Gerichte oder Kirchenvisitationen, welche die Archidiaconen in den zu ihren Sprengeln gehörigen Städten und Dörfern jährlich hielten, oder durch die von ihnen verordneten Sendrichter, Sendschöppen, halten ließen, um alles, was etwa Strafbares, besonders wider die Sabbathsfeier oder die zehn Gebote, war verübt worden, und was der Richter aufgezeichnet hatte,

zu untersuchen und zu bestrafen. Alle in den Bezirk gehörige Personen mußten vor diesem geistlichen Rügengericht ohne Ausnahme erscheinen, wenn sie nicht etwa ganz besonders davon befreit waren, welche Personen eben daher sendbarfrei oder semperfrei genannt wurden. Der gar zu große Mißbrauch, welcher nachher bei diesen sogenannten Sendgerichten einriß, war Ursache, daß sie die Fürsten und Herren nach und nach abschafften, besonders da nach der Reformation die protestantischen Fürsten sich selbst das Recht, in geistlichen Dingen zu richten, zueigneten. Uebrigens dürfen diese Sendgerichte nicht mit den Zentgerichten verwechselt werden. (Man s. darüber den besondern Artikel).

Seneca (Marcus Annäus), aus Corduba, einer Stadt in Spanien, gebürtig, kam unter Augustus glanzvoller Regierung nach Rom, und lehrte mehrere Jahre nicht ohne Beifall die Beredsamkeit. Nach dem Zeugnisse einiger alten Grammatiker schrieb er mehrere Bücher, deren Inhalt sich auf die rhetorische Behandlung von interessanten Rechtsfällen bezog. Wir besitzen davon noch einige Bruchstücke. Ihr Styl ist kurz und nachdrucksvoll, doch nicht selten auch unnatürlich und zu declamatorisch. Von Cicero's Fülle, Eleganz und echtem Rednertone ist er weit entfernt.

Seneca (Lucius Annäus), der Sohn des eben genannten Rhetors, begleitete seinen Vater als Knabe nach der Hauptstadt des römischen Reichs. Er war zwei Jahre nach Chr. Geb. geboren, und erhielt von seinem Vater eine sorgfältige Erziehung. Da er von Natur treffliche Talente besaß, und von regem Eifer, seine Kenntnisse in allen edlen Wissenschaften zu erweitern, getrieben wurde, so machte er bald sehr ausgezeichnete Fortschritte. Doch zog ihn ganz vorzüglich das Studium der stoischen Philosophie an, welche genau mit seinem ernsten Charakter harmonirte. Er blieb selbst dem kaiserlichen Hofe nicht unbekannt, und da man ihn wegen seiner vielfachen Bildung, wegen seiner strengen Moralität und Lebensweisheit zur Erziehung und Leitung des jungen Nero geeignet fand; so erhielt er diesen ehrenvollen Posten, und täuschte auch die erregte Erwartung keineswegs. Auch übertrug man ihm als einem einsichtsvollen und gewandten Manne mehrere angesehne Stellen. Indeß war sein Leben nicht ganz untadelhaft. Man beschuldigte ihn der Liebe zum Gelde und einer zu großen Nachgiebigkeit gegen seinen unwürdigen Zögling, den Kaiser Nero. Denn ob er gleich anfangs einen wohlthätigen Einfluß auf die Regierung desselben hatte, so verlor sich doch derselbe in dem Grade, in welchem Nero aufhörte, Mensch zu seyn. Er wurde sogar von dem Kaiser genöthigt, die frevelhafte Ermordung seiner Mutter öffentlich zu entschuldigen. Theils von niederträchtigen Feinden verleumdet, theils dem argwöhnischen Fürsten verdächtig, vielleicht auch, weil des Philosophen ansehnliches Vermögen dessen Habsucht reizte, wurde er in Rom mit vielen andern Edeln zum Tode verurtheilt. Die einzige Vergünstigung erhielt er von dem Tyrannen, sich selbst eine Todesart zu wählen. Seneca ließ sich die Adern öffnen. Da dieses Mittel aber langsam wirkte, nahm er Gift, und endlich wurde er noch in heißen Bädern erstickt. Er starb mit der eines stoischen Philosophen würdigen Ruhe, im Jahre 66 nach Chr. Geb. Von ihm besitzen wir noch mehrere Schriften, theils prosaische, theils poetische. Die erstern enthalten Briefe und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Philosophie, die letztern Trauerspiele. So wenig nun zu läugnen ist, daß jene voll von trefflichen, wahren und beherzigenswerthen Gedanken sind, und daß auch die Einkleidung im

Ganzen ihrer nicht unwerth ist; eben so gewiß ist es, daß in denselben die nachtheilige Einwirkung des damaligen Zeitgeistes, der allzugroße Hang zur stoischen Philosophie, und die unnatürliche, gekünstelte und schwülstige Schreibart, so wie auch der schon sehr ausgeartete Geschmack nur zu häufig bemerkbar werden. Bei aller Beredsamkeit ist er doch spitzfindig; bei allem Ernste und aller Würde, womit er spricht, spielend, gesucht und matt. Indeß behaupten seine Briefe und auch einige der philosophischen Schriften einen entschiednen Werth vor den Trauerspielen. Noch ist es nicht ganz bestimmt, ob alle Trauerspiele, die man dem Seneca beilegt, wirklich von ihm verfaßt sind. Ganz unecht ist die Octavia, weil der Tod derselben, welchen das Stück zum Gegenstand hat, erst nach Seneca's Ableben erfolgte. Einige will man seinem Vater zuschreiben. Allein die Gleichheit der Schreibart und des ganzen Geistes, der in ihnen weht, macht es wahrscheinlich, daß sie Einen Verfasser haben. Daß sie griechischen Mustern nachcopirt sind, läßt sich nicht verkennen; aber sie bleiben unendlich weit hinter denselben zurück, man mag auf die innere, fast immer verunglückte Oekonomie, oder auf den Vortrag der Gedanken Rücksicht nehmen. Denn in Hinsicht ihrer Anlage eignen sie sich so wenig zur theatralischen Darstellung, daß sie bloß zum Lesen geschrieben zu seyn scheinen. Und wenn man auch nicht in Abrede seyn kann, daß einzelne gelungene Stellen und ergreifende Scenen in diesen einzigen Ueberresten der tragischen Poesie der Römer sich vorfinden, so vermißt man doch meistentheils Einheit im Zusammenhange der einzelnen Theile des Drama's, Wahrheit, Erhabenheit, Stärke der Gedanken und Würde, Feinheit und lyrischen Schwung im Ausdrucke. Ueberall stößt man auf frostige, matte, gekünstelte Stellen, welche nur zu sehr beweisen, daß die tragische Kunst bei den Römern sehr unvollkommen blieb. Seneca will, indem er seine Personen reden läßt, selbst glänzen, wird dadurch schwülstig und bei aller Größe frostig, so daß die wahrhaft tragische Wirkung seiner Stücke fast ganz verloren geht. Die Leidenschaft der Wuth scheint er mit einer gewissen Vorliebe gemahlt zu haben; aber leider ohne die gehörige Berechnung der Mitwirkung aller einzelnen Theile und Situationen seiner handelnden Personen. Die zehn Trauerspiele des Seneca sind: Thyestes, Thebais, Hippolytus, die Troerinnen, Medea, Agamemnon, Elektra, der ötaische Hercules, der wüthende Hercules, Octavia. Das beste Stück sind die Troerinnen; die schlechtesten der ötaische Hercules und Octavia, beide höchst wahrscheinlich spätern Ursprungs.

Senegal ist einer der größten Flüsse in Afrika, und entspringt unter dem 9ten Grade der Länge, und dem 11ten der Breite im Gebirge Konz. Zuerst läuft er zwischen Gebirgsreihen, wo er mehrere kleine Flüsse aufnimmt, fort, und bildet bald nach einander die Wasserfälle von Gorina und von Felu. Nachdem sich der bedeutende Strom Faleme in ihn ergossen, fließt der Senegal in großen Krümmungen gegen Nordwesten weiter, theilt sich in zwei Arme, und bildet die Inseln Bilbas und Marfil. Hierauf vereint er sich wieder, und strömt gegen Westen zu. In einiger Entfernung vom Meere aber theilt er sich wieder in mehrere Arme, nimmt eine südliche Richtung, und fällt durch eine breite Mündung vereint ins Meer. Dieser große Fluß, dessen Lauf über 160 geographische Meilen beträgt, trägt schon in einer 60 Meilen weiten Entfernung von seiner Mündung Barken von 40 bis 60 Tonnen, und ist bis zu den genannten Wasserfällen hinauf schiffbar. Er ist periodischen Ergießungen unterworfen, welche das anstoßende Land in der Regenzeit unfruchtbar machen. Fünfzehn Meilen von seiner

Mündung läuft der Hauptstrom mit dem Meere südwärts parallel; ein aus Sanddünen bestehender natürlicher Damm, der oft nur hundert Ruthen, zuweilen eine Meile breit ist, scheidet ihn von dem Meere, und läuft in eine Landzunge aus, welche die Spitze der Barbarei (Pointe de Barbarie) genannt wird. Nicht weit von seiner Mündung bildet der sehr breite Fluß mehrere Inseln. Von diesen bemerken wir die Senegal- oder St. Ludwigsinsel, welches die Hauptbesitzung der Franzosen ist, die hier ein Fort, St. Louis, inne haben. Die Insel liegt an einer Sandbank, die allen größern Schiffen den Zugang unmöglich macht; sie hat 10,000 Einwohner, meistens Neger und Mulatten, und eine kleine Besatzung von 250 Europäern. Hier treiben die Franzosen ihren Haupthandel mit Sclaven, Gummi, Goldstaub, Straußfedern rc. Außer dieser Insel sind noch viele andere größere und kleinere, z. B. Bokos und Mogue, Sor, Genel, das Engländer-Inselchen u. s. w. vorhanden. Der Senegalfluß hat gutes Wasser, und nährt eine Menge Fische, aber auch Crocodille und Seepferde. Seine Mündung ist eine halbe Meile breit, aber durch eine Sandbank, die Barre genannt, verengt, und die Einfahrt, wegen der durch diese Sandbank entstehenden heftigen Brandung sehr gefährlich; nur bei einer Windstille kann man ohne Schiffbruch zu leiden, einlaufen. — Unter dem Namen Senegal wird auch, wenn die Rede von Besitzungen und Handel ist, der ganze Küstenstrich vom weißen Vorgebirge (Cap Blanc) bis zum grünen Vorgebirge (Cap Verd), also vom 15ten bis 21sten Grad der Breite verstanden (s. Senegambien).

Senegambien nennt man denjenigen Theil des westlichen Afrika, der sich vom weißen Vorgebirge (Cap Blanc) bis zum Flusse Nunnez in einer Länge von 180 geographischen Meilen erstreckt. Dieses Land hat von den Flüssen Senegal und Gambia seinen Namen, und wird zuweilen auch Westnigritien genannt. Den Römern ist wahrscheinlich dieses Küstenland nicht bekannt gewesen, aber die Araber kannten und besuchten es schon im Mittelalter, und benannten den Senegalfluß nach einem dort wohnenden Volke Senhagie mit seinem gegenwärtigen Namen. Ober-Senegambien nennt man denjenigen Theil, welcher zwischen dem weißen Vorgebirge und dem Senegalflusse liegt. Er gehört eigentlich zu dem großen Landstriche Sahara (Wüste). Die Einwohner sind keine Negern, sondern Mauren, und mohammedanischer Religion, und treiben einen starken Gummihandel mit den sie besuchenden Europäern, besonders den Franzosen und Engländern, welche letztere ausschließlich den Handel am Gambiaflusse treiben, und dort mehrere befestigte Factoreien besitzen. Mittel-Senegambien begreift die am Senegal liegenden Länder von der Küste an aufwärts, mißt von Norden nach Süden ungefähr 50, und von Westen nach Osten etwa 130 geographische Meilen. Es wird von Negern bewohnt, die sich in viele Völkerschaften theilen, von denen die Fulier (Fuhlahs oder Puhls), die Jalaffer oder Ualoffer, und die Mandingoer die merkwürdigsten sind, sich zur mohammedanischen Religion bekennen, jedoch auch nebenher dem Fetischdienste anhängen, und von denen jeder Volksstamm seine eigene Sprache hat. Diese senegambischen Neger leben theils in despotischen, theils in monarchischen, theils in republikanischen Staaten, welche letztern aber keine Freistaaten sind. Sie treiben Ackerbau, Handel und einige Gewerbe. Das Clima ist durchgehends sehr heiß, und in den sumpfigen Gegenden ungesund. Der Boden ist eben,

theils sandig, theils thonartig, und fast überall sehr fruchtbar. Alle Arten von Getraide, Wurzel- und Hülsengewächse, köstliche Südfrüchte, Datteln, Kokosnüsse, Baumwolle, Indigo, Tabak, Pfeffer ꝛc. wachsen im Ueberfluß. Das Wild ist sehr häufig. Man findet Elephanten, Rhinocerosse, Flußpferde, wilde Ochsen, mehrere Arten von Antilopen, aber auch Löwen, Tiegerkatzen, Panther ꝛc. Außerdem gibt es alle Arten von zahmem Vieh, auch Kameele, und Geflügel und Fische sind in Menge. Die innern Länder sind überaus reich an Gold, Silber ist wenig, aber viel Eisen, auch etwas Salz. — Niedersenegambien, das die Länder an der Gambia und südwärts bis zum Nunnez begreift, hat mit dem vorigen ähnliche Bewohner, Producte und Clima. (M. s. Durands Nachrichten von den Senegalländern, nebst Rubaults Landreise nach Galam ꝛc. Aus dem Französischen von Th. Fr. Ehrmann, Weimar 1803).

Seneschall (lat. Seneschallus) bedeutete theils einen Sent- oder Zentrichter, oder Amtmann, der auch wohl Zent- (Cent-) Graf genannt wurde, weil der Landesbezirk seiner Gerichtsbarkeit, besonders in Franken, gewöhnlich aus hundert Ortschaften bestand, theils nannte man so den Marschall eines Kaisers oder Königs, dem die Besorgung des ganzen Hofstaats übertragen war. Wenn der Monarch Gericht hielt, saß der Seneschall mit im Rathe, unterschrieb die Urkunden seines Herrschers, u. s. w. In Frankreich war in ältern Zeiten der Seneschall ein Kronbeamter, welcher unter den Merovingern die Aufsicht über das königliche Haus und die Ausgaben hatte. In den neuern Zeiten hieß die vornehmste Gerichtsperson einer Landschaft oder Provinz dort (und auch in einigen andern Ländern) Seneschall, und seine ihm untergeordnete Provinz nannte man Senechaussée. In seinem Namen wurden die Urtheile abgefaßt, er berief bei eintretenden Fällen den Adel, und führte den Arrierebann desselben an.

Senkenberg (Renatus Carl, Freiherr von), zuletzt Hessendarmstädtischer Regierungsrath zu Gießen, ward am 23sten Mai 1751 zu Wien geboren, und von seinem Vater für die Rechtswissenschaft und Diplomatik erzogen. Er ging 1768 auf die Universität zu Tübingen, und bald darauf nach Göttingen, wo er die philosophischen und historischen Wissenschaften, und die Rechte mit großem Eifer studirte. Im Jahre 1771 verließ er Göttingen, und begab sich nach Straßburg, um dort seine Studien zu vollenden, worauf er Wetzlar zu seinem Aufenthalte wählte, um sich daselbst in der kammergerichtlichen Praxis zu üben. Gegen das Ende des Jahrs 1773 verließ er auch Wetzlar wieder, und machte eine Reise nach Rom, wo er von der arkadischen Gesellschaft unter dem Namen Polydorus Nemäus, den er auch hernach auf seine carmina latina et graeca gesetzt hat, zum Mitgliede aufgenommen wurde. Nach seiner Zurückkunft aus Italien ward er zu Gießen als Regierungsrath angestellt, in welcher Stelle er anfangs mit vielem Eifer thätig war. Als 1778 der kurze Krieg zwischen Oesterreich und Preußen ausbrach, wurde sein Name zuerst auf eine Art berühmt, die ohne die Großmuth Josephs II. für ihn von sehr verderblichen Folgen hätte seyn können. Er hatte nämlich eine, unter dem literarischen Nachlasse seines Vaters gefundene, beglaubigte Abschrift einer Urkunde, die im Streite über die bayersche Erbfolge von großer Erheblichkeit, aber sehr nachtheilig für die österreichischen Ansprüche war, dem bayerschen Ministerium ausgeliefert. In dieser für ihn so mißlichen Lage beging er die noch größere Unvorsichtigkeit, nach Wien zu reisen, wo er verhaftet

aber nach einiger Zeit dennoch mit der Weisung entlassen wurde, innerhalb drei Tagen die österreichischen Staaten zu räumen. Nach diesem für ihn so verdrußvollen Ereignisse ging er auf seinen Posten nach Gießen zurück, legte aber schon 1784 denselben nieder, und lebte von nun an seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten, die sich besonders auf Jurisprudenz, Historie, und nebenbei auch auf die schöne Literatur beschränkten. Unter seinen juristischen Arbeiten sind die wichtigsten seine Supplemente zu Lipenii Bibliotheca juridica, die er in den Jahren 1787—1789 herausgab, und unter den historischen die Fortsetzung der großen *häberlinschen Werke über die deutsche Reichsgeschichte*, und zwar vom 21sten bis zum 27sten Bande. Was diesem Werke an Geschmack abgeht, ersetzt es durch die ausnehmende historische Treue und Vollständigkeit, mit welcher darin insbesondre der dreißigjährige Krieg und die Geschichte der böhmischen Unruhen abgehandelt sind. Im Jahre 1785 gab er die oben erwähnten Carmina, und zwei Jahre später *Gedichte eines Christen*, beide ohne Druckort, heraus, worauf er 1797, ohne seinen Namen, *Charlotte Corday oder die Ermordung Marats*, dramatisirt, folgen ließ. Seine lateinischen Gedichte zeigen von seiner vertrauten Bekanntschaft mit den alten Sprachen und mit den Dichtern Roms und Griechenlands, so wie von lebhaftem Gefühl und warmer Religiosität. Auch hielt er eine Zeit lang öffentliche Vorlesungen über gemeinnützige Gegenstände, so wie er auch jungen Leuten Privatunterricht in Diplomatik und Geschichte ertheilte. Er starb am 19ten October 1800 an den Pocken, die er sich durch Wartung seiner Tochter, welche an dieser Krankheit darnieder lag, zugezogen hatte. Der Universität zu Gießen vermachte er seine aus 15,000 Bänden bestehende Bibliothek, die überdies an Manuscripten und Urkunden einen großen Reichthum enthielt; ferner sein schönes Haus und 10,000 Gulden, welche zur Vermehrung der Bibliothek verwandt werden sollten.

Senkrecht oder perpendiculär ist eine gerade Linie dann, wenn sie sich auf einer andern dergestalt gezogen befindet, daß sie mit derselben gleiche Nebenwinkel, nämlich beiderseits rechte Winkel macht. Eine lothrechte Linie ist aber von ihr zu unterscheiden; diese ist nur senkrecht auf der Ebene eines stillstehenden Wassers. Jeder an einem Faden frei hängende Körper bildet eine lothrechte Linie.

Senn heißt in der Schweiz ein Viehhirt, welcher das Vieh den Sommer über auf den Alpen weidet, und zugleich die Milchnutzung gepachtet hat. Eine solche Viehheerde heißt *Senne*, und eine Viehwirthschaft dieser Art *Sennerei*. Der *Kuhreigen*, welches eine schweizerische Hirtenmusik ist, heißt daher auch Sennenreigen. — **Senne, Sende, Sendveld** oder **Sintfeld**, ist eine große Heide, die sich im Westphälischen von Paderborn durch die Grafschaften Lippe, Ravensberg und Rietberg bis nach Münster und Osnabrück erstreckt. Im lippischen Antheil ist das bekannte *Sennergestüt*, wo wilde und dauerhafte Pferde von guter Race gezogen werden, die man Senner nennt. Im Jahr 1640 wurden die Schweden von dem kaiserlichen General Hatzfeld auf dieser Heide geschlagen.

Sensal oder **Mäkler**. Mit diesem Namen bezeichnet man gewisse Mittelspersonen in der kaufmännischen Welt, deren Geschäft darin besteht, die Käufe, welche Kaufleute an einem und demselben Ort unter einander abschließen wollen, einzuleiten und zu reguliren. Zu dem Ende erkundigt sich der Mäkler, welche Waaren, in welcher Qualität

und Quantität, und zu welchen Preisen sie zu haben sind, und welche Waaren, in welcher Qualität und Quantität, und zu welchen Preisen gesucht werden, und weist, wo möglich, dem Verkäufer einen Abkäufer, und dem, der zu kaufen wünscht, einen Verkäufer zu. Für seine Bemühung erhält er von jedem geschlossenen Handel ein gewisses Procent, oder Promille. Man unterscheidet gewöhnlich Geld- oder Wechsel- und Waarensensale. Die Geschäfte des erstern beziehen sich auf Geld oder Papiere, des letztern auf allerlei Waaren, als Zucker, Caffee, Thee, Tabak, Farbestoffe u. d. a. Gegenstände. Auch hat der Wechselsensal wöchentlich ein- oder mehrere Mal den Curszettel anzufertigen. Um allem Betrug möglich vorzubeugen, finden sich an allen Handelsplätzen eigene von der Obrigkeit in Pflicht genommne Sensale, deren Aussage in streitigen Fällen vor Gericht Gültigkeit hat. Die nicht verpflichteten Sensale, deren es an jedem Handelsplatz ebenfalls gibt, heißen auch Bönhasen, ein Name, womit eigentlich ein Pfuscher jeder Art bezeichnet wird.

Sensibilität, im allgemeinsten Sinne, ist diejenige Erscheinung der Idee des Lebens in den Naturwesen, welche sie auf die höhere Stufe der Animalität erhebt und erhält, indem sie das Leben nicht bloß in sich, sondern aus sich herausgehend offenbaren, und demnach in einen Gegensatz mit der Außenwelt zu stehen kommen. Um dieses höhere animalische Leben zu realisiren (in das Seyn zu versetzen) verkörpert sich die Sensibilität in einer Reihe von Organen, welche zur Wahrnehmung der Außenwelt und der Gegenwirkung auf sie bestimmt sind. Diese in dem animalischen Körper befindliche Organenreihe ist das Nervensystem in seinem ganzen Umfange, und die ihm einwohnende Lebensidee, Lebenskraft oder Naturkraft, ist eben die Sensibilität, daher wir diese insbesondre auch Nervenkraft nennen können. Die Sensibilität müssen wir uns demnach in einem jeden lebenden Körper als das, die Verrichtungen desselben, die Gestaltung und Ernährung, Beherrschende und dann wieder als das mit der Außenwelt in Gegensatz Tretende denken, daher wir den Begriff der Sensibilität in die niedere und höhere theilen, wovon die erstere sich nach innen kehrend, in die Organe versenkt, welche der Bildung und Erhaltung des Körpers gewidmet sind, die andere, nach außen gekehrt, die Objecte der Außenwelt aufnimmt, und als Anschauungen und Vorstellungen mit sich vereint. Daher kann man sie auch in die reproductive und sensitive abtheilen. Indem von ihr die Wahrnehmung des eigenen Körpers und dessen Zustandes vermittelt wird, welche wir Gefühl, Empfindung benennen, verstehen wir auch unter Sensibilität oft bloß das Gefühl- oder Empfindungsvermögen, und in so fern dieses den Nerven ausschließlich zugeschrieben wird: Nervenempfindlichkeit, obgleich diese Benennungen nicht das eigentliche Wesen der Sensibilität umfassen. Schon die ältern Physiologen hatten diese einseitigen und beschränkten Begriffe von dem Wesen der Sensibilität, indem sie bald nur eine Function derselben vorzüglich aufnahmen, und diese als oberstes Princip zur Erklärung des organischen Lebens gebrauchen wollten, oder sie wieder unter andern Lebensverrichtungen herabsetzten, oder in eine Reihe zusammenordneten. Boerhave setzte die Nervenkraft in einen Gegensatz des Herzens, als stets erneuerndes Princip der Thätigkeit desselben, welches übrigens unabhängig von den Nerven in den thierischen Organen durch die verschiedenen bloß mechanischen Thätigkeiten und Einrichtungen der feinsten Adergewebe die Functionen derselben dirigirte. Ihm war demnach die Sensibilität bloß der erste Impuls zur Thätigkeit des

Herzens. Friedrich Hoffmann, Gaus u. m. a. stellten dieselbe dagegen zu hoch, indem sie die Nerven als Behältnisse einer dunkeln Kraft ansahen, welche selbst erst das Leben der organischen Körper hervorbringe, folglich stellten sie die Nervenkraft über das Leben, da sie doch von dem Leben selbst erst ausgeht, und eine besondre Erscheinung desselben darstellt. Haller unterschied zwar schon bestimmt die Reizbarkeit der Muskelfibern, Irritabilität, von der Empfindungsfähigkeit der Nerven, Sensibilität, ergriff aber auch noch diese Modification derselben für das Ganze. Andern aber, z. B. Schöffer, de Hän, und mit ihm Platner u. A. setzten die Sensibilität bloß als Nerventhätigkeit über die Reizbarkeit, und machten jene allein zur Grundlage aller übrigen Verrichtungen des Organismus, setzten also ebenfalls eine Modification der Sensibilität über das Leben selbst. Brown und die Schule der Erregungstheoretiker benahmen dem Organismus das freie selbstständige Leben, und erniedrigten dasselbe zu einem bloß durch äußere Reitze erzwungenen Zustande von Gegenwirkung, setzten folglich auch die Sensibilität zum bloßen Princip der Möglichkeit einer Erregung, zur Erregbarkeit herab. Indem die neuere Naturphilosophie eine höhere und richtigere Ansicht des Lebens selbst gab, eröffnete sie zugleich der Physiologie ein weiteres Feld zu Feststellung des Begriffs der Sensibilität nach der oben entwickelten Idee. In so fern nun die Sensibilität als den Nerven einwohnende Kraft mit in den Organismus übergeht, in einem eigenen System gleichsam verkörpert ist, und so wieder in Verbindung und Wechselwirkung mit den übrigen Systemen steht, tritt sie selbst auch als Glied in der Kette von Systemen und deren Wechselwirkungen im Organismus auf, und ist in ihrem normalen Stande gegen jene auch gewissen Veränderungen unterworfen, die wir als Abweichungen von der Norm, oder als krankhafte Erscheinungen bemerken, von denen wir folgende zwei Classen unterscheiden: abnorme Erhöhung der Sensibilität, und abnorme Erniedrigung derselben. Im erstern Falle erheben sich die Functionen der Sensibilität auf Kosten der Functionen der andern Lebensmodificationen, im andern Falle werden die Functionen der Sensibilität beschränkt durch Erhebung der Functionen anderer Systeme. Die reale Darstellung des abnormen Standes der Sensibilität im Organismus erscheint in der Form der sogenannten Nervenkrankheiten, deßhalb wir von hier auf den Artikel Nerven, und auf das hieher gehörige in dem Artikel Physiologie verweisen. H.

Separatisten sind solche Glieder der Christenheit, die sich wegen abweichender Meinungen von dem Gottesdienste der Kirche, auf deren Gebiet sie leben, absondern und eine eigne Religionsübung unter sich veranstalten. (Vergl. d. Art. Secten.) E.

Sepia. Der Sepia- auch Dintenfisch, Blackfisch oder Dintenwurm, ist ein sonderbares Geschöpf, welches eigentlich zu den Meerinsecten zu rechnen ist, Linné nennt ihn: Polypus octopus, oder Sepia octopodia. Es gibt mehrere Gattungen dieses Geschlechts, die gewöhnlichste wird auch Seekatze genannt. Dies Thier ist ein bis zwei Fuß lang, häßlich und ungestaltet, es hat einen fleischigen Körper, und auf dem Rücken eine weiße harte Schaale von der Größe einer Hand. Dies kalkartige Rückenschild wirft es jährlich ab, und bekommt ein neues. Das abgeworfene schwimmt auf dem Meere herum, man nannte es sonst Meerschaum, da man es für verhärteten Schaum des Meeres hielt, jetzt nennt man es meist Ossa Sepia. Es wird sorgfältig aufgefischt, und theils zu Pfeifenköpfen und andern Kleinigkeiten verarbeitet, theils gleich dem Bimstein gebraucht. Wenn man es zerschneidet, sieht man,

daß es ein wunderbar verkalktes Zellgewebe ist. Vorn um den Kopf des Sepiafisches sitzen acht lange Arme, mit diesen kann er sich ungemein fest anklammern und ansaugen, überdies hat er noch zwei weit größere und längere Arme, an diesen sind an jedem auf 120 mit Häkchen versehene Saugrüssel, und an jedem der kleinern Arme auf 100 dergleichen; es kann damit seine Beute äußerst fest anklammern. Der Mund hat zwei hornartige Kinnladen, fast wie ein Papagayenschnabel gestaltet. An beiden Seiten des Kopfes stehen zwei schwarze, ziemlich große Augen hervor. Sein Blut ist weiß, aber im Unterleibe befindet sich eine Blase mit einer schwarzen Feuchtigkeit. Wenn er verfolgt wird, spritzt er dieselbe von sich und trübt schnell das Wasser dermaßen damit, daß man nichts darin unterscheiden kann. Schon zu den Zeiten des Persius bedienten sich die Römer dieser Sepia zum Schreiben. Man glaubt, daß diese Sepia der Hauptbestandtheil der chinesischen Tusche ist, und von den Chinesen mit aufgelös'tem Reiß und Gummi zubereitet werde. Jetzt bedient man sich ihrer, mit Biester gemischt, zum Zeichnen. Um den Sepiafisch zu fangen, läßt man einen Spiegel ins Meer hinab, an diesen klammert er sich so fest an, daß man ihn mit herauszieht. Man fischt ihn sehr häufig im mittelländischen Meere. Wl.

Sepiazeichnung. Diese Manier ist eine Erfindung der neuern Zeit, die wir dem würdigen Professor Seidelmann aus Dresden zu verdanken haben. Als dieser treffliche Künstler in früher Jugend in Rom verweilte, und durch seine richtigen Zeichnungen Aufsehen erregte, trug ihm im Jahr 1777 einer der dort lebenden kunstliebenden Engländer auf, sämmtliche Antiken für ihn zu zeichnen. Mit frohem Eifer begann der junge Künstler in der gewöhnlichen Manier mit schwarz und weißer Kreide auf farbiges Papier, und lieferte alle Monate Blätter in die Cartons seines Kunstgönners. Dieser reis'te oft von Rom nach Neapel und andern Städten, und überall begleiteten ihn seine Cartons, die jetzt, geschmückt durch die Zeichnungen des talentvollen jungen Deutschen, um so häufiger geöffnet, gezeigt und bewundert wurden. Nach Jahresfrist sahe Seidelmann seine frühern Zeichnungen darin wieder, und erschrack heftig, als er sie ganz verwischt, stumpf und verlöscht wieder fand. Die in Staub zerfallende Kreide wurde ihm verhaßt, und er sann auf eine dauerhaftere Manier. Er fing an den Apoll zu tuschen, doch dies war wieder so kalt und hart gegen die sanften Wellenlinien des Marmors. Die üblichen Biesterzeichnungen schienen ihm matt und kraftlos — da kam er auf den Einfall, die dunkelbraune Galle des Sepiafisches zu benutzen, und herrlich gelang ihm dies. Er mischte sie in der Folge immer mehr mit Biester, und gewann so einen warmen und doch kräftig dunkeln bräunlichen Ton, mit welchem er nun auf weiß Papier unverlöschbare Zeichnungen entwarf, die ihm bald ganz ausgezeichneten Ruhm erwarben. Er arbeitete sehr viel für England, kehrte dann in sein Vaterland, nach Dresden, zurück, wo er, nachdem er noch mehrere Reisen nach Rom machte, Director der königlichen Kunstakademie wurde, und mit rastlosem Fleiß die berühmtesten herrlichen Gemählde der Gallerie in die sanfte, ernste, stille Sprache seiner Manier übersetzt. Sie hat keinen Farbenzauber, keinen blendenden Glanz, diese Manier, sie ist das in der Mahlerei, was das Mondlicht in der Natur ist; eine liebliche Melancholie, ein milder Ernst herrscht darin. Aber wer die seidelmannischen Sepiazeichnungen kennt, und weiß, wie treu dieser seltne Künstler den ganzen Charakter der Originale wiederzugeben weiß, wie richtig seine Formen, wie zart und verschmolzen seine Schatten sind, mit welcher meisterhaften Leichtigkeit er

die endlose Mühe dieser Arbeit, welche aus lauter sanften Punkten in einander gewebt erscheint, zu überwinden weiß, und wie rasch er das vollendet, woran andere Jahre lang sich mühsam quälen würden; der findet es gewiß billig, daß das Glück ihn stets begünstigte, und daß er seit vielen Jahren unaufhörlich für den kunstliebenden Kaiser von Rußland arbeitet, für welchen er nicht allein die berühmte Madonna von Raphael, sondern die sämmtlichen Altarblätter von Coreggio, die Venus von Tizian. ꝛc. in derselben Größe wie die Originale copirt. Das Papier wird auf Leinwand gespannt, um diesen ungeheuer großen Zeichnungen Dauer und Haltbarkeit zu geben. Freilich kann auch einzig Rußlands Herrscher Spiegelgläser von solcher Größe haben, wie diese Zeichnungen sie erfodern. — Auch die Gemahlin des Professors Seidelmann, eine geborne Venetianerin, ist außerordentlich geschickt in dieser Sepiamanier, und verfertigt kleinere höchst vollendete Zeichnungen darin. — Man benutzt diese Manier jetzt auch viel zu Landschaften, welche sich vortrefflich darin ausnehmen. Der geniale Landschaftsmahler Friedrich hat herrliche Sepiazeichnungen vollendet; diese Manier paßt ausnehmend schön zu den einfach großen und düstern Naturscenen, die er so meisterhaft darzustellen weiß. Wl.

Septett heißt in der Musik ein siebenstimmiges Tonstück, entweder für Instrumente oder Singstimmen. Sie kommen vornehmlich in großen Opern vor.

Septuaginta heißt die griechische Uebersetzung des alten Testaments, weil sie nach dem fabelhaften Vorgeben des Aristäus, dem auch Josephus in den jüdischen Antiquitäten folgte, auf Befehl des Königs von Aegypten Ptolemäus Philadelphus von 70 gelehrten Juden (daher der Name Septuaginta, 70) verfertigt worden. Wegen dieses angeblichen Ursprungs wird sie auch die alexandrinische Uebersetzung genannt, weil sie zu Alexandrien veranstaltet wurde. Wahrscheinlich verdanken wir sie den unter den Griechen lebenden Juden, die zum Theil des Hebräischen nicht mehr kundig, von gelehrten Glaubensgenossen, welche beider Sprachen mächtig waren, eine solche Uebersetzung ihrer heiligen Bücher zum Gebrauch in den Synagogen um 285 vor Chr. Geb. abfassen ließen. Doch mochte dies zuerst nur mit den Büchern Mosis geschehen seyn, denn von den übrigen Büchern des alten Testaments ist nur so viel erweislich, daß man sie im 2ten Jahrhundert vor Chr. Geb. in griechischer Sprache hatte. E.

Sequenze (Sequenza) ist eine Art von Hymne, welche in der römisch-catholischen Kirche nach dem Graduale (d. h. nach dem kurzen Zwischengesange gleich nach der Epistel) vor dem Evangelium, bisweilen auch in der Vesper vor dem Magnificat gesungen wird, jetzt aber nicht mehr so häufig im Gebrauch ist. Man hatte sonst deren besonders drei, welche auch die **drei Sequenzen im Jahre** hießen, nämlich zur Oster-, Pfingst- und Frohnleichnamsoctave, außer diesen aber noch eine Sequenze für die Verstorbenen, die mit den Worten: Dies irae, dies illa etc. anfängt. Sie werden entweder musikalisch, d. h. mit vollen Instrumenten, oder auch bloß mit Orgelbegleitung abgesungen.

Sequestration nennt man die Jemanden anvertraute Aufbewahrung eines zwischen zwei oder mehreren Parteien streitigen Gegenstandes, um denselben nach entschiedenem Streit dem Obsiegenden zu übergeben. Auch die Handlung selbst, durch welche diese Aufbewahrung verfügt wird, heißt Sequestration, und der Aufbewahrende Sequester. Die Sequestration kann mit der Zustimmung und dem Willen der

Streitenden, oder auch durch bloße richterliche Gewalt verfügt werden. Im erstern Falle heißt sie willkürliche Sequestration (S. voluntaria), im letztern nothwendige (S. necessaria). Ein Gericht darf aber nur dann eine Sequestration anordnen, wenn während des Prozesses für eine oder die andere Partei Gefahr vorhanden ist, den streitigen Gegenstand auch auf den Fall des Sieges entweder gar nicht, oder doch auf unersetzliche Weise beschädigt zu erhalten. Erst nach beendigtem Streite kann der sequestrirte Gegenstand (sequestrum) zurückgefodert werden. Nicht bloß Sachen, sondern auch Personen können unter Sequestration gesetzt werden, z. B. Frauenzimmer, die sich mehrfach zu gleicher Zeit gültig verlobt haben; und Kinder, wenn die streitenden Parteien sich gegenseitig das Recht der mütterlichen oder väterlichen Gewalt ausschließlich anmaßen wollen, und dieses Recht zweifelhaft ist.

Serail (Sarai oder Serai, d. h. ein Palast oder ein großes Gebäude) bedeutet das Schloß, wo der türkische Sultan residirt. Es liegt an einem Ende von Constantinopel in einer herrlichen Gegend, auf einer in das Meer hervorragenden Landspitze. Die Mauern des Serails umschließen einen Umfang von mehr denn vier Stunden Weges, in welchem mehrere Moscheen, außerordentlich große Gärten und Gebäude, in denen an 20,000 Menschen beherbergt werden können, begriffen sind. Indessen beträgt die Anzahl der im Hause des Sultans oder im Serail wohnenden Menschen nicht über 10,000 Seelen, die Garden und Dienerschaft mit gerechnet. Von der Meeresseite her ist der Anblick dieses ungeheuern Palastes überaus ergötzend. Allein sobald man ans Land tritt, schwindet der Zauber; die Dome, die vergoldeten Kuppeln, die Cypressen und alle jene Herrlichkeiten werden von dicken, Entsetzen erregenden Mauern umschlossen, deren Anblick die finstersten Ideen erregt, besonders dann, wenn man an der Hauptpforte des Eingangs zum Serail vorüber geht, und daselbst noch oft die frisch abgeschlagenen Menschenköpfe liegen sieht. — Der Harem ist ein Theil des Serails, und der Wohnort der Frauen. Er enthält die abgesonderten Pavillons der sieben Khadunns oder rechtmäßigen Frauen des Sultans, die durch die Zahl, als die erste, zweite, dritte u. s. unterschieden werden. Jede hat ihr eigenes Haus und ihre eigenen Sclavinnen, so daß einer jeden wenigstens 160 bis 200 Mädchen (Odalisken) zu ihrer Bedienung bewilligt sind. Außerdem werden im Harem dreizehn- bis vierzehnhundert Kebsweiber zur Befriedigung der zärtlichen Bedürfnisse des Großherrn gehalten. Jene sieben legitimen Weiber des Großsultans sehen sich aber fast nie, und kennen sich kaum; jede hat ihre besondere Wohnung, ihre eigenen Gärten u. s. w. Der kaiserliche Harem steht unter der besondern Aufsicht der Kehaja Khadunna (Frauenaufseherin), diese ist immer eine ehemalige Favoritin, und unumschränkte Beherrscherin der darin befindlichen Weiber. Ihren Befehlen muß ohne Widerspruch gehorsamt werden. Sie steht für die Ruhe des Harems, und empfängt nur vom Sultan alle Mittheilungen, die sich auf ihren Dienst beziehen. Die Kehaja Khadunna steht in Rücksicht der äußern Verhältnisse und der Verpflegung des Harems mit dem Kislar-Aga, dem Befehlshaber der schwarzen Eunuchen, in Verbindung. Dieser Aga ist eine sehr wichtige Person des Reichs, und spielt im Serail eine der ersten Rollen. Die äußern Pforten des Harems, oder vielmehr die Wohnungen der sieben Weiber des Großherrn werden durch dreihundert verschnittene Schwarze bewacht, welche als erste Linie um die Mauern und Einfassung des Harems aufgestellt sind. Diese Schwarzen haben einzig das Eingangsrecht in die Gärten des Harems, und sobald der

Großherr darin lustwandeln will, müssen sie mit dem Kislar-Aga ihn begleiten. Nach den schwarzen Eunuchen folgen die weißen, mit jenen etwa gleich an Zahl. Sie stehen unter den Befehlen des Capou Agassy (Oberst-Pförtner), und bilden in zweiter Linie den äußern Haremsdienst. Sie sind weniger wild und barbarisch, wie ihre schwarzen Collegen, die an Rohheit und Grausamkeit mit den wildesten Thieren wetteifern. Der Capou Agassy hängt, obgleich er ebenfalls einen hohen Rang bekleidet, ganz von dem Kislar-Aga ab. Die Itch' Oglans (Kammerpagen), auch Itch' Agasshy's genannt, haben die Bedienung des Sultans zu besorgen. Sie sind gewöhnlich Asiaten von niederer Herkunft, und werden in vier Kammern, die in Hinsicht des Ranges und der Beschäftigungen ihrer Mitglieder verschieden sind, getheilt. Die vierte und letzte dieser Kammern heißt Khasne Odasshy (Schatzkammer oder Kammer der Schätze). Die zu dieser Kammer gehörigen Pagen stehen unter den Befehlen des Kislar-Aga, und sind mit Bewahrung und Berechnung der Schätze beauftragt. Man behauptet, daß das Serail ungeheure Schätze enthalte, da man die Regierung eines Sultans um so glücklicher hält, je mehr Schätze er aufgehäuft hat. Es ist nämlich Gebrauch, daß jeder Sultan während seiner Regierung eine besondere Schatzkammer errichtet; am Ende jeden Jahres macht der Kislar-Aga ein Verzeichniß aller Beutel, welche eingenommen worden sind. Diese werden hierauf in eine Kiste verschlossen, und vom Großherrn eigenhändig versiegelt. Beim Tode eines jeden Großherrn wird die Kammer des Khasne geschlossen, und mit goldenen Buchstaben die Inschrift darüber gesetzt: Hier liegt der Schatz des oder des Sultans. Dieser Schatz des Serails darf nur in der dringendsten Noth angegriffen werden; und ein türkischer Kaiser würde lieber durch die schrecklichsten Grausamkeiten sich Geld erpressen, als zu diesem Schatze seine Zuflucht nehmen. Außer den erwähnten Serailbedienten sind die Stummen (Bizchamydilsiz) zu bemerken. Ihrer sind ungefähr vierzig, und sie sind eigentlich die Hofnarren des Sultans. Ehemals mußten sie im ganzen Reiche die Todesurtheile vollziehen. Die Zwerge (Giudge) machen gleichfalls eine Zierde des Serails und einen Gegenstand der Belustigung des türkischen Kaisers aus. Ihr Rücken dient dem letztern oft als Schemel, wenn er ein Pferd besteigen will. Je mehr diese unglücklichen Geschöpfe von der Natur verwahrlos't oder durch ihr Mißgeschick verstümmelt sind, je größeres Ansehen erlangen sie dadurch bei Hofe. Capidgi-Baschi's sind die Kammerherren des Kaisers. Sie sind in Rücksicht der geheimen Aufträge und der Vollstreckungen der Todesurtheile an die Stelle der Stummen getreten. Alle Capidgi-Baschi's sind Beamten vom Serail, und werden zum Dienst desselben berufen. Einer von ihnen schläft, wie ihn die Reihe trifft, in einem kleinen Zimmer an der zweiten Eingangspforte des Serails. Sie genießen sämmtlich sehr große Vorzüge, die Großen der Pforte schmeicheln ihnen, und suchen ihre Freundschaft, um sich Stützen im Serail zu verschaffen. Die Bostandgi's sind ein zahlreiches Corps, welches zum Dienst im Innern des Serails bestimmt ist. Wir bemerken hier, daß man bei 5—6000 Mann, welche zur Bewachung des Innern vom Serail gebraucht werden, auch nicht ein einziges Schießgewehr finden dürfte. Die Bostandgi's waren bei ihrer Entstehung bloß Gärtner, und stehen jetzt unter dem unmittelbaren Befehl des Bostandgi Baschi, welcher nach dem Seliktar Aga (Obersten der schwarzen Eunuchen) die zweite Person im Serail ist. Unter dem Bostandgi Baschi

steht die Polizei im Innern des Serails sowohl, als die von Constantinopel und den anstoßenden Feldern. Noch außerdem besitzt er große Gewalt und Vorrechte. Er ist außer dem Großherrn auch der Einzige im Serail, der im Innern einen Bart trägt. Die Baltadgi's des Serails (Holzhacker), gleichen Gehalts mit den vorigen, machen einen Theil von der Wache und Dienerschaft im Innern des Serails aus. Obgleich das letztere von beinahe 10,000 Mann bewacht wird, so würde es doch kaum einem europäischen Bataillon widerstehen können. Außer den Bostandgi's und Baltadgi's hat der Großherr noch die Peicks und die Solacks als Leibgarden, welche ihn begleiten, wenn er das Serail verläßt. — Die Schwestern des Sultans wohnen nicht im Serail. Nur die Valide-Sultanin (d. i. die Mutter des Sultans) hält sich darin auf. Sie kann von ihrem Sohne Nachricht von allen Staatssachen verlangen, hat großen Einfluß bei Besetzung der Aemter und auf alle öffentliche Angelegenheiten, und ihr Sohn darf sogar ohne ihre Zustimmung keine neue Geliebte annehmen. Die übrigen Bewohnerinnen des Serails oder des eigentlichen Harems sind, die äußerliche Pracht abgerechnet, nicht besser als Sclavinnen, werden, wie sich aus dem Obigen ergibt, auf das strengste bewacht, müssen sich die schimpflichste Behandlung, sogar Peitschenhiebe von ihren entmannten Wächtern gefallen lassen, dürfen, außer ihrem Leibarzt und ihren nächsten Verwandten, keine Mannsperson sehen, und werden bei der geringsten Ausschweifung in Säcken ins Meer gestürzt. Die Prinzen und Prinzessinnen werden hier unter der Aufsicht ihrer Mütter erzogen. Erstere bekommen im sechsten Jahre Verschnittene zu Lehrern; Letztere, die man gleichfalls Sultaninnen nennt, müssen lebenslang im Serail schmachten, wenn nicht ein Pascha ihnen seine Hand bietet. Nach dem Absterben des Sultans werden die Sultaninnen in ein altes Serail transportirt, um daselbst den Tod ihres Gebieters lebenslang zu beweinen. Noch muß bemerkt werden, daß man zwar in ein Serail Eintritt erlangen kann, allein durchaus in keinen Harem. Selbst der Vater von dem Herrn desselben, welcher seine Schwiegertochter wohl unverschleiert sehen darf, wird unter keinem Vorwande in den Harem des Sohnes eingelassen.

Seraph in der Mehrheit Seraphim heißen bei den Propheten des alten Testaments die Obersten der Engel, die um den Thron Gottes stehen. Der hebräische Ausdruck bezeichnet Edle, Vornehme, die den Königsthron umgeben. Daher führt die religiöse Poesie die Engel der höchsten Ordnung unter dem Namen Seraphim auf. Die Franziscaner nennen sich aus gleichem Grunde den seraphischen Orden. E.

Seraphinenorden, s. Orden.

Serāpis, eine ägyptische Gottheit. Einige erklären ihn für einen sehr alten Gott, und identisch mit Osiris, Andere aber wegen seiner Bildung für einen sehr neuen aus der Fremde eingeführten Gott. Gewiß ist, daß er in Alexandria die vornehmste Gottheit war. Man deutete ihn höchst verschieden, bald als Zeus und Amun, bald als Osiris, Aesculap und Aïdoneus. Unter seinen zahlreichen Tempeln war das Serapeion bei Memphis in einer sandigen Wüste der berühmteste. Nach Zoega heißt Serapis Vater oder Herr der Finsterniß. Dies hat zu einer doppelten Ansicht von ihm Veranlassung gegeben, einmal, daß er der astronomischen Theologie angehört habe, und daß durch ihn die Sonne bezeichnet worden, in so fern sie zur Zeit der Wintersonnenwende unter der Erde geht, und das untere Hemisphär umläuft;

dann auch, daß er der Gott der Todten, der Osiris der Unterwelt sey, die er nebst der Isis beherrsche.

Seraskier heißt bei den Türken der Oberfeldherr über ein ganzes Heer, bei uns General-Feldmarschall. Er hat sehr ausgedehnte Gewalt, steht jedoch unter dem Großvezier, und wird aus den Paschen von zwei oder drei Roßschweifen gewählt. — Bisweilen werden auch niedrigere Anführer mit diesem Namen belegt.

Serenade, Ständchen, heißt in der Poesie ein Lied verliebten oder doch galanten Inhalts, dessen Bestimmung ist, vor den Fenstern einer Geliebten abgesungen zu werden, in der Musik aber die Composition eines solchen Liedes, deren Hauptcharakter Einfachheit und Zierlichkeit ist. Die Begleitung beschränkt sich gewöhnlich nur auf ein einfaches Saiteninstrument, wie die Guitarre, Laute, Zitter, Mandoline u. dergl. Man legt aber den Namen Serenade auch einer bloßen Instrumentalmusik bei, die gewissen Personen zu Ehren oder als Glückwunsch bei irgend einer erfreulichen Veranlassung Abends vor ihrer Wohnung aufgeführt wird. Es werden dazu am füglichsten solche, besonders Blasinstrumente gewählt, die im Freien die beste Wirkung machen. Die Stille der Nacht und ein heiterer Himmel erhöhen allerdings den Eindruck einer solchen Musik, die daher auch in Italien und Spanien mehr als bei uns einheimisch ist. Die Italiener bezeichnen mit dem Namen Serenata auch eine Gattung der Cantate, in der ein dramatischer Stoff zum Grunde liegt, eine Art von Oratorium.

Seringapatam (Sri Ranga Patana), ist die Hauptstadt der Provinz Mysore in Ostindien. Sie liegt auf einer Insel gleiches Namens, welche von dem hier sehr breiten und schnellströmenden Flusse Lavery gebildet wird. Diese Stadt ward von Hyder Ali (man sehe Hyder Ali) auf indische Weise befestigt, und enthielt 1800 eine Anzahl von 4163 Häusern und 5499 Familien. Die Vorstädte hatten 2216 Häuser und 3335 Familien. Die ganze Menschenzahl ward, mit Ausschluß einer sehr starken Garnison, auf 31,895 Seelen geschätzt. Während Tippo's Regierung hatte die Insel Seringapatam im Ganzen gegen 150,000 Bewohner, deren Menge sich aber nach dem Sturze von Hyders Dynastie sehr vermehrt hat. Hyders Palast, oder der Laul Baugh liegt am östlichen Ende der Insel, und ist, obgleich nur von Lehm erbauet, doch ein sehr prachtvolles Gebäude. Daneben ist Hyders Mausoleum, wo er, seine Gemahlin und Tippo in Gräbern von schwarzem Marmor ruhen. Diese Gräber sind auf Kosten des englischen Gouvernements mit reichem Zeuge bedeckt. Der Palast in der Stadt ist ein sehr großes, mit einer hohen starken Mauer umgebenes Gebäude, und hat von außen wenig Ansehen, welches von allen öffentlichen Gebäuden zu Seringapatam gilt. Sie sind von ihrer ehemaligen Würde sehr herabgekommen. Hyders Palast ist jetzt die Wohnung eines Wundarztes, und sein Serail ist ein europäisches Hospital. Tippo's Serail hingegen ist jetzt eine Barake für die Artillerie, und seine Staatszimmer werden von europäischen Soldaten bewohnt. Alle diese Gebäude erscheinen, wegen des Mangels an Fenstern, von außen sehr traurig. Die Straßen der Stadt sind gleichfalls eng und schlecht. Am 4ten Mai 1799 stürmte die englische Armee unter dem General Harris in der Nacht die Stadt. Ein großer Theil der 8000 Mann starken Besatzung wurde niedergemacht, und Tippo fand man unter einem Thorwege getödtet. Seit dieser Zeit steht Seringapatam unter der Präsidentschaft Madras. (S. auch Madras und Mysore.)

Serpent (ital. Serpentone, franz. Serpent), oder das Schlangenrohr, ist ein in Form einer gekrümmten Schlange ungefähr bis sechs Schuh langes Blasinstrument von Metall oder schwarz Holze mit Leder überzogen; es hat sechs Löcher, und wird fast so der Fagott geblasen. Aus Frankreich — wo es zu Auxerre von Edm Guillaume 1790 erfunden worden und sehr gebräuchlich war kam es nach Deutschland, wo man sich desselben hauptsächlich auch i militärischer Musik bedient. Sein Umfang erstreckt sich von dem Co tra B bis zum kleinen d. Die vermittelst eines Versetzungszeichens höhten oder erniedrigten Töne müssen entweder bloß durch den Ans gezwungen werden, oder der Spieler bringt ihre Intonation dadu hervor, daß er dieses oder jenes Tonloch nur wenig öffnet.

Serpentinstein wird in der Mineralogie zu den Talkstein gerechnet. Er ist von mittelmäßiger Härte, dichtem Gefüge und fü sich etwas schlüpfrig an. Nach Kirwan soll er 23 Theile Talkerd 45 Theile Kieselerde, 18 Theile Thonerde, 3 Theile Eisenkalk und Theile Wasser enthalten. Seine Farbe ist mehrentheils schwarzgrü auch findet man Sorten, die ins Schmutziggrüne, ins Graugrüne u Schwarzgraue laufen. Manche Arten sind verschieden gefleckt, marm rirt und fein dunkelroth geädert. Gelben Serpentinstein findet man s ten. Bisweilen sind diesem Steine rothe Granaten mit eingemen Aller Serpentinstein zerspringt auf dem Bruche in kleine dünne Spl terchen, die an den Kanten durchscheinen. Er läßt sich leicht drechs und poliren, und wird an der Luft ziemlich hart. Der Serpentinst findet sich in vielen Ländern in Schichten, welche öfters ganze Gebi und Felsen ausmachen. Die Serpentinsteinbrüche bei Zöplitz im Sä sischen sind in Deutschland die wichtigsten. Das Städtchen Zöplitz v arbeitet diesen Stein in erstaunlicher Menge, und zieht großen Gewi davon. Auch in andern Gegenden Sachsens und Deutschlands tri man den Serpentinstein an. In Italien, auf Corsica und in Schn den gibt es viel Serpentinstein, der aber nicht so wie in Sachsen benu wird. Im Bayreuthschen wird eine Art Glas daraus geschmolze wovon man Corallen und Kügelchen zu Rosenkränzen macht. Der a dem Fichtelberge von Alexander von Humboldt untersuchte zeigt ni bloß im Großen, sondern auch in den kleinsten Stückchen eine auff lende Polarität (s. Polarität und Magnet). Steinhäuser in Plau fand nachher, daß sich besonders die dunkelgrünen Serpentinsteine du Kunst in schwache Magnete verwandeln lassen.

Serrurier (Graf), Marschall und Pair von Frankreich, Go verneur der Invaliden, Senator, Großkreuz der Ehrenlegion, Co mandeur des St. Ludwigordens, ist in Laon von bürgerlichen Alte geboren, widmete sich früh den Waffen, avancirte schnell, und w 1795 General bei der Armee in Italien, wo er sich auszeichnete, wie auch 1796 bei St. Mihel und Mondovi gegen die Piemontes Bei der Berennung von Mantua zeigte er viel Geschicklichkeit. 17 nahm er Verona, ward 1798 Generalinspecteur der französischen I fanterie, und 1799 bei Verdorio von den Oesterreichern und Ru gefangen und von Suwarow auf Parole nach Frankreich geschickt. trug mit zum Sieg des 18ten Brumaire bei, ward darauf Mitgl des Erhaltungssenats, 1803 dessen Prätor und bald darauf Gouvern der Invaliden. Napoleon, nach seiner Thronbesteigung, ernannte i zum Reichsmarschall, Großkreuz der Ehrenlegion und der eisernen Kro Während der Expedition der Engländer gegen Walchern war er Ge ralcommandant der pariser Nationalgarde, und nahm bis Ende M

1814 an allen Senatsbeschlüssen Theil. Er stimmte mit für Napoleons Absetzung, und ward von Ludwig XVIII. zum Pair und Commandeur des St. Ludwigordens ernannt.

Sertorius (Quintus), ein ausgezeichneter römischer Feldherr, gebürtig aus Nursia im picentinischen Gebiet Italiens. Schon jung focht er mit Ruhm gegen die Cimbern und in Spanien. Als Quästor im diesseitigen Gallien führte er im J. Roms 663 in dem Bundesgenossenkriege seinem Vaterlande eine Verstärkung von Galliern zu Hülfe, und kämpfte mit gewohnter Tapferkeit, wobei er ein Auge verlor. An den Streitigkeiten des Marius und Sulla nahm er anfangs keinen Theil, trat aber zur Partei des Cinna über, als Sulla ihm bei der Bewerbung um das Consulat entgegengewirkt hatte, und kam so wider seine Absicht in Gemeinschaft mit Marius. Aber nach des Marius und Cinna Tode triumphirte aufs neue die Partei des Sulla, und Sertorius ging als Prätor nach Spanien. Hier fand sein Genie einen weiten Wirkungskreis. Indem er sich die Liebe der spanischen Völkerschaften zu erwerben bemüht war, traf er zugleich Vertheidigungsanstalten gegen Sulla, der ein mächtiges Heer zur Unterwerfung Spaniens abgeschickt hatte. Die Kräfte waren aber zu ungleich, und nach einigem Widerstande schiffte sich Sertorius in Neucarthago ein. Nach langen und gefährlichen Fahrten glückte es ihm, durch die Meerenge von Gades zu gehen und bei der Mündung des Bätis zu landen. Hier erfuhr er, daß in Afrika ein Krieg zwischen dem Könige Ascalis von Mauritanien und seinen Unterthanen ausgebrochen sey, eilte dahin und vereinigte sich mit den Feinden des Ascalis. Er erfocht mehrere Siege, und machte die Mauritaner frei. Sein Ruhm drang bis zu den Lusitaniern, welche von dem römischen Feldherrn Annius mit einem Kriege bedroht, ihm die Oberfeldherrnstelle anboten. Sertorius ergriff gern diese Gelegenheit, wieder gegen Sulla aufzutreten. Mit unumschränkter Gewalt und gleichsam als König des Landes trat er an die Spitze der Lusitanier, die ihm mit unbegränztem Vertrauen gehorchten. Einem weit überlegenen Feind gegenüber zeigte er sein großes Feldherrntalent, besonders in der Kunst, denselben durch Märsche zu ermüden, ihm Hinterhalte zu stellen, ihn in Engpässen zu überfallen, und jede Hauptschlacht, wo er nicht des Sieges gewiß war, zu vermeiden. So konnte er mit 8000 Mann vier römischen Feldherren, die 120,000 Mann zu Fuß, 6000 Reiter und 2000 Schleuderer befehligten, widerstehn und fast ganz Spanien gegen sie behaupten. Selbst Marcellus, welchen Sulla in der Folge gegen ihn abschickte, und mit immer neuen Truppen verstärken ließ, konnte nichts ausrichten und erlitt mehrere große Niederlagen. Nicht besser erging es dem damals noch jungen Pompejus, der nach des Sulla Tode ein Heer nach Spanien führte, und gemeinschaftlich mit Marcellus agirte. Dennoch würde sich Sertorius aus Liebe zu seinem Vaterlande unterworfen haben, wenn man die Achtserklärung wider ihn hätte aufheben wollen. Sein großer Kriegsruhm war bis zum Mithridat erschollen, der ihm 3000 Talente und 40 wohlausgerüstete Kriegsschiffe anbieten ließ, wenn er ein Bündniß mit ihm schließen wollte. Sertorius, der nur gezwungen gegen Rom kämpfte und es nicht geschwächt oder erniedrigt sehen wollte, schloß zwar das Bündniß, jedoch unter der Bedingung, daß Mithridates sich mit der Wiedereroberung von Bithynien und Cappadocien begnügen solle. Er empfing die bestimmte Summe und schickte dagegen Hülfstruppen nach Asien. Aber indem er sich zu nachdrücklicher Fortsetzung des Krieges rüstete, erlag er, nicht der Macht der Römer, sondern dem Ver-

rath seiner Freunde. Perperna, der eine Verschwörung gegen ihn angesponnen hatte, ermordete ihn bei einem Gastmahl, im J. Roms 682. So ward Rom von einem Gegner befreit, der an Feldherrngröße den berühmtesten Helden des Alterthums gleich kam, und an Tugenden und Herzensgüte die meisten übertraf.

Servien, Serwien, Serwier, Serbier. Das der Pforte unmittelbar unterworfene Königreich Serwien, türk. Serf Wilajeti, oder Laß Wilajeti, (d. i. Land des Lazarus, eines serwischen Fürsten im 14ten Jahrhundert, als die Türken zuerst in Serwien einbrachen), von 920 Quadratmeilen mit 960.000 Einwohnern, liegt zwischen den Flüssen Timok im Osten, und der Drina im Westen, dem Hämus im Süden und der Sau und Donau im Norden, umgeben von der Moldau und Slavonien, von Bulgarien, Griechenland und Bosnien. Es ist waldreich und gebirgig, aber fruchtbar mit fetten Weiden. Unter türkischer Herrschaft regiert das in vier Sandschakschaften eingetheilte Land, nachdem das Volk dreizehn Jahre hindurch, von 1801 bis 1813, um seine Unabhängigkeit mit außerordentlichem Muthe gekämpft, wiederum der Pascha von Belgrad. Außer dieser Hauptstadt und Festung, welche das Reich der Osmanen gegen Ungarn und Oesterreich schützt, sind Schabacz, Semendria, Passarowitz, Nissa, Neu-Orsowa und das mit Blut gedüngte Kossower oder Amsel-Feld historisch merkwürdige Oerter. — Die Serwier sind slavischer Abkunft, mit ihnen sollen die Sorben und Wenden einerlei Ursprung gehabt haben. Ihre Sprache, eine slavische Mundart, gemeiniglich illyrisch genannt, ist die Redesprache von fünf Millionen südlicher Slaven, also von einem Zehntel aller Slaven. Man nennt die Servier gewöhnlich Raizen, oder Razzen, von dem Flusse Rasca. Sie bekennen sich zur griechischen Kirche. Ihre Hauptbeschäftigungen sind Viehzucht, Landbau, Weinbau und etwas Baumwollenweberei. Wäre das Volk geistig gebildet, so würde es bei seinem kriegerischen Geiste und Nationalcharakter schwerlich in dem letzten ruhmvollen Kampfe untergelegen haben. — Seit den alten Serbiern Kaiser Heraklius die von den Avaren verwüsteten Landstriche im alten Dalmatien eingeräumt hatte, lebten sie unter eignen Fürsten, Despoten genannt, welche die Hoheit der oströmischen Kaiser anerkannten. Allein bald machte sich der westliche Theil unabhängig, und die Despoten dieses Serwiens beherrschten auch Bosnien. Später wurde der östliche Theil ein besondres Königreich und hieß Rascien. Ueber die alte Geschichte Serwiens, dessen Schicksale in die damalige östliche Welt von Europa wesentlich eingreifen, und über Stephan Duschan, den siegreichen Gewaltherrscher und Gesetzgeber Serwiens, welcher um 1340 den Kaisertitel annahm, muß man das classische Werk von Feßler: Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen, (Leipzig 1816, 4 Theile mit Karten) nachlesen. Das endliche Schicksal Serwiens entschied die blutige Schlacht in der Ebene von Kaschau (Kossowa), den 15ten Juni 1389. Umsonst suchte noch der tapfre Corbelitza die Freiheit seines Vaterlands zu retten; er blieb schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen. Da kommt Sultan Amurath I. an ihm vorüber. Corbelitza winkt ihn zu sich, rafft sich auf, wird in das Zelt des Sultans gebracht, und stößt hier dem Sieger seinen Dolch durch das Herz. Nach Feßler hieß dieser beherzte Serwier Milosch Kobilitsch. Der im Sturme der Schlacht gefangene serwische König Lazar wurde in des sterbenden Muraths Zelt getödtet. Von Bajazed I. hierauf völlig bezwungen, kam Serwien unter türkische Herrschaft. Es stand unter zwei vom Sultan ernannten

zinsbaren und zur Heerfolge verpflichteten Fürsten. Doch ward dieser Erwerb erst durch einen zweiten blutigen Sieg, den Murath II. über die Christen unter Hunyad auf derselben Kossower Ebene im J. 1449 erfocht, befestigt. Feßler am angeführten Orte entwirft von dieser welthistorischen Schlacht eine treffliche Schilderung. Nach dreihundertjährigem Druck gaben Eugens Siege, im passarowitzer Frieden 1718, Oesterreich den Besitz von Belgrad und eines Theils von Serwien; allein im belgrader Frieden 1739 mußte Carl VI. beides wieder zurückgeben. Endlich reizte in dem Volke selbst der Uebermuth der Janitscharen und die Grausamkeit der türkischen Agas das alte Selbstgefühl wieder auf. Ein kühner Mann trat an die Spitze der Serwier, und kämpfte dreizehn Jahre lang mit der Pforte um den Preis der Unabhängigkeit. Dieser Mann war Georg Petrowics Czerny, Kora d. i. der Schwarze genannt. (s. d. Art.) Als er sah, daß die Janitscharen ihn ermorden sollten, forderte er die Bauern seines Wohnorts Romenika im belgrader Bezirke auf, mit ihm in die Wälder zu ziehn, wo er bald einen Haufen Bewaffneter um sich versammelte, mit welchem er zuerst den kleinen Krieg gegen die Türken nicht ohne Glück führte. Nun griffen alle umliegende Nahiin (Ortschaften) zu den Waffen, und bemächtigten sich einiger Palenken (festen Städtchen). Hierauf entbrannte allgemein der wildeste Völkerkrieg, und wüthete zugleich mit allen Gräueln des erbitterten Religionshasses. Die Serwier wurden bald Meister des Landes bis auf die größeren Städte. Die Deis, gegen welche allein sie anfangs aufgestanden waren, wurden geschlagen, und Schabatz den 1sten Mai 1804 von dem Woiwoden Jacob Stephanowich erobert. Die Pforte konnte damals wenig Nachdruck zeigen, da sie die Wahabis bekämpfen und den Rebellen Paswan Oglu im Besitze von Widdin lassen mußte. Sie gab daher im Mai 1804 dem Pascha von Bosnien den Auftrag, die Serwier zu beruhigen, indem der Divan zu Constantinopel ihnen die Abstellung ihrer Beschwerden zusicherte, und das Betragen der Deis mißbilligte. Der Pascha zog mit 2000 Mann nach Schabatz; allein die Deis weigerten sich, auf seine Auffoderung die Waffen niederzulegen, und die Serwier faßten zu seinen Erklärungen kein Vertrauen. Auch soll der Bischof von Montenegro seinem Freund Czerny gerathen haben, mit den Waffen in der Hand die Entscheidung abzuwarten. Endlich verließen die Deis Belgrad den 28sten Juli, und der Pascha Ebubekir zog den 2ten August mit den Serwiern daselbst ein. Diese verlangten jetzt bürgerliche Obrigkeiten aus ihren Landsleuten und Glaubensgenossen, wie die moldauer Walachen hätten, doch willigten sie endlich in einen Vergleich zu Belgrad d. 12ten October, nach welchem die Serwier dem Pascha jährlich 1000 Beutel (500,000 Piaster) zu bezahlen und die Spahis (türkischen Reiter) als ihre Grundherrschaften anzuerkennen versprachen, dafür wurden sie von dem doppelten Zehnten befreit, und Türken sollten nirgend in Serwien, als zu Belgrad, Schabacz und Semendria sich aufhalten. Die letztere Beschränkung wollten die Türken sich nicht gefallen lassen; und Soliman, der Pascha von Belgrad, mußte, um die Janitscharen in Zaum zu halten, die Milizen der Deis, die Kerdschelis, (Chersalis) in Dienste nehmen. Sie betrugen sich aber so feindselig gegen die Paschen, daß Bekir zu den Serwiern sich flüchtete, welche nun mit den Türken gemeinschaftlich gegen die Chersalis in Belgrad fochten. Indeß dauerte der Raubkrieg auch zwischen den Türken und Serwiern fort. Endlich schickten die Serwier, da sie sahen, daß die Pforte nicht im Stande sey, ihren Verträgen Kraft zu geben, Abgeordnete nach Constantinopel,

mit dem Gesuch, Serwien zu einem Fürstenthume unter einem, aus den griechischen Christen gewählten, Hospodar zu erheben. Dies wurde abgeschlagen; und der Krieg gegen die Türken und gegen die Chersalis in Belgrad dauerte fort. Die Bosnier wollten nunmehr Serwien überziehen, allein die Montenegriner zwangen sie, alle Rüstungen einzustellen. Bald darauf erhielten die Serwier auch von den Russen Unterstützung, ob diese gleich mit der Pforte im Frieden waren. Erst im Jahre 1806 rüstete sich die Pforte ernstlich gegen die Serwier; die Pascha's von Anatolien, Albanien und Rumelien versammelten unter Ibrahim Pascha's Oberbefehl ihre Heerhaufen bei Sophia, Silistria und Nissa. Dagegen rückten die Serwier, mit vielem Geschütz versehn, in drei Heeren, von Czerny Georg, Jacob und Marko geführt, gegen die Bulgarei vor. Sie schlugen den 16ten März 1806 einen starken feindlichen Harst, der von Belgrad gegen Ostronippa herangezogen war, hierauf den 3ten und 5ten April die Truppen des Beglerbeg von Rumelien. Nun wandte sich Czerny gegen das Hauptheer bei Vacaz, untersuchte die Stellungen seiner Truppen, und ließ drei Hauptleute, die ihre Schuldigkeit nicht gethan, vor dem Lager aufhängen. Der heftigste Kampf begann jetzt an der Drina. Die Türken wurden im Mai wiederholt zurückgeschlagen, so daß die eingeschlossenen Besatzungen von Schabacz und Belgrad an Czerny Vergleichsvorschläge thaten. Er verlangte unbedingte Unterwerfung, und rückte den 19ten Mai vor Belgrad. Den 22sten ließ er die Stadt aus drei Hauptbatterien beschießen, schlug die Ausfälle der Türken zurück, verbrannte die Raizenstadt den 31sten, konnte aber, da es ihm an Ingenieuren fehlte, die Festung selbst nicht erobern. Auch mißlang ihm, durch einen Fehler seines Bruders, den er deßwegen hinrichten ließ, ein blutiger Sturm auf Schabacz den 26sten Juni, wo die Serwier über 1000 Mann verloren. Jetzt drangen die Türken aufs neue aus Bosnien von der Drina her zum Entsatze von Belgrad vor. Czerny eilte ihnen entgegen, und schlug sie in der Mitte des Julius an der Drina so, daß 6000 Türken auf dem Wahlplatze blieben. Den serwischen Anführer Simo, welcher den Türken als Spion gedient, hieb Georg mit eigner Hand nieder. Hierauf ließ er Belgrad heftiger als jemals beschießen, und seine Unterfeldherren, Mladem, Jacob Levich und Stanoila Alas schlugen ein 22,000 Mann starkes Heer Türken und Arnauten an der Morawa, so daß der Feind nach einem Kampfe der Verzweiflung 3000 Todte zurückließ, und bis vier Stunden hinter Nissa floh. Sein Lager mit allem Geschütz wurde eine Beute der Serwier. Den 9ten September erfocht Czerny selbst einen Hauptsieg über Ibrahim Pascha, der bis Sophia zurückgeschlagen wurde, so daß der Divan fürchtete, Paswan Oglu möchte jetzt mit den Serwiern sich verbinden. Allein für diese trat ein mächtigerer Bundesgenosse auf. Ein russisches Heer besetzte im November die Moldau, und Czerny Georg erhielt ein russisches Generalspatent. Von den Russen mit Waffen und Offizieren unterstützt, eroberten endlich die Serwier die Feste Belgrad den 13ten December und ihre Rache wüthete fürchterlich. Jetzt nahm der serwische Krieg eine politische Wendung und wurde regelmäßiger geführt; die Serwier waren Meister ihres Landes, kamen aber einigermaßen unter russische Leitung. Der wilde und rohe Czerny bediente sich zu seinen Unterhandlungen eines erfahrnen Mannes, dem er sein volles Vertrauen schenkte, des Peter Jesko, der als Dolmetscher der türkischen Gesandtschaft zu Berlin Welt- und Sprachkunde in einem hohen Grade sich erworben hatte. Nach i[illegible] galt viel beim Volke und bei Czerny Janko Kolies, ein Serwier

von gemeiner Geburt, aber in Geschäften sehr gewandt, der türkischen Sprache mächtig, dabei biegsam und sanften Geistes. Unter den Heerführern zeichneten sich aus als Männer von großen Naturanlagen und hohem Muthe für das Vaterland, Simio Markowitz, Waska Esarapiel, Stanao Glawako, Jacob Stephanowics, und Nodrix Petrowitz; sämmtlich bis auf letztern, der Hauptmann in österreichischen Diensten gewesen war, Krieger ohne Bildung und Kunst. Mit schlauer List lenkten zum Theil auch den Gang des Volksaufstandes einige Geistliche, wie der belgrader Bischof und Metropolit Meletin, und der Bischof von Schabacz Retim. Diese Männer, an der Spitze eines fanatisirten Volks, erzwangen unter Rußlands Schutz einen Waffenstillstand, den nur die gänzliche Ohnmacht der Pforte so bewilligen konnte. Es stellte nämlich die von George Czerny, im Namen der serwischen Nation, von Issrallow, russischem Divisionsgeneral, und von Ibrahim, im serwischen Hauptquartiere zu Kapanitza den 14ten Juli 1807, unterzeichnete Uebereinkunft auf unbestimmte Zeit eine vollkommene Waffenruhe her. Jedes Heer blieb in seiner bisherigen Stellung. Nunmehr fingen in Belgrad die Oberhäupter des Volks, unter Leitung des russischen Statsraths Rodofinikin an, die Verfassung und Verwaltung des Landes einzurichten. Das Volk rief Czerny Georg zum Fürsten von Serwien aus, und der russische Hof ertheilte ihm den Alexander Newskyorden. Hierauf beschloß der serwische Synod in Semendria, daß in allen Kirchen für den russischen Kaiser, als Protector der griechischen Kirche, gebetet werden sollte. Die Versammlung der Stellvertreter des Volks nannte sich Senat, und der russische General-Consul leitete die Unterhandlungen. Von dem Heere wurden 25,000 Mann auf Urlaub entlassen, um den Ackerbau wieder herzustellen. Allein nach zwei Jahren, während welcher Zeit der Kampf der Janitscharen und der Seymens zwei gewaltsame Veränderungen auf dem Throne der Sultane von Constantinopel veranlaßt hatte, ward der zwischen der Pforte und Rußland den 24sten August 1807 geschlossene Waffenstillstand, im März 1809 aufgekündigt, und den 28. Juli griffen die Türken mit großem Nachdruck die Serwier an. Da setzte der russische General Nenadowitsch über die Kolubara, und die Serwier schlugen die Türken aus ihren Verschanzungen heraus, über die Jeser zurück, und zwangen den Begler Beg von Banjaluka, über die Drina nach Bosnien zu entfliehn. Aber den 1sten August erschienen die Türken mit neuer Macht; schon wichen die Serwier an der Drina, als ihnen Nenadowitsch zu Hülfe eilte, so daß nach zehnstündigem Kampfe der Sieg den Serwiern blieb. Dagegen drangen 80,000 Türken gegen das nur 30,000 Mann starke serwische Heer im Lager unweit Belgrad vor; und dieses mußte am 14ten August Nachts seine vierfachen Verschanzungen räumen, und mit einem Verluste von 24 Kanonen über die Morawa sich zurückziehn. Hierauf trugen den 21sten August die türkischen Heere Mord, Brand und Plünderung über die Morawa in das innere Land. Die blutige Schlacht bei Silistria am 22sten October gegen die Russen entschied nichts; die Türken behaupteten sich in ihren Stellungen bis zum Schlusse des Jahres. Im folgenden drangen aber die Russen aus Bessarabien, der Moldau und Wallachei so weit vor, daß sie im Südwesten jenseit der Donau den Serwiern die Hand bieten, und durch diese stets auf dem Kriegsfuße erhaltene Nation von 900,000 Seelen einen Theil der türkischen Macht beschäftigen konnten. Die Türken hatten von der serwischen Seite bloß Neu-Orsowa und Nissa in ihrer Gewalt. Der Krieg zog sich jedoch mehr in die Bulgarei, und der thätige Großwessir Jussuf Pascha drängte

endlich die russischen Heere nach mehrern mörderischen Gefechten von Schumla bis auf das linke Donauufer zurück. In diesem Feldzuge leisteten die Serwier den vordringenden Türken auf zwei Punkten, an der Drina und Morawa, den tapfersten Widerstand. Den 17ten Juni 1810 setzten sie sich wiederum mit den Russen in Verbindung, und die Verbündeten eroberten den 3ten Juli die türkische Festung Persa Palanka. Das zweite serwische Heer mußte jedoch den Angriff auf Bania aufgeben; hierauf befestigten die Serwier ihren Hauptwaffenplatz Deligrad, wo sie aber von den Türken aus Nissa fortwährend beunruhigt wurden. Schon traf Jussuf Pascha Anstalten, mit Heeresmacht in Serwien einzudringen, als der Sieg der Russen unter Langeron über Muhtar Pascha bei Batyne am 7ten September, nach welchem Sistowa und Ruschtschuck (27sten September) sich ergeben mußten, die Serwier von der Gefahr befreite. Der russische Generallieutenant Saß eilte mit 14,000 Mann ihnen zu Hülfe. Das türkische Heer mußte sich auf Nissa zurückziehn, und die 50,000 Mann starke serwisch-russische Armee eroberte Warnowitza nebst allen umliegenden kleinern Posten, und den 6ten October die wichtige Festung Bregowo. Schon wollte sie die Türken bei Nissa angreifen, als Eilboten vom russischen Oberfeldherrn Kamensky dem serwischen Senate in Belgrad und dem Obervorsteher Czerny Georg ankündigten, daß man im russischen Hauptquartiere mit dem Reis Effendi über einen Waffenstillstand unterhandle. Allein im J. 1811 begann der Krieg aufs neue, und die Türken erzwangen endlich den 8ten September 1811 bei Ruschtschuck den Uebergang auf das linke Donauufer. Jetzt war die Lage der Serwier sehr mißlich. Dazu kam, daß die Häupter des Volks unter sich selbst uneinig waren, und man zu Belgrad eine Belagerung der Türken fürchtete. Tausende flüchteten in die Festungen Schabacz, Semendria und Belgrad. Der serwische Senat rief noch im September die sämmtliche waffenfähige Mannschaft zusammen, und reizte auch die griechisch-christlichen Einwohner Bosniens zum Aufstande. Allein der letztere Versuch mißlang, und Czerny zog seine Macht in mehrern befestigten Lagern zusammen, um dem Pascha von Bosnien, der von Trawnick gegen Zwornick, und dem Suleiman Pascha, der aus der Herzogewina heranzog, mit dem Muthe der Verzweiflung Widerstand zu leisten. Da ward Serwiens Unterjochung für dieß Mal abgewehrt durch die Eroberung des türkischen Lagers bei Ruschtschuck, welches Markow den 14ten October überfiel. Die Russen drangen wiederum auf dem rechten Donauufer vor, und den 26sten November mußte die abgeschnittene, bis auf 25,000 Mann geschmolzene türkische Armee auf dem linken Ufer sich kriegsgefangen ergeben. Allein der Krieg, welcher schon damals Rußland von Seiten Frankreichs bedrohte, verzögerte den Abschluß eines Friedens zwischen Rußland und der Pforte auf Bedingungen, wie jene Macht sie foderte. Als er endlich den 16ten Mai 1812 zu Buchareſt zu Stande kam, konnte Rußland im 8ten Art. in Ansehung Serwiens nur so viel erlangen, daß die Pforte den Serwiern volle Amnestie zusicherte. Alle Festungen, mit Ausnahme der neuangelegten, die geschleift werden sollten, wurden türkischen Besatzungen eingeräumt, und den Serwiern gegen die Bedrückungen derselben keine andern Rechte zugestanden, als welche die übrigen Unterthanen der Pforte in den Inseln des Archipels haben. Doch sollte die Verwaltung der innern Angelegenheiten ihnen überlassen, und die Erhebung der mäßig anzusetzenden Steuern im Einverständnisse mit der serwischen Nation angeordnet werden. Die von den Russen verlassenen Serwier befanden sich also nach fünf Jahren wieder auf

demselben Punkte, wo sie im Jahre 1807 nach Mustapha's Anträgen hätten seyn können. Sie versuchten noch in Constantinopel zu unterhandeln. In Folge des bucharester Friedens und jener Unterhandlungen, verlegte der serwische Rath seinen Sitz nach Krapojewaz unweit Topola, und machte den 13ten Januar 1813 dem Volke bekannt, daß ein Pascha den bedungenen jährlichen Tribut von 1500 Beuteln (750,000 Piaster) in Empfang nehmen werde; doch habe die Pforte dem Rathe die freie Ausübung der Landesverwaltung im Namen der Nation zugestanden, und der Pascha von Belgrad dürfe sich nicht in dieselbe mischen. Allein das Volk ließ durch seine Oberhäupter gegen den 8ten Friedensartikel protestiren. Der Obervorsteher Czerny Georg und seine Waffengenossen, auch der in Belgrad zurückgebliebene russische Generalconsul, Obrist Nadoba, unterhielten durch Hoffnungen das unter der Asche fortglimmende Feuer. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und die an Serwien gränzenden Paschen erhielten Befehl, das Land zur Unterwerfung zu zwingen. Da trat die serwische junge Mannschaft unter die Waffen; zwei Heerhaufen rückten gegen Nissa und zwei nach der Drina vor. Den 24sten Juli 1813 kam es an der Morawa zu einem blutigen Gefecht; doch Czerny Georg eilte schnell herbei und entschied durch eine kühne Bewegung im Rücken des Feindes dessen Niederlage und Flucht. Hierauf beobachteten drei serwische, doch nicht beträchtliche Heere die verschiedenen Punkte, wo ein Angriff drohte. Vergebens suchten die Türken den 6ten August über die Drina zu gehen; als aber in der Mitte dieses Monats der Großwessir mit einer starken Macht herbeigezogen war, erstürmten sie das verschanzte Lager der Serwier bei Negotin, umzingelten dann Kladowa, dessen Besatzung nur 1000 Mann stark war, nahmen sie mit Sturm, und ließen die ganze Mannschaft über die Klinge springen. Nun brach die Verheerung in das Innere ein, die Dörfer wurden verbrannt, die Weiber und Kinder in die Sclaverei geschleppt, und die Wuth der Sieger kannte keine Gränzen. Zwar vertheidigten sich die Serwier in ihrem Hauptfeldlager bei Deligrad aufs tapferste; allein von allen Seiten rückten die Türken immer weiter vor. Der Großwessir stand in der Mitte des Septembers mit 70,000 Mann bei Krakojewatz, und die Serwier zählten überhaupt kaum 50,000 Krieger. Czerny Georg ließ also auf 30 Schiffen die besten Sachen nach Semlin unter österreichischen Schutz bringen; und das Volk flüchtete, nachdem die Türken das ausgehungerte Lager bei Deligrad umgangen und mit Sturm genommen hatten, theils in die Gebirge, theils auf das österreichische Gebiet, wohin auch der Generalconsul Nadoba eilte. Schabacz fiel den 6ten October, und bald darauf auch Belgrad, nachdem die Vorstädte in Flammen aufgegangen waren. Die in den Gebirgen aufs neue gebildeten serwischen Schaaren wurden auf vier Punkten nach wüthender Gegenwehr von der türkischen Uebermacht auseinander gesprengt, aber keineswegs aufgerieben. Der Sieger verfuhr unmenschlich; alle waffenfähigen Serwier wurden auf Befehl des Großwessirs niedergehauen, die Weiber und Kinder zu Sclaven gemacht, und das Land, wo nun die Ruhe eines Kirchhofs herrschte, wieder unter türkische Statthalter nach der alten Einrichtung vertheilt. In der Mitte des Novembers zogen die fremden Paschen mit ihren Truppen ab; zwei blieben zurück, um das Land mit der Schärfe des Schwertes zu regieren. Seitdem brach mehr als einmal der Aufruhr wieder aus, ward aber stets mit blutiger Strenge gedämpft. In den Wäldern rotteten sich Räuberbanden zusammen, und aus den geflüchteten Serwiern errichteten die Oesterreicher einige Freischaaren. Czerny Georg hatte sich, wie in seinem Art. gemeldet worden, — mit den übrigen An-

führern — auf das österreichische Gebiet gerettet, erschien mit dem Charakter eines russischen Generallieutenants im Anfange des J. 1814 in Grätz, von wo er sich 1816 nach Petersburg begab. Im Jul. 1817 wagte er sich wieder nach Servien, wurde aber zu Semendria ergriffen und enthauptet. Das christl. Europa überließ übrigens Servien der Willkür der Türken. K.

Serviten, s. Orden (geistliche.)

Servitut nennt man das dingliche Recht an der Sache eines Andern, in Rücksicht dessen der Eigenthümer etwas leiden, oder etwas nicht thun, der Berechtigte hingegen in Bezug auf die fremde Sache etwas thun oder verbieten darf. Jede Servitut muß bewiesen werden, wenn sie geläugnet wird, und nur in so weit darf der Berechtigte Gebrauch davon machen, als es ihm, seiner Familie oder dem berechtigten (herrschenden) Grundstück zum Nutzen gereicht. Jede Servitut muß der Regel nach so ausgeübt werden, daß die Substanz des dienenden Grundstücks nicht verletzt wird. Dingliche Servituten sind solche, welche einer gewissen Sache, ohne Rücksicht auf den Besitzer derselben, an einer fremden Sache ertheilt sind; diese haben den Nutzen der herrschenden (zu deren Besten sie nämlich ertheilt sind) zum Zweck. Persönliche Servituten sind die, welche bloß einer bestimmten (physischen oder moralischen) Person zum Besten bestellt sind; diese können nicht an Andere übertragen werden, dahingegen aber auch bloß das Vergnügen zum Zweck haben. Persönliche Servitute sind 1. der Nießbrauch, 2. die Benutzung, 3. die Bewohnung und 4. Sclavendienste. Die persönlichen Dienstbarkeiten gehen in der Regel nicht auf die Erben über, und können auch nicht, weder in Rücksicht des Berechtigten, noch des Verpflichteten auf Andere übertragen werden. Bejahende Servituten (Servitutes affirmativae) sind solche, wo der Herr des dienenden Grundstückes etwas leiden, verneinende Servituten hingegen solche, wo der Herr des dienenden Grundstücks etwas nicht thun darf. Fortwährende Servituten (Servitutes continuae) werden diejenigen genannt, welche zu allen Zeiten und ohne Unterbrechung ausgeübt werden können, z. B. das Trammrecht oder das Recht, daß in die Wand des Nachbars ein Balken eingeschoben werden, und auf ihr ruhen darf. Unterbrochene Servituten (Servitutes discontinuae) sind die, welche nur mit Unterbrechung, oder zu gewissen Zeiten ausgeübt werden können. Einfache Dienstbarkeiten nennt man wiederum diejenigen, zu deren Ausübung kein durch Menschenhände errichtetes Werk (opus manufactum), und geeigenschaftete (Servitutes qualificatae), zu deren Ausübung entweder auf Seiten des dienenden, oder herrschenden Grundstücks ein solches Werk erfoderlich ist. Ländliche Servituten (Servitutes rusticae) sind solche Dienstbarkeiten, die einem herrschenden ländlichen Grundstück (praedio rustico), d. h. einem Platze, der nicht Grundlage eines Gebäudes ist, zukommen. Städtische Servituten (Servitutes urbanae) heißen aber diejenigen, welche einem Gebäude (praedio urbano) zu Nutze kommen. Servituten entstehen 1. durch Verträge oder testamentarische Verfügungen eines zu beidem fähigen Subjects. Doch kann an einer mehreren Eigenthümern gemeinschaftlich zustehenden Sache nur mit Zustimmung der Gesammteigenthümer eine Servitut bestellt werden. Zur Bestellung einer Dienstbarkeit durch Vertrag ist auch noch die Quasitradition, welche in der wirklichen Ausübung des Berechtigten und in dem Dulden dieses Ausübens von Seiten des Verpflichteten besteht, erfoderlich; 2. durch gesetzliche Verfügung; 3. durch Erkenntniß des Richters; 4. durch Verjährung. Bei denen durch die letztere entstandenen Servituten wird

der Quasibesitz erfodert, welcher bei den bejahenden (Servitutibus affirmativis) darin besteht, daß jemand sich der Sache eines Andern bedient, als ob er durch eine Servitut dazu berechtigt wäre. Bei verneinenden Dienstbarkeiten (Servitutibus negativis) gründet sich der Quasibesitz in dem Verbietungsrecht, welches jemand auf die Sache eines Andern ausgeübt hat. Außerdem ist auch zur Begründung einer Servitut durch Verjährung bona fides nöthig, d. h. derjenige, welcher eine Dienstbarkeit erwerben will, muß 30 Jahre hindurch, in der Ueberzeugung rechtlicher Befugniß dazu, sich der Sache eines Andern bedient, oder auf die fremde Sache während solcher Zeit ein Verbietungsrecht ausgeübt haben. Nach 30 Jahren wird diese Ueberzeugung rechtlicher Befugniß (bona fides) vermuthet, so daß das Gegentheil bewiesen werden muß. Bei fortwährenden (continuis) Dienstbarkeiten (s. oben) tritt die Verjährungszeit gegen anwesende Eigenthümer des dienenden Grundstücks nach zehn, und gegen Abwesende nach 20 Jahren ein, wenn nämlich der durch die Verjährung Erwerbende einen solchen gesetzlichen Grund (justum titulum) für sich hat, welcher die Erwerbung eines Rechts möglich macht, z. B. Kauf, Schenkung rc. Ohne einen solchen Rechtstitel sind aber zur Erwerbung einer Servitut 30 Jahre zur Verjährung nöthig. Bei den unterbrochenen Dienstbarkeiten (Servitutibus discontinuis s. o.) wird hingegen unvordenklicher Besitz, (possessio immemorialis), d. h. ein solcher Besitz, dessen Anfang nicht mehr auszumitteln ist, erfodert. Die Servituten gehen verloren a) durch Consolidation oder Confusion, wenn nämlich das dienende und herrschende Grundstück an Einen Herrn kommen, und sie leben in der Regel durch neue Trennung der Grundstücke nicht wieder auf; b) durch den Untergang des dienenden Grundstücks (praedii servientis), doch erwacht hier in der Regel mit Wiederherstellung des Grundstücks auch die Dienstbarkeit, welche vor dem Untergange darauf ruhte. c) Persönliche Dienstbarkeiten gehen unter durch den bürgerlichen oder natürlichen Tod der Berechtigten, und wenn letztere moralische Personen sind, durch den Ablauf von 100 Jahren. d) Dingliche Servituten hören mit dem Untergange des berechtigten Grundstücks auf, und erwachen mit der Wiederherstellung desselben. So können auch e) durch ausdrückliche oder stillschweigende Verzichtleistungen die Dienstbarkeiten erlöschen. Zu den stillschweigenden Verzichtleistungen wird die Gestattung von Handlungen gerechnet, durch welche die Ausübung der Dienstbarkeit unmöglich wird. f) Nichtgebrauch ist gleichfalls ein Erlöschungsgrund der Dienstbarkeit. Dieser Nichtgebrauch (non usus) muß aber unter Gegenwärtigen zehn, und unter Abwesenden zwanzig Jahre gedauert haben; übrigens ist es gleichgültig, ob der Berechtigte gar keinen, oder nur einen von ihm gebetenen Gebrauch von der Dienstbarkeit gemacht hat, denn auch die letzte Art des Gebrauchs wird als Nichtgebrauch betrachtet. Endlich g) und h) gehen durch den Ablauf der Zeit, auf welche eine Servitut bestellt ist, und durch Abtretung an einen Andern, in so fern solche Abtretungen erlaubt sind, die Dienstbarkeiten für den Berechtigten gleichfalls verloren. — Servituten im römischen Sinne, welche bloß in der Verpflichtung des Herrn von dem dienenden Grundstück, etwas nicht zu thun, oder etwas zu leiden, bestanden, gab es sehr viele, und die meisten ehemals in Rom üblichen sind auch in Deutschland gewöhnlich. So manche Fälle es geben kann, wo der Herr eines Grundstücks etwas zum Besten eines andern Grundstücks auf dem seinigen nicht thun

darf, oder etwas leiden muß, so manche nach diesen verschiedenen Fällen, und dem eben so verschiedenen Zweck benannte Dienstbarkeiten gibt es auch. Nur Dienstbarkeiten, welche im Handeln bestehen (in faciendo) und vermöge deren der Berechtigte Dienste, Abgaben oder Handlungen fodern kann, kennt das deutsche Recht, und sie heißen Servituten im Sinne dieses Rechts (Servitutes juris germanici). Dahin gehören z. B. das Zehnten-, das Zinsrecht, die Zwangsbannrechte und dergleichen. So können auch einem Staat gegen einen andern, übrigens von ihm unabhängigen Staat Servituten zustehen, z. B. das Werbungsrecht, das Recht der Durchmärsche 2c.

Sesostris, einer der ältesten und berühmtesten Beherrscher Aegyptens, aus der Zeit, wo die Geschichte dieses Landes noch im Dunkeln liegt. Daher haben Manche sogar an dem wirklichen Daseyn einer Person dieses Namens gezweifelt. Indeß sind die Nachrichten die wir bei den alten Geschichtschreibern über Sesostris finden, so ausführlich und einzelne Angaben so bestimmt, daß wohl anzunehmen ist, es habe wirklich ein König, der ungefähr so geheißen, einst am Nil geherrscht. Aber wann? Dieß läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; nach Bredow im 13ten Jahrhundert vor Chr. Geb. Was die Alten von Sesostris sagen, ist ungefähr dieß: Er war ein gewaltiger Herrscher und Feldherr, ein eroberungslustiger, unternehmender Mann, der die ganze Erde besiegen wollte, und wirklich auch einen großen Theil der damals bekannten Länder siegreich durchzog, ja bis an den Ganges und bis nach Thrazien kam. Mag auch manches, was von diesem ägyptischen Alexander und seinen ungeheuern Heeren erzählt wird, übertrieben seyn; so ist doch nicht Alles gerade hin für ein Mährchen zu erklären, obwohl vielleicht, was von Mehrern gethan wurde, Einem zugeschrieben worden ist. Denn auch als Regent soll Sesostris nach seiner Rückkehr von dem neunjährigen Feldzuge für Aegypten Vieles und Ruhmwürdiges gethan haben. Dahin gehört die Erbauung prächtiger Tempel und einer Art großer chinesischer Mauer zur Schutzwehr des Landes, ferner, daß er eine Menge Canäle graben ließ, um die Ueberschwemmung gehörig zu vertheilen, und auch das ganze Land auf seinen Befehl geometrisch vermessen wurde, um Jedem das gebührende Theil anweisen zu können. Nach einer 33jährigen Regierung soll er im hohen Alter erblindet seyn, und sich selbst getödtet haben. Möge man nun auch über diese Angaben urtheilen, wie man will; so ist doch gewiß, daß Sesostris den Alten allgemein für eine wirkliche Person galt, und zugleich für einen der größten und berühmtesten Herrscher und Eroberer. St.

Session (deutsch Sitzung), die Zusammenkunft und Sitzung einer Gesellschaft oder eines weltlichen oder geistlichen Collegiums zur Verrichtung vorliegender Geschäfte; daher Sessions- oder Sitzungstag, der zu jenem Zweck bestimmte Tag. — Session heißt auch in Schottland ein hohes Gericht, welches aus einem Präsidenten und vier außerordentlichen Senatoren besteht, welche man insgesammt Lords of the Session nennt. Dieses Gericht verwaltet das Justizwesen, hält jährlich zwei große Termine, und wird in das äußere und innere Haus eingetheilt, davon das erstere jede Woche wechselsweise von einem Senator bestellt wird, der die Sachen schleunig expedirt, und von dem man an das innere Haus appelliren kann.

Sestine, ein lyrisches Gedicht von kunstreicher äußerer Form, die wesentlich in folgendem besteht. Die Sestine umfaßt sechs sechszeilige und eine dreizeilige Strophe; der Vers ist (wenigstens in der Re-

gel) der fünffüßige Jambus, der bei dem männlichen Reim aus zehn, bei dem weiblichen aus elf Sylben besteht. Das eigentlich Charakteristische der Sestine aber liegt darin, daß in jeder der sechs Strophen dieselben sechs Schlußworte der Verse wiederkehren, und zwar in der Ordnung, daß das Schlußwort des sechsten Verses der ersten Strophe dem ersten Verse der zweiten Strophe wieder zum Schlußwort dient; die andern fünf Verse der zweiten Strophe endigen mit den Schlußwörtern der fünf ersten Verse der ersten Strophe in willkürlicher Ordnung. Die dritte Strophe wird eben so nach der zweiten gebildet, wie diese nach der ersten gebildet worden, und so jede folgende nach der nächstvorhergehenden, so daß jedes der sechs Schlußwörter einmal das letzte und einmal das erste in einer Strophe gewesen und der letzte Vers der sechsten Strophe mit dem ersten Verse der ersten Strophe auf einerlei Schlußwort ausgeht. Die dreizeilige Strophe, womit die Sestine endigt, wiederholt die sechs Schlußwörter nochmals in der Ordnung, wie sie sich in der ersten Strophe finden; jeder Vers enthält zwei davon, eins in der Mitte und eins am Ende. Der Reim findet sich in der Sestine weiter nicht. Unter Petrarca's Gedichten sind mehrere treffliche Sestinen; überhaupt ist sie wohl von den Italienern und nächst diesen von den Spaniern am meisten ausgebildet worden. Trotz des Zwanges, den die äußere Form auflegt, ist sie von einzelnen Meistern zum Ausdruck sanfter Gefühle trefflich gebraucht worden; die stete Wiederkehr derselben Endworte verstattet zwar keine große Abwechslung, führt aber auch keineswegs nothwendig Einförmigkeit mit sich; vielmehr ist die Mannichfaltigkeit der Betrachtungen und Gefühle oft zu bewundern, die ein ideenreicher, scharfsinniger Dichter an einerlei Gegenstände zu knüpfen gewußt hat. Die Sestinenform, wie einige Kunstrichter gethan, ohne weiteres zu verwerfen, verräth mindestens Einseitigkeit und Vorurtheil.

Seume (Johann Gottlieb), bekannt durch seine Schriften und Schicksale, mehr noch durch seine Sonderbarkeiten und Bizarrerien, war den 29sten Januar 1763 in dem Dorfe Poserna bei Weißenfels geboren, woselbst sein Vater Bauer war. Unverschuldete Unglücksfälle zerstörten den Wohlstand und das Leben desselben. Des hülflosen Knaben nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthayn edelmüthig an. Da er Anlagen bei ihm entdeckte, ließ er ihn bei dem Rector Korbinsky in Borna und bei Martini auf der leipziger Nicolaischule unterrichten. Seume machte schnelle Fortschritte, besonders in der alten Literatur, und ward darauf akademischer Bürger, um Theologie zu studiren. Da er sich aber mit dem damaligen Geiste derselben nicht befreunden konnte, beschloß er, sich durch einen Gewaltschritt auf einmal davon zu befreien. Er bezahlte eines Abends seine Schulden und machte sich, damals ein achtzehnjähriger Jüngling, auf den Weg nach Paris. Aber schon am dritten Abende fiel er in dem Dorfe Vach Werbern für Amerika in die Hände. Er nahm Dienste und wurde unter den hessischen Truppen dahin eingeschifft. Nachdem er in Canada gegen die Vertheidiger der Freiheit bis zum Frieden gefochten hatte, kehrte er mit seinen Landsleuten nach Europa zurück. Aus Furcht, an die Preußen verkauft zu werden, entsprang er in Bremen. Dennoch gerieth er nach wenig Tagen unter preußische Werber. Er ward nach Emden gebracht, wo er als gemeiner Soldat dienen mußte. Auch hier entfloh er zwei Mal, wurde jedes Mal wieder eingeholt und entging nur auf vieler Vorbitten der Todesstrafe. Seume wünschte sehnlichst, in sein Vaterland zurückzukehren, und da ein wackrer Bürger sich mit 80 Thalern

für ihn verbürgte, erhielt er Urlaub. Er ging nach Leipzig, fest entschlossen, in das Soldatenjoch nicht zurückzukehren, bezahlte von dem Honorar für die Uebersetzung des englischen Romans Honorie Warren, der 1788 gedruckt wurde, die Caution, widmete sich nun in Leipzig ganz den Wissenschaften und gab Unterricht in lebenden Sprachen. Im J. 1792 ward er Magister. Nach einiger Zeit nahm er eine Secretärstelle bei dem russischen General Igelström an, der die polnischen Angelegenheiten leitete, kam mit demselben 1793 nach Warschau und erhielt von demselben eine Offizierstelle bei den Grenadieren. Als in Warschau der furchtbare Aufstand der Polen gegen die Russen ausbrach, war Seume daselbst gegenwärtig. Er ward polnischer Gefangener und war als solcher ein Zeuge der Erstürmung Praga's und der sie begleitenden Greuelscenen. Auf Befehl der russischen Kaiserin begleitete er nach seiner Befreiung einen schwer verwundeten russischen Major nach Leipzig. Aber seine Aussichten auf eine ansehnliche Beförderung gingen nach Catharinens Tode zu Grunde, da er bis zu der Zeit, auf welche der Kaiser Paul alle Abwesende in das Reich zurückrief, daselbst nicht eintreffen konnte, und er in Folge dessen aus der Dienstliste gestrichen wurde. Er blieb in Leipzig, wo er über alte Classiker las, Unterricht in der englischen Sprache ertheilte und seine „wichtigen Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794" (Leipzig 1796), die „zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland" (Zürich 1797), und seine „Obolen" (Leipzig, 1797, 2 Theile) herausgab. Später folgte er der Einladung seines trefflichen Freundes Göschen, und übernahm das Amt eines Correctors in dessen Druckerei zu Grimma, die damals mit verschiedenen Prachtausgaben beschäftigt war. Klopstocks Werke verdanken seinem Fleiße den hohen Grad der Correktheit, wodurch sich der Druck auszeichnet. Alxingers Bliomberis empfing außerdem von ihm manche verbessernde Nachhülfe. Um aber diesen einförmigen Geschäften nach und nach nicht ganz zu erliegen, beschloß er eine Fußreise durch Italien bis nach Sicilien zu machen, um, wie er sagte, den Theokrit da zu lesen, wo er gedichtet. Rüstig und abgehärtet, wie er war, trat er diese Reise von fast 600 Meilen, die er einen Spaziergang nach Syrakus nannte, im December 1801 an, und kam nach 9 Monaten, in welchen er Oesterreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris besucht hatte, nach Leipzig zurück. Die Abenteuer dieses Spaziergangs hat Seume dem Publicum erzählt, das ihm mit Vergnügen zuhörte, wiewohl man nicht verkennen darf, daß diese Reisebeschreibung einzig und allein demjenigen Unterhaltung gewähren kann, der an dem Verfasser Interesse nimmt, indem sie weder über Menschen, noch über Kunst und Wissenschaft irgend etwas Erhebliches enthält. Die Eilfertigkeit, mit der Seume reis'te, verbunden mit seinem in sich gezogenen Charakter, ließ die Gegenstände nur flüchtig an seinem Auge vorübergehen, und erlaubte ihm nicht, sie untersuchend und prüfend zu durchdringen, sich anzueignen und zu befruchten, (Spaziergang nach Syrakus; 3te Auflage in 3 Theilen 1811). Eine ähnliche Fußreise machte Seume 1805 über Petersburg, Moskau, durch Finnland nach Schweden. Er beschrieb sie unter dem Titel: Mein Sommer im Jahre 1805 (Hamburg 1806). Die Vorrede ist ein merkwürdiges Denkmal seines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland. Daß er bei solchen Gesinnungen die nachfolgenden, für Deutschland so unseligen Ereignisse nicht gleichgültig ansehen konnte, bedarf wohl keiner Erwähnung. Er litt dabei und wurde verschloßner. Seine Gesundheit schwand und nachdem er zwei Jahre lang mit körperlichen

Leiden gekämpft hatte, starb er am 13ten Junius 1810 zu Töplitz, wo er Genesung suchte. Als Mensch verdient Seume die ehrenvollste Anerkennung seines Werths, wiewohl er nicht frei war von jener Eitelkeit, die durch des Diogenes zerrissenen Mantel hervorblickte, nur daß sie sich bei ihm auf andere Weise äußerte, denn vom Cynismus war er weit entfernt. Seine Lebenserfahrungen und Schicksale, besonders wohl eine frühere unglückliche Liebe, hatten eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt in ihm zurückgelassen, ohne daß er darum die Welt haßte oder ihre Güter verachtete. Er hatte aber Kraft und Klugheit genug, was ihm versagt war, mit Anstand zu entbehren, und Stolz genug, kein Verlangen darnach zu äußern. Seinen Freunden, die ihn ganz kannten und durchschauten, wird er stets theuer und unvergeßlich seyn. Als Schriftsteller und Dichter hat er sich nicht über das Mittelmäßige erhoben, da ihm bei einer kräftigen, oft ungezügelten Phantasie die künstlerische Besonnenheit und Klarheit fehlte, er auch Sprache und äußere Form nur unvollkommen beherrschte. Nach seinem Tode erschien sein Nachlaß moralisch-religiösen Inhalts, (auch unter dem Titel: Kurzes Pflichten- und Sittenbuch für Landleute), der viel Gutes und Wahres enthält. Sein Leben, das er unvollendet hinterließ, hat Clodius beendigt.

Sevennen (Sevennes, auch Cevennes), ein bedeutendes Gebirge im südlichen Frankreich, welches sich aus den Pyrenäen mit niedrigen Bergen erhebt, seinen Namen und seine größte Höhe über der Nordseite des ehemaligen Languedoc in der Provinz Auvergne erhält, dann sich theils an die Rhone anschließt, theils durch andere Bergreihen gegen Norden fortzieht. Eine der höchsten Spitzen bildet der Berg Cantal, welcher jetzt einem eigenen Departement den Namen gibt, und sich 5900 Fuß über die Meeresfläche erhebt. In den rauhesten Gegenden dieser Gebirge leben die Einwohner größtentheils von der Viehzucht und von den Kastanien, welche die vielen Wälder liefern, an den sanftern Abhängen werden aber außer der Viehzucht auch Getreidebau, besonders Maisbau und Manufacturen, vorzüglich von einheimischer Wolle, betrieben. Diese Gebirge dienten den so lange von der catholischen Geistlichkeit verfolgten Hugenotten zu einem ihrer hauptsächlichsten Zufluchtsorte, wo sie sich mit den Waffen in der Hand ihren Gegnern widersetzten. Noch jetzt leben viele Reformirte in diesen Gegenden.

Severianer, s. Gnosis.

Severus (Cornelius), ein römischer Dichter aus dem Zeitalter Augusts. Er ist Verfasser eines Gedichts unter dem Titel: Aetna, welches dem Virgil zugeschrieben ward. Er soll nach Quintilians Behauptung auch eine Geschichte des sicilianischen Krieges in Versen geschrieben haben. Einige Zeilen von ihm auf den Tod Cicero's werden von Seneca angeführt. Von seinem Gedichte Aetna hat man eine elegante Ausgabe in Duodez (Amsterdam 1703) und eine Uebersetzung von E. Arn. Schmid (Braunschweig 1769).

Severus (Lucius), ein römischer Kaiser, wurde zu Leptis in Afrika 146 nach Chr. Geb. geboren. Sein Vater Septimius Geta, war römischer Patricier, und die beiden Brüder desselben waren Consuln. Severus erhielt eine vortheilhafte Erziehung, und machte große Fortschritte in der Beredsamkeit; aber sein Hang zu Vergnügungen und Ehrsucht war überwiegend. Er kam nach Rom, und Marcus Aurelius machte ihn zum Senator, und schnell nach einander bekleidete Severus fast alle römischen Staatsämter. Als Quästor kam er nach Afrika, wo er im Gefühl seiner Amtswürde einen alten Bekannten,

der ihn auf freundschaftliche Weise grüßte, durch seine Lictoren geiß
ließ. Nachher erhielt er den Oberbefehl über eine Legion in Span
und späterhin verlebte er einige Zeit in Athen, ward aber bald dar
Statthalter im District von Lyon, Consul und endlich Befehlsha
der Truppen an den Ufern der Donau in Ungarn. Diesen bedeuten
Posten erlangte er bei dem Tode des Commodus. Als nach der
mordung des Kaisers Pertinax sich Didius Julianus auf eine unrüh
liche Weise des Reiches bemächtigte, ließ sich Severus durch seine p
nonischen Legionen zum Kaiser erklären (193). Durch die Eigensch
ten seines Geistes und Körpers war er zu dieser kühnen Unternehmu
berufen. Beherzt und staatsklug, fähig zur Ertragung von Mühsel
keiten und Beschwerden jeder Art, mit Schnelligkeit ausführend, n
er mit Klugheit beschlossen hatte, durfte Septimius Severus
wohl in einen Streit einlassen, der nur durch Stärke des Arms u
Gewandtheit des Geistes entschieden werden konnte. Da er wußte, d
nichts zum Gelingen seines Vorsatzes nöthiger war als Schnelligke
so setzte er, nach einer kraftvollen Rede an seine Truppen, sich sogle
zu Fuß an der Spitze eines auserlesenen Heeres in Marsch, und the
alle Beschwerlichkeiten des ununterbrochenen schnellen Feldzuges a
mit dem gemeinsten Soldaten. Ohne Widerstand betrat er Italie
der unglückliche Julian war unfähig, kräftige und wirksame Maßreg
zu ergreifen. Als er sich Rom näherte, ward sein Mitbewerber v
Senat abgesetzt und hingerichtet, und Severus empfing zu Interam
den Beschluß, wodurch er zum Kaiser erwählt war. Seine erste Ha
lung war die Bestrafung aller derjenigen von der prätorianischen W
che, welche unmittelbar an der Ermordung des Pertinax Theil geno
men hatten. Dies war aber auch alles Blut, was seine Thronbest
gung bis zu diesem Moment kostete. Aber wenn er gleich das Le
der übrigen rebellischen Mitglieder jener Garde schonte, so beschloß
doch die Auflösung dieses militärischen Körpers. Er befahl deßhalb
prätorischen Wache, vor ihm, auf einer Ebene unweit Rom, o
Waffen zu erscheinen; dort ließ er sie von seinen Legionen umzingel
sie ihre kriegerische Kleidung ablegen, und verwies sie, nachdem er ihn
ihre Treulosigkeit und ihren Ungehorsam vorgeworfen hatte, auf 1
Meilen weit von der Hauptstadt. Dennoch blieb sein Thron wanken
da er noch mit dem Pescennius Niger, Statthalter von Syrien, u
dem Befehlshaber in Britannien, Clodius Albinus, zu streiten ha
Niger war von beiden der mächtigste; Severus beschloß daher, ihn
erst anzugreifen. Aber um sich während der Zeit gegen die Angriffe
Albinus zu sichern, bediente er sich aller der List und Verstellungsku
die ihm so reichlich zu Gebote stand; er ernannte den Albinus z
Cäsar, versicherte ihn brieflich seiner Hochachtung und Freundscha
und bat ihn selbst, die Zügel der Regierung mit zu übernehmen,
Alter und Schwächlichkeit es ihm nicht erlaubten, sie allein zu führ
Noch andere Beweise von Ergebenheit fügte er hinzu, und täuschte a
diese Weise den einfachen, arglosen Krieger Albinus. Hierauf über
er den Niger ohne weitere Kriegserklärung, nachdem er sich der G
mahlin und der Kinder desselben bemächtigt hatte, für die er aber e
große Zärtlichkeit heuchelte. Nachdem er seinen Gegner und dessen Fe
herren in verschiedenen Schlachten geschlagen hatte, von denen die le
bei Issus in Cilicien vorfiel, wurde Niger selbst auf der Flucht n
dem Euphrat getödtet. Severus bediente sich seines Sieges als Tyra
Erst verbannte er die Söhne des Niger, später ließ er sie hinricht
Die Städte, welche es mit seinem Nebenbuhler gehalten hatten, w

den an Gelde, die Senatoren aber, die in der Armee desselben gedient hatten, am Leben gestraft. Als er nach langer Belagerung Byzantium eingenommen hatte, ließ er es niederreißen, so daß es kaum noch ein Dorf blieb, und beraubte alle Einwohner ihres Eigenthums. Nach seinem Siege über den Pescennius Niger blieb er längere Zeit in Asien, und erfocht über die Parther und andere barbarische Völker mehrere Vortheile. Severus war jetzt zu mächtig geworden, um noch länger einen Theilnehmer seiner Macht zu dulden. Er beraubte den Albinus seiner Vorrechte und seines Titels als Cäsar, gerade da derselbe auf den Rang eines Augustus (wie die Römer ihre Imperatoren nannten) Anspruch machen wollte. Darauf erfolgte ein offener Bruch; beide versammelten ihre ganze Macht, um den Streit zu entscheiden. Sie trafen (197) bei Lyon, jeder an der Spitze eines Heeres von 150,000 Mann, zusammen. Nach einer langen zweifelhaften Schlacht siegte Severus, und Albinus stürzte sich, da er sahe, daß Alles verloren war, in sein Schwert. Jetzt, da Severus allein Herr des Reichs war, überließ er sich ohne Rückhalt seiner Grausamkeit. Nachdem er die Familie des Albinus, und die vornehmen, in der Schlacht gemachten Gefangenen, nebst vielen Einwohnern Galliens, die seinen Nebenbuhler unterstützt hatten, hinrichten lassen, machte er auch dem römischen Senat, der sich dem Albinus günstig bezeigt hatte, seine Strenge fühlbar. Um jenen zu beschimpfen, bewies er dem Andenken des Commodus, der für ehrlos erklärt war, göttliche Ehre, hielt nach seiner Ankunft zu Rom eine drohende und verweisende Rede an den versammelten Senat, von dessen Mitgliedern 29 (nach Andern 41) ohne Verhör sogleich hingerichtet wurden. Da er wußte, daß er durch seine Uebelthaten sich den höhern Ständen verhaßt gemacht hatte, so suchte er durch Schauspiele, Gnadenbezeigungen und Befreiungen von lästigen Abgaben sich das Volk zu befreunden; und daher herrschte während seiner Regierung Friede und Wohlstand in seinem Reiche. Besonders suchte sich Severus die Liebe der Armee zu gewinnen, und die Vermehrung des Soldes, die Vorrechte und Freiheiten, welche er seinen Truppen gestattete, und die zur Auflösung aller kriegerischen Disciplin hinführten, können als wichtige Ursachen des Verfalls des römischen Reichs betrachtet werden. Seinen Liebling Plautianus ernannte er zum Befehlshaber der neuen, von ihm statt der ehemaligen prätorianischen Leibwache eingeführten Garde, welche größtentheils aus Eingebornen fremder Nationen bestand, mit einer ungewöhnlichen Gewalt. Durch seine Regierung wurde der letzte Anschein einer republikanischen Regierung verwischt, und eine durchaus unumschränkte monarchische Gewalt in Rom eingeführt. Nach mehreren glücklichen Kriegen gegen die Parther, Armenier, Araber ꝛc. kehrte er nach fünf bis sechsjähriger Abwesenheit (203) nach Rom zurück, und verheirathete seinen Sohn Caracalla (s. d. Art.), nachdem derselbe schon mehrere Jahre vorher zum Augustus ernannt war, mit der Tochter des Plautianus. Sein jüngerer Sohn Geta hatte die Cäsarwürde erhalten. Jene Verheirathung, die den Plautianus auf den Gipfel des Glücks zu heben schien, war die Ursache seines Unterganges. Caracalla, der sich einen außerordentlichen Einfluß auf Severus erworben hatte, verachtete seine Braut, und haßte ihren Vater. Er ließ den letztern wegen einer vorgeblichen Verschwörung gegen sein und seines Vaters Leben anklagen, verurtheilen, und vor Severus Augen hinrichten. Der Tod des Plautianus hatte auch die Hinrichtung vieler seiner Anhänger und Verwandten zur Folge, und die Grausamkeit des Severus schien mit seinen Jahren zu wachsen.

Aber sein äußeres Glück ward durch die Uneinigkeit seiner Söhne, und besonders durch die Wildheit des ältern getrübt. Vergebens suchte er sie zu versöhnen, und ertheilte, um endlich dem Streite ein Ziel zu setzen, auch dem Geta den Titel Augustus. Jetzt machte er, von seinen Söhnen begleitet, an der Spitze eines starken Heeres einen Feldzug nach England, wo er den südlichen Theil von Caledonien (dem jetzigen Schottland) bis an die Flüsse Clyde und Forth eroberte. Mehrfache Angriffe seines unnatürlichen Sohnes Caracalla auf sein Leben, verbunden mit Alter und Schwäche, versetzten ihn in seinen letzten Tagen in einen jammervollen Zustand, sowohl in Rücksicht des Geistes als des Körpers, und er starb (209) zu Eboraceum (York) im 66sten Jahre seines Alters. Die Geschichtschreiber sind uneinig, ob man den Severus unter die Zahl der guten, oder der schlechten Kaiser rechnen solle; denn obgleich seine Untreue gegen seine Mitbewerber, seine Grausamkeit gegen seine überwundenen Feinde, und die allgemeine Strenge in seiner Verwaltung eben keine zu günstige Ansicht seines sittlichen Charakters geben, so war er doch ein Fürst, der die wahrhaft kaiserlichen Tugenden der Thätigkeit, des Muthes, der Ordnungsliebe und Aufmerksamkeit zur Abstellung von Mißbräuchen, der strengen und unpartheiischen Justizpflege, und einer einfachen, mäßigen Lebensart ausübte. Er war ein vortrefflicher Menschenkenner, und das Reich ward im Ganzen von ihm gut regiert. Anfangs war er dem Christenthum zugethan, und ließ seinen Sohn Caracalla darin unterrichten; aber die schnelle Zunahme dieser Religionspartei an Anhängern beunruhigte ihn, so daß er einen Strafbefehl gegen Bekehrungen zum Juden- und Christenthum erließ, welcher als der Anfang der fünften Verfolgung der Christen angesehen wurde. P. N.

Sevigne (Marie von Rabutin, Marquise von), eine berühmte Briefstellerin, war geboren 1626. Ihr Vater, Baron von Chantal und Bourbilly, und Haupt der Linie von Bussy-Rabutin, hinterließ sie in ihrer Kindheit als Erbin jenes Hauses. Ihr Rang und das Angenehme ihrer Erscheinung und Unterhaltung erwarben ihr viele Bewunderer, und 1644 heirathete sie den Marquis von Sevigné, der 1651 in einem Zweikampf blieb, und sie als Witwe mit einem Sohn und einer Tochter hinterließ. Sie widmete sich von jetzt an bloß der Erziehung ihrer Kinder und der Ausbildung ihres Geistes durch Lesen und Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Leuten. Sie hegte eine außerordentliche Zärtlichkeit für ihre Tochter, welche 1669 sich mit dem Grafen von Grignan verheirathete, und demselben nach der Provence, wo er Gouverneur war, folgte. Diese Trennung gab Veranlassung zu dem größten Theil der Briefe, welche der Marquise von Sevigné einen so großen Ruhm erwarben, obgleich sie auch noch mit vielen andern Personen correspondirte. Manche dieser Briefe hätten, da sie bloß häusliche Verhältnisse betrafen, mit geringem Verlust für die Welt immerhin ungedruckt bleiben können; aber auch manche derselben sind belebt durch kleine Anekdoten, durch Bemerkungen über Menschen und Bücher, durch sittliche Schilderungen aus der Zeit, in welcher sie geschrieben wurden, und durch so viele witzige und launige Einfälle, daß sie eine höchst angenehme Unterhaltung gewähren. In Rücksicht des Briefstyls bleiben sie Muster, welche von Wenigen erreicht oder übertroffen werden dürften. Ein höchst natürlicher Ausdruck, belebt durch die reizendsten Darstellungen und Empfindungen, und verbunden mit einer lieblichen Tändelei, welche selbst Kleinigkeiten Interesse und Anmuth leiht, machen das Charakteristische dieser Briefe aus. Der Graf von

Bussy-Rabutin, ein Verwandter und fleißiger Correspondent der Sevigné sagt in einem Briefe an dieselbe: „Ihre freie und leichte Schreibart gefällt mir mehr als die Regelmäßigkeit der meisten Ehrenmänner der Akademie.“ Es ist der Styl einer geistreichen Frau von Stande, der auch ernstere Gegenstände erheitert. In den Briefen an ihre Tochter erregen jedoch die zu häufigen Schmeicheleien, welche sie der letztern über ihre Talente und ihre Schönheit sagt, zuweilen den Ueberdruß des Lesers. Besonders scheint die Schönheit der Gräfin und die Erhaltung derselben eine Hauptquelle der mütterlichen Zärtlichkeit und ein großer Gegenstand ihrer Besorgniß zu seyn. Wirklich erhob sich Frau von Sevigné, ungeachtet ihrer wirklich bedeutenden Einsichten und ihres ziemlich gebildeten Verstandes, in ihren Ansichten und Grundsätzen nicht viel über ihr Zeitalter und ihr Geschlecht. Sie war eingenommen für Rang und äußern Glanz, strebte nach Bewunderung, und ließ sich leicht verleiten, werthlose Vollkommenheiten höher als wirkliche zu schätzen. Sie hatte tiefen Sinn für Religion, und wünschte ihn mit dem Leben der feinen Welt, deren Sitten und Grundsätze bei dem damals so strengen System der Catholiken, doch so weit davon entfernt waren, in Einklang zu bringen, und dies Bemühen leuchtet sehr stark aus vielen ihrer Briefe hervor. Man hat diese Schriftstellerin des Mangels an Geschmack beschuldigt, weil sie für Racine's poetische Verdienste keinen Sinn hatte; aber dies war ihrer Vorliebe für Corneille zuzuschreiben. Sie starb 1696 im 70sten Jahre. Die besten Ausgaben ihrer Briefe sind Lettres de Madame de Sevigné, Dresde 1753, 9 Vol. nachher Par. 1775 en 8 Vol. 12. et 1801. 10. Vol. 12.

Sevilla, die größte Stadt in Spanien (da Madrid bloß als Residenz der Könige merkwürdiger ist), liegt in Andalusien am Flusse Guadalquivir, und ist die Hauptstadt der nach ihr benannten Provinz. Mit den Vorstädten hat sie einen Umfang von 2 geographischen Meilen, 12 Hauptthore, 31 Pfarrkirchen, 95 Klöster, und ungefähr 70,000 Einwohner, da durch die ansteckende Krankheit, welche 1800 hier herrschte, die Menschenzahl sehr verringert wurde. Die Stadt ist übrigens schlecht gebauet, hat enge, krumme und nicht gut gepflasterte Straßen. Der Boden ist sehr sumpfig, weßhalb auch viele Häuser auf Pfählen ruhen. Die Kathedralkirche ist die größte in Spanien, und an derselben ist ein Thurm 350 Fuß hoch, der inwendig so gebauet ist, daß man bis zur Spitze hinauf reiten kann. In diesem Thurm hängen 22 Glocken, von denen auch die größte durch einen einzigen Menschen geläutet werden kann. Der hiesige Erzbischof hat 200,000 Ducaten jährlicher Einkünfte. Der königliche Palast Alcassar ist zum Theil von den Mauren, zum Theil später erbauet. Hier errichtete 1478 die Inquisition ihr erstes Tribunal. Das Amphitheater zu den Stiergefechten hat im Innern 240 Fuß im Durchmesser, und ist halb von Quadersteinen, halb von Holz aufgeführt. Die Alameda oder der öffentliche Spatzierplatz, welcher sehr schön ist, hat vier Alleen und sechs Springbrunnen. Die große 1757 errichtete königliche Tabaksfabrik ist vor der Stadt. Es arbeiten täglich 1500 bis 2000 Menschen darin, und 190 Pferde drehen abwechselnd 80 Mühlen. Hier wird aller Rauch- und Schnupftabak, der in Spanien verbraucht wird, verfertigt, und die Fabrik trug eher dem Könige jährlich 12 Millionen Gulden ein. Ihre Anlage und Einrichtung kostete 4 1/2 Millionen Gulden. Die Börse (la Lonja) ist das schönste Gebäude der Stadt. Sie ist aber verschlossen, und dient den Kaufleuten nicht mehr zum Versamm-

lungsorte. Ingleichen ist zu Sevilla eine Universität, und die königliche Schule St. Elmo, worin junge Seeleute erzogen werden; ferner eine Akademie der Wissenschaften, eine Münze, eine Schatzkammer, ein Obergericht (Audiencia real), welches unmittelbar unter dem Rath von Castilien steht. Die Seidenfabrik, obgleich nicht mehr so blühend, wie ehedem, zählt doch noch über 2300 Weberstühle. Die Ausfuhrartikel, außer den angedeuteten, sind: Wolle, Oel, Citronen, Safran aus la Mancha rc. Bis an die Stadt ist für kleinere Fahrzeuge der Guadalquivir schiffbar. In der Nähe von Sevilla sieht man die Ruinen eines Amphitheaters und einer Stadt, die man für das alte Italica hält, und die jetzt gewöhnlich Alt-Sevilla genannt wird.

Sextant ist ein Instrument zum Winkelmessen, das aus einem Stück eines Kreisbogens von Messing besteht, auf dessen eingetheiltem Rande 60 Grad genau verzeichnet sind. Jeder Grad ist gemeiniglich noch in Minuten abgetheilt, und nun kann man vermittelst des Nonii noch eine Untereintheilung von 30 Secunden erlangen. Auf diesem Instrumente, das auf keinem Stative steht, sondern in der freien Hand regiert wird, befinden sich zwei Absetzlineale, wovon das eine im Mittelpunkte des Kreisbogens fest stehet, das andre aber dergestalt beweglich ist, daß es mit dem ersten unter jeden Winkel des eingetheilten Kreisbogens gestellt werden kann. Da, wo bei den Absetzlinealen das Objectivdiopter sich befindet, ist ein vertical stehender Spiegel angebracht, in dem der eine Richtpunkt des zu visirenden Winkels reflectirt. Auf dem entgegengesetzten Lineale befindet sich ein Teleskop, durch welches man die Schenkel des in Graden zu bestimmenden Winkels visirt. Vor dem Rohre sind drei bis vier tingirte Gläser, deren jedes in einen besondern Rahm gesetzt, und um einen Mittelpunkt beweglich ist; man bedient sich ihrer als Vorsatz zur Schonung des Auges gegen den Glanz des Sonnenlichts. — Es ist sehr schwer, einen deutlichen Begriff von diesem zusammengesetzten Instrumente zu geben, ohne die nöthige Figur bildlich darzustellen, und es muß daher diese kurze Angabe sehr unvollkommen bleiben. Noch ist anzumerken, daß man mittelst dieses Instruments nur die Winkel entfernter Richtpunkte genau bekommt; je näher der Gegenstand, desto unzuverlässiger sind die Resultate, daher wähle man immer nur Gegenstände, die eine halbe Stunde, und weiter vom Beobachtungsorte aus liegen. — Kein Instrument zum Winkelmessen kann mit mehr Bequemlichkeit und Geschwindigkeit angewendet werden, als der von Hadley erfundene Spiegelsextant. Mit gleicher Leichtigkeit wird es auf dem Maste eines Schiffes, wie auf einem Thurme gebraucht, und es vereinigt in sich bei gehöriger Geschicklichkeit der Anwendung lange nicht die Schwierigkeiten, denen man beim Astrolabium so oft unterworfen ist. P. S.

Sextett (Musik) ist ein Tonstück für sechs Stimmen; dies mögen nun Instrumente oder Singstimmen seyn. Die **Instrumental-Sextetten** sind besonders für Blasinstrumente sehr häufig, und werden öfters unter dem Titel **Serenaten** gehört (s. d. Art.). **Mozart** und **Righini** haben Meisterstücke in dieser Art geliefert. Für **Singstimmen** kommen die **Sextetten** häufig in Opern vor.

Sextus Empiricus, ein berühmter Arzt und Skeptiker zu Ende des zweiten Jahrhunderts, der Scharfsinn, Witz und Laune mit seiner Gelehrsamkeit verband. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, daß Herodot von Tarsus sein Lehrer und Saturninus sein Schüler war. Die skeptische Kunst erscheint in seinen Werken in der höchsten Vollkommenheit, welche sie im Alterthum erreicht hat. Er

wandte sie auf alle damals cultivirten Wissenschaften und Kenntnisse, vornehmlich auf die ältern philosophischen Systeme an, weßhalb er für die ältere griechische Philosophie besonders wichtig und schätzbar ist. Wir besitzen von ihm noch zwei Werke, wovon das eine eine Entwicklung des Pyrrhonismus überhaupt, das andre eine Anwendung der pyrrhonischen Kunst auf alle damals geltenden philosophischen Systeme und andre Wissenschaften und Erkenntnisse enthält. Beide Werke sind von Fabricius, Leipzig 1718, Fol. herausgegeben. Verschiedne andre, theils philosophische, theils medicinische Schriften des Sextus sind verloren gegangen.

Sextus Rufus, ein römischer Geschichtschreiber, der um das Jahr 370 nach Chr. Geb. lebte. Wir haben von ihm ein Breviarium de victoriis et provinciis pop. rom. und eine Abhandlung De regionibus urbis Romae.

Seydlitz (Friedrich Wilhelm von), königlich preußischer General der Reiterei, Chef eines Kürassir-Regiments, General-Inspector der sämmtlichen Cavallerie in Schlesien, Ritter des schwarzen Adlerordens, Drost zu Blothow und Erbherr zu Minkowsky. Er war 1722 den 3ten Februar zu Cleve geboren. Schon als Knabe verkündigte er durch manches Wagstück den künftigen kühnen Reiter; so ritt er in seinem 7ten Jahre durch die sausenden Flügel einer Windmühle. 1738 trat er in Kriegsdienste, im ersten schlesischen Kriege ward er gefangen, bald aber wieder frei gegeben. Im 23sten Jahre ward er Major, nahm in der Schlacht bei Hohenfriedberg den sächsischen General von Schlichting gefangen, und zeichnete sich in der Schlacht von Soor besonders aus. 1755 ward er Oberst und Befehlshaber des rochowschen Kürassir-Regiments. In den Schlachten von Lowositz und von Collin bewährte er seinen früher gezeigten Muth. Aus Gotha vertrieb er den Marschall Soubise (1757) in so eilfertiger Flucht, daß dieser wälsche Weichling alles, auch das Theuerste, seine Komödianten, Concubinen, Jagdhunde, Schminken und Pomaden zurücklassen mußte, und Seydlitz seinen König mit dem Mahl bewirthete, das für den leckern Franzmann bereitet war. Am glücklichsten und kühnsten führte er als Führer der sämmtlichen Reiterei seine Regimenter in der Schlacht bei Roßbach 1757, 5ten November. Durch ihn ward dieser merkwürdige Tag gewonnen, Friedrich erhob ihn in würdiger Anerkennung seiner Verdienste zum General-Lieutenant und Ritter des schwarzen Adlers, in seinem 35sten Jahre. Nach der Schlacht von Zorndorf, wo er mehrere Batterien mit seinen Kürassiren erstürmt hatte, umarmte ihn der König mit den Worten: „auch diesen Sieg hab' ich ihnen zu danken!" Nach dem Ueberfall bei Hochkirch deckte er den Rückzug; in der Schlacht von Kunersdorf mußte er auf Befehl des Königs seine glücklich gewählte Stellung verlassen, die Schlacht ging verloren; Seydlitz wurde verwundet nach Berlin gebracht. Da man öffentlich den Verlust der Schlacht nur dem zur Unzeit von dem König an diesen General gegebenen Befehle zuschrieb, so ward Friedrich kalt gegen Seydlitz und ließ ihn an mehreren Gefechten keinen Antheil nehmen. Bald aber waren beide wieder versöhnt, und Seydlitz beschloß seine Kriegsthaten mit der gewonnenen Schlacht bei Freyberg. Er starb 1773, 51 Jahre alt. In dem Garten seines Landgutes Minkowsky bei Namslau in Schlesien liegt er begraben, ein Denkmal, einfach mit Lorbeer und Eichen geziert, bezeichnet seine Ruhestätte. Auf dem Wilhelmsplatz in Berlin steht sein Bild aus cararischem Marmor von Tassaert gehauen. Unter einem andern Bildniß von ihm findet sich folgende Inschrift:

Dies ist das Schattenbild des edlen Seydlitz, des Feldherrn der Preussen; unter den Menschenfreunden der menschenfreundlichste, unter den Helden der tapferste. Er liebte seinen König, er liebte die Wahrheit; zu groß für Ehre, die man erschmeichelt, zu groß für Schätze, die man erbeutet. Der Gütige schonte das Leben der Menschen, der Kühne schonte sein eigenes nie. Ihr Krieger, schneidet mit den Schwertern Rasen zum Altare! ihr Feldherren, opfert! ihr Freunde, weint!

Shaftesbury (Anton Ashley Cooper, erster Graf von), einer der ausgezeichnetsten englischen Staatsmänner unter der Regierung Carls II. von England, wurde von adeligen Aeltern zu Windborn St. Giles in Dorsetshire geboren, und als künftiger Erbe eines großen Vermögens mit vorzüglicher Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen. Als er zehn Jahr alt war, starb sein Vater, Sir John Cooper von Rockborn, dem er in seinen Titeln und Gütern nachfolgte. In seinem 15ten Jahre ging er auf das Exeter-Collegium zu Oxford, wo er während des kurzen Aufenthalts von zwei Jahren außerordentliche Geistesfähigkeiten zeigte. Von hier ging er nach Lincolns-Inn, um die Rechtswissenschaft zu studiren, trat aber schon frühe in das practische Leben ein, da er von dem Flecken Tewksbury zum Abgeordneten für das Parlament von 1640 gewählt wurde. Bei dem Anfange des bürgerlichen Krieges schien er sich auf die königliche Seite zu neigen, obgleich er Freund des Friedens war, und machte, um den letztern zu bewirken, den beiden Partheien Vorschläge. Locke erzählt im 3ten Bande seiner Werke (wahrscheinlich auf Shaftesbury's Autorität), daß der letztere in jener Absicht zu Oxford dem Könige vorgeschlagen habe, ihm Vollmacht zu ertheilen, mit den parlamentarischen Garnisonen zu unterhandeln, und Vergessenheit alles Vergangenen, und volle Sicherheit der Freiheit für die Zukunft zu versprechen. Wirklich soll Shaftesbury in Dorsetshire unter diesen Bedingungen die Ergebung einer parlamentarischen Besatzung bewirkt haben, aber durch das wilde Verfahren des Prinzen Moriz, der den Ort plündern ließ, soll das fernere Gelingen jenes Entwurfs vereitelt worden seyn. Auch ward er bei der Uebergabe von Weymouth von dem Könige zum Statthalter daselbst ernannt, weil er aber bald nachher fand, daß ihm vom Hofe nicht getraut ward, so trat er zur Parlamentspartei, welche ihn mit der größten Freude aufnahm, über. Von dem Parlament in London beauftragt, warb er in Dorsetshire Truppen, stürmte 1644 Wareham, und unterwarf alle umliegenden Gegenden. Nach der Schlacht bei Nasby soll er der Hauptanstifter des Aufstandes der Clubbisten, welcher dahin ging, den Befehlshabern der Truppen die allzugroße Macht zu nehmen, und eine Ausgleichung mit der Gegenpartei zu bewirken, gewesen seyn; doch war er zu vorsichtig, sich in das Schicksal jener Leute zu verwickeln. 1646 wurde er Sherif von Wiltshire. Als Cromwell das lange Parlament auflös'te, war Shaftesbury einer der ersten, die jene bekannte Protestation gegen die Tyrannei und die willkürliche Regierung des Protectors unterzeichneten. Auch bei andern Gelegenheiten soll er sich den tyrannischen Maßregeln desselben widersetzt haben; doch machte ihn der Usurpator zu seinem Geheimenrath, und Shaftesbury soll sogar die Absicht gehabt haben, Cromwells Schwiegersohn zu werden. Späterhin ward er Mitglied des Staatsraths, und verband sich zugleich durch Briefwechsel mit den Freunden Carls II., um diesem Monarchen zum Thron zu verhelfen. Wegen jener Correspondenz wurde er angeklagt, aber freigesprochen. Gleich vielen andern seiner Partei suchte er sich durch thätige Theilnahme an Carls Wiederherstellung um den letz-

tern verdient zu machen, und wandte alle Mittel, die in seiner Macht standen, daran, diesen Zweck baldmöglichst zu erreichen. In der That hatte Shaftesbury auch einen überaus wichtigen Antheil an Carls II. Beförderung auf den Thron. Er war Mitglied des Parlaments von 1660 und einer der Zwölfe, die dem Könige die Einladung brachten. Bald nachher ward er zum Geheimenrath und zum Commissarius bei dem Gericht über die Königsmörder angestellt, und alles, was er früher gethan hatte, ward vergessen. 1661 wurde er zur Pairswürde unter dem Titel: Baron Ashley von Windhorn St. Giles erhoben, darauf zum Kanzler und zum Unterschatzmeister, und nach dem Tode des Grafen von Southampton zum Lord der Schatzkammer ernannt. Als Mitglied des Ministeriums, welches er durch seine glänzenden Talente und seine Beredsamkeit vorzüglich leitete, bewirkte er eine Declaration der Gewissensfreiheit, die, obgleich sie nur die Catholiken im Sinne zu haben schien, ihn doch als einen eifrigen und entschiedenen Freund religiöser Duldung charakterisirte. In Rücksicht des entehrenden Tractats von 1670 mit Ludwig XIV., wodurch sich Carl II. verpflichtete, gegen einen Jahrgehalt die catholische Religion in England einzuführen, darf man sicher glauben, daß Shaftesbury in dies Geheimniß nicht eingeweiht, und weder vor, noch nach dem Abschlusse des Tractats Geschenke von Frankreich bekammen habe, welche so viele andere Staatsbeamte in England erhielten. Aber gewiß nahm er desto mehr Antheil an den Maßregeln eines Krieges gegen die Niederlande, welchen er in einer Rede mit dem Sinnspruch: delenda est Carthago! (Carthago muß zerstört werden!) unterstützte. Noch mehrerer widerrechtlichen Handlungen zum Besten der Krone wird Shaftesbury beschuldigt, und es scheint, daß er als Minister nicht sehr gewissenhaft war, und daß entweder eine geheime Triebfeder, oder auch Mangel an nöthigen Mitteln ihn oft schwankend und veränderlich in seinem Betragen machte. 1672 ward er zum Grafen von Shaftesbury, und zum Lord-Großkanzler ernannt. In diesem Posten war er durchaus unpartheiisch und redlich, und erwarb sich auch das Lob seiner größten Feinde. Kaum hatte er aber jene Würde ein Jahr lang bekleidet, als er durch eine, unter dieser Regierung so gewöhnliche Intrigue entsetzt wurde. Von der Zeit an wurde er der heftigste und mächtigste Anführer der Opposition, und dieser Abschnitt seines öffentlichen Lebens zog ihm die größten Schmähungen der stuartschen Partei und ihrer Freunde zu. Wirklich hat man Ursache zu glauben, daß seine Beweggründe eigennützig und parteiisch waren; doch muß er bei seiner Bekanntschaft mit den Gesinnungen des Königs, des Bruders und der Minister desselben wohl gemerkt haben, daß ihre Absichten für die Religions- und politische Freiheit gefährlich waren. Wegen der Hitze, womit er behauptete, daß die Prorogation des Parlaments auf fünfzehn Monate eine wirkliche Auflösung desselben sey, ward er in den Tower geschickt, und erst nach einer dreizehnmonatlichen Verhaftung und einer völligen Unterwerfung entlassen. Die papistische Verschwörung von 1678, wofern sie nicht ein Werk seiner eigenen Erfindung war, rügte er mit der größten Heftigkeit gegen die Hofpartei, wodurch er dem Ministerium des Grafen Danby ein Ende machte, so daß ein neues, worin er Lordpräsident des Geheimenraths ward, errichtet wurde. Ungeachtet mancher gewaltsamen, ungerechten und parteiischen Handlungen ward er doch durch die Habeas-Corpus-acte, deren Urheber er war, der Wohlthäter seiner Nation. Sein neues Amt war von kurzer Dauer; denn kaum hatte er es fünf Monate lang bekleidet, als er wieder entlassen ward. Seine Partei hatte

durch allzugroße Heftigkeit ihre eigene Sache verdorben, besonders aber hatte der Graf von Shaftesbury durch sein eifriges und unnachlässiges Bemühen, den Herzog von York, des Königs Bruder, vom Throne auszuschließen, ihm die Feindschaft dieses Prinzen zugezogen. Einige seiner Ränke, deren er sich in Rücksicht der angeblichen papistischen Verschwörung bedient hatte, wurden jetzt gegen ihn selbst gebraucht. Ein Ankläger beschuldigte den Grafen, daß er von ihm zur Ablegung eines Zeugnisses bestochen worden sey. Shaftesbury wurde verhaftet und nach dem Tower gebracht, wo er nach fünfmonatlichem Arrest des Hochverraths angeklagt wurde. Außer den gegen ihn aufgestellten Zeugen, welche schlechte Menschen waren, erregte ein auf seinem Arbeitszimmer gefundener Plan zu einer Verbindung großen Verdacht gegen ihn. Dennoch wurde er frei gesprochen, und begab sich 1682 nach Amsterdam, wo er seiner Sicherheit wegen das Bürgerrecht sich erwarb. Er starb in jener Stadt, 62 Jahr alt, den 22sten Jan. 1683. Mit ungewöhnlichen Seelenkräften verband Shaftesbury einen unruhigen, kühnen und stürmischen Geist. Vorzüglich liebte er das schöne Geschlecht. Vielleicht wechselten wenig Staatsmänner so häufig die einmal ergriffene Partei, wie er, und vielleicht erzählen noch wenigere so offenherzig wie er die Geschichte ihrer Unbeständigkeit. Sein Enkel war

Shaftesbury (Anton Ashley Cooper, dritter Graf von), geboren zu London 1671, einer der berühmtesten philosophischen Schriftsteller Englands. Sein Großvater ließ ihn in seiner Kindheit von einem gelehrten Frauenzimmer unterrichten, welche abwechselnd lateinisch und griechisch mit ihm sprechen mußte, und er machte so schnelle Fortschritte, daß er in seinem 11ten Jahre beide Sprachen verstand. 1683 bezog er die Schule zu Winchester, wo er aber von seinen Mitschülern aus Haß gegen seinen Großvater so übel behandelt wurde, daß er die Schule verlassen mußte. 1686 begann er unter der Aufsicht eines geschickten Führers seine Reisen, hielt sich in Frankreich und Italien längere Zeit auf, und legte hier den Grund zu der Bekanntschaft und dem feinen Geschmack in den schönen Künsten, welche er nachher in seinen Schriften zeigte. Bei seiner Rückkehr nach England 1689 wurde ihm eine Stelle im Parlament angeboten, die er aber aus mehreren Gründen, und besonders deßhalb ausschlug, um sich ganz ungehindert seinen literarischen Beschäftigungen widmen zu können. Nachdem er noch beinahe fünf Jahre hindurch mit dem größten Eifer und Fleiß diesem Hange gefolgt war, trat er als Abgeordneter von Poole in Dorsetshire ins Parlament. Er hatte eine seltene Gabe, seine Liebe zur Freiheit, die er sein ganzes Leben hindurch bewahrte, kräftig auszudrücken, und das Parlament für sich zu gewinnen. Bei seinem Eintritte ins Parlament war eine Bill in Vorschlag, daß den des Hochverraths Beschuldigten ein Beistand zu ihrer Vertheidigung gegeben werden sollte. Shaftesbury hatte eine ausführliche Rede für die Annahme der Bill ausgearbeitet, aber als er sprechen wollte, wurde er, durch das Neue seiner Lage verwirrt und schüchtern. Vergebens ließ man ihm Zeit, sich zu besinnen, endlich rief man laut, daß er seine Rede beginnen möchte. „Wenn ich, indem ich mich bloß erhob, um meine Meinung über die Bill vorzutragen, so verwirrt werde, daß ich auch nicht das Mindeste von dem, was ich mir vorgenommen hatte, sagen kann, was soll dann nicht ein Mann seyn, der ohne irgend einen Beistand, und unter den Ahnungen, sein Leben zu verlieren, für die Erhaltung desselben sprechen soll?“ sagte der junge Shaftesbury, und diese Wendung machte einen mächtigern Eindruck auf

haus, als vielleicht die wichtigsten Argumente, die Shaftesbury
Andere hätten anführen können, und ihr war vielleicht allein die
ahme der Bill zuzuschreiben. Während der Sitzungen des Parla-
s war Lord Ashley, denn so hieß er noch, unermüdet mit der
rstützung jeder Maßregel, die auf Erhaltung der Freiheit und Be-
rung des gemeinen Besten Einfluß haben konnte, beschäftigt, und
eß sich nie durch Vorliebe für eine Partei von Verfolgung dieser
ke abbringen. Durch seine geschwächte Gesundheit aber genöthigt,
ß er diese Laufbahn, reis'te nach Holland, und verlebte dort über
Jahr in dem Umgange mit Bayle, le Clerc und andern Gelehrten.
) nach seiner Zurückkunft in England ward er nach dem Tode sei-
Vaters Graf von Shaftesbury, trat aber erst auf Zureden seines
ndes, des Lord Somers, 1700 in das Oberhaus ein. Hier unter-
e er die Maßregeln des Königs Wilhelm so eifrig, daß dieser Mo-
) ihm die Stelle eines Staatssecretärs anbot, die er aber ausschlug;
1 ungeachtet wurde er oft von dem Könige um Rath gefragt. Nach
Thronbesteigung der Königin Anna zog er sich wieder vom öffentli-
Leben zurück, da er mit den Staatsmännern der herrschenden
ei nicht übereinstimmte, und ging nach Holland, wo er zwei Jahre
m Umgange seiner gelehrten Freunde verlebte. Bald nachher, als
h französische Fanatiker eine beträchtliche Gährung in England an-
tet wurde, und man dort gegen die Urheber derselben gewaltsame
regeln ergreifen wollte, rieth Shaftesbury durch sein Sendschreiben
den Enthusiasmus (Letter concerning Enthusiasm) zur Milde,
man durch Strenge das Mißvergnügen nur vermehren, statt ver-
ern würde. 1709 verheirathete er sich mit einer Verwandten der
reß Johanna Ewer, reis'te seiner Gesundheit wegen 1711 durch
kreich nach Italien, und wohnte zu Neapel, wo er 1713 starb.
ftesbury war ein Weiser, der sich auf seine Bücher und seine Freunde
ränkte, das Hofleben nicht suchte, aber auch nicht floh, seinen
zeiz zu mäßigen wußte, und seinen größten Ruhm darein setzte,
es zu thun. Als Schriftsteller wird er hochgeachtet. In allen sei-
Schriften zeigt er sich als eifrigen Vertheidiger der Freiheit, als
men Anhänger der natürlichen Religion, und als warmen Freund
Tugend. Doch finden sich auch zahlreiche Stellen in seinen Schrif-
worin er das Lehrgebäude des Orthodoxismus zu erschüttern sucht.
: Hauptwerk sind seine Characteristiks (London 1737, 3 Vol. 8.),
1 er den Grundsatz auszuführen sucht, daß das Unglück jedes Ein-
1 zum Besten des Ganzen gereicht, und daß es eigentlich also gar
Uebel in der Welt gibt. N. P.

Shah-Allum, vor seiner Thronbesteigung Ali-Goher ge-
t, der letzte Fürst in Hindostan aus dem Hause Timurs. Er war
en 1723, als der älteste Sohn Allum-Guyrs des II., welcher ihn
zum Naib oder Vicekönig von Diedjer ernannte. Der junge Fürst
in dieser Würde viel Thätigkeit und Muth; er brachte ein kleines
zusammen, um sich dem ehrgeizigen Vezir seines Vaters zu wider-
, rückte damit 1758 vor Dehly, und zog erst, nachdem er die ver-
n Contributionen erhalten hatte, im October 1759 wieder ab, um
Bengalen zu marschiren, wo er jedoch weniger glücklich war. Er
: zu Guygh in Behar von den mit den kaiserlichen Truppen ver-
nen Engländern gefangen genommen; aber zugleich kam die Nach-
von dem Tode Allum Guyrs an, welcher am 30sten October 1759
Befehl seines schändlichen Ministers war ermordet worden. So
erhielt Aly-Gober seine Freiheit wieder, und bestieg den Thron,

Man feierte diesen Act zu Patnah, der Hauptstadt von Béhar, mit großer Pracht. Zu schwach, um auf Dehly zu marschiren, wo der treulose Wezir befehligte, und eine marhattische Besatzung sich befand, vereinigte er sich mit dem berühmten Chodja-Eddoulah, welcher den Vortheil der Gelegenheit benutzte, um den Souverän von Hindostan in den Bund der mohammedanischen Fürsten dieses Reichs gegen die Hindufürsten zu ziehn. So wohnte Shah-Allum jenem denkwürdigen Siege bei Panniput am 7ten Januar 1761 bei, in welchem die Macht der Marhatten gebrochen, und dessen für sie wie für ganz Hindostan höchst verderbliche Folgen den Siegern bald genug fühlbar wurden. Ihrer natürlichen Bundesgenossen beraubt, unterlagen sie den Engländern in den Ebenen von Bakhchar am 23sten October 1764. Shah-Allum aber hatte damals die unwürdige Schwachheit, an den englischen Obristen Monro ein Glückwünschungsschreiben zu senden, und in der Folge selbst eine Zuflucht im Lager der Engländer zu suchen. Er klagte Chodja-Eddaulah an, das königliche Ansehn zum Werkzeug seiner ehrgeizigen Plane gemißbraucht und ihn wider Willen in diesen Krieg verwickelt zu haben, ja er versprach sogar die Besitzungen Daulahs den Engländern. Diese fanden es der Politik angemessen, den flüchtigen Monarchen auf das ehrenvollste aufzunehmen, und in Allah-Abad feierlichst wieder einzusetzen. Vier Jahre verlebte er hier ruhig, bis Langeweile und Verdruß über die Gewaltsamkeiten der Engländer ihn von hier nach Dehly zu gehn bewogen, wo er am 25sten December 1771 seinen feierlichen Einzug hielt. Dieser Schritt entzog ihm den Schutz der Engländer. Er gerieth unter die Gewalt der Marhatten, dann der Rohyllas. Unaufhörlich ward sein Hof von entgegengesetzten Parteien beunruhigt. Mehrmals mußte er seine Provinzen, seine Hauptstadt, selbst seinen Palast gegen aufrührerische Unterthanen, die er zum Theil mit Wohlthaten überhäuft hatte, vertheidigen. Endlich faßte ein elender Rohylla, Namens Gholam-Cadyr, den schändlichen Plan, seinen Fürsten zu entthronen. Zwar wurde der erste Versuch desselben durch den Muth der Prinzessin Somrou vereitelt, aber er wußte sich mit Hülfe der den Kaiser umgebenden und mit ihm einverstandenen Verräther Verzeihung auszuwirken, und bald darauf einen zweiten Versuch mit besserm Erfolg auszuführen. Man kündigte dem Monarchen mitten im Staatsrath seine Entsetzung an, und würde Gewalt gebraucht haben, wenn er nicht freiwillig den Thron verlassen, und sich in den Harem zurückgezogen hätte, worauf man einen seiner Brüder unter dem Namen Djihan-Shah zum Kaiser ausrief, und den Schatz, den Palast, und selbst den Harem plünderte. Einige Tage verlebte der schwache und unglückliche Shah-Allum in dumpfer Verzweiflung, aus der ihn endlich das Angstgeschrei eines seiner Söhne weckte, den die Räuber auf das unwürdigste mißhandelten. Als er sich aber darüber beklagen wollte, fielen drei Satelliten auch über ihn her, warfen ihn nieder, und Gholam-Cadyr selbst setzte ihm das Knie auf die Brust, und stach ihm mit einem Dolche die Augen aus. Dies geschah am 10ten August 1788. Der Unglückliche wurde in den Harem zurückgetragen, wo seine Gegenwart allgemeinen Schrecken verbreitete; Gholam-Cadyr aber setzte noch seine Verfolgungen fort, bis ihn die Annäherung eines Marhattenheers unter de Boigne gegen Dehly zur Flucht nöthigte. Er ward jedoch eingeholt, in einen eisernen Käfig gesperrt, und unter langsamen Martern getödtet, indem man ihn nach und nach der Augen, der Ohren, der Nase, der Hände und Füße beraubte. Shah-Allum wurde wieder auf den Thron gesetzt; aber das Ende seiner Regierung war noch unbedeutender

als der Anfang. Abhängig von den Marhatten und Engländern, suchte er in der Dichtkunst Trost gegen die Einsamkeit und das Schreckliche seiner Lage. Wir kennen einige seiner Elegien, in denen eine sanfte Schwermuth herrscht. Achtzehn Jahre verlebte er in dieser Lage, und starb endlich in einem zweiundachtzigjährigen Alter zu Dehly den 16ten November 1806. Der Erbe seiner Titel war sein Sohn, Sultan Akbar II. Bei der gänzlichen Abhängigkeit desselben von den Engländern kann man jedoch die Dynastie des großen Timur in Shah-Allum als erloschen ansehn. (History of Shah-Allum by Franklin, deutsch von Sprengel, wo jedoch der Anhang fehlt.)

Shakspeare (William), Englands größter Dichter, den mit Recht ein Neuerer den Genius der brittischen Insel genannt hat, war zu Stratford in Warwickshire im Jahr 1564 geboren. Sein Vater, ein rechtlicher und begüterter Bürger, dessen Vorfahren obrigkeitliche Aemter bekleidet hatten, nährte sich und seine zahlreiche Familie vom Wollhandel, und bestimmte den Sohn für dasselbe Gewerbe. Dieser war unter seinen Geschwistern der älteste. Er erhielt in einer sogenannten Freischule Unterricht; eine akademische Erziehung konnte er freilich nicht bekommen, denn er war kaum achtzehen Jahre alt, als er sich, vermuthlich bloß aus häuslichen Rücksichten, verheirathete. Die engen Bande des bürgerlichen Lebens wurden ihm bald lästig; er begab sich nach London, entweder aus bloßem Ueberdruß, oder weil er sich als Wilddieb verfolgt sah, da er in jugendlicher Unbesonnenheit auf dem Gebiete eines benachbarten Gutsbesitzers heimlich gejagt, und die Rache des Beeinträchtigten durch eine komische Ballade noch mehr gereizt hatte, der jetzt die ganze Strenge der englischen Jagdgesetze gegen ihn geltend zu machen suchte. Hier kam er mit den Schauspielern in Verbindung; auf welche Weise, wird durch die darüber vorhandnen Anekdoten nicht aufgeklärt. Nach Einigen hielt er vor dem Schauspielhause die Pferde, nach Andern verrichtete er gleich niedrige Geschäfte auf dem Theater. Auf alle Fälle war sein erster Eintritt in die Laufbahn seines Ruhms nicht glänzend. Der Schauspielerstand war zu jener Zeit ziemlich verachtet; Shakspeare, dessen Talente sich schnell entwickelten, und der bald selbst die Bühne betrat, betrachtete diesen Schritt als eine Erniedrigung. Er ergab sich zugleich derselben wilden Lebensweise, die seine Cameraden führten. Aber diese Verirrungen waren nur vorübergehend; einer höhern, edlern Bestimmung sich bewußt, suchte er sich frühzeitig als Dichter, auch außerhalb der Schaubühne, hervorzuthun. In diese Periode fallen seine Jugendgedichte Adonis und Lucretia. Schon im J. 1589 brachte er das erste seiner Schauspiele auf die Bühne. Seine Arbeiten fanden den ungetheiltesten Beifall nicht nur beim großen Publicum, sondern auch bei den Vornehmen und selbst am Hofe, und erwarben ihm an dem Grafen von Southampton einen sehr freigebigen und ihm zärtlich zugethanen Gönner. Elisabeth ließ seine Stücke am Hofe aufführen, und Jacob ehrte den Dichter durch ein eigenhändiges Schreiben. So gelang es ihm, sich zum Mitbesitzer und Vorsteher des Schauspielhauses, für welches er arbeitete, emporzuschwingen, und durch seine Thätigkeit als Dichter, Schauspieler und Schauspieldirector ein beträchtliches Vermögen zu erwerben, so daß er die letzten Jahre seines Lebens in gemächlicher Ruhe an seinem Geburtsort verleben konnte. In demselben Maße, wie Shakspeare's Talente sich entwickelten, nahm er auch zu an Kenntnissen; war er gleich arm an todter Gelehrsamkeit, so besaß er doch eine reiche Fülle lebendigen und anwendbaren Wissens, das er theils aus dem Leben selbst,

theils aus der vaterländischen Literatur schöpfte. Denn wenn er auch weder die alten noch die neuen Sprachen hinlänglich verstand, um die in ihnen vorhandenen Schriftsteller zu lesen, so scheint er doch alles sehr genau gekannt zu haben, was ihm die englische Literatur an eigenen Werken und Uebersetzungen darbot. Da es ihm vor allem darauf ankam, Thatsachen einzusammeln, so war ihm das Feld der Geschichte das wichtigste. Er machte sich mit der Mythologie so vertraut, als es für seinen Zweck, sie als symbolischen Zierrath zu gebrauchen, erfoderlich war; den Geist der alten, besonders der römischen Geschichte, hatte er richtig aufgefaßt, und die Geschichte seines Vaterlandes übersah er im Ganzen und in ihrem Zusammenhange eben so richtig, als sie ihm in ihren Einzelnheiten genau bekannt war. Sie war ihm ein Spiegel, worin er eine thatenvolle Vorzeit in ihrem Leben und Weben erblickte. Den Menschen, so wie die Natur überhaupt, beobachtete er genau; sein Vaterland kannte er durch mehrfache Reisen, das Ausland aus Büchern und aus den Erzählungen derer, die es besucht hatten. Die Sprache in ihrem ganzen Umfange, so wie alle volksmäßigen Gebräuche, Meinungen und Ueberlieferungen, die für den Dichter brauchbar waren, standen ihm vollkommen zu Gebote. Daß er nichts desto weniger, wo er ausländische Gegenstände behandelt, zuweilen gegen die Geographie und Chronologie fehlt, beweis't keineswegs seine Unwissenheit in diesen Dingen. Die Zeit, in der Shakspeare schrieb, und das Publicum, für das er schrieb, kannte und übte in dergleichen Gegenständen keine Kritik; ja eine Berichtigung von Irrthümern in alten allgemein bekannten Novellen würde nur störend gewesen seyn. A. W. Schlegel, dem wir in der Darstellung Shakspeare's vorzugsweise folgen, sagt mit Recht:. Je wunderbarer die Geschichte, desto mehr spielt sie auf einem bloß poetischen Boden, den er nach Belieben in einer unbestimmten Ferne hält. Diese Schauspiele, wie auch die Namen lauten mögen, gehen eigentlich im Romanenlande und in dem Jahrhundert der wunderbaren Liebesgeschichten vor sich. Man besuchte das Theater nicht, um sich über Geschichte, Erdbeschreibung, Zeitrechnung zu belehren, sondern um eine heitere Darstellung anzusehn, und suchte in der Poesie nichts als die Poesie. Die größten Freiheiten nahm sich der Dichter, sobald sie seinem Zwecke entsprachen. Eben so wenig finden wir das äußerliche Costum streng beobachtet, so richtig auch der Geist der Zeiten und Völker im Ganzen getroffen ist. Auch von diesem anscheinenden Mangel liegt der Grund in Shakspeare's Zeitalter, das, ohne sich bei den Alterthumsforschern über die Kleidung der Griechen und Römer Raths zu erholen, recht wohl zufrieden war, daß Brutus und Cassius im spanischen Mantel auftraten, daß sie die Thurmuhr schlagen hörten, und daß bei den römischen Heeren die Trommel gerührt ward. Wenn Shakspeare in dieser Hinsicht kein gerechter Tadel trifft, so ist es nicht minder grundlos, ihn für ein blindes ungeregeltes Genie zu erklären, das in seinem kecken Treiben, je nach dem es der Zufall fügt, eben so oft das Ziel verfehlt als trifft. Ohne Geistescultur, ohne Absichtlichkeit und Besonnenheit, und ohne tiefe Kunsteinsicht wird nie ein treffliches Werk in irgend einer Kunst zu Stande gebracht werden. Nur die Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, womit das Genie seine geistige Gesammtkraft gebraucht, machen es zu dem, was es ist. Daß Shakspeare über Charakter und Leidenschaften der Menschen, über den Gang der Begebenheiten und über die Verhältnisse der Welt tief nachgedacht habe, wagt niemand zu läugnen; wohl aber meinen Viele, daß in der Zusammenfügung der Stücke mehr das Ungefähr als Ab-

sicht und Bewußtseyn gewaltet habe, daß er nicht im Stande gewesen, die einzelnen Theile zu einem vollkommnen Ganzen zu verbinden, und sie wollen darin auf den ersten Blick die auffallendsten Mißverhältnisse wahrnehmen. So voreilig diese Beschuldigung ist, eben so leicht läßt sich in den einzelnen Fällen darthun, daß das, was ihnen zwecklos oder zweckwidrig und monströs erscheint, nicht nur völlig zweckmäßig, sondern sogar oft vortrefflich und meisterhaft ist, und daß sie nur darum so einseitig urtheilen, weil sie die Absicht des Dichters nicht begreifen, oder weil sie sich nicht in seine Zeit versetzen können und wollen, ein Erfoderniß, das ja zum Verstehen eines jeden Dichters und jeden Schriftstellers, der einer von der unsrigen so verschiednen Zeit angehört, unerlaßlich ist. Einzelne Schönheiten in Beschreibungen, Bildern und Ausdrücken, Wahrheit in den Charakteren und komischen Witz räumen selbst die strengsten und ungerechtesten Kunstrichter dem Shakspeare ein. Schon Johnson hat sich über eine so oberflächliche Kunstkritik treffend geäußert, indem er diejenigen, die diesen Dichter nach einzelnen aus dem Zusammenhange gerißnen Stellen beurtheilen wollen, mit jenem Scholastiker beim Hierokles vergleicht, der einen Ziegel als Probe eines Gebäudes vorzeigte. Shakspeare ist mehr als andre dramatische Dichter dieser zerlegenden, nur das Einzelne bekrittelnden Beurtheilung ausgesetzt gewesen, eben wegen der tiefen Absichtlichkeit seiner Dichtungen, in deren Mittelpunkt zu dringen, nur Wenige vermocht haben. Wir gedenken, diese Behauptung in der Folge wenigstens mit einigen Beweisen zu belegen; vollständig würde ein eignes Werk dazu erfoderlich seyn. Zuvor noch einiges Allgemeine. Shakspeare's Menschenkenntniß ist zum Sprichwort geworden. In einem unerreichbaren Grade besitzt er die Gabe, die feineren unwillkürlichen Aeußerungen des Gemüths zu bemerken, zu deuten, und aus ihnen in bündigem Zusammenhange weiter zu schließen. Sie setzt ihn in den Stand, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft so wahr und selbstständig auftreten zu lassen, daß wir, je mehr wir in ihr Innerstes blicken, sie um so vollkommner den allgemeinen Naturgesetzen gemäß entwickelt finden. Ohne uns mühsam die Beweggründe ihres Handelns zuzuzählen, zeigt er uns unmittelbar, wie jeder ist, und gewinnt uns auch für das Abweichende und Seltsame unwiderstehlich den Glauben ab. In gleicher Vollkommenheit schildert er alle Stände, Geschlechter und Alter, die verschiedensten Zeiten und Nationen, sogar aus dem Umkreise der menschlichen Natur hinaus führt er uns in die Geisterwelt, wo er Hexen, Sylphen und Elfen mit eben so überzeugender Wahrheit schafft. Ja selbst dem Ungeheuer Kaliban hat der Dichter ein so eigenthümliches, in sich zusammenhängendes Leben zu leihen gewußt, daß wir der Ueberzeugung uns nicht erwehren können, ein solches Wesen, wenn es vorhanden wäre, könnte nur so handeln. Gleich bewundernswürdig ist Shakspeare in der Darstellung der Leidenschaft; den vertraulichen Scherz, den Spott, Liebe und Haß, Entzücken und Entsetzen, Wuth und Verzweiflung, kurz alle Zustände der Seele in allen Graden und Abstufungen schildert er meisterhaft; als Mahler der eigentlichen Seelenkrankheiten, der Schwermuth, des Wahnsinns, des Nachtwandelns ist er unerreichbar. Dennoch sind ihm auch hier manche Vorwürfe gemacht worden. Johnson findet sein Pathos nicht immer rein von Affectation und Unnatur; wir wollen dies zugestehn in einzelnen Stellen, wo ein gleichsam übersprudelnder Witz, eine zu mächtig aufgeregte Phantasie die Gränzen des wahren Dialogs zu übersteigen scheinen. Wir dürfen indeß nicht vergessen, daß manches, was an und für sich unnatürlich scheint, theils

durch die Poesie überhaupt, theils auch durch die vorhandene Situation gerechtfertigt wird. Oder hätte nicht jeder schon zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß der Aerger witzig macht, und daß die Verzweiflung in Lachen ausbricht? Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, werden sich auch fast durchgängig die Wortspiele rechtfertigen lassen, die man dem Dichter überhaupt, am meisten aber in den ernsten und recht eigentlich erhabnen Stellen zum Vorwurf gemacht hat. Wichtiger ist der Tadel, daß Shakspeare die moralische Häßlichkeit zu grell und schonungslos schildere, und dadurch nicht nur das Auge beleidige, sondern auch das Gefühl empöre. Es ist allerdings wahr, daß er auch hier nach der Natur mahlt; beleidigt er aber dadurch unsere Begriffe von Zartgefühl und Delicatesse, so ist die Schuld mehr unser als sein. Shakspeare's Zeitalter kannte diese Verzärtelung nicht, so wenig als das Zeitalter Homers, der Propheten, des Aeschylus und anderer Dichter. Träfe aber auch den Dichter hier ein Tadel, so ist sein Fehler doch erhabner Art, entsprungen aus einem Ueberschwange an Kraft, die wiederum durch die zartesten, süßesten Lieblichkeiten gemildert wird. Denn mit gleicher Allgewalt übt er die entgegengesetztesten Eigenschaften, und weiß eben so mächtig zu erschüttern, ja zu zermalmen, als einschmeichelnd anzuziehen. Ist Shakspeare unübertrefflich in der Zeichnung seiner Charaktere, so ist er noch bewundernswürdiger in der Art ihrer Zusammenstellung, in der Kunst, sie, einen durch den andern, ins Licht zu setzen. Man wäre, bemerkt Schlegel eben so fein als richtig, übel berathen, wenn man die Aeußerungen der Personen über sich selbst und Andre immer für baare Münze nähme. Die zweideutige Gesinnung fließt bei ihm, wie billig, von lobenswürdigen Grundsätzen über, und der Albernheit sind nicht selten weise Lehren in den Mund gelegt, um anzudeuten, wie wohlfeil dergleichen Gemeinplätze zu haben sind. Niemand hat, so wie er, den leisen Selbstbetrug geschildert, die halb selbstbewußte Heuchelei gegen sich, womit auch edle Gemüther die in der menschlichen Natur fast unvermeidliche Eindrängung selbstischer Triebfedern verkleiden. Diese geheime Ironie der Charakteristik ist bewundernswürdig als ein Abgrund von Scharfsinn, aber dem Enthusiasmus thut sie wehe, denn sie beweis't uns, daß keine Tugend und Größe ganz rein und echt sey. Dieser Ironie dienen die komischen Personen und Auftritte, womit er die Haupthandlung absichtlich unterbricht, um das Gemüth zu erheitern und zu erfrischen, zuweilen selbst, um den ernsthaften Theil zu parodiren! Dabei aber weiß er sehr wohl das richtige Maß zu halten, und diese untergeordneten Bestandtheile des Ganzen erscheinen immer nur als das, was sie sind, Nebensachen. Schwerlich möchte sich ermessen lassen, ob Shakspeare größer im Tragischen oder im Komischen sey; er zeigt in beiden gleichen Umfang, gleiche Tiefe, gleiche Mannichfaltigkeit, gleiche Erfindungskraft. Die Narrheit in verschiednen Abstufungen, die Dummheit schildert er höchst ergötzlich. Ueberdies findet sich in mehrern seiner Stücke ein ganz eigentlicher Lustigmacher (Clown), eine Art von Hofnarr, dergleichen noch zu Shakspeare's Zeit nicht bloß von fürstlichen, sondern auch von Privatpersonen als ein Gegenmittel gegen die Leerheit und Langeweile des täglichen Lebens gehalten wurden. Diese possenhaften Witzmacher weiß unser Dichter eben so reich mit Humor als Verstand auszustatten. Was Shakspeare's Sprache und äußere Form betrifft, so steht er auch darin über seinem Zeitalter. Die strenge Regelmäßigkeit und Abgemessenheit, zu der die englische Sprache erst später gelangte, ist ihm allerdings fremd, eben so entfernt aber ist

von Unbeholfenheit oder Fehlerhaftigkeit. Nie gebricht ihm für das,
s er sagen will, der erschöpfende Ausdruck; er kennt alle Hülfsmittel
Sprache in seiner weiten Sphäre, und wendet sie mit Leichtigkeit.
Sein Vers ist im Allgemeinen der zehn- oder elfsylbige jambische
e Reim; nur zuweilen mischt er Reime ein, zuweilen auch läßt er
osa damit abwechseln. Daß dabei allemal der Stand und Charak-
, so wie die Gemüthsstimmung der Personen mit feinem Blicke be-
ksichtigt werden, wird dem Untersuchenden nicht entgehen. Gemeine
ute, so wie die Narren und Possenreißer sprechen in der Regel in
osa, um sie dem Tone des gemeinen Lebens näher zu halten; Perso-
hingegen, die mit Ernst und Würde auftreten, ist gewöhnlich der
rs gegeben. Da indeß eine und dieselbe Person in verschiednen Si-
tionen, einmal niedrig und gemein, ein andermal würdevoll und pa-
tisch sprechen kann, so finden wir sie auch dem gemäß nicht selten
mal in Prosa, ein andermal in Versen sprechen. Wenn also in die-
anscheinenden Ungleichheit eine tiefere Bedeutung liegt, so ist sie
n so wenig in der freien Art, wie Shakspeare den Vers behandelt,
verkennen. Absichtlich verletzt er von Zeit zu Zeit den regelmäßigen
au desselben, um ihn dem Gedanken desto besser anzupassen, und die
nförmigkeit zu vermeiden. Dies sieht man deutlich auch daraus, daß
in seinen spätern Arbeiten, troß der durch Uebung erlangten größern
tigkeit, weniger streng in der Form ist, als in seinen Jugendwerken.
Hinsicht des Reims finden wir ihn von einem eben so richtigen Ge-
l geleitet, denn er gebraucht ihn entweder um einen Abschnitt zu
ichnen, und seinem Ausdruck mehr Rundung zu geben, oder um
Reihe sinnreicher und antithetischer Sprüche zu heben, oder end-
um ein blühenderes Colorit oder höheren Pomp hervorzubringen.
s bisher im Allgemeinen Gesagte wird, wie wir glauben, hinreichend
Behauptung begründen, daß Shakspeare ein eben so reiches, mit al-
höhern Eigenschaften, die Bewunderung verdienen, ausgestattetes
ie, als besonnener, mit allen Mitteln seiner Kunst vertrauter Dichter
ist. Wir wenden uns jetzt zu seinen Werken, können jedoch nur bei
jen der vorzüglichsten, und auch bei diesen nur flüchtig, verweilen.
iß würde es am zweckmäßigsten seyn, sie nach der Zeitfolge zu mu-
, um zugleich wahrzunehmen, welchen Gang des Dichters Geist
seiner stufenweisen Entwickelung nahm; leider aber fehlen uns dazu
änglich sichere Angaben. Wir sind daher genöthigt, sie nach den
tungen zu ordnen, so unvollkommen dies auch, gerade bei diesem
ter geschehen kann, der in allen seinen Hervorbringungen einen
haus eigenthümlichen, von der todten Regel nicht beengten Gang
t. Wir unterscheiden im Allgemeinen und nach ihrem überwiegen-
Bestandtheile Shakspeare's dramatische Werke in Lustspiele, Trauer-
und historische Schauspiele. Die Lustspiele sind größtentheils aus
llen geschöpft, und gehören alle mehr oder weniger in das Gebiet
emen Dichtung, ja einige gehen durchaus ins Wunderbare oder
tastische über. Die beiden Edelleute von Verona, die
hmte böse Sieben, und das Lustspiel der Irrungen
Jugendwerke. In den beiden Edelleuten von Verona
der Wankelmuth der Liebe und ihre Treulosigkeit gegen die Freund-
gefällig, aber oberflächlich geschildert; das Lustspiel der
ungen ist eine durchaus freie Behandlung des Stoffes der plau-
en Menächmen; die gezähmte böse Sieben ist ihrem we-
hen Inhalte nach aus einem Stücke des Ariost geschöpft, aber mit
hümlichkeit behandelt und in starken Farben gehalten. Merkwür-

diger als das Stück selbst ist das nur noch theilweise vorhandne Vorspiel: der betrunkne Kesselflicker, der schlafend in einen Palast gebracht wird, wo man ihn glaubend macht, er sey ein Edelmann; das Ganze wahrscheinlich nach einem volksmäßigen Schwank. Ferner gehört zu den Jugendarbeiten, die sich durch den üppigen Ueberfluß der Ausführung als solche charakterisiren: *Verlorne Liebesmüh*, ein Schatz von ergötzlichen Scherzen. *Ende gut, alles gut*, schildert ein junges Mädchen, das weit über ihren Stand liebt, und durch Beharrlichkeit alle Proben und Gefahren besteht, und endlich den Preis ihrer Liebe gewinnt. In *Viel Lärmen um nichts* ist der Hauptknoten derselbe, wie in der Geschichte vom Ariodant und der Ginevra beim Ariost, jedoch mit sehr verschiednen Nebenumständen und sehr verschiedner Entwicklung. *Gleiches mit Gleichem*, das mit Unrecht seinen Namen von der Vergeltung führt, zeigt eigentlich den Triumph der Gnade über die strafende Gerechtigkeit. Zu den berühmtesten und zugleich vollendetsten Stücken unsers Dichters gehört *der Kaufmann von Venedig*, ein Meisterwerk sinnreicher Kunst. Seine ganze Größe in der Charakteristik entwickelt Shakspeare im Shylock, einem gefühllosen, nur das strenge Recht fodernden und die Christen über alles hassenden Juden. Aber eben der Buchstabe des Gesetzes, auf den er besteht, fällt auf ihn selbst zurück. Um das Tragische, zum Theil Schreckliche der Haupthandlung zu mildern, hat der Dichter komische Scenen eingeflochten, und die anmuthige Episode der Jessica hinzugefügt. Ein Stück ganz sonderbarer Art ist: *Wie es euch gefällt*, in dem wir eine bunte, durch Verbannung und Flucht in den Ardennen versammelte Gesellschaft sich kraus und frei durch einander bewegen sehen. *Der heilige Drei-Königs-Abend oder Was ihr wollt*, ist bei einer sinnreich gesponnenen Intrigue reich an komischen Charakteren und Situationen. In *den lustigen Weibern von Windsor* ist eine überschwengliche Fülle von Humor entwickelt, vornehmlich in der Hauptperson, dem Falstaff, von dem weiter unten die Rede seyn wird. In das Gebiet der Feerei hinübergespielt sind *Ein Sommernachtstraum* und *der Sturm*, in denen die lieblichste und kühnste Erfindung mit den schönsten Zauberfarben der Poesie geziert ist. Meisterhaft sind in letzterm die beiden Geschöpfe der Phantasie, der halb dämonische, halb viehische Caliban und der ätherische, zephyrliche Ariel einander gegenübergestellt. Das *Wintermährchen* endlich behandelt eine von jenen für die Kindheit so anziehenden Geschichten, und versetzt durch innige Wahrheit und einnehmende Einfachheit auch das erwachsene Alter zurück in die goldne Zeit der Einbildungskraft. Gleichsam auf der Gränzscheide zwischen den Lustspielen und Trauerspielen steht *Cymbelin*, ein wunderbares Werk, in welchem der Dichter eine Novelle des Boccaz mit altbrittischen Sagen verknüpft, und alte Fabelgeschichten mit den neuesten gesellschaftlichen Sitten durch sanfte Uebergänge vermischt. Unmittelbar schließen sich hier zwei der vorzüglichsten Trauerspiele Shakspeare's an, *Romeo und Julia*, und *Othello*, beides wahre Novellen, aber durch die Richtung des Ganzen vollkommne Trauerspiele. Jenes ist das zarteste in dem bezauberndsten Halbdunkel glühender Sehnsucht und unnennbarer Wollust gehaltene Gemählde einer reinen, herzinnigen Liebe, die in dem Kampfe feindlicher Verhältnisse untergeht; dieses ein Gemählde, worin die hellsten Lichter und die dunkelsten Schatten sich mit einander verschmolzen finden. In Othello sehen wir die Naturanlage seiner glühenden Heimath zwar durch edlere und mildere Sitten gezähmt; er erscheint edel, offen, zu-

traulich, dankbar, ist ein treuer Staatsdiener und ein heldenmüthiger Feldherr; aber sobald seine Eifersucht angeregt wird, geräth sein Blut in gährenden Aufruhr, und er folgt einzig dem blinden Antriebe seiner wilden Natur, die er endlich, da die Reue zu spät kommt, mit vernichtender Wuth gegen sich selbst richtet. In Jago ist der schlaueste Bösewicht geschildert, seinen Fallstricken zu entgehn, ist unmöglich; ein Meister in der Verstellungskunst kennt er die Blößen der Menschen, und weiß sie zur Anregung ihrer Leidenschaften zu benutzen. Desdemona ist einnehmend durch Unschuld, Einfalt, Sanftmuth und Demuth; sie wird dem Verdacht eines Verbrechens geopfert, von dem sie nicht einmal die Möglichkeit ahnet. Hamlet ist ein Stück von unerschöpflichem Tiefsinn. Dieses räthselhafte Werk, sagt A. W. Schlegel, gleicht jenen irrationalen Gleichungen, in denen immer ein Bruch von unbekannten Größen übrig bleibt, der sich auf keine Weise auflösen läßt. Am meisten muß es in Erstaunen setzen, daß bei so versteckten Absichten, bei einer in unerforschte Tiefen hinabgebauten Grundlage, das Ganze sich auf den ersten Anblick äußerst volksmäßig darstellt. Die haarsträubende Erscheinung des Geistes bemächtigt sich gleich anfangs der Einbildungskraft und des Gemüths; dann das Schauspiel im Schauspiel, worin man wie in einem Spiegel das Verbrechen wiederholt sieht, dessen vergeblich bezweckte Bestrafung den Inhalt des Stücks ausmacht; des Königs Entsetzen darüber; Hamlets verstellter und Ophelia's wirklicher Wahnsinn; ihr Tod und Leichenbegängniß; das Zusammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe; ihr Zweikampf und die große Entscheidung; endlich das Auftreten des jungen Helden Fortinbras, der einer untergegangenen Königsfamilie mit kriegerischem Pomp die letzte Ehre erweis't; dazwischen die komischen Charakterscenen mit Polonius, den Höflingen und den Tödtengräbern, die sämmtlich ihre Bedeutung haben; alles dies erfüllt die Bühne mit der lebendigsten und mannichfaltigsten Bewegung. Daß gegen das Ende die Handlung still steht, und sogar zurückgeht, war unvermeidlich, da der Dichter zeigen wollte, wie ein zwar edles aber ohnmächtiges Streben doch am Ende sein Ziel verfehlt, und in sich selbst untergeht. Hamlet selbst ist bei vielen löblichen, sogar königlichen Eigenschaften schwach und kraftlos, und diese Schwäche steigt mit seinem Grame; er nimmt daher seine Zuflucht zur List und Verstellung, und erscheint gefühllos selbst bei Ophelia's doch von ihm veranlaßten Jammergeschick. Nicht der Welt zum warnenden Beispiel, sondern fast zufällig werden am Ende Schuldige und Unschuldige in einen allgemeinen Untergang fortgerissen, ohne daß das Räthsel, welches über den Schicksalen der Menschen waltet, gelös't werden soll. Im Macbeth hat Shakspeare sich auf den höchsten Gipfel des Furchtbaren und Schrecklichen erhoben. Seine Hexen sind unedle und gemeine Werkzeuge der Hölle, deren Darstellung wahrhaft magisch ist. Sie erscheinen und sprechen unter sich als gemeine Weiber; sobald sie aber ihre Orakelsprüche ertheilen, treten sie in majestätischer Feierlichkeit auf, und verrathen dadurch, daß sie nur Werkzeuge in höherer Hand sind. Des ehrwürdigen und gütigen alten Königs Duncan Ermordung unter Freundes Dache in ruhigem Schlafe war eine zu scheußliche That, um aus natürlichen Antrieben in der Brust eines zwar ehrgeizigen, aber edeln Helden aufzukeimen. Eine höllische Versuchung bereitet seinen Geist gleichsam vor auf einen Gedanken, vor dem er zusammenschaudert, und den er nur in einem Taumel, worein ihn die verführerische und bestrickende Beredsamkeit seiner Gemahlin versetzt hat, ausführt. Die Reue kommt zu spät; die Hölle

reißt ihre Beute unaufhaltsam dahin. Hinweg ist aus der schuldbewußten Brust jener königliche Heldenmuth, mit welchem wir ihn siegreich auftreten sahen, und er erliegt mit einem zwar tapfern, aber durch sein feiges Gewissen gelähmten Willen, nicht ohne schmerzliche Theilnahme der Zuschauer. Härtere Strafe fällt auf Lady Macbeth mit Recht für größere Schuld; sie stirbt in geistiger und körperlicher Zerrüttung als eine Verworfene, deren Schicksal uns Grausen erweckt. Bewundernswürdig ist der rasche, stets seinem Ziele zufliegende Gang des Stückes; unendlich viel ist in dem engen Raum weniger Stunden zusammengedrängt, ohne daß dadurch weder die Deutlichkeit des Zusammenhanges, noch die Ausführung einzelner Situationen im geringsten gelitten. Der Dolch vor Macbeth's Augen, Banco's Erscheinung beim Gastmahle, der Lady Macbeth Nachtwandeln sind Scenen, die eine Welt von Gefühlen aufregen; ihre Wirkung verstattet in der That keine Zergliederung. Wie Macbeth durch die Macht des Schreckens, so erschüttert uns König Lear durch die Macht des Mitleids. Ein König, Greis und Vater, sinkt von der Höhe menschlichen Glücks, auf der er zu stehen scheint, durch den Undank seiner unnatürlichen Töchter, in das tiefste hülfloseste Elend. Da geht sein altersschwacher Verstand in wilden Wahnsinn über; Rettung ist nicht mehr möglich. Wir schweigen von Edgar und seinem Zusammentreffen mit Lear in einer Nacht, wo die Natur alle ihre Schrecken losgelassen zu haben scheint, um sie auf die schuldlosen Häupter dieser Jammervollen zu häufen, von Gloster, von Lears so treuem und weisem Narren, von Cordelia's reiner Seelenschönheit, von allen den Situationen und Zusammenstellungen, womit der Dichter die Gemüther bestürmt. Shakspeare entlehnte die Geschichte Lears und seiner Töchter ohne Veränderung aus einer fabelhaften Ueberlieferung, und verflocht sie mit der Geschichte Glosters und seiner Söhne sehr kunstreich zu einem Ganzen. Die drei römischen Stücke: Coriolan, Julius Cäsar, und Antonius und Cleopatra, sind besonders wegen der anscheinenden Kunstlosigkeit merkwürdig, womit ohne fremdartige Zuthaten die Geschichte wiedergegeben, und zugleich den Foderungen der Bühne genügt wird. Verwandt mit ihnen in Ansehung des aus dem Alterthum entlehnten Stoffs sind Timon von Athen, in dem eine satirische Tendenz mehr als in irgend einem andern Stücke vorherrscht, und Troilus und Cressida, eine durchgeführte Ironie auf den trojanischen Krieg, die jedoch nicht auf die Bühne gekommen. — Der aus der englischen Geschichte geschöpften Schauspiele sind zehn, die gleichsam ein historisches Heldengedicht in dramatischer Form bilden. Acht derselben, von Richard dem Zweiten bis Richard dem Dritten, umfassen in ununterbrochener Folge fast ein Jahrhundert der Geschichte Englands. So treu und lichtvoll sind die großen Begebenheiten entwickelt und dargestellt, und so lehrreich sind diese an und für sich, daß man nicht nur die Geschichte daraus vollkommen erlernt, sondern daß diese Schauspiele auch einen wahrhaften Fürstenspiegel abgeben können. Chronologisch getrennt von dieser Reihe sind die beiden übrigen historischen Stücke, von denen König Johann gleichsam den Prolog, Heinrich der Achte den Epilog macht; die dazwischen fallenden Zeiträume waren keiner dramatischen Behandlung fähig. In König Johann sehen wir zwar einen ungerechten und schwachen Fürsten, aber sein Tod löscht den Unwillen gegen ihn aus, und der zarte Arthur gewinnt uns die innigste Theilnahme ab. Richard der Zweite ist ein Meisterstück der Charakteristik. Seine edle königliche Natur, in jugendlichem Uebermuth verirrt, aber nicht unter-

gegangen, entfaltet sich auf das herrlichste im Unglück, und er erscheint erst recht als König, seit er vom Throne gestürzt ist. Heinrich der Vierte ist durch drei Stücke hindurch geführt. Im ersten Theil steht der Prinz, ausgestattet mit Liebenswürdigkeit und Anmuth, dem jungen Percy entgegen, dessen ungestüme Tapferkeit mit Uebermuth und Starrsinn gemischt ist. Warum die furchtbare Empörung fehlschlagen mußte, ist trefflich entwickelt. Mit großer Kunst hat Shakspeare nach Percy's Untergang die Dürftigkeit des Stoffs im zweiten Theile zu überwinden gewußt. Er hat in die ernsthaften Begebenheiten gleichsam ein Lustspiel verflochten, das ebenfalls erst mit dem Ende des Stücks sich dadurch auflös't, daß Heinrich der Fünfte die Theilnehmer seiner wilden Jugendstreiche nach seiner Thronbesteigung statt der von ihnen erwarteten Belohnungen gebührend von sich entfernt. Unter diesen Gefährten des Prinzen ist Fallstaff der vorzüglichste, ein Meisterstück komischer Erfindung und individueller Charakteristik. Fallstaff, sagt der mehrmals angeführte Kritiker, ist der angenehmste und unterhaltendste Taugenichts, der je geschildert worden. Seine verächtlichen Eigenschaften werden nicht verkleidet: alt und dabei lüstern und liederlich, übermäßig wohlbeleibt und immer darauf bedacht, sich durch Speise und Trank und Schlaf zu pflegen; beständig in Schulden und wenig gewissenhaft in der Wahl der Mittel, um sich Geld zu verschaffen; ein feiger Soldat und ein lügenhafter Prahler; ein Schmeichler, und eine böse Zunge hinter dem Rücken seiner Freunde, erregt er dennoch niemals Unwillen. Man sieht, daß seine zärtliche Besorgniß für ihn selbst ohne alle Beimischung von Tücke gegen Andre ist; nur in der behaglichen Ruhe seiner Sinnlichkeit will er nicht gestört werden, und diese erkauft er durch die Geschäftigkeit seines Verstandes. Immer aufgeräumt und guter Laune, immer bereit, Andre zum besten zu haben, und über sich selbst Spaß zu verstehn, so daß er mit Recht von sich rühmt, er sey nicht bloß witzig, sondern veranlasse auch Andre es zu seyn, ist er ein vortrefflicher Gesellschafter des jugendlichen Müßigganges und Leichtsinnes. Unter einem unbeholfnen Aeußern verbirgt er einen äußerst gewandten Geist; er weiß geschickt einzulenken, sobald seine gewagten Späße anfangen zu mißfallen; er unterscheidet mit Scharfsinn die Personen, wo er sich um Gunst bewerben muß, und die, bei welchen er sich eine vertrauliche Ueberlegenheit anmaßen darf. Er ist so überzeugt, daß die Rolle, die er spielt, nur unter dem Deckmantel des Witzes durchschlüpfen kann, daß er auch sich selbst gegenüber niemals ganz ernsthaft ist, und seinen Lebenswandel, seine Verhältnisse zu Andern, und seine sinnliche Philosophie auf eine lustige Weise einkleidet. In den lustigen Weibern von Windsor ist dieser komische Charakter nebst andern, wie man sagt auf den Wunsch der Königin Elisabeth, die den Fallstaff verliebt sehen wollte, weiter ausgesponnen. Ohne verliebt zu seyn, macht er in diesem Stücke zwei Frauen zugleich den Hof, die sich verliebt in ihn stellen, um ihre Kurzweil mit ihm zu treiben. Die Situationen sind höchst ergötzlich, und das ganze Stück, so wie alle Charaktere komisch. Ein phantastisches Gaukelspiel schließt das Ganze, und hebt es noch am Schlusse aus dem Kreise des Alltagslebens heraus, in welchem es sich eigentlich bewegt. In Heinreich dem Fünften hatte der Dichter mit besondern Schwierigkeiten des Stoffs zu kämpfen, der mehr episch als dramatisch ist. Darum überschreitet er auch die Gränzen der Gattung, und flicht zwischen jeden Aufzug einen Prolog ein, worin epische Pracht und Feierlichkeit mit lyrischem Schwunge vereinigt sind. Die Convenienzheirath, womit

das Ganze schließt, und die so wenig den gehegten Erwartungen entsprach, hat er nicht ohne Ironie behandelt. Daß Heinrich der Fünfte sein Lieblingsheld ist, wird sichtbar aus der Art, wie er ihn ausstattet mit allen Eigenschaften eines ritterlichen Königs. Ist übrigens schon hier der Dichter in allem, was Engländer und Franzosen betrifft, nicht ohne große Parteilichkeit, so ist er es noch mehr in den drei Theilen Heinrichs des Sechsten, die er früher als die vorherigen Stücke dichtete. Alles hat er rasch und kräftig durchgeführt. Die Jungfrau von Orleans schildert er als Engländer, zwar anfangs rein und heldenmüthig, aber zuletzt, durch Eitelkeit und Wollust verderbt, wird sie eine schmählige Beute der höllischen Geister. Talbot und sein Sohn rühren dagegen auf das innigste. Den zweiten und dritten Theil füllen die Gräuel bürgerlicher Kriege; sie sind ein düsteres, mit Blut gemahltes Schreckensgemählde, an das sich Richard der Dritte unmittelbar anschließt. In diesem Stücke ist vornehmlich die Charakteristik Richards ausgezeichnet. Wie er schon in Heinrich dem Sechsten angekündigt worden, erscheint er hier in der ganzen Häßlichkeit eines vorsätzlichen Bösewichts, voll Heuchelei, Egoismus, Tücke und Neid, und erregt Schrecken und Grausen. Das letzte von Shakspeare's historischen Stücken ist Heinrich der Achte, das zwar andern an Schwung der Phantasie, wie an Nachdruck des Pathos und der Charaktere nachsteht, aber Bewunderung verdient wegen der Geschicklichkeit, womit der wollüstige, gefühllose und tyrannische Heinrich geschildert und die delicatesten Gegenstände unbeschadet der Wahrheit vor den Augen der Königin Elisabeth selbst behandelt sind. Erwägt man das Gewagte dieser Unternehmung, so wird man den Schluß des Stückes nicht nur verzeihlich, sondern selbst nothwendig finden. — Noch sind uns die angeblich Shakspeare'n untergeschobnen Schauspiele zu erwähnen übrig. Sie sind 1. Titus Andronicus, 2. Locrine, 3. Pericles, Prinz von Tyrus, 4. der Londner verlorne Sohn, 5. die Puritanerin oder die Witwe von Watlingstreet, 6. Thomas Lord Cromwell, 7. Sir John Oldcastle, erster Theil. 8. Ein Trauerspiel in Yorkshire, von denen wenigstens die letzten drei ohne Zweifel von Shakspeare sind. Außer diesen werden ihm noch andre zugeschrieben, die wir hier übergehn. Mehrere dieser Stücke sind durch Tiecks Uebersetzung auch unter uns bekannt geworden. — Nach einem ruhmvoll und thätig angewendeten Leben starb dieser große Dichter im April 1616 zu Stratford in einem Alter von erst 53 Jahren, und ward dort beerdigt. Er hinterließ drei Töchter, aber seine Nachkommenschaft erlosch in der dritten Generation nach ihm. Im J. 1740 errichteten ihm seine Bewunderer ein kostbares Denkmal unter den Dichtern Englands in der Westminster-Abtey. Unter den englischen Ausgaben von Shakspeare's dramatischen Werken sind die geschätztesten die von Johnson und Steevens, von Reed und von Malone. Die erste deutsche Uebersetzung lieferten Wieland und Eschenburg. Diesen folgte A. W. Schlegel, dessen Arbeit jedoch unvollendet geblieben ist. H. und Abr. Voß, so wie Dippold, Krause und Keßler haben einen Theil der von Schlegel unübersetzt gelassenen Stücke geliefert. Ueber die berühmte Shakspeare Gallery sehe man Boydell.

Shawl (Shaul), die feinste unter allen bis jetzt bekannten wollenen Zeugarten, welche im Orient äußerst hoch geschätzt wird. Man macht dieses Zeug aus einer Art Wolle, die in Tibet gewonnen wird, und da Tous heißt. Man bekommt sie von einer gewissen Art

Ziegen, die auf den Gebirgen von Tibet weiden. Sie ist sanfter und feiner anzufühlen als das allerfeinste und beste Biberhaar. In Caschmir macht man hieraus Kopftücher, welche die Mongolen und Indier höher schätzen, als es der Europäer sich vorstellen kann. Das Stück gilt 100 und mehr Rupien (nach unserm Gelde Ducaten). Auch zu uns kommen sogenannte türkische, zu Umschlagetüchern bestimmte Shawls, wovon das Stück 1000 bis 1500 Fl. und mehr kostet. Der englische Fabrikant John Harwey zu Norwich hat versucht, diesen Artikel nachzumachen, und es ist ihm ziemlich gelungen. Er hat dazu die auserlesenste Leonesas- und norfolkische Wolle genommen. Uebrigens nennt man jetzt in Europa auch alle große Umschlagtücher Shawls. Solche Shawls von feiner Wolle erhalten wir vorzüglich aus englischen und französischen Wollenmanufacturen.

Sheffield (John Baker Holroyd, Lord), ein berühmter englischer Ackerbauverständiger, Staatsmann und politischer Schriftsteller, ist der Sohn Isaac Holroyds und Dorothea Bakers, der Tochter des Ritters Baker von Penn in Buckshire. Er wurde um das Jahr 1741 geboren. 1760 befehligte er eine Schwadron leichter Reiterei unter dem Marquis von Granby. Bald nach Wiederherstellung des Friedens durchreis'te er einen großen Theil Europa's, und während dessen ward sein Vermögen durch den Tod seines Bruders um ein Großes vermehrt. 1767 heirathete er Miß Way, die einzige Tochter eines sehr wohlhabenden Edelmanns. Um diese Zeit ward er ein eifriger Landwirthschafter, und sein Gut Sheffield-House in Sussex verdankte seinem Fleiße und seinen Kenntnissen große Verbesserungen. Bei dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich 1778 nahm er eine Stelle bei der Miliz von Sussex, über welche er nachmals den Oberbefehl führte, an. 1780 wurde er zum Parlamentsglied für die Stadt Coventry erwählt, und zwar nach den gewaltsamsten Streitigkeiten, die je bei einer solchen Wahl sich erhoben. Als die fanatischen Anträge wider die Römischcatholischen im Unterhause von dem Lord Gordon gemacht wurden, der die Gewohnheit hatte, bei solchen Gelegenheiten den Pöbel zu haranguiren, erklärte der Oberst Holroyd, der dies auch jetzt von dem Lord besorgte, daß wenn einer von dem gemeinen Gesindel es wagen würde, das Haus zu betreten, er augenblicklich eine schleunige Rache gegen den Lord, als den Anstifter nehmen würde. Um diese Zeit ward er zum Lord Sheffield, Baron von Dunamore in der Grafschaft Meath ernannt, und es ward nachher das Patent dahin geändert, daß auch die Titel seinen Töchtern verbleiben sollten. Wegen seiner Kenntniß des Handlungswesens ward er bei der nächsten allgemeinen Wahl von der Stadt Bristol zum Repräsentanten erwählt, und machte sich durch seine unermüdete Widersetzung gegen die Abschaffung des Sclavenhandels bei seinen Wählern außerordentlich beliebt. 1802 wurde er zum englischen Pair ernannt, und zeigte im Oberhause dieselbe Unabhängigkeit des Geistes, wie im Unterhause. Er ist drei Mal verheirathet gewesen. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin verheirathete er sich mit einer Lady Lucie Pelham, der Tochter des Grafen von Chichester, nach deren Tode mit Lady Anne North, der Tochter des verstorbenen Grafen von Guildford, von der er einen Sohn, Georg August Friedrich North, geboren 1802, hat. Lord Sheffield war übrigens der vertrauteste Freund des Geschichtschreibers Gibbon, dessen Denkwürdigkeiten und nachgelassene Werke er in 3 Bänden 4. herausgegeben hat. Er

selbst hat außer mehrern andern Werken geschrieben: Betrachtungen über den Handel der nordamerikanischen Staaten, 8., 1783, wovon schon 1784 die 6te Ausgabe erschien; Betrachtungen über die Manufacturen, den Handel und den gegenwärtigen Zustand Irlands (London 1785, zum 3ten Mal aufgelegt 1792); Betrachtungen über das Project der Abschaffung des Sclavenhandels, 8., 1789 und viele andre.

Shenstone (William), ein englischer Dichter, geboren 1714 zu Hales Owen in Shropsshire, war der Sohn eines Landedelmanns ohne Bildung. Der junge Shenstone lernte von einer alten Frau lesen, deren Andenken er durch sein Gedicht: die Schulmeisterin (the Schoolmistress), verewigt hat. Er gewann solchen Geschmack am Lesen, daß er in seiner Kindheit alle Bücher, die man ihm reichte, gleichsam verschlang. Jedes Mal, wenn zur Stadt geschickt wurde, mußte man ihm neue bringen lassen, die er voll Begierde mit zu Bette nahm. Wenn er bisweilen keine Bücher hatte, so legte seine Mutter, um ihn durch Täuschung zu beruhigen, ein Stückchen von einem Brette, in Form eines Buchs eingepackt, ihm ins Bette. In einem Alter von 10 Jahren verlor er seinen Vater. Nach und nach der Obhut verschiedener seiner Verwandten anvertraut, trat er 1732 ins Pembroke-Collegium zu Oxford, welches ein halbes Jahrhundert lang die Wiege der englischen Literatur und Dichtkunst war. 1737 gab er ohne seinen Namen eine kleine Sammlung vermischter Aufsätze heraus, lebte bald zu London, bald zu Bath, und bildete, frei von Sorgen, seinen Geschmack für Dichtkunst aus. Während dieser Zeit verfertigte er seine beiden Gedichte: das Urtheil des Hercules und seine Schulmeisterin. Eine gewisse Sonderbarkeit und Ländlichkeit in der Erscheinung verhinderten ihn, wichtige Verbindungen anzuknüpfen. Als er 1745 zum vollen Besitze seines väterlichen Vermögens kam, folgte er seinem Wunsche nach literarischer Muße und ländlicher Zurückgezogenheit, und ließ sich auf seinem Gute wohnhaft nieder, ganz seines Berufs für das gesellige und thätige Leben vergessend. Hier beschäftigte er sich mit der Verschönerung seiner Grundstücke, ohne an die Vermehrung ihres Ertrages zu denken. Wahrscheinlich wurde er hiezu durch die Bekanntschaft mit einem gewissen Graves zu Middleton in Gloucestershire, dessen schöne Schwester er liebte, veranlaßt. Uebrigens schien diese Leidenschaft, welche bei andern Gemüthern der Sporn zu großen Unternehmungen wird, bei ihm ihre ganze Kraft in klagenden Elegien und andern empfindsamen dichterischen Ergüssen zu verhauchen. Durch seine Verschönerungssucht stürzte er sich in Schulden und Sorgen, und diese beschleunigten seinen Tod. Er starb 1763 an einem hitzigen Fieber. Sein Freund Dodsley gab seine Werke unter dem Titel: Works in verse and prose by William Shenstone 1764 in 2 Vol. heraus. 1769 folgte noch ein 3ter Band unter demselben Titel, der Shenstone's Briefe enthält. Seine Gedichte zeichnen sich aus durch Eleganz, durch melodischen Versbau und Zartheit des Gefühls. Aber viele von ihnen sind matt, und es fehlt darin an der Stärke der Bilder, und an der Energie und glanzvollen Diction, wodurch sich die Werke anderer Dichter seines Vaterlandes auszeichnen. In seinen prosaischen Schriften herrscht eine gesunde Urtheilskraft und ein geläuterter Geschmack; auch findet man neue und sehr treffende Bemerkungen über den Menschen darin. N. P.

Sheridan (Richard Brinsley), Generaleinnehmer des Herzogthums Cornwall und berühmt als Schauspieldichter und als eins d thätigsten und beredtesten Oppositionsglieder im englischen Parlamen war der dritte Sohn des berühmten Thomas Sheridan, der sich a Schauspieler, und mehr noch durch sein englisches Wörterbuch über d Aussprache und andre Werke rühmlichst bekannt gemacht hat. Mistr Sheridan, die Mutter Richards, war gleichfalls eine Frau von vo züglichem Geiste und trefflichen Grundsätzen. Sie war eine vertrau Freundin des Doctor Samuel Johnsons und anderer in der gelehrt Welt berühmten Personen. Richard Sheridan wurde zu Dublin i October 1751 geboren, und als er sieben Jahre alt war, mit seinen ältern Bruder Carl der Erziehung eines Schullehrers in gedacht Stadt, Namens Samuel Whyte, welcher ein Verwandter von Mistr Sheridan war, anvertraut. Merkwürdig ist es, daß die Mutter de beiden Knaben, als sie dieselben Whyte zum Unterricht übergab, ih zugleich sagte: „bis jetzt war ich die einzige Lehrmeisterin meine Söhne, und sie haben meine Geduld hinreichend geübt, denn zwei s undurchdringliche Dickköpfe sind mir noch nicht vorgekommen.“ Nachdem sie anderthalb Jahre bei Whyte gewesen waren, wurden sie nach England geschickt, und 1768 ward Richard Brinsley in die Schule zu Harrow aufgenommen. Er machte nur langsame Fortschritte, bis endlich seine schlummernden Fähigkeiten von dem Doctor Samuel Parr bemerkt wurden, der keine Mühe sparte, sie in Thätigkeit zu setzen. Um das Jahr 1769 wurde er als Student in Middle Temple (eine Juristenschule in London) aufgenommen, aber wahrscheinlich entsprach auch hier sein Fleiß nicht den Erwartungen seines Vaters. Richard Sheridans Verlegenheiten wurden durch seine Verheirathung mit Miß Linley, der Tochter des berühmten Componisten dieses Namens, welche zugleich die Lieblingssängerin auf dem Drurylane-Theater war, vermehrt. Die Liebe dieser Dame hatte Sheridan durch zwei verwegene Duelle erworben, welche er ihretwegen mit einem andern ihrer Anbeter, Namens Matthews, bestand, und in denen er beidemal Sieger war. Obgleich jene Verbindung Sheridan in manche drückende Verhältnisse brachte, so wollte er doch nicht zugeben, daß seine Gattin die Bühne wieder betreten sollte, und schlug bedeutende Anerbietungen aus. Am 17ten Jan. 1775 ward sein erstes Lustspiel, die **Nebenbuhler**, auf dem Coventgarden-Theater vorgestellt, aber es fand nicht den Beifall, der seinen Verdiensten gebührte, und fiel durch. Sein nächstes Stück war eine Posse, betitelt: Sanct Patricks-Tag, oder der projectirende Lieutenant, welche in demselben Vierteljahre erschien. Das folgende Jahr kam seine Hofmeisterin, eine komische Oper (the Duenna, a comic Opera), welche 75 Male wiederholt wurde, auf die Bühne. Als Garrick sich um diese Zeit von der Bühne zurückzog, kauften ihm Sheridan, Doctor Ford und Linley seinen Antheil an dem Theater für 30,000 Pfund Sterling ab. Er war jetzt als Schriftsteller noch thätiger; im nächsten Jahre erschien von ihm umgearbeitet eine Komödie von Vanbrugh, unter dem Titel: die Lustreise nach Scarborough (a Trip to Scarborough), das aber schnell durch seine **Lästerschule** (School for Scandal) verdrängt wurde. Dies letztere Stück ist das beliebteste und vielleicht das regelmäßigste Stück, welches die neuere englische Bühne in dieser Gattung des Drama aufzuweisen hat. 1778 gab er ein musikalisches Stück, **das Lager** (the Camp), heraus, dem ein Zwischenspiel: **der Kritiker**, nach des Herzogs von Buckingham so betitelter **Vorübung** (Rehearsal) bearbeitet, folgte. Bei der all-

gemeinen Wahl von 1780 ward Sheridan für Stafford zum Parlament gesandt, und schlug sich sogleich zur Oppositionspartei unter der Anführung seines Freundes Fox, dessen Untersecretär er ward, als Jener jene so bekannte Coalition mit Lord North schloß. Während Shelburne's Staatsverwaltung erschien ein periodisches Blatt, unter dem Namen der Jesuit, wodurch der Mann, welcher an der Spitze der Geschäfte stand, so charakteristisch bezeichnet wurde. An diesem Werke nahm Sheridan vorzüglichen Antheil, und die Schrift war so kräftig abgefaßt, daß der Generalfiscal von der Regierung aufgefodert wurde, den Herausgeber gerichtlich zu verfolgen. Als ein besonderer Zug von Gerechtigkeitsliebe der foxischen Partei muß es übrigens bemerkt werden, daß die Hauptanstifter jenes Blattes, als sie zum Staatsruder gelangt waren, nichts thaten, um den fiscalischen Prozeß zu hindern, vielmehr es zugaben, daß der Buchhändler mit zwölfmonatlicher Gefängnißstrafe belegt wurde, und die bedeutenden Kosten bezahlen mußte, ohne daß sie sich für ihn verwendet hätten. Nach der Wiedereinsetzung seiner Freunde erhielt auch Sheridan ein Amt, und wurde zum Secretär der Schatzkammer ernannt. Aber kaum hatte er diese Bestallung erhalten, als Foxens übereilte indische Bill wieder eine Veränderung veranlaßte, und Pitt das Staatsruder mit so fester Hand ergriff, daß es ihm weder durch die Kunstgriffe, noch durch die Beredsamkeit der Oppositionspartei entrissen werden konnte. Von dieser Zeit an zeichnete sich Sheridan durch Energie unter jener Partei aus; seine Reden verfehlten nie, durch das Beißende ihres Witzes und das Hinreißende der Sprache die öffentliche Bewunderung zu erregen. Beim Ausbruche der französischen Revolution erfuhr Sheridan sehr beleidigende Kränkungen von seinem alten Freund und Bundesgenossen Edmund Burke, der ihn wegen seiner Schwachheit, eine gewisse Popularität durch Clubbs zu erlangen, freilich mit Recht, aber auf eine sehr bittere Weise Preis gab. Uebrigens muß man gestehen, daß Sheridan echten Patriotismus zeigte, besonders zur Zeit der Empörungen unter den Seeleuten, und als die Gemeinden zur Vertheidigung des Königreichs aufgefodert wurden. Nach dem Tode seiner ersten Gattin 1792 heirathete er Miß Ogle, die Tochter des verstorbenen Dechanten von Winchester, und da seine Partei nach Pitts Tode wieder die Obergewalt erhielt, wurde er zum Schatzmeister des Seewesens ernannt. Als neun Monate nachher dieses Ministerium wieder aufgelös't wurde, erhielt Sheridan auf Verwendung des Prinzen von Wales das Amt eines Obereinnehmers des Herzogthums Cornwallis, welches 2000 Pfund einträgt, und mit keinen Geschäften verbunden ist. Ueberdies blieb er Mitdirector von Drurylane bis an seinen Tod. Mit einiger Ordnung in seinen Angelegenheiten hätte er reich werden müssen; statt dessen befand er sich in steter Bedrängniß. Der Grund davon war ein schändlicher Hang zum Trunk, der mit dem Alter immer mehr überhand nahm. Mannichfache häusliche Leiden trugen dazu bei, diese unglückliche Leidenschaft zu verstärken, die ihn nicht nur in schlechte Gesellschaft führte, sondern auch verleitete, seiner Geldnoth durch allerlei unwürdige Ränke und Listen auf Kosten Anderer abzuhelfen. Er starb im J. 1816; ein Verhaftsbefehl, der von seinen Gläubigern zu derselben Zeit ausgewirkt worden, blieb unvollzogen, da die Aerzte bescheinigten, daß er auf den Tod darniederliege. — Außer seinen schon angeführten dramatischen Schriften arbeitete er auch Kotzebue's Ataliba unter dem Titel Pizarro für die englische Bühne um. Auch die Briefe des Aristänet hat Sheridan aus dem Griechischen ins Englische übersetzt, ohne sich zu nennen. Seine übrigen Schriften ha-

ten größtentheils ein bloß örtliches und momentanes Interesse für die brittische Nation.

Sheriff heißt bei den Engländern der Landrichter oder Richter einer ganzen Grafschaft (Shire). Es gibt deren so viele als Grafschaften in England; nur die Grafschaft Middlesex hat zwei, indem einer bloß für die Stadt London bestimmt ist. Unter dem Sheriff stehen noch ein Untersheriff und die Geschwornen (s. Jury), welche, nachdem der Sheriff die Untersuchung vollendet hat, die Entscheidung aussprechen, und von ihm selbst vorgeschlagen, so wie zu den Sitzungen und Verhören zusammenberufen werden. Das Amt des Sheriffs hat viel Gewalt und Ansehen, und besteht, außer der Sorge für die Polizei und die Eintreibung der königlichen Taxen, Straf- und Confiscationsgelder, vorzüglich in zwei Stücken: daß er nämlich 1. die königlichen Strafurtheile zur Vollstreckung bringe, und 2. in bürgerlichen Sachen Recht spreche. Er hält zweierlei Arten von Gerichten, ein monatliches, wo er über bürgerliche Rechtssachen entscheidet, deren Gegenstand nicht über 40 Schillinge beträgt, und ein halbjährliches, über wichtigere Dinge und Criminalfälle wider das gewöhnliche Recht, mit Ausnahme besonderer, vom Parlament bestimmter Fälle. Der Obersheriff (High-Sheriff) wird alle Jahre vom Könige ernannt; der Untersheriff behält seine Stelle lebenslänglich.

Shetland oder die shetländischen, auch hitländischen Inseln, 46 an der Zahl, gehören zu Schottland, und liegen zwischen diesem Reiche und Norwegen, im sogenannten caledonischen oder schottischen Meere. Sie haben an 24,000 Einwohner; mehrere bestehen aus Felsen, und sind unbewohnbar. Viehzucht und Fischerei sind die vorzüglichsten Nahrungszweige der Bewohner. Die größte dieser Inseln heißt Mainland, welches so viel als das größte Land heißt.

Shield (William), königl. großbritannischer Hofmusikus, wurde 1754 zu Swalwell in der Grafschaft Derham geboren. Sein Vater, welcher Singlehrer war, gab ihm sehr früh auf der Violine Unterricht, und seine Fortschritte waren so schnell, daß er noch vor seinem achten Jahre mehrere von Corelli's schwersten Stücken spielen konnte. Der bald nachher erfolgte Verlust seines Vaters veranlaßte eine große Veränderung in seiner Lage, und als er 14 Jahre alt war, wurde er bei einem Bootbauer zu Northshields in die Lehre gegeben. Glücklicher Weise für ihn wohnte gerade damals der berühmte Avison in der Nachbarschaft, und von ihm erhielt er bei seinen musikalischen Studien, welche er noch für sich in seinen Nebenstunden trieb, große Unterstützung. Nach Ablauf seines Lehrcontracts verließ er das Geschäft, zu dem er bestimmt war, und wurde Anführer einer Schauspielergesellschaft zu Durham. Der Beifall, den er fand, war so groß, daß er beschloß, nach London zu gehen, wo er Cramers Freundschaft erhielt, der ihn in dem Orchester des Opernhauses anstellte. 1792 besuchte Shield Italien, wo er seine künstlerischen Kenntnisse und dadurch seinen Ruhm, wie seine verschiedenen Compositionen genügend beweisen, noch vermehrte. Von seinen musikalischen Arbeiten als Componist am Theater zu Coventgarden sprechen wir hier nicht, sondern führen bloß seine sehr gelehrten Schriften über seine Kunst an: An Introduction to Harmony, 4to 1800, und Rudiments of Thorough Bass for young Harmonists, 4to 1815. (Anfangsgründe im Generalbaß.)

Siam, ein Königreich auf der indischen Halbinsel jenseit des Ganges. Es gränzt gegen Morgen an Tunkin, Cochinchina und Camboya, gegen Mittag an das Meer und Malacca, gegen Abend an

Pegu, und gegen Mitternacht an Bukmah und Laos. Dies Reich nimmt mit Malacca einen Flächenraum von 6500 Quadratmeilen ein, und zählt eine Million Einwohner. Es ist überaus ergiebig an Reiß, Pfeffer, Färbeholz, Theakholz, auch Gold, Kupfer, Eisen, Blei und einer Art Zinn (Spialter). Aus dem Harze eines hier wachsenden Baums bereiten die Japaner und Chinesen ihren Lackfirniß. Obgleich die Einwohner ihr Land in ihrer Sprache Muan Thai (das Land der freien Leute) nennen, so ist doch die Regierung völlig despotisch; denn der König hat einen ausschließlichen Alleinhandel, seine Unterthanen müssen ohne Lohn und Kost sechs Monate im Jahr für ihn arbeiten, und sind in drei Classen, nämlich 1. in die Leibwache ihres Beherrschers, 2. in die Classe der öffentlichen Arbeiter, 3. in die obrigkeitlichen Personen, Minister und Beamten eingetheilt; diese Classe erhält statt aller weitern Besoldung bloß Dienstleute. Erst mit dem Jahre 1547 fängt sich die zuverlässigere Geschichte dieses Reichs an, indem damals mehrere benachbarte Nationen in dasselbe einfielen, wobei 30,000 Einwohner umgekommen seyn sollen. Der König von Siam, von den Portugiesen unterstützt, schlug die feindlichen Völker, und ertheilte jenen auf drei Jahre Freiheit von allen Abgaben, und Erlaubniß, das Christenthum in seinem Reiche predigen zu lassen. Unruhen im Innern Siams veranlaßten die Peguaner, sich 1568 dieses Königreichs zu bemächtigen. Pramerit machte sich (um 1590) von der peguanischen Zinsbarkeit wieder frei, und unterwarf sich Cambova, Lanjang und andere Länder, von denen (1615) mehrere wieder abfielen. Sein Stamm ward (1627—1629) von Chau Pasatong, der sich des Thrones bemächtigte, ausgerottet. 1663 und ferner begünstigte Chau Naraja, König von Siam, die europäischen christlichen Missionäre. Ein Grieche, Namens Falcon, ein Abenteurer, schmeichelte sich auch bei ihm ein, ward zum ersten Minister erhoben, und räumte den Franzosen (1687) Banrock, den Schlüssel des Reichs, und Mergui ein. Diese Nation machte sich aber verhaßt, und der Mandarin Opra Petcheratchas (Petraatia, Pitrarcha oder Pitra Schah) ließ alle königlichen Prinzen und die Franzosen ermorden, und bestieg 1689 selbst den Thron. Die Holländer waren nachher die Günstlinge der neuen Regierung, und neben ihnen gelang es auch den Engländern, in Siam Factoreien anzulegen. Pitra Schah regierte bis 1700, und seine Nachkommen bis 1767. Sein Enkel fiel (1717) während der Unruhen in Cambova in dies Land ein, und verlor fast seine ganze See- und Landmacht. Durch Thronfolgestreitigkeiten unter seinen Söhnen (1733) ward das Reich noch mehr geschwächt, so daß es 1767 von den Birmanen erobert und die königliche Familie gefangen hinweggeführt wurde. Die Siamesen vertrieben unter Phaja Thae's Anführung die Birmanen, und dieser erhielt die Regierung. In einem Kriege eines seiner Nachfolger mit dem Birmanenkaiser, Minderagi, wurde von Siam wieder ein Theil des Reichs jenseit des Siamflusses abgerissen und zum Birmanenstaate geschlagen. Die Hauptstadt des Reichs heißt Judia (Juthia, Odian, Siam), sie liegt auf einer Insel des Flusses Menam, die ungefähr zwei deutsche Meilen im Umfange hat, und so wie die Stadt von vielen Canälen durchschnitten ist. Judia hat eine Mauer von Backsteinen, Wälle und verschiedene Bollwerke, gerade, meistens breite Straßen, aber verhältnißmäßig wenig Einwohner, so daß der Boden überall mit Gras, Büschen und Bäumen bewachsen ist. In den beiden besten Straßen sind die Häuser alle von Steinen auf einerlei Art gebaut, haben unförmlich breite Thüren und zwei Stockwerke.

In der Stadt sind drei königliche Paläste, von denen der neue ein Viereck bildet, und mehrere Gebäude in sich begreift. In- und außerhalb seiner Mauern sind Ställe für mehrere Hundert Elephanten. Man darf in diesen Palast nicht anders als zu Fuße, auf einem sehr schmutzigen Wege, der nur durch übergelegte Bretter passirt werden kann, kommen. Die Götzentempel der Stadt sind prächtig verziert, und die Götzenbilder bestehen aus einer vergoldeten Masse von Gyps, Harz, Oel und Haar. In einiger Entfernung von der Stadt haben die Holländer am Ufer des Stroms ihre Packhäuser, und weiterhin sind Colonien von Japanern, Peguanern und Malayen, wie auch ein Dorf von portugiesischen Abkömmlingen, die mit schwarzen Weibern gezeugt worden sind, und eine portugiesische Dominicaner- und Augustinerkirche. Das Reich Siam selbst ist in elf Provinzen getheilt, von denen mehrere ihre eigenen Fürsten haben, welche jedoch alle unter der Oberherrlichkeit des Königs von Siam stehen.

Sibirien oder Siberien, eine Provinz des asiatischen Rußlands, macht den nördlichsten Theil Asiens aus, und gränzt gegen Morgen an das östliche Meer, gegen Mittag an die chinesische Tatarei und Mongolei, gegen Abend an Rußland, und gegen Mitternacht an das Eismeer. Es ist im 16ten Jahrhundert unter russische Herrschaft gekommen, und die Czare und Kaiser führen es seit 1563 in ihrem Titel. Die Russen haben dies Land ziemlich bevölkert, und Festungen, Städte und Dörfer darin angelegt. Doch ist verhältnißmäßig die Menschenzahl noch sehr geringe. Die Kälte ist stark und lange dauernd, aber die Luft rein und gesund. Der nördlichste Theil, über dem 60sten Grade, ist des kalten Himmels wegen unangebauet. Die Einwohner leben dort von Fischen und Fleisch, und von dem Getraide, das aus den südlichern Gegenden zugeführt wird. In diesen letztern ist der Boden sehr fruchtbar an Getraide, und hat gute Viehweiden, weßhalb auch viel Hornvieh, Ziegen, Pferde rc. gezogen werden. Gartenfrüchte, außer Kohl, Rüben, Rettich und Gurken, kommen wenig fort, und auch die Versuche mit Obstbaumzucht sind fehlgeschlagen. Dagegen hat Sibirien einen Ueberfluß an Eisen, Kupfer, Gold, Silber und allerlei Mineralien. Im Jahr 1770 sollen im Ganzen 1530 Pfund Gold und 8080 Pfund Silber ausgeführt seyn. Die Wälder sind mit vielerlei Thieren, die man sonst nirgends trifft, versehen; besonders sind die schwarzen, blauen und Kreuzfüchse, Zobel und Hermeline, wegen ihrer kostbaren Felle, und des großen Handels, den die Russen damit treiben, ein vorzüglicher Schatz für Sibirien. Seit den Fahrten der Russen auf dem östlichen Meere sind auch die Seeotterfelle bekannt geworden, davon das Stück von den Chinesen mit 40 bis 50 Rubel bezahlt wird. In den Flüssen findet man eine große Menge Fische von allerhand Art. Die drei Hauptflüsse, der Ob, der Jenisei und die Lena haben in Rücksicht ihres weiten Laufs und ihrer Größe wenige ihres Gleichen. Die alten Einwohner dieses Landes sind meistens noch Heiden. Sie sind in vielerlei Völkerschaften vertheilt, als Buraten, Teleuten, Jakuten, Tungusen, Samojeden, Wogulen, Ostiaken, Tataren rc., und an Lebensart, Religion, Sprache und Gestalt einander sehr ungleich. Darin aber kommen sie — mit Ausschluß einiger Tataren und der von den Russen zum Christenthum Bekehrten — überein, daß keiner unter ihnen Ackerbau treibt. Einige wenige von ihnen haben Viehzucht, die übrigen nähren sich von der Jagd. Bekannt ist, daß Staatsgefangene und Verbrecher unterschiedener Arten nach Sibirien verwiesen werden; aber ungegründet ist es, daß sie dort zum Zobel-

schießen gebraucht werden. Seit 1763 ist Sibirien in zwei Gou
nements, nämlich das tobolskische und das irkutzkische ge
Zu jenem gehört die tobolskische Provinz (nach der Hauptstadt vo
birien Tobolsk so genannt), und die jeniseiskische; zu dem irkutzk
Gouvernement aber die irkutzkische, udinskische und jakutskische
vinz, nebst dem ochotzkischen Gebiet. Hiezu kommt noch die Halb
Kamtschatka, das ekaterinenburgische Gebiet, welches aber von obigen
den Gouvernements abgesondert ist, und die Inseln zwischen Kamtsch
und Amerika, welche die Russen nach und nach entdeckt, und sich
geeignet haben. Die Kaiserin Catharina fügte noch ein drittes Gou
nement Kolywan hinzu, welches auf der Südseite liegt, das klei
war, aber wegen seiner reichen Bergwerke höchst wichtig ist. K
Alexander vereinigte 1803 aber Kolywan mit der zu Tobolsk gehör
Provinz Tomsk, und bildete aus ihnen das Gouvernement Tom

Sibylle, nach der Etymologie eine Gottesratherin (von
und βουλη). Dergleichen Wahrsagerinnen, von denen man glau
daß sie, durch die Einwirkung einer Gottheit in eine Art von heil
Begeisterung oder Raserei versetzt, die Zukunft verkündigten, kennt
Alterthum zehen. Unter diesen war die cumäische (von dem camp
schen Orte Cumä) die berühmteste. Von ihr sollte jene Samml
von Weissagungen in griechischen Versen hergerührt haben, die n
Einigen sie selbst, nach Andern eine unbekannte Alte dem Tarqui
zum Verkauf anbot, und die unter dem Namen der sibyllinisch
Bücher so bekannt ist. Als der König wegen der hohen Foderung
Ankauf verweigerte, warf die Alte drei Bücher, und abermals
Bücher ins Feuer, worauf jener betroffen die drei noch übrigen
den anfänglichen Preis kaufte, und als ein geheimes Orakel für w
tige Staatsvorfälle der Hut zweier Männer übergab, die nachher
10, und von Sylla auf 15 vermehrt wurden. Damals verbrannte
dem Capitol der Tempel Jupiters, wo unter der Erde die Schicks
bücher in einem steinernen Kästchen lagen. Nach dem Wiederaufb
des Capitols ließ 677 der Senat durch Gesandte aus allen italis
und griechischen Städten, vorzüglich aus Erythrä, was sich von sib
linischen Versen fand, aufsammeln, und nach sorgfältiger Sonder
der falschen wurden ungefähr 1000 im neuen Tempel des capitolinis
Jupiter nach alter Weise wieder aufbewahrt. Indeß mochten sich m
che unechte eingeschlichen haben, weßhalb auch Cicero die Weissag
verwarf, die L. Cotta für den Cäsar in den Senat brachte, daß
ein König die Parther besiegen könne. Da man seinen Zweck verf
haben würde, wenn neben den geheimen Aussprüchen der Sibylle n
andere bestanden hätten; ließ der Senat zu verschiedenen Malen all
was von sibyllinischen Weissagungen in den Händen von Privatperso
war, aufsuchen und verbrennen. Ein gleiches verfügte Augustus
Pontifex Maximus, der über 2000 solcher Bücher verbrennen, die
ten sibillinischen Bücher aber, nach wiederholter Musterung, in
goldenen Kästchen unter dem Fußgestell des palatinischen Apollo au
wahren ließ. Dennoch ward der Glaube an jede, für sibyllinisch a
gegebene Weissagung so wenig gedämpft, daß Tiberius im J. 772
neuem alle dergleichen Schriften durchforschte, und einige aufnah
worauf schon 785 einer der Vorsteher wiederum die Aufnahme ei
neuen Buchs vorschlug. Dennoch blieben die sibyllinischen Bücher
den Römern länger in Ansehen, als die Orakel bei den Griechen.
geachtet sie unter Nero zum zweiten Male verbrannt waren, stimm
doch unter Aurelian (270 nach Chr. Geb.) einige Mitglieder des

nats dafür, daß man über den Ausgang des marcomannischen sie nachsehen möchte. Uebrigens waren sie schon damals so ver daß bekehrungssüchtige Christen Weissagungen auf den Messias finden konnten. Aber auch diese Sammlung verbrannte unter (363 nach Chr. Geb.), ja eine vierte Sammlung wurde unter rius (395) von Stilicho verbrannt, ohne daß man in späterer Zei gehört hätte, die vorhandene Sammlung für echt zu halten, o früherer an eine neue fünfte zu glauben. Als Belisar nach der des 6ten Jahrhunderts in Rom von den Gothen belagert wurde, man aus zwei sibyllinischen Versen vorhersehen, daß die Belagerun bis in den 5ten Monat dauern werde. Dies traf aber nicht ein. haupt war die Auslegung der sibyllinischen Orakel höchst willkü da sie ohne Bestimmtheit, Ordnung und Zeitfolge waren. Auf Durcheinanderwerfen der Namen, Länder und Zeiten scheint die hinzudeuten, das der leiseste Wind die Blätter der Sibylle verweh unter einander mische.

Sibyllinische Bücher, s. Sibylle.

Sicard, s. Taubstummeninstitute.

Sicheres Geleite, s. Salvus conductus und Geleit.

Sicherheitspolizei. Unter Polizei (man vergleiche Artikel) versteht man im Allgemeinen denjenigen Zweig der Staat waltung, welcher sich mit den Mitteln und Anstalten zur Verhü künftiger, so wie zur Abwendung der nachtheiligen Folgen gegenw ger Uebel im Innern des Staats beschäftigt. Der Theil der Po nun, welcher den Zweck hat, die Gefahren der innern Ruhe und cherheit des Staats und seiner Bewohner abzuwehren, heißt die cherheitspolizei. Man theilt diese wiederum in die öffentli in die allgemeine, und in die persönliche Sicherheitspolizei Die öffentliche Sicherheitspolizei hat die Abwendung der Gefah welche unmittelbar der Sicherheit des Staats, der Person des genten und seiner Familie, der öffentlichen Beamten in ihren Amts richtungen, so wie allen öffentlichen, zur Erreichung der Sta zwecke vorhandenen Einrichtungen und Anstalten drohen könnten, Gegenstande. Unternehmungen also, welche nicht unmittelbar gen die Ruhe und Sicherheit des Staats, sondern bloß gegen ein Glieder desselben gerichtet sind, gehören nicht vor die öffentliche Si heitspolizei. Sie in Thätigkeit zu setzen, bedarf es übrigens keiner gen oder Anzeigen, sondern die Kenntniß einer der öffentlichen Si heit drohenden Gefahr allein schon verpflichtet den zur Aufrechthal derselben angesetzten Beamten, zweckmäßige Vorkehrungen dagegen treffen. Eine besondere Anordnung zur Erhaltung der öffentlichen cherheit ist der Burgfrieden, dessen Ursprung sich zwar in die Fehdezeiten verliert, der aber auch jetzt noch im Gebrauche ist. möge desselben wird jedes in dem Umfange einer landesherrlichen dens und an öffentlichen Oertern, wo öffentliche Personen ihr Amt üben, z. B. in Versammlungsörtern der Landescollegien, in Ra und Gerichtshäusern, Kirchen u. s. w. begangene Verbrechen härter straft, als die Verletzung der öffentlichen Sicherheit an andern Oer Volksversammlungen und andere öffentliche Zusammenkünfte, die ein gemeinschaftliches Vergnügen zum Zweck haben, stehen in so unter der unmittelbaren Aufsicht der Sicherheitspolizei, als es Pf derselben ist, Unordnungen und Störungen der öffentlichen Si heit zu verhüten. Indessen ist die Polizei nicht befugt, derglei Zusammenkünfte zu untersagen, oder sich auf eine ungebühr

Weise einzumischen, und das Vergnügen ruhiger und friedlicher Gesellschaften zu stören. Eben so wenig bedarf es der Erlaubniß der Polizei zu dergleichen Zusammenkünften. So wenig die Sicherheitspolizei das Recht hat, die Geheimnisse einer Familie erforschen zu wollen, eben so wenig ist sie befugt, zu verlangen, daß geheime Gesellschaften sie mit ihrem Wesen und ihren Zwecken bekannt machen sollen; denn der Staat hat nicht eher das Recht, die Mittheilung der Geheimnisse der Staatsbürger zu fodern, als bis Thatsachen darthun, daß solche Gesellschaften gemeinschädliche Absichten haben. Ohne diese durch unzweideutige Thatsachen beurkundete Gewißheit ist jede Einmischung der Sicherheitspolizei eine Verletzung der Rechte des Menschen und des Staatsbürgers. Die Gesellschaften im Staate haben dieselben Rechte, deren der einzelne Bürger genießt. So wenig ein solcher ohne dringende Anzeigen zur Untersuchung gezogen, und ohne rechtlichen Grund aus der Staatsverbindung gestoßen werden kann; eben so wenig darf dies hinsichtlich ganzer Gesellschaften von Staatsbürgern geschehen. Hingegen ist die öffentliche Sicherheitspolizei gar wohl befugt, über gesellschaftliche Verbindungen solcher Leute zu wachen, die ohne bekannten rechtlichen Erwerb, ohne Vermögen, ohne Neigung zur Arbeit sich zusammen thun, und es ist sogar Pflicht der Staatspolizei, dergleichen Verbindungen zu verhüten und zu trennen. Zum Zweck einer schleunigern Verfolgung von Räuber- und Diebesbanden und anderer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit gefährlichen Verbrechern wurden die ehemaligen deutschen Reichsstände durch die Reichsgesetze ermahnt, sich wegen der Nacheile mit einander zu vergleichen. Dieses Recht der Nacheile bestand in der Befugniß, daß jeder, der einen Friedensbrecher, Dieb oder Straßenräuber verfolgt, und auf seinem Gebiete nicht erreichen kann, demselben in das benachbarte Gebiet oder Land nachzusetzen berechtigt seyn soll, jedoch mit der Bedingung, daß der Gefangene dem Richter des Orts, wo er ergriffen worden ist, überliefert werden muß. Es ist zu erwarten, daß die deutschen Bundesstaaten unter den gehörigen Modificationen dieses Recht der Nacheile zum Vortheil der öffentlichen und Privatsicherheit sich gegenseitig bestätigen werden. Die Nacheile hat jedoch nur Statt, wenn sie auf frischer That geschieht. Spätere Nachforschungen, Untersuchungen und Vorkehrungen müssen jeder Landesobrigkeit überlassen bleiben. — Die allgemeine Privatsicherheitspolizei hat den Zweck, die Hindernisse und Gefahren der Privatsicherheit, d. h. der Sicherheit jedes Einzelnen im Staate abzuwenden und zu verhüten. Da es zur Sicherheit des Vermögens gleichfalls erfoderlich ist, daß Jeder ohne Verzug das Seine erlangt, da folglich jede unnöthige Verzögerung der Rechtspflege als eine Verletzung jener Sicherheit zu betrachten ist, so ergibt sich von selbst, daß sowohl die peinliche als die Civiljustiz in dieser Hinsicht der Oberaufsicht der Sicherheitspolizei unterworfen sind. Es wäre vielleicht nicht unzweckmäßig, daß, um jeder ungerechten Verzögerung und jedem partheiischen Gerichtsverfahren vorzubeugen, in allen Ländern alle Darlehns- und Bürgschaftsverträge zwischen den vorgesetzten obrigkeitlichen Personen und ihren Untergebenen verboten würden. Noch strenger muß die allgemeine Privatsicherheitspolizei gegen jede Bestechung der Justizbeamten wachsam seyn, und deßhalb sind in wohleingerichteten Staaten auch alle Schenkungen an Gerichtspersonen verboten. Ferner muß die allgemeine Privatsicherheitspolizei zweckmäßige allgemeine Vorbeugungsmittel solcher Handlungen, wodurch die Staatsbürger an ihrer Gesundheit, ihrem Leben, ihrem Vermögen, ihrer Freiheit und Ehre verletzt werden

können, anwenden. Hieher gehört besonders die gehörige Bekann
chung der gegen solche Handlungen gegebenen Gesetze, die stete und
fältige Aufmerksamkeit der Polizei auf alle verdächtige, ohne
stimmten Erwerbzweig und ohne Vermögen im Lande sich aufhalt
Leute. Landstreicher, Vagabunden, Bettler, Juden und Kammerj
oder Razenfänger, die nicht die landesherrliche Concession haben,
herziehende Scheerenschleifer u. s. w. sind der allgemeinen Siche
höchst gefährlich, und dürfen in keinem gut eingerichteten Staate
duldet werden. Um der Bettelei Einhalt zu thun, und Müßiggän
Nahrung und Beschäftigung zu geben, ist es Pflicht der allgeme
Sicherheitspolizei, für Armen- und Arbeitshäuser zu sorgen. Als
polizeiliche Anstalt zur Privatsicherheit bestimmter Personen ist auch
Geleite zu betrachten, wodurch Reisende, besonders Kaufleute, g
gefährliche Anfälle auf den Heerstraßen unmittelbaren Schutz erha
sollen. Obgleich diese Anstalt jetzt weniger nothwendig als in äl
Zeiten scheint, so kann sie doch zu gewissen Zeiten, z. B. nach ei
geendigten Kriege, und in gewissen, besonders waldigen und wenig
wohnten Gegenden von großem Nutzen seyn. Das Recht, den Rei
den das nöthige Geleit zu geben, ist in der landesherrlichen Polize
walt enthalten. Der Reisende, welcher ein solches Geleit verlan
muß die damit verbundenen Kosten tragen; indessen kann Nieman
das Geleit aufgedrungen werden, wofern nicht durch Herkom
oder sonst auf gültige Weise der Geleitszwang mit dem Geleitsre
verbunden ist. In diesem Fall muß auch das Geleitsgeld, m
mag das Geleit verlangen oder nicht, entrichtet werden. Wenn da
gen Jemand das Geleit erhalten, oder auch nur Geleitsgeld bez
hat, so muß ihm, wenn er auf der Geleitsstraße thätlich angegriff
beraubt oder beschädigt wird, sein Schade von dem Geleitsherrn er
werden. Die in Dörfern und Städten angeordneten Tag- und Nac
wachen sind gleichfalls Schutzmittel gegen Störungen der allgemei
Privatsicherheit; es ist Pflicht der Polizei, solche Personen zu Nac
wächtern zu bestellen, auf welche man sich in jeder Hinsicht verla
kann. — Zweige der allgemeinen Privatsicherheitspolizei sind 1. die p
sönliche Sicherheitspolizei, die sich allein auf die Mittel bezieht,
Gefahren, womit das Leben und die Gesundheit der Staatsb
ger durch Vorsatz oder Nachlässigkeit bedroht seyn kann, abzuwehre
2. die Sicherheitspolizei des Eigenthums, welche die A
wendung aller, dem Vermögen der Bürger durch Vorsatz oder V
nachlässigung drohender Gefahren bezweckt. Außer den schon erwähn
Mitteln gehören gute Feuer- und Löschungsanstalten hieher; 3. d
Sicherheitspolizei zum Schutze der Freiheit der Staa
einwohner ist ein um so wichtigerer Zweig der Staatsverwaltung, als
das kostbarste und heiligste Gut des Menschen zum Gegenstande h
Besonders wäre es in Deutschland zu wünschen, daß keine Anstal
zur Beraubung oder Beschränkung der Freiheit, vorzüglich keine G
fängnisse, Zucht- und Irrenhäuser von Privatpersonen angelegt und g
halten werden dürften. Auch die vom Staate selbst eingerichteten A
stalten dieser Art müssen der strengsten Aufsicht der Polizei unterworf
seyn. Die Sicherheitspolizei der Freiheit muß außerdem darüber w
chen, daß die öffentlichen Beamten, die Vormünder, Aeltern, beso
ders die Gutsherrschaften, die ihnen zukommende Gewalt nicht mi
brauchen; vorzüglich in Ländern, wo die Leibeigenschaft noch herrsche
ist. Seelenverkäufer und Werber, die sowohl für den Kriegsdienst a
die Bevölkerung fremder Staaten Menschen anzuwerben suche

müssen in keinem wohlgeordneten Staate geduldet, sondern wo sie sich betreffen lassen, strenge bestraft werden; 4. die Ehrensicherheitspolizei beschäftigt sich mit dem Schutze gegen Verletzungen der Ehre und des guten Namens der Staatsgenossen. Das allgemeine, dem Menschen angeborne Recht auf einen guten Namen ist jedoch bloß negativ, indem er weiter nichts fodern kann, als daß man von seinen Eigenschaften und seinem Willen keine üble Meinung verbreite. In der Staatsgesellschaft hingegen sind durch besondere Einrichtungen und Verhältnisse für die verschiedenen Classen der Staatsgenossen gewisse positive Ansprüche auf äußere Achtung festgesetzt, worauf die sogenannte Geburts- und Standesehre beruht. Die allgemeine Achtung, auf welche außerdem jedes Mitglied der Staatsgesellschaft ein Recht hat, heißt die Volksehre oder allgemeine bürgerliche Ehre. Die Sicherheitspolizei muß dahin sehen, daß eines Theils keine Classen oder Individuen der Staatsgenossen sich ungebührliche und für andere Staatsgenossen beleidigende Anmaßungen rücksichtlich der Geburts- und Standesehre erlauben, und daß andern Theils nicht die Volksehre durch Irrthümer und Vorurtheile in Beziehung auf einzelne Personen gekränkt werde. So sehr wir überzeugt sind, daß von einer guten Polizei anonyme Schmäh- und Lästerschriften, Spott- und Schandgemählde 2c. nicht geduldet werden müssen, so gewiß ist es doch, daß kein Preßzwang gegen Schriften Statt finden sollte, welche mit dem Namen des Verfassers, Verlegers oder Druckers bezeichnet sind. Ein in öffentlichen Schriften ausgesprochener Tadel kann, wenn er Grund hat, nur vortheilhaft seyn, da er zur Besserung des Getadelten oder zur Warnung für Andere dient. Ein ungegründeter Tadel durch Druckschriften ist immer unschädlich, wenn aber der Getadelte seine Ehre verletzt glaubt, so kann er gegen den sich genannt habenden Verfasser, Verleger oder Drucker seine Ansprüche auf gerichtlichem Wege geltend machen, ohne daß es einer Einmischung der Ehrenpolizei oder Vorsorge der Censur bedürfte. Obgleich in den meisten Ländern die Ehrenpolizei auch die Verhinderung der Zweikämpfe (Duells) sich zum Zweck gemacht hat, so scheint es doch, daß das Vorurtheil, eine angethane Beschimpfung oder Beleidigung nur mit dem eigenen Blute oder dem Blute des Gegners abwaschen zu können, zu allgemein und zu tief eingewurzelt ist, als daß es vertilgt werden könnte. Möchte daher in dieser Hinsicht die Sicherheitspolizei bloß darauf beschränkt werden, so viel möglich, Streitigkeiten zu hindern, und zu verhüten, daß die Zweikämpfe nicht über ihre Schranken hinaus in blutdürstige Verfolgungen ausarten! — Eins der besten Werke über das Polizeirecht ist Günther Heinrich von Berg's Handbuch des deutschen Polizeirechts, Hannover 1802, 4 Theile 8., dem wir auch hier größtentheils gefolgt sind. N. P.

Sicilianische Vesper. Carl von Anjou hatte sich unter Begünstigung des Papstes in Besitz von Neapel und Sicilien gesetzt. Der unglückliche Conradin war (29sten October 1260) auf dem Blutgerüste gestorben. Aber der übermüthige Carl herrschte mit eisernem Scepter. Die Bedrückungen der Franzosen nahmen mit jedem Tage zu; ihre Unenthaltsamkeit und ihre Ausschweifungen wurden unerträglich. Die bedrückten Völker wendeten sich an den Papst, aber die Ermahnungen desselben blieben fruchtlos bei dem eroberungssüchtigen Carl. Da beschloß Johann von Procida, ein salernitanischer Edelmann, ein Mann von bewundernswürdigem Scharfblick und gebildetem Geiste, die Leiden Siciliens zu enden. Er hatte bei Kaiser Friedrich II. und dem

König Manfredi in Gunst gestanden, und war wegen seiner Anh
ichkeit an dem schwäbischen Hause von Carl aller seiner Güter ber
vorden. Auf Rache sinnend, begab er sich nach Aragonien, und
en König Peter, dessen Gemahlin Costanza eine Tochter Manfr
und der einzige noch übrige Sprößling des schwäbischen Hauses
ur Eroberung des Königreichs Sicilien an. Peter zeigte sich gen
aber es fehlte ihm an Kräften, vor allem an Geld. Johann
Procida übernahm alles herbeizuschaffen. Er begab sich zun
erkleidet nach Sicilien, wo er die Gemüther in günstiger S
nung fand; dann eilte er nach Constantinopel, stellte hier vor, w
Gefahr von König Carl drohe, und bewog den Kaiser Paläologus zu
Versprechen, Peter von Aragon mit Geld zu unterstützen; endlich
gab er sich auch zum Papste Nicolaus III., und fand in einem g
nen Gehör denselben geneigt, zu Carls Demüthigung beizutragen.
Johann von Procida mit so günstigen Nachrichten und bedeuten
Geldsummen nach Aragonien zurückgekommen war, begann Peter
roße Kriegsrüstung, angeblich gegen die Sarazenen in Afrika. A
chöpfte Carl einigen Verdacht, aber er unterließ in stolzer Sicherh
sich zum Widerstand vorzubereiten. Inzwischen war der Papst N
aus III., auf welchen Peter vornehmlich seine Hoffnungen gründ
estorben. Vorsicht schien doppelt nöthig. Dem gemäß schiffte P
mit seiner Kriegsrüstung nach Afrika über, nahm Ancella weg, und
ann zum Schein die Feindseligkeit gegen die Mauren, abwartend,
ie Sicilianer, wie sie versprochen, sich erheben würden. Da gesc
s, daß am 30sten März 1282, am Ostermontag in der Stunde
Vesper die Palermitaner zu den Waffen griffen, über die Franz
erfielen, und alle niedermetzelten; ja sie verschonten in ihrer W
nicht Weiber noch Kinder, noch selbst die von Franzosen schwang
Sicilianerinnen. Dieses Blutbad ist bekannt unter dem Nam
er sicilianischen Vesper. Die übrigen Städte Siciliens verhielten
nfangs ruhig, aber noch vor Ablauf des April folgte Messina dem
ebenen Beispiel, indem es alle dort befindlichen Franzosen erschlug o
ertrieb. Sobald Carl, der sich zu Orvieto beim Papste befand,
rste Nachricht erhielt, eilte er nach Neapel, und setzte seine ganze H
esmacht, die er gegen den griechischen Kaiser gesammelt hatte, ge
Sicilien in Bewegung. Er erschien im Julius vor Messina, das
u ergeben bereit war. Da aber Carl unbedingte Unterwerfung foder
eschlossen die Messineser bis auf den letzten Blutstropfen Trotz zu b
en, und leisteten einen so tapfern Widerstand, daß sie sich dadu
inen ewigen Ruhm erwarben; denn nicht bloß die Männer, auch
Weiber und Kinder gaben sich heldenmüthig dem Tode preis, und ve
itelten durch gemeinsames Zusammenwirken alle Anstrengungen des übe
egenen Feindes. So standen die Sachen, als auf erhaltene Botscha
Peter von Aragon mit zehntausend Fußknechten und achthundert G
appneten, lauter kriegsgewohnter Mannschaft, den 30sten August
Trapani auf Sicilien landete. Er zog sogleich in Palermo ein, wo
on dem entzückten Volke zum König ausgerufen wurde. Die Nachric
on seiner Ankunft gab allen Sicilianern Trost und Muth wiede
Noch belagerte Carl Messina; da er aber fürchten mußte, die Verbi
ung mit Calabrien zu verlieren, brach er eilfertig mit Hinterlassun
ieles Heergeräths auf, und setzte über die Meerenge. Bei der Uebe
ahrt aber stieß er auf Peters tapfern Admiral Ruggieri di Loria, der ih
g Schiffe abnahm, und große Verheerungen an den Küsten Neapel
nrichtete. Am 2ten October zog Peter in das befreite Messina ein, un

wurde auch hier mit unaussprechlichem Jubel empfangen, während der Papst gegen ihn und die Sicilianer den Bannstrahl schleuderte. Im folgenden Jahre erschien Costanza mit ihren Söhnen in Sicilien, und wurde als rechtmäßige Besitzerin der Insel anerkannt. Zu ihrem Nachfolger bestimmte man ihren zweiten Sohn, den Infanten Don Jacob. Da der Zweikampf, in welchem beide Könige, auf Carls Ausfoderung, ihren Streit über Sicilien entscheiden wollten, wegen Peters Ausbleiben nicht zu Stande kam, wurden die Feindseligkeiten noch fortgesetzt, aber Sicilien blieb für das Haus Anjou verloren. M.

Sicilien. Diese in der ältern und neuern Geschichte merkwürdige Insel ist die größte, fruchtbarste und bevölkertste des mittelländischen Meeres, liegt von Italien aus südlich, und wird von Calabrien durch eine schmale Meerenge, Faro di Messina, getrennt. Sie hat einen Flächeninhalt von 570 geographischen Q. M. und 1,648,955 Einwohner. Bisher war Sicilien in 3 Provinzen (Valli) di Mazzara, Demone und di Noto eingetheilt; 1817 machte man aber eine Eintheilung in sieben Intendanzen, die, nach den Hauptstädten, die Namen Palermo, Messina, Catanea, Girginti, Syracusa, Trapani und Caltanisetta führen. Die Luft ist überaus gesund und warm, und das Land voller Berge, unter denen der feuerspeiende Aetna der höchste ist. Den Erdbeben ist Sicilien häufig unterworfen, und 1693 wurden mehrere Städte theils eingestürzt, theils gänzlich verschlungen. Uebrigens ist dieses Land ganz vorzüglich fruchtbar an Getraide, besonders an herrlichem Weitzen, Wein, Oel, Reiß, Safran, Manna, Obst und den schönsten Südfrüchten. Treffliche Korallen findet man an der westlichen Küste, und der Thunfisch-, Sardellen- und Schwertfischfang ist äußerst ergiebig. Auch gehören Marmor, Seide, Baumwolle und Salz zu den Landesproducten. Dennoch sind die Einwohner arm und die Manufacturen schränken sich fast einzig auf die Seidenarbeiten in einigen der vorzüglichsten Städte ein. An dieser Armuth ist die unverhältnißmäßige Menge der Geistlichkeit und die Menge des Adels Schuld, welcher letztere auf 368 Familien geschätzt wird, von denen die meisten den Titel als Grafen, Marchesen, Herzoge und Fürsten haben. Hiezu kommen noch die ungeheuern Zölle und Abgaben, wodurch die Ausfuhr des Getraides, Weins u. s. beschränkt und gestört wird. In vielen Gegenden Siciliens darf man ohne eine Bedeckung nicht mit Sicherheit reisen, da besonders in den Gängen und Höhlen um den Aetna die Banditen und Räuber ihre Wohnungen haben. Die Campieri, welche man zu seinen Begleitern auf Reisen gebraucht, sind eine Art von Soldaten, beinahe als Husaren gekleidet, und eigentlich zu Beschützern der Ernten und Weinlesen bestimmt. Einzelne Große halten deren zwanzig bis vierundzwanzig. Die Insel, oder das Königreich Sicilien hat seine Stände, welche hauptsächlich aus den Baronen (dem Adel) und der Geistlichkeit bestehen. Außerdem schickt jede königliche Stadt einen Deputirten zu der Ständeversammlung, der jedoch gewöhnlich aus dem Adel gewählt wird; allein nur einige vierzig Städte haben dieses Vorrecht. Der König hat das Recht der Zusammenberufung der Stände. Nachdem Ferdinand IV. aus seinem 1815 nach Murats Sturze wiedererlangten Königreiche Neapel 1805 von Bonaparte vertrieben, und auf Sicilien beschränkt worden war, wurde freilich in dem letztern Reiche durch englischen Einfluß eine der brittischen Verfassung, der äußern Form nach, ähnliche eingeführt; indessen sind doch das höchst drückende Feudalsystem, das Mönchswesen und alle jene wesentlichen Einrichtungen geblieben, die dem Fortschreiten des sici-

lianischen Volks in geistiger, sittlicher und bürgerlicher Rücksich
Wege standen, doch ist durch die 1817 verfügte Anordnung eines
Verwaltungsorganismus manches gebessert worden. In jeder der
bemerkten sieben Intendanzen, steht ein Intendant, dem ein Provi
rath zugeordnet ist, der aber nur eine berathende Stimme führt
daß die Verwaltung, Polizei und Rekrutenstellung dem Intend
allein zusteht. In den Districten befinden sich Unter-Intendanten
Districtsräthe, welche letztere sich jährlich auf 14 Tage versamm
worauf der Provincialrath auf 20 Tage zusammen tritt. In jeder
meinde wird ein Gemeinderath, unter dem Namen Decurionat,
der Gemeinde jährlich erwählt. Durch diese Einrichtung ist die b
rige Verfassung, nach welcher der größte Theil Siciliens von der
für der Lehnbesitzer abhieng, gänzlich abgeändert. Die Einkünfte
Königs von Neapel belaufen sich aus Sicilien an directen Einkü
nur auf 320,000 Ducaten, und die andern Revenuen betragen im G
zen nur 1,400,000 Ducaten. Der gegenwärtige Zustand Siciliens
um so auffallender, wenn man ihn mit dem Zustande der ältern Z
vergleicht, wo der Staat von Syrakusa, der nur einen Theil der
einnahm, allein drei Millionen Einwohner, also mehr als das
pelte der jetzigen Bevölkerung der ganzen Insel hatte. Dazu hatte
syrakusanische Staat eine sehr ansehnliche Seemacht, und konnte u
Hiero selbst den Carthaginiensern Gesetze vorschreiben. Die ersten Fre
linge, welche sich übrigens der Insel Sicilien bemächtigten, waren
Phönicier, sie legten Pflanzungen daselbst an; nach Troja's Er
rung kamen die Griechen dahin, denen die Carthaginienser meh
Jahrhunderte hindurch die Insel streitig machten. Sie wurden von
Römern vertrieben, die sich die ganze Insel allein unterwarfen. N
her wurde sie von den Vandalen geplündert und erobert. Belisar (s.
nahm sie auf kurze Zeit für die Kaiser von Constantinopel ein.
darauf ward sie eine Beute der Sarazenen; Normänner entrissen
diesen wieder, und stifteten ein Königreich daselbst, welchem sie M
und Glanz zu geben wußten. Deutsche wechselten mit diesen,
Franzosen mit jenen ab; aber die letztern fanden ihren Untergang in
sicilianischen Vesper (s. d. Art.); und nun gelangten die Aragonier
Herrschaft. Seit dieser letztern Staatsumwälzung blieb Sicilien un
dem Scepter der spanischen Linie, die Neapel beherrscht, bis auf ein
kurze Unterbrechungen im letzten Jahrhundert (s. Sardinien).
versuchten übrigens die Sicilianer, sich gänzlich von aller frem
Herrschaft unabhängig zu machen; es schien vielmehr, als hätte j
Nation das Recht, über dies schöne Land zu gebieten. Sicilien
reich an prachtvollen Trümmern von Kunstwerken aus fast allen E
chen seiner Geschichte. Die Sprache der Einwohner ist die italienisc
jedoch in einem eigenen sehr abweichenden Dialect; ihre Religion ist
römisch-catholische. 1782 wurde die Inquisition oder das Ketzergeri
aufgehoben. Die Jesuiten sind indessen wieder 1815—1816 hergestel
und es ist allerdings zu erwarten, daß dies auch mit der Inquisiti
der Fall seyn werde. Nach der Wiedererlangung des Throns von Ne
pel residirt der König zu Neapel und nennt sich jetzt Ferdinand I., K
nig des Königreichs beider Sicilien. (Vergl. Neapel.)

Sickingen (Franz von), Ritter, kaiserlicher Rath und Genera
einer der edelsten und heldenmüthigsten Ritter Deutschlands, gebor
den 1sten März 1481. Von Jugend auf widmete er sich dem Kriege
zog gegen Frankreich zu Felde, und machte späterhin die Beschirmun
der Unterdrückten zu seinem Hauptgeschäfte. Wenn ein Schwächer

Klage gegen eine Reichsstadt, oder eine Schuld rechtmäßig von einem Vornehmen zu fordern hatte, so übernahm er's, ihm zu seinem Recht zu verhelfen. Er wollte den Despotismus der Fürsten und den Uebermuth des Klerus brechen. So wenig er auch selbst ein Gelehrter war, so sehr liebte er die Gelehrten. Er vertheidigte Reuchlin gegen die Mönche zu Cöln, und nahm viele der besten Köpfe, die in jenen dunkeln Zeiten verfolgt wurden, in seinem Schlosse Ebernburg gastfreundlich auf. Für die Kirchenverbesserung war er stets vortheilhaft gesinnt, und beförderte dieselbe in den Rheingegenden nicht wenig. Zuletzt erlag er in einer Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen, wurde bei der Belagerung seines Schlosses Landstuhl zwischen Lautern und Zweibrücken verwundet, und starb den 7ten Mai 1523.

Sidney (Algernon), ein berühmter englischer Staatsmann und Märtyrer für die Freiheit seines Vaterlandes, wurde 1621 oder 1622 geboren, und war der zweite Sohn Roberts, Grafen von Leicester und Dorothea's, der ältesten Tochter Heinrich Percy's, Grafen von Northumberland. Unter seines Vaters Aufsicht, der ihn auf seinen Gesandtschaftsreisen nach Dänemark (1632) und Frankreich (1636) mitnahm, wurde er sehr sorgfältig erzogen. Als der Graf von Leicester zum Oberstatthalter von Irland ernannt war, ertheilte er seinem Sohne Algernon 1641 eine Offizierstelle bei seinem eigenen Cavallerieregiment. Da gerade die Rebellion in jenem Königreiche ausgebrochen war, so ging Algernon mit seinem ältern Bruder dahin ab, nahm an dem Kriege gegen die Aufrührer thätigen Antheil, und zeichnete sich durch seinen Muth bei mehreren Gelegenheiten aus. Als 1643 aber der Krieg zwischen dem Könige und dem Parlament in England begann, erhielten sie Erlaubniß zur Rückkehr. Sie hatten ausdrücklichen Befehl, sich nach Oxford zum Könige zu begeben, allein das Parlament, von diesem Befehl benachrichtigt, ließ sie bei ihrer Landung auffangen und unter Aufsicht setzen. Der König, welcher voraussetzte, daß dies mit ihrer eigenen Einwilligung geschehen sey, war darüber sehr entrüstet, und wirklich schien es, daß sein Verdacht gegründet war, da die Gebrüder Sidney beide für das Parlement die Waffen ergriffen. Algernon wurde 1644 von dem Grafen von Manchester bei dessen Cavallerieregiment eine Stelle ertheilt, und im folgenden Jahre ernannte ihn Fairfax zum Obristen eines Regiments zu Pferde. In diesem Verhältnisse wohnte er mehreren Gefechten bei, und ihm wurde die Statthalterschaft von Chichester anvertraut. Als sein Bruder 1646 zum Unterstatthalter und Befehlshaber der Truppen in Irland ernannt war, begleitete er ihn dahin, und wurde zum Generallieutenant der Cavallerie und zum Gouverneur von Dublin ernannt. Doch schien es dem Parlament rathsam, ihn in diesem wichtigen Posten durch einen ältern Offizier, den Obersten Jones, ersetzen zu lassen; indessen ward ihm doch für die Dienste, die er in jenem Königreiche geleistet hatte, gedankt, und er zum Gouverneur von Dover ernannt. Als 1648 das Gericht zum Verhöre des Königs gebildet wurde, ward auch Algernon Sidney zum Mitgliede erwählt, indessen ist es gewiß, daß er weder bei der Eröffnung des Todesurtheils zugegen war, noch den Befehl zur Vollziehung desselben unterzeichnete. Der Grund hievon lag in dem ausdrücklichen Verlangen seines Vaters; denn daß Algernon Sidney jene Handlung nicht mißbilligte, ergibt sich aus seinem ganzen übrigen Betragen und aus seinen eigenen Worten zur Genüge, da er die Hinrichtung Carls I. als die gerechteste That in Schutz nahm. Aber er zeigte sich auch als einen eben so eifrigen Gegner Cromwells, und als dieser Gewalthaber

seine angemaßte Macht befestigt hatte, weigerte sich Algernon S
sowohl unter ihm als seinem Sohne und Nachfolger Richard
fentliches Amt zu bekleiden. Er lebte während dieser Zeit in Zur
zogenheit zu Penshurst, wo er wahrscheinlich sein vortreffliches
über die Regierung (Discourses concerning government etc. wi
letters, trial, apology, and some memoirs of his life London
1763. 4. — deutsch von Erhard, Leipzig 1794 8. und im Auszu
Jakob, Halle 1796) verfaßte. Als sich während des langen
ments Hoffnung zur Begründung einer Republik zeigte, welcher
rungsform Sidney am meisten zugethan war, übernahm er
eine Stelle als Staatsrath. Bald darauf wurde er zum
gliede der Commission, welche den Frieden zwischen Schweden
Dänemark vermitteln sollte, ernannt, und war bei Carl
Thronbesteigung noch mit jenem Auftrage beschäftigt. Eing
der Beleidigungen, die er der königlichen Partei zugefügt hatte,
höchst unwillig über die neue Ordnung der Dinge, weigerte er
nach England zurückzukehren, obgleich ihm der General Monk,
ter Zusicherung seiner besten Dienste, dazu rieth. Siebenzehn
lang brachte er als ein Verbannter in verschiedenen Ländern des
tinents zu. Er erhielt freilich hier gelegentlich Unterstützungen von se
Vater und auch ein Vermächtniß seiner Mutter, doch scheint es
schwer geworden zu seyn, hiervon auf eine seiner Geburt und se
Range gemäße Weise zu leben. An mehreren Orten, wo er sich
hielt, besonders in Rom, wurde er mit vieler Höflichkeit und mit
weisen von Achtung aufgenommen, und er verwendete seine Neben
den zur Vermehrung der ausgebreiteten Kenntnisse, welche er be
besaß. Endlich 1677 erhielt sein Vater, welcher sehnsuchtsvoll wü
te, vor seinem Tode ihn noch einmal zu sehen, nicht bloß die Erl
niß des Königs, daß Algernon Sidney nach England zurückke
dürfe, sondern auch Verzeihung für alle Beleidigungen, deren er
schuldig gemacht hatte. Der Zeitpunkt, in welchem Algernon Si
zurückkehrte, war wirklich für England sehr kritisch. Das Parlam
begehrte vom Könige, Frankreich den Krieg zu erklären. Carl b
hingegen einen Jahrgehalt von dem pariser Hofe und wünschte in fr
lichen Verhältnissen mit demselben zu bleiben. Nach dem Tode se
Vaters trat Algernon Sidney öffentlich zur Oppositionspartei ü
Mehrere seiner Entwürfe, zum Parlamentsgliede erwählt zu werd
wurden durch den Einfluß des Hofes vereitelt. Dadurch aufgebra
und zugleich die Gefahren fürchtend, welche von Carl II. und sei
papistischen Nachfolger für die kirchliche und bürgerliche Freiheit zu
warten waren, verband sich Sidney mit dem Herzoge von Monmo
und andern Mißvergnügten, um eine gewaltsame Veränderung des
fentlichen Zustandes herbeizuführen. Im Junius 1683 ward Algern
Sidney nebst Russel und mehrern Andern wegen einer gemuthmaß
Verschwörung wider das Leben des Königs verhaftet. Als man
Lord Russel geopfert hatte, beschloß man auch, Sidney, welcher nä
jenem für den Hof der gefährlichste Mann war, hinzurichten, und
ward am 21sten November zum Verhöre wegen Hochverraths vor d
Oberrichter Jeffries, einem abgehärteten Werkzeuge der Gewalt, gestel
Es gab keinen andern Beweis des angeschuldigten Verbrechens, als
Aussage des Lords Howard, der Schande des Adels, und doch foder
das Gesetz ausdrücklich zur Ueberführung des Hochverraths zwei Ze
gen. Um diesem Mangel abzuhelfen, nahm der Generalfiscal seine Z
flucht zur Anführung mehrerer Stellen aus Sidney's Werke über R

ßerungen, welches sich in einem Schranke als Manuscript gefunden hatte. Jene Stellen behaupteten die Rechtmäßigkeit des Widerstandes gegen tyrannische Gewalt, und den Vorzug einer freien vor einer willkürlichen Regierung. Obgleich nun außer der Aehnlichkeit der Hand kein Beweis da war, daß jenes von Sidney geschrieben worden, noch daß er wissend Jemanden seine Papiere mitgetheilt hatte, so wurden doch zur Verhöhnung des Rechts und der gesunden Vernunft jene handschriftlichen Aeußerungen als Stellvertreter des zweiten fehlenden Zeugen angenommen. Seine einsichtsvolle und geistreiche Vertheidigung konnte gegen die von dem Richter angeordnete sclavische Jury (Geschwornengericht) nichts ausrichten, und diese Geschwornen sprachen das Schuldig wider ihn aus. Aus Rücksicht gegen seine Familie wurde der entehrende Theil des Urtheils erlassen (Sidney sollte nämlich gehenkt und geviertheilt werden) und die Strafe in bloße Enthauptung verwandelt. Diese wurde am 7ten December vollzogen. Vorher übergab Sidney den Gerichtspersonen ein Papier, worin er die Unrechtmäßigkeit seiner Verurtheilung zeigte, und mit einem Gebet für die alte Sache, der er von Jugend auf ergeben gewesen wäre, schloß. Diese Schrift ward in der Folge gedruckt, und machte gewiß einen starken Eindruck auf das Publicum. Er litt mit der Standhaftigkeit und dem Gleichmuthe, welche ein alter Römer in einem ähnlichen Falle gezeigt haben würde. Eine der ersten Wirkungen der englischen Revolution (zu Gunsten Wilhelms von Oranien) war, daß die Schande, womit Algernon Sidney's Andenken befleckt war, ausgelöscht wurde. Seitdem wird sein Name bei allen, die sich zu den Grundsätzen einer freien Regierung bekennen, in Ehren gehalten. „Er war ein Mann," sagt der Bischof Burnet, „vom außerordentlichsten Muth, standhaft bis zur Hartnäckigkeit, aufrichtig, aber von einer rauhen, stürmischen Gemüthsart, die keinen Widerspruch duldete. Er schien ein Christ zu seyn, aber von einer besondern, ihm eigenthümlichen Art; er haßte allen öffentlichen Gottesdienst, und alles, was einer Kirche glich; so blieb er auch fest bei seinen republikanischen Grundsätzen, und war Feind alles dessen, was einer Monarchie ähnlich war; er hatte die Geschichte der Regierung in allen ihren Zweigen auf das gründlichste studirt, und hatte seine eigne Weise, sich bei dem Volke, welches seinen Rathschlägen zuhörte, beliebt zu machen, und demselben nicht zu widersprechen." — Sidney's Discourses on Government sind ein schätzbares Werk, welches durch Energie der Darstellung, Ideenreichthum, patriotischen Eifer für Sicherstellung und Veredlung der englischen Constitution, durch viele interessante historische Erörterungen ein bleibendes Interesse behält. N. P.

Sidon, s. Phönizien.

Siebenbürgen, ein sehr bedeutendes Land zwischen Ungern, der Wallachei und der Moldau, 36 deutsche Meilen lang und 33 breit, mit einem Flächeninhalt von 1122 geographischen □ Meilen. Es ist zwar auf der Ost- und Südseite durchgängig mit hohen Gebirgen (einer Fortsetzung der Karpathen) umgeben, und auch in seinem Innern mit vielen Bergreihen durchzogen, hat aber eben dadurch viele natürliche Festigkeit gegen feindliche Angriffe, ein im Ganzen mildes und gesundes Clima, und ist fruchtbar an Wein, Getreide, Tabak, zahmem Vieh, vorzüglich schönen Pferden und Wild, hat Salzgruben, Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Eisenbergwerke, Schwefel, Zinnober, Quecksilber und Gesundbrunnen. Wegen der Höhe des Landes entspringen die Hauptflüsse Siebenbürgens alle in demselben, und eilen

nach andern Gegenden; die Alt (Aluta) gegen Süden nach der
lachei zur Donau, der Marosch gegen Westen nach Ungern i
Theis, der Samosch gegen Norden nach Ungern gleichfalls i
Theis. Sie sind alle schiffbar und könnten durch getroffene Ansi
es noch weit mehr werden. Siebenbürgen hatte ehemals seine ei
Fürsten, unter denen Michael II. Abaffi im J. 1066 sein Land
eine jährliche Pension von 12,000 Fl. an den Kaiser Leopold über
der es auch im carlowitzer Frieden behielt. Im J. 1765 ward
Fürstenthum als ein von andern Kronen ganz unabhängiger un
trächtlicher Staat von der Kaiserin Königin Maria Theresia zu e
Großfürstenthum erhoben. Im ganzen Lande befinden sich 11 k
liche Freistädte, 63 Marktflecken, 2611 Dörfer und 14 Praedia.
zählte man an Civileinwohnern 1,443,371, diese Anzahl hat aber
dem sehr zugenommen, und hiezu kommen noch die an der ga
Gränze zerstreuten Militärortschaften, welche im J. 1799 126,771
len enthielten. Jetzt kann man die gesammte Einwohnerzahl auf 1,620
Menschen schätzen. Diese bestehen 1. in Ungern, welche in eilf
spannschaften oder Comitate, und in zwei Districte vertheilt sind
in Szecklern (lat. Siculi), welche Nachkommen der Petschen
seyn, und deren Name Szekelyer so viel als Gränzbewohner
Hüter bedeuten soll. Sie sind in fünf Hauptstühle oder Districte
theilt; 3) in Sachsen, deren Vorfahren im 12ten Jahrhundert,
leicht noch früher, hieher gekommen sind. Ihr Land wird das kö
liche Land der Sachsen genannt und ist in 9 Stühle und 2 Dist
getheilt, und außer diesen sind noch die sogenannten Fiscalgü
vorhanden, die unter jenen Districten und Stühlen liegen, deren
wohner aber nicht unter die Gerichtsbarkeit der gedachten Gespannsc
ten oder Stühle und Districte gehören, sondern ihre eigene Juris
tion und auch eine besondere Steuereinrichtung haben, und auf
Landtagen als ein besonderer Stand durch eigene Deputirten erschei
Nebst den obigen drei Hauptnationen finden sich noch Einwohner
andern Völkern in Siebenbürgen, die aber als Fremde angesehen
den, und wenn sie das Bürgerrecht erhalten wollen, sich mit einer
drei privilegirten Nationen vereinigen müssen. Dergleichen sind
Deutsche, 2. Wallachen, 3. Griechen, 4. Armenier,
Raitzen oder Servier, nebst einigen wenigen mährischen, bulga
schen, arnautischen und russischen Familien. Die ehemaligen Sla
(Tod) sind gänzlich ausgegangen, oder zu den drei Nationen ge
ten. Man findet ferner deutsche und türkische Juden und Zige
ner oder Völker des Pharao, wie man sie hier nennt. Diese s
von dreifacher Art: solche, die im Lande herumziehen, solche, die Ha
werke treiben und in Häusern neben den Dörfern wohnen; und endl
solche, die im Sommer unter Filzzelten, im Winter aber in Höhl
wohnen, und von Schmiedearbeit, Siebmacherei, Drechseln und M
siciren leben. Die K. K. Maria Theresia hat ihnen allen den Nam
neue Bauern gegeben. Sie sind ohne Priester und ohne eigentli
Religion und reden wallachisch und eine Art rothwälscher Sprac
Unter diesen tolerirten Nationen sind die Wallachen am zahlreichste
auch waren von diesem Volke die meisten Theilhaber an den Unruhe
die unter Horjah's und Klotschka's Anführung ausbrachen und im
1785 gedämpft wurden. Ueberhaupt sind die Wallachen die zahlreic
sten Bewohner Siebenbürgens; ihnen folgen die Szeckler, dann
Sachsen, welche 1790 auf ihren 130 Quadratmeilen 76,548 Famili
ausmachten, und endlich die Ungern. Am fleißigsten und reinlichst

un allen sind die sogenannten Sachsen; ihre Ortschaften und Häuser haben regelmäßige Anlage, und überall zeigt sich bei ihnen Wohlstand und Einfachheit der Sitten; übrigens sind sie aber sehr zurückhaltend und bedächtlich, woran vielleicht ihre Lage Schuld ist. Ihre Schriftsprache ist hochdeutsch, ihre Mundarten im gemeinen Leben nähern sich aber mehr dem Plattdeutschen. Ueberall, wo sie wohnen, gedeiht Obst-, Wein- und Blumencultur. Getreide, Wein ꝛc. baut der Siebenbürge wenig mehr, als zu seinem eignen Bedürfnisse nöthig ist: aber der gute Tabak, die Rindvieh- und die von den Wallachen stark betriebene Schafzucht liefern Artikel zur Ausfuhr, so wie die schöne Race der hier gezogenen meist leichten Pferde, und die starke Bienenzucht. Auch Salz findet sich im Ueberfluß und wird ausgeführt, und die Goldbergwerke Siebenbürgens übertreffen an reicher Ausbeute alle übrigen in Europa. Die Manufacturen sind bei weitem nicht zureichend für das Bedürfniß des Landes; denn es gibt deren bloß in den sächsischen Städten und einigen szeckler Stühlen. Sie liefern weiße und gefärbte Leinwand, Tuch, Wollen- und Baumwollenzeuge, Hüte, Leder und einige andere minder bedeutende Gegenstände. Die Handlung nach der Wallachei und andern türkischen Ländern ist beträchtlich, aber fast ausschließend in den Händen der Griechen, Raitzen und Armenier. Zu den Vorrechten des siebenbürgischen Adels gehört es, daß seine Mitglieder zugleich als ungerische Edelleute betrachtet werden und sich nach Gefallen in Ungern niederlassen können, welches bei dem ungerischen Adel in Absicht auf Siebenbürgen nicht Statt findet; sie sind ferner frei von Steuern und gespannschaftlichem Gerichtszwang, weßhalb man zu den adeligen Personen auch alle Geistliche bis auf die Mönche und Landpfarrer rechnet. Der Adelstand haftet auf gewissen Aemtern, Ländereien und Familien, und wird auch durch Adoption und Veräußerung auf andere vorher Unadelige gebracht. Die Baronen und Grafen, welche auch Magnaten heißen, sind nur im Range von den übrigen Edelleuten verschieden. Eine niedrigere Classe des Adels muß gewisse Steuern und Dienste leisten. In diese gehören die Armalisten, d. i. diejenigen Edelleute, welche keine Unterthanen, und oft auch keinen Edelsitz haben, die Bürger der freien königlichen Städte und die landesherrlichen Jagdbedienten. Unadelige sind die Bürger der übrigen Städte, die freigelassenen Unterthanen und die Leibeigenen oder Jobbagyok. Indessen ist die Leibeigenschaft dieser Leute, so wie der bürgerliche Unterschied der Nationen in Siebenbürgen vom Kaiser Joseph II. aufgehoben worden. Die Stände dieses Großfürstenthums werden in Rücksicht auf Nationen in Ungern, Szeckler und Sachsen, in Ansehung der Religion in Catholiken, Reformirte, Evangelische, und Unitarier, und in Absicht auf den Charakter in Prälaten, Magnaten und Edelleute eingetheilt. Die Landtage werden in der Hauptstadt Herrmannstadt gehalten, und jeder Verschriebene muß, wenn er nicht erscheint, 200 Fl. Strafe geben. Die Magnaten der Szeckler haben das Vorrecht, daß sie nicht verschrieben werden dürfen. Die Stände haben, in Vereinigung mit dem Landesherrn, das Recht, Gesetze zu geben und abzuschaffen, Steuern zu erheben, und Ausländer unter die Bürger aufzunehmen. Alle übrigen Hoheitsrechte übt der Landesherr allein aus; dazu gehört das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, das Münzrecht, das Recht, Pfründen zu vergeben, die Einkünfte der eröffneten zu ziehen, Dispensationen in Ehesachen zu ertheilen, über protestantische Eheprozesse das höchste Urtheil zu fällen, Standeserhöhungen vorzunehmen, und das Erbgut ausge-

storbener Familien zur Kammer zu schlagen. Die hohe siebenbürgische Hofkanzlei, welche die landesherrlichen Edicte ausfer... ist zu Wien, und steht so wenig mit der ungerischen wie mit der ... reichischen Kanzlei in Verbindung. Sie besteht aus einem Hofkan... mehreren Hofräthen und Räthen. Das hohe Gubernium, w... die öffentlichen Geschäfte im Namen des Landesherrn besorgt, i... Clausenburg. Es besteht aus dem Landesgouverneur, als Präses, ... 12 referirenden Gubernialräthen. Zur Verwaltung der Cameralg... stände ist seit 1790 das Thesaurariat errichtet, welches einen ... sidenten und drei Räthe hat, und von der Hofkammer zu Wien ... hängt. Die königliche Tafel, welche ihren Sitz zu Neum... hat, ist der Justizhof für die zweite Instanz, und man kann von ... selben an das Gubernium appelliren. Die Einkünfte des Landesh... bestehen in der Contribution (jährlich 1,300,000 Gulden), aus ... Mauthgefällen, Zehnten, Bergwerkszehnten, dem Salzregal und ... Domänengütern; im Ganzen etwas über 5 Millionen Gulden. In ... Großfürstenthum sind vier privilegirte Religionen. 1. Die ... tholische, zu der sich einige Ungern, mehrere Szeckler und sehr ... nige Sachsen bekennen. Die Wallachen sind großentheils, und die ... menier alle mit ihr vereint. Der catholischen Pfarren sind 148. ... Die reformirte Religion, welcher theils Ungern, theils Szeckler ... gethan sind. Sie hat ungefähr 500 Pfarren. 3. Die evangeli... oder lutherische Religion, zu der sich die meisten Sachsen und ... nige wenige Ungern bekennen. 4. Die socinianische oder die ... ligion der Unitarier (Antitrinitarier), die unter den Ungern ... Szecklern Anhänger hat. Die Griechen, ein Theil der Wallach... die Bulgaren und Raitzen sind von der griechischen Religion, n... mit der catholischen Kirche vereinigt, und werden bloß geduldet. ... ser dem österreichischen Militär, welches in Siebenbürgen liegt, ... aus zwei Regimentern Infanterie, einem Dragoner- und einem H... renregimente besteht, sind seit dem Jahre 1762 fünf Regimentsbe... für die Gränzmiliz abgesondert worden, welche zwei szeckler Infante... regimenter, ein szeckler Husarenregiment und zwei wallachische In... terieregimenter stellen und unterhalten. Die Ortschaften, welche zu di... Miliz gehören, liegen längs der Ost- und Südseite Siebenbürgens zerstre... Sie sind nach deutscher Art eingerichtet, versehen die Gränzwachen, ... kommen Ober- und Untergewehr, aber Sold nur so lange, wie sie dien...

Siebengebirge ist eine merkwürdige Gebirgsreihe, aus der ... sieben Spitzen vor den andern erheben, nicht weit von Bonn, in ... preussischen Provinz Niederrhein im ehemaligen Erzstift Cöln, nach... rigem französischen Departement des Rheins und der Mosel, und j... gem Großherzogthum Niederrhein. Der höchste dieser Bergkegel ist ... Löwenberg mit einem zerstörten Schloß. Er soll 1896 Fuß über ... Meeresfläche erhaben seyn.

Sieben-Inseln, oder seit 1815 die vereinigten Staat... der ionischen Inseln. Dieser Freistaat, der 50 Quadratmei... mit 187,000 Einwohnern — auf jeder Quadratmeile 3740 Einwoh... — enthält, wurde nach den vorläufigen Beschlüssen des wiener C... gresses, durch die Uebereinkunft der Höfe zu Wien, St. Petersbu... Berlin und London, Paris den 5ten November 1815, und durch ... pariser Vertrag vom 20sten November 1815 aufgerichtet und unter b... tischen Schutz gestellt. — Er besteht, außer zwölf kleineren Eiland... aus den sieben Hauptinseln: Corfu, sonst Corcyra, zehn Quad... meilen, 65,000 Einwohner; Paxo, 1 1/2 Quadratmeile, 6000 E...

wohner, Santa Maura, sonst Leukadia, fünf Quadratmeilen, 15,000 Einwohner, Cefalonia, sechzehn Quadratmeilen, 70,000 Einwohner, Theaki oder Klein-Cefalonien, höchst wahrscheinlich das alte Ithaka, drei Quadratmeilen, 7000 Einwohner, Zante, sonst Zacynthus, vier Quadratmeilen, 30,000 Einwohner und Cerigo, sonst Cythera, im Süden von Morea, am Eingange des ägäischen Meeres, 1 1/2 Quadratmeile, 8000 Einwohner. Sie liegen sämmtlich, mit Ausnahme Cerigo's und drei kleinerer, an den Küsten von Livadien und Albanien, im ionischen Meere. Unter einem milden Himmel erzeugt ihr größtentheils sehr fruchtbarer Boden alle Südfrüchte des 37. Breitengrades in Ueberfluß. Es mangelt bloß an Holz und edlen Metallen. Dagegen werden allein an 7000 Ctr. Corinthen ausgeführt. Corfu hat drei Mill. Oelbäume, am unfruchtbarsten ist das gebirgige Theaki. Die Einwohner, welche sich zur griechischen Kirche bekennen, sind Neugriechen, geistvoll, zum Theil gebildet und voll Vaterlands- und Freiheitsgefühl. Auch sind unter ihnen Italiener und Juden einheimisch. Der Besitz dieser Inseln ist wichtig, weil sie durch die feste Lage von Corfu, das zugleich wie die übrigen Inseln geräumige Häfen hat, der Schlüssel zu zwei Meeren sind, Griechenland bewachen und das östliche Italien beobachten. Corfu und Zante sind gleichsam Brücken, auf denen man in Albanien und Macedonien eindringen, und Morea, sammt dem Archipelagus besetzen kann. Insbesondere können die Engländer die Albanesen und Mainotten für ihren See- und Landdienst anwerben. Auch sind die Einwohner treffliche Matrosen, vorzüglich werden die Cephalonesen als treffliche Seefahrer geschätzt. Sie haben über 200 Fahrzeuge und 5000 kleine Barken auf der See. Ihre Geschichte ist in der neuern Zeit doppelt wichtig, da ihr Besitz in die Handels- und politischen Verhältnisse von England, Oesterreich, Rußland, der Pforte, Italien und Frankreich eingreift. Sieben Jahrhunderte hindurch standen die Sieben-Inseln unter dem Schutze der Republik Venedig, vom J. 1096 bis 1797, da der Friede von Campo Formio sie mit der damaligen französischen Republik vereinigte. Im Kriege 1799 kamen sie in die Gewalt der Russen und Türken, und wurden durch einen Vertrag vom 21sten März 1800 in eine Föderativ-Republik unter dem Namen der Sieben-Inseln verwandelt, mußten aber die türkische Oberherrschaft anerkennen, und der Pforte alle drei Jahre einen Tribut von 75,000 Piaster bezahlen. Die Nachkommen der alten Griechen, welche diese Inseln bewohnen, geriethen aber bald unter sich in Uneinigkeit. Endlich stellten russische Truppen auf Corfu die Ruhe wieder her. Der bevollmächtigte russische Minister, Graf von Mocenigo, leitete die neuen Einrichtungen. Unter dem Namen Synklita von Corcyra wurde im J. 1803 eine Versammlung der Notabeln von allen sieben Inseln zu Corfu eröffnet. Rußland schien hier einen festen Punkt im mittelländischen Meere und Griechenland gegenüber gründen zu wollen, während es zu gleicher Zeit Cattaro besetzte und mit Servien in Verbindung trat. Es wurde aber von Frankreich im tilsiter Frieden 1807 genöthigt, Jonien ganz an Frankreich zu überlassen. Den 19ten August 1807 besetzten französische Truppen Corfu, und den 1sten Sept. wurden die Einwohner der Inseln für französische Unterthanen unter einem Generalgouverneur erklärt. Allein schon im J. 1810 entriß eine englische Expedition unter den Befehlen des Generals Oswald, der unter dem brittischen Oberbefehlshaber im mittelländischen Meere, dem Admiral Collingwood, stand, den Franzosen die Inseln Zante, Cephalonia, Ithaka, Cerigo und St. Maura; Corfu

aber und Paro wurden fortwährend blokirt, und erst im J. 1814 erobert. Die englische Regierung war für die Inseln vortheilhaft. Zu der in Wien und Paris im J. 1815 erfolgten Bestimmung der politischen Verhältnisse dieses Freistaats hat vorzüglich der kaiserl. russische Staatssecretär, Graf Capo d'Istria, ein geborner Jonier, viel beigetragen und sich dadurch ein bleibendes Verdienst um Griechenland und Europa erworben. Denn man kann diesen Staat als eine brittische Colonie der griechischen Freiheit betrachten. Das Schutzrecht über diese Inseln ist kein unbedeutender Vortheil für England. Der König von Großbritannien hält vermöge desselben in den Festungen und Plätzen der ionischen Inseln Besatzungen; und die bewaffnete Macht des Freistaats steht unter der Leitung des Oberbefehlshabers der brittischen Truppen. Die Republik handelt unter ihrer eignen Flagge. Oesterreichs Handel mit derselben hat gleiche Rechte mit dem englischen. Auswärtige Mächte dürfen daselbst nur Handelsconsuln halten. Bisher hatte die im J. 1803 eingeführte Verwaltung des Innern fortgedauert. Da aber der Senat zu Corfu darauf beharrte, sich nach der Constitution von 1803 als die repräsentirende Behörde aller ionischen Inseln anzusehen, so wurde er von dem dazu durch das brittische Cabinet bevollmächtigten Oberbefehlshaber der ionischen Inseln, dem brittischen General Maitland, den 29sten Mai 1816 aufgelös't, und jede Insel sollte inzwischen bis zur Verfertigung und Annahme einer neuen, vom König von Großbritannien anerkannten Verfassungsurkunde sich selbst verwalten. Die künftige Verfassung wird, nach den bereits festgesetzten Bestimmungen, frei seyn. Die Inseln sollen durchaus nach eignen Gesetzen und von nationalen Obrigkeiten regiert werden, so daß sie auf keine Weise als brittische Provinzen zu betrachten sind. Ueber den gegenwärtigen Zustand s. d. Werk des D. Holland über die Sieben-Inseln und Albanien, ferner die Reisen von Lechevalier, Scrofani und St. Sauveur. K.

Siebenjähriger Krieg. Durch die Friedensschlüsse von Breslau (den 28sten Juli 1742) und von Dresden den 25sten Dec. 1745 hatte die Kaiserin Königin Maria Theresia dem Könige Friedrich II. sechs schlesische Fürstenthümer und die Grafschaft Glatz abgetreten. Der Verlust so schöner Länder war jedoch zu schmerzhaft, als daß die Kaiserin nicht auf ihre Wiedereroberung hätte denken sollen. Deßhalb verband sie sich mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland, Friedrichs persönlicher Feindin, zog durch den Grafen von Brühl den König von Polen und Churfürsten von Sachsen, August III., auf ihre Seite, und arbeitete an einer nähern Verbindung mit Frankreich, trotz der seit mehrern Jahrhunderten mit diesem Reiche bestandenen Feindschaft. Während Maria Theresia an diesen Planen arbeitete, waren zwischen England und Frankreich neue Gränzstreitigkeiten in Amerika entstanden, die schon im Jahre 1755 in offene Feindseligkeiten ausbrachen. Um seine deutschen Staaten gegen einen Angriff von Frankreich zu schützen, verband sich der König von England zu Anfange des Jahres 1756 mit Preußen, und einige Monate später schloß Frankreich ein Bündniß mit dem wiener Hofe, worin dem letztern 24,000 Mann Hülfstruppen gegen Preußen versprochen wurden. Diese Hülfstruppen wurden aber nachmals bis auf 180,000 Mann vermehrt, da es mehr Frankreichs Absicht war, durch die Eroberung Hannovers dem Könige von England zu schaden, als die Entwürfe der Kaiserin auf Schlesien ausführen zu helfen. Durch einen sächsischen Kanzleisecretär, Namens Menzel, waren dem preußischen Gesandten Malzahn alle Verhandlungen des österreichischen, russischen und sächsischen Hofes entdeckt worden,

und Friedrich II. rüstete sich deßhalb schnell und mit Macht zum Kampfe. Er verlangte vom wiener Hofe eine Erklärung über seine Gesinnungen; eine zweideutige Antwort erfolgte, und Friedrich beschloß, seinen Feinden zuvorzukommen. Er fiel deßhalb im August 1756 mit drei Kriegsheeren, zusammen 60,000 Mann stark, in Sachsen ein, besetzte Dresden, bemächtigte sich dort der zu seiner Rechtfertigung nöthigen Papiere, und ließ die sächsische Armee, 17,000 Mann, in ihrem festen Lager bei Pirna einschließen. Unterdessen rückte der Feldmarschall Brown mit einem österreichischen Kriegsheer aus Böhmen heran, um die Sachsen zu befreien; Friedrich ließ ein zur Einschließung des sächsischen Lagers hinreichendes Corps zurück, ging den Oesterreichern nach Böhmen entgegen und lieferte ihnen den 1sten October bei Lowositz eine Schlacht, die den Feldmarschall Brown verhinderte, den Sachsen zu helfen. Diese mußten sich zu Kriegsgefangenen ergeben, und die Unterofficiere und Gemeinen mußten zur preußischen Fahne schwören; ein Eid, den sie nicht hielten, da sie in der Folge einzeln und in ganzen Regimentern zu den Franzosen übergingen, um nicht gegen ihren Landesherrn zu fechten. Friedrich bezog jetzt in Sachsen die Winterquartiere, und auch der Graf von Schwerin ging in dieser Absicht dahin zurück. In Wien hatte bis jetzt eine Streitigkeit des Königs von Preußen mit dem Herzoge von Meklenburg-Schwerin dem Kriege zum Vorwande dienen müssen; man behauptete österreichischer Seits, daß Preußen den westphälischen Frieden verletzt habe, und der Einmarsch in Sachsen wurde nun völlig für eine solche Verletzung erklärt. Auf dem Reichstage zu Regensburg wurde sogar, auf Oesterreichs Betrieb, die Errichtung einer Reichsexecutionsarmee gegen den König von Preußen beschlossen, bloß die Erklärung der Reichsacht wider ihn unterblieb, auf Frankreichs Vorstellung. Dagegen nahm aber jetzt diese Macht und Rußland unter dem Vorwande der Gewährleistung für den westphälischen Frieden förmlichen Antheil an dem Kriege, wozu auch Schweden von ihnen genöthigt wurde. So standen im Jahr 1757 Oesterreich, Rußland, Frankreich, Schweden, das deutsche Reich und Sachsen im Kampfe gegen Friedrich, der bloß an England einen Verbündeten hatte, welcher ihn für den Landkrieg wenig Nutzen erwarten ließ. Die Reichsarmee, welche man indessen zusammengebracht hatte, war ein buntes Heer undisciplinirter Truppen, mit Ausschluß der Pfälzer, Bayern, Würtemberger und einiger Andern. Um seinen Feinden zuvorzukommen, rückte Friedrich im April mit vier Heeren in Böhmen ein, und am 6ten Mai kam es bei Prag zu einer mörderischen Schlacht, worin die Preußen siegten, aber außer mehreren Andern ihren großen Feldherrn Schwerin verloren. Der größte Theil des besiegten österreichischen Heeres warf sich in die Stadt, und jetzt wurde Prag förmlich von den Preußen belagert. Der Feldmarschall Daun hatte sich jedoch mit 60,000 Oesterreichern auf den Bergen von Kollin verschanzt, und erhielt Befehl zur Rettung Prags etwas Entscheidendes zu wagen. Friedrich ging, um dies zu verhindern, nach Kollin, griff dort mit 32,000 Mann den Feind an, verlor die Schlacht und 10,000 tapfere Krieger, und mußte selbst die Belagerung von Prag aufgeben, um sich nach Sachsen und der Lausitz zurückzuziehen, und seine eigenen Staaten zu decken. Er vertheilte seine Heeresmacht in mehrere abgesonderte Corps, wodurch sein Ausmarsch aus dem gebirgigen Böhmen erleichtert und seine Feinde irre gemacht wurden. Eifrig standen die preußischen Unterthanen ihrem Monarchen durch freiwillige Stellung von Landmiliz und durch freiwillige Lieferung von Pferden bei. Die Franzosen hat-

ten indessen die Festung Wesel, die Fürstenthümer Cleve und Ostfriesland, die hessencasselschen Länder und Hannover besetzt und mit Contributionen belegt. Der Herzog von Cumberland, welcher die mit Preußen verbündeten Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger, Gothaner und bückeburger Truppen, 40,000 Mann, gegen 100,000 Mann Franzosen anführte, hatte sich bei Hastenbeck (den 26sten Jul.) schlagen und bis Stade zurückdrängen lassen, und am 8ten Sept. zu Kloster-Seven eine Capitulation geschlossen, wonach jene alliirten Truppen, mit Ausschluß der Hannoveraner, aus einander gehen sollten. Ein französisches, mit der Reichsarmee verbundenes Heer unter dem Prinzen von Soubise bedrohte jetzt Sachsen und die Erbstaaten des Königs. Dieser ließ deßhalb den Herzog von Bevern in Schlesien, ging nach Thüringen, und vertrieb die Franzosen aus Erfurt. Auf die Nachricht, daß ein österrichisches Corps unter Haddick in die Mark eingefallen sey, eilte Friedrich bis Torgau zurück, da aber die Oesterreicher sich schnell zurückgezogen hatten, und die Franzosen aufs neue vordrangen, so ging der König den letztern entgegen und lieferte ihnen am 5ten November bei Roßbach jene denkwürdige Schlacht, in welcher die Franzosen sowohl als die Reichsarmee so geschlagen wurden, daß sie nur in der schnellsten Flucht ihre Rettung zu finden glaubten. Hierauf eilte Friedrich mit Adlerschnelle nach Schlesien, wo der Herzog von Bevern einen Fehler nach dem andern machte, und Schweidnitz und Breslau den Oesterreichern in die Hände gefallen waren. Mit einer kleinen, durch einen weiten Marsch geschwächten Armee schlug der König nun den 5ten December bei Leuthen das noch einmal so starke feindliche Heer unter Daun aufs Haupt. 21,000 Oesterreicher wurden gefangen, 6500 getödtet oder verwundet, 6000 gingen zu den Preußen über, und diese erbeuteten außerdem 134 Kanonen und 59 Fahnen. Die Preußen hatten 2660 Todte und Verwundete. In 14 Tagen ging Breslau über. 13 Generale, 700 Officiere und 18,000 Mann streckten das Gewehr, und außerdem fielen noch viel Geschütz, Pferde, Geld und Wagen und 2000 Mann Gefangene in der Preußen Hände. Diese Siege kosteten den Oesterreichern über 50,000 Mann; Schlesien war ihnen wieder entrissen, und Friedrich war seinen Feinden jetzt furchtbarer als vorher. Die Russen waren 100,000 Mann stark im Junius in Preußen eingerückt, hatten das Land barbarisch verheert, die Menschen auf das grausamste gemißhandelt, den Feldmarschall Lehwald mit seinem nur 24,000 Mann starken Heere den 30sten August bei Großjägerndorf geschlagen, und zogen sich darauf mit aller ersinnlichen Grausamkeit Alles verheerend zurück. Auch die Schweden hatten im September Anklam, Demmin und Pasewalk besetzt, wurden aber in wenigen Wochen von Lehwald vertrieben und flüchteten nach Rügen. 1758 trat der Prinz Ferdinand von Braunschweig auf; unter ihm befehligte der Erbprinz, nachherige Herzog von Braunschweig, Carl Wilhelm Ferdinand, der in diesem und den folgenden Feldzügen sein großes kriegerisches Genie entwickelte. Ferdinand, welcher die mit Preußen verbündeten Hannoveraner, Hessen und Braunschweiger befehligte, eröffnete den Feldzug schon im Febr., machte sich Meister von der Weser, trieb die Franzosen (deren Feldherr der Graf Clermont, ein Geistlicher, war) aus Niedersachsen und Westphalen, und schlug sie den 23sten Jun. bei Crefeld. Darauf ging er zurück über den Rhein nach Hessen, wo Soubise mit einer andern französischen Armee stand, und wohin das clermontsche Heer ihm folgte. Durch 12,000 Engländer verstärkt, zwang Ferdinand indessen beide feindliche Armeen, über den Rhein und Main zurückzugehen, wo sie die Winterquartiere bezo-

gen. Der König war im Winter 1758 nach der Vertreibung der Oesterreicher aus Schlesien und der Wiedereroberung von Schweidnitz in Mähren eingerückt, und begann im Mai die Belagerung von Olmütz, welche er aber bei Dauns Annäherung im Julius mit Verlust eines bedeutenden Transports an Kriegs- und Mundbedürfnissen aufgeben mußte. Unterdessen waren die Russen, nachdem sie die wenigen preußischen Truppen zurückgedrängt hatten, in die Neumark eingerückt, und Friedrich eilte deßhalb mit einem Theile des Hauptheers, und verstärkt durch das Corps des Generals Dohna, um seine Erbstaaten zu retten. Er traf das russische Heer, 50,000 Mann stark, in der Gegend von Cüstrin, griff es mit 30,000 Mann bei Zorndorf den 26sten August an, behauptete durch eine blutige Schlacht das Feld, und die Russen mußten sich nach Polen zurückziehen. Jetzt wandte sich Friedrich wieder nach Sachsen, wo sein Bruder, der Prinz Heinrich, den Oesterreichern nicht mehr widerstehen konnte. Als er hier noch den Feldmarschall Keith aus Schlesien an sich gezogen hatte, lagerte er sich bei Hochkirch, einem Dorfe in der Oberlausitz, wo er in der Nacht auf den 14ten October überfallen wurde und eine völlige Niederlage erlitt. (S. Hochkirch). Doch bald nachher setzte Friedrich aufs neue seine Feinde in Furcht. In Schlesien zwang er die Oesterreicher, die Belagerung von Neisse aufzuheben; darauf eilte er nach Sachsen und trieb den Feldmarschall Daun, welcher Dresden belagerte, zurück nach Böhmen. Am Ende des Feldzugs sah der König alle seine Staaten, mit Ausschluß des Königreichs Preußen, von Feinden befreit. In Frankreich stimmte jetzt Alles für den Frieden, nur Ludwig XV. und seine Mätresse, die Marquise von Pompadour, nicht. Deßhalb ward den 30sten December 1758 ein neues Bündniß mit Oesterreich geschlossen, und so ward auch in eben diesem Monat zwischen England und Preußen ein neuer Vertrag eingegangen, in welchem Friedrich II. jährlich vier Millionen Rthlr. Hülfsgelder versprochen wurden. Der Prinz Heinrich rückte in diesem Winter, trotz der rauhen Jahrszeit, in Böhmen ein, die feindlichen Truppen wurden zerstreut, ein ganzes Corps von 2500 Mann durch den General Hülsen zu Gefangenen gemacht, und ungeheure Kriegsvorräthe erbeutet. Auch die buntscheckige Reichsarmee in Franken jagte der Prinz Heinrich in die Flucht, und Bamberg, Erfurt und Würzburg wurden von den Preußen genommen, und mit Contributionen belegt. Ein anderes Corps Preußen fiel in das Herzogthum Meklenburg-Schwerin ein, und durch ungeheure Lieferungen an Kriegsbedürfnissen, durch die Stellung von 16,000 Mann Rekruten in dem Laufe des Krieges, und durch Bezahlung von 42 Millionen Thaler Brandschatzung büßten die Einwohner für die Politik ihres Regenten, der zuerst seine Stimme dazu gegeben hatte, Friedrich II. als Feind des Reichs zu behandeln. Die Verbündeten unter der Anführung Ferdinands von Braunschweig konnten zu Anfange des Feldzugs von 1759 wenig ausrichten; die Franzosen hatten im Winter Frankfurt am Main überrumpelt, und die Absicht der Alliirten, diese Stadt wieder zu gewinnen, wurde ihnen durch den mißlungenen Sieg bei Bergen (den 13ten April) vereitelt. Allein am 1sten August erfocht Ferdinand bei Minden einen glänzenden Sieg über die französischen Heere unter Contades und Broglio, und auch der Erbprinz von Braunschweig schlug die Franzosen bei Crefeld. Hierdurch wurden sie auf der einen Seite über die Lahn, auf der andern über den Rhein zurückgedrängt. Allein nicht Alles ging so glücklich. Der General Wedel, welcher das Vordringen der Russen verhindern wollte, wurde bei

Kay, unweit Züllichau, von dem General Soltikow geschlagen, und Friedrich eilte bei der Gefahr, welche seine Churlande bedrohte, aus Schlesien zur Vertheidigung dahin, griff am 12ten August die Russen bei Cunnersdorf, unweit Frankfurt an, und schon hatte er sie geschlagen, schon hatte er Eilboten mit Siegesnachrichten vom Schlachtfelde abgeschickt, als Laudon mit 12 000 Oesterreichern zu den Russen stieß, und ihm den Sieg entriß (s. Cunnersdorf). Theuer hatten die Russen den Sieg erkauft, und dennoch benutzten sie ihn nicht. Friedrichs Lage war äußerst gefährlich; er selbst begann an einem guten Ausgang des Krieges zu verzweifeln. Die Russen standen als Sieger in seinen Erbstaaten, Daun stand mit einem großen Heere in der Lausitz, und Sachsen war von der Reichsarmee überschwemmt. Die Oesterreicher und Russen wollten sich vereinigen, aber der Prinz Heinrich nahm den erstern ihre Magazine weg, und nöthigte sie dadurch zum Rückzuge, Friedrich aber kam den Russen auf ihrem Marsche nach Schlesien zuvor, und zwang sie, nach Polen zurückzugehen. Auch in Sachsen ereignete sich für den König ein neues Unglück, indem der General Fink, ein tapferer Feldherr, sich mit 11,000 Mann und einer Menge Geschütz den Oesterreichern ergeben mußte. Ungeachtet aller dieser Unfälle waren die Feinde doch am Ende des Feldzuges fast überall zurückgedrängt; nur Daun hielt sich noch in Sachsen, wo er Dresden besetzt hatte. Auch die Schweden, welche nach der Schlacht bei Cunnersdorf, wo Preußisch-Pommern von Truppen entblößt war, in dies Land einfielen, wurden von Manteufel und Platen bis unter die Kanonen von Stralsund vertrieben. Der Feldzug von 1760 schien anfangs gleichfalls unglücklich für Friedrich zu werden. Der tapfere General Fouque wurde mit 8000 Preußen bei Landshut gefangen; der König mußte die Belagerung von Dresden, welche am 14ten Jul. begonnen war, schon am 30sten Jul. wieder aufheben; Glatz war an die Oesterreicher übergegangen, und Friedrich mußte nach Schlesien gehen, um dies Land zu decken. Er verschanzte sich mit seinen 30,000 Preußen bei Liegnitz; die feindlichen Heere unter Daun und Laudon waren über 100,000 Mann stark, und drohten ihn anzugreifen. Laudon ward aber am 15ten August bei Liegnitz geschlagen, ohne daß Daun ihm helfen konnte. 10,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 23 Fahnen und 82 Kanonen hatten die Oesterreicher verloren. Friedrichs Heer zählte 1800 Todte und Verwundete. Unterdessen war ein Corps Russen und Oesterreicher nach Berlin gegangen, und hatte dort gebrandschatzt. Friedrich eilte dahin, um diese Feinde abzuschneiden, fand sie aber nicht mehr und wandte sich nach Sachsen, wo die Oesterreicher und die Reichsarmee waren, und auch Daun und Lascy sich vereinigt hatten. Bei Torgau griff er den 3ten November die Feinde an, schlug sie in einer mörderischen Schlacht, die vorzüglich durch Ziethens Einsicht und Tapferkeit gewonnen wurde, und nahm nun seine Winterquartiere in Sachsen. Auch Laudon wurde in Schlesien bis in die Grafschaft Glatz zurückgedrängt, und die Russen genöthigt, die Belagerung von Colberg aufzugeben, und nach Polen zurückzugehen. Die Alliirten unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig schlugen die Franzosen freilich den 31sten Jul. bei Marburg, indessen setzten die letztern sich doch im Hessischen fest, wo sie große Magazine hatten. Desto mehr konnte Ferdinand 1761 thun. Er griff den 11ten Febr. alle französischen Quartiere an, die Franzosen flohen ohne Stand zu halten, und viele von ihnen besetzten Plätze, so wie mehrere große Magazine fielen in die Hände der Sieger. Die Sachsen wurden auch bei Langen-

salza geschlagen, allein die Verbündeten mußten mit Verlust die Belagerungen von Ziegenhayn, Marburg und Cassel aufheben, und jetzt wurden die Franzosen wieder Herren von ganz Hessen und hatten einen offenen Weg ins Hannöverische. Die Völker wünschten sämmtlich Frieden, nur ihre Regenten, mit Ausnahme des Königs von Preußen, nicht. Theresia wäre jetzt mit der Zurückgabe von ganz Schlesien allein nicht zufrieden gewesen. Die Kaiserin Elisabeth wollte Preußen behalten, und der französische Minister Choiseul suchte sich durch die Fortsetzung des Krieges für eine poetische Epistel zu rächen, worin Friedrich seiner gespottet hatte. Die Friedensvorschläge von England und Preußen wurden also nicht angenommen, und Friedrich suchte Schlesien gegen die Oesterreicher und Russen zu schützen, die sich im August bei Striegau vereinigten. Wirklich hielt sich der König in seinem Lager bei Schweidnitz gegen diese ungleich stärkere Macht, und der größte Theil der Russen mußte endlich, wegen Mangels an Lebensmitteln, nach Polen abgehen. Laudon nahm Schweidnitz durch Ueberrumpelung den 1sten October ein. 3700 Mann Besatzung, mehrere Magazine, und viele Kriegsbedürfnisse fielen hier den Oesterreichern in die Hände. Auch in Sachsen wurde der Prinz Heinrich, der gegen die daunsche Armee commandirte, sehr in die Enge getrieben; allein er behauptete sich. In Pommern aber wurden die Preußen in einzelnen Corps von den Russen geschlagen, und verloren nach einer tapfern Gegenwehr am 16ten Dec. die Festung Colberg. Die Schweden wurden dagegen von Belling bis Stralsund zurückgetrieben und der Herzog Ferdinand von Braunschweig erfocht bei Villingshausen den 15ten Julius einen glänzenden Sieg über die Franzosen, der aber im Ganzen wenig entschied. Friedrich befand sich in einer verzweiflungsvollen Lage, und schien durch alle seine Unfälle und die überlegene Macht seiner Feinde dem Untergange nahe zu seyn. Da starb zu seinem Glück die Kaiserin Elisabeth von Rußland den 25sten December 1761, und ihr Nachfolger, Peter III., Friedrichs persönlicher Freund und Bewunderer, schloß mit ihm schon den 16ten März 1762 einen Waffenstillstand, dem am 5ten Mai der Friede von Petersburg folgte. Auch Schweden machte Frieden mit Preußen, und da Peters Friedensvermittlung bei Oesterreich vergeblich war, so ließ der Kaiser von Rußland ein Corps seiner Truppen zu den Preußen stoßen. Allein der frühe Tod des Kaisers trennte bald das Bündniß mit Friedrich, und Peters Nachfolgerin, Catharina II., zog ihre Truppen, 20,000 Mann, von dem preußischen Heere zurück. Indessen war doch Friedrich von einem wichtigen Feinde befreit, und hatte über die andern ein großes Uebergewicht erlangt. Er schlug jetzt bei Burkersdorf ein österreichisches Corps aus seinen Verschanzungen, nahm den 9ten October Schweidnitz wieder ein, ließ den Herzog von Bevern mit einem Kriegsheer zur Deckung Schlesiens zurück, und ging nach Sachsen. Der Prinz Heinrich erfocht nach mehreren glücklichen Gefechten den 29sten October einen bedeutenden Sieg über die Oesterreicher und Reichstruppen bei Freiberg, und der König schloß jetzt mit den Oesterreichern einen Waffenstillstand, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien bezog. Unglücklich hatten die Alliirten unter dem Prinzen Ferdinand und dem Erbprinzen von Braunschweig den Feldzug von 1762 gegen die Franzosen begonnen, allein die letztern wurden den 24sten Junius bei Wilhelmsthal geschlagen, aus ihrem festen Lager bei Cassel vertrieben, und dadurch äußerst geschwächt. Cassel selbst wurde belagert und am 1sten November den Verbündeten übergeben. Zwei Tage nachher wurden die Friedenspräliminarien zwischen England und Frank-

reich unterzeichnet, und Friedrich wurde dadurch seinen Feinden allein bloßgestellt. Der Frieden selbst wurde den 10ten Febr. 1763 ratificirt. Indessen nöthigte der König von Preußen mit einem Kriegsheer unter Kleist mehrere der wichtigsten Reichsstände, sich für neutral zu erklären und am 15ten Febr. schloß er mit Oesterreich, Frankreich und Sachsen zu Hubertsburg einen Frieden, wonach alle Theile ihre Besitzungen, so wie sie vor dem Kriege gewesen waren, aber leider in zerrüttetem Zustande, wieder erhielten. Die Einheit des Willens, welche in Friedrichs Maßregeln herrschte, und die großen Hülfsquellen, welche die Eroberung Sachsens ihm an Geld und Mannschaft darbot, sein großes umfassendes Genie, die Menge vortrefflicher Feldherren, und der Muth und die Tapferkeit seiner Soldaten gaben dem Könige von Preußen ein so großes Uebergewicht über seine Feinde, und sicherten ihm den glücklichen Ausgang. Der Seekrieg, welcher schon 1755 zwischen England und Frankreich begonnen hatte, wurde anfangs für Frankreich glücklich geführt. Der Herzog von Richelieu entriß 1756 den Engländern die Insel Minorca, weßhalb der englische Admiral Bing zur Strafe öffentlich hingerichtet wurde. Nachher erhielten aber die Engländer die Oberhand zur See, waren glücklich in Amerika und Ostindien und eroberten 1759 Quebeck in Canada. 1760 wurden die Franzosen in Ostindien vernichtet, weßhalb der Graf Lally, ihr dortiger Anführer, fünf Jahre später hingerichtet wurde. Auch mit Hülfe Spaniens, welches sich 1762 mit Frankreich verbündete, konnte dieses Reich seine Verluste nicht wieder erringen, und mußte in dem gedachten Frieden (Paris den 10ten Febr. 1763) ganz Canada, die Inseln Granada, St. Vincent, Dominique, Tabago, nebst Senegal in Afrika, Spanien aber Florida den Engländern abtreten. M. s. Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges, Berlin, 2 Theile, 8. 1791. N. P.

Siebenschläfer (Mus glis nach Linné, und Glis oder Myoxus esculentus nach Blumenbach), ist ein merkwürdiges Thier, welches zu den Winterschläfern gehört, die eine Familie des Mäusegeschlechts ausmachen. Der Siebenschläfer wird auch Schlafratte, Rollmaus, Bilich, Ratz, Mauseichhorn und Rasselmaus genannt. Er hat im Aeußern viel Aehnlichkeit mit einer Maus, gleicht aber auch den Eichhörnern sehr. Der ganze Körper mißt vom Maule bis zum Schwanze 63/4 Zoll, und der Schwanz allein ist beinahe 5 Zoll lang. Die Siebenschläfer wohnen im südlichen Europa, in Italien und Frankreich, auch in Krain, und sollen selbst im Anhaltschen gefunden werden. Uebrigens halten sie sich auch in den Wäldern des südwestlichen Rußlands und in den Felsenhöhlen des Wolga- und Samaraflusses auf. Eichen- und Buchenwälder lieben sie am meisten. Sie kommen mit dem Eichhorn in Lebensart und Sitten überein, unterscheiden sich jedoch besonders dadurch, daß sie den Winter selbst in wärmern Gegenden verschlafen. Im Herbste suchen sie sich Löcher in der Erde, in Bäumen und Felsen, füttern sie mit Moos und Laub aus, legen sich zu Schlafe, und erstarren bald vor Kälte, erwachen aber auch, schon im Winter wenn die Wärme bis zu elf oder zwölf Grad steigt. Sie nähren sich von allerlei Nüssen und solchen Sämereien, die ein öhlichtes Mark enthalten; aber auch Eier, Vögel, und selbst die Jungen derselben suchen sie auf, und verzehren sie. Bei den alten Römern galt das Fleisch der Siebenschläfer für eine große Leckerei, und sie mästeten sie in eigenen Behältnissen, Glirarien genannt. Auch die Italiener halten das Fleisch noch für wohlschmeckend, und fangen diese Thiere deßhalb im Herbste, wo sie mehr Speck als Fleisch haben, und theils frisch

gebraten, theils eingesalzen gegessen werden. In Crain und Steyermark ißt man sie gleichfalls. Das Fell gibt ein dem Grauwerk ähnliches, sehr gutes Pelzwerk.

Sieben Weise Griechenlands. Mit diesem Namen wurden sieben Männer Griechenlands ausgezeichnet, welche sich durch vorzügliche Talente und Gaben in der Gesetzgebungskunst und Staatsregierung und überhaupt durch ihre höheren Einsichten zur Zeit des ersten bedeutenden Emporkommens der griechischen Cultur hervorthaten. Sie dienten daher ihrem Vaterlande in allerlei öffentlichen Geschäften als Gesandte, Heerführer, Gesetzgeber und Staatshäupter, ertheilten heilsame Rathschläge und Antworten und suchten besonders dadurch, daß sie ihre Weisheit in faßliche Gedichte und kurze kräftige Sprüche einkleideten, auf ihre Mitbürger zu wirken. Ihre Namen waren Pittakus, Solon, Kleobulus, Periander, Chilon, Thales und Bias. Die vier ersten waren Gesetzgeber, Heerführer und Vorsteher oder Beherrscher ihrer Väterstädte, Chilon war Ephorus in Sparta und wurde wegen seines politischen Weissagungsgeistes bewundert; Thales und Bias endlich waren wenigstens Rathgeber von Königen und Völkern. — Fabelhaft ist, was die Alten von der Veranlassung der Benennung der sieben Weisen, wie von ihren Zusammenkünften und Gastmählern erzählen.

Sieden oder Kochen heißt, eine Flüssigkeit in einem offenen Gefäße bis zu dem Grade erhitzen, daß sie aufwallt und sich in Dampf verwandelt. Wird der erfoderliche Wärmegrad lange genug fortgesetzt, so steigen so lange Dampfblasen auf, bis von der Flüssigkeit nichts mehr übrig ist. Hiebei zeigt sich der merkwürdige Umstand, daß die Flüssigkeit, wenn sie einmal siedet, selbst beim heftigsten Feuer keinen höhern Wärmegrad annimmt. Der Grund davon liegt darin, daß der noch weiter hinzukommende Wärmestoff zur Bildung des Dampfes gebraucht wird und also mit demselben in die Luft aufsteigt. Während des Siedens befindet sich die Oberfläche der Flüssigkeit in einer heftigen wellenförmigen Bewegung, und in der zunächst über ihr liegenden Luftschicht schwebt dichter Dampf, der sich weiter verbreitet. Das Getöse dabei rührt ohne Zweifel von dem Zerplatzen der Dampfbläschen her, und ist sehr verschieden nach der Beschaffenheit des Gefäßes und des Standortes. Das Verdampfen der flüssigen Körper ist höchst wahrscheinlich nichts weiter als eine bloß mechanische Verbindung des Wärmestoffs mit dem Wasser. Der Wärmegrad, bei dem die verschiedenen Flüssigkeiten sieden, ist sehr verschieden. Am schnellsten sieden geistige Füssigkeiten, nächst dem das reine Wasser, ungleich schwerer Oele. Der Wärmegrad, wobei eine Flüssigkeit siedet, heißt für sie der Siedepunkt. Die Physiker benutzen den Siedepunkt unter andern zur Bestimmung eines festen Punkts für die Scala des Thermometers. Dieser Siedepunkt ist jedoch nur beim völligen Sieden und bei einerlei Druck der Atmosphäre beständig. Welchen großen Einfluß der Druck der Luft habe, beweisen die Versuche, daß in der luftleeren Kugel das Wasser schon durch die Wärme der menschlichen Hand zum Sieden gebracht wird, und daß es dagegen in dem papinianischen Digestor, wo es seine Dämpfe nicht verbreiten kann, einen ungeheuern Grad der Hitze annimmt. Bei dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre ist der Siedepunkt des Regenwassers 212 Grad Fahrenheit, des Alkohols nur 176, hingegen des Leinöls wie des Quecksilbers 600.

Siegelerde, eigentlich lemnische Erde (Terra sigillata), ist eine Art Bolus, der auf der Insel Lemnos, jetzt Stalimene, gefun-

den wird. Die Alten schrieben ihr die Kraft zu, die Schärfe ätzender Gifte zu hemmen, Blutflüsse zu stillen u. s. f. Den Namen Siegelerde bekam sie davon, weil man die da gebildeten Kügelchen, mit welchen, als einem unschätzbaren Arzneimittel, starker Handel getrieben ward, durch das Siegel des Fundorts bezeichnete, theils um dadurch den eingebildeten Werth noch mehr zu erhöhen, theils aber auch um die Verfälschung zu verhüten. Indessen zog man diesen Artikel nicht bloß aus Lemnos, sondern überhaupt aus dem Orient, ja selbst aus Malta. Dem armenischen Bolus gab man wegen seiner Feinheit den Vorzug. Jetzt brauchen vernünftige Aerzte weder Siegelerde, noch sonst einen Bolus zu medicinischen Zwecken, weil man sich nicht nur von der Kraftlosigkeit, sondern auch von der Schädlichkeit dieser Mittel überzeugt hat.

Siegelkunde (Sphragistik), ein Theil der Urkundenlehre, oder Diplomatik, die zu den historischen Hülfswissenschaften gehört. Die Urkunden erhielten nämlich, vorzüglich im Mittelalter, die größte Bekräftigung durch die Besiegelung, d. i. durch das Hinzufügen gewisser angenommenen Zeichen, späterhin der Wappen. Wenn einer Urkunde die Siegel fehlen, so ist sie zum rechtlichen Gebrauche untauglich; daher muß bei der Vidimation eines Diploms die Beschaffenheit des Siegels genau bemerkt werden. Denn oft vertrat das Siegel die Stelle der Unterschrift. Anfangs war das Recht, Siegel zu führen, nur ein Vorzug der Vornehmeren, oder ganzer Gemeinheiten, der Kirchen und Klöster. Die alten Siegel stellten entweder die Personen, von denen sie geführt wurden, zu Fuß dar (sigilla pedestria), oder zu Pferde (sigilla equestria), oder die Figuren bezogen sich sinnbildlich auf die Würde. Sie sind gewöhnlich rund oder oval, und in Gold, Silber, Blei und am gewöhnlichsten in Wachs von verschiedener Farbe geprägt. Die Farbe des Wachses deutete die Verschiedenheit der Personen, selbst des Standes an. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts ward das Siegellack (spanisches Wachs) gebräuchlich. Die älteste bis jetzt bekannte Urkunde, die mit Lack gesiegelt ist, ist vom Jahr 1554. Die Siegel werden entweder unter die Urkunden gesetzt, oder sie hangen an einem Bande oder einer Schnur in einer Kapsel, Bulle, daran. S. Fr. Ficoroni I Piombi antichi. Rom. 1740, 4. D. M. Manni Osservaz. istoriche sopra i sigilli antichi de' secoli bassi. Flr. 1739 - 86. XXX. 4. und Ph. W. Gercken Anm. über die Siegel zum Nutzen der Diplomatik. Augsb. 1781, 8. Stendal 1786. K.

Siena, eine in einer schönen Gegend auf drei Hügeln liegende alte und große Stadt im Großherzogthum Toscana. Sie hat ungefähr 24,000 Einwohner, deren größter Theil sich durch Manufacturen und Fabriken von Wollenzeugen, Hüten, Leder und Darmsaiten ernährt. Die Straßen von Siena sind mit Backsteinen gepflastert, krumm und höckricht. Die erzbischöfliche Kathedralkirche ist mit weißem, schwarzem und aschgrauem Marmor reichlich überzogen, und mit Statuen von Päpsten und vielen andern Sehenswürdigkeiten verziert. In dem Kloster bei der neuen Augustinerkirche ist eine öffentliche Bibliothek, und in den andern Klöstern der Stadt sind sehr schätzbare Gemählde. Die vom Kaiser Carl V. gestiftete Universität, welche jetzt freilich unbedeutend ist, hat ansehnliche Privilegien, eine große Bibliothek, in welcher viele seltene Bücher und Manuscripte sich befinden, 60 Professoren und eine vortreffliche Reitschule. Auch befinden sich mehrere Akademien zu Siena. Der Marktplatz, auf dem zur Carnevalszeit die Pferderennen und die Faustkämpfe der Edelleute gehalten werden, hat eine muschelförmige Vertiefung und ist sehenswerth. Auch das neue Opernhaus,

das Thor Camollia und der Springbrunnen auf dem großen Marktplatze (Fonte Gaja genannt) sind sehr schön. Aus dieser Stadt stammt das berühmte Geschlecht der Piccolomini her. In Siena wird das zierlichste musikalischste, aber zugleich weichlichste Italienisch gesprochen. Während der französischen Herrschaft war Siena der Hauptort des Departements des Ombrone.

Sierra bedeutet im Spanischen so viel als Gebirge, oder gebirgige Gegend, die öfters durch Beinamen unterschieden wird.

Sierra Leone, oder Sierra Liona, ist eine Landschaft an der Küste von Guinea in Afrika, mit einem Flusse und einem langen Gebirge gleiches Namens. Sie ist überaus fruchtbar an Citronen, Feigen, Datteln und Zuckerrohr. 1793 legte die englische Handlungsgesellschaft hier an der Südseite des Flusses eine Pflanzstadt Namens Freetown von 400 Häusern mit regelmäßigen Straßen an, deren Bewohner größtentheils freie Neger wurden, welche im amerikanischen Kriege die englische Partei gehalten hatten, und versorgte sie reichlich mit allen Bedürfnissen des Lebens und Anbaues. Die edle Absicht der Handelsgesellschaft war, daß aller Sclavenhandel aus dieser Colonie verbannt seyn, die umliegenden Neger durch freundschaftliches Betragen und Tauschhandel mehr civilisirt und dadurch nach und nach mehr Bekanntschaft mit dem innern Lande erlangt werden sollte. Schon fing die Colonie an zu wachsen, als sie 1794 von einer französischen Flotte geplündert und größtentheils zerstört wurde. Die meisten Einwohner retteten sich, und suchten durch neue Unterstützungen wieder emporzukommen, welches auch durch die theilweise Wiederherstellung der Stadt glückte. Um jedoch ähnlichen künftigen Anfällen von der Seeseite her vorzubeugen, fing man 1809 an, die Stadt Kingston, fünf englische Meilen von der Küste, am Schwemsfluß in einer fruchtbaren Gegend, zu erbauen. Auch haben sich bereits mehrere Haufen von Afrikanern zum Anbau der ihnen angewiesenen Bezirke bequemt.

Sierra Morena, ein Gebirge in Spanien zwischen der Provinz Mancha und den Königreichen Cordova und Jaen, ist 80 französische Meilen lang, aber von ungleicher Breite, und soll wegen seiner Farbe den Namen Morena (das Braune) erhalten haben. Bekannt ist es aus dem Don Quixote des Cervantes, und eben so sehr durch die 1767 bis 1770 damit vorgenommene Veränderung, als Olavides sie urbar machen wollte (m. s. Olavides). Dieser wurde freilich in der Ausführung seiner Entwürfe unterbrochen, aber man suchte doch dadurch, daß man Einwohner aus andern Gegenden Spaniens hieher versetzte, den vorgehabten Zweck zu erreichen. In einigen Districten stehen die auf Kosten des Königs erbaueten und mit allen zur Landwirthschaft nöthigen Werkzeugen versehenen Häuser der neuen Anbauer einzeln, mitten in den dazu gehörigen Feldern und Wiesen; in andern Gegenden sind sie wieder zu zwanzig bis dreißig in symmetrischer Ordnung neben einander gebaut. Der Hauptort dieser Colonie ist die Stadt Carolina, welche nach Carl III., unter dem sie zu Stande kam, so genannt wurde. Die westlichere Fortsetzung der Sierra Morena in den Nordgegenden von Sevilla heißt bloß im Allgemeinen die Sierra.

Sieveking (Georg Heinrich), als Schriftsteller, Mensch und Geschäftsmann gleich nützlich und geschätzt, ward den 8ten Jan. 1757 zu Hamburg geboren, lernte bei seinem Vater die Handlung, und gründete in der gedachten Stadt selbst eines der größten Handlungshäuser. Er besaß große und ausgebreitete Kenntnisse, einen sehr thätigen, gebildeten Geist, und diente seinem Vaterlande in mehreren bedeutenden

Aemtern. Außerdem war er eines der thätigsten Mitglieder der dortigen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, und schrieb mit Einsicht und Vaterlandsliebe: Ueber den hamburgischen Münzfuß; Hamb. 1789, 8.; Materialien zu einem vollständigen und systematischen Wechselrecht (ebendaselbst 1792, 8.), und nachmals mit einer Vorrede und mit Anmerkungen herausgegeben von C. U. D. von Eggers, Copenhagen 1802; ingleichen: Fragmente über Luxus, Bürgertugend und Bürgerwohl (Hamb. 1797, 8.) u. a. m. Sieveking starb, nicht bloß in seiner Vaterstadt und in Deutschland, sondern auch von fremden Nationen verehrt und betrauert, den 25sten Febr. 1799 eines leider zu frühen Todes.

Sieyes (Emanuel Joseph), Deputirter bei den Generalständen, bei der französischen Nationalversammlung, Mitglied des Raths der Fünfhundert, Gesandter, Director, Consul, Senateur, Mitglied des Instituts, Großoffizier der Ehrenlegion, Großkreuz des Ordens der Reunion, Graf und Pair u. s., wurde 1748 zu Frejus geboren. Er war Generalvicar des Bischofs von Chartres, Canonicus und Kanzler der Kirche dieser Stadt, als er 1789 zum Deputirten des dritten Standes (Tiers état) von Paris bei den Generalständen ernannt wurde. Diese Ernennung verdankte er seiner berühmten Flugschrift: Was ist der dritte Stand? (Qu'est ce que le tiers état?) welche ihm eine außerordentliche Volksgunst erwarb. Er trug viel zu der gezwungenen Vereinigung der drei Stände, zu der Zurücksendung der Truppen, zu dem berüchtigten Eide vom Ballhause zu Versailles bei, und er war es, der am 10ten August mit so vieler Hitze die Aufhebung der geistlichen Zehnten bestritt, daß er immitten der Verhandlung ausrief: „Sie wollen frei seyn, und verstehen nicht gerecht zu seyn.“ Er widersetzte sich gleichfalls der Bewilligung des Veto für den König, erklärte sich für eine Kammer, und gab die Idee an die Hand, Frankreich in Departementer, Districte und Municipalitäten zu theilen, eine Verfügung, die nicht wenig zur Begründung der Staatsumwälzung beitrug. Seit den ersten Unruhen schien er sich an die orleansche Partei anzuschließen, und bei den Verhören im Chatelet über die Ereignisse vom 5ten und 6ten Oct. sagte er aus: daß er, so wie alle guten Bürger, über jene Auftritte unwillig gewesen sey; er erklärte aber, daß ihm die Ursachen derselben unbekannt wären. Nachher war er in den Ausschüssen sehr thätig, arbeitete an der Constitution und erschien selten auf dem Rednerstuhl. Damals sagte Mirabeau in der vollen Versammlung: daß das Stillschweigen von Sieyes ein öffentliches Unglück sey. Uebrigens schlug er zur Beschränkung von Vergehungen der Presse ein Gesetz vor, womit die Druckfreiheit bestehen könnte, und dieses sehr behutsam ausgearbeitete Werk ist ein Beweis mehr von der Schwierigkeit, in einem Freistaate über diesen Gegenstand ein gutes Gesetz zu geben. Nachdem er ungeachtet seiner Weigerung zum Präsidenten ernannt worden, würde er 1791 zum Mitglied des Departements von Paris gewählt, und schlug zu gleicher Zeit das Bisthum der Hauptstadt, welches die Wahlversammlung ihm übertragen wollte, aus. Kurz darauf gab er jenen sehr bekannten Brief heraus, welchen man ihm nachher so häufig zum Vorwurf machte, und in welchem er bei der Darstellung seiner Grundsätze über die monarchische Verfassung sagt: „Nicht um alten Gewohnheiten zu liebkosen, nicht um irgend einer abergläubisch royalistischen Gesinnung willen ziehe ich die Monarchie vor; ich gebe ihr den Vorzug, weil es mir erwiesen ist, daß in einer

Monarchie für den Staatsbürger mehr Freiheit ist, als in einer Republik, und daß man unter jeder Voraussetzung bei der erstern von diesen Regierungsformen freier ist. Als er zum Conventsdeputirten der Sarthe ernannt war, hielt er sich zurückgezogen, und hüllte sich in eine anscheinende Unbedeutenheit ein, um den Stürmen, welche er kommen sah, zu entgehen. Zur Zeit des Prozesses Ludwigs XVI. blieb er diesem System getreu, und bei dem namentlichen Aufrufe, welcher das Schicksal jenes Fürsten entschied, waren die Worte: „Ja!" „Nein!" und „der Tod!" die einzigen, welche aus Sieyes Munde kamen. Mit dieser Behutsamkeit betrug er sich bis 1795. Damals bestieg er die Rednerbühne, um seinen Abscheu gegen die Verbrechen Robespierre's auszudrücken, den er nicht den Muth gehabt hatte, zu bekämpfen. Bald nachher trat er in den öffentlichen Wohlfahrtsausschuß, schlug, wie er schon mehrere Male gethan hatte, die Präsidentenstelle im Convent aus, ward nach Holland gesandt, um dort mit der neuen Republik einen Tractat abzuschließen, und wirkte bei seiner Rückkehr sehr auf die Verträge mit Preußen und Spanien. Als er endlich zum Mitgliede des Directoriums ernannt war, blieb er lieber im Rathe der Fünfhundert, und wurde fortwährend zu Aufträgen von der größten Wichtigkeit gebraucht. Durch die Hand eines seiner Landsleute, des Abbé Poule, wäre er nach dem 18ten Fructidor fast ums Leben gekommen. 1798 trat er aus dem gesetzgebenden Körper, ward aber bald wieder gewählt. Um diese Zeit wurde er als Gesandter an den Hof von Berlin geschickt, und blieb dort bis 1799, wo er aufs neue zum Mitgliede des Vollziehungsdirectoriums ernannt wurde. Damals bei den kritischen Verhältnissen Frankreichs überzeugt, daß es unmöglich sey, die Directorialverfassung aufrecht zu erhalten, ward Sieyes der Stellvertreter seiner Partei bei Bonaparte, und beschloß mit diesem ehrgeizigen Corsen den Plan der Staatsumwälzung vom 18ten Brumaire. Endlich in seinen politischen Entwürfen durch die Ereignisse jenes Tages getäuscht, wurde er der Untergeordnete dessen, den er seinen Befehlen hatte unterwerfen wollen, und kroch seitdem unter Napoleon, erst mit dem Titel eines zweiten Consuls, nachher mit dem noch bescheidenern eines Senators. Das Landgut Crosne, welches er nachher als eine Nationalbelohnung für sein Einverständniß mit dem Usurpator erhielt, setzte ihn vollends in der Meinung derer herab, die etwas Besseres von ihm erwartet hatten. Er befolgte im Senat denselben Weg, den er Anfangs im Convent gegangen war, wurde dennoch zuweilen der Gegenstand des Argwohns des Tyrannen, und verschloß sich noch mehr in sich selbst. Die Wiederherstellung, woran er wenig Theil nahm, zog ihn aus dieser peinlichen Lage, gab ihm aber weder Glanz noch Ehrenstellen wieder, und zum Erstaunen Aller sahe man ihn 1815 unter den Pairs von Napoleons Schöpfung Platz nehmen. Er theilte im Januar 1816 den Bannspruch, welcher diejenigen sogenannten Königsmörder traf, welche Bonaparte's Constitutionsakte unterzeichnet hatten.

Signalkunst drückt die Fertigkeit aus, mittelst gewisser Zeichen in der möglichst kürzesten Zeit Nachrichten und Befehle von einem Orte zum andern zu bringen. Hieher gehört das wesentlichste Instrument, der Telegraph, der aus einer Verbindung verschiedener Balken besteht, die durch eine gewisse, ihnen zu ertheilende Bewegung in mannichfaltige Formen gestellt werden können, wo jede Stellung ein Wort oder eine Sache ausdrückt. Befinden sich nun auf hohen sich auszeichnenden Gegenständen in gewisser Entfernung dergleichen Instrumente aufgerichtet, theilt das eine dem andern die ihm zugekommenen Zeichen

schnell mit, so ist man dadurch im Stande, eine Nachricht über sehr weite Räume in sehr kurzer Zeit zu bringen. Man hat versucht, leicht gebaute Telegraphen dem Hauptquartiere der Armeen folgen zu lassen; neuerdings hat man aber keinen Gebrauch weiter davon gemacht. Auch Luftballons, die an Leinen befestiget sind, lassen sich auf mancherlei Weise zum Signalisiren gebrauchen. Vorzüglich wird die Signalkunst auf Kriegsschiffen angewendet, wo die Befehle vom Admiralsschiffe mittelst Aufziehens gewisser Flaggen ertheilt werden. Auf den einzelnen Schiffen bedient man sich der Schiffspfeifen, die einen sehr durchdringenden Schall haben, und jeder Ton ein dem Schiffsvolk verständliches Zeichen ist. Bei Landtruppen wird durch Kanonenschüsse oder durch den Trommelschlag signalisirt, wodurch man das Vorrücken, den Angriff oder den Rückzug der einzelnen Corps andeutet. Mehr Belehrung findet man über die Signalkunst in den Werken des Consistorialrath und Professor Bergsträßer, des Professor Bürja, des Hofrath und Professor Böckmann und des Major Freiherrn von Buchenröder.

Silber ist ein edles Metall von eigenthümlicher weißer Farbe, was seinem angenommenen Werthe nach im gemeinen Leben dem Golde am nächsten steht. Es ist bis 10,5 spezifisch schwer, sehr dehnbar, härter und zäher als Gold, bei 1000° Fahrenheit schmelzbar, in großer Hitze flüchtig, sonst aber im Feuer unveränderlich. Es findet sich fast in allen Gegenden der Erde **gediegen** und unter mancherlei Gestalten, blättrig, haarförmig, faserig, zackig, baumartig, größtentheils güldisch, d. i. mit Gold vermischt; **vererzt** oder mit Schwefel zu einem schwarzgrauen Product (Glas- oder Glanzerz) vereinigt; **verlarvt**, d. i. mit mancherlei andern Stoffen so vereinigt, daß das Aeußere solcher Erze keine Aehnlichkeit mit Silbermetall zeigt als das sogenannte rothgüldig-, schwarzgüldig-, weißgüldig Erz, Arsenikſilber, Hornerz rc. Gediegenes Silber hat sich bisweilen in sehr beträchtlichen Massen gefunden, z. B. 1729 im Andreasberge ein Stück von mehrern Centnern; früherhin fand sich ein solcher Klumpen in den sächsischen Bergwerken, wovon das dresdner Naturaliencabinet noch einen Theil aufbewahrt. Die reichhaltigsten europäischen Silbergruben hat Ungern und Siebenbürgen aufzuweisen; überdies sind das Erzgebirge, der Harz und die Grube bei Sala im schwedischen Westmannland berühmt. Sibirien hat reiche Silbergruben bei Kolywan, vor allen aber gaben die amerikanischen Gebirge (bei Potosi) ehedem reiche Ausbeute davon; denn im Jahr 1550 hielt daselbst der Centner Erz 50 Pfund Silber. Doch hat sich diese Menge sehr verringert, sie ist bis 4 und 5 Procent herabgesunken. Dieser geringe Gehalt und die fortwährend große Menge jährlich aus Amerika nach dem Mutterlande gebrachten Goldes brachte im 18ten Jahrhundert in Portugal solchen Silbermangel, daß zwar Goldmünzen genug im Umlauf waren, aber des Silbers zu wenig war, um beim Verkauf im Einzelnen Goldmünzen wechseln zu können. Die Vereinigung des Silbers mit Sauerstoff oder seine Verkalkung, die bei andern unedlen Metallen schon im gewöhnlichen Feuer erfolgt, läßt sich beim Silber nur mit Hülfe galvanischer Electricität oder starker Säuern ausführen; letztere lösen dann das entstandene Oxyd auf und stellen weiße Salze (die Schwefelsäure den Silbervitriol, die Salpetersäure den Silbersalpeter) dar, die am Tageslichte schwarz werden. Das letztere Salz gibt geschmolzen und in Stangen gegossen den Höllenstein. Salzsäure vereinigt sich mit dem Silber zum weißen pulverigen Hornsilber, einem oxydähnlichen Körper, der aus Metall und dem Grundstoffe der Salzsäure besteht; man bedient sich desselben vorzüglich zur

Darstellung eines ganz reinen Silbers, auch technisch zu einigen Arten der Uebersilberung. Knallsilber ist ein durch flüchtiges Laugensalz oder auch auf anderm Wege mit Stickstoff verbundenes Silberoxyd, was wegen seiner heftig explodirenden Eigenschaft leicht gefährlich werden kann. Der Silberbaum oder Dianenbaum entsteht durch Niederschlagung des Silbers aus der salpetersauern Auflösung mittelst reinen Quecksilbers, wo sich die langsam abgeschiedenen Silbertheile crystallinisch und baumförmig ordnen. Bei der Benutzung des Silbers zu Münzen wird dasselbe mit Kupfer zusammengeschmolzen oder legirt. Dieselbe Vermischung findet Statt bei der Verarbeitung zu Gefäßen, Schmuck ꝛc., wo dann, da der Werth nach cölnischem Markgewicht bestimmt wird, die mit Kupfer vermischte Mark eine beschickte oder rauhe zum Unterschied der feinen heißt. Die Menge des in der Mark befindlichen Silbers wird in Lothen ausgedrückt, so daß 12 Loth Silber und 4 Loth Kupfer eine 12löthige Mark geben. Der einfache oder vergoldete Silberdrath, wie er in den Gold- und Silberfabriken zu Tressen, reichen Geweben, Spitzen ꝛc. bereitet wird, verlangt größtentheils reines, unvermischtes Silber. Er wird mittelst der Zieheisen zur gehörigen Feinheit gebracht, dann entweder spiralförmig zu Cantillen gewunden, oder auf der Plättmaschine zu Lahn breit gedrückt und über Seide auf der Spinnmühle gesponnen, um zu Borden, Spitzen, Tressen (Galonen) verarbeitet zu werden. F.

Silberflotte heißt die Flotte, welche vormals alle Jahre aus dem spanischen Amerika nach Europa segelte, und die Ausbeute der dortigen Bergwerke an Gold, Silber und andern Metallen und kostbaren Mineralien überbrachte.

Silbermann (Gottfried), sächsischer Hof- und Landorgelmacher zu Freiberg, aus Frauenstein in Meißen, erwarb sich große mechanische Kenntnisse, ward ein vortrefflicher musikalischer Instrumentenmacher, Erfinder des Cimbal d'Amour, und Verfertiger vieler sehr geschätzten Claviere, Fortepiano's und Orgeln. Die Sauberkeit, Güte und Dauer seiner Werke, die große Einfachheit bei der innern Anlage, die volle und herrliche Intonation, so wie die leichte und bequeme Claviatur, geben seinen Arbeiten einen außerordentlichen Werth. Die schönen Orgeln in Freiberg, Dresden, in der catholischen Schloßkirche und in der Frauen- und Sophienkirche, und an mehrern Orten sind merkwürdige Denkmale dieses großen Künstlers. Er starb 1756. Sein Bruder zu Straßburg, bei dem er die Orgelbaukunst gelernt hatte, hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, Johann Andreas, als Orgelmacher, und der jüngste, Johann Heinrich, als Fortepianobauer in Straßburg und überhaupt in Frankreich den Ruf dieses Namens fortgepflanzt haben.

Silberschlag (Johann Esaias), königlich preußischer Oberconsistorial- und Oberbaurath, Pastor an der Dreifaltigkeitskirche und Director der Realschule zu Berlin, auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst, war 1721 zu Aschersleben geboren. Er war ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, machte sich aber durch seine strenge Orthodoxie zum Gegenstande vielfältiger Angriffe. Unstreitig hatte er bedeutenden Antheil an dem bekannten Religionsedict und an den kirchlichen Reformen, die unter Friedrich Wilhelm II. kein günstiges Aufsehen erregten, und ihre Urheber dem gerechten Tadel aller Verständigen, die Bedürfnisse der Zeit richtig Würdigenden, aussetzten. Ganz in dem bezeichneten Geiste schrieb er seine Geogenie (3 Bände, 4. Berlin 1780), seine Chronologie der Welt (ebendas. 1783, 4.) u. a. Werke. Anerkannt ist sein Verdienst als Mathematiker, Physiker und

Bauverständiger, sowohl durch Schriften als auch durch praktische Werke, Maschinen u. s. w., die von seiner Sachkunde wie von seinem Scharfsinn rühmlich zeugen. Er starb 1791. Ein sehr übel ausgeführtes Grabmal deckt seine Ruhestätte an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin.

Silen (Silenus), nach der Fabel der Erzieher und Begleiter des Bacchus. Seine Abstammung wird höchst verschieden angegeben. Einige machen ihn zum Sohn des Mercur oder des Pan mit einer Nymphe, Andere lassen ihn aus dem Blute des Uranus entsprungen seyn. Nach Pindar war eine Nymphe Nais, nach Andern wieder eine melische Nymphe seine Gemahlin, die ihm den arkadischen Centauren Pholus gebar. Er erzog den Bacchus, unterrichtete ihn in allen Wissenschaften, und ward nachher sein beständiger Gesellschafter. Den begeisternden Trank seines Zöglings liebte er so sehr, daß er fast immer in demselben berauscht, und dadurch zu erhabenen Gesängen entflammt war. So binden bei Virgil den Trunkenen zwei junge Satyrn mit Kränzen, um ihn zum Gesange zu nöthigen. So fing ihn auch Midas, nachdem er sich aus einer mit Wein gefüllten Quelle berauscht hatte, und ließ sich mit ihm in ein tiefsinniges philosophisches Gespräch ein. Im Gigantenkriege stand er den Göttern bei, und schreckte die Riesen durch das unbekannte Geschrei seines Esels. Von ihm entstand ein ganzes Geschlecht von Silenen. Eigentlich versteht man unter den letztern alte Satyrn, deren Charakter heitre stille Ruhe und Gutmüthigkeit ist. Sie haben einen krausen Bart, eine platte Stirn und Glatze. Das Haupt des ganzen Geschlechts ist der obige Erzieher und Begleiter des Bacchus, kenntlich durch den Cantharus oder Weinschlauch, den er oft bei sich trägt. Auch wird er häufig von den übrigen Silenen dadurch unterschieden, daß er auf einem Esel reitend, oder neben dem Bacchus hergehend vorgestellt wird. Eine gewöhnliche Darstellung des Silen ist auch die, daß er den jungen Bacchus im Arme hält.

Silhouette nennt man das Schattenbild eines Menschen, wenn der Umriß desselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist, in welche bisweilen mit weißen Strichen die innern Linien leicht hineingezeichnet sind, oft aber auch nicht einmal dies, sondern nur das Schattenbild aus schwarzem Papier geschnitten und auf hellen Grund befestigt. Solche Schattenbilder erhielten den Namen: Silhouette zuerst spottweise nach einem französischen Finanzminister Etienne de Silhouette, welcher im Jahr 1759 Generalcontrolleur und Minister wurde. Ein verheerender Krieg hatte damals alle Schätze erschöpft. Herr von Silhouette wollte diesem drückenden Mangel durch Reformen und strenge Oekonomie in allen Fächern abhelfen, er schonte dabei weder die Capitalisten noch die Banquiers, schadete dadurch dem Credit und machte sich allgemein verhaßt, so daß er ungeachtet seiner guten Absichten und literarischen Kenntnisse doch gezwungen war, nach neun Monaten seine Stelle aufzugeben. Während dieser Zeit nahmen aber alle Moden in Paris den Charakter der Steifheit und Aermlichkeit an. Man trug Oberröcke ohne Falten, Tabaksdosen von rohem Holz, und anstatt Portraits zu mahlen, zeichnete man den Schattenriß mit Bleistift auf weißes Papier und füllte ihn mit Tusche aus; alle diese Moden nannte man la Silhouette, aber nur dieser letztern Art von Portraits blieb dieser Name. Man kann Silhouetten auf Porzellan und Glas mahlen und einbrennen; besonders geschickt hierin war der verstorbne Glasmahler Mohn in Dresden. Man hat auch versucht, welche in Gold zu graviren auf einem dunkelgrünen Hintergrund. Der Effect derselben ist weit freundlicher und heller, doch hindert der blendende Goldglanz die genaue Beobach-

tung der Aehnlichkeit. So wenig die Silhouette in künstlerischer Hinsicht gewährt, so interessant bleibt sie für den Physiognomiker. Siehe Silhouettirkunst. Wl.

Silhouettiren kann man unstreitig am treuesten und sichersten, wenn man die Silhouette nicht aus freier Hand zeichnet oder ausschneidet, sondern wenn man den wirklichen durch eine Kerze geworfenen Schattenriß mit Kohle oder Kreide umschreibt und ihn nachher vermittelst eines Instruments, welches man Storchschnabel nennt, verkleinert. Die beste Einrichtung zum Silhouettiren ist ein Sesselrahmen; auf einer Bank, auf welcher der Zeichner sowohl als die Person, deren Silhouette genommen werden soll, sitzen können, ist zwischen beiden ein stehender Rahmen befestigt, mit einem reinen flachen Glase, auf welches vermittelst ein Paar Schieberchen ein zartgeöltes und wohlgetrocknetes Papier festgelegt wird. Man muß das Glas höher und tiefer stellen können, nach der Größe der Person; der Sessel hat eine Lehne, woran diese sich fest legen kann, auch kann an dem Rahmen noch ein kleines Kissen angebracht werden, um sich daran zu halten und jedes Schwanken zu vermeiden. Durch ein Sonnenvergrößerungsglas läßt sich der Umriß eines Profiles noch ungleich schärfer, reiner und treffender zeichnen als nach dem Kerzenlicht. Wl.

Silhouettirkunst. Diese, oder wie sie ihrem ursprünglichen Wesen nach heißt, die Schattenmahlerei, war in alter Zeit die anspruchslose Mutter der blühenden Mahlerkunst. Es war eine corinthische Jungfrau, die Tochter des Töpfers und nachmaligen Erdbildners Dibutades, welche die Schattenmahlerei und mit ihr die Grundrisse aller Zeichnung erfand. Als ihr Geliebter verreisen mußte, wünschte das Mädchen sehnsuchtsvoll ein Bild seiner Züge zu behalten; der Schatten des Scheidenden, nach ihr zurückblickenden Jünglings fiel auf die Wand, und die erfindungsreiche Liebe gab ihr den glücklichen Einfall, ihn rasch mit einer Linie zu umschreiben. Dem höhern Gefühl war es hierbei wie immer vorbehalten, den stumpfen unempfänglichen Sinn zu beschämen. Das Mädchen ahnete nicht, eine Kunst erfunden zu haben, aber ihr Versuch war das Ei des Columbus, welches die Hand sinniger Liebe der Weisheit griechischer Kunst darreichte. Nun konnte die Mythe wohl sagen: Phöbos Apollon selbst habe die Kunst der Zeichnung zur Erde gebracht und Eros seinen Pfeil als ersten Griffel der jungfräulichen Hand anvertrauet. Man kann die Zeit dieser Erfindung um die Periode der Erneuerung der olympischen Spiele ansetzen, kurz vor der Vertreibung der Bacchiaden aus Corinth. Sicyon und Corinth blieben die ersten Lehrsitze der Mahlerei, dieser jüngern Tochter des Geistes, welche schnell der ältern Schwester Bildnerei, die immer Tochter der Materie bleibt, nachstrebte. Die ersten Linearversuche nennt man skiagraphisch, bald kam man aber auf die Idee, diese Umrisse mit Farbe auszufüllen, gleich dem Schattenbild selbst. Man nennt Kratos von Sicyon, Philokles aus Aegypten und Kleanthes aus Corinth als Erfinder dieses Fortschrittes, sie mahlten Monochromen oder einfarbige Bilder. Auf dieser Stufe blieb die Silhouettirkunst stehen. Sie wurde bald auch auf größere Gegenstände angewendet, so wie Saurias von Samos den Schatten seines ganzen Pferdes auf der Wand entwarf. Wie beliebt diese Schattenbilder bei den Alten blieben, wie zart und schön gezeichnet sie ausgeführt wurden, dies beweisen uns die vielen hetrurischen Vasengemählde, die alle in diese Gattung gehören. Und immer wird diese Kunst, welche so schnell eine sprechende Aehnlichkeit zu geben vermag,

beliebt bleiben. Ein Schatten ist das schwächste, aber dennoch da treueste Bild des Menschen im Profil, wo sich alle Charakterzüge a deutlichsten aussprechen; ein blaßer Schatten kann hier zur Stimm der Wahrheit, zum Verkünder des Göttlichen werden. Nun nur noc ein Paar Bemerkungen über Silhouetten und über die Art, wie wir si beobachten müssen. Treffende, aber zugleich übertriebene, carricaturartig Aehnlichkeiten in ihnen zu liefern ist sehr leicht, zarte und richtig auf gefaßte sind desto seltner und schwerer. Die Natur ist scharf und fre in ihren Umrissen; wer ihre Schärfe vorzüglich beobachtet, wird hart, wer ihre Freiheit einseitig studirt, wird unbestimmt. Es giebt viel Gesichter, die, wenn ihr Schattenriß nur um ein Haar breit schärfer oder stumpfer gezogen ist, einen ganz fremden Ausdruck bekommen. Die zartesten, sinnigsten, engelreinsten Profile werden am leichtesten verfehlt werden; das Licht der Plastik und der Mahlerei muß sie darstellen, nicht der Schatten der Silhouette. Je harmonischer verschmolzen die Züge sind, desto schwerer wird es der Silhouette, sie zu treffen; je überwiegender einzelne Geisteskräfte sich darin aussprechen, desto geeigneter ist die Silhouette zur Darstellung. Sie wird die zornigsten und sanftesten, die eigensinnigsten und die weichsten, die tiefforschendsten und die oberflächlichsten Charaktere leicht darstellen, weit schwerer aber diejenigen, wo Phantasie, Ideenreichthum und Gemüthlichkeit vorherrschend sind. So wird tiefer Verstand sich eher darin zeigen als heller, schöpferische Thatkraft eher als schöpferischer Sinn. Die Silhouette drückt überhaupt mehr die Anlage als die Vollendung des Charakters aus. Die Linien, welche die menschlichen Gesichter begränzen, kann man in folgende Classen eintheilen: perpendiculäre, hartgespannte, weich verfließende, vorwärts sinkende, zurückstrebende, gebogne, wellenförmige, concave, convexe, gebrochene, eckige, gepreßte, gedehnte, zusammengesetzte, contrastirende. Wir sehen schon hieraus, daß die Silhouette der Theil der bildenden Kunst ist, der den Uebergang in die Mathematik, dieser Wurzel aller Künste, macht, der bezifferte Generalbaß der Zeichnung, der architektonische Aufriß der menschlichen Physiognomie. Diese in der Erdnähe liegenden Grundlinien der Künste sind es, wo sie verzweigt sind, getheilt steigen dann die Blüthen himmelwärts. An jeder Silhouette kann man neun horizontale Hauptabschnitte bemerken: 1. den Bogen des Scheitels bis zum Ansatz des Haars, 2. den Umriß der Stirne, 3. den Raum von der Augenbraue bis zur Nasenwurzel, dem Ansatz der Nase, 4. die Nase bis zur Oberlippe, 5. die Oberlippe, 6. die Unterlippe, 7. das Oberkinn, 8. das Unterkinn, 9. der Hals. Ueberdieß noch Hinterhaupt und Nacken. Der 2te und 3te Abschnitt zeigt am öftersten und sichersten den Verstand, die Geistes-, Leidens- und Wirkenskräfte des Menschen, der 4te Geschmack und feinen Tact, der 5te bis 8te Gefühl und Gemüth, Art und Grad der Sinnlichkeit, der Liebe und des Hasses. Hals und Nacken drücken die Gespanntheit oder Lokkerheit, Schwung und Biegung des ganzen Wesens aus. Sind alle Linien von gleicher Art, so muß das Ganze Carricatur seyn. Die glücklichste Verschmelzung verschiedner Linien bildet die schönsten Züge. Jeder einzelne Theil dieser Abschnitte ist an sich ein Buchstabe, oft eine Sylbe, oft ein Wort, bisweilen eine ganze Rede der Wahrheit verkündenden Natur! Wie viel vermag daher die Silhouettirkunst uns zu geben, wenn sie mit feiner Sinnlichkeit getrieben wird! W. L.

Silius (Cajus), mit dem Beinamen **Italicus**, ein römischer Dichter aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt. Nach seinem Beinamen war er entweder aus der Stadt Italica in Spanien,

oder aus Corfinium, das sonst auch Italica hieß, gebürtig. Eben so wenig Bestimmtes weiß man von seinen Lebensumständen. Er war mehrere Jahre Rechtsanwald in Rom, und begleitete zu verschiednen Malen das Consulat. Als Proconsul in Asien erwarb er sich wie in seinen frühern Aemtern vieles Lob, worauf er sich von den Geschäften zurückzog und als ein angesehener und geehrter Privatmann ohne Macht und Neid lebte, im Genuß eines ansehnlichen Vermögens und einzig beschäftigt mit den Wissenschaften. In der Beredsamkeit war Cicero, in der Dichtkunst Virgil sein Vorbild. Wie wenig er aber den letztern erreichte, beweis't sein auf uns gekommenes Gedicht vom zweiten punischen Kriege, welches er unter Domitians Regierung schrieb. Der Werth dieses Epos besteht weniger in der Poesie als in der historischen Genauigkeit, womit die Thatsachen erzählt werden. Es hat daher selbst zur Aufhellung mancher geschichtlichen Umstände gedient. Den poetischen Werth hat schon Plinius richtig beurtheilt, indem er es mehr ein Werk des Fleißes als des Genies nennt. Doch fehlt es nicht an einzelnen Stellen, die sich durch höhern Schwung und größern Reichthum vortheilhaft auszeichnen, z. B. die Beschreibung von Hannibals Zug über die Alpen. Silius Italicus starb im zweiten Jahre der Regierung Trajans, in einem 75jährigen Alter, eines freiwilligen Hungertodes, den er wählte, um sich von den Schmerzen eines unheilbaren Geschwürs zu befreien. Die vorzüglichste Ausgabe seines Gedichtes ist von Drakenborch, Utrecht 1717, 4°. Villebrune, der es ebenfalls herausgegeben, hat die Thorheit begangen, ein Stück aus Petrarca's Afrika dem Silius zu vindiciren und in seiner Ausgabe geradeswegs einzuschalten, so sehr auch Zusammenhang und Sprache dawider streiten. M.

Silvanus, ein uralter italischer Gott, der nach Virgil bei den tyrrhenischen Pelasgern als Gott der Aecker und des Viehs in Hainen verehrt wurde. Nach Horaz empfing er als Grenzhüter Trauben, und für Erhaltung der Heerde zum Herbstopfer Milch. Nach Cato erflehte man die Gesundheit der Rinder vom Mars Silvanus im Walde mit einem Opfer von Speltmehl, Speck, Fleisch und Wein. Bei Juvenal wird ihm ein Schwein geschlachtet. Lucilius bei Nonnus nennt ihn der Wölfe Verscheucher und Zerdonnerer der Bäume. Als Anpflanzer wilder Bäume trägt er einen Wurzelschoß der Cypresse und freut sich des wildernden Stammes. Der Verfasser de limitibus sagt: Silvan habe zuerst einen Grenzstein gesetzt, und unterscheidet einen häuslichen, zu den Hausgöttern gehörigen, einen ländlichen, den Hirten heiligen, und einen anfänglichen, der auf der Grenzscheide verschiedner Besitzungen einen Hain habe. Die Kunst stellte ihn als einen nackten, bärtigen Mann dar, auf dem Haupte einen wilden Kranz, in der Rechten eine Hippe, in der Linken einen Ast. Spätere Erklärung deutet ihn, wie den Faunus und Pan, mit denen er vermischt ward, zu einem Symbol des Grundstoffs.

Simeon (J. J.), Baron, Mitglied des Raths der Fünfhundert, Tribun, Staatsrath, Präfect, bevollmächtigter Minister, Großoffizier der Ehrenlegion u. s. w., war zur Zeit der Revolution Advocat zu Aix, und ergriff mit Mäßigung die revolutionäre Partei. 1790 wurde er Procureur-Generalsyndicus des Departements der Rhonemündungen, ward 1793 als Föderalist außer dem Gesetze erklärt, flüchtete darauf nach Genf, und kehrte nach Robespierre's Tode nach Frankreich zurück. 1795 wurde er zum Deputirten beim Rathe der Fünfhunderte erwählt, und zeigte sich dort als Feind der Terroristen. Er verlangte oft die Bestrafung derjenigen aus dem Süden, und wurde 1796 selbst

angeklagt, Theil an der Uebergabe von Toulon an die Engländer genommen zu haben; eine Beschuldigung, hinsichtlich welcher er sich auf der Stelle rechtfertigte. Nachher war er in die royalistische Verschwörung von Lavilleheurnois verwickelt, und zog sich durch Abläugnen heraus. Kurz darauf wurde er zum Präsidenten des Raths ernannt, und verwaltete dieses Amt am 18ten Fructidor. Er hatte den Muth in dem Augenblicke, wo die Truppen des Directoriums in den Saal der Sitzung eindrangen, sich mit dreißig seiner Amtsbrüder dorthin zu begeben, und mit dem Tone des Unwillens und Schmerzes auszurufen: „die Constitution ist verletzt, und die Nationalrepräsentation auf eine unwürdige Weise beschimpft. Ich erkläre, daß die Versammlung aufgelös't ist, bis die Urheber so strafbarer Frevel bestraft seyn werden." Als er nachher in die Deportationsliste mit einbegriffen war, entging er seinen Feinden, und wurde 1799 von der Consularregierung zurückberufen. 1800 gab er als Mitglied des Tribunats seine Stimme zur Einführung des Consulats auf Lebenszeit, und 1804 zur Errichtung der Kaiserwürde für Napoleon Bonaparte. Er trat in den Staatsrath ein, und wurde nach dem Frieden von Tilsit nach Westphalen geschickt, um die Gerichtsverfassung dieses Staats zu organisiren. Dort blieb er bis zum October 1813 Justizminister; wurde nach der Wiederherstellung Präfect des Norddepartements, und erhielt vom Könige im November 1814 den Titel als Großoffizier der Ehrenlegion. Das Departement der Rhonemündungen hatte ihn im Mai 1815 zum Abgeordneten bei der Kammer der Repräsentanten ernannt; allein er nahm nicht Sitz, und war noch am Schlusse des gedachten Jahres Staatsrath.

Simon (Richard), ein berühmter französischer Geistlicher und Schriftsteller, geboren zu Dieppe den 13ten Mai 1638, trat in die Congregation des Oratoriums, lebte meistens zu Paris, war einige Jahre Pfarrer zu Bolleville, legte diese Stelle 1681 nieder, ging nach seiner Vaterstadt, und starb 1712. In Rücksicht seines Genies hatte er viele Aehnlichkeit mit Bayle, so weit sich bei der Verschiedenheit der Gegenstände, welche beide Männer bearbeiteten, dies bemerken läßt. Was er für biblische Kritik und für Kirchengeschichte geschrieben hat, ist meist trefflich, und selbst die Protestanten haben erst gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts diesen großen Mann recht schätzen gelernt, der, wenn er auch nicht immer die Wahrheit selbst gibt, doch den Weg zu ihrer Auffindung gezeigt, und für seine Zeiten sehr glücklich gebahnt hat. Mit einer vortrefflichen Auswahl der Materien verbindet er zugleich eine schöne Ordnung und einen lebhaften Vortrag. Von seinen sehr zahlreichen Schriften führen wir hier an seine Histoire critique du Texte du Nouveau Testament, Rotterd. 1684, 4.; Histoire critique des versions du Nouveau Testament, ib. 1690, 4.; Histoire critique des principaux commentateurs du N. T. ibid. 1693, 4.; Nouvelles Observations sur le texte du N. T. par R. S. P. (Richard Simon, Prêtre). Diese Schriften gehören zusammen, und sind auszugsweise, aber nicht vollendet, übersetzt unter dem Titel: R. Simons kritische Historie des Textes des Neuen Testaments, von H. M. A. Cramer, mit Anmerkungen von J. S. Semler, Halle 1776, 8., und Richard Simons kritische Historie der Uebersetzungen des N. T. 2 Abtheilungen, ebend. 1777, 8.

Simonides, ein Zeitgenosse und Liebling des gesangliebenden Tyrannen Hipparchus in Athen, aus Julis, einer Stadt auf der Insel Ceos, gebürtig. Nach der gewöhnlichen Meinung wurde er ungefähr

557 vor Chr. Geb. oder im zweiten Jr der 55sten Olympiade geboren. Er kam als Sänger nach Athen, und gewann bald die Liebe und Achtung des Hipparchus in einem solchen Grade, daß er längere Zeit bei ihm bleiben mußte. Hier wurde er mit Anakreon und Theognis bekannt, und später sah er noch den großen Tragiker Aeschylus auftreten. In Thessalien war er bei den Scopaden, sehr angesehenen Männern, ein willkommner Hausfreund. Er verherrlichte in mehrern Liedern die Siege dieser Männer, welche sie bei den feierlichen Spielen in Griechenland davon getragen hatten. Hier war es auch, wo der Dichter nach der Erzählung des Cicero (de Orat. II. 86.) auf eine wunderbare Weise gerettet wurde. Denn da er einst mit dem einen Scopas beim Mahle saß, und eine Hymne vorlas, worin er dessen Tugenden pries, zugleich aber auch die Dioskuren mit erhob, so äußerte Scopas, er könne ihm bloß die Hälfte der versprochenen Belohnung geben, die andre möchte er sich von den gepriesenen Dioskuren auszahlen lassen. Kurz darauf rief Jemand den Simonides aus dem Speisezimmer, weil ihn zwei Jünglinge zu sprechen verlangten. Als er nun vor die Thüre kam, fand er Niemand. Eben wollte er wieder zu seinen Gastfreunden zurückkehren, als plötzlich der Saal einstürzte, und Scopas unter den Trümmern desselben mit seiner Familie zerschmettert wurde. Als nun der Schutt weggeschaft war, und man die ganz entstellten Körper der Erschlagenen nicht mehr erkannte, so erinnerte sich Simonides der Ordnung, in welcher sie gesessen hatten, und konnte sie auf diese Weise genau angeben. Dies brachte ihn auf die Vermuthung, daß man durch die zweckmäßige Vertheilung der zu merkenden Gegenstände an gewisse Orte und Fächer dem Gedächtniß eine außerordentliche Erleichterung verschaffen könne. Auf diese Art soll er der Erfinder der in den ältesten und neusten Zeiten so berühmten Gedächtnißkunst geworden seyn. Noch ein Mal wurde der Dichter auf eine wundervolle Weise erhalten. Als er nämlich den todten Körper eines ihm unbekannten Menschen, der am Meeresstrande lag, beerdigt hatte, und eben im Begriff war, sich auf die See zu begeben, warnte ihn der Geist des Beerdigten, sich dem trügerischen Elemente nicht anzuvertrauen. Er beherzigte die Warnung, und blieb zurück. Nicht lange hernach vernahm er, daß jenes Schiff, welches er besteigen wollte, mit der ganzen Mannschaft untergegangen sey. In Athen war er mehrmals, und soll sogar bei der Feier des Sieges von Marathon in einem poetischen Wettstreite den Aeschylus besiegt haben. Bei seinem Aufenthalte in Sparta verherrlichte er den heldenmüthigen Tod des Leonidas in mehreren Gedichten. Später erhielt er eine Einladung von dem Könige Hiero, nach Syracus zu kommen. Er ging auch dahin, und wurde seinem Gastfreunde so theuer und unentbehrlich, daß er ihn nicht wieder von sich ließ, um sich im täglichen Umgange mit dem geistreichen Sänger zu belehren und zu ergötzen. Nach seinem Tode, welcher 467 vor Chr. Geb. erfolgte, ließ ihm Hiero in der Nähe von Syracus ein schönes Grabmal errichten. Von den vielen Gedichten, die er verfertigte, sind nur wenige auf unsere Zeiten gekommen, welche Brunck gesammelt hat. Die Alten rühmen an diesen Poesien Anmuth, Natürlichkeit und Leichtigkeit. Auch macht man gewöhnlich den Simonides zum Erfinder der griechischen Buchstaben ω. ζ. ξ. ψ. u. Nicht mit Unrecht tadelt man an diesem Dichter ein zu eifriges Streben nach Reichthum, und die Gewohnheit, sich seine Gedichte bezahlen zu lassen, was vorher nicht geschehen war.

Simonie heißt in der Sprache des Kirchenrechts die strafbar Erwerbung geistlicher Aemter und Pfründen durch offnen Kauf un Bezahlung oder durch Bestechung und andre verbrecherische Schleich wege. Sie ist in den Kirchengesetzen aller Religionsparteien hart ve pönt, obgleich die Käuflichkeit der Kirchenämter in Rom von den päpst lichen Hoftheologen nicht für Simonie gehalten wird. Den Name hat dieses auf Seiten der Verleiher und Empfänger gleich große Ve gehen von dem chaldäischen Magus Simon, der nach dem Berich der Apostelgeschichte die Mittheilung des heiligen Geistes durch Aufl gung der Hände von den Aposteln für Geld zu erlangen suchte. E.

Simplon, Simpelen (ital. Sampione) heißt ein 6174 Fu hoher Berg, und eine auf demselben belegene Pfarre im Walliserland Ueber den Berg führt ein Weg aus Frankreich nach Italien. Sta desselben legten die Franzosen eine große gezogene Straße an, welche i Jahre 1806 vollendet wurde, welche 8 Stunden lang ist, und über 26 Brücken und durch mehrere in Felsen gehauene Grotten führt.

Simultaneum nennt man das zugleich Statt findende Au übungsrecht der protestantischen und catholischen Religion in Eine Staate. Ehemals machte man in Deutschland einen Unterschied zw schen nothwendigem und willkürlichem Simultaneum (Simu taneum necessarium et voluntarium). Das erstere war ei solches, welches aus dem Besitzstande des Normaljahrs hergeleitet wu de: wenn nämlich die catholische und protestantische Religion 1624 i einem zum deutschen Reiche gehörigen Lande neben einander geübt wo den waren, so hatten die Unterthanen auch nachher das Recht dazu Willkürliches Simultaneum war hingegen dann vorhanden, wen ein Landesherr in seinem Lande, worin nach dem Normaljahr die an dere Religion herrschend war, diejenige, zu der er sich bekannte, ei führte; nur durfte die herrschende Religionspartei dadurch nicht in d Ausübung ihres Gottesdienstes beschränkt werden, und bloß in eine verpfändet gewesenen, und von dem Landesherrn wieder eingelösten Lande durfte ein willkürliches Simultaneum eingeführt werden. Na der Verfassung des gegenwärtigen deutschen Bundes gilt in allen da gehörigen Ländern ein volles, nothwendiges Simultaneum (s. Reic deutsches, und deutscher Bund). Der Vertrag, vermöge dessen d Glieder verschiedner Confessionen an einem Orte sich zu ihrem Gotte dienste einer und derselben Kirche bedienen, und sie abwechselnd benutze wird auch Simultaneum genannt.

Sinclair (John) Baronet, Doctor der Rechte, Parlamentsgli und Präsident der Gesellschaft des Ackerbaues, ist der Sohn des Lai von Ulster und der Lady Johanna Sutherland. Er wurde 1754 a dem Stammgute der Familie geboren. Auf der hohen Schule zu Edi burg erhielt er seine erste Erziehung, und wurde nachher erst nach Gla gow, und dann nach Oxford auf die dortigen Universitäten geschic Bei seiner Rückkehr nach Schottland ward er in die Advocatenzu aufgenommen, ohne daß er jedoch die Rechtswissenschaft als einen E werbzweig gebraucht hätte. Sehr früh trat er in das Parlament ei und war auf längere Zeit ein Anhänger Pitts; späterhin ergriff er al die Oppositionspartei, obgleich er, was merkwürdig ist, der Absch fung des Sclavenhandels abhold war. Für die Verbesserung des Ack baues bewies er sich sehr thätig, und seinen Bemühungen ist hau sächlich die Errichtung der Gesellschaft, deren Vorsitzer er war, zu schreiben. Ehe Sinclair jene Präsidentschaft erhielt, stiftete er eine G sellschaft zur Verbesserung der englischen Wolle. Während des letz

Krieges errichtete er zwei Bataillone, welche die Rothsay- und Caithnesmiliz genannt wurden, und von denen beiden er Oberster war. 1786 wurde er zum Baronet ernannt, und nur seiner Feindseligkeit gegen Pitt war es zuzuschreiben, daß dieser Staatsmann ihm die Pairswürde verweigerte. Er hat eine große Anzahl von Schriften herausgegeben, die sich meistens auf ökonomische und staatswissenschaftliche, besonders sein Vaterland betreffende Gegenstände beziehen, und von denen seine History of the public revenue of the British Empire, 4., 1785, und 3te Ausgabe 3 Vol. in 8. 1805, und seine statistischen Nachrichten von Schottland (Statistical account of Scotland etc. 4 Vol. 8, Edinb. 1792 — 1799), auch für den Ausländer höchst interessant sind. Das letztere Werk ist im Auszuge von Joh. Philipp Ebeling (2 Bände, Leipzig 1794 — 1796) ins Deutsche übersetzt.

Singen, s. Gesang.

Singmethoden gibt es im allgemeinen fast so viel als es Völker gibt, doch besonders zeichnet sich hier wieder die italienische, deutsche und französische Methode aus, und ist bei jeder Art des Gesanges sogleich wieder zu erkennen. Daß die Italiener, deren Sprache selbst Gesang ist, deren Clima den wohlthätigsten Einfluß auf die Stimme hat, deren heiligste Feier ihre Kirchenmusik, und deren Lieblingsfreude ihre Oper ist, die vollendetste und trefflichste Singmethode haben müssen, ist natürlich. Sie zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie den höchsten Fleiß auf die erste Bildung der Tonwerkzeuge und der Kehle wenden läßt, um ihnen die höchste Reinheit und Biegsamkeit zu geben; die rastloseste Uebung im Scalasingen und im Solfeggiren ist hierzu erfoderlich. Ein zweiter Vorzug der italienischen Singmethode ist das sanftschwellende Tragen und Binden der Töne, welches sie portamento di voce (s. d. Art.) nennt. Es gibt dem Gesange zauberischen Reiz und einen hinreißenden Schmelz, welcher sich nur mit Zephyrshauch und Aurorenglut vergleichen läßt; dieses Tragen der Stimme gibt dem ganzen Gesang dieselbe Haltung, die ein recht vollendetes Gemählde hat, nichts steht einzeln da, und dennoch bleibt jeder Ton vollkommen rein. Der dritte Vorzug dieser Methode ist die deutliche Aussprache, vermöge welcher man jedes Wort verstehen kann; die italienische Sprache erfodert schon eine hellertönende Aussprache, und bildet die Vocale in ihrer klangvollsten Reinheit aus. Man macht oft den italienischen Sängern den Vorwurf, daß ihr Gesang mit Verzierungen überladen sey; theils zu große Fertigkeit, theils Leerheit der Compositionen kann hierzu verleiten, wenn streng zügelnder Geschmack mangelt, doch kann die eigentliche Methode nichts für diesen Mißbrauch. Die italienische Methode zeigt sich am herrlichsten bei dem Opernstyl, in Darstellung aller Arten der Gefühle, vom höchsten Ernst an bis zum ausgelassenen Komischen, wobei besonders die überaus fertige Geläufigkeit der Zunge sehr unterstützt. Die deutsche Singmethode ist strenger, unbiegsamer, dem Kirchenstyl angemeßner, da vorzüglich die meisten deutschen Sänger gründlichere Musikkenntnisse haben; die Fuge ist ihr Triumph, Festigkeit und Sicherheit stehen ihr zur Seite. Süßschmeichelnd spricht die italienische durch die Sinne zum Sinn, die ernste deutsche scheint diese Dolmetscher zu verschmähen, sie will unmittelbar mit dem Verstande zu thun haben, dem sie oft zumuthet, sie ohne Beihülfe der Worte zu verstehen, denn selten sind diese vernehmlich articulirt. Es ist die auffallendste Aehnlichkeit zwischen den Singmethoden dieser Völker und ihren Mahlerschulen. Die französische Singmethode gränzt so sehr an Declamation, daß man sieht, wie un-

gern dies Volk aufhört zu sprechen, wenn es sich zum Singen entschließen soll. Ihr Gesang hat stets etwas gellendes, erzwungnes und gepreßtes; schon die Sprache verursacht dies, da ihre verschluckten Endsylben und ihr ton- und accentloses Flüstern dem Gesang ganz entgegengesetzt sind. Das einzige Fach, worinn ihr Gesang sich gut ausnimmt, sind ihre echten einfachen Nationalromanzen; diese erinnern an die Zeit der Troubadouren, und haben etwas ungemein rührendes. Die Volkslieder, Chansons, Vaudeville's und Rondelays sind ganz etwas anders, dabei ist es dem Franzosen stets um den witzigen Einfall des Textes zu thun, der Gesang wird bei ihnen den Worten untergelegt, nicht die Worte dem Gesang. Viele der berühmtesten Tonkünstler haben in neuerer Zeit Gesanglehren und Methoden bekannt gemacht; zu den frühsten derselben gehören: Hillers Anweisung zum musikalisch-richtigen Gesang, 1774, und Voglers Stimmbildungskunst 1776; Righini's Uebungen, um sich in der Kunst des Gesanges zu vervollkommnen, 1804, und Nägeli's Gesangbildungslehre nach Pestalozzi's Methode, sind zu empfehlen; doch zu den ausgezeichnetsten Werken dieser Art gehören: Briefe an Natalie, über den Gesang rc. von Nina d'Aubigny von Engelbronner 1805, und Benelli's Grammatica del Canto 1816; vor allen aber Crescentini's Uebungen für die Singstimme ohne Worte, welche allen Sängern, denen es Ernst ist mit der Bildung ihrer Stimme, empfohlen zu werden verdienen. Wl.

Singschulen. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war der Gesang wahres Bedürfniß des Herzens, und schönster Ausdruck der Gefühle. Sein kunstmäßiges Erlernen wurde dadurch geheiligt, daß er in alter wie in neuer Zeit stets dem Dienst der Religion geweiht, und als wahres Bildungsmittel der Völker angesehen war. Unter dem Schutz der Kirche sowohl als des Staates standen daher immer die Singschulen, und in Ansehung ihres Zweckes sowohl als der Art, wie sie solchen zu erreichen suchten, wird es nicht uninteressant seyn, einen Ueberblick auf die blühendsten Anstalten dieser Art in allen Zeiten zu werfen. Zu den geheimnißvollen Aegyptiern, diesen Urvätern aller Künste und Wissenschaften, müssen wir uns zuerst wenden; ihnen gab Hermes die erste Lyra mit drei Saiten, deren höchste den Sommer, die tiefste den Winter, und die mittlere den Frühling andeutete. Alles wurde bei ihnen hieroglyphisch, sie fanden eine Uebereinstimmung zwischen den Klängen ihrer Tonleiter, der Ordnung der Planeten, und den Tagen der Woche; da sie die Zahl sieben sehr heilig hielten, und Planeten und Tage danach ordneten, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihre Tonleiter der neuern, nach Octaven eingetheilten, näher stand, als alle spätern griechischen Tonleitern. Nur Gesang durfte ihren Tempeldienst und ihre Opferceremonien begleiten. Es war Gesetz bei ihnen, daß die Kinder in gewissen Arten von Gesang und Musik unterrichtet werden mußten, und wir können daher mit Recht behaupten, daß es dort die ersten Singschulen gab. Bei der Feier des Dianenfestes zu Bubastis, beim Osirisfeste, und bei der Todtenfeier des Maneros (des einzigen Sohnes ihres ersten Königs, der in der Lebensblüthe starb), wurde dieser Gesang angewendet. — Bei den Hebräern war Gesang dermaßen in alle heiligen Gebräuche verwebt, daß der Name Musiker mit den Namen Prophet und Weiser gleichbedeutend war. Samuel stiftete während der friedlichen Jahre seines Richteramts die berühmten Prophetenschulen, worin besonders Gesang, Musik und Dichtkunst gelehrt wurden. Nur mit Musik vereinigt wurde geweissagt. Unter David war der erste der Leviten zugleich Sangmeister, und hatte mit vierund-

zwanzig Untercapellmeistern ein Chor von viertausend Sängern und Spielern zu leiten. Aehnlich ist bei den Chinesen die Einrichtung ihrer Singschulen schon in den urältesten Zeiten gewesen. Der französische Missionär Amiot übersetzte ein chinesisches Werk von Ly-Koang-ty, durch welches wir sehen, daß zwei der vornehmsten Mandarinen Vorsteher der Singschulen in Peking sind; acht höhere und sechszehn niedrigere Doctoren der Musik nebst acht untergeordneten Mandarinen, acht Musikographen und achtzig Schülern machen diese Anstalt aus. Bei den Hebräern war unter Salomo die Pracht und Kunstliebe am höchsten gestiegen, und keine neuere händelsche Gedächtnisfeier, keine wiener Aufführung von Beethovens Schlacht bei Vittoria läßt sich mit dem Musikfest bei der Einweihung vom Tempel Salomonis vergleichen, wo 200,000 Sänger, 40,000 Harfen, 40,000 Sistern und 200,000 silberne mosaische Trompeten sich vereinten. Bei den Griechen wurden schon die Orakel stets mit Gesang ertheilt. Die Schüler des Pythagoras mußten beim Erwachen früh, und ehe sie schlafen gingen Abends Gesänge anstimmen, um den störenden Einfluß des Irdischen zu überwinden. Dem Apollo zu Ehren ertönten die mannichfaltigsten Hymnen: Päane, Nomen und Prosodien, welche den Griechen von Kindheit an gelehrt wurden. Die Sängerschulen der Griechen sind weltberühmt; Orpheus und Linus standen in den ältesten Zeiten an ihrer Spitze, später Thamyris, Demodocus, Phemius, der göttliche Homer selbst, so wie Hesiodus und Thaletas. Bei den großen Volksspielen waren musikalische Wettkämpfe, und die vier heiligsten Feste, die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele, so wie auch die Panathenäen, wurden dadurch zu wahren Schulen der Musik. Durch die Hetrurier und Griechen wurde der Gesang bei den Römern eingeführt. Unter den römischen Kaisern war Musik und Gesang gränzenlos geliebt, viele von ihnen übten sie selbst leidenschaftlich. Doch von eigentlichen Singschulen wußte man im alten Rom wenig, da die ausgezeichnetsten Künstler Ausländer waren. Bei den Galliern wurde damals die Musik durch die Druiden und Barden gelehrt und geübt. Sie brauchten bei ihren Religionsgebräuchen und Geheimnissen so viele Gesänge, die sie alle auswendig lernen mußten, daß zu der Zeit des Julius Cäsar mancher Druide zwanzig Jahre brauchte, ehe er damit zu Stande kam. In Britannien wurden mit dem Druidismus auch diese Gesangsschulen eingeführt. Schon in den ältesten Zeiten waren die Sänger Schottlands und Britanniens hochberühmt; nach der Vertilgung des Druidismus wurden sie Minstrels genannt, und waren besonders in Wallis einheimisch. Bei den Deutschen wird Tuisko als der erste König genannt, der schon um das J. 2000 nach Erschaffung der Welt besondere Gesetze in Reime und Gesänge faßte, und sie seinem Volk zu singen gab, um sie ihnen recht einzuprägen. Wie er seinen Sängern auftrug, gute Handlungen durch Lieder im Andenken zu erhalten, so befahl einer seiner Nachfolger, daß man auch schlechte Handlungen in Lieder bringen, und sie des Nachts auf den Gassen mit Fackeln vor den Häusern der Urheber solcher schlechten Handlungen zur Strafe und Hohn singen solle. Diese Gesänge wurden damals Gesanglichter genannt. Die Barden entflammten durch ihre Heldenlieder und ihr Kriegsgeschrei zur Schlacht, und waren die Lehrer aller Gesänge. Von diesen Bardieten erzählt Ammianus Marcellinus, sie hätten mit einem ganz leisen Gesäusel angefangen, welches allmählig wuchs, bis es zuletzt ein stürmendes Geräusch geworden sey, als ob Meereswogen an Felsen schlügen. So tönten die Gesangsweisen,

durch mancherlei Schulen verbreitet, von Völkern zu Völkern, von Zeiten zu Zeiten, doch mit der Einführung des Christenthums bekamen auch die Singschulen eine höhere, schönere Richtung. Die ersten Christen, besonders die Therapeuten, sangen bei ihren religiösen Feierlichkeiten Hymnen in verschiedenen abwechselnden Chören; nach geendigter Abendmahlzeit fingen ihre Vigilien an, die stets durch solchen Gesang gefeiert wurden. Auch unter den härtesten Bedrückungen gaben die Christen ihren gottesdienstlichen Gesang nicht auf. Clemens Romanus, ein Gefährte des Apostel Paulus, gab schon die Verordnung, nach welcher stets der Vorsänger die Psalmen anstimmen, und die Gemeinde solche nachsingen mußte. Bei den Agapen oder Liebesmahlen wurden stets fromme Lieder gesungen. Die Vorsteher der Kirche waren zugleich Vorsteher des Gesanges. Am wärmsten beförderten ihn Ambrosius und Chrysostomus. Schon in den ersten Jahrhunderten wurden Anstalten zu besondern Singschulen gemacht. Cyrillus schreibt vom heil. Theodosius, er sey der Kirche seines Orts schon von seinem Knabenalter an als Cantor nützlich gewesen, und der heil. Nicetius, Erzbischof zu Trier in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, beschloß, alle in seinem Kirchsprengel geborne Knaben, sogleich, wenn sie anfingen zu reden, auch im Singen unterrichten zu lassen. Doch eigentliche Pflanzschulen des Gesanges gab es zuerst in Rom, und Papst Sylvester war zwischen 314 und 335 der erste Stifter derselben. Es wurde eine Singschule errichtet, welche allen Kirchen der Stadt gemeinschaftlich angehörte, und bei Prozessionen und Stationen gebraucht wurde, um bei den vom Papst oder Presbyter begangenen heiligen Handlungen und feierlichen Messen zu singen. Der Vorsteher einer solchen Singschule wurde Primicerius genannt, und genoß großer Würde. Er unterrichtete die auserlesensten Jünglinge im Gesang, im Lesen der heiligen Schrift, und in guten Sitten. Diese Schüler hießen Ministralen und Kleriker, aus ihnen sind unsere Choristen bei den lateinischen Schulen geworden, so wie aus dem Primicerius unsere Cantoren. Gregor der Große, der zwischen 590 und 604 auf dem päpstlichen Stuhl saß, erweiterte und verbesserte diese Singschulen sehr. In der einen beim Lateran wurde noch im 9ten Jahrhundert das Bette gezeigt, auf welchem Gregor liegend seine Sänger selbst unterrichtete, so wie die Ruthe, mit der er die Knaben bedrohte, und sein echtes Antiphonarium. Die Knaben, welche gut sangen, wurden von der Schule selbst unterhalten, und nachher zu päpstlichen Kämmerlingen gemacht. Man nahm die meisten Schüler aus den römischen Waisenhäusern, daher wurde die Singschule selbst auch Orphanotrophium genannt. Zum Andenken dieses Gregorius, als Beförderers des Schulwesens, wird bis in unsere Zeiten das Gregoriusfest als ein Schulfest mit öffentlichen Aufzügen und Gesängen von den Schülern gefeiert. Derselbe Gregor schickte den Augustinus, von vielen Gehülfen und Sängern begleitet, als Missionär nach England. Dieser sowohl, als der berühmte Harfner, König Alfred, welcher am Ende des neunten Jahrhunderts regierte, verbreiteten den echten Gesang sehr in Großbritannien. Carl der Große that dasselbe in Frankreich und Deutschland. Er sandte Sänger nach Rom, welche er dort unterrichten ließ, und welche dann Singschulen in ihrem Vaterlande stifteten, namentlich in Metz und Soissons zuerst, später aber in vielen Städten. In seiner Hofsingschule war Carl oft gegenwärtig, und half selbst unterrichten. Seine Töchter ließ er täglich drei Stunden lang in der Musik unterrichten. Alle Musiklehrer waren geistlichen Standes. Von Pipins Zeiten an war stets beim königlichen

Hause eine eigene Capelle unter der Aufsicht eines Musikmeisters, welcher Menestrel genannt wurde. Der Gesang wurde bald in Frankreich und Deutschland mit glühendem Eifer getrieben. In Italien verbesserte Guido von Arezzo den Gesang sehr, und stiftete neue Schulen. Wohlthätige Stiftungen unterstützten die Singschulen in Deutschland, besonders zeichneten sich hierin die beiden Städte, Augsburg und Lüneburg, sehr aus. Schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde Figuralmusik in der augsburger Singschule gelehrt. Niederländische, deutsche und französische Compositionen wurden am meisten dort gesungen. Wo Stiftungen vorhanden waren, die ursprünglich bloß für den gregorianischen Kirchengesang bestimmt worden, verwendete man sie nun auch zum Besten des Figuralgesanges. Die meisten Singchöre aber im nördlichen Deutschland verdankt man dem frommen Eifer, womit Luther zur Erlernung der Musik und zur Verschönerung des musikalischen Gottesdienstes ermunterte. Eisenach war eine der ersten Städte, wo es Sitte wurde, daß bei heiligen Festen die Sänger Figuralgesänge auf den Straßen sangen. Zuerst gingen nur vier Schüler in der Stadt herum, da dies aber den Einwohnern und Fremden außerordentlich gefiel, und für eine wahre Zierde der Stadt gehalten wurde, so wuchs die Anzahl derselben bald durch den Beitritt der angesehensten Bürgersöhne bis auf vierzig und mehrere, und andere deutsche Städte folgten diesem Beispiel. Bei den in jenen alten Zeiten in allen Ländern so üblichen Aufführungen der Mysterien und religiösen Volksfeste wurden auch die Singchöre oft benutzt. Eine andere Art von Singschulen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, dies sind die Schulen der Minnesänger und Meistersänger. Diese stammen von den Troubadours und provenzalischen Sängern ab. Für den ältesten Troubadour, von welchem noch Werke vorhanden sind, hält man Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien, der 1071 geboren wurde, und 1126 starb. Die Troubadourzeit blühte bis zur Regierung der Johanna I., Königin von Neapel und Sicilien, und Gräfin von Provence, welche 1382 starb. Der Flor der deutschen Minnesänger, deren Wettstreite auf der Wartburg so berühmt sind, war im dreizehnten Jahrhundert auf das höchste gestiegen, man zählte Kaiser, Könige, Fürsten und Markgrafen unter ihnen; später aber, als der Gebrauch der Hofnarren diese edlen Sänger von den Höfen verscheuchte, da gerieth allmählig jene hohe Kunst des Gesanges in die Hände gemeinerer Meistersänger, und wurde von ihnen zunft- und handwerksmäßig getrieben. Der Ursprung dieser Singschulen stammt schon aus den Zeiten des Kaisers Otto her, der ihre Einrichtungen und Freiheiten bestätigte, und ihnen zur Ermunterung eine goldne Krone schenkte. Ihre hohe Schule war zu Mainz, überdies hatten sie ihre Hauptsitze zu Nürnberg, Augsburg, Ulm und Straßburg. Beide Geschlechter aus allen Ständen nahmen Theil an diesen Singschulen. Die Vorschriften, nach welchen die Meistersänger sangen, nannten sie ihre Tabulatur. Sie hatten vielerlei Gesetze, alles mußte auswendig gesungen werden; wer irre wurde, und nicht wieder in die Melodie kommen konnte, hatte sich versungen; glatt singen nannte man es, wenn jemand ganz fehlerlos sang. Wer einen neuen Meisterton machen wollte, mußte sich hüten, daß seine Melodie nicht in die Melodie eines andern eingriff, und mußte ganz andere Verzierungen ersinnen. Solchen Meistertönen gab man sonderbare Namen, es gab z. B. eine Rosmarinweise, eine Höhnweise, Blutweise, Affenweise 2c. In diesen Singschulen gab es Beloh-

nungen und Strafen, die höchste Belohnung war eine Davidskrone, welche sie das Schulkleinod nannten. Sie hatten Festschulen und gemeine Singschulen, die zu bestimmten Zeiten gehalten wurden. Durch einen öffentlichen Anschlag wurde dies dann bekannt gemacht. Der Inhalt eines solchen Anschlags war ungefähr folgender: „Nachdem aus Vergunst von einem Hoch-Edlen, Fürsichtigen, Hoch- und Wohlweisen Rath dieser Stadt allhier, den Meistersängern ist vergunnt und zugelassen, auf heut eine öffentliche Christliche Singschul anzuschlagen und zu halten, Gott dem Allmächtigen zu Lob, Ehr und Preiß, auch zu Ausbreitung seines h. Göttlichen Worts, derhalben soll auf gemeldter Schul nichts gesungen werden, denn was h. Göttlicher Schrift gemäß ist; auch sind verboten zu singen alle Straffer und Reitzer, daraus Uneinigkeit entspringt, deßgleichen alle schandbare Lieder. Wer aber aus rechter Kunst das Beste thut, soll mit dem David- oder Schulkleinod verehrt werden, und der nach ihm mit einem schönen Kräntzlein." Oft war hinzugesetzt: „Wer solches hören will, verfüg sich nach gehaltener Mittags-Predigt zu St. Catharina, so wird man anfangen." Ihre Melodien waren Choralgesang; sie hatten vier sogenannte gekrönte Töne, die außerordentlich hoch geachtet und nach ihren Erfindern den Meistersängern, Heinrich Mügling, Heinrich Frauenlob, Ludwig Marner und Barthel Regenbogen genannt wurden. — In Italien wurde im sechzehnten Jahrhundert ein höherer und reinerer Sinn für den Gesang geweckt, hauptsächlich durch Palestrina, den berühmtesten Meister der alten römischen Schule (s. d. Art.). Was dieser für die älteren italienischen Singschulen war, wurde Francesco Durante (s. d. Art.) für die neueren. Er war im Conservatorium Santo Onofrio unter Scarlatti (s. d. Art.) gebildet. Diese Conservatorien (s. d. Art.), oder öffentlichen Sing- und Musikschulen trugen in Italien und in Frankreich unendlich viel bei zur höhern Vervollkommnung der Tonkunst. — In Deutschland that in neuerer Zeit der verdiente Hiller (s. d. Art.) in Leipzig sehr viel für die Singschulen durch seine Bildung der Thomasschüler. Doch die berühmteste Singschule ist die Berliner. Sie wurde von dem trefflichen Fasch (s. d. Art.) gestiftet, der sich besonders dadurch unsterbliches Verdienst um die Tonkunst erwarb. Im Jahre 1789 entstand diese Gesellschaft, indem sich bei einer Schülerin von Fasch, der Demoiselle Charlotte Dietrich, in ihres Stiefvaters, des Geheimenraths Milow, Hause oft Freunde und Freundinnen des Gesanges zur Ausführung von mehrstimmigen Stücken vereinten. Da sich bald immer mehr Lernbegierige zu diesen von Fasch geleiteten Singübungen einfanden, so wurde von 1791 an diese Akademie wöchentlich in dem Saal der Mad. Voitus gehalten, welche selbst gut sang, und deren Schwester, gegenwärtig Mad. Zelter, zu den angenehmsten Sängerinnen Berlins gehörte. Von dieser Akademie wurden nun Faschens große sechzehnstimmige Messe, sein unvergleichliches achtstimmiges Miserere, Grauns Chöre &c. meisterhaft ausgeführt. Alle, welche diese Akademien hörten, versichern, daß sie an Reinheit des Gesanges und vollendetem Vortrag der Kirchenmusik jede Vorstellung übertreffen. Der Gesang wird von einem einzigen Flügel unterstützt. Es wurde der Gesellschaft der ovale Saal der Kunstakademie unter den Linden bewilligt. Im Jahr 1797 hatte sich schon die Zahl der Mitglieder bis auf 84 vermehrt, und Fasch überließ seitdem an Zeltern die Direction wegen seiner zunehmenden Kränklichkeit. Er wohnte am 3ten Juni 1800 zum letzten Male seiner Akademie bei, welche noch jetzt von Zelter geleitet wird, und immer noch an Vollkommenheit zunimmt.

Sie hat über hundert Mitglieder. Eine ähnliche Singakademie ist seit 1806 durch den Organisten Dreyßig in Dresden gestiftet worden, welche jetzt seit des um sie sehr verdienten Stifters Tode von dem talentvollen Musikdirector Theodor Weinlig geleitet wird. Sie erhielt sich während der harten Kriegsjahre, und wetteifert der ältern berliner Schwester nach. Die älteste Tochter des verewigten Capellmeisters Reichardt, die eben so liebenswürdige als talentvolle Luise Reichardt, wirkt mit rastloser Thätigkeit für die Bildung des Gesanges in Hamburg, und hat dort eine ähnliche Anstalt gestiftet. Eben so müssen wir noch Nägeli's zu Zürich hier gedenken, der durch die vielen Sänger und Sängerinnen, die er bildete, einer der ersten Beförderer des schweizerischen allgemeinen musikalischen Bundes wurde, nach welchem jährlich, in der Mitte des Septembers, alle Freunde des Gesanges und der Musik sich wechselsweise in einer der vorzüglichsten vaterländischen Städte versammeln, um große Vocal- und Instrumentalcompositionen aufzuführen; ohne Nägeli's Singinstitut würde dieser herrliche Bund unmöglich bestehen können. Manches ähnliche Institut blüht jetzt, wo die Gesangliebe so verbreitet ist, auch im Stillen, zu frommen Gefühlen weckend und reine Freuden gewährend. Wl.

Singspiel, s. Oper und Schauspiel.

Singvögel, s. Vögel.

Sinis, s. Sciron.

Sinking Fund, s. Amortisiren und Fonds.

Sinnbild ist eigentlich jeder sinnlich vorgestellte oder abgebildete Gegenstand (Bild), durch welchen ein von ihm verschiedener (sinnlicher oder geistiger) Gegenstand vorgestellt und bezeichnet wird. Letzteres ist entweder ein Gegenstand, welcher für sich vorgestellt wird, und dann ist das Sinnbild ein selbstständiges, und kann vorzugsweise Sinnbild genannt werden; oder nur eine Eigenschaft eines solchen, und in diesen Fällen ist das Sinnbild ein anhängendes (adhärirendes), welches man in so fern auch Attribut nennt (s. d. Art.). — In einem engern Sinne nennt man Sinnbild (Symbol) einen sinnlich oder bildlich vorgestellten Gegenstand, durch welchen ein geistiger Gegenstand vorgestellt und bezeichnet wird. Die Kunst, sich durch Sinnbilder auszudrücken (Symbolik), ist so alt, als die Reflexion über die Verwandtschaft der Dinge und über die verschiedenen Sphären des Physischen und Geistigen. Vorzüglich wurde sie von den Aegyptern geübt, deren hieroglyphische Schrift zum großen Theil eine symbolische war, und in den Mysterien fortgepflanzt. Durch Schönheit ausgezeichnet, und individuell gestaltet waren die Symbole, welche wir in der Mythologie und Kunst der Griechen finden; und keine spätern Symbole waren so sprechend wie diese. Wir erblicken daher die Symbolik schon in ihrer Ausartung, wo die bildliche Darstellung eine schriftliche Erklärung oder nähere Bestimmung nothwendig macht. Dieses ist der Fall bei den Sinnbildern der Neuern, durch welche man einen beigesetzten Wahl- oder Sinnspruch (s. d. Art. Devise) versinnlichen wollte; wenn nicht der letztere in sinnreicher Kürze ebenfalls wiederum einen verborgenen Gedanken enthält, welcher mit dem sich selbst aussprechenden Bilde gleichsam parallel läuft, oder mit demselben einen komischen Contrast bewirkt. In letztern Fällen ist es ein sinnreiches Bild, welches das Auge und den Verstand zugleich beschäftigt. Ein solches Sinnbild nun, welches mit einem kurzen Spruche begleitet ist, pflegt man auch ein Emblem zu nennen, und es wird aus dem Gebiete der Natur, Kunst und der Geschichte entlehnt. Man bediente sich derselben sehr

häufig auf Münzen, Denkmalen, Ehrenpforten 2c. Harsdörfer in seinen Gesprächspielen; Menetrier in seiner Science des emblèmes; Bouhurs in seinen Entr. de la Devise; Morhof im Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, S. 700, haben von dieser im 16ten Jahrhundert so gebräuchlichen Art der Symbolik gehandelt. Einige unterschieden noch das Emblem von der Devise dadurch, daß das erstere einen vollkommnen und allgemeinen Sinn für sich geben soll, die letztere aber eine individuelle Sache oder eine Person betrifft. — Uebrigens gehören zu den sinnbildlichen oder symbolischen Darstellungen in weiterer Bedeutung auch die Allegorien (s. d. Art.), Fabeln, Parabeln, Räthsel 2c. (s. d. bes. Art.).

Sinne nennen wir das Vermögen, Anschauungen von gerade gegenwärtigen Gegenständen zu erhalten, in so fern unser Gemüth dabei beschäftigt ist. Eine solche Anschauung, wenn sie mit deutlichem Bewußtseyn gemacht wird, heißt Wahrnehmung. Demnach gehört zur Wahrnehmung nebst dem Gegenstande noch die Möglichkeit einer innern Veränderung, d. i. Empfänglichkeit oder Receptivität, welche als Ursache gilt, daß die im Sinne durch den Gegenstand hervorgebrachte Veränderung im Innern zur Empfindung wird. Der Sinn ist aber ein äußerer, so fern er uns Empfindungen von Gegenständen außer uns, d. i. von solchen liefert, die wir von uns selbst unterscheiden; er ist ein innerer, wenn wir durch ihn Anschauungen von unsern eignen innern Zuständen erhalten. Der äußere Sinn ist also der Vermittler zwischen unserm Erkenntnißvermögen und der Außenwelt, ohne ihn fände keine Verbindung unsers Innern und der Natur Statt. Doch ist er an Organe gebunden, welche nur mittelst der von außen erhaltenen Veränderungen von den Gegenständen Anschauungen liefern. Die Anschauung ist also nicht der äußere Gegenstand selbst, sondern ein Product unsers Sinnes, von welchem wir nicht wissen, ob dieser viel oder wenig hinzugethan hat, oder ob es ein treues Bild des Gegenstandes sey, so wie er an sich selbst wirklich ist. Die äußern Sinneswerkzeuge sind fünffacher Art, und eben so vielerlei Anschauungen ist auch der äußere Sinn zu geben fähig (woher es kommt, daß man von fünf Sinnen spricht): er gibt Anschauungen des Gesichts durch die Augen, des Gehörs mittelst der Ohren, des Geruchs durch die Nase, des Geschmacks durch die Zunge und den Schlund, und des Tastens mittelst der unter der Haut verbreiteten Nervenenden. Man hat das Vermögen des Körpers zu fühlen (das Bewußtwerden unsres Körperzustandes) vom Getaste (Wahrnehmung von Gegenständen in den drei Dimensionen) unterschieden, und als einen sechsten Sinn aufgestellt. Es wird dadurch nichts Objectives, wie bei den andern Sinnen, gegeben, und es beruht nur auf der Sensibilität aller Nerven überhaupt, heißt daher besser Gemeingefühl oder auch Vitalsinn. Die Art der Einwirkung der äußern Gegenstände auf die Sinne ist beim Geschmack und Tasten unmittelbar, bei den übrigen geschieht sie durch Zwischenmittel, sie ist beim Gehör, Gesicht und Getast mechanisch, beim Geruch und Geschmacke chemisch; beim Tasten ist die größte Objectivität, ihm folgt Gesicht und Gehör, die beiden übrigen sind weit subjectiver; dagegen gibt das Gesicht die größte Mannichfaltigkeit der Vorstellungen, nach ihm steht darin das Gehör, während Geruch, Geschmack und Tasten den Menschen nicht weit mit seiner Umgebung bekannt machen. Eben so zeichnet sich das Gesicht dadurch aus, daß es bei der Menge der gegebnen Anschauungen doch den übrigen Körper wenig afficirt, dahingegen beim Tasten und beim Geruch das Gegentheil hervortritt. Jeder

Sinn erfodert eine andere Dauer des Eindrucks, ohne deren regelmäßige Länge keine Anschauung zu Stande kommt; sie ist beim Gesicht am kürzesten, beim Getast am längsten. Gesicht, Gehör, Getast tragen wegen ihrer Objectivität am stärksten zur Vervollkommnung unsrer Erkenntnisse bei, sie sind deßhalb edel gegen die andern zwei, welche sich mehr auf Lust und Angenehmes beziehen; dabei sind jene drei zugleich diejenigen, durch welche allein Schönheit empfunden wird. In solcher Rücksicht haben sie auch verschiednen Werth, entweder als Lust gebende, oder als zu unsrer Existenz nöthige, oder aber Cultur befördernde. Einige sind nahe verwandt, so daß einer Anschauungen des andern hervorruft, wie Geruch und Geschmack. Gehör und Geruch müssen jedes Aeußere aufnehmen, der Gebrauch der übrigen Sinne steht in unserm Willen. (Steinbuchs Versuch einer Physiologie der Sinne, Nürnberg 1810). Die Organe, wodurch der innere Sinn uns mit unsern Zuständen bekannt macht, sind uns unbekannt; seine Anschauungen stehen nur in der Zeit, während die des äußern Sinnes zugleich das Merkmal des Raumes an sich tragen. Indem wir selbst bei der Apprehension durch den innern Sinn der Grund unsrer Anschauung werden, verhalten wir uns leidend und thätig zugleich. Doch sind alle diese Anschauungen nur, wie die Zeit, auf einander folgend, nie zugleich, sie werden aber oft durch Anschauungen und Empfindungen, welche der äußere Sinn liefert, bewirkt, so daß der äußere die Gelegenheit zur Thätigkeit des innern wird. Was endlich die Ausbildung dieser innern Apprehension zur deutlichen Wahrnehmung betrifft, so entsteht selbige bei den meisten Menschen sehr spät. Sie folgen mehr dem Bedürfniß, nach außen zu handeln, als daß sie ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst richten und richten mögen, da die neue Welt, welche dadurch manchem aus seinem Innern aufgeht, des Wahrzunehmenden vieles, des Tröstlichen aber weniges ausgibt. F.

Sinngedicht, s. Epigramm.

Sinnpflanze, s. Fühlpflanze.

Sintenis. Drei Brüder dieses Namens, Söhne von Johann Christian Sintenis, der Consistorialrath und Superintendent zu Zerbst war, haben sich als Schriftsteller bekannt gemacht. Carl Heinrich, geb. 1744, ein geschickter Schulmann, guter Lateiner und eifriger Beförderer der Vernunftreligion, Verfasser vieler gemeinnützigen Schulschriften, 1771 Rector in Torgau, 1783 Rector in Zittau, privatisirte seit seiner 1798 erfolgten Entlassung zu Zerbst, wo er 1816 starb. Johann Christian Siegmund, geb. 1752, Verfasser einiger moralischen Romane, und des väterlichen Rathes an seine Tochter, wurde 1785 Pastor zu Dornburg, und 1794 Amtsprediger zu Roslau im Zerbstischen. Der berühmteste unter ihnen ist Christian Friedrich, geb. den 12ten März 1750 zu Zerbst, ward 1774 Prediger zu Bornum im Zerbstischen, 1777 Diaconus zu Zerbst, 1791 Professor der Theologie und Metaphysik am anhaltischen Gesammtgymnasium, auch Consistorial- und Kirchenrath, und Pastor an der Dreifaltigkeitskirche daselbst, welchen Aemtern er noch jetzt vorsteht. Er gehört zu den fruchtbarsten und beliebtesten Schriftstellern für das große Lesepublicum. Gegen fünfzig Romane, Predigtbücher, Erbauungsbücher, Schriften zur religiösen, moralischen und pädagogischen Belehrung sind aus seiner stets geschäftigen Feder hervorgegangen. Alle haben den Zweck, die in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts gewonnene Aufklärung im Denken über die Religionslehren und sittlichen Lebensverhältnisse unter der Masse der sogenannten gebildeten Laien zu verbreiten; denn den

Gelehrten hat er eben nichts Neues gesagt, und seine für Prediger bestimmte, 1808 erschienene Agende enthält neben beherzigungswerthen Ideen, auch manchen überspannten, unbrauchbaren liturgischen Vorschlag. In seinen Romanen, unter denen Hallo's glücklicher Abend, ein Regentenspiegel, und Vater Roderich unter seinen Kindern, ein pädagogisches Volksbuch, mit Recht den größten Beifall erhielten, ist es ihm nicht sowohl um die Lösung einer poetischen Aufgabe, als um den practischen Nutzen zu thun. Er unterbricht daher den Gang der durch seine reiche Phantasie und seine Menschenkenntniß angenehm belebten Erzählung oft mit moralischen Betrachtungen, die man nicht leicht langweilig findet. Eine hohe Idealität wird bei ihm vergebens gesucht, er huldiget dem Zeitgeschmack, und gehört zu den Nützlichkeitspredigern, die eine Moral, Religion und Glückseligkeit für den Hausgebrauch lehren, doch eben dies Verweilen auf der Linie des ordinären Menschenverstandes, das dem feineren Sinne bisweilen wie Gemeinheit vorkommen will, sagt den Bedürfnissen des Publicums, das Sintenis sich zusammengeschrieben hat, trefflich zu, und der Anstrich von süßer Schwärmerei, mit dem er seine Gemählde aus dem wirklichen Leben auf einen vollkommneren Zustand der Dinge überträgt, seine stark hervortretende, nicht uninteressante Individualität, der man gern manche Sonderbarkeit seiner Sprache und Vorstellungsweise, und seines oft schwülstigen Styles nachsieht, hat auch wohl edlere Seelen gerührt. Gewiß mehr, als sein noch ziemlich bescheidnes Ringen nach Begreiflichkeit des Unbegreiflichen, in der Religion schaden möchte, ist durch seine vielgelesenen religiös-moralischen Unterhaltungsschriften, die unter den Titeln: Menschenfreuden, Elpizon, oder über die Fortdauer nach dem Tode, Stunden für die Ewigkeit gelebt, der Mensch im Umkreise seiner Pflichten, Sonntagsbuch, Pistevon oder über das Daseyn Gottes, und Oswald oder mein letzter Glaube, erschienen sind, für die Anregung zum vernünftigen Denken über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen geschehen; ein Verdienst, um deßwillen man ihm die Schwachheit, sich bisweilen ausgeschrieben und wiederholt zu haben, und weichliche Producte, wie Robert und Elisa oder die Freuden der höheren Liebe, um so williger verzeiht, da er auch als Mensch und Prediger in seinem Privatleben Achtung verdient. E.

Sinter, s. Tropfstein.

Sinzendorf, s. Zinzendorf.

Sirenen, Göttinnen von niedriger Art, welche von ihrer Insel her die Vorüberschiffenden durch ihren Gesang bezauberten, dann aber tödteten. Homer kennt nur zwei Sirenen, ungeflügelte Jungfrauen, deren Abstammung er nicht erwähnt. Die folgenden, die ihre Gestalt, Zahl, Namen und Wohnsitz veränderten, machten sie gewöhnlich zu Töchtern des ätolischen Stromgottes Achelous, bald von Sterope, Amythaons Tochter, bald von der Muse Terpsichore oder Melpomene, bald aus dem Blute, welches vom zerbrochnen Horne des Achelous im Kampfe mit Hercules auf die Erde floß; aus welchem Grunde vielleicht Euripides sie Töchter der Erde nennt. Sophokles nennt sie des Phorkos Töchter, welches vielleicht die älteste Abstammung ist. Der Verfasser der orphischen Argonautik setzt die Sirenen nahe dem strudelnden Gestade des Aetna auf einen vorragenden Felsen, die Argonauten durch verderblichen Gesang anlockend. Orpheus aber sang in seine Laute ein erhabnes Lied; da warfen sie Flöte und Leier hinweg, und stürzten sich hinab in die Tiefe des Meers, wo sie fortan als furcht-

gestaltete Felsen ragten. Dem Ulysses konnten diese versteinerten Sirenen am kimäischen Gestade nicht mehr gefährlich seyn. Für ihn nahm der Dichter noch andere im tyrrhenischen Meere an. Plato erdichtet acht Sirenen, die, auf den acht Kreisen des Himmels umhergetragen, zusammen die Sphärenharmonie anstimmen, wo hier Andere die neun Musen wählten. Man dachte jetzt nur an die Lieblichkeit ihres Gesangs, und vergaß der Schädlichkeit. Die Fabel erzählt von einem Wettgesang, in welchen sie sich auf der Juno Antrieb mit den Musen einließen. Die Musen, welche obsiegten, rupften den Sirenen die Federn aus den Flügeln, und machten sich Kränze daraus. Diese Flügel lieh ihnen der Bildner anfänglich nur, um den Schwung ihrer Begeisterung anzudeuten; erst später kam allerlei unter einander abweichende Vogelbildung hinzu. Nach Hygin empfingen sie dieselbe von der Demeter nach der Entführung der Proserpina, weil sie dieser, in deren Gefolge sie sich befanden, nicht zu Hülfe gekommen waren. Ihre Zahl wird verschieden angegeben.

Sirius oder Hundsstern, der glänzende Stern erster Größe an der Schnauze des großen Hundes. (S. Sternbilder.)

Sirocco, s. Samiel.

Sismondi (J. C. L. Simonde de), Mitglied der kaiserlichen Universität zu Wilna und mehrerer andern Akademien, ist 177. zu Genf geboren. Seine Familie stammt ursprünglich aus Florenz. Er scheint sich aus Neigung von Jugend auf den Wissenschaften gewidmet zu haben. Sein Hauptstudium waren Geschichte und Politik mit ihren Hülfswissenschaften, dabei aber beschäftigte er sich, wie es scheint, aus innerer Neigung, eifrig und ernst mit der Aesthetik und den Werken der Dichter. Eine ausgebreitete Sprachkenntniß erlaubte ihm, sich außer den Franzosen und Italienern auch mit den Originalen der vornehmsten Portugiesen, Spanier, Engländer und Deutschen unmittelbar bekannt zu machen. Die Bekanntschaft mit den Ansichten der Deutschen über Kunst, und vornehmlich über Poesie erweiterte seinen Gesichtskreis, und setzte ihn in den Stand, freier und unbefangner als seine Landsleute über die Schranken der französischen Schule hinauszugehn und zu erkennen, daß die Gesetze der französischen Aesthetik, so weit sie dieser ausschließlich angehören, als begründet durch Convenienz und nicht in dem Wesen der Poesie, keine allgemeine Gültigkeit haben, wie die Anmaßung und Unwissenheit der Franzosen wohl behaupten. Sein Werk De la litterature du Midi, 4 Bände (deutsch mit Anmerkungen von L. Hain) macht in dieser Hinsicht für Frankreich Epoche, und enthält auch für uns viel Neues und Lehrreiches, aber auch manches Einseitige und Unstatthafte. Im Felde der Geschichte hat sich Sismondi einen ehrenvollen Platz durch seine Histoire des republiques italiennes (bis jetzt 8 Bände), die ebenfalls ins Deutsche übersetzt ist, erworben. Ein fleißiges Quellenstudium, gefällige Darstellung und neue Ansichten voll Geist und Scharfsinn zeigen sich uns allenthalben in diesem Werke. Welches Interesse Sismondi an den großen Ereignissen des Tages nahm und nimmt, und aus welchem Gesichtspunkte er sie betrachtet, hat er durch zwei kleine politische Schriften dargethan, deren eine an die Vorsteher seiner Vaterstadt gerichtet ist, um sie auf das, was ihm für Genf nach dem ersten pariser Frieden nöthig und heilsam schien, aufmerksam zu machen; die zweite verfaßte er nach Napoleons Rückkehr von Elba, und rühmt darin dessen Zusatzacte zur französischen Constitution. Er gehört in der Politik zu den Liberalgesinnten, denen die Rückkehr so vieler Misbräuche und

Verkehrtheiten gegen den Geist der Zeit mit Recht ein Gräuel ist, die aber darin irren, daß sie das Bessere von einer Seite erwarteten, von wo es nie kommen konnte. Gegenwärtig lebt er zu Florenz.

Sistrum ist der Name eines musikalischen Instruments bei den Alten. Die Aegypter, die es erfunden hatten, gebrauchten es bei dem Isisdienste, und noch jetzt findet man es in Aegypten und Abyssinien. Es besteht aus einem ovalen Metallreifen, der einen Stiel zum Anfassen hat; durch diesen ovalen Reifen sind Löcher gebohrt, in welchem sich metallne Stäbe befinden, die bei der Bewegung des Instruments ein Geräusch verursachen. Der Ton des Instruments wird um so angenehmer seyn, je edler das Metall und je besser das Verhältniß zwischen den Löchern getroffen ist.

Sisyphus, König von Corinth, das er nach einigen erbaut hatte, ein Sohn des Aeolus und der Enarete. Mit des Atlas Tochter Merope vermählt, ward er der Stammvater der Dynastie der Sisyphiden. Viel erzählen die Dichter von seinen Ränken und bösen Listen. Theseus, dessen Gebiet er beunruhigte, erlegte ihn; andre schreiben seinen Tod der Rache des Zeus zu, weil er dem Aesopos den Raub seiner Tochter angezeigt habe. Die Sagen von seinen Betrügereien reichten bis über seinen Tod hinaus. Er fesselte den gegen ihn gesendeten Tod, daß eine Zeitlang Niemand starb; nachher überlistete er den Hades, daß dieser ihn auf der Oberwelt ließ, von welcher er nicht eher zurückkam, bis das Alter sein Leben geendigt hatte. Dafür litt er die Strafe, in der Ulysses ihn befangen sah:

— — von schrecklicher Mühe gefoltert,
Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt forthebend.
Angestemmt arbeitet' er stark mit Händen und Füßen,
Ihn von der Au' aufhebend zur Berghöh. Glaubt' er ihn aber
Schon auf den Gipfel zu drehn; da mit einmal stürzte die Last um;
Hurtig hinab mit Gepolter entrollte der tückische Marmor,
Dann von vorn arbeitet' er angestemmt, daß der Angstschweiß
Rings den Gliedern entfloß, und Staub umwölkte das Antlitz.

Situationszeichenkunst (Planzeichnen). Die Situationszeichenkunst lehrt die Abbildung gewisser Theile unsers Erdbodens und lebloser Gegenstände auf ihr im Grundrisse so darstellen, daß man sowohl die einzelnen Gegenstände, als auch die merkwürdige Beschaffenheit derselben noch deutlich unterscheiden kann. Es soll Licht und Schatten auf einem Risse der Art gar nicht Statt finden, und nur bei einigen wenigen Gegenständen wird es erlaubt, sie durch Schatten gehörig von einander zu trennen und zu unterscheiden. Die Natur bezeichnet selbst die Form zu ihrer Abbildung, nur beobachte man, daß je kleiner der Maßstab ist, desto mehr die Gegenstände von einander unterschieden werden müssen, so daß nur noch bei Landkarten gewisse Zeichen die Stelle der Bilder vertreten. Der Zweck, der durch einen Situationsgrundriß erreicht werden soll, bestimmt die mehr oder minder deutliche Darstellung desselben. Auf einem topographischen Risse sind Gebirgszüge, das Stromgeäder, die bestimmte Angabe der Orte, die sie verbindenden Straßen und alle Gränzen die wichtigsten Bedingungen. Bei einem militärischen Risse ist die Lage der Gebirge, der Umfang und die Beschaffenheit der Wälder, die Uebergangspunkte über Flüsse, die Angabe aller Wege mit besonderer Bemerkung der Seiten- und Schleifwege eine wichtige Bedingung. Cameralisten und Oekonomen verlangen auf einem Risse die besondre Angabe von Feldern, Wie-

sen, Huthung rc. zu sehen. Ein Forstriß soll die Art des Holzes und die Eintheilung desselben zu seiner Benutzung angeben, und so unterscheiden sich auch hydrotechnische, Bergbau-, Straßenbau-Risse u. s. w. — Die Darstellung der Situation geschieht entweder mit schwarzer Tusche auf weißes Papier, oder indem man zur Unterscheidung der einzelnen Gegenstände sich der Farben mit bedient (farbige Situation), und man hat gewisse Systeme aufgestellt, worin die Art der Bezeichnung und die Verbindung der einzelnen Gegenstände gelehrt wird. Unter den Anweisungen hierzu verdient die vom verstorbenen Major Lehmann für militärische Risse gefertigte, rühmlichste Erwähnung. Der schwerste Gegenstand der gesammten Situationszeichenkunst, die Bergzeichnung, ist hier auf gewisse Theoreme zurückgeführt, so daß sich aus dem Grundriß nicht allein die Steilheit des Berges, sondern auch die Höhe desselben erkennen läßt; schade nur, daß die Verfahrungsart nach diesem Systeme einen guten Geometer und einen sehr fertigen Zeichner voraussetzt, die leider nur selten sind. Unter den Forstrissen würden die im Forstinstitute zu Tharant gezeichneten die erste Stelle einnehmen, wenn nicht die Bestandskarten durch die vielen, wohl nothwendigen in einander greifenden Deckfarben ein etwas grelles Ansehen bekämen. Die in der Finanz-Plankammer zu Dresden gefertigten ökonomisch-cameralistischen Risse leisten, was man von einem Risse der Art nur fodern kann. Die Risse zum französischen neu gefertigten Steuercataster gehörig, sind für ihren Zweck ganz brauchbar. — Unter den eigentlichen Situationskarten zeichnen sich zwei Manieren besonders aus: bei der einen sind die Gebirge durch Licht- und Schattenpartien von einander getrennt, was, obschon der Wahrheit nicht gemäß, doch eine sehr schnelle und deutliche Uebersicht der Gebirgszüge gewährt, und hiernach sind die so vorzüglichen Karten von Malte-Brun bearbeitet. Die andre Weise ist der Natur getreuer, aber auch um desto schwieriger, und eben dieserhalb bei Generalkarten kaum anwendbar. Hier werden die Gebirge nach ihrem Zuge nach Lehmanns Manier gezeichnet. Der Zeichner muß außerordentliche Fertigkeit besitzen, wenn er nicht aus dem Maßstabe kommen will, und in ganz kurzen Strichen die Krümmungen und Windungen der Gebirge deutlich andeuten. Rühls Karte von Sachsen liefert ein Muster hiezu. Ungeübte Künstler, die die Natur nicht studirt, und die Theorie nicht sattsam kennen, geben den Gebirgen raupenartige Gestalten, was der Natur nicht angemessen und dem Auge widrig ist. P. v. S.

Sixtus V. (Felix Peretti), unter den Päpsten der drei letzten Jahrhunderte als Regent und Staatsmann der größte, geboren den 13ten Dec. 1521 zu Grotte a Mare, unweit des Städtchens Montalto in der Mark Ancona, verrieth frühzeitig einen emporstrebenden Geist, mit dem die armseligen Umstände seiner Aeltern im Widerspruch standen. Den niedrigen Arbeiten, durch die sie ihr Brot erwarben, entzog ihn ein Bruder seines Vaters, der Franziscaner zu Montalto war. In den Schulen dieses Ordens zu Montalto, Pesaro, Fermo, Bologna u. s. w. erhielt Peretti, seit 1534 selbst Franziscaner, die gewöhnliche strenge Mönchserziehung und gelehrte Bildung. Sein schneller Geist fand sich bald in der scholastischen Philosophie und Theologie, und in der römischen Literatur zurecht; 1544 lehrte er schon selbst das canonische Recht zu Rimini, und 1546 zu Siena; 1548 wurde er Priester, Doctor der Theologie und Regent der Klosterschule zu Siena. Als gewandter Dialectiker und Prediger machte er sich auch in Rom bekannt, wo die Gunst einiger Cardinäle ihm seit 1551 Aufenthalt verschaffte.

Hier glänzte er nicht nur auf der Kanzel, sondern auch durch fromme Werke, wie die Stiftung einer Brüderschaft zur feierlichen Begleitung der Hostie zu den Kranken unter dem Namen der Gesellschaft des heiligsten Sacraments und eines Zufluchtshauses für arme Jungfrauen nach der Regel der h. Clara. Sein Werk über die mystische Theologie und sein goldnes Register (Auszug) aus den Schriften des Aristoteles und seines Commentators Averroes waren ebenfalls Früchte dieses römischen Aufenthalts, der ihm übrigens durch ärgerliche Händel, die ihm sein unruhiger Kopf und sein Widerwille gegen die Clausur zuzog, verbittert wurde. Der Protector seines Ordens, Cardinal Capri, schützte ihn zwar gegen die Angriffe seiner Ordensgenossen, doch verwickelte ihn seine eigene Unverträglichkeit und der Mönchsneid über seinen Beifall als Missionsprediger in den bedeutendsten Städten Italiens in immer neue Streitigkeiten. Nicht besser ging es ihm zu Venedig, wo er 1556 Regent der Franziscanerschule und 1557 Generalinquisitor wurde. Er verwaltete diese Aemter mit großer Strenge, und nicht ohne eigene Gefahr, da der Haß der Venetianer gegen die Inquisition ihn einige Mal sogar zur Flucht nöthigte. Gern ging er daher 1560 nach Rom zurück, wo ihn der Papst zum Consultor des h. Officiums (Inquisition) und Professor an der Universität ernannte, und sein Orden auf Capri's Betrieb 1561 zum Generalprocurator wählte. Aus diesen Verhältnissen zog ihn eine ehrenvolle Sendung nach Spanien, wohin er den päpstlichen Legaten 1565 als Gesandtschaftstheolog begleitete. Er lernte hier die Politik des spanischen Hofes kennen, und erwarb sich durch seine Predigten, die ihm den Titel eines königlichen Hofpredigers verschafften, die Achtung Philipps II. und seiner Großen. Inzwischen wurde der Cardinal von Alessandria unter dem Namen Pius V. 1566 Papst, und gab seinem alten Freunde Peretti das erste Zeichen der Gunst durch ein Breve, worin er ihn zum Generalvicarius des Franziscanerordens erhob, auch machte er ihn noch in demselben Jahre zum Bischof von S. Agata de Goti und päpstlichen Beichtvater. In diesen Aemtern drang Peretti nachdrücklich auf Abstellung der unter den Franziscanern eingerissenen Unordnungen, suchte die Sitten des Klerus seines Sprengels, den er nur einmal besuchte, durch scharfe Hirtenbriefe zu verbessern, seinen ehemaligen Feinden aber verzieh er großmüthig. Schon 1570 erhielt er die Cardinalswürde, in der er sich nun Montalto nennen ließ, weil die Cardinäle, wenn sie von niederer Geburt sind, den Familiennamen mit dem Namen ihrer Vaterstadt zu vertauschen pflegen. Wohlbekannt mit der Politik seiner Collegen glaubte er der dreifachen Krone, zu der sein Ehrgeiz nun die Aussicht geöffnet sah, am sichersten bei einem Betragen entgegenzugehen, das keine Eifersucht erweckte. Der sonst heftige, herrschsüchtige, vielthätige und dabei auch körperlich kraftvolle Mann schien mit dem Purpur gerade die entgegengesetzten Eigenschaften angenommen zu haben. Seinen Einfluß auf Pius V. brauchte er mit Mäßigung, nach dessen Tode 1572 hielt er sich im Conclave von jeder Parteiung entfernt, unter Gregor XIII. zog er sich fast ganz vom Hofe zurück, und nahm, wie er vorgab, an der Verbesserung des Calenders und den wichtigen politischen Verhandlungen mit Rußland und England, wobei sein erfahrner Rath nicht entbehrt werden konnte, nur ungern Antheil. Sanft und verträglich zeigte er sich gegen Jedermann, Beleidigungen trug er ohne Rache zu suchen, seine armen Verwandten ließ er nur wenig von den Vortheilen seiner Erhebung genießen; dagegen wendete er seine ohnehin nicht bedeutenden Einkünfte zu frommen Stiftungen, wohlthätigen Werken und gelehrten

Unternehmungen an, errichtete vergessenen Heiligen neue Denkmäler, speis'te die Armen, besorgte eine neue Ausgabe der Schriften des heil. Ambrosius, und gab sich überhaupt das Ansehen eines kränklichen, entkräfteten Alten, der vor allem die Ruhe und Andacht zu lieben schien. Doch sammelte er unter der Hand im Beichtstuhle, wo die lockern Großen ihm ihre Geheimnisse am liebsten anvertrauten, und durch seine Hausgenossen genaue Nachrichten von der Stimmung und den Charakteren der bedeutendsten Römer, und bereitete sich unter der Maske der frommen Einfalt und mitleiderregenden Altersschwäche zu der hohen Bestimmung vor, für die er geboren war. So hatte er alles um sich her über seinen wahren Charakter getäuscht, und die Mehrzahl der Cardinäle überzeugt, ein Papst, wie er, werde sich am leichtesten lenken lassen, als Gregor XIII. 1585 starb. Wirklich wurde Montalto nun in Folge dieser Meinung durch Acclamation mehrerer tonangebenden Cardinäle gewählt und unter dem Namen des fünften Sixtus Papst. Sobald er seiner Sache gewiß war, warf er noch in der Wahlcapelle den Stab, auf den er sich bisher gestützt hatte, plötzlich weg, und trat zum Erstaunen Aller mit einer Kraft und Majestät hervor, die den selbstständigen Herrschergeist ankündigte, in dem er während seiner fünfjährigen Regierung gehandelt hat. Gleich in den ersten Tagen zeigte er den Römern durch schnelle Hinrichtungen mehrerer Verbrecher, wie er die unter seinem Vorgänger erschlaffte Gerechtigkeit handhaben wolle. Vergehungen wider öffentliche Zucht und Sicherheit bestrafte er ohne Rücksicht auf die angesehensten Fürsprecher, die er unerbittlich zurückwies, auf der Stelle, und meist mit dem Tode; säumige Richter entsetzte er, den Kirchenstaat reinigte er durch zweckmäßige Anstalten von dem Unfuge der Banditen, und stellte die gestörte öffentliche Ruhe mit Nachdruck her. So machte er durch eine Strenge am rechten Orte, in der er sich immer gleich blieb, seinen Namen furchtbar, und zwang das zuchtlose Rom in die Schranken der Ordnung. Doch wollte er nur das Schrecken der Bösen seyn; die unschuldig Unterdrückten fanden bei ihm Recht und Hülfe, die Armen wurden aus seinen Magazinen gesättigt, und tausend müßige Hände bei den Bauten beschäftigt, die er zur Verschönerung Roms mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ausführte. Die nach ihm benannte Wasserleitung aqua felice, der große Obelisk auf dem Platz vor der Peterskirche und die Triumphsäulen des Trajanus und Marcus Aurelius, die er mit großem Aufwande aufrichten ließ, die prächtige Kuppel der Peterskirche, das Spital an der Tiber sind Denkmäler seiner Sorgfalt für den Glanz und das gemeine Beste seiner Hauptstadt. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch die Stiftung der vaticanischen Bibliothek, für die er ein prachtvolles Gebäude und eine eigene Druckerei zur Ausgabe von Kirchenschriftstellern einrichtete. Aus dieser vaticanischen Druckerei ging seine vollendete Ausgabe der Werke des heil. Ambrosius und die von ihm verbesserte Vulgata hervor. Zu Fermo im Kirchenstaat gründete er eine Universität, zu Rom das Collegium des heil. Bonaventura für junge Franziscaner, und zu Bologna das Collegium Montalto, eine Bildungsanstalt mit Freistellen für Jünglinge aus der Mark Ancona. Sein Hauptaugenmerk war jedoch die Regierung des Kirchenstaats und die Leitung der auswärtigen politischen Angelegenheiten. In Rom suchte er Handel und Industrie durch Aufhebung lästiger Zölle und durch Gründung von Wollen- und Seidenmanufacturen zur nützlichen Beschäftigung der Armen zu beleben. Der Polizei- und Finanzverwaltung gab er eine verbesserte Einrichtung, und sammelte einen Schatz von drei Millionen

Scudi (fünf Millionen Thaler), den er als Nothpfennig für öffentliche Bedürfnisse in der Engelsburg niederlegte. Diesen glänzenden Erfolg seiner Oekonomie hatte er durch Vermehrung und strenge Beitreibung der öffentlichen Abgaben, durch die Confiscation des Vermögens der von ihm geächteten Verbrecher, durch den Ertrag neuer Leihhäuser (Monti), durch Erhöhung des Preises der verkäuflichen Aemter und Ausdehnung dieses Handels auf eine Menge anderer bisher noch nicht verkäuflicher und ganz neuer Stellen, und vorzüglich durch die strengste Sparsamkeit möglich gemacht. Die Kosten seiner Hofhaltung schränkte er auf das Unentbehrlichste ein; obwohl freigebig gegen seine ehemaligen Gönner, bewies er doch auch als Papst große Mäßigung in der Sorge für seine Verwandten, und begnügte sich, ihnen anständigen Unterhalt zu verschaffen. Zur Verwaltung der Regierungs- und Kirchenangelegenheiten setzte er fünfzehn Congregationen oder Behörden aus Cardinälen und andern Beamten nieder, unter die er die öffentlichen Geschäfte mit weiser Ordnung vertheilte. Die merkwürdigsten derselben sind die Congregationen für die Seemacht, welche auf zehn Galeeren zur Beschützung der Küsten gebracht werden sollte, für die Beschwerden der Unterthanen, für die Censur zur Fortsetzung des Catalogs der verbotenen Bücher, für die Vollstreckung und Auslegung der tridentinischen Kirchenversammlung, für die h. Gebräuche und Ceremonien, und für die Justizpflege im Innern die Consulta, die Sixtus gestiftet hat. (Vergl. d. Art. Römische Curie.) Außer der Stiftung einiger Heiligenfeste wurde seine Kirchenregierung dadurch wichtig, daß er die Anzahl der Cardinäle auf siebzig festsetzte und alle Bischöfe der catholischen Christenheit verpflichtete, nach Verhältniß der Entlegenheit ihrer Sitze, innerhalb 3, 5 oder 10 Jahre einmal nach Rom zu kommen, eine Anordnung, die, wenn auch nicht genau befolgt, ein Hauptmittel wurde, die alten Rechte des päpstlichen Primats geltend zu machen, und die Bischöfe fester an das Oberhaupt der Kirche zu binden. In theologischen Streitigkeiten beobachtete Sixtus eine weise Neutralität, und legte den mit der Universität Löwen kämpfenden Jesuiten, die er überhaupt nicht liebte, Stillschweigen auf. Desto lebendiger regte er sich in den politischen Händeln seiner Zeit. Der Plan, Deutschland in die ehemalige Abhängigkeit vom römischen Stuhle zurückzubringen, mußte freilich fehlschlagen; doch wußte Sixtus den Kaiser Rudolph II. zu nachdrücklichen Verfolgungen der Ketzer zu bewegen. Zwei protestantische Regenten, Heinrich von Navarra, und die Königin Elisabeth von England, belegte er mit seinem Bannfluche, doch, wie es schien, nur anstandshalber, denn im Herzen achtete er beide wegen ihrer Geisteskraft, und wollte Spanien und die Ligue nie recht ernstlich gegen den ersteren unterstützen, weil er die Absichten Philipps II. auf Frankreich bedenklich fand; auf der andern Seite gab er diesem Könige zwar Subsidien zur Ausrüstung der Armada gegen England, ließ aber zugleich englischen Unterhändlern merken, daß er eine kräftigere Theilnahme an dem niederländischen Freiheitskriege zur Beschränkung der spanischen Macht nicht mißbilligen werde. Den König von Frankreich hielt er mit Versprechungen hin, und munterte, um ihm seinen Einfluß zu zeigen, den Herzog von Savoyen zu einer Unternehmung gegen Genf auf. Nach der Ermordung der Guisen that er Heinrich III. in den Bann, ohne darum die unter dem Herzog von Mayenne fortdauernde Ligue nachdrücklicher zu unterstützen. So wußte der verschmitzte Papst, indem er mit allen Regenten seiner Zeit in leidlichem Vernehmen blieb, einen durch den andern zu schwächen und von sich abhängig zu machen.

Dabei beschäftigten ihn weit aussehende Entwürfe zur Vergrößerung seiner landesherrlichen und kirchlichen Macht. Neapel nannte er immer sein Königreich, und ließ den spanischen Vicekönig das Gewicht seiner Nachbarschaft bei allen Gelegenheiten fühlen. Rußland wollte er durch den König Stephan Bathori von Polen, und Aegypten durch den Großherzog von Toscana seinem Stuhle unterwerfen; doch vereitelte der Tod beider Fürsten diese Unternehmungen. Bei seinem umfassenden Eingreifen in die Zeitereignisse und seiner Gewohnheit, als Landesherr durchaus selbst zu regieren, wendete er, um in der kurzen Frist von fünf Jahren so viel und vielerlei ins Werk zu setzen, die rastloseste Thätigkeit an. Durch ein ausgedehntes System der Spionerie, deren Werkzeuge nicht nur seine königlich besoldeten Kundschafter, sondern auch die Beichtväter an den römischen Kirchen waren, setzte er sich von allem, was vorging, in Kenntniß. Er war daher immer vorbereitet, und ließ sich von den Cardinälen meist nur zum Schein berathen. Seine tiefe Geschäftskenntniß und die Ueberlegenheit seines gewandten, stets gegenwärtigen, hohen Geistes flößten jedem, der ihm nahe kam, Bewunderung und Ehrfurcht ein. Berühmt sind die launigen Einfälle und witzigen Antworten, mit denen er gleichsam scherzend Gegner niederschlug, und seine Absichten durchsetzte. Einfach in seinem Aeußern und frei von ängstlicher Sorgfalt für die Etikette, behauptete er sein fürstliches Ansehen durch einen majestätischen Anstand und strenge Consequenz in seiner Handlungsweise. Selten milderten diesen Ernst Züge von Gutmüthigkeit, wie die Gunstbezeigungen gegen alte Bekannte aus den Zeiten seiner ehemaligen Niedrigkeit. Im Herzen war er kalt, in seinen Berechnungen schlau und umsichtig, gegen seine Umgebungen verschlossen, und bis zur Unbiegsamkeit und Härte fest in allem, was er sich vornahm. Politische Rücksichten hatten bei ihm in der Regel das Uebergewicht über die religiösen; doch verfehlte er nichts, was dem Amte des heiligsten Vaters der Gläubigen geziemen mochte, und es gereicht ihm zum Lobe, daß er seine Gewalt nicht leicht zu persönlicher Rache mißbrauchte. Geliebt wurde er nicht, aber allgemein gefürchtet. Als er am 24sten August 1590 gestorben war, riß das durch den Druck seiner Auflagen erbitterte Volk die ihm vom Senat auf dem Capitol errichtete Bildsäule nieder. Die Vermuthung, sein Tod sey auf Betrieb des spanischen Hofes, den er sich durch seine Kälte gegen die Ligue und durch gewisse Annäherungen an Heinrich IV. allerdings zum Feinde gemacht hatte, durch Gift beschleunigt worden, ist auf keine hinreichenden Beweise gestützt, soviel aber gewiß, daß die Fürsten sich Glück wünschten, ihn nicht länger auf dem päpstlichen Throne zu sehen. Denn was Genie und Charakterstärke mit den Mitteln, auf welche die Reformation den Papst eingeschränkt hatte, in wenigen Jahren auszurichten vermögen, hat Sixtus V. besser als alle seine Nachfolger bewiesen, und die Geschichte ehrt ihn als das letzte, den Königen furchtbare Oberhaupt der römischen Kirche. F.

Skalden. So wie wir bei den Galliern in den Druiden und bei den alten Deutschen in den Barden Sänger finden, welche, gleich den Dichtern der Griechen, das Lob der Götter, die Thaten der Helden besangen, so finden wir auch noch im Norden unter den mannhaften kriegerischen Isländern, Dänen, Scandinaviern Männer, die in Liedern und Gesängen mancherlei Art als Dichter und Lehrer, gleich den Druiden und Barden bei den südlichern damit so nahe verwandten Völkern, zu einer Zeit geachtet und nützlich waren, und die Cultur ihres Volks förderten, wo die bereits schon vom Gipfel der Cultur

herabsteigende Mitwelt in Griechenland und Rom kaum eine Ahnung vom Daseyn derselben hatte. Die Geheimnisse der Religion, die Thaten der Helden der Vorzeit und ihrer Zeitgenossen durch Gesang und Spiel zu verherrlichen: dies war das Ziel, das sich ein Skalde auf der großen scandinavischen Halbinsel und den nahen Eilanden vorsteckte. In so fern verdanken wir ihnen noch jetzt die Hauptquelle aller uns zugekommenen Mythologie des Nordens, die sogenannte ältere und neuere Edda, der man, in so fern sie in zerstreuten Gesängen herumging, ein Alter von mehr als 4000 Jahren zuschreibt. Sie wurden von einem gelehrten Isländer, Sämund Sigisfuß, zu Ende des 11ten Jahrhunderts in die lateinische Sprache übergetragen, gesammelt und aus den alten, in Runenschrift aufbewahrten steinernen Inschriften ergänzt; eine Arbeit, die noch nicht zwei Jahrhunderte später ein anderer Isländer, Snorro Sturleson, wiederholte, und womit er die jüngere Edda bildete, die, außer einigen, dort nicht bemerkten Sagen rc., keine wesentlichen Vorzüge hat. — In so fern nun der Zwecke, das Wesentliche der Skalden mit dem der Druiden und Barden zusammenfällt, so kann man sich wohl von ihnen ein um so anschaulicheres Bild entwerfen, wenn man sich theils das des alten Ossians ins Gedächtniß ruft, theils an das, was wir von den Barden und Druiden sowohl aus dem Tacitus, dem Cäsar, als auch aus unserm Klopstock wissen, erinnern. So finden wir denn unsre Skalden gar oft heute als mächtige Kämpen in der Schlacht, morgen am Hofe eines nordischen Fürsten als hochgeehrte Sänger und Dichter, und zuletzt, nach normännischer Sitte, als furchtbare Seeräuber auftreten. Als hochgefeierte Dichter wurden sie gar oft reichlich für ihre Gesänge beschenkt. So erhielt eine solche Sängerin, eine Skaldin, oder besser, eine edle Gothin, die sich, von Skalden gebildet, als Dichterin auszeichnete, vom König der Schweden Seeland zum Geschenke, das sie hernach ihrem Gemahl Skiold, dem Dänenkönig, zubrachte. Es lag den Königen gar viel daran, von einem solchen Skalden besungen zu werden, und oft setzten sie ansehnliche Belohnungen aus, um einen dichterischen Wettkampf zu veranlassen, wo denn die Verse, die den Preis davon trugen, in Stein gehauen wurden. So war dies mit dem Gedicht, das Hiarn, der Skalde, auf des Dänenkönigs Frode Tod gemacht hatte (373 nach Chr. Geb.). Allerdings war wohl jedem Vornehmen, jedem König in diesem noch uncultivirten Lande ein solcher Wunsch, wie dem Dichter und Sänger so große Ehre vergönnt. Nur dieser war, wo geschriebene Sprache gänzlich mangelte, vermögend durch seine Gesänge das Lob des Fürsten, gleich den Thaten der Götter in jede Hütte, wie in die weiten Hallen der Großen zu tragen, und dort den Enthusiasmus, hier die Freundschaft dieser zu erhalten; und obschon die priesterliche Würde und alles, was Religion war, zunächst, in so fern es auf Gebräuche und Opfer hinauslief, mit der Person des Fürsten selbst verknüpft war, so mußte doch der Einfluß von Männern, die jeden Augenblick den Zutritt zu den Edelsten des Volks hatten, um deren Gunst alle buhlten, die zum großen Theil selbst hoher Abkunft waren, nichts weniger als gleichgültig seyn. *r.

Skeptiker, Skepticismus, Skepsis. Um zuvörderst nur keine falschen Vorstellungen zu veranlassen, die hier so leicht als gewöhnlich sind, sey im Allgemeinen gesagt, daß dies Philosophen und ein Philosophem waren, die ihren Namen von einem griechischen Worte skeptesthai, eigentlich mit vorgehaltener Hand in die Ferne sehen, dann überhaupt forschen, sich besinnen, erhalten haben. Sie heißen auch

Pyrrhonier, von ihrem angeblichen Haupte Pyrrhon aus Elis, geb. wahrscheinlich um die 101ste Olympiade, einem Mahler, nachherigem Schüler des Dryson und Anaxarchos (s. d. Art. Pyrrhon); ferner Aporetiker, d. h. die Ungewissen, Zweifelnden, Ephektiker, Enthaltsame, von absprechenden Urtheilen sich Enthaltende; Namen, deren Grund und Bedeutung sich nachher ergeben wird. Pyrrhon selbst war eigentlich nur ein auf das werkthätige Leben gestellter Mann, dessen gesundes Dichten und Trachten, nach Diogenes von Laerte, nur dahin ging, ein rechtschaffener Mann zu seyn, der sich um Speculation nicht kümmerte, da sie, zumal in ihrer damaligen Gestalt, jenes Streben nicht förderte. Er hat daher auch selbst nichts geschrieben, sondern Timon aus Phlius in Achaja, einem Arzt und Philosophen, von welchem wir mindestens Bruchstücke haben, verdanken wir, was wir über seine Sinnesart wissen. Seine Philosophie war also, wie dies wohl die rechte ist, originelle Eigenthümlichkeit des Lebens und Charakters, ein lebendig gewordenes Wort. Und somit thut sich gleich hier recht klar hervor, wie die geschriebene Philosophie, gleich der geschriebenen Poesie, eigentlich nur eine künstliche, mehr oder weniger beseelte, immer aber vereinzelte Richtung und Auferbauung des Geistes von einem Punkte aus ist. Doch wollen wir uns bei dieser Idee um so weniger aufhalten, da sie von selbst hier in die Augen springt. Wohl aber muß bemerkt werden, daß doch von diesem Standpunkte aus die Klagen über Mangel schriftlicher Belehrung durch den Mann selbst, wie sie in den Compendien der Geschichte der Philosophie erschallen, fast so unstatthaft und relativ sind, als die über das Dunkel aller Urgeschichte, da es hier wie dort gerade so hell ist, als es seyn kann und soll; darum aber auch einseitig in wie fern man schriftliche Mittheilung und wissenschaftliche Darstellung höher anschlägt, als ein gediegenes Leben selbst. Eben darum würde es auch voreilig seyn, und Mißverstand der Geschichte, wie der gesetzlichen Entwicklung der Idee verrathen, von dem Leben dieses Mannes, den man den Vater des Skepticismus zu nennen liebt, mehr oder weniger zu fodern, als daß es eben ein Leben gewesen, und nun dies Wesen, diese Gesammtheit desselben mißkennend, seine weitere Entwickelung und Ausbildung allein von der wissenschaftlichen Bearbeitung, mithin von einer Trennung innerhalb seines Wesens zu erwarten, und diese vorzugsweise zu preisen. Die wenigen Nachrichten von seinem Leben stellen ihn auf als einen Mann von Gleichmuth, der allein unter den Menschen gottähnlich hervorragte, den Meinungendienst und Sophistendünkel abgethan, das Band alles Trugs und aller Ueberredung abgestreift, die Menschen als Baumlaub nicht sonderlich achtete, die Speculation, wie sie eben damals als Dogmatismus war, für verfehlt hielt, und also sich vor ihr verwahrte, woher auch der Name der Ephektiker. Mithin erblicken wir in dieser ehrwürdigen Gestalt den historischen Ausgangspunkt, gleichsam den Crystallkern dessen, was späterhin wissenschaftlich um ihn anschoß, indeß in ihm nur gediegener, in lebendiger Fülle und abgeschlossener hervortrat, was schon in den von ihm sehr geachteten Demokritos und Sokrates sich kund gab. Er war, mit Einem Worte, für das gesunde Leben in seiner Gesammtheit, nicht für das Wissen, oder die Wissenschaft, besonders die damalige. Und so möchte denn von ihm aus das wahre Wesen des ältesten Skepticismus nur so, oder gar nicht zu bestimmen seyn, oder wenn diese Skepsis späterhin als Philosophem etwas anders geworden, in andere Beziehungen zur Wissenschaft überhaupt getreten seyn sollte, anders woher ausgemittelt werden müssen,

nämlich aus dem Wissen selbst, und seiner Gestalt und Erscheinung. Auch Timon, Metrodor, Ainesidemos, die wir wieder nur aus Sextus Empiricus kennen, wie dieser letztere selbst, müßten von dort aus verstanden und gedeutet werden. Denn weder ist es hier mit dem Wahlspruch, der als Grundlage der skeptischen Epoche oder Enthaltsamkeit angeführt wird, daß nämlich jedem Ausspruch ein gleicher Ausspruch entgegenstehe, dem Für sein Wider und umgekehrt, abgethan, als gegen dessen Wahrheit und Bestand man ja aus ihm selbst folgern könnte und gefolgert hat, noch mit den zehn, vermuthlich allmählig zu siebzehn erweiterten Topen (Orientirungspunkten) oder Tropen, d. i. Wendungen, Umkehrungen, Maximen, gegen das Wissen gerichteten Punkten, welche diese Lebensweise oder Leitung (agoge), wie sie sich lieber als Lehre oder Secte nannte, aufstellt. Verwahrung vor aller Entscheidung über das Wißbare (epoche), und daraus hervorgehende, wie dazu hinführende Unerschütterlichkeit (Ataraxie) bei dem Wechsel alles Einzelnen, Endlichen, Besondern, war ihre Aufgabe, man könnte sagen, ihr Anfang und Ende. Die dazwischen fallenden Entwicklungspunkte werden sich hernach ergeben. Ueberschauen wir nämlich jene, vorzüglich von Ainesidemos aufgestellten Tropen, so finden wir damit die Unstätheit, den Unbestand, das Wandelbare, Unsichere, namentlich des dünkelhaften Wissens, wie es als Dogma, Dogmatismus in Logik, Physik und Ethik auftrat, ausgesprochen und erörtert; und darin liegt auch wohl die von Sextus Empiricus berührte Aehnlichkeit mit Herakleitos, dem alles in stetem Flusse war, oder mit den Stoikern, in welchen beiden Philosophemen sich wohl denkbare Berührungs- und Anknüpfungspunkte bieten, wenn sie gleich ursprünglich in einer andern Gedankenreihe standen. Die Tropen aber sind folgende: 1. die Verschiedenheit der Thiere und Empfindungen, 2. die Verschiedenheit der Menschen, 3. die Uneinigkeit der Sinne, 4. die zufälligen Zustände und Veränderungen des Subjects, 5. die Lage, Entfernung, und die Oerter, 6. die Gemischtheit dessen, was sich den Sinnen darbietet, 7. Größe und Bau der Dinge, 8. das Bezügliche, Verhältnißmäßige der Dinge, 9. das häufige oder seltnere Geschehen, 10. Bildung, Gesetze, Gewohnheiten, mythischer Glaube und Vorurtheile. In diesen Tropen nun, man ordne oder reducire sie, wie dies letztere Agrippa that, wie man wolle, tritt einander entgegen, nicht mehr überhaupt Leben und Wissen, Darstellen und Erkennen, oder wie man diesen Gegensatz sonst fassen mag, sondern innerhalb des Wissensgebietes selbst thut sich ein Gegensatz auf, und wird eine Spannung zwischen Wissen und Nichtwissen, Affirmiren und Negieren, Dogmatismus und Skepticismus, so daß, wenn jener älteste Pyrrhonismus ein practischer, dieser spätere ein theoretischer, wissenschaftlicher war. Dies spricht sich noch deutlicher in den fünf spätern Tropen aus, 1. der Verschiedenheit der Lehrmeinungen, 2. des Treibens auf das Unendliche, 3. des Verhältnisses, 4. der Voraussetzungen, 5. des Gegenseitigen. Innerhalb dieses Kreises nun führte gegen Ende des zweiten Jahrhunderts Sextus Empiricus, gleichsam die Acten des Antiken schließend, den Skepticismus mit einem Aufwand von seltner Gelehrsamkeit und Scharfsinn durch, und ihm danken wir auch daher die Kunde des wissenschaftlichen Skepticismus in seiner Reife. Das Ergebniß aus allem ist, gemächlichst mit Ruhe zu leben, stets unbekümmert und durchaus unbewegt, unachtsam süßgeschwätziger Weisheit. Da wir hier einmal im historischen Gebiete verweilen, so nennen wir sogleich die neuern Skeptiker: François de la Mothe Vayer, geb. 1586, gest. 1672, der sich für die geoffenbarte Erkenntniß erklärte;

Dan. Huet, geb. 1630, gest. 1721; Peter Bayle, geb. 1647, ein grosser Charakter; Sanchez, geb. 1562; Jerome Hyrnham, Mich. Montagne. Auch Agrippa von Nettelsheim könnte hieher gerechnet werden; unter den neuesten wird Schulz genannt. Gleich hier bemerken wir, was den neuern Skepticismus anlangt, daß in ihm mehr oder minder klar ausgesprochen ist das innerste geistige Seyn und Leben, so weit es in Offenbarung ruht, das einzig Wahre, Gewisse gegenüber dem trüglichen Wissen, gleichwie es dem alten die Unerschütterlichkeit des gesammten werkthätigen Menschenlebens war; das Wissen also als ein steuerloses ungewisses Umirren und Schwanken auf dem Meere von Meinungen und Ansichten. — Es fragt sich nun nach diesem treuhistorischen Ueberblick, was der Skepticismus, von dem jetzt gewonnenen Standpunkte der Wissenschaft aus angesehen, sey. Daß der antike gegen das Wissen überhaupt, und fortschreitend gegen das Wissen einer Zeit gerichtet war, daß er ganz dem Geist und Wesen des Antiken gemäß, das Wissen in ein Seyn, und zwar ein, Naturwerken gleich, anschaubares umgewandelt, gleichsam veräußert haben wollte, ist wohl klar geworden. In unsern Zeiten hat nun der wissenschaftliche Geist und die Speculation, je freier sie sich pries, die Trennung nach innen, innerhalb des Geistes und seines Thuns, immer mehr und mehr geweckt und tiefer verfolgt. Sie ahnet, ja dringt allerdings auf ein Einsseyn des Denkens und Seyns, des Allgemeinen und Besondern, in, mit und durch die Idee, die Vernunft, das Absolute, Gott, welches die Differenz des gemeinen Bewußtseyns, des sogenannten gesunden Menschenverstandes, des Begriffs unter sich und in sich aufgehen sehe. Sie dringt auf eine Gesammtheit der Selbstdurchdringung von Gott und Natur, welche aber, wenn wir es uns aufrichtig gestehen wollen, doch, bei der Endlichkeit des menschlichen Geistes, immer nur ein hohles Gedanken- oder Spiegelbild, mithin ein gedachtes Abbild, kein lebendiges, gleichsam innerlich und äußerlich erfahrnes, erlebtes Seyn bleibt, oder auch auf der höchsten Spitze der Speculation in das unentwickelte, obwohl unendlich entwickelbare, Nichts zerrinnt, oder gesteht. Die lange angestrebte, selbst, wenn man dies zugeben müßte, glücklich gefundene Topik des Lebens ist immer nur prophetisch, ein Gesicht, das seine Ausführung und Verwirklichung der Zeit, oder vielmehr der die Zeit ordnenden höhern Hand empfiehlt und von ihr erwartet, so daß wir ja schon jetzt und immerdar darin begriffen wären. Tritt nun der Skepticismus hier in die Reihe, so muß er einer Seits auch wie der alte, dem hohlen Wissen, der vermessenen Freiheit der Speculation nothwendig die Spitze bieten, und ist in so fern wieder die Negation des Wissens, gegenüber dem Positiven, dem Seyn, der Offenbarung des Christenthums, welches daher auch bekanntlich jederzeit dem herrschenden Wissen mehr oder weniger die Farbe lieh; anderer Seits, wenn er nun noch näher in das Gebiet des Wissens selbst hineinrückt, muß er eben so nothwendig der Sphäre des gemeinen Bewußtseyns und der Reihe von Endlichkeiten negirend gegenüber treten, als der die Idee verstellenden, negirenden, aufhebenden Begriffsreihe. Er ist also die negative Seite des Wissens überhaupt, oder der als Wissen auftretenden Philosophie, oder endlich der beschränkten Begriffsmäkelei des Dogmatismus. So kehrt er, nach durchmeßner Bahn, in sein altes Strombett zurück, und ist seinem innersten Wesen und Vollendung nach das protestantische Widerspiel der Einseitigkeit des Wissens, als Speculation, welche das gesammte frische Menschenleben, als den fleischgewordenen Gott, in ein Gedankenspiel verwandelt, in seiner wissenschaftlichen

Entwickelung und Ausbildung aber wird er jederzeit den Anmaßungen der übermüthigen, wie der Indolenz der faulen Vernunft sich widersetzen. Jenes halbschürige, kindische Zweifeln aber an Einzelheiten, deren höhern Vereinigungspunkt und goldenen Ring man nicht einmal kennt, wie es sich heut zu Tage mit seinem Halbbruder, dem seichten Eklekticismus, bläht, halte man doch ja nicht für Skepsis. Es ist gerade meist ein Symptom der bequemen, oder auch der haltungslosen, naseweisen Vernunft, da der wahre durchgreifende eine allerdings rüstige Erscheinung in Leben und Wissen, und gleichsam die Ironie des menschlichen Geistes ist. Sokrates bekanntes Nichtwissen, Platons Dialectik, wie sie zumal im Parmenides auftritt, können, das eine als Resultat, die andre als Uebung des Skepticismus in hohem Sinne gelten, und wenn Sokrates darin, daß er die Weisheit vom Himmel auf die Erde rufte, und also das ethischwirksame Leben foderte, den Antiken nicht verläugnete, so ahnete Platon in der Welt der Ideen, was durch Offenbarung gesichtet, vereinfacht, durch den Kern ihrer Geschichte aber in Erfüllung gehend, den abtrünnigen gefallenen Menschengeist vermittelnd zu Gott zurückzuführen ewiger Rathschluß der erbarmenden Vorsehung ist. Und so sehen wir denn, wenn wir der Geschichte unbefangen nachgehen, die Skepsis in antiker, wie in moderner Zeit fest umrissen, dort als Rüstigkeit und Tüchtigkeit des gesammten äußern, darstellenden Lebens, hier als Unerschütterlichkeit des tiefsten, durch die Offenbarung wieder zu erlangenden Urlebens der Menschheit, in beiden aber die Rechte des Lebens und seiner Gesammtheit oder Einheit durchgesetzt gegen die Einseitigkeit des Denkens und Wissens, das sich vom Wesen und Seyn losgerissen. Aus diesem Geiste gehen auch die Warnungen des kräftigen Mannes gegen Philosophie und lose Verführung durch Menschenlehre hervor, welcher das treffliche Wort sagte: es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. Wa.

Skiagraphie, der Umriß des Schattens, den ein Körper macht; erster Entwurf eines Gemähldes; Uebersicht des Inhalts eines Werks.

– Skizze (italienisch Schizzo, eigentlich ein Spritzfleck), in den bildenden Künsten, besonders in der Mahlerei, eine flüchtig hingeworfne Zeichnung von einem künftig zu vollendenden Gemählde oder andern Kunstwerke; flüchtiger Entwurf eines jeden andern auszuführenden Werkes; Andeutung der wichtigsten Punkte einer Begebenheit, einer Schrift ꝛc. Daher Skizziren, den Umriß eines auszuführenden Werkes flüchtig entwerfen.

Sklavenhandel; Sklaverei der Schwarzen, der Weißen. Sklaverei überhaupt ist der rechtlose Zustand eines Menschen, in welchem ihn ein Anderer als sein Eigenthum behandelt. Durch ihn wird der Mensch eine Waare. Der Händler treibt ihn, dem Last- oder Mastvieh gleich, auf den Markt, wo der Nichteuropäer auch Knaben und Sklavinnen als Werkzeuge seiner Wollust einkauft. Die Herabwürdigung des Weibes zum Thiere — sey es immerhin ein schönes Spielwerk in dem reizendsten Serail! — ist die schmählichste Folge der von Hochasien — nicht von Indien — ausgegangenen Sklaverei, die wie ein Fluch auf dem Orient lastet, und die Afrika zu Boden gedrückt hat. Die Entscheidung der Frage von der rechtlichen Möglichkeit eines solchen Zustandes hängt von dem Begriffe Mensch ab. In wie fern dieser ein sinnliches Vernunftwesen, und als Mensch in der Sinnenwelt nur so lange vorhanden ist, als er seinen Vernunftcharakter be-

hauptet: in so fern ist er der Bürger einer unsichtbaren Welt, über welche die sichtbare keine Gewalt hat. Er darf daher so wenig den Charakter der Vernunft je aufgeben, als ihn ein Anderer desselben zu rauben je befugt seyn kann. Nun ist das Recht — eine Idee der Vernunft, — das einzige Mittel, durch welches der Mensch seinen Vernunftcharakter in der Sinnenwelt darstellt; es ist daher an sich so unveräußerlich, wie die Vernunft selbst: folglich ist die Sklaverei, als ein rechtloser Zustand, eben so sittlich undenkbar, als in der Sinnenwelt rechtswidrig. Zwar kann der Mensch seinem Rechte auf ein Gut entsagen, oder desselben sich verlustig machen, aber dies ist nie von dem Rechte selbst der Fall. Der Staat kann daher befugt seyn, einen Menschen zum Tode zu verurtheilen, aber nie zur lebenslänglichen Sklaverei. Denn auch der Galeeren-Sklave wird nicht Eigenthum des Staats. Seine Bestrafung hat ihre Gränzen, und diese Gränzen sind sein Recht. Eben so wenig darf der Kriegsgefangene Sklave werden, da der Krieg nur als Vertheidigung gerecht ist, so weit man nämlich dem Feinde die Gewalt zu schaden entzieht. Er wird dagegen ungerecht, d. i. ein Raubkrieg, wenn man das feindliche Gut oder die Person des Feindes, bloß, weil beides feindlich ist, in sein Eigenthum verwandeln will. Durch einen Vertrag aber sich zum Sklaven hingeben wollen, setzt voraus, daß man Person und Sache zugleich sey, was unmöglich ist: daher schon das römische Recht vertragsmäßige Sklaverei für undenkbar erklärt hat. Doch konnte ein Schuldner, wenn er zahlungsunfähig war, der Sklave seines Gläubigers werden. — Dieser Begriff vom Menschen und von der sittlichen Unmöglichkeit der Sklaverei ist der Vernunft klar geworden, seit sie — durch das Christenthum — sich selbst richtig erkennen lernt. Doch hat es lange gewährt, ehe die Christen das klare Gebot der heiligen Urkunden: Alle Menschen sind Brüder! auch gegen die Nichtchristen in Anwendung brachten; ja unter den Christen selbst war die Leibeigenschaft (s. d. Art.) Jahrhunderte lang nicht minder ungerecht, als die Sklaverei, und dabei noch widersinniger: denn sie wollte, was die Sklaverei nicht will, den Menschen zugleich als Person und Sache darstellen. Ist nun jede Sklaverei an sich widerrechtlich, sie sey milde oder hart, so darf der Vortheil, den sie vielleicht hier und da gewährt, gar nicht in Frage kommen. Nicht einmal das sinnliche Wohlbefinden des Sklaven, den sein Herr aus eigennütziger Klugheit gut hält, oder als ein Glied der Familie menschlich behandelt, kann hier entscheiden. Die Klugheit hat es allein mit der Frage zu thun: Wie soll der Sklavenstand aufhören? Soll der Sklave auf einmal entfesselt, oder soll er allmählig zur Freiheit vorbereitet werden? — Die Gesetzgeber und das Völkerrecht in Europa haben sich in unserm Zeitalter über Leibeigenschaft und Sklaverei vernunftmäßig ausgesprochen. Indeß kämpfen Vorurtheil, Eigennutz, Herkommen und Gewalt noch immer für die Beibehaltung eines Mißbrauchs, der ein Selbstmord der Menschheit an sich selbst genannt werden muß. Die geschichtliche Entwickelung dieses Gegenstandes ist daher nicht unwichtig. Der Orient erfand das Gesetz der Sklaverei. Hirtenwesen und Hausvaterstand, die ersten Anfänge des Volkslebens, machten Herde und Familie von dem Hausvater und Oberhirten gleich abhängig. Einige Nomaden wurden Eroberer; einige Stammväter wurden Priester. Daher gingen ursprünglich in den Morgenländern alle gesellschaftliche Formen entweder aus dem Willen der Eroberer, oder aus der Klugheit der Priester hervor. Der Eroberer kannte nur Einen Herrn, sich selbst, dem Alle mit Leib und Gut un-

terworfen waren. Dies war und ist die politische Sklaverei; aus ihr folgte unmittelbar die bürgerliche, oder die häusliche. Die Priester hingegen sicherten ihre Gewalt, indem sie jene politische Sklaverei der despotischen Reiche durch Abstufung milderten. Sie richteten nämlich in der Castenordnung eine Pyramide von geschlossenen Ständen auf, deren Spitze sie allein seyn wollten. Von nomadischen Völkern umgeben, sahen die despotischen wie die Priesterstaaten, überall nur Herren oder Sklaven, keine Menschen. Auch die gebildeten Völker des Abendlandes, die Griechen und Römer, von denen politische Freiheit allen Kastenzwang entfernt gehalten, konnten sich nicht erheben zu dem Begriff: der Mensch sey ein Vernunftwesen. Er stand ihnen nur an der Spitze der Thiere; sie sahen nie in ihm den Bürger einer höhern Welt. Daher galt ihnen der Mensch nichts als solcher, sondern bloß als Staatsbürger; Fremde nannten sie Barbaren, Feinde Sklaven. Aristoteles sagt in seiner Politik: Bei den Barbaren besteht die Familie aus dem Sklaven und der Sklavin; den Griechen aber gebührt die Herrschaft über die Barbaren, weil jene den Verstand zum Regieren, diese nur den Körper zum Gehorchen haben. Er nennt den Sklaven ein lebendes Werkzeug, gleich wie das Werkzeug ein lebloser Sklave sey. Indeß setzt er doch hinzu: In wie weit der Sklave Sklav ist, gibt es gegen ihn keine Freundschaft, wohl aber, in wie fern er Mensch ist. — Auch dachten sich die edleren Geister des Alterthums, wie Plutarch im Leben des Numa, ein frühes, goldenes Zeitalter, das des Saturn, wo es weder Herren noch Sklaven gegeben. — Außer diesen ersten Quellen aller Knechtschaft, der politischen Sklaverei und der Verachtung gegen barbarische Völker, gab es noch eine dritte, welche die Fortdauer der Sklaverei erklärt. Diese war der Krieg. Auf die Verachtung der Feinde gründete sich nämlich bei allen nicht christlichen Völkern das Herkommen, die Kriegsgefangenen als Sklaven zu behandeln, weil man sie zu tödten das Recht zu haben glaubte. Wenn aber christliche Völker die Ueberwundenen zur Sklaverei verdammten, wie die Spanier die Indianer in Amerika, so geschah dies aus Raubsucht und Beutelust, welchen der Fanatismus den Vorwand lieh, es sey leichter, Sklaven zum Christenthume zu bekehren, als freie Völker. Diese Vorstellung bewog auch, wie Montesquieu anführt, den allerchristlichsten König (Ludwig XIII. von Frankreich), das Gesetz zu unterschreiben, welches die Neger in seinen Colonien für Sklaven erklärte. „Aber,“ sagen neuere Vertheidiger der Sklaverei, „es ist erlaubt, die Neger als Sklaven zu behandeln, denn sie sind keine Menschen, wie wir.“ Der gelehrte Meiners hatte seine ganze Belesenheit aufgeboten, um diese Sätze zu beweisen, die er mit seiner Ansicht von den Menschenracen zu vereinigen wußte. Montesquieu hat diesen Buchstabenwitz mit Worten des gesunden Menschenverstandes kurz und bündig widerlegt. S. Espr. des loix XV. 5. Er setzt skoptisch hinzu: „Beschränkte Köpfe übertreiben gar zu sehr die Ungerechtigkeit, welche man an den Afrikanern begeht; denn wäre sie so groß, wie jene behaupten, würde es da nicht längst den europäischen Fürsten, die ja so viel unnütze Verträge unter sich abschließen, eingefallen seyn, auch einmal zu Gunsten des Mitleids und der Barmherzigkeit einen allgemeinen Vertrag zu schließen?“ — Dieses Wort hat endlich gewirkt. — Ueber die Abscheulichkeiten, die aus dem Sklavenstande hervorgegangen sind, wie die Verstümmelung zu Eunuchen, Fechter-Schauspiele, Vervielfältigung der gröbsten und wildesten Sinnenlust, über den Zustand der Sklaven in Griechenland und Rom, über das Verhältniß der

Freigelassenen und ihren Einfluß auf das Sittenverderben in Rom, so wie über die Ausbrüche der Wuth, wenn der Sklav seine Ketten zerriß, von dem furchtbaren Sklavenkriege in Sicilien 134 vor Chr. Geb. bis zu den Gräueln auf Haiti unter Dessalines, seit 1793 bis 1806, und dem blutigen Sklaven-Aufstande auf Barbados im J. 1816, — müssen wir auf die Schriften verweisen von Reitemeier (Gesch. der Sklaverei in Griechenland), von Walch, Oelrichs und Hurter (über die römischen Sklaven), und was insbesondere die Sklaverei der Neger betrifft, auf Gregoire (über die Literat. der Neger). — Der Zustand der Sklaven, von welchen oft die Ruhe und die Sicherheit der Staaten abhing, war schon in den ältern Zeiten ein wichtiger Theil der bürgerlichen Gesetzgebung, in welchem sich der Geist und der Charakter der Völker aussprachen. In Athen behandelte man die Sclaven mit großer Milde; in Sparta und im spätern Rom mit Härte. Das römische Recht verordnete (s. d. silanianische Senat. Cons. in den Pand.) daß, wenn ein Herr getödtet worden, alle Sklaven, die mit ihm unter einem Dache, oder nahe genug gewesen, um sein Geschrei hören zu können, ohne Unterschied zum Tode verurtheilt werden sollten. Das Recht des Herrn über Leben und Tod seiner Sklaven wurde erst unter den Antoninen ihnen entzogen, und der Obrigkeit zugetheilt. Wurden Sklaven von einem dritten gemißhandelt, so gab das aquilische Gesetz dem Eigenthümer nur die Klage auf Schadenersatz; in Athen hingegen wurde der Thäter selbst, und bisweilen sogar mit dem Tode gestraft. Die neuere Gesetzgebung hat theils den Schutz der Sklaven gegen die Mißhandlungen ihrer Herren, theils die Rechte derselben in Beziehung auf ihre Freilassung berücksichtigt. Diese Bestimmungen, die einen wesentlichen Theil der Colonialpolitik ausmachen, haben jedoch, wie die Mitglieder des afrikanischen Vereins behaupten, das Schicksal der Sklaven nur sehr unvollkommen verbessert, und der Proceß gegen Th. Picton, den brittischen Statthalter in Trinidad, hat Abscheulichkeiten an das Licht gebracht, die man in unserm Zeitalter für unmöglich halten sollte. Es ist hier nicht der Ort, diesen Theil der Colonialverwaltung darzustellen, welcher den Zustand der Negersklaven betrifft. Wichtiger ist die Geschichte der Versuche, den Negerhandel aufzuheben und die Sklaven frei zu machen: die Geschichte der allmähligen Vertilgung der Sklaverei ist zugleich die Geschichte des Fortschritts der Menschheit, auf dem Wege zu einem sittlichrechtlichen Zustande. Die Abschaffung des Negerhandels, oder der Sklaverei der Schwarzen unter den Christen insbesondere muß eine gänzliche Umbildung der Colonialwirthschaft herbeiführen. Folgendes gehört zum Verständniß dieser großen Angelegenheit der Menschheit. Der Negerhandel wurde seit dem Anfange des 16ten Jahunderts zuerst von den Portugiesen, dann von allen christlichen Colonialmächten bis in die neueste Zeit getrieben. Im J. 1503 wurden die ersten Sklaven von den portugiesischen Besitzungen in Afrika nach den spanischen Colonien in Amerika gebracht. Aus Mitleid gegen die von den Spaniern wie Lastthiere behandelten, schwächlichen Amerikaner schlug hierauf Bartholomä de las Casas dem Cardinal Ximenez die regelmäßige Einfuhr von Afrikanern vor. Ximenez verwarf den Antrag. Allein später ward jene Einfuhr von der spanischen Regierung, und in Frankreich von Ludwig XIII., in England aber schon von der Königin Elisabeth förmlich gestattet, weil man sie ihnen als ein Rettungsmittel der Schlachtopfer des afrikanischen Despotismus darstellte. Doch erklärte sich Elisabeth gegen den Zwangshandel. In Spanien wurde der Neger-

handel zuerst im J. 1517 nach Las Casas Vorschlag regelmäßig eingerichtet. Carl V. ertheilte seinem Günstling le Bresa das Monopol zu jährlich 4000 Sklaven, das dieser an die Genueser verkaufte. Die Genueser erhielten die in die Sklaverei verkauften Schwarzen von den Portugiesen, in deren Händen eigentlich der Handel war. Bald war die Sklaverei in den Pflanzungs-Colonien vorzugsweise eingeführt, und allgemeiner als in den Bergwerks-Colonien. Die Neger wohnen in Mittelafrika, und zwar vorzüglich in Senegambien (Westnigritien), Nigritien und Guinea (eine Landstrecke von mehr als 800 deutschen Meilen, vom Senegalflusse bis zum Cap Negro). Durch Farbe, Haare, Gesichtsbildung und Sitten merklich unterschieden von den Mohren, stehen sie auch in Hinsicht auf geistige Kraft tief unter diesen. Die Neger sind Fetisch-Anbeter, die Mohren meist Mohammedaner; diese unterhalten vielfache Verbindungen mit den Küstenländern und mit gebildeten Völkern; jene leben, von der Welt abgeschnitten, an den einsamen Ufern des atlantischen Meeres, oder in den öden Binnenländern eines von dem Völkerleben der alten wie der neuen Welt fast gänzlich geschiedenen und wichtiger Lebensbedürfnisse (z. B. des Salzes) entbehrenden Erdtheils: daher die Einflüsse des tropischen Clima ungerechnet — der allgemeine Stumpfsinn der Negervölker, welchen manche Beobachter, doch ohne Grund, für eine natürliche Unfähigkeit gehalten haben. Seit undenklichen Zeiten ohne feste Gränzen und in größere oder kleinere Massen zersplittert, hat sie der sinnloseste Aberglaube mit dem gröbsten Despotismus im Bunde in einen fast thierischen Naturstand niedergedrückt. Kaum bringen die Caravanenzüge der Mohren, oder innere Raubkriege, einige Bewegung in ihr einförmiges Pflanzenleben. Wenige Stämme machen eine Ausnahme durch geringe Kunstbildung, und diese mißhandeln die übrigen. Zu ihrer gänzlichen Verwilderung hat der Sklavenhandel das Meiste beigetragen, indem er Krieg, Betrug und Raub unter ihnen vervielfältigte. Er hat die Afrikaner so tief unter die Wildheit reißender Thiere herabgewürdigt, daß die Sklaverei zum Staatssystem, zum einzigen Erwerbszweige, zum Gegenstande fortwährender Kriege, zu solcher Gewaltthätigkeiten würde, die alle Bande der Geselligkeit auflös'ten; jeder mächtige Neger dachte nur darauf, für Rum und Spielzeug recht viele seiner Brüder dem Markte christlicher Europäer zuzuführen. Als daher in Folge der französischen Revolution der Menschenhandel sich vermindert hatte, schickte der König Dahome auf der Sklavenküste im J. 1796 eine aus seinem Bruder und Sohne bestehende Gesandtschaft nach Lissabon, welche die Herstellung dieses Handels und die Errichtung eines Bündnisses mit Portugal gegen die übrigen europäischen Colonien zum Zweck hatte. Auch wissen wir aus des amerikanischen Matrosen Robert Adams Erzählung von Tombuctu, wo er selbst gewesen, daß man daselbst gewöhnlich von vier zu vier Wochen einen Streifzug in die benachbarten Länder unternimmt, um Menschen zu stehlen, da Sklaven für sie die beste Handelswaare sind. Zwar behauptet man, daß sonst die Kriegsgefangenen getödtet wurden, was, seit man sie als Sklaven verkaufte, aufgehört habe; allein keine Schändlichkeit rechtfertigt je die andre, und schneller Tod ist weniger grausam, als langsames Verschmachten. Die Neger lernten also uns Europäer nur dazu kennen, um sich in geistigen Getränken zu berauschen, und aus wilder Habsucht einander unaufhörlich zu bekriegen. Die vornehmsten Märkte für europäische Sklavenschiffe waren, nach Falconbridge, Bonny und Calabar an der Küste von Guinea. Hier kaufte man für Branntwein, Spielwaaren, Gefäße, Eisen, Salz u. s. w.

die auf großen Messen im Innern, 200 engl. Meilen von der Seeküste, eingehandelten Sklaven, und die Zahl derer, die seit 300 Jahren ihrem Vaterlande und der Freiheit entrissen wurden, überstieg die Summe von 30 Millionen. Auf der Ueberfahrt nach Amerika starben wenigstens 7 bis 8 vom Hundert, weil man die männlichen Sklaven gefesselt in dem Schiffraum über einander preßte. Denn ein Schiff von 240 Tonnen, mit 44 Seeleuten besetzt, wurde mit 520 Sklaven beladen. Zwei und zwei schmiedete man sie zusammen, und der Raum für jeden war 6 Fuß in der Länge, und 2 Fuß 2 Zoll in der Höhe. Schon hier ergriff sie die Verzweiflung. Oft mußten sie zum Essen geprügelt werden; ja sie erfanden eine Art des Selbstmords, gegen welche sich nichts vorkehren ließ: sie verschluckten ihre Zunge. So groß ist, nach Parks, Golberry's und Winterbottons Zeugniß, die Anhänglichkeit des Neger an dem vaterländischen Boden! Auf den amerikanischen Sklavenmärkten — ehemals Barbadas, wo der höchste Preis eines Neger zwischen 80 und 85 Pfund Sterlinge (bis 700 Thlr.) war, und noch jetzt Havannah, und in Brasilien Bahia — wurden sie an die Pflanzer verkauft, und in Westindien vorzüglich zur Bearbeitung der Zucker-, Indigo-, Caffee- und anderer Pflanzungen gebraucht, welchen Arbeiten, besonders bei dem mühsameren Zuckerbau, weder Weiße noch Mulatten in demselben Grade gewachsen seyn sollten. Bei der natürlichen Trägheit des Neger bedurfte es einer eisernen Ruthe, um ihn zur Arbeit anzutreiben. Indeß fehlte es nicht an Beispielen, daß auch Neger unter günstigen Umständen große Anlagen entwickelten, und sich eben so in sittlicher als in geistiger Hinsicht auszeichneten. — Die ersten, welche ihren Sklaven die Freiheit gaben, und an der Abschaffung des Negerhandels arbeiteten, waren einzelne Quäker in England und Nordamerika, und zwar schon die Stifter dieser Secte, Georg Fox, Woolmann, Will. Penn und Andere vorzüglich seit 1727. Im J. 1751 schafften ihn die Quäker unter sich ab. Hierauf sprachen zuerst im Parlamente Sidmouth, Wellesley u. A. für die Abschaffung dieses Handels. Grandville Sharp studirte drei Jahre lang die englischen Gesetze, einzig in der Absicht, um desto kräftiger die Rechte der Afrikaner zu vertheidigen. Er bewirkte es, daß im J. 1772 auch die englischen Gerichtshöfe den früher schon in Frankreich rechtsgültigen Grundsatz anerkannten: der in England angekommene Sklave werde dadurch frei. Nun wurde von den Freunden der Sklaven im J. 1783 dem Parlamente eine Bittschrift wegen Aufhebung des Sklavenhandels übergeben. Unermüdet versuchten sie Alles, um die öffentliche Meinung von dem Rechte der Menschheit zu überzeugen. Clarkson, der vor einigen Jahren eine Geschichte der Aufhebung des Sklavenhandels in London herausgegeben hat, stiftete zu diesem Zwecke den großen öffentlichen Verein, die African Institution, welche nicht verwechselt werden darf mit der African Association, deren Zweck der Handel und die afrikanische Länderkunde ist. Zugleich sprach und wirkte der edle Wilberforce im Unterhause für die Abschaffung. Das erste Verbot der Einfuhr von Negersklaven erließen bald nach Erringung ihrer Freiheit, die neun nördlichen und mittlern Provinzen der Freistaaten von Nordamerika. Die südlichen Provinzen, Maryland, Virginien, Carolina und Georgien, traten jedoch diesem Beschlusse nicht bei, weil sie in ihren wärmeren Landstrichen zum Taback- und Reißbau die Neger-Sklavenarbeit für unentbehrlich hielten. Indeß verbesserte sich überhaupt der Zustand der Sklaven in Nordamerika seit der amerikanischen Revolution; denn auch im brittischen Amerika wurden durch ein Gesetz (the consolidated slave law)

vom J. 1784 jede grausame oder harte Bestrafung der Sklaven, z. B. mit eisernen Halsringen, Gewichten oder Ketten, verboten, und der Weiße, welcher einen Schwarzen, er mochte ihm oder einem Dritten gehören, tödtete, ward am Leben gestraft. Die Verstümmelung eines Sklaven wurde mit einer Buße von 100 Pfd. Sterl. und 12 Monaten Gefängniß geahnet; auch erhielt in Fällen von Grausamkeit der Sklave die Freiheit und ein Jahrgeld. Der Sklave durfte nie mit mehr als 39 Hieben gezüchtigt werden. Vergehungen der Sklaven, die nicht allzugeringfügig waren, untersuchte die Obrigkeit und das Geschwornen-Gericht. Die Zeit ihrer Arbeit ward von 5 Uhr früh bis 7 Uhr Abends bestimmt mit halbstündiger Ruhe zum Frühstück, und zweistündiger zum Mittagessen. Vierzehntägig erhielten sie einen Tag frei zum Anbau ihres eignen Besitzthums; sie hatten überdies die Sonntage für sich. Sklavinnen, die sechs Kinder erzogen, waren von aller Arbeit frei. Indeß war ihr Zeugniß vor Gericht nicht zulässig. Dieses Gesetz wurde je länger je genauer befolgt, und die öffentliche Meinung erklärte sich laut gegen jeden harten Sklaven-Eigenthümer. Seitdem konnte der Neger durch eignen Erwerb seine Lage verbessern; er lebte mit Weib und Kind unter dem Schutze der Gesetze und der Menschlichkeit, s. Colonial Journal, Lond. Apr. 1816. In England selbst war Wilberforce unablässig bemüht, durch Schriften die öffentliche Meinung für die gänzliche Abschaffung der Sklaverei zu gewinnen. Die erste Bittschrift für diesen Zweck, welche ernstlich erwogen wurde, übergab dem Unterhause im Jahr 1788 Pitt, als Vertreter der Universität Cambridge. Nun überreichten London und mehrere Grafschaften ähnliche Bittschriften. Allein sofort erhob sich der Handelsgeiz. Der Kaufmann berechnete, daß die Zahl der Sklaven im brittischen Westindien 410,000 betrüge, deren Abgang zu ersetzen, jährlich 10,000 Sklaven erfoderlich wären; daß die Britten jährlich in Afrika 30,000 erhandelten, folglich 20,000 an andre Nationen verkaufen könnten; daß sie bei diesem Handel über 800,000 Pfd. an brittischen Kunsterzeugnissen ausführten, und mehr als 1,400,000 Pfd. an Werth zurückbrächten; daß endlich die Regierung durch die Sklaventaxe 256,000 Pfd. an Einkünften gewönne. Liverpool und Bristol, welche den stärksten Negerhandel trieben, widersetzten sich daher so kräftig, daß Wilberforce, Fox, Pitt, Will. Smith und ihre Freunde nichts weiter erlangten, als eine Untersuchung der Beschaffenheit dieses Menschenhandels, und Verfügungen, nach welchen die Ladung menschlicher eingerichtet werden sollte. Nach mehrmals erneuerten Anträgen, wobei Wilberforce am 18ten April 1790 eine allgemein bewunderte Rede hielt, und Fox ebenfalls in einer Rede, die noch für ein Meisterstück gilt, durchgreifende Maßregeln empfahl, bewirkten sie endlich im Jahre 1792, daß das Unterhaus mit einer Mehrzahl von 19 Stimmen die Abschaffung des Sklavenhandels für das Jahr 1795 beschloß, allein das Oberhaus nahm diesen Beschluß so wenig an, als das von Wilberforce im J. 1794 vorgeschlagene Verbot, an fremde Nationen Sklaven zu verkaufen. Unterdessen hatte der französische Nationalconvent durch das Decret vom 4ten Februar 1794 den Negern und andern Sklaven aller seiner Colonien die Freiheit gegeben, und sie gegen England bewaffnet. Danton rief bei dieser Gelegenheit aus: Heute schleudern wir die Freiheit in die neue Welt! Von heute an ist der Engländer todt! — Wilberforce brachte daher 1796, von Pitt unterstützt, abermals eine Bill in das Unterhaus, des Inhalts, daß der Negerhandel auf den 1sten März 1797 für immer abgeschafft seyn, und alle, die ihn nachher noch treiben würden, als der Felonie schuldig, zu

einer 14jährigen Verweisung nach Botany-Bay verurtheilt werden sollten. Fox und Pitt stimmten für die augenblickliche Abschaffung; doch äußerte letzterer seine Besorgniß in Ansehung der Folgen, welche diese Maßregel sowohl in dem Geiste der Neger, als für das Interesse der Pflanzer nach sich ziehen könnte. Dundas widersetzte sich der Bill aus demselben Grunde, ihre Annahme wurde daher auf des Generals Tarleton Vorschlag nochmals verschoben. Jetzt verdoppelten Wilberforce, so wie die in London 1788 errichtete afrikanische Gesellschaft, ihren Eifer, um die öffentliche Meinung von dem heiligen Rechte der Menschheit zu überzeugen. Auf den Betrieb dieses Vereins wurde die Niederlassung an der Westküste von Afrika zu Sierra Leone gegründet, welche die Unterweisung der Negervölker im Landbau und Kunstfleiß beabsichtigte, auch in der Folge seit 1809 die jungen Afrikaner im Englischen, Arabischen und in der Mathematik zu unterrichten anfing. Endlich siegte im Parlamente das menschliche Gefühl über die herzlosen Vertheidiger des Sklavenmarkts. Der Minister Fox erhob sich am 10ten Juni 1806, und erklärte dem Hause, daß er diese heilige Sache des ganzen Menschengeschlechts im Namen des edlen Wilberforce führen wolle. „Ich werde trauern", waren seine Worte, „daß ich mein politisches Leben von fast 40 Jahren ohne Nutzen zugebracht habe, wenn es mir nicht gelingt, diese Sache zu vollbringen." Er schlug hierauf vor, daß das Haus den afrikanischen Sklavenhandel für ein gegen Gerechtigkeit, Menschlichkeit und wohlverstandene Politik streitendes Gewerbe erklären und sofort die ernsthaftesten Maßregeln zu seiner gänzlichen Abschaffung nehmen sollte. Die Generale Tarleton und Gascoyne widersetzten sich vergebens. Nach langem Wortkampf siegten die vereinigten Bemühungen von Fox, Wilberforce, Francis, Windham u. A. mit 114 Stimmen gegen 15. Das Unterhaus beschloß die Abschaffung und zugleich eine Botschaft an den König, daß er die ihm gutdünkenden Wege einschlagen möchte, um Amerika und die Mächte Europa's zu bewegen, sich mit England in diesem Entschlusse zu vereinigen. Das Oberhaus genehmigte ebenfalls den Antrag. Allein der endliche Beschluß dieser berühmten Abolition Act of Slavery erfolgte erst den 5ten und 6ten Februar 1807, wo auch der berühmte Schriftsteller Roscoe für die Abschaffung sprach, ungeachtet er Repräsentant der reichen Stadt Liverpool war, welche durch diesen Handelszweig hauptsächlich zu ihrer Höhe sich emporgeschwungen hatte. Der 1ste Jan. 1808 wurde als das Endziel des Sklavenhandels bestimmt. Bei dieser Gelegenheit enthielten die brittischen Tageblätter folgende Bemerkung: „Es ist eine traurige, aber unbestrittene Thatsache, daß der König Georg III., der Prinz von Wales und die ganze königliche Familie, mit ehrenvoller Ausnahme des Herzogs von Gloucester, einstimmig der Abschaffung des Negerhandels entgegen gewesen sind." Das Gesetz wurde gegen die Uebertreter streng vollzogen, und den 4ten Mai 1811 durch den Parlamentsschluß verstärkt, nach welchem der wissentliche Antheil am Sklavenhandel mit 14jähriger Landesverweisung, oder harter Arbeit bestraft werden sollte. In Dänemark hatte, früher als England, König Christian VII. (st. 1808) den Sklavenhandel abgeschafft. Die vereinigten Staaten folgten dem Beispiele Englands; und die vereinigten Provinzen von La Plata hoben ebenfalls im J. 1815 den Sklavenhandel auf. In dem Bundeshandelsvertrage aber, den England mit Brasilien den 19ten Februar 1810 abschloß, wurde der portugiesische Negerhandel wenigstens auf einige Häfen an der afrikanischen Küste beschränkt. In Frankreich versprach Napoleon

als erster Consul den Negern in Domingo die Aufrechterhaltung der Freiheit, während er die Einwohner von Isle de France lobte, die Sklaverei beibehalten zu haben, und denselben verhieß, daß Frankreich nie wieder die Sklaverei der Weißen durch Befreiung der Neger gesetzlich beschließen werde. Als er hierauf St. Domingo erobert, und die Treulosigkeit an Toussaint l'Ouvertüre begangen hatte, ließ er den Sklavenhandel durch den gesetzgebenden Körper wieder einführen, wobei der Staatsrath Bruix sagte: La liberté de Rome s'entouroit d'esclaves. Plus douce parmi nous elle les relègue au loin! und Spanien gab ebenfalls den Negerhandel nicht auf. Endlich kam die Zeit, wo die öffentliche Stimme der brittischen Nation diese Angelegenheit zur Sache Europa's machen konnte. Lord Castlereagh drang im pariser Frieden vom J. 1814 dem König Ludwig XVIII. das Versprechen ab, daß Frankreich den Sklavenhandel abschaffen und hierzu auch auf dem Congresse zu Wien thätig mitwirken wolle; allein die Handelskammer von Nantes bewirkte die dem Rechte und der Pflicht widersprechende Einschränkung, daß jener Handel den Franzosen noch fünf Jahre gestattet seyn sollte. Damit war man in England äusserst unzufrieden. Es begann ein lebhafter Schriftenwechsel für und wider die Sache. Die Franzosen suchten unter den edlen Absichten der Britten geheime Beweggründe des Eigennutzes. Indeß widerlegte der Erfolg die Widersacher, welche aus der Abschaffung lauter Unheil für den brittischen Handel kommen gesehen hatten. Liverpool verlor nichts von seinem Handel und seinem Wohlstande, für so unglücklich es sich auch anfangs durch die Abschaffung des Sklavenhandels gehalten hatte. Die Insel Mauritius, welche Frankreich abtreten mußte, wurde statt der Sklaven, die man bisher aus Mozambique eingeführt, mit Verbrechern aus Indien bevölkert; und die Listen aus den brittischen Colonien beweisen, daß die Zahl der freien Neger überhaupt, seit der Verbesserung ihrer Lage, zugenommen, der Landbau aber durch die Aufhebung der Sklaverei nichts verloren habe. Nach Bryant Edwards Erfahrung läßt sich nämlich auch in Zuckerpflanzungen der Pflug statt der Hacke anwenden, und zu jenem bedarf es fast nur des 21sten Theils der Sklavenarbeit, die im letztern Falle erfoderlich ist. So hat sich u. a. auf St. Helena, wo der Pflug an die Stelle der Hacke eingeführt und die Sklaveneinfuhr schon 1792 abgeschafft worden, im Landbau die Zahl der Acker seit 1769 bis 1812 von 4405 bis auf 6005 Acker, und die Bevölkerung seit 1803 bis 1812 an Weißen von 436 bis 582, und an Schwarzen von 1539 bis auf 1687 vermehrt; auch hat man mit Erfolg seit 1810 chinesische Ackerleute daselbst sich ansiedeln lassen. Auf Jamaica hatte sich von 1800 bis 1815 die Zahl der Sklaven von 300,939 bis auf 313,814 vermehrt, doch gegen das J. 1811 um 13,000 vermindert. Auch in Guiana bestätigte die Erfahrung, was die Menschenliebe der afrikanischen Gesellschaft gehofft hatte. Die öffentliche Stimme in England machte es daher dem Lord Castlereagh zur Pflicht, dahin zu wirken, daß auf dem Congreß zu Wien ein fester Grund zur allgemeinen Abschaffung des Negerhandels gelegt würde. Indeß richtete er, da Frankreich unthätig blieb, Spanien und Portugal aber widersprachen, nur so viel aus, daß Spanien und Portugal demselben nördlich von der Linie entsagten. S. d. Vertrag zwischen England und Portugal, Wien den 22sten Januar 1815. Doch machte wenigstens die von Castlereagh, Stewart, Wellington, Nesselrode, Löwenhielm, Gomez Labrador, Palmella, Saldanha, Lobo, Humboldt, Metternich und Talleyrand, Wien den 8ten Februar 1815,

unterzeichnete Erklärung öffentlich bekannt, daß, weil die allgemeine Stimme den Negerhandel als einen Schandfleck der europäischen Bildung verdamme, die Mächte den Zeitpunkt der gänzlichen und allgemeinen Abschaffung desselben durch besondere Unterhandlungen festsetzen sollten. Diese wurden im Oct. 1816 in London mit den österreichischen, preußischen, russischen und französischen Gesandten wirklich eröffnet, womit zugleich die Errichtung eines allgemeinen Schutzvereins gegen die Menschenräuberei der Barbaresken verbunden werden soll. Ludwig XVIII. willigte nach dem pariser Vertrage vom 20sten Nov. 1815 ebenfalls in die sofortige Aufhebung dieses Handels, wozu schon Napoleon, um die öffentliche Meinung in England für sich zu gewinnen, im April 1815 sich bereit erklärt hatte. England hat jetzt freie Hand, ganz Nordafrika zu civilisiren. In dieser Absicht rüstete die afrikanische Gesellschaft zwei Schiffe unter dem Capitain Tuckey aus, welche in das Innerste von Afrika mit Dampfböten eindringen sollen, um die Quellen des Zaire und unter dem Major Peddie vom Senegal aus den Lauf des Niger zu untersuchen. Auch hat bereits der brittische Handel in Afrika seit Vertilgung des Sklavenmarkts große Fortschritte gemacht. Die Einfuhr der für Afrika bestimmten Waaren, welche vorher jährlich 455,000 Thlr. betrug, war nämlich im J. 1808 auf 2,242,000 Thlr. und im J. 1810 auf 3,481,000 Thlr. gestiegen; die Ausfuhr hatte noch mehr zugenommen. So schnell erblühten an der sonst verödeten Küste Landbau, Gewerbfleiß und Wohlstand! Da jedoch die Spanier und Amerikaner den Sklavenhandel noch fortsetzen, so wurde im J. 1816 eine englische Eskadre zu Sierra Leone stationirt, welche auf alle Sklavenschiffe Jagd macht, und die befreiten Sklaven in ihre Heimath entläßt, oder ansiedelt. Auch bildet England aus ihnen sein transatlantisches Heer, das bereits aus 8 Linien- und 4 leichten Regimentern Neger besteht, größtentheils aus jenen afrikanischen Königreichen, wo sonst Portugal und Spanien ihre Sklaven holten. Doch Wilberforce steht noch nicht am Ziele des Werks der Menschenliebe, das seit mehr als 30 Jahren die große Aufgabe seines Lebens ist. Der erste Schritt, die Aufhebung des Negerhandels, war geschehn; noch ist ihm der zweite zu thun übrig: die Freiwerdung oder Emancipation der Sklaven. Jener tastete nur den Vortheil des Erwerbs an. Dieser greift in den Rechtsbesitz des Eigenthums ein. Wilberforce wagte diesen bedenklichen Schritt. Er schlug den 19ten Juni 1816 im Unterhause vor, man solle die Sklaven gleich brittischen Unterthanen behandeln, und ihre Kinder zu einem freien Bauernstande auferziehen. Dieß waren schon die Ansichten von Burke, Fox, Pitt, den Lords Landsdown, Howick u. A. Allein noch immer behauptet Windham u. A., die Neger seyen der Freiheit nicht fähig. Auch fürchten viele, die Neger möchten aus Ungeduld ihre Fesseln zerbrechen, und das Beispiel von Haiti befolgen; eine Furcht, welche der Aufstand der Sklaven auf Barbados im J. 1816 nur zu sehr bestätigt hat. Die Einregistrirungs-Bill der Sklaven, welche Wilberforce 1815 vorgeschlagen hatte, um den Kauf und die Einfuhr neuer Sklaven, so wie die Knechtschaft freier Leute in den brittischen Niederlassungen zu verhindern, ging daher nicht durch. Das Colonial Journal, London April 1816, enthält die Verhandlungen über diese wichtige Bill, auszugsweise aus 14 für und dagegen erschienenen Flugschriften, so wie die Bill selbst, und gibt die neuesten Nachrichten von dem Zustande der Sklaven in Jamaika im December 1815. Man wandte hauptsächlich ein, daß schon die vorhandenen Gesetze den Ver-

käufer und den Käufer eines Sklaven bestrafen, daß nichts das Unzureichende dieser Gesetze erwiese, daß die Bill eine fiscalische Untersuchung des Eigenthums herbeiführte, daß sie den ganzen Haushalt der Pflanzer der Staatsaufsicht unterwürfe, und alle oft so nöthige Ortsveränderungen erschwerte; daß, da nach der Bill jeder von dem Eigenthümer in der Liste weggelassene Sklave frei werden sollte, die Schwächlichen, Kranken und Unbrauchbaren, die ihr Herr gesetzlich verpflegen müsse, absichtlich verschwiegen werden würden, daß die Bill der den Colonien zugesicherten Grundverfassung entgegen wäre u. s. w. Diese Einwürfe entschieden für das Recht des Eigenthums; denn nach Colquhoun machen die Sklaven auf Jamaika die Hälfte des Capitals des Gesammtvermögens aus. Auch überzeugte sich das Haus durch die vorgelegten Berichte, unter welchen das Gesetz, die Rechte der Sklaven betreffend, in Jamaika den 14ten December 1809 gegeben, die wichtigste Beilage ist, von der Thatsache, daß der Rechtszustand der farbigen Menschen in den brittischen Colonien gesichert sey. Indeß ist die Einregistrirung der Sklaven bereits auf Trinidad, St. Lucia, und Mauritius (1814), die der Krone unmittelbar gehören, eingeführt. Als das wirksamste Mittel, die Neger zu civilisiren, hat man das Christenthum erkannt; doch ist man in den Colonien mit den fanatischen Predigern der Methodisten sehr unzufrieden, und gibt allgemein den Missionarien der Brüdergemeine den Vorzug. Nichts hielt vor Abschaffung des Sklavenhandels die Civilisation der Neger mehr zurück, als die Einfuhr neuer Ankömmlinge aus Afrika. Seit diese weggefallen ist, hindert nichts, den Negersklaven nach und nach an bürgerlich-häusliche Verhältnisse zu gewöhnen, ohne die Ausbrüche von Wuth, zu der das heiße afrikanische Blut ihn hinreißt, zu befürchten. Man darf also mit Recht hoffen, daß das 19te Jahrh. die Sklaverei der Schwarzen unter den christlichen Völkern nach und nach absterben sehen wird. Auch die Abschaffung der Sklaverei der Weißen, dieses Schandflecks der europäischen Staatskunst, die von dem Schweiße der Völker Flotten erbaute und Heere aufrichtete, um Europa mit Blut zu düngen, während sie Volk und Land gegen die Räubereien der Barbaresken höchstens durch schimpflichen Tribut zu schützen bedacht war, wurde endlich auf dem Congresse zu Wien in Erwägung gezogen. Sie ist eine Folge der Seeräuberei, welche, so alt wie die Geschichte, in den Buchten des Mittelmeers ihren Sitz hatte. Schon die Griechen und Römer züchtigten die Seeräuber. Seit aber der Fanatismus den Islam und die Christenheit vorzüglich zur Zeit der Kreuzzüge gegen einander bewaffnete, gleicht der von Türken und Mohren an den Christen verübte Menschenraub einer Hydra, deren Köpfe immer wieder wachsen, so wie man sie abhaut. Die Behandlung der weißen Sklaven ist völlig willkürlich. Sie hängt von Umständen und der Laune des Herrn ab. Einige hundert Stockschläge auf die Fußsohlen gehören zu ihren gelindesten Strafen, und täglich ist der Christensklave den Mißhandlungen des maurischen Pöbels ausgesetzt. Im J. 1815 schätzte man die Zahl aller weißen Sklaven auf 49,000, in der Stadt Algier gegen 1600. Es war natürlich, daß Europa diesen Hohn und Frevel nicht ertragen konnte. Schon 1270 schlossen England und Frankreich eine „heilige Allianz" zur Züchtigung der Barbaresken. Philipp der Kühne griff ihren damaligen Hauptsitz Tunis noch vor der Ankunft der Engländer an, und zwang die Barbaren, alle christliche Gefangene frei zu geben und eine starke Geldbuße zu erlegen. Im J. 1389 unternahmen die Engländer, mit den Franzosen, Genue-

ern und Venetianern vereinigt, unter dem Grafen von Derby (nachher König Heinrich IV. von England) einen zweiten Zug nach Tunis mit demselben Erfolge. Als aber der große algierische Staat, nach dem Sturze der Dynastie der Almoraviden, in mehrere Theile zerfallen war, erhoben sich Oran, Algier, Tunis und Tripolis zu kleinen Freistaaten, welche durch Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien seit 1492 sehr volkreich wurden. Um sich zu rächen, fingen sie schon 1494 mit verdoppelter Wuth wieder an, Seeräuberei zu treiben. Ferdinand der Catholische von Spanien rüstete sich mit ganzer Macht gegen sie. Es gelang ihm von 1506 bis 1509, Oran, Tripolis u. A. m. zu erobern, Tunis und Algier zinsbar zu machen. Er baute auf der Insel vor dem Hafen von Algier ein Castell, welches er mit einer starken Besatzung versah, um die Freiheit des Handels zu schützen. Aber nach Ferdinands Tode (1516) riefen die Seeräuber einen türkischen Corsaren, Aruch Barbarossa, zu Hülfe, der mit seinem Bruder Cheredin und einer Schaar türkischer Soldaten nach Algier kam, und sich gewaltsam des Throns bemächtigte. Die Tyrannei dieser Türken war so arg, daß die Einwohner Spanien selbst um Hülfe anflehten. Ein Sturm vernichtete die spanische Flotte. Doch schlug der Marquis von Gomarez, spanischer Statthalter zu Oran, nachdem er von Carl V. 10 000 Mann Verstärkung erhalten, den tollkühnen Barbarossa so, daß er mit 1500 Türken auf dem Platze blieb. Sein Bruder Cheredin übergab nun sein Königreich Algier, um sich im Besitze desselben zu behaupten, im J. 1519 dem Sultan Soliman I. Dieser ernannte ihn zum Pascha, und schickte ihm 10,000 Janitscharen zu Hülfe. Mit diesen Truppen vertrieb Cheredin die Spanier aus der befestigten Insel, welche er nunmehr (1529) durch einen Damm mit dem festen Lande verband, so daß der Hafen von Algier ein sichrer Zufluchtsort für seine Corsaren wurde. Carl V. züchtigte ihn 1535; allein Frankreichs kriegerische Eifersucht hielt ihn ab, mehr zu thun. Erst im J. 1541 unternahm er einen neuen Zug mit 100 Schiffen und 30,000 Mann, wobei es auf eine förmliche Ansiedelung abgesehen war. Denn Kaufleute, Handwerker und Weiber hatten sich mit eingeschifft. Aber gegen den Rath des erfahrnen Doria erschien Carl erst im Spätjahre vor Algier. Er landete glücklich; allein den 28sten Okt. zerstörte ein fürchterlicher Sturm mit Erdbeben und Platzregen den größten Theil der Flotte und das Lager. Carl mußte Gepäck, Geschütz und den größten Theil seines Heeres zurücklassen. Seitdem wuchs die Kühnheit der Barbaren. Algier wurde der mächtigste Raubstaat. Die Siege des tapfern D. Juan d'Austria im J. 1573 vereitelte Philipps II. despotische Selbstsucht. Vergebens erneuerte Spanien 1703 seine Angriffe gegen Algier; es verlor sogar Oran 1708. Nicht viel glücklicher waren die Engländer. Cromwells Admiral Blake zerstörte 1655 den größten Theil der tunesisch-algierischen Flotte und befreite viele Gefangene. Allein in den Jahren 1669 und 1670 ließ Carl II. von England, im Verein mit den Niederländern, Algier ohne Erfolg beschießen. Eben so vergebens bombardirten die Franzosen Algier 1682, 83 und 88. Im J. 1683 warf der franz. Admiral Du Quesne 1200 Bomben in die Stadt und legte sie zum Theil in die Asche; allein der Dey Mezzo Morto ließ den franz. Consul Bacher in eine Kanone laden und der französischen Flotte zuschießen. Die Beschränktheit der Mittel, die man zur Bändigung der Algierer anwandte, die Eifersucht der europäischen Staaten, der Fanatismus der Mohren und Türken, und die Scheu, welche ihre Barbarei einflößte; Alles trug

dazu bei, Algier nur augenblicklichen Gefahren und Demüthigungen auszusetzen. Diese Janitscharen-Republik kennt keine Ordnung als den Willen des Deys, den die Soldaten wählen und absetzen. In Tunis und Tripolis ist zwar die Regentschaft erblich; allein auch hier schalten türkische Milizen ohne Gesetz und Ordnung. Alle christlich europäischen Staaten haben sich daher mehr oder weniger erniedrigt, durch ordentliche und außerordentliche Geschenke den Frieden mit diesen Barbaren auf kurze Zeit zu erkaufen. Bloß Frankreich stand mit ihnen in einem bessern Verhältnisse, und England schloß schon seit 1662 mit Algier, Tunis und Tripolis, und mit Marocco seit 1721 Verträge, nach welchen kein englischer Unterthan je zum Sklaven gemacht, oder als solcher verkauft werden sollte, auch wenn er an Bord eines feindlichen Schiffes (nämlich als Reisender) angetroffen würde; alle englische mit Admiralitätspässen versehenen Schiffe konnten undurchsucht das Meer durchsegeln; die Ladungen der gescheiterten Schiffe durften nicht eingezogen, ihre Mannschaft nicht zu Sklaven gemacht werden, nnd die brittischen Kriegsschiffe konnten sich in den verschiedenen barbarischen Häfen mit Lebensmitteln versehen, ohne Abgaben zu bezahlen. Indeß beobachteten die Barbaresken, Marocco ausgenommen, diese Verträge nur so lange sie Lust hatten. Oesterreich erhält durch seinen Internuntius in Constantinopel Schutz von der Pforte, ohne Tribut, und vermittelt denselben Schutz für Toscana. Preußen läßt sich durch die schwedische Seemacht gegen diese Seeräuber vertheidigen. Schweden und Dänemark haben den Frieden erkauft. Portugal foderte seit 1795 von den Hansestädten einen Beitrag zu Bewahrung des Strandes, um deren Schiffe an seinen Küsten zu beschützen. Lübeck und Bremen schlossen zuletzt noch 1806 Verträge mit Marocco; sie mußten aber endlich doch ihre Schiffahrt im Mittelmeere größtentheils aufgeben. Amerika schützte seine Nationalehre durch den tapfern Decatur, der im J. 1815 Algier beschoß, doch ist der Friede zwischen Algier und den vereinigten Staaten vom Dey noch nicht bestätigt. Zugleich erhob sich aber auch die Stimme der Völker, und foderte die Fürsten zu ernstlichen Maßregeln auf, um die Sklaverei der Weißen zu vertilgen. An die Spitze der öffentlichen Meinung trat der ritterliche Sir Sidney Smith. Er stiftete bald nach dem pariser Frieden im J. 1814 einen Verein zur Abschaffung der weißen Sklaverei und gegen die Seeräuberei zu Paris (Institution Anti-Pirate), welchem Fürsten und Edle aus den meisten Ländern Europa's beigetreten sind. Dieser Verein wirkt wenigstens durch vorbereitende Schritte und Erwägung aller Maßregeln; durch Tropfen, die den Fels höhlen. Sein letzter Generalbericht, Paris, 22sten Juni 1816, enthält die Erfolge seiner Unterhandlungen mit den Raubstaaten, und unter Nr. 14 der Actenstücke, die Erklärung des Beys von Tunis, der die Bitte des Vereins augenommen: „daß nämlich im Falle eines Krieges mit einer der christlichen Mächte kein Gefangener in Sklaverei gerathen, sondern mit Menschlichkeit als Kriegsgefangener und nach der in Europa üblichen Weise behandelt werden und in sein Vaterland zurückgeschickt werden soll.“ Auch Lord Exmouth (ehemals Sir Edward Pellew), der Befehlshaber der brittischen Seemacht im Mittelmeere, hatte den 17ten April 1816 mit dem Bey von Tunis, Mahmud Pascha, einen Vertrag geschlossen, nach welchem dieser die Gefangenen nicht als Sklaven zu behandeln, und bei Abschluß des Friedens ohne Ranzion frei zu geben versprach. England hatte den Schutz des wehrlosen Italiens, insbesondre seiner Verbündeten, Sardinien und

Neapel, gegen die Barbaresken auf sich genommen. Darum war Lord Exmouth schon den 31sten März 1816 vor Algier mit 6 Linienschiffen, 7 Fregatten und mehrern kleinen Kriegsfahrzeugen erschienen, und hatte durch Drohungen den Abschluß des Friedens zwischen Sardinien und Algier, hierauf den zwischen Algier, Tunis und Tripolis mit Neapel bewirkt. Aber, was ganz Europa laut tadelte, und ein petersburger Tageblatt, der russische Invalide (Nr. 129. 1816) bitter rügte, der König von Neapel mußte an Algier für jeden ihm geraubten christlichen Unterthan 1000 Piaster, und jährlich ohne die außerdem noch üblichen Geschenke, 24,000 Piaster, d. i. einen Tribut, Sardinien aber für jeden Gefangenen 500 Piaster bezahlen. Hannover wurde vom Dey in den Frieden mit England eingeschlossen. Tunis gab die sardinischen Gefangenen umsonst frei, die neapolitanischen aber nur für 300 Piaster den Kopf. Auch Tripolis hatte sich wie Tunis erklärt, die Christensklaverei ganz abzuschaffen und die gewöhnlichen Gesetze der Kriegsgefangenschaft einzuführen. Lord Exmouth erschien jetzt den 15ten Mai 1816 ein zweites Mal vor Algier, um den Dey zu nöthigen, das europäische Völkerrecht in Ansehung der Kriegsgefangenen ebenfalls anzuerkennen. Allein der Dey und sein Divan widersetzten sich dieser Foderung, weil sie ihren Staats- und Religionsgrundsätzen gleich zuwiderliefe. Es kam zu Drohungen. Man machte sich gegenseitig auf einen blutigen Kampf gefaßt; aber der Lord konnte, vom Sturm gehindert, in den Molo nicht einlaufen, daher bewilligte er endlich dem Dey eine Frist von 6 Wochen zu Einholung der Willensmeinung des Großsultan, ohne welche die Regierung von Algier eine Verbindlichkeit dieser Art nicht eingehen wollte. Nun wurde am 20sten Mai eine Uebereinkunft unterzeichnet, nach welcher beide Theile die Feindseligkeiten einstellten, und die brittische Flotte denselben Tag den Rückweg antrat. Sie lief den 24sten Juni wieder in Portsmouth ein. Capitain Dundas aber brachte den algierischen Abgeordneten nach Constantinopel, wo er den 22sten Juli seine Audienz bei dem Großvessier hatte. Doch eine Treulosigkeit ohne Gleichen hatte Alles verändert. Der Dey hatte, während der Unterhandlungen mit Lord Exmouth, von Wuth und Haß gereizt, Eilboten nach Oran und Bona an die dortigen Befehlshaber gesandt, mit dem Befehl, daß sie sich der Personen und des Eigenthums aller daselbst befindlichen Engländer bemächtigen, und ihre Schiffe in Beschlag nehmen sollten. Dies wurde aufs grausamste vollzogen. Denn an Christi Himmelfahrtstage, den 23sten Mai, als die Christen eben die Messe hören wollten, überfielen algierisch-türkische und maurische Soldaten, auf einen von der Festung geschehenen Signalschuß, die Schiffsmannschaften von 359 italienischen Schiffen, die unter englischer Flagge und mit Pässen vom englischen Generalconsul zu Algier versehen, die Erlaubniß Korallen zu fischen, gelöst hatten, und im Vertrauen auf die Verträge friedlich im Hafen zu Bona lagen. Die englische Flagge wurde beschimpft, der englische Consul gemißhandelt, und ein großes Blutbad unter den Christen, die sich vertheidigten, angerichtet. Wenige entkamen. Erst die Ankunft eines Boten aus Algier, den der Dey sogleich nach Abschluß des Vertrags mit Lord Exmouth abgesandt, machte der Barbarei ein Ende. Als die Nachricht davon nach England kam, erhob sich der gerechte Zorn der Nation, und im Unterhause, wo Lord Castlereagh Bedenklichkeiten äußerte, sprach auch nicht Ein Mitglied in seinem Sinne, sondern Alle verlangten die Züchtigung der Barbaren. Und schon den 20. Jul. lief Lord Exmouth mit 6 Linienschiffen, 2 Fregatten, 2 Briggs und 4 Bombardierschiffen aus Portsmouth aus,

wozu noch einige Schiffe in Gibraltar stießen. An ihn schloß sich im mittelländischen Meere an der niederländische Admiral van de Capellen mit sechs Fregatten. Admiral Penrose stieß erst den 28sten August zu der Flotte. Wegen widrigen Windes erschien die vereinigte, mit 6500 Seeleuten bemannte und 702 Kanonen führende, 32 Kriegsschiffe starke Flotte erst den 27sten August früh vor der Bay von Algier, wo der Dey unterdessen Alles zur hartnäckigsten Vertheidigung in Bereitschaft gesetzt und mehr als 50,000 Mann Mohren und Araber unter den Mauern vor Algier versammelt hatte. Lord Exmouth erließ sofort an ihn die schriftliche Auffoderung: „da er alle Verpflichtungen durch die letzten Greuelthaten zu Bona gebrochen, so verlange der Prinz Regent: 1. unmittelbare Auslieferung aller Christensclaven ohne Ranzion; 2. Zurückgabe der bereits für sardinische und neapolitanische Gefangene entrichteten Gelder, zusammen 482,500 Piaster; 3. die feierliche Verpflichtung, so wie Tunis und Tripolis die Rechte der Menschheit zu ehren, und von jetzt an im Kriege alle Kriegsgefangene nach dem Gebrauche der europäischen Völker zu behandeln; 4. Friede mit dem Könige der Niederlande unter denselben Bedingungen. Auf diese Vorschläge erwarte der Lord des Deys Ja oder Nein.“ Unterdessen segelte die Flotte in die Bay hinein, und um 2 Uhr 15 Min. lag das Admiralschiff einen Pistolenschuß vor den Batterien gerade beim Eingange des Hafendammes vor Anker. Nie war ein Unternehmen gefahrvoller; nie erfoderte eins mehr Unerschrockenheit und Beharrlichkeit. Algier, das 80,000 Einwohner zählt, ist längs des schroffen Ufers stark befestigt. Mehrere Reihen Batterien stehen über einander, und vertheidigen die Landzunge und den Molo, vor welchem die brittischen Schiffe vorbei mußten, um den innern Hafen zu beschießen. Nahe vor dem Molo stellten sich die Linienschiffe auf, unter dem Kreuzfeuer von mehrern hundert Kanonen, damit hinter ihnen die Bombenschiffe heransegeln konnten. Durch diese kühne Bewegung nahm Lord Exmouth die feindlichen Batterien in die Flanke, und vermied zum Theil ihr Feuer. Das Feuer dauerte von 2 bis 9 Uhr Abends. Es war von Seiten der Angreifenden so gut gerichtet, daß sie mit 702 Kanonen einen Theil des feindlichen Geschützes, das aus 1000 Stück bestand, unbrauchbar machten. Um 8 Uhr war fast halb Algier und die algierische Seemacht (4 Fregatten, 5 Corvetten und 30 Kanonierschaluppen) nebst einigen Vorrathshäusern im innern Hafen, und mehrern Handelsschiffen gänzlich zerstört. Das Uebrige rettete ein Gewitter, das um 10 Uhr Abends mit einem heftigen Gußregen eintrat, und die ganze Nacht dauerte. Den Tag darauf sandte Lord Exmouth, dessen Flotte ebenfalls stark gelitten hatte, eine neue Auffoderung an den Dey unter denselben Bedingungen. Der Friede kam sogleich zu Stande. Eine hinzugefügte Bedingung schaffte alle Consulargeschenke ab, mit Ausnahme der persönlichen, die aber nie über 500 Pfd. betragen dürfen, und nöthigte den Dey, dem in Fesseln gelegten Consul Genugthuung und Schadenersatz zu geben. Ueber die Kaperei ward nichts festgesetzt; auch keine Bürgschaft geleistet. Die Regierung von Algier hat also zwar die Sklaverei der Weißen für aufgehoben erklärt, jedoch das Recht, den verschiedenen europäischen Mächten den Krieg zu erklären, sich vorbehalten. Dieser Friede, den England erkämpfte und den es behaupten wird, ward von Omar Pascha, dem Dey, den 28sten August 1816 mit England und den Niederlanden unterzeichnet, am 6ten d. Mon. Schawal im J. der Hegira 1231. Demselben gemäß hat der Dey 382,500 Piaster, welche er bereits von Neapel und Sardinien erhalten, zurückgezahlt, und 1083

Christensclaven an Lord Exmouth freigegeben. Die Schlacht war bei der Wuth, mit welcher die Algierer, unter der Anführung des Dey fochten, sehr blutig. Die Engländer hatten 128 Todte und 691 Verwundete, die Niederländer 13 Todte, und 52 Verwundete. Der Verlust der Algierer war weit grösser; es blieben 5000 Janitscharen und 6000 Mohren, ohne die Weiber und Kinder; an Schiffen und Vorräthen aber war er so bedeutend, daß der Dey, dem nur eine Brigg, ein Schoner und eine Halbgaleere nebst einigen kleinen Kriegsfahrzeugen übrig geblieben sind, sobald keinem ernstlichen Angriff wird Widerstand leisten können. Indessen war die wirkliche Abschaffung der Sklaverei der Weissen durch diese Expedition in der That nicht bewirkt, so wie sie auch nur dadurch zu bewirken ist, daß eine Landexpedition auf die Küste von Africa ausgeführt, das dortige Janitscharenregiment vertilgt, und das Land als europäische Colonie verwaltet werde. Bald zeigte auch der Erfolg, daß die Barbaresken keine Lust hatten, die Schiffahrt der Europäer ungestört zu lassen. Sie trieben die Kaperei ärger als zuvor, und erschienen in Meeren, wo man sie eher nie gesehen hatte. Auch achteten sie keine Verträge, indem sie unter dem Vorwande, die preußische und hamburger Flagge zu verfolgen, selbst schwedische, holländische, russische und französische Schiffe hinweg nahmen, oder plünderten, was von ihnen alles mit desto grösserer Sicherheit geschehen konnte, da die Seemacht aller das mittelländische Meer begränzenden Staaten, gerade jezt in einem sehr schlechten Zustande ist. Indessen kann und darf dieser Zustand nicht fortdauern, der für das handelnde Publicum so verderblich, und für die Regierungen, die ihn dulden, so entehrend ist. Es kann ihm aber nicht anders gesteuert werden, als durch einen von den betreffenden Mächten gemeinsam unternommenen Vertilgungskrieg, der durch Eroberung der Raubnester und Vernichtung der dortigen türkischen Herrschaft, die Wurzel des Uebels ausrottet. — Uebrigens ist zur Beurtheilung dieser grossen europäischen Angelegenheit die Kenntniß des Zustands jener Länder unentbehrlich. M. vergl. daher Blaquiere's Letters from the Mediterranean, containing a civil and political account of Sicily, Tripoli, Tunis and Malta. Lond. 1813, 2 Bde. mit Kupf.; Tully's (des letztverstorbenen englischen Gen. Consul in Tripolis) Narrative on a ten year's residence at the Court of Tripoli from the original corresp. containing an account of the domestic manners of the Moors, Arabians and Turks, Lond. 1816. 4. mit Kupfern; und des Obr. Maurice: Travels in Europe and Africa, welche wichtige Aufschlüsse über Marocco geben, Lond. 1816, 4.

Skolien waren die eigentlichen Tisch- oder vielmehr Trinklieder der alten Griechen. Diese Lieder wurden von dem Worte σκολιός, welches so viel als schief, verschränkt oder gewunden bedeutet, also genannt. Es herrschte in Griechenland der Gebrauch, daß bei Gastmählern, nach Beendigung der gewöhnlichen Loblieder auf die Gottheit, welche von der ganzen Gesellschaft gesungen wurden, von einzelnen Gästen Gesänge angestimmt wurden. Ein jeder sang, wenn ihn die Reihe traf, mit einem Myrthenzweige in der Hand, welcher, nach dem Range, den man bei der Tafel einnahm, aus Hand in Hand immer zum nächsten Nachbar überging. Als die Tonkunst zu einer größern Vollkommenheit gediehen war, und man sich bei den Gastmählern zur Begleitung des Gesangs der Leier bediente, wurden zur Ausführung der Trinklieder musikalische Talente und Kenntnisse erfodert, die natürlicher Weise nicht jeder haben konnte. Nur die hiezu geschickten waren nun im

Stande, bei Tische zu singen, und ihre Lieder nannte man Skolien, um entweder, wie Plutarch schreibt, dadurch anzuzeigen, wie schwer ein solches Lied zu singen sey, oder nach Artemons Meinung, die unregelmäßige Lage derjenigen, welche sangen, anzudeuten. Nach Plutarch, oder vielmehr nach Pindar, auf welchen sich Plutarch bei dieser Gelegenheit bezieht, muß die Erfindung und Einführung der Skolien einem gewissen Terpander zugeschrieben werden, welcher gegen das 676ste Jahr vor Christi Geburt lebte. Unter den Skolien der Griechen können mit mehrerem Recht Trink- als Tischlieder verstanden werden, weil sie erst gegen das Ende des Gastmahls, wenn alle Speisen schon längst aufgetragen waren, angestimmt wurden. Der Inhalt dieser Lieder war sehr verschieden, oft ernsthaft und moralisch, öfter noch satirisch oder humoristisch, und nicht selten waren Liebe und Wein die Gegenstände, welche besungen wurden.

Skorbut, s. Scharbock.

Skoten. Die Skoten oder Scoten, wahrscheinlich celtischen Ursprungs, waren nebst den Pikten die ältesten uns bekannten Einwohner des heutigen Schottlands. Sie wurden von den Römern, die einen Theil von England erobert und zur Provinz gemacht hatten, gefürchtet. Die römischen Feldherren legten daher zu verschiedenen Zeiten Linien von zusammenhängenden Festungen an, um ihre Eroberungen gegen die Caledonier, wie sie die Bewohner Schottlands nannten, zu sichern. Ungefähr um das Jahr 200 der christlichen Zeitrechnung ließ Severus den Wall anlegen, von dem noch jetzt viele deutliche Spuren vorhanden sind, und der sich von einem Meere zum andern, von Wall's End am Ausflusse der Tyne in Osten bis zur westlichen Küste, in einer Länge von beinahe 69 englischen Meilen erstreckte. Er war durch eine Menge von Thürmen und Castellen befestigt, in denen stets Truppen als Garnison lagen, die nöthigenfalls bald zusammengezogen werden konnten. Als die Römer im J. 422 England ganz verließen, und die Britten, die unter der römischen Herrschaft ihren ehemaligen kriegerischen Geist ganz verloren hatten, den erneuerten Einfällen der Skoten und Pikten nicht widerstehen konnten, rufen sie die Angeln und Sachsen zu Hülfe, welche auch die Einfälle der Bewohner Schottlands zurücktrieben. Die Skoten und Pikten bekriegten sich nun gegenseitig. Gegen Ende des 9ten Jahrhunderts besiegte der König der Skoten, Kenneth II., die Pikten, und von dieser Zeit an war nur Ein Königreich in Schottland. Unter Jacob I. wurde im J. 16d3 bekanntlich Schottland mit England auf immer vereinigt. Die Schottländer werden in Hochländer und Niederländer getheilt; jene, welche die Gebirge bewohnen (Bergschotten), nennen sich selbst die alten Skoten, und zeichnen sich eben so durch die Einfachheit ihrer Sitten aus, als sie wegen ihrer Redlichkeit berühmt sind. Die Niederländer sind ein Gemisch von verschiedenen Nationen.

Skrofeln (nicht Skropheln, denn es ist abzuleiten von scrofa), ist eine eben so häufige als bekannte Kinderkrankheit, die unter den mannichfaltigsten Zufällen auftritt, deren Begriff aber wohl auch von manchen Aerzten zu weit ausgedehnt wird, deren Wesen noch keineswegs ganz erkannt ist. Man versteht darunter chronische Anschwellungen und Verhärtungen der Drüsen, die von einem Fehler der Lymphe oder des lymphatischen Systems abhängen, und mit einem besondern Habitus des Körpers verbunden sind. Die Anschwellungen also sind das constanteste Symptom, der Fehler des Lymphsystems ist die eigentliche Krankheit. Welcher Art aber dieser Fehler sey, ob er in einer

schlechten Mischung der Lymphe beruhe, oder ob bloß in einer veränderten Thätigkeit dieses Systems, das ist bis jetzt noch nicht ausgemacht; ganz unwahrscheinlich ist aber das Daseyn einer skrofulösen Schärfe. Ganz ausgemacht ist es, daß der Entwickelungsprozeß auf die Entstehung derselben einen großen Einfluß habe, darum werden sie auch nur in gewissen Jahren, nämlich vom 5ten und 6ten Jahre an bis zu den Jahren der Pubertät beobachtet, und kommen nach den climacterischen Jahren erst wieder. Sowohl ein krankhaftes Vorauseilen als Zurückbleiben des Bildungsprozesses begünstigt sie; gleichen sich die von jener Ursache herrührenden von selbst bald aus, so gehen die andern nur allzuleicht in große, schwer zu besiegende Uebel über. Malfatti nennt die ersten echte (sonst auch äußere), die andern unechte (innere, mesaraische) Skrofeln; in den erstern eile das animalische Leben voraus, in den letztern sey ein Schwanken des vegetativen und animalischen Lebens zugegen, meint derselbe Schriftsteller. — Zahllos sind die verschiedenen ursächlichen Momente, von denen diese Krankheit herrühren soll; unter ihnen steht die Lustseuche der Aeltern, so wie die Entnervung derselben durch Ausschweifung oder durch Krankheiten, die das reproductive System angehen, oben an; auch ist es nicht in Zweifel zu ziehen, daß sie erblich seyen; ansteckend sind sie jedoch nie. — Als Gelegenheitsursachen erwähnen wir vorzüglich der fehlerhaften Erziehung, wo das Kind nicht mit Muttermilch, sondern vielmehr mit mehlichten unverdaulichen Speisen genährt wird, wo es zu frühzeitig Fleischspeisen erhält, an Caffee, Bier oder Wein gewöhnt wird. Mißbrauch verstopfender Mittel gehört auch hieher; insbesondere aber eine ungesunde feuchte Luft und Unreinlichkeit, so wie Vernachlässigung der Ausleerungen und der Bewegung. — Daß der größte Theil dieser Ursachen vielmehr die sogenannten unechten, als die echten Skrofeln begünstige, leuchtet ein. — Oertlich beobachtet man die Skrofeln gewöhnlich zuerst am Halse als kleine, schmerzlose und scheinbar elastische Knötchen, die nur beim Druck einigen unbedeutenden Schmerz äußern, und Anschwellungen der lymphatischen oder conglobirten Drüsen sind, sie haben im Anfange etwa die Größe einer Erbse, werden unter schlechten Heilungsversuchen oder andern begünstigenden Umständen nach und nach größer, und erreichen wohl die Größe einer Wallnuß, sie vergehen bisweilen und kommen wieder, und sind dann auch an andern Stellen, vorzüglich in den Achselhöhlen und den Weichen, zu bemerken, sie sind wenig geneigt zur Eiterung, und gehen nicht leicht in diese über, wenn nicht sehr starke Reize auf sie wirkten, und wenn sie nicht ganz verkehrt behandelt würden. Im Frühlinge ist jedoch diese Neigung etwas größer, so wie die Skrofeln überhaupt in dieser Jahreszeit am häufigsten erscheinen. Dann entsteht wirkliche Entzündung, die in Vereiterung oder Verhärtung am häufigsten sich zu endigen pflegt. Man belegt diese Zufälle gewöhnlich mit dem Namen der örtlichen Skrofeln; man wird aber wohl zugeben müssen, daß wenn auch die Zufälle, doch die Krankheit selbst keineswegs örtlich sey. Allgemeiner ausgebreitet erscheint aber die Skrofelkrankheit schon in der sogenannten skrofulösen Anlage (habitus scrofulosus). Ein großer Kopf, dicker Hals, schwammiges aufgedunsenes Ansehen, schwammige hängende Muskeln, eine erweiterte und träge Pupille, dicke Nase und Oberlippe, Knoblauchgeruch aus dem Munde, dicker aufgetriebener Leib, schleimiger, milchweißer Urin, in dem sich eine geringere Menge von Phosphorsäure befindet, Neigung zu Schwämmchen und Wundwerden, zu Nasenbluten, Schleimhusten, Stockschnupfen, leicht vorübergehendem Röcheln auf der Brust; ein häufiger Wech-

sel der Farbe, die bald eine begränzte helle Röthe der Wangen gewährt, bald bleich ist, unregelmäßige Verdauung, indem der Appetit bald fehlt, bald widernatürlich stark ist, und Säure in den ersten Wegen nicht selten sich offenbart, Colik, Blähungen, Neigung zu Verstopfungen, Würmer, öftere unregelmäßige Fieberanfälle, eine Menge von Ausschlägen von unbestimmter Form, die hartnäckig sind, unregelmäßige späte Entwickelung der Zähne, die bald auffallend weiß sind, bald auch wieder schwarz werden; eine zu frühzeitige krankhafte Entwickelung des Geschlechtstriebes, die zu Onanie führt, sogar skrofulöser Tripper — dies sind die Zufälle, die unter abwechselnden Gruppen bald mehr bald weniger hervortreten, bis zu den Jahren der Mannbarkeit fortdauern, und sich dann endlich unter kräzartigen oder andern Ausschlägen, Nasenbluten, Harnflüssen und Catarrhen entscheiden, als wobei sich die skrofulöse Anlage verliert, und Ausgleichung eintritt. — Erfolgt aber diese Entscheidung nicht, oder wirken während dieser Zeit neue Schädlichkeiten ein, oder rührten die Zufälle ursprünglich von zurückgebliebener Bildung her, so entstehen viel größere Uebel, die als selbstständige Krankheiten in jedem Organe auftreten können, natürlich aber durch das Organ, wo sie ihren Sitz aufgeschlagen haben, modificirt werden. Aus dieser Quelle entspringen vorzüglich langwierige Augenentzündungen, Ohrenzwang mit Auflösung verdorbenen Ohrenschmalzes, das da ausfließt, Schwerhörigkeit, Speichelfluß mit Speichelsteinen und Fisteln, Zahnschmerzen mit Verkürzung des Zahnfleisches, beschwerliches Schlucken von Geschwülsten im Halse, Steifigkeit und Schiefe des Halses; Kopfschmerzen, Schlagfluß und Epilepsie, Melancholie, Wasserkopf, Lungensucht und Brustwassersucht, Colik und Darmgicht, Ruhren, Unterleibswassersucht, Atrophie, Hautausschläge, Flechten, Geschwüre, Knochenleiden, Gliedschwamm, Wassersucht der Gelenke, langsame Verrenkung der Rückenwirbel und daher rührende Krümmungen, Anchylosen und paedorthocace. Viele dieser Uebel bringen das Leben in Gefahr, andere lassen Spuren auf die ganze Lebenszeit zurück, alle aber sind sehr langwierig, wie die ganze Krankheit, und desto schwerer zu heben, je unversiegbarer die Quelle ist. Im Allgemeinen ist jedoch die Krankheit, wenn sie gehörig behandelt wird, und mehr von Voraus-eilen der Entwickelung herrührt, nicht so gar gefährlich. — Bei der Cur ist die Berücksichtigung der Diät vorzüglich wichtig, die Nahrung muß gesund und angemessen, die Luft trocken und rein seyn; das Kind muß passende Bewegung sich machen, und vorzüglich reinlich gehalten werden. Ueberdies sind eine sehr große Menge von Mitteln anempfohlen, und als specifisch gerühmt worden, von denen aber freilich keins seinen Zweck ganz erreicht, auch nicht in einem jeden Falle nützt. Unter denselben werden vorzüglich häufig Antimonial- und Mercurialpräparate, die terr. ponderos. salita und die cala muriatica (salzsaure Schwererde und Kalk), und der rothe Fingerhut angewendet. Vorzüglich verdient auch der tägliche Gebrauch des Eichelcaffees Empfehlung, und nicht minder der warmen Bäder. Die große Menge verschiedenartiger Zufälle macht jedoch eine gehörige Auswahl unter diesen und andern Mitteln und Curmethoden nöthig. — Wie denn aber auch die Krankheit behandelt wird, so muß sie doch, wie aus dem obigen schon hervorgeht, sehr lange dauern; Geduld von Seiten des Arztes und Kranken, Vorsicht des ersten in der Anwendung stark wirkender Mittel, sind zwei unerlaßliche Bedingungen; auch mag Niemand glauben, die skrofulöse Krankheit sey beseitigt, wenn ein einzelner Zufall entfernt ist.

B. P.

Slaven (Sclaver oder Sclaven) ist der Name einer einst sehr mächtigen Nation, die sich durch Ungern, Polen, Rußland, Preußen, Pommern, Böhmen, Schlesien ꝛc. ausbreitete. Sie kamen ungefähr im 6ten oder 7ten Jahrhundert aus dem innern Scythien, brachen mit ungeheuren Kriegsheeren in Europa ein, und zwar der eine Theil unter dem Anführer Lech, der andere unter dessen Bruder Zech; bezwangen Thrazien, Mösien, Macedonien, einen Theil von Ungern ꝛc., gingen über die Weichsel, und brachten alle Länder bis an die Elbe und das baltische Meer in ihre Gewalt. Von diesen ihren glücklichen Unternehmungen sollen sie sich auch den Namen Slaven (die Glorreichen, weil Slava Lob und Ruhm bedeutet), beigelegt haben. Man theilt sie übrigens am füglichsten in die östlichen Slaven (welche anfangs unter den griechischen Kaisern lebten, und nachher selbst ein Königreich, das moravische, aufrichteten, welches auch bis auf Carl den Großen fortdauerte, aber von Heinrich I. wegen der vielen Unruhen, welche sie stifteten, gänzlich vertilgt wurde), und in die nördlichen Slaven ein, zu welchen letztern die Wenden, Sorben u. s. gehörten. Sie waren übrigens Heiden. Ihr vornehmster Gott hieß Bog, und seine Gattin Siwa. Außerdem hatten sie noch einen guten Gott, Czernebog, und einen bösen, Belbog genannt. Endlich unter Carl dem Großen, nach Andern unter Kaiser Lothar dem Frommen bekehrten sie sich zum Christenthum. Sie sind übrigens unter allen europäischen Völkern die ersten, bei welchen die Bibel in ihre Muttersprache übersetzt wurde. Heut zu Tage erstreckt sich dies Volk von den Gränzen Italiens oder des venetianischen und tyroler Gebiets in Westen an dem linken oder östlichen Ufer des adriatischen Meeres abwärts neben Albanien, und zurück nach Norden bis an das Eismeer, dann über Kamtschatka fort bis nach Nordamerika. Hauptsächlich aber findet man diese slavische Nation in Ungern, besonders in Dalmatien, Illyrien und Sclavonien (s. Sclavonien). Es ist ein beherzter, munterer und gastfreier, den Trunk liebender Völkerstamm. Zum Theil reden sie noch ihre eigene Sprache, haben ihre eigenen Sitten und Gebräuche, sind sehr fleißig, und treiben meistens Ackerbau, oder auch ein Theil von ihnen (z. B. die Istrier u. s. w.) Weinbau. Auch übertreffen sie die Ungern bei weitem an Verstand und Geschicklichkeit.

Slavische Sprachen. Der slavische Sprachstamm zerfällt in zwei Hauptmundarten, in die antische in Osten, und in die slavinische in Westen. Zu der östlichen Classe gehören die russische Sprache und die Sprache der illyrischen Slaven, zu der westlichen aber die polnische, böhmische, serbische Sprache und die Sprache der nördlichen Wenden. In ihren Wurzeln sowohl als in ihren ausgebildeten Wörtern zeigen die slavischen Sprachen viel Aehnlichkeit mit der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache.

Sleidanus (Johann), eigentlich Philipson, aus Sleida, unweit Cöln, wo er 1508 geboren war, einer der größten Historiker seines Zeitalters, studirte zu Lüttich, Cöln, Löwen, Paris und Orleans die Rechte, war einige Zeit in Diensten König Franz I. von Frankreich, und wohnte als sein Abgeordneter dem Reichstage zu Regensburg bei. Weil er die reformirte Religion angenommen hatte, verließ er Paris, und kam 1542 nach Straßburg. Die Fürsten des schmalkaldischen Bundes machten ihn mit einer Pension zu ihrem Geschichtschreiber, der Rath zu Straßburg gebrauchte ihn zu wichtigen Gesandtschaften, und ernannte ihn 1542 zum Professor der Rechte. Die Protestanten schickten ihn 1545 zum Könige von England, und hernach zu

der Kirchenversammlung nach Trient, wo er in großem Ansehn stand. Er starb zu Straßburg den 31sten Octob. 1556, einen bleibenden Ruhm hinterlassend durch sein classisches Werk: De statu religionis et reipublicae Imper. Carolo V. Argent. 1555, fol. Die beste Ausgabe ist diejenige von Am Ende Frankfurt a. M. 1785, 3 Bde., 8., mit kritischen und erläuternden Anmerkungen; im letzten Bande befinden sich Sleidanus Leben, seine Briefe u. s. w.; französisch von P. F. le Courayer, Haag 1767, 3 Bände, 4.; deutsch von Stroth, herausgegeben von Semler, Halle 1771, 8., 3 Bände. Nur die ältesten Ausgaben liefern den unverfälschten Text von dem Werke dieses, wegen seiner genauen Kenntniß der Dinge, seiner schönen, gleichfließenden Schreibart, und wegen der für einen Protestanten jenes Zeitalters ziemlich weit gehenden Unparteilichkeit, gleich schätzbaren Mannes. Außerdem schrieb er De quatuor summis imperiis lib. III. Argent. 1556, 8., welches 55 Male aufgelegt, und von Schurzfleisch bis 1678 fortgesetzt wurde. Opuscula ed. Helias Putchius, Hanov. 1608, 8.

Smaragd ist einer der vorzüglichsten Edelsteine, und stets von grüner Farbe. Schon die Alten kannten ihn, und es sind mehrere Exemplare dieser Steinart in den Ruinen Roms, Herculanums und Pompeji's gefunden worden. Wahrscheinlich ist er damals aus Aegypten gekommen. In Asien ist er, so viel man weiß, nirgends zu finden. In neuern Zeiten hat man ihn nur in Amerika gefunden, und zwar in der Statthalterschaft Santa-Fe, und in dem Thale Tunka. Man braucht ihn zum Schmucke, wozu er wegen seines reinen herrlichen Grüns sehr gesucht wird. Beim Schleifen erhält er gewöhnlich Tafelform mit wenigen Facetten auf den Kanten, weil er sich so am schönsten darstellt. Ein Smaragd, ein Karat schwer, kostet, wenn er rein und von schöner Farbe ist, gegen 12 Thlr., ein 12 Karat schwerer Smaragd vom ersten Wasser und ganz fehlerfrei, gegen 8—900 Thlr. Die geringere Art wird mit 2 Thlr. für das Karat bezahlt. Die größte Smaragddruse, welche man kennt, soll sich in dem Schatze zu Loretto befinden, und auf 50 Säulen von 1 Zoll dick und 2 Zoll hoch, zählen.

Smith (Adam), der unsterbliche Verfasser der Untersuchung über die Natur und Ursachen des Nationalreichthums, wurde zu Kirkaldy in Schottland, woselbst sein Vater Controleur der Zollgefälle war, am 5ten Juni 1723 geboren. Er bezog nach erhaltener ersten Ausbildung die Universitäten zu Glasgow und Oxford, um sich der Theologie zu widmen, allein seine Vorliebe für die Philosophie und das Studium des Menschen bewog ihn, diese Bahn zu verlassen. Ohne sich um ein geistliches Amt zu bewerben, widmete er sich dem akademischen Lehramt, zog 1748 nach Edinburg, und hielt daselbst Vorlesungen über die Rhetorik und die schönen Wissenschaften. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft des berühmten Hume, die bald in die vertrauteste Freundschaft überging. Im J. 1751 wurde er Professor der Logik und der Moral zu Glasgow, ein Amt, das er dreizehn Jahre lang bekleidete, und mit vielem Ruhm ausfüllte. Er selbst hielt diesen Abschnitt in seinem Leben für den glücklichsten, und erinnerte sich dessen mit Vergnügen. Als akademischer Lehrer zeigte Smith seine Talente im glänzendsten Lichte. Seine Vorlesungen las er nicht vom Blatte, sondern er hielt sie frei und mit Ausdrücken, wie sie ihm auf der Stelle beifielen. Sein Aeußeres, obgleich nicht einnehmend, war einfach und ungezwungen. Sein Ruf breitete sich bald so sehr aus, daß aus den entferntesten Gegenden Großbritanniens Schüler nach Glasgow kamen, um Smith zu hören. Als Schriftsteller trat er zuerst 1759 auf, mit

seinem Werke theory of moral sentiments (System der Moralphilosophie), das vieles Aufsehen erregte, und auch ins Deutsche übersetzt worden ist. Im J. 1764 und 1765 begleitete er den Herzog von Buccleugh auf einer Reise durch Frankreich und Italien, wo er, durch Hume's Empfehlungen unterstützt, die persönliche Bekanntschaft der berühmtesten französischen Gelehrten, eines d'Alembert, Helvetius, Necker, Turgot und Anderer machte. Nach seiner Zurückkunft in Großbritannien blieb er zehn Jahre in seiner Vaterstadt ohne Amt, bloß den Studien sich widmend. Im J. 1776 erschien endlich die würdige Frucht dieser langen Eingezogenheit und des angestrengtesten Fleißes unter dem Titel: Nature and causes of the wealth of nations, ein Werk, das mit Recht seinen Verfasser durch ganz Europa berühmt gemacht hat. Der Hauptzweck desselben ist, zu zeigen, wie die Natur durch die Grundanlagen des menschlichen Geistes, und durch die äußern Lagen, in welche sie die Menschen versetzt, für die stufenweise Vermehrung des Reichthums der Völker gesorgt hat, und zugleich zu beweisen, daß das wirksamste, oder vielmehr das einzige Mittel, ein Volk groß, blühend und reich zu machen, darin bestehe, daß man der Natur in ihren Einrichtungen folgt, indem man einem jeden Menschen, so lange er die ewigen Regeln der unwandelbaren Gerechtigkeit (nicht die der willkürlich gegebenen, oder vom Staate gemodelten) befolgt, freistellt, seinen Vortheil auf jedem beliebigen Wege zu verfolgen, und sowohl seinen Fleiß als sein Vermögen (Capital) mit dem Fleiße und dem Vermögen seiner Mitbürger frei und ungehindert auszutauschen. Jede Regierung, welche entweder durch außerordentliche Aufmunterungen auf einen besondern Zweig der Betriebsamkeit einen größern Theil des Capitals der Gesellschaft hinzieht, als natürlicher Weise ihm zufließen würde, oder durch außerordentliche Einschränkungen einer andern Art der Betriebsamkeit den Theil des Capitals entzieht, der sonst in ihm angewandt worden wäre, zerstört den großen Zweck, den sie zu befördern sich vorsetzt. — Nur durch eine gänzliche Befreiung von allen Gewaltthätigkeiten und von jeder Art von Einschränkungen und Belästigungen, womit man den Handel leiten will, die aber nur den Handel lähmen und unterdrücken, kann das Vermögen des Staats und folglich seine Kraft gehoben werden. Keine Ein- und Ausfuhrverbote, sie mögen Namen haben wie sie wollen, keine Zünfte, keine Prämien, keine Begünstigungen einzelner Fabriken oder deren Unternehmer, keine Taxen, keine Monopolien, keine Eingriffe in die Rechte des Menschen und des Bürgers predigt Smith auf jeder Seite seines trefflichen Werks. Vor allen Dingen empfiehlt er den Regierungen Gerechtigkeit, und wenn er die wahren Ursachen aufzählt, welche die Glückseligkeit und den Wohlstand Großbritanniens gegründet haben, so setzt er gleich vorn an: „Jene prompte und unparteiische Gerechtigkeitspflege, welche den allermächtigsten im Lande zwingt, das Recht des allergeringsten heilig zu halten, welche jedem die Früchte seiner Arbeit sichert, und dadurch der mächtigste Sporn für jede Art von Gewerbfleiß wird." — Man sieht, daß die Resultate dieses Systems, welches man das Industriesystem zu nennen pflegt, in den Hauptsachen durchaus mit denen des physiokratischen (6ter Bd. S. 529) überein kommen, nur der Weg, auf welchem Quesnay und Smith auf dieses Resultat gekommen sind, ist ganz verschieden. Jener erkennt nur den Grund und Boden als Nationalreichthum, den reinen Grundertrag als Nationaleinkommen, und will folglich nur das letzte besteuert wissen, da ihm alles andre, was von Staatsbürgern producirt und erworben wird, nichts ist, und nur scheinbar producirt und scheinbar er-

worden wird, wogegen Smith drei Arten von Producenten im Staate annimmt, nämlich 1. solche, welche die Producte der Natur selbst abgewinnen, welchen Theil des Einkommens er Landrente nennt, 2. die, welche von den Zinsen ihres Capitals leben, und 3. welche von dem Lohne ihrer Arbeit leben, welche sie andern leisten. Diese letzte Classe zerfällt ihm in productive Arbeiter und in unproductive. Jene sind solche, welche für ihren Arbeitslohn eine Sache von höherm Werth zurückgeben, diese, welche dies nicht thun. Jene erwerben, diese nicht. Sonach stellt Smith ein ganz anderes Auflagensystem als die Physiokraten auf. Er erkennt den Handwerker, Manufacturisten und Kaufmann als wirkliche Producenten an, und Industrie oder Arbeit ist ihm die Hauptbeförderung des Nationaleinkommens, und daher der Name seines Systems. — In wie fern Smiths Grundsätze ihm eigenthümlich als Erfinder zugehören, läßt sein Biograph Stewart unentschieden. Aber gewiß, fährt er fort, werden auch die wärmsten Bewunderer der Physiokraten zugeben, daß von den zahlreichen Erklärern ihres Systems keiner ihm an Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe und in der systematischen lichtvollen Ordnung, mit der er die Lehrsätze aus den ersten Grundbegriffen leitet, nur von fern zu vergleichen sey. — Turgot und Quesnoy waren Smith von seiner Reise in Frankreich persönlich bekannt. Mit jenem soll er sogar einen Briefwechsel unterhalten, diesem aber, welchen er als einen Mann von den einfachsten Sitten, und von der größten Bescheidenheit sehr hochschätzte, und von dessen System er urtheilte, es käme, seiner Mängel ungeachtet, der Wahrheit näher, als irgend eins, würde er sein Werk zugeeignet haben, wenn Quesnoy nicht früher gestorben wäre. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß Smith durch den Umgang mit ihnen auf den Gedanken gebracht worden sey, sich Gegenständen dieser Art vorzüglich zu widmen. Die Hauptideen soll er jedoch schon in seinen Vorlesungen zu Glasgow, so wie in einem schriftlichen Aufsatze vom J. 1755 niedergelegt haben. Wenn man Smiths Werk lies't, sagt Say (in der Vorrede zu seinem traité d'économie politique, einem Buch, durch das man sich sehr zweckmäßig zum Studium des schwereren smithschen Werks vorbereiten kann), so sieht man, daß vor Smith noch gar keine Nationalökonomie existirte. Mögen immerhin die Physiokraten, und der persönliche Umgang mit ihnen ihm nützlich gewesen seyn. Aber zwischen der Lehre der Physiokraten und Smiths ist derselbe Unterschied, der zwischen Tycho Brahes System und Newtons Physik Statt findet. Vor Smith hatte man oft sehr wahre und richtige Principien geäußert, er hat aber zuerst ihren Zusammenhang unter sich und ihre Verbindung mit der Natur der Dinge gezeigt. Man weiß aber, daß eine Wahrheit nicht dem angehört, der sie zuerst sagt, sondern dem, der sie zuerst beweis't. Er hat nicht bloß Wahrheiten vorgetragen, er hat auch die wahre Methode gelehrt, die Irrthümer leicht zu finden. Nicht einen einzigen Satz, nicht eine einzige Voraussetzung erlaubt er sich, die nicht den beständigsten Erfahrungen gemäß wäre. Sein Werk ist eine Reihe von Beweisen, welche mehrere Sätze zu dem Range unbestreitbarer Principien erhoben, und eine viel größere Zahl anderer in das Meer der Vergessenheit gestürzt haben, wo Systeme, vage Ideen und Schimären sich einen Augenblick auf der Oberfläche mit vielem Geräusch herumtummeln, und dann auf immer von dem Abgrunde verschlungen werden. — Den letzten Abschnitt seines Lebens brachte Smith zu Edinburg zu, denn zwei Jahre nach dem Erscheinen seines Werks erhielt er die Stelle eines königlichen Commissärs

für die Zölle in Schottland; seine Mutter und Miß Douglas, seine Cousine, folgten ihm. Er lebte jetzt in Ueberfluß, und nur der Tod dieser beiden Personen, von denen er die letzte wie eine Schwester geliebt hatte, trübte das Ende seines Lebens. Er starb im J. 1790. — Smith überlebte die Herausgabe seines Werks nur 15 Jahre, und doch hatte er während dieses kurzen Zeitraums das Vergnügen, nicht nur den gegen seine Theorie zuerst sich regenden Widerspruch nach und nach verschwinden zu sehen, sondern auch Zeuge von dem practischen Einflusse zu seyn, den seine Schriften auf einige Zweige der Handelspolizei seines Vaterlandes bekamen. Aber obgleich Smiths Lob jetzt im Munde aller Freunde der Staatswirthschaft ist, obgleich seine Grundsätze und Aussprüche sogar im brittischen Parlamente oft angeführt werden, so fehlt doch viel, daß man seine Vorschläge allgemein befolgt, und der Nation selbst die Vermehrung ihres Wohlstandes frei und ungehindert überlassen hätte. Keine Regierung in der Welt, selbst die brittische, unstreitig die hellsehendste, nicht, hat sich practisch von der Richtigkeit dieses menschenfreundlichen, weltbürgerlichen Systems überzeugen können. Durch ganz Europa herrscht noch der Wahn, jedes Volk müsse den Wohlstand aller Völker, mit denen es Handel treibt, mit neidischen Augen ansehen, und was diese gewinnen, für seinen Verlust halten. Niedrige Krämerkünste sind zu politischen Grundsätzen für die Verwaltung großer Staaten erhoben worden. Ja, so eingewurzelt ist jetzt das Uebel, so unglücklich sind alle Verfügungen des kaufmännischen Systems, das seiner in die Augen springenden Schwächen ungeachtet allenthalben herrscht, daß sie nicht nur im Staate große Unordnungen hervorbringen, sondern auch die Hülfsmittel dagegen beinahe eben so gefährlich machen, als die Unordnungen selbst waren. — Ich weine über das Elend der Menschheit, ruft Filangieri in seinem vortrefflichen System der Gesetzgebung aus, wenn ich mitten unter so vieler Aufklärung, mitten unter dem Glanz der stets erleuchteten Wahrheit ewig den Irrthum triumphiren sehe. Jedem fleißigen Bürger eine Geldstrafe aufzulegen, den Kaufmann zur Bezahlung einer Geldbuße zu zwingen, deren Betrag nach Verhältniß der Wohlthat, die er dem Staat erweist, steigt; den Handel feindlich zu behandeln, sein friedsames Gepäck mit den Waffen in der Hand zu empfangen; alle Häfen, alle Seeufer, alle in- und ausländische Handelspassagen mit Wächtern und Verräthern zu umgeben, jenen feilen und bestochenen Geschöpfen, die vom Staate, den sie verrathen, vom Kaufmann, den sie plagen, vom Schleichhändler, den sie beschützen, bezahlt werden; allen Plackereien und Betrügereien Raum zu geben, die die gedungenen Vollzieher eines ungerechten Gesetzes nur erdenken können; mit Einem Wort, den Kaufmann zu der Ueberzeugung zu verurtheilen, daß schon die bloße Annäherung an eine Zollbude entweder Schimpf oder Raub zubereitet; ist das die Politik handelnder Nationen? — Und späterhin, wo er von den gethanen Vorschlägen gegen diese Uebel spricht: Diese Schriften hatten bloß die Wirkung, die Last des Uebels, das uns zu Boden drückt, noch fühlbarer zu machen, weil sie uns die Leichtigkeit, ihm abzuhelfen, und die Faulheit derer, die uns davon befreien sollten, zeigten. Es scheint, daß die, so an der Spitze der Geschäfte stehen, die Augen vor dem Lichte verschließen, wenn es sich ihnen in der größten Klarheit zeigt. Eine Verbesserung, bei welcher Gerechtigkeit, Wohlfahrt des Volks und des Fürsten so augenscheinlich zusammentreffen, ist kaum noch versucht, kaum in den Kabinetten der Könige in Vorschlag gebracht worden, in denen man von nichts als vom Handel spricht,

und doch nie unterläßt, ihn zu verfolgen. — Nichts desto weniger wird die Nachwelt Smiths Andenken segnen, und in ihm einen der größten Denker, einen der größten practischen Weltweisen, einen Wohlthäter der Menschheit bewundern. Glücklich aber wird das Land seyn, das seine Grundsätze practisch annimmt, das zuerst den leichten Satz begreifen wird, daß der Handel nur ein Tausch sey, bei dem beide Contrahenten gewinnen, und das dem elenden verächtlichen Wahn entsagt, auf die Armuth seiner Nachbarn das Gebäude seines Reichthums aufführen zu wollen.

Smith (Sir William Sidney), ein berühmter, noch lebender brittischer Seeheld, wurde 1764 zu Tunbridge geboren. Sein Vater war Hauptmann und Adjutant des Lords Georg Sackville; seine Mutter war die Tochter eines sehr reichen Kaufmanns, Pinkney Wilkinson Esq. Nachdem er erst zu Tunbridge, und darauf zu Bath einigen Schulunterricht erhalten hatte, ging er schon in seinem 13ten Jahre (1777) in Seedienste, und wurde 1780 als fünfter Lieutenant auf dem Alcides, einem Kriegsschiffe von 74 Kanonen, geführt von Sir Charles Thompson, angestellt. Schon zwei Jahre darauf wurde er zum Befehlshaber der Schaluppe Furie von 18 Kanonen auf der Station von Jamaica ernannt. Den 7ten Mai 1783 wurde ihm die Stelle eines Postcapitains und der Oberbefehl über die Fregatte Nemesis übertragen, und da bald nachher ein allgemeiner Friede erfolgte, so kehrte Smith mit diesem Schiffe nach England zurück, wo die Mannschaft abgedankt wurde. Nach einer fünfjährigen, ihm lästigen Unthätigkeit, trat Smith 1788 mit Erlaubniß seiner Regierung bei dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Schweden und Rußland in schwedische Dienste. Hier erwarb er sich durch sein Betragen allgemeinen Ruhm, besonders in der sogenannten Galeerenschlacht vom 9ten Juli 1790. Die schwedische Flotte ward hier von dem Könige in Person, die russische Flotte aber von dem Prinzen von Nassau-Siegen befehligt. Das Gefecht dauerte 24 Stunden. Fünf Fregatten, fünfzehn Galeeren und dreiundzwanzig kleinere Schiffe wurden von den Schweden zerstört oder genommen, die außerdem noch 4600 Gefangene machten. Wegen des vorzüglichen Heldenmuths, welchen der Capitän Smith bei dieser Gelegenheit bewies, erhielt er das Großkreuz des schwedischen Schwertordens, und nach bald darauf erfolgtem Frieden die Insignien des englischen Bathordens. Nun trat Sir Sidney Smith als Freiwilliger in türkische Seedienste, welche er jedoch bald mit den vaterländischen vertauschte. Er wohnte darauf unter Lord Hood der Belagerung und Einnahme von Toulon bei. Hood sah sich jedoch durch das schlechte Betragen und die Verrätherei seiner Verbündeten, der Spanier und Neapolitaner, genöthigt, die Stadt wieder der republikanisch-französischen Armee zu räumen. Man beschloß deßhalb, die Schiffe, welche nicht fortgebracht werden konnten, so wie auch die Magazine und das Zeughaus, in Toulon zu zerstören. Der spanische Admiral Langara wurde hierzu beauftragt; er unterließ es jedoch, während die Engländer mit der Einschiffung der königlichgesinnten Einwohner beschäftigt waren. Nun wurde jenes Wagestück dem Sir Sidney Smith übertragen. Ungeachtet der Verrätherei und Treulosigkeit, welche die Spanier hier abermals sich zu Schulden kommen ließen, führte Sir Sidney den Auftrag so glücklich aus, daß er 1794 zum Befehlshaber des Diamant von 38 Kanonen ernannt wurde. Auf diesem Schiffe unterstützte er im October desselben Jahrs den Admiral Sir Edward Pellew bei der Wegnahme des französischen Kriegsschiffs der Revolutionär von 44 Kanonen. Zu Anfange des Jahrs

1795 segelte Smith mit einem Geschwader Fregatten unter den Befehlen des Sir John Borlase Warren von Falmouth aus. Am 3ten Jan. sandte ihn Warren ab, um den Hafen von Brest zu recognosciren. Smith gerieth durch widrigen Wind unter mehrere französische Schiffe, die er aber so geschickt zu täuschen wußte, daß man auch sein Schiff für ein französisches hielt. Ueberhaupt scheint dieser Seeheld seit seinem ersten Eintritt in die kriegerische Laufbahn einen Hang zu den verzweifeltsten und gewagtesten Unternehmungen gehabt zu haben, und auch sein Schicksal schien diese Neigung zu begünstigen. So griff er mit der Brigg Liberty und dem Logger Aristokrat (17ten März 1796) eine aus einer Corvette, vier Briggs, zwei Schaluppen und drei Luggers bestehende Convoy, welche in dem kleinen Hafen von Herqui bei Cap Trebel Schutz suchte, an. Ungeachtet des engen und gefährlichen Eingangs segelte Sir Sidney Smith hinein, stürmte und nahm die feindlichen Batterien, und verbrannte die ganze Flottille mit Ausschluß eines bewaffneten Luggers. In diesem kühnen Gefechte wurden nur zwei Engländer getödtet und fünf verwundet. Allein jetzt wurde Sidney Smiths ruhmvolle Laufbahn auf längere Zeit unterbrochen. Als er sich auf der Höhe von Havre de Grace befand, recognoscirte er mit einigen Böten seines Geschwaders, und nahm den 18ten April einen französischen Lugger. Kaum ward dies von feindlicher Seite bemerkt, als man jenem ein größeres Schiff zu Hülfe sandte. Sir Sidney Smith wehrte sich lange mit der größten Entschlossenheit gegen die feindliche Uebermacht, mußte sich aber doch am Ende mit 19 Mann ergeben, indem auch der Diamant durch die tiefe Windstille verhindert ward, seinem Befehlshaber Hülfe zu leisten. Die Offiziere dieses Schiffs schickten sofort eine Waffenstillstandsflagge an die Franzosen, um sich zu erkundigen, ob Sir Sidney Smith verwundet wäre, und zugleich zu verlangen, daß er mit Güte behandelt würde. Der französische Gouverneur erwiederte: Sir Sidney sey vollkommen wohl, und man würde ihm mit der größten Menschlichkeit und Achtung begegnen. Die französische Regierung war aber weit entfernt, dies Versprechen zu erfüllen. Das Unglück ihrer Marine, welches Smith schon in Toulon bewirkt hatte, die Thätigkeit, womit er nachmals die französischen Küsten beunruhigte, hatten ihn den Machthabern Frankreichs vorzüglich verhaßt gemacht, und sie weigerten sich hartnäckig, ihn auszuwechseln. Als er gefangen wurde, hatte er einen französischen Emigranten von Adel bei sich, der sich, wie es verabredet war, für einen Bedienten des englischen Befehlshabers ausgab, um auf diese Weise sein Leben zu retten. Bei Sir Sidney Smiths Ankunft in Frankreich wurde er mit beispielloser Härte behandelt. Man ging sogar damit um, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, und als einen Spion erschießen zu lassen. Indessen wurde er nebst seinem Secretär und jenem Franzosen, Herrn von Tr., nach Paris und in die Abtei gebracht. Hier beschäftigten sich die drei Unglücksgefährten hauptsächlich mit Entwürfen zur Flucht. Allein mehr als einmal wurden ihre Hoffnungen vereitelt, und man brachte sie zuletzt in den Tempel, wo man sie mit noch größerer Strenge und Aufmerksamkeit bewachte. Auch hier versuchten sie alles Mögliche, sich zu befreien. Frau von Tr., die Gattin jenes Emigranten, gewann einen jungen muthvollen Mann, der sich Charles l'Oiseau nannte, und seine royalistischgesinnten Freunde La Vilheurnois, du Verne de Presle u. A., welche im Tempel gleichfalls eingekerkert waren, auch für Sidney Smith und seine Unglücksgefährten. Alle Anstalten zur Flucht waren bereits getroffen, ein unterirdischer Gang, den l'Oiseau mit Hülfe eines Maurers gemacht und

beinahe vollendet hatte, sollte den Gefangenen ihre Freiheit wiedergeben, als plötzlich ein Stein aus diesem Gange herabrollte, wodurch das ganze Geheimniß verrathen ward. L'Oiseau und seine Helfer behielten glücklicher Weise noch Zeit genug, um sich hinwegzubegeben. Endlich schlug man ein anderes, weniger gewaltsames, aber eben so gefährliches Mittel ein. Im Sept. 1797 wurde von einem Herrn von Phelipeaux, einem Mann von unerschütterlicher Rechtschaffenheit und Großmuth, und von einigen andern Freunden des Sir Sidney Smith demselben der Vorschlag gethan, ihn durch einen nachgemachten Befehl zu befreien. Dieser Entwurf wurde genehmigt, und zwei Männer, als Officiere verkleidet, erschienen mit dem angeblichen Befehl des Directoriums, den englischen Commodore in ein andres Gefängniß zu bringen. Da das Siegel und die Unterschriften dem Anscheine nach völlig richtig waren, so ward der Gefängnißwärter leicht getäuscht; Sir Sidney wurde gegen eine Quittung den angeblichen Officieren übergeben, und eilte jetzt mit seinem Freunde Phelipeaux über Rouen nach England. Hier wurde er von seinen Landsleuten mit dem größten Jubel, und von seinem Monarchen mit der glänzendsten Auszeichnung aufgenommen. Im Oct. jenes Jahrs erhielt er den Oberbefehl über das Linienschiff der Tiger von 80 Kanonen, und im November darauf segelte er nach dem mittelländischen Meere ab, wo er ein sehr ausgezeichnetes Commando an der ägyptischen Küste übernahm. Bald darauf kam er zu Constantinopel an, um die Maßregeln zu beschleunigen, welche die Pforte zur Vertreibung der Franzosen aus Aegypten nehmen wollte. Als er jedoch die Türken noch nicht bereit fand, mit Erfolg etwas hinsichtlich der Wiedereroberung Aegyptens zu thun, schiffte er nach jener Küste, und bombardirte Alexandrien, ohne aber den Franzosen einen weitern Schaden als den Verlust zweier Transporte dadurch zuzufügen. Hierauf segelte er dem Pascha von Syrien zu Hülfe, der bloß für seinen Rückzug und die Fortschaffung seines Schatzes und seiner Weiber, nicht aber für die Vertheidigung von St. Jean d'Acre besorgt war. Zwei Tage vor Erscheinung der Franzosen daselbst ging Commodore Smith auf der Rhede Caiffa mit dem Tiger, dem Theseus und der Fregatte Allianz vor Anker. Der Capitän Miller vom Theseus, und Sidney's Freund, der Oberst von Phelipeaux, welcher ihn auf diesem Zuge begleitete, suchten mit der äußersten Anstrengung Caiffa so weit in Vertheidigungsstand zu setzen, um einer europäischen Armee widerstehen zu können. Auch schienen der Pascha und seine Truppen durch die Anwesenheit der Fremden zu tapferer Gegenwehr ermuthigt zu seyn. Die feindlichen Vortrapps, welche in Syrien keine Seemacht von Bedeutung erwarteten, nahmen ihren Weg längs der Wasserseite, und setzten sich dadurch dem Kartätschenfeuer der englischen Boote aus, wodurch sie augenblicklich in Unordnung gebracht wurden, und sich auf den Berg Carmel zurückziehen mußten. Als die Hauptarmee die Straße zwischen dem Meere und dem Gebirge Carmel so gefahrvoll fand, zog sie sich nach Nazareth, und schloß Acre von der Ostseite her ein. Da der Feind blos mit Musketen das englische Feuer erwiederte, so war es klar, daß man keine Kanonen mitgebracht hatte, und da sie zur See erwartet wurden, so schickte Sir Sidney den Theseus auf die Höhe von Jaffa (Joppe), um sie aufzufangen. Die feindliche Flottille, welche aus einer Corvette und neun Kanonenschiffen bestand, zog, wie sie die englische gewahr wurde, augenblicklich ab, wurde aber verfolgt, und sieben französische Fahrzeuge mußten die Segel streichen. Dieser Verlust, wodurch Bonaparte seine Ammunition und einen großen Theil seines Belagerungsgeschützes

einbüßte, nöthigte ihn, seine Vorposten zurückzuziehen, und seine Armee auf eine Anhöhe zu lagern. Obgleich übrigens von französischer Seite die Belagerung von Acre mit allem Eifer betrieben wurde (s. Acre), so wurden doch durch jenen Sieg von Sidney Smith die Fortschritte Bonaparte's in Syrien mächtig gehemmt. Indessen wurde der letztere mit Belagerungsgeräth verstärkt, und neun Mal versuchten die Franzosen die Stadt mit Sturm zu nehmen, aber Sir Sidney's tapfere Gegenwehr machte es ihnen unmöglich. Endlich mußten sie sich in der Nacht vom 20sten auf den 21sten April zurückziehen. Der französische Artillerietrain von 23 Feldstücken fiel, mit Ausnahme der Wagen, welche verbrannt wurden, den Engländern in die Hände, und Smith eilte jetzt, noch früher zwischen Jaffa und Damiette anzukommen, als die französische Armee den erstern Ort würde erreichen können. Die Britten hatten während der 60tägigen Belagerung an Verwundeten, Todten, Vermißten und Gefangenen 216 Mann eingebüßt. Als der türkische Kaiser von Sidney Smiths Verdiensten Nachricht erhielt, sandte er ihm eine Aigrette und einen Zobelpelz, so wie Lord Nelson empfangen hatte, 25,000 Piaster an Werth. Auch seine Landsleute ertheilten seiner Tapferkeit den schuldigen Beifall, und beide Häuser statteten ihm und den brittischen Officieren, Seeleuten und Truppen unter seinem Commando öffentlichen Dank ab. Hierauf besuchte Sir Sidney mehrere Inseln des Archipelagus, segelte sodann nach Constantinopel, um seine kleine Flotte ausbessern zu lassen, und mit der Pforte die nöthigen Maßregeln zur gänzlichen Vertreibung der Franzosen aus Aegypten zu verabreden. Um diese Zeit wurde die blutige Landschlacht bei Abukir geliefert, und Sir Sidney Smith, der gerade in die Bay einlief, war Zeuge dieses Blutbads, ohne den Türken helfen zu können. Gegen das Ende des Octobers kam eine bedeutende Menge von Truppen und Schiffen von Constantinopel an, und nun beschloß er, nach der Nilmündung von Damiette zu segeln, um dadurch dem Großvezier mit der türkischen Hauptarmee mehrere Freiheit zu seinen Operationen zu verschaffen. Der Angriff von Seiten der Engländer war überaus lebhaft; am 1sten Nov. gewann man einen beträchtlichen Vortheil über die Franzosen, und sie wären vollkommen geschlagen worden, hätte nicht der Ungestüm von Osman Aga und seinen Truppen, womit er die Flüchtlinge verfolgte, das Schicksal des Tages zum Besten der Franzosen gewandt. Kleber hatte nach Bonaparte's Abreise aus Aegypten den Oberbefehl über die Franzosen übernommen, und schloß, da er sich zu sehr bedrängt sah, einen Vertrag mit der Pforte und mit England, welchen Sir Sidney Smith, Namens der brittischen Regierung, unterzeichnete, und wodurch den Franzosen der freie Abzug nach Frankreich zugestanden wurde. Aber diese Vergünstigung wurde von der englischen Regierung verworfen. Dies brachte den Feind zur Verzweiflung, und er bereitete sich aufs neue, ein Land zu behaupten, das er so eben noch gutwillig hatte räumen wollen. Sobald auch Smith die Nichtannahme des Vertrages erfuhr, gab er dem französischen General zu Cairo Nachricht davon, obgleich die Türken, die im Vertrauen auf die geschlossene Convention bis Heliopolis vorgerückt waren, dadurch in das größte Gedränge kamen. Schon dieser Zug ist hinreichend, um sich von dem rechtlichen Charakter des brittischen Seehelden zu überzeugen, und obgleich Bonaparte ihn der Grausamkeit gegen die gefangenen Franzosen beschuldigte, so bewiesen doch seine Handlungen ganz das Gegentheil. Mit der größten Sorgfalt nahm er sich der kranken und verwundeten Feinde an, während der französische Feldherr seine eigenen

Truppen vergiften ließ. 1801, als eine starke brittische Kriegsmacht nach Aegypten geschickt wurde, zeichnete sich Smith gleichfalls auf das ruhmvollste als Anführer einer Abtheilung von Seeleuten durch unermüdete Thätigkeit aus, und wurde in der Schlacht vom 21sten März, die dem General Abercromby das Leben kostete, verwundet. Bald nachher ward Sidney Smith durch die Eifersucht der Türken von der fernern Theilnahme an diesem Kriege ausgeschlossen, und kehrte nach England zurück, wo ihm die Stadt London den 7ten December 1801 das Bürgerrecht, und einen kostbaren Degen schenkte. 1803 wurde ihm der Befehl über eine Flotille aufs neue übertragen, und 1804 ward er zum Obersten der Marine ernannt. Am 16ten Mai jenes Jahres hatte er ein scharfes Gefecht mit einer französischen Flottille unweit Vließingen, die sich mit der Flotte zu Ostende vereinigen wollte; und wirklich erreichten die meisten französischen Schiffe ihren Bestimmungsort, da die Engländer theils wegen der Seichtigkeit des Wassers, theils wegen der feindlichen Batterien am Lande die Franzosen nicht weiter verfolgen konnten. Jedoch wurde ein französisches Schiff genommen, und vier andre in Grund gebohrt. Um in der Folge seine Zwecke besser erreichen zu können, ließ Sidney Smith im September ein Paar Schiffe von seiner eigenen Erfindung zu Dover bauen, die nicht bloß in einem sehr seichten Wasser zu kriegerischen Unternehmungen, sondern auch zum Transport von schwerem Geschütze und Truppen auf das vortheilhafteste gebraucht werden konnten. Am 9ten Nov. 1805 wurde er zum Contreadmiral der blauen Flagge ernannt, wählte das folgende Jahr den Pompejus, ein Kriegsschiff von 80 Kanonen, welches er selbst (1798) zu Toulon erobert hatte, zu seinem Admiralschiff, und beunruhigte mit seiner Flotte die Küsten des von den Franzosen eroberten Königreichs Neapel. Bei seiner Ankunft daselbst hielt noch der tapfere Prinz von Hessen-Philippsthal Gaeta besetzt, und Sidney Smith versorgte ihn mit den nöthigen Vertheidigungsmitteln. Gerade, als Joseph Bonaparte zum Könige von beiden Sicilien gekrönt wurde, erschien der englische Seeheld vor Neapel, und es wäre ihm leicht gewesen, diese Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln, wenn er sich hätte entschließen können, die ohnehin unglücklichen Einwohner noch unglücklicher zu machen. Dagegen foderte er den französischen Commandanten von Capri auf, diesen für den Feind sehr wichtigen Platz zu übergeben, und als dies abgeschlagen wurde, landete er mehrere Truppen und Seeleute. Der Commandant blieb im Gefechte, und Sir Sidney bewilligte dem Nachfolger eine ehrenvolle Capitulation, und freien Abzug nach Massa auf der neapolitanischen Küste. Nach der Einnahme jenes wichtigen Platzes war der Admiral Smith besonders bemüht, die Operationen der englisch-sicilischen Landarmee zu unterstützen, und erwarb sich auch hier bei jeder Gelegenheit neue Lorbeern, die des Helden von Acre würdig waren. Seine kriegerische Thätigkeit endigte erst mit dem allgemeinen Frieden. Sich einen neuen und würdigen Wirkungskreis zu verschaffen, legte er den zum wiener Congreß versammelten Monarchen den menschenfreundlichen Plan zur Befreiung der Christensklaven in der Barbarei vor, und bemühte sich, die Ritter aller christlichen Orden dafür zu gewinnen. Der Erfolg war seinen edlen Absichten günstig, wie in dem Art. Sklavenhandel angeführt worden.

Smolensk Hauptstadt des russischen Gouvernements gleiches Namens, am Dnieper (54° 45′ nördl. Breite, 50° 32′ östl. Länge) 384 Werste von Moskwa entfernt, welche in der Schlacht, von der im folgenden Artikel die Rede ist, größten Theils abbrannte. Sie hatte

vor dem Brande 1500 (meistens hölzerne) Häuser und 12000 Einwohner, Leinwand-Leder-Seifen- und Strumpffabriken, und bedeutenden Handel, besonders mit Getraide nach Riga.

Smolensk (Schlacht von). Am 8ten August 1812 hatten sich die beiden Hauptmassen der russischen Streitkräfte unter Barclay de Tolly auf der einen, und unter Bagration auf der andern Seite unter den Mauern von Smolensk, nach beschwerlichen, erschöpfenden Märschen, und nicht ohne bedeutenden Verlust an Menschen, vereinigt und machten Miene, die Franzosen, denen sie bisher ausgewichen waren, selbst anzugreifen. Diese säumten inzwischen nicht, ihnen rasch entgegenzugehn, und so kam es bei Smolensk zu einer zwar nicht entscheidenden, aber äußerst blutigen Schlacht. Smolensk war gleich im Anfange des Jahrs nach Möglichkeit befestigt worden. Dies und der Dnieper mit seinen Höhen gab den Russen viele natürliche Vortheile. Am 16ten August trafen beide Heere auf einander. Allein Barclay de Tolly hatte bereits seinen Plan geändert, und wenn er vorher keine Schlacht liefern wollte, weil Bagrations Heer nicht Antheil nehmen konnte, so hielt ihn jetzt das Uebergewicht von Napoleon davon ab, alles in einer Hauptschlacht aufs Spiel zu setzen, weil es den Franzosen gelungen war, ihn auf dem linken Flügel gänzlich zu umgehen. Anstatt sich vor Smolensk aufzustellen, that er es hinter dieser Stadt, und ließ diese, sie gleichsam als einen festen Punkt ansehend, der seinen Rückzug decken sollte, von zwei Corps besetzen, so daß die Eroberung dieser Stadt am 17ten, besonders da eine große Menge von Cavallerie alle Zugänge in der Ebene, eine Menge Infanterie an dem Dnieper besetzt hielten, bis spät in die Nacht verzögert wurde. Die dicken Mauern, von 4000 Fuß im Umfange, und 15 Fuß dick, 25 Fuß hoch, mit Thürmen in Zwischenräumen, welche schweres Geschütz trugen, die starke Besatzung, machten den Angriff, als die Außenposten vertrieben waren, äußerst mörderisch, und als nun die Russen sich herauszogen, um Barclay's Hauptmasse zu folgen, stand (es war Mitternacht) die ganze Stadt theils durch ihre Brandfackeln, theils durch die Granaten der Franzosen in Flammen, die 36 Stunden fortwütheten, und kaum ein Drittel übrig ließen. Die Russen hatten nach eignen Berichten 4000, die Franzosen mehr als doppelt so viel Menschen verloren; und die Verwüstung in der umliegenden Gegend, der Mangel in der eroberten Stadt waren so groß, daß der größte Theil der Verwundeten zugleich mit allen den zahlreichen Kranken und Maroden, die bei der schrecklichen Hitze, der feuchten Witterung, zurückblieben, in den zahlreichen Lazarethen starben, und die furchtbarste Epidemie entstand. Die Russen selbst konnten es Barclay de Tolly nicht verzeihn, diese heilige Stadt, wie sie sie nennen, diese Vormauer von Moskau, so aufgeopfert, keine Hauptschlacht geliefert zu haben, und Barclay de Tolly legte daher bald darauf unter dem Vorwand seiner geschwächten Gesundheitsumstände, das Commando nieder, um es Kutusow zu übergeben. *r.

Smollet (Tobias), ein als historischer und humoristischer Schriftsteller, und als Romandichter berühmter Schottländer, wurde 1720 zu Dalghure in Dumbartonshire geboren. Nach einer gewöhnlichen Erziehung wurde er bei einem Wundarzt in Glasgow in die Lehre gegeben, und wahnte nebenher den medicinischen Vorlesungen bei. In dieser frühern Periode gab er schon Beweise seines Talents zur Dichtkunst, und verfaßte selbst ein Trauerspiel. In seinem neunzehnten Jahre ging er nach London, um dort eine Anstellung zu suchen, und

erhielt auch einen Dienst als Schiffarztgehülfe. Das Schiff, worauf er sich befand, segelte 1741 mit der Expedition unter Admiral Vernon und General Wentworth gegen Carthagena, und der junge Smollet entwickelte hier sowohl seine Beobachtungsgabe, als seinen Hang zur Satire, womit er sich über die schlechtgeleitete und unglückliche Expedition aufhielt. Er ward bald mit seinem Dienste unzufrieden, und verließ ihn in Westindien. Indessen hatte er sich mit den Sitten und der Sprache der Seeleute bekannt gemacht, die er in seinen Erzählungen so unterhaltend zu schildern weiß. Die Grausamkeiten der königlichen Truppen nach der Schlacht bei Culloden (welche vielleicht in der Erzählung noch vergrößert wurden), riefen Smollets vaterländische Empfindungen auf, und veranlaßten ihn zu dem schönen Gedichte: „die Thränen von Schottland,“ welches, so kurz es auch ist, doch dem Verfasser unter den Dichtern einen hohen Rang gibt. Hierauf folgten zwei Satiren, eine Dichtungsart, wozu die Reizbarkeit seines Gemüths ihm einen großen Hang gab. Diese Stimmung wurde durch die Widerwärtigkeiten sehr befördert, mit denen er kämpfen mußte, als er einige dramatische Arbeiten auf die Bühne bringen wollte, und die ihn verleiteten, sich in gemeine Schmähungen gegen die Schauspieler und Unternehmer auszulassen. Er heirathete 1747 eine Frau, mit der er schon auf Jamaica bekannt geworden war, und durch die er ein Vermögen zu erlangen hoffte, wovon er am Ende sehr wenig erhielt. Der große Fuß, auf welchem er lebte, versetzte ihn bald in Geldverlegenheiten, und in die Nothwendigkeit, von Schriftstellerarbeiten zu leben. 1748 gab er seinen ersten Roman: „Roderich Random,“ heraus, welcher mehrere Anspielungen auf seine eigenen Schicksale enthielt, und sehr viel Glück machte. Eine Reise nach Paris erweiterte seine Weltkenntniß, und 1751 gab er seine „Abenteuer des Peregrine Pickle,“ heraus. In diesem Werke herrscht eine außerordentliche Lebendigkeit der Phantasie, eine schöpferische Erfindungsgabe, und eine echt launige Darstellung, obgleich oft auf Kosten des Wohlstandes und der Sittlichkeit. Es wurde in fast alle neuere gebildete Sprachen, und besonders meisterhaft von Mylius ins Deutsche übersetzt. Jetzt versuchte er sein Glück als practischer Arzt, allein er gab bald seinen Entschluß auf, und man schreibt dieß Mißglücken seines Vorsatzes seinem unbeugsamen Charakter, und seinem Widerwillen gegen die kleinen Künste der Schmeichelei und Ränkesucht zu. Vielleicht könnte es eher seiner geringen theoretischen und practischen Kenntniß der Arzneiwissenschaft selbst angerechnet werden. Nun nahm er wieder zu schriftstellerischen Arbeiten seine Zuflucht, und gab gleich nachher seine „Abentheuer von Ferdinand, Grafen Fathom“ und eine neue Uebersetzung des Don Quixote heraus. 1756 fing er an, die so berühmte und noch fortwährende englische Zeitschrift Critical Review (kritische Uebersicht) herauszugeben. Seine satirische und bittre Laune offenbarte sich übrigens in dieser Zeitschrift sehr bald, und verwickelte ihn besonders mit dem Admiral Knowles, über dessen Betragen bei der Expedition von Rochefort Smollet sehr hart geurtheilt hatte, in einen Streit. Es ward eine Anklage wegen der Schmähung von dem Admiral übergeben, und Smollet trat auf eine ehrenvolle Weise hervor, und bekannte sich als den Verfasser. Geldbuße und Gefängnißstrafe waren die Folge für ihn. Ein Nachspiel von ihm: „der Kaperbrief, oder die Matrosen von Altengland“ (the Reprisal or the Tars of Old England) wurde 1757 mit großem Beifall zuerst aufgeführt, und 1758 gab er ein flüchtig geschriebenes Werk: „Vollständige Geschichte von

England seit der Landung des Julius Cäsar bis zum Frieden von Aachen," in 2 Bänden heraus. Auch soll er Verfasser der Geschichten von Frankreich, England und Italien, in der neuern englischen „Universal History" seyn, welche damals erschien. Sein vorzüglichstes historisches Werk aber ist die „Fortsetzung der Geschichte von England" von der Revolution an, bei welcher Hume schloß, bis 1765, welche er 1761 und ferner in 5 Octavbänden herausgab. Als Lord Bute zu Anfange der Regierung Georgs III. ans Staatsruder kam, war Doctor Smollet einer der vielen Schriftsteller, welche, wahrscheinlich nicht unentgeldlich, die Maßregeln jenes Ministers unterstützten, und mit andern vereint gab er zu diesem Zweck ein Wochenblatt „the Briton" heraus. Wilkes schrieb dagegen die noch berühmtere Zeitschrift „the Nord Briton" und die Bitterkeit, womit diese beiden politischen Kämpfer sich zankten, lös'te die lange zwischen ihnen bestandene alte Freundschaft auf. Die Schwermuth über den Tod seiner einzigen Tochter und seine abnehmende Gesundheit veranlaßten Smollet 1763 eine Reise nach dem Continent zu machen, wo er zwei Jahre lang in Frankreich und Italien sich aufhielt. Nach seiner Heimkehr 1766 gab er seine „Reisen" heraus, die viele schöne und anziehende Bemerkungen enthalten, worin sich aber ganz der finstere schwermüthige Gemüthszustand, in welchen der Verfasser gerathen war, offenbarte, und weßhalb Sterne ihn in seinen empfindsamen Reisen unter dem Namen Smelfungus bespöttelte. Früherhin war schon sein bekannter Roman: „die Schicksale von Sir Launcelot Greaves," erschienen, und 1769 gab er auch „Schicksale eines Atoms" (the Adventures of an Atom) heraus, wodurch er mehrere Maßregeln der Minister, besonders des Grafen Chatam, lächerlich zu machen suchte. 1770 besuchte er, seiner Gesundheit wegen, von seiner Gattin begleitet, Italien noch einmal, und schrieb unter großen körperlichen Leiden seine „Reisen des Humphry Klinker," ein Werk, das durch echt brittischen Humor, durch Satire und Schönheit des Styls fast alle seine übrigen Hervorbringungen in diesem Fache übertrifft. Bode hat es meisterhaft übersetzt. Es war übrigens der letzte Blitz seines Genius. Er starb den 21sten October 1771 in der Nachbarschaft von Livorno, 51 Jahr alt. Smollet war, ohne jedoch als Schriftsteller in irgend einem Fache den höchsten Gipfel zu erreichen, ein Mann von ungemeinen und mannichfaltigen Talenten. Seine Romane sind vielleicht das beste, was er geschrieben hat, und wer in dieser Hinsicht nicht mit zu großem Zartgefühl lies't, wird dadurch sehr angenehm unterhalten werden. Als Geschichtschreiber hat er sich mehr Ruhm durch die Eleganz und Lebhaftigkeit seines Styls, als durch die höhern Eigenschaften der Genauigkeit, des Scharfsinnes und der unparteiischen Untersuchung erworben. Obgleich seine „Fortsetzung der englischen Geschichte" sich an Hume's Werk anschließt, so können diese beiden Schriftsteller doch in keiner Hinsicht als Historiker verglichen werden. Smollets dichterische Talente waren unstreitig weit größer. Seine Thränen von Schottland und mehrere andere Stücke sind überaus mahlerisch, zart und vollendet. Seine „Ode an die Unabhängigkeit" hat einen erhabenern Flug, und es gibt vielleicht wenig lyrische Gedichte, wodurch sie in dieser Hinsicht übertroffen wird. N. P.

Smyrna (türkisch Ismir), eine bedeutende Stadt an der Westküste Natoliens, an einem gegen 10 deutsche Meilen in das Land hineingehenden Meerbusen, der wegen seiner vielen Sandbänke nicht überall mit großen Schiffen befahren werden kann. Es verdankt seinen

Ursprung Griechen, welche aus einem Theile der Stadt Ephesus, der Smyrna hieß, hieher kamen, und dem Theile des Golfs, wo sie sich in einzelnen Dörfern anbauten, den gleichen Namen gaben. Alexander, in der Absicht, sie zu einem Ganzen zu vereinigen, ließ ihnen eine Stadt am Flusse Meles bauen. Indem sie die Städte Joniens in ihren Bund aufnahmen, ward sie bald der Mittelpunkt des kleinasiatischen Handels. Hier blühten die Künste; aus ihnen gingen prächtige Denkmäler der Baukunst hervor; Fremde aller Nationen schwelgten im Genusse der Reize dieser Stadt; sogar der weichere ionische Dialect lockte mehr an. Durch den Einfluß unruhiger Zeiten ward später aller Wohlstand vernichtet, und im Anfange des 13ten Jahrhunderts waren nur noch Ruinen davon übrig. Als die Türken völlige Herren des Reichs geworden, blühte Smyrna wieder aus den Ruinen auf, und stand bald wieder da in neuen Häusern am Ufer des Meers. Die Stadt zieht sich vom Meeresufer nach einem Berge hinauf, auf welchem eine alte Burg steht; nicht weit davon liegt ein kleineres Schloß. Das von Europäern bewohnte Stadtviertel heißt die Frankenstraße, hat nur ein Stockwerk hohe, hölzerne Häuser, ist der schönste Theil von Smyrna, und liegt ganz an der See. Fuhrwerk ist hier gar nicht gewöhnlich; daher sind die Straßen eng, oft 3—4 Ellen breit, und alle Einwirkung der Sonnenstrahlen hindernd. Das Gewühl in diesem vorzüglichsten Handelsorte der Levante ist außerordentlich. Die Schlachtplätze und Seifensiedereien liegen alle am Meere. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 120,000 hierunter sind gegen 50,000 Türken und über 12,000 Juden; der Europäer, Franken genannt, ist nur eine kleine Anzahl. Es ist eine griechische Gemeinde hier, welcher ein Bischof vorsteht, eine armenische, ebenfalls mit einem Bischof, eine catholische mit einem bischöflichen Vicarius, einem Franziscaner- und einem Capuzinerkloster, und eine protestantische, welche ihre Capellen bei den englischen, holländischen und deutschen Consuln haben. Die Juden haben eine Synagoge. Hospitäler sind für die morgenländischen und abendländischen Christen angelegt. England, Schweden, Preußen, Venedig und Frankreich haben hier Consuln. Die Stadt ist nebst ihrem Gebiet Eigenthum der jedesmaligen Mütter des Sultans; aber ein Kadi herrscht an ihrer Statt und im Namen des Sultans, und ein Mussellim erhebt die Einkünfte. Die Stadt wird oft durch Pest und Erdbeben heimgesucht, und Feuersbrünste haben zu ihrer Verwüstung auch das Ihrige beigetragen. Die hiesige Rhede ist geräumig, und die Schiffe können ganz nahe am Lande sicher liegen. — Smyrna ist eine von den Städten, welche auf die Ehre Anspruch machen, dem Homer das Leben gegeben zu haben. An den Ufern des hellen Meles zeigte man den Ort, wo ihn seine Mutter geboren, und an seinen Quellen die Stelle, wo er in dunkler Höhle seine unsterblichen Gesänge gedichtet. Unter den Säulen seines Denkmals versammelten sich die Bürger; auf den Münzen derselben stand, gleichsam schützend, sein Bildniß. — Eine kleine Stunde von hier, bei dem Dianenbade (mehrern Quellen, die vereinigt einen See bilden), hat man Ueberbleibsel des alten Dianentempels zu finden geglaubt. Die Stadt hat eine reizende Lage am Hafen. Um sie her lagern sich hohe Berge, deren mildere Höhen mit Oelbäumen, Palmen, Mastixbäumen und Terebinthen bedeckt sind.

Sobiesky, s. Johann III.

Soccus, eine Art niedriger Schuhe bei den Griechen (daher auch das deutsche Wort Socke), welche auch von römischen Frauenzimmern in den letztern Zeiten sehr verziert getragen wurden. Ihrer be-

dienten sich die Schauspieler in der Komödie, um den hier dargestellten Verhältnissen angemessen, in wirklicher Lebensgröße, ja (wenn man auf die ungeheuern Dimensionen der alten Theater Rücksicht nimmt) in noch kleinerer Statur zu erscheinen, so wie man sich dagegen in der Tragödie des Cothurns bediente, um in heroischer, die gemeine Wirklichkeit überragender Größe aufzutreten. Daher kommt es, daß man das Wort Soccus auch für die Komödie selbst braucht, und ferner darunter die niedrigere Schreibart versteht; weil der Komödie, als Darstellung einer, das Leben von seiner scherzhaften Seite schildernden und die Verhältnisse der wirklichen Gegenwart berührenden Handlung keineswegs der erhabene Styl der Tragödie, sondern eine, dem wirklichen Gesprächston sich nähernde Schreibart angemessen ist.

Societätsinseln, oder die gesellschaftlichen Inseln, nennt man eine Inselgruppe in Südindien oder Australien, die aus eilf Hauptinseln besteht. Otaheiti, mit 16,000 (nach Andern jetzt nur mit 5000) Menschen (m. s. d. Art. Otaheiti), ist darunter die größte und vorzüglichste. Sie sind sehr hoch, haben einen sehr milden angenehmen Himmel, gute Bewässerung, und Korallenklippen. Zucker- und Bambusrohr, Brotfruchtbäume, Bananas, Kokusnüsse, Plantanen, Pisang, Yams- und Arawurzeln, Palaten ꝛc., gehören zu den Hervorbringungen des Pflanzenreichs. An Thieren giebt es hier: Schweine, Hunde, Hühner, wilde Enten, Papageien, Eisvögel, Reiher, Wallfische, Haifische, Krabben, Austern u. s. f. Das Mineralreich liefert Thonerde, schwarzen Basalt, Schwefel, Lava ꝛc. Die Einwohner sind gutmüthig und gastfrei. Sie lieben die Musik, und brauchen wegen der Fruchtbarkeit ihres Landes wenig zu arbeiten, da drei Brotfruchtbäume hinreichen, einen Menschen zu ernähren. Fast jede Insel verehrt ihren eignen Schutzgeist mit Priestern, Opfern und gewissen Ceremonien. Die Engländer haben ihnen die christliche Religion mittheilen wollen, und sie zugleich mit den europäischen Krankheiten und Lastern bekannt gemacht. Für ihre Könige hegen sie die tiefste Ehrfurcht.

Socinianer, eine Religionsgesellschaft, der zwei Italiener ihren Namen gaben. Lälius Socinus, aus dem vornehmen Geschlecht der Sozzini, in Siena, 1525 geboren, ging von der Rechtsgelehrsamkeit, in der seine Vorfahren sich Ruhm erworben, und der er selbst seine Jugend gewidmet hatte, zu Forschungen in der heiligen Schrift und der Gottesgelahrtheit über, und verfiel bald in Zweifel an mehrern Sätzen der Kirchenlehre, über die er zu früh ohne gründliche und umfassende Erkenntniß derselben aburtheilte. Von Wißbegier getrieben, begab er sich auf Reisen, befreundete sich in der Schweiz und in Deutschland mit mehrern der damaligen Reformatoren, und lebte auch fast drei Jahre in Wittenberg, wo er besonders morgenländische Sprachen erlernte, und durch Talent und Fleiß sich selbst Melanchthons Beifall erwarb, seine Meinungen aber noch zurückhielt. Von dort begab er sich nach Polen, wo er mit mehrern Gleichgesinnten in Verbindung trat, doch nur geheim seine Lehren vortrug. Darauf kehrte er nach der Schweiz zurück, wo er mehrere Jahre hindurch seine Meinungen, zu einem Ganzen verbunden, schriftlich verfaßte, und sie in der Stille auch mündlich vortrug. Darüber gerieth er in Verdacht und Untersuchung, zumal er Einige, besonders Verwandte und Freunde, von der Kirche abzog, und nur durch offenbare Verstellung und Verheimlichung seiner wahren Ueberzeugung entging er drohender Gefahr. Sein unruhiges Leben endete schon 1562 in Zürich, aber seine Meinungen erbten fort, und wurden durch seinen Neffen, den Fa-

ben seiner Handschriften, weiter verbreitet. — Dieser, Faustus Socinus, geb. 1539, war dem Beispiel seines väterlichen Oheims gefolgt, hatte früh Untersuchungen über Glaubenswahrheiten sich ergeben, dabei in endlose Zweifel sich verstrickt, und den Verdacht ketzerischer Ansichten auf sich geladen. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte er deßhalb seine Vaterstadt Siena verlassen müssen, und dann in Lyon fortgearbeitet. Durch den Tod seines Oheims in den Besitz der Handschriften desselben gesetzt, beschäftigte er sich so angelegentlich mit dem Studium derselben, daß die darin enthaltene Lehre, seinen vorgefaßten Meinungen entsprechend, sich bald seiner ganzen Ueberzeugung bemächtigte. In Florenz, wo er mehrere Jahre am Hofe des Großherzogs lebte, begann er die Verbreitung seiner Lehren durch kleinere Schriften, denen er aber seinen Namen nicht vorsetzte; in Basel, wo er Schutz suchte vor den Gefahren der italienischen Inquisition, befestigte er sich immer mehr in seinen Irrthümern. Diese entwickelte er dann ungescheuter in Siebenbürgen, wo er viele Gehülfen fand, und ging endlich nach Polen, weil er dort auf noch zahlreichere Anhänger rechnen konnte. Aber die sogenannten unitarischen Gemeinden, die in diesem Lande schon bestanden, und von demselben Irrwahn, der ihn befangen hielt, angesteckt waren, fanden bei ihm doch so viele, von den ihrigen abweichende Lehrsätze, daß sie ihn nicht einmal in ihre Gemeinschaft aufnahmen. Gleichwohl gewann er viele Andre für seine Meinungen, und verband diese in mehrere kleine Gemeinschaften; viele vom Adel, selbst mehrere Geistliche wurden durch seine Beredsamkeit und sein feines, einschmeichelndes Betragen gewonnen, und schlossen sich jenen an. Indeß trafen ihn auch viele Verfolgungen in Polen; seine Güter in Italien waren eingezogen worden; schwere Krankheiten lähmten seine Kräfte; im Jahr 1604 starb er in Polen. — Sein Name, schnell durch ganz Europa erschollen, ward von vielen, die zu ähnlichen Spitzfündigkeiten, Zweifeln und ungläubigen Meinungen sich hinneigten, mit Verehrung, von vielen frommen Christen mit Unwillen, von Eiferern mit Abscheu genannt. Aber sein Einfluß war groß und weit verbreitet; nicht die sogenannte Kirchenlehre nur, auch wesentliche Bibellehren hatte er angefochten, den Glauben daran und an das Unbegreifliche überhaupt wankend gemacht, und mehrere widerstreitende, zum Theil einander widersprechende Lehren aufgebracht, die nicht einmal wissenschaftlich begründet, sondern nach dem eitlen Wahn einer übermüthigen, grundlosen Klügelei willkürlich ersonnen, und eben so willkürlich, lose aneinander gereiht waren. — Er, und die Aehnlichgesinnten gingen aus von Zweifeln an der Gottheit Christi; die Unstatthaftigkeit derselben voraussetzend, weil ihnen die göttlich-menschliche Natur des Erlösers unbegreiflich und unerklärbar war, und sie nur das Erklärbare für Glaubenswahrheit hielten, wiewohl sie, im Widerspruch mit sich selbst, doch andre, eigentlich eben so unerklärbare Glaubenssätze annahmen, gingen sie an das Lesen der heiligen Schrift, und konnten nun auch in dieser jene unergründliche Lehre nicht finden. Sie mußten nun gleichermaßen nicht nur die kirchliche Dreinigkeitslehre verwerfen, sondern auch die Bibellehre von Vater, Sohn und Geist mißdeuten und entstellen, indem sie die seltsamste und eigenmächtigste Erklärungsweise sich erlaubten. Und wie Ein Irrthum, den man lieb gewonnen, in welchem der Dünkel des eignen Wissens sich befriedigt, immer tiefer in Irrthum verstrickt, so versank auch Socinus aus jenen Grundirrthümern in andere, die ihn mit der Lehre aller christlichen Kirchengemeinden immer mehr in Zwiespalt setzten. Ko.

Socinianismus bezeichnet zunächst die Lehre des Socinus und der Socinianer, überhaupt aber die Denkweise und das Ganze der Lehren, die mehr oder minder mit jener übereinstimmen. Schon vor den beiden Socinen, schon seit dem dritten christlichen Jahrhundert waren Männer aufgetreten, die nicht nur selbst über die Person Christi ketzerische, unbiblische und unkirchliche Meinungen hegten, sondern auch ganze Gesellschaften, streitende Secten im Bekenntniß ihrer Irrthümer verbanden. Sabellius, Paul von Samosata, Arius und mehrere andre hatten seit dem dritten und vierten Jahrhundert durch die zuversichtliche und hartnäckige Mittheilung ihrer Lehren, und durch ihre Sectirerei der Kirche einen schweren Kampf erregt, und ein verführerisches Beispiel für die folgende Zeit hinterlassen. — Der Geist, der sie verleitete, der Geist des ungläubigen Klügelns über Glaubenswahrheiten, des übergroßen Selbstvertrauens, das die Erfindungen des eignen Nachdenkens für die unbedingte Wahrheit hielt, des selbstgefälligen Absprechens, das jede beliebige Erklärung, wenn sie nur etwas Unbegreifliches begreiflich zu machen schien, und dem Menschen die Demuth ersparte, etwas über die Schranken seiner Erkenntniß Erhabenes anerkennen zu müssen, als die rechte Weisheit geltend machen wollte; dieser Geist erwachte von neuem bald nach dem Beginn der Reformation, die das theure Gut der Glaubens-, Gewissens- und Denkfreiheit errettete, aber natürlich weder alle für diese köstliche Freiheit sogleich empfänglich machen, noch ihren Mißbrauch gänzlich verhüten konnte. Der kühne Streit der Reformatoren gegen die Tyrannei der Hierarchie, gegen einen unnatürlichen Glaubenszwang, gegen die geistlähmende Beschränkung der Denk- und Lehrfreiheit, gefiel nicht bloß den Lesern, sondern auch vielen zum Theil wohlmeinenden, aber verwegenen und Willkür liebenden Männern, die bald zu bemerken glaubten, daß jene mit ihrer weisen Mäßigung nicht weit genug gingen, zu viele vermeintlich veraltete Meinungen und Gebräuche fortdauern ließen, überhaupt nicht genug das alles niederrissen, was den schonungslosen Zerstörern entbehrlich oder irrig und schädlich schien. Ludwig Hezzer, Johannes Campanus, Michael Servetus, und mehrere Andre hatten den Socinen schon den Weg geebnet; in Italien, der Schweiz, Frankreich und selbst in Deutschland waren kühne Neuerer aufgetreten, die gegen die Bekenntnisse der römischen wie der evangelischen Kirche gleich heftig ankämpften, und die Lehren früherer Ketzer erneuend, hie und da Beifall fanden, und je dreister und willkürlicher sie ihre Meinungen vortrugen, eine leichtgläubige, die dargebotene Willkür und Selbstmacht begierig ergreifende, in dem raschen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse, und dem schmeichelhaften Verwerfen alles dessen, was ihnen zeither Ehrfurcht geboten, sich gefallende Schaar gewannen, und so eine Menge kleiner Ketzerhaufen bildeten, die in vielen Punkten von einander abweichend, doch in gewissen Hauptlehren, und besonders in einem gemeinsamen Streben übereinstimmten. In den meisten Ländern, wo man solche Sectirer entdeckte, wurden sie gedrückt, verfolgt und vertrieben; nur in Siebenbürgen und Polen, wo ähnliche Gesellschaften schon entstanden waren, fanden sie Zuflucht und geraume Zeit Schutz und Sicherheit. Man nannte sie im Allgemeinen Unitarier, weil sie besonders die Lehre von der Einheit (unitas) Gottes im Gegensatz gegen die kirchliche Dreieinigkeitslehre streng auffaßten, und von diesem Standpunkt aus, andre christliche Lehren verwarfen. Weil die von Socinus gestifteten Gemeinden besonders zahlreich waren, nannte man solche unitarische Gemeinden überhaupt Socinianer, wiewohl

die meisten sich selber lieber Unitarier, auch wohl christliche Brüder nannten. So mannichfache Glaubensbekenntnisse sie bekannt machten, so war doch keins geeignet, sie unter einander in Einverständniß zu bringen, und eine gemeinsame Ueberzeugung zu bewirken. Sie blieben in viele kleinere und größere Haufen gespalten, die auch durch verschiedne Parteinamen sich unterschieden. Nicht nur wichen die polnischen Unitarier von den siebenbürgischen in wesentlichen Punkten ab, sondern auch jene trennten sich wieder in Pinczowianer und Rakauer (Namen von zwei polnischen Städten, ihren Hauptsitzen), in Tarnorianer und Budnäisten (Namen von zwei Parteihäuptern). Ihre berühmtesten Lehrer waren im 17ten Jahrhundert Johann Crell, Christoph Osterod, Jonas Schlichting, Valentin Schmalz, Johann Völkel, Martin Ruarus, Johann Ludwig Baron von Wollzogen, und besonders Andreas Wilsowatius. — In der Regel waren ihre Glaubensbekenntnisse nach der äußern Form des apostolischen, aber von diesem in ihrem Inhalt durchaus abweichend, verabfaßt, indem sie die Form nur beibehielten, um einen Schein von Rechtgläubigkeit zu gewinnen. Selten haben sie ganz ehrlich und frei ihre wahre Ueberzeugung ausgesprochen; immer den rechtgläubigen Ausdrücken und Formeln, deren sie sich bedienten, einen andern versteckten Sinn untergelegt, und dadurch ihre Wahrheitsliebe sehr verdächtig gemacht. Auch einzelne trugen kein Bedenken, selbst in den öffentlichen Bekenntnissen, denen sie das Ansehn symbolischer Bücher gegeben, sich mannichfache Veränderungen zu erlauben. Ihre wichtigsten Schriften, die ihre Lehre erörterten und vertheidigten, sind von Rakow ausgegangen, wo sie eine eigne Druckerei und ein Seminarium hatten. Man lernt ihren Lehrbegriff ziemlich genau, wiewohl nicht vollständig aus dem rakower Catechismus kennen. — Als zu Anfang des 18ten Jahrhunderts eine heimliche socinianische Gemeinde in Altdorf entstand, und von da aus sich auf andre deutsche Universitäten zu verbreiten begann, wurde sie schnell unterdrückt. Auch in Polen duldeten die Gemeinden viele Verfolgungen; doch erhielten sie sich; am blühendsten und zahlreichsten sind sie noch jetzt in Siebenbürgen, wo sie Duldung gewannen, unter dem Namen der Unitarier; denn Socinianer zu heißen, verschmähen sie. — Alle diese Parteien berufen sich auf die heilige Schrift, und belegen ihre Behauptungen mit gemißdeuteten Stellen derselben. — In neuern Zeiten hat ein heimlicher Socinianismus viel Beifall gefunden, aber mehr eine Schule als eine wirkliche Religionspartei gegründet. Der gesammte Socinianismus ist ein recht in die Augen fallender Beweis, welchen Irrthümern der Mensch sich preisgiebt, wenn er allein seinem übermüthigen Wissen vertraut, und nichts für wahr und wirklich erkennt, als was er mit seiner Beschränktheit zu umfassen und zu durchdringen vermag. Ke.

Soffiten, s. Schaubühne.

Sokrates. An diesem großen und ehrwürdigen Manne hat die Nachwelt auf eine glänzende Weise dargethan, daß das wahre Verdienst nicht vergebens auf den gerechten Richterspruch derselben sich berufe. Ihn, den Herrlichen, den die Eifersucht engherziger und boshafter Zunftgenossen endlich unterdrückte, den die Raserei eines verblendeten Pöbels zum Tode verdammte, ihn ehrt eine gerechtere Nachwelt als ein erhabenes Musterbild echter Humanität, in ihm erblickt sie den Repräsentanten einer vernünftigen Denk- und Handlungsweise, auf ihn führt sie alles zurück, was die vorzüglichsten Geister Griechenlands in der Weisheitslehre großes und preiswürdiges geleistet haben. Aber es ist auch

unwidersprechlich gewiß, daß Sokrates, man mag nun die Kraft seines gebildeten Geistes, oder die Reinheit seiner edeln Gesinnung, oder den Inhalt seiner vortrefflichen Belehrungen, oder den Umfang seines nützlichen Wirkens, oder das Ende seines göttlich geführten Lebens betrachten, überall und in jeder Beziehung der aufrichtigsten und höchsten Bewunderung gleich würdig erscheint. Sokrates wurde 470 vor Chr. Geb. am 27sten April geboren. Sein Vater, ein unberühmter Bildhauer, hieß Sophroniskus, und seine Mutter, Phänareta, trieb die wohlthätige Kunst einer Hebamme. Da seine Aeltern unbemittelt waren, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sein Vater ihn den nächsten Weg zum Erwerb führte, und ihn die Fertigkeiten, die er selbst besaß, lehrte, wenn es auch nur ein Mährchen seyn sollte, daß man noch bis auf die Zeiten des Pausanias herab, drei Statuen der Grazien, als sein Werk, am Eingange der Akropolis von Athen gezeigt habe. So unbefriedigend auch die wenigen zerstreuten Nachrichten über die Jugendbildung des großen Mannes sind, so kann man doch mit Gewißheit behaupten, daß er, ungeachtet der Dürftigkeit seines Vaters, eine gute Erziehung, nach dem Sinne der Griechen und des damaligen Zeitalters, erhalten habe, und also in der Musik und Gymnastik unterrichtet worden sey; denn dies waren die beiden Hauptbestandtheile einer edlen Erziehung. Es könnte auch wohl seyn, daß sein reicher Freund Kriton, der mit ihm in gleichem Alter war, schon früh an ihm besondern Antheil genommen, und ihm zur Befriedigung seiner Wißbegierde behülflich gewesen sey. So viel können wir wenigstens mit psychologischer Gewißheit annehmen, daß der göttliche Genius des Sokrates früh die Schwingen geregt, und ihn selbst angetrieben habe, die Schriften der berühmtesten Weisen in Versen und Prosa zu lesen, und alles aufzufassen, was seine Zeit und seine Vaterstadt ihm an Licht und Aufklärung über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens darbot. Gewiß waren also alle Fürsten der damaligen Weltweisheit seine Lehrer, aber eben so gewiß ist es auch, daß er von Keinem derselben befriedigt wurde. Damals verwirrten die Sophisten (s. d. Art.) die Köpfe und Herzen der griechischen Jugend. Sokrates, der von der heftigsten Begierde erglühte, die Geheimnisse der Welt zu erforschen, versäumte nicht, den Unterricht der berühmtesten dieser Irrlehrer zu benutzen; aber je mehr er darüber nachdachte, desto dunkler wurden ihm die erhabenen Gegenstände dieser Forschungen; und je mehr Sophisten er hörte, desto ungewisser ward er selbst über das, was ihm früher gewiß gewesen war. Unwillig über diese Vereitelung seiner feurigsten Wünsche, verließ er bald auf immer die Hörsäle der sogenannten Weisen, die ihm schon damals in ihrer ganzen innern Blöße und Leerheit erschienen, und er beschloß, nicht bloß nun durch Selbstdenken zu finden, was ihm Andre nicht geben konnten, sondern auch sich eine neue Bahn zu öffnen, um auf derselben sichrer zum Lichte hindurchzudringen. In dem unermeßlichen Leeren, in welchem sich die Sophisten und die früheren Weltweisen verloren hatten, das mußte sein klarer Geist bald einsehen, war kein sicherer Standpunkt zu finden, von welchem er bei seinen Forschungen ausgehen konnte; dagegen machte die merkwürdige Inschrift des delphischen Apollotempels: „lerne dich selbst kennen,“ die wie eine Stimme Gottes aus höhern Sphären zu ihm tönte, einen wunderbaren Eindruck auf ihn, und mit einem freudigen: „Ich hab' es gefunden,“ begann er, dieser göttlichen Aufforderung gemäß, in sich einzukehren, über sein Inneres, und namentlich über die Gesetze des Handels nachzudenken, und faßte nun den Entschluß, sein ganzes Leben dem erhabenen Geschäfte zu

widmen, seine Mitbürger über ihr höchstes Interesse aufzuklären, und sie zu guten, frommen und rechtschaffenen Menschen zu bilden. Wie alle große Männer, glaubte er im freudigen Erstaunen über diesen herrlichen und göttlichen Gedanken von der Gottheit selbst dazu berufen zu seyn, und in fester Ueberzeugung hing er noch in den letzten Augenblicken seines wohlthätigen Lebens und mit liebenswürdiger Schwärmerei an dem Gedanken, daß er ein Gottgesandter sey. Ungefähr im dreißigsten Jahre seines Alters war es, da er den Entschluß faßte, sein Leben der wahrhaft menschlichen und göttlichen Weisheit zu widmen, die abscheulichen Verderber der Wissenschaft und der Moral mit allen Waffen des heiligen Geistes zu bestreiten, und ewige Keime für eine Saat auszustreuen, die, wie er selbst kaum hoffen konnte, die herrlichsten Früchte hervorgebracht hat. Um zuerst das Feld, welches er zu bearbeiten gedachte, von dem üppig wuchernden Unkraute zu säubern, setzte er sich gegen die Sophisten in den entschiedensten Gegensatz. Während jene in ihrem Aeußern alle Pracht und allen Reichthum prunken ließen, erschien Sokrates mit rührender Einfachheit in einen Mantel von geringem Stoffe gehüllt, den er das ganze Jahr hindurch trug, und kleidete sich nur an Festen oder bei feierlichen Gastgelagen sorgfältiger. Sogar Schuhe verschmähte er, selbst im Winter. Allerdings fehlten ihm die Mittel, sich Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen; aber wie leicht würde es ihm geworden seyn, von seinen Freunden und Schülern so viel zu erlangen, als erfoderlich war, um sich wenigstens gegen Frost und Hitze zu schützen. Doch seinem göttlichen Geiste schien es unwürdig, die Weisheit wie gemeines Marktgut zu verhandeln, und ihm selbst war die vollkommenste Unabhängigkeit, die unbedingteste Freiheit das höchste Erdengut. Allerdings mag es uns räthselhaft seyn, wie Sokrates ohne alle öffentliche und besondre Unterstützung nicht nur selbst leben, sondern auch seine Familie habe erhalten können. Aber durch zu viele authentische Zeugnisse seiner Schüler ist es bestätigt, daß er alle Anerbietungen seiner reichern Freunde ausgeschlagen, und von ihnen nicht das Geringste angenommen habe. Er stellte also an sich selbst ein merkwürdiges Muster auf, wie heldenmüthig er durch die Kraft seiner geläuterten und tugendhaften Denkart über einen der mächtigsten sinnlichen Triebe zu siegen vermocht habe, so daß selbst seine boshaften Gegner nicht wagten, seine Uneigennützigkeit nur von ferne anzutasten. — In der entschiedensten Beschränktheit aller Annehmlichkeiten des Lebens bewährte er sich ganz vorzüglich als einen wahrhaft göttlichen Menschen, indem er allen sinnlichen Genuß verachtete, und nur für die höhere nützliche Wirksamkeit als Lehrer der Tugend und Religion lebte. In derselben suchte und fand er sein höchstes Glück; ihr widmete er jeden Augenblick seines Lebens; für sie opferte er alles auf, was gewöhnlich Menschen wünschenswerth ist. Diese Lehrthätigkeit des Sokrates hatte zwei verschiedene Richtungen, die nur solche ausgezeichnete Geister als Sokrates und Christus, um menschlich von dem, der sich selbst Menschensohn nannte, zu sprechen, vereinigen konnten. Sokrates war nämlich zuerst Volkslehrer. Für einen an das atheniensische Volk von der Gottheit Gesandten hielt sich Sokrates, wie er dieses in der Apologie des Platon selbst erklärt. Deßwegen war er von frühem Morgen an geschäftig, Menschen aufzusuchen, um sie über alles zu belehren, was dem Menschen überhaupt und insbesondere jedem nach seinen eigenthümlichen Verhältnissen wichtig seyn kann und soll. Er ging daher alle Tage auf die öffentlichen Versammlungsplätze, auf die volkreichsten Straßen, oder auch in die Wohnungen der Künstler und

Handwerker, und redete mit ihnen über die Pflichten der Religion, der geselligen und staatsbürgerlichen Verhältnisse, über Freundschaft, Sparsamkeit, Eintracht, Gerechtigkeit, Liebe, Dienstfertigkeit, Mäßigkeit, Anstand, kurz über alle Gegenstände der Moral, aber auch über Oekonomie, Kriegswissenschaft, Kunst und Gewerbe; suchte die herrschenden, irrigen Begriffe im Allgemeinen und Besondern zu widerlegen, richtige Grundsätze an die Stelle der Vorurtheile zu setzen, durch eindringende Ermunterungen den bessern Genius in den Gemüthern seiner Zuhörer zu erwecken, sie zu ermuthigen und zu trösten, zu erleuchten und zu bessern, mit Einem Worte, Licht und Wärme überall zu verbreiten, und die Menschen in ihrem innern Zustande zu beglücken. Da gab es keinen Gegenstand des Lebens, über den er nicht eben so unbefangen als klar gesprochen, keinen Menschen, an dem er nicht mit der ungekünsteltsten Herzlichkeit Theil genommen, kein Vorurtheil, das er nicht lebhaft bestritten, keinen Gegner, den er nicht sanftmüthig zurechtgewiesen, keine wichtige Wahrheit, die er nicht eingeschärft und in ihrem wohlthätigen Einflusse dargestellt hätte. Eine solche Erscheinung hatte Griechenland noch nicht gesehen, und die ganze Geschichte stellt auch nur wenige glänzende Häupter auf, die mit ihm verglichen werden konnten. Er war wirklich der Göttlichen Einer, welche Zierden des menschlichen Geschlechts genannt zu werden verdienen. Daß nicht diese Wirksamkeit mit mannichfaltigen Schwierigkeiten verbunden gewesen seyn sollte, wie läßt sich dies bezweifeln. War es nicht an und für sich schon ein mühevolles Geschäft? Und wie sehr mußten die Aeußerungen des Spottes, der Verblendung, der Bosheit, der Fühllosigkeit, des Neides, der Undankbarkeit eine so reine Seele betrüben! Aber dieser Weise war über alle Schwachheiten unsers Geschlechts erhaben, sein ganzes Wesen schien sich in reine Vernunft aufgelös't zu haben, und er schwebte, wie ein Gott, über allem Irdischen, und schien völlig unerreichbar von den Dünsten der Erde zu seyn. In diesem allerdings erhabenen Lobspruch stimmen alle unbefangenen Kenner seiner Geschichte überein, und wir dürfen deßhalb nicht fürchten, den Vorwurf der Uebertreibung auf uns zu laden. Deßwegen thronte eine unumwölkte Heiterkeit auf seiner Stirne; eine sich stets gleichbleibende Fröhlichkeit und Munterkeit belebte seine Blicke und Worte, auf dem Markte wie zu Hause, unter dem Volke, wie in dem traulichen Kreis der Edlern, die Liebe zur Wahrheit und Tugend mit ihm verband, war er stets derselbe, so daß selbst Xanthippe, sein Ehegemahl, beim Cicero von ihm rühmt, daß er beim Eingang wie beim Ausgang immer dieselbe Miene gehabt habe. In dieser Rücksicht ist er vielleicht der Erhabenste aller Sterblichen, und ein jeder greife in seine Brust, und prüfe sich, welchen Kampf er bestehen müßte, wenn er zu solchem unerschütterlichen Gleichmuthe sich heraufarbeiten sollte. Daß dazu bei Sokrates eine glückliche Organisation der Elemente des geistigen und körperlichen Lebens viel beigetragen habe, dies leidet keinen Zweifel. Aber Sokrates war nicht bloß ein Kind der Natur, sondern der eignen schweren, aber preiswürdigen Selbstbildung. Er selbst behandelte seinen Körper als Diener, härtete ihn durch Ertragung von Beschwerden aller Art so ab, daß ihm nun die Tugend der Mäßigkeit sehr leicht wurde, und er bis in das höchste Alter jugendliche Kraft des Geistes und Körpers sich erhielt. Daher war er auch ein liebevoller Gatte und Vater, so wenig auch sein Gemahl, Xanthippe, dieses erhabenen Weisen würdig war. Er betrachtete sie mit einer ein bewunderndes Lächeln abnöthigenden Scherzhaftigkeit als ein vortreffliches Uebungsmittel seiner Selbstbeherr-

schung, und nur bedauern können wir es, daß wir von der Art, wie er seine drei Söhne erzog, nicht mehr wissen, als was Xenophon in seinen Denkwürdigkeiten von dem Gespräche mit seinem ältesten Sohne Lamprokles aufbehalten hat. Er lehrte aber nicht bloß seine Mitbürger, was sie zu thun hätten, sondern er leuchtete ihnen auch mit dem herrlichsten Beispiele vor. Er stellte wirklich ein Musterbild erhabener Tugend dar. Wenn wir ihn als Menschen im Verhältniß zur Gottheit betrachten, so erblicken wir ihn als einen eifrigen Verehrer des höchsten Wesens, der sich sogar hütete, seinen schwächern Mitbrüdern ein Aergerniß zu geben, und daher alle religiösen Gebräuche, die Alterthum und Sitte geheiligt hatten, mit Sorgfalt beobachtete. Was er ferner als Freund, oder im Verhältniß zu seinen Stammgenossen war, dies geht aus seinem Leben selbst hervor. Aber selbst als Staatsbürger erfüllte er mit musterhafter Treue alle ihm obliegenden Pflichten. Drei Mal that er Kriegsdienste, zum ersten Male in seinem 39sten Jahre bei der Belagerung von Potidäa in Thrazien. Hier übertraf er alle seine Mitstreiter durch die Leichtigkeit, mit welcher er die Beschwerden eines Winterfeldzugs ertrug; zeichnete sich durch Tapferkeit aus, rettete seinem Freunde Alcibiades das Leben, und überließ diesem Jünglinge mit edler Uneigennützigkeit die Ehrenpreise, die seiner Tapferkeit bestimmt waren. Sieben Jahr später führte er im Dienste seines Vaterlandes abermals die Waffen bei Delium; und er war auf der Flucht der letzte. 420 zog er mit Kleon gegen Amphipolis bei Thrazien; und dies war das letzte Mal, daß er das Schwert zog. So entzog sich also der erhabene Weise selbst den niedrigern Diensten des Vaterlandes nicht, wenn es galt, seiner Bürgerpflicht ein Genüge zu leisten. Und wie musterhaft war sein Benehmen, als er im 65sten Jahre seines Alters zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert gewählt wurde. Er erlangte sogar die Würde eines Epistaten, der an dem Tage, da er diese Würde bekleidete (Epistat war man nur Einmal und an Einem Tage seines Lebens), die Volksversammlungen leitete, und die Schlüssel der Festung und des Schatzes bewahrte. Damals gerade waren 10 Admirale als Majestätsverbrecher angeklagt worden, weil sie nach der Schlacht bei den arginusischen Inseln die heilige Pflicht des Begrabens der Erschlagenen wegen eines Ungewitters nicht hatten erfüllen können. Die Feinde der unschuldigen Feldherren wendeten alle Künste des Mitleids und der Bosheit an, um das Volk zu einem Todesurtheil gegen dieselben zu bewegen. Durch Ränke wußten sie mehrere Versammlungen aufzuheben, da sie sahen, daß das Volk, die Unschuld der Angeklagten anerkennend, zur Lossprechung geneigt war. Endlich wurde eine neue Versammlung gehalten, und zwar gerade an dem Tage, da Sokrates Epistat war. Sie verlangten nun sogar gegen ein altes Gesetz, daß in dieser Versammlung zugleich über Alle das Todesurtheil ausgesprochen werden sollte. Durch gedungene Bösewichter aufgereizt, foderte wirklich das Volk mit heftigem Ungestüm von den Vorstehern (Prytanen) und von dem Sokrates diese Verletzung des Staatsgesetzes. Aber keine wilde Drohung konnte die standhafte Gerechtigkeitsliebe des hohen Weisen erschüttern, und ihm ward der beneidenswerthe Triumph, daß er in seinem eigenen Gerichte seinen Feinden ins Angesicht sagen konnte, wie allein durch ihn jene zehn unschuldigen Männer von dem nahen Verderben glücklich gerettet worden wären. Wo die That so laut spricht, bedarf es keiner rühmenden und lobpreisenden Worte. Doch nicht bloß Lehrer des Volks war Sokrates, sondern er widmete sich auch ganz besonders dem ehrenvollen Geschäfte, lernbegierige Jünglinge für das

Reich der Wahrheit zu bilden. Er hatte daher beständig einen Kreis edler Jünglinge und Männer um sich, die ihn überall begleiteten, und die seinen Unterricht in allen Theilen der Wissenschaft, so weit er sie selbst ergründet hatte, erhielten. Diese Schüler sind es, welche durch ihn den Geist unbefangener Forschung empfingen, und zugleich für das Höchste, für Wahrheit, Religion und Tugend, wahrhaft begeistert wurden. Daher sind alle spätern philosophischen Schulen eigentlich auf ihn zurückzuführen, und er ist als derjenige anzusehen, welcher dem philosophischen Nachdenken unter den Griechen die Richtung auf das einzig wahre Ziel gab. Welch ein Verdienst! Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören Alcibiades, Kriton, Xenophon, Antisthenes, Aristippos, Phädon, Aeschines, Kebes, Euklides und Platon. Diese scheint er ganz besonders unterrichtet zu haben. Denn aus den zerstreuten Nachrichten des Xenophon und Platon geht unwidersprechlich hervor, daß er ihnen Staatsweisheit, Redekunst, Logik, Moral, Arithmetik, Geometrie vortrug; mit ihnen die vorzüglichsten Dichter las, und sie auf die Schönheiten derselben aufmerksam machte; außerdem ihre Begriffe über alle Gegenstände des Lebens aufzuklären und zu berichtigen; sie zur gewissenhaften Erlernung alles dessen, was dem Menschen wichtig seyn muß, zu ermuntern suchte. Kalokagathon, d. h., erleuchtete und tugendhafte Männer, wollte er aus ihnen machen, weil er den Zustand der Unwissenheit und Lasterhaftigkeit für höchst traurig erklärte. Und wie belehrend, wie erregend, wie erleuchtend mußte für diese Männer sein steter Umgang seyn! Kann es zweifelhaft scheinen, daß der Geist eines Platon mächtig entzündet werden mußte, wenn er auch nur als Zuhörer bei den Unterredungen des Sokrates mit Andern zugegen war! Jeder schlummernde Funke mußte hier geweckt, jede Kraft in Bewegung gesetzt werden. Und gerade daß Sokrates keinen Schulzwang kannte, sondern einzig darauf ausging, das Selbstdenken zu wecken, mußte ungemein vortheilhaft seyn. Wie beschränkt ist daher die Ansicht derer, die deßwegen bedenklich den Kopf schütteln, weil Sokrates kein System aufstellte. Platon und Aristoteles waren freilich größere Systematiker, aber dem Sokrates gebührt der große Ruhm, den Genius des Platon geweckt, und die Philosophie vom Himmel auf die Erde gerufen, d. h. zur wahren Weisheit umgebildet zu haben. Wegen dieses ihm eignen, erkennt auch das ganze Alterthum eine sokratische Schule an, und der Name des Sokrates galt für Eine der ehrwürdigsten Autoritäten. Er war aber auch wirklich im eigentlichen Sinne des Worts originell, sowohl in Rücksicht des Stoffes als der Form seiner philosophischen Forschungen. Um bei der letztern anzufangen, so war sie völlig von der bisherigen Methode verschieden. Nicht in langen, ausgearbeiteten oder aus dem Stegreif gehaltenen Vorträgen bestand sein Unterricht, sondern in freien Mittheilungen, die durch Frage und Antwort das größte Interesse erhielten. Er philosophirte also nicht vor, sondern mit seinen Schülern, und wirkte daher mit unwiderstehlicher Macht auf das Innerste ihres Geistes; er zwang sie zum Selbstdenken, und wer nur irgend einige Empfänglichkeit hatte, mußte durch seinen Umgang aufgeregt werden. Man übersieht gewöhnlich das Schwierige dieser Lehrart. Nur ein seines Gegenstandes völlig mächtiger Geist kann dieselbe mit Glück befolgen; kann aber dann auch mit der größten Gewißheit auf Erfolg rechnen. Wie gewaltig der Stoß gewesen sey, den Sokrates gab, sieht man daraus, daß alle folgende Denker, den Aristoteles ausgenommen, in dialogischer Form philosophirten. Diese Fragmethode war um so zweckmäßiger, da Sokrates

erwachsene Männer vor sich hatte, in deren Geiste er schon eine verhältnißmäßige Menge von Begriffen vorfand, die er nur zu läutern und zu ordnen sich bemühte. Offenbar hat man die Sokratik mit lächerlicher Verkehrtheit in Bauern- und Volksschulen einzuführen gesucht, und eine dolzische Catechese ist von einem sokratischen Gespräche eben so verschieden, als die leipziger Freischule von der sokratischen. Es kann seyn, daß die Fragmente der sokratischen Gespräche, welche Xenophon mittheilt, uns oft sehr unbefriedigt lassen, aber in einer Vertheidigungsschrift des Sokrates, und von einem Xenophon, darf man durchaus nicht den eigentlichen Geist dieser Methode erwarten. Diesen hat nur Platon erfaßt und dargestellt, daher auch von dem ganzen Alterthume Platon fast für die einzige Quelle der sokratischen Philosophie angesehen wurde, eine Bemerkung, welche die neueren Lobredner oder Tadler des Sokrates zu wenig berücksichtigt haben. Der hohe gewandte Geist des Sokrates richtete sich bei dieser Fragweise stets nach der eigenthümlichen und besondern Beschaffenheit seiner Zuhörer. Waren diese von Dünkel auf ihre vermeintliche Weisheit aufgeblasen, so hüllte er sich in seine Ironie, von welcher er als der Erfinder anzusehen ist. Diese Ironie bestand in nichts anderm, als in der Kunst, eingebildete Menschen durch vorgelegte Fragen, bei denen Sokrates den Schein des Verfänglichen zu verbergen wußte, ihrer Unwissenheit zu überführen, und ihnen durch ihre eigenen widersprechenden Antworten zu zeigen, daß sie aller deutlichen und wahren Erkenntniß ermangelten, und daher des Unterrichts sehr bedürftig wären. Oft beabsichtigte Sokrates, wenn er sich mit solchen weisen Thoren in ein Gespräch einließ, schlechterdings nichts weiter, als sie ihres blendenden Scheins zu entkleiden, und sie in ihrer Nacktheit darzustellen, daher Viele dieser Gespräche dem nach Gewißheit suchenden Leser weniger Befriedigung gewähren, vorzüglich da Sokrates in denselben seine Gegner mit ihren eigenen Waffen bekämpfte, und oft selbst als Sophist erscheint. Ganz anders verfuhr Sokrates mit solchen, die entweder im Denken ungeübt, oder zu schüchtern waren, um sich auf ihre eigenen Untersuchungen zu verlassen. Mit der liebenswürdigsten Gutmüthigkeit trat er denselben entgegen, suchte sie durch herzliche Worte zu fesseln, und ließ sich ganz herab, um ihnen verständlich zu werden, und an ihre bereits erlangten Kenntnisse seine Belehrungen anzuknüpfen. Diese theilte er nicht in hochtrabenden Ausdrücken mit, sondern unter anscheinend niedrigen und unbedeutenden Bildern und Gleichnissen trug er sie vor, erläuterte sie durch Beispiele aus der Erfahrung, durch bekannte Dichterstellen, oder auch durch Fabeln, kurz durch alle Mittel, die ihm sein weiser unerschöpflicher Geist darbot. Allerdings kam es manchem verwöhnten Ohre sonderbar vor, wenn es immer nur von Lasteseln, Schmieden, Schustern und Gerbern hörte, aber hohe Weisheit war unter dieser rauhen Schaale verborgen, und je tiefer man in den Geist und Sinn seiner Worte eindrang, desto mehr fühlte sich jede unverdorbene Seele angezogen und erweckt. Als ein wahrer Proteus verwandelte sich Sokrates in eine geistige Hebamme, wie er sich selbst nannte, wenn er es mit talentvollen Jünglingen zu thun hatte, deren Kräfte er mit der ganzen Gewalt seines Geistes aufregen wollte. Sie selbst sollten Wahrheit finden lernen, und ob er dies schon auch auf dem Wege der Fragmethode zu bewirken suchte, so mischte er doch längere Reden und Vorträge ein, in die er dann den ganzen Zauber seiner Beredsamkeit zu legen wußte. Daher legt selbst Alcibiades beim Platon im Gastmahle, dieser leichtsinnige, aber geistvolle Jüngling, folgendes Zeugniß ab: „Wenn ich sonst den Perikles,

oder einen andern grosen Redner hörte, so wurde ich unterhalten und ergözt, und ich fühlte, daß er schön gesprochen hatte. Aber bei keines Sterblichen Reden habe ich das empfunden, was mich dieser durch bloße Worte bezaubernde Satyr hat empfinden lassen. So oft ich ihn höre, so bin ich wie bezaubert und angefesselt. Mein Herz pocht mir, wie einem begeisterten Corybanten; meine ganze Seele wird von seinen Worten, wie von Schlangenbissen verwundet, und ist voll Unwillens, daß sie noch immer so roh und so sklavisch gesinnt ist. Ich weine oft Thränen des Unmuths, und stelle mir vor, daß ein solches Leben, als ich führe, elend und unrühmlich sey. Und ich bin nicht der Einzige, der so kindisch weint, und so an sich verzweifelt, sondern viele Andre thun deßgleichen." Welches Zeugniß! Wie gewaltig im Worte war also der Weiseste aller Griechen. Niemand sehe sich vergeblich im Xenophon nach solchen ergreifenden Vorträgen um. Theils läßt sich der mündliche Zauber, die hohe Begeisterung des Augenblicks nicht in die stumme Schriftsprache fassen, theils scheint auch Xenophon gar nicht die Absicht gehabt zu haben, das wahrhaft Idealische des Sokrates darzustellen, wenn wir ihm auch das Vermögen dazu nicht absprechen wollen. Im Platon allein tönen echt sokratische Klänge. Diese Kraft des Vortrags nun war es, die alle seine Schüler mit unwiderstehlicher Gewalt an ihn fesselte, daß sie wie bezauberte Liebhaber an ihm hingen, und daß von ihren Lippen das hohe Lob des großen Mannes in mächtigem Hall ertönte, so daß das ganze Alterthum und noch die Nachwelt davon widerhallte. Mögen nun einseitige Krittler den Mangel systematischer Regelmäßigkeit an seiner Philosophie tadeln; wir unseres Ortes bekennen, daß dieser wirkliche oder scheinbare Mangel uns in Nichts zu verschwinden scheint, wenn wir die Wirksamkeit des Sokrates in ihrem ganzen Umfange erwägen. Dazu gehört aber noch eine besondre Darstellung seiner philosophischen Forschungen. Es ist schon bemerkt worden, daß Sokrates die fruchtlosen Untersuchungen über die Entstehung des Weltalls und über die Zusammensetzung der einzelnen Theile desselben aufgab, weil er schlechterdings an der glücklichen Auflösung dieses grosen Problems verzweifelte, und auch keinen practischen Nutzen daraus ziehen zu können meinte. Er behauptete, die Gottheit habe diese Gegenstände absichtlich in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, und es sey Vorwitz, diesen lüften zu wollen, um so mehr, da der Mensch so viele andre Dinge zu erforschen habe, deren Kenntniß weit ersprießlicher für das Leben und Handeln wäre. Die Astronomie und Naturlehre verachtete er zwar keinesweges; allein bei dem damaligen Mangel an sichern Kenntnissen über die Gegenstände dieser Wissenschaften beschränkte er das Gebiet derselben vielleicht zu sehr. Er selbst wählte ganz andere Gegenstände für sein Nachdenken, als die bisherigen Philosophen, die spitzfindigen Eleaten, und die tiefsinnigen Physiker behandelt hatten. Er sprach, wie Xenophon sagt, immer von Dingen, welche die Menschheit interessiren, und zeigte den Unterschied zwischen Religion und Irreligion, erklärte, worin das Edle und Unedle, worin Recht und Unrecht, Vernunft und Thorheit, Tapferkeit und Feigheit bestehe, lehrte, was ein Staat und Staatskünstler sey, sprach von Beherrschung der Menschen, und von den dazu erfoderlichen Geschicklichkeiten, und von allen andern Gegenständen, deren Kenntniß nach seinen Begriffen den würdigen und vollkommnen Mann ausmacht, und worin nur Menschen von sklavischen Seelen unwissend bleiben. Seine Forschungen hatten durchaus eine practische Richtung, und das Theoretische schätzte er nur um des practischen Zweckes willen. Er setzte also zuerst

die Moral auf den Herrscherstuhl, und machte sie zur Königin der Wissenschaft, ein Verdienst, welches nicht nur an und für sich herrlich und groß ist, sondern auch um so glänzender wird, da sein Leben in einen Zustand absoluter wissenschaftlicher Verworrenheit fiel. Im vollen Glanze der Mittagssonne strahlte daher das Gestirn des weisesten aller Griechen am Himmel der Wissenschaft. Von dem Urquell alles Empfindens und Denkens, von der Gottheit, ging Sokrates aus; denn von dem Daseyn eines alles beherrschenden, höchst mächtigen, weisen, gütigen, allwissenden, und unsichtbaren Wesens war er auf das festeste überzeugt. Die ganze zweckmäßige Einrichtung der Natur, und insbesondre der weise Bau des menschlichen Körpers schien ihm nicht den mindesten Zweifel über den Schöpfer desselben übrig zu lassen; und so wie der Mensch die Kraft zu denken habe, so müsse dieselbe in noch viel höherm Grade dem Urheber der Vernunft zukommen. Daß sie nicht mit Händen gegriffen und mit den Augen geschaut werden könne, dies sey eben so wenig ein Grund, an dem Daseyn der Gottheit zu zweifeln, als man das Vorhandenseyn gewaltiger, aber den Sinnen verborgener Kräfte, die aus ihren Wirkungen erkannt würden, läugnen könne. Ueber die Substanz dieses erhabenen Wesens nachzugrübeln, hielt er für vorwitzig; es war ihm genug, seine geistige Natur in ein helles Licht zu setzen. Daß er nur einen einzigen Gott als Schöpfer der Welt und Richter der Menschen verehrte, ist gewiß, da er einige Mal beim Xenophon ausdrücklich bloß von Einem Gotte spricht, obwohl er in andern Stellen auch Götter nennt, welches er vielleicht aus Schonung zu weit verbreiteter und zu tief eingewurzelter Vorurtheile that. Von der Vorsehung und Güte dieses höchsten Wesens leitete er alle die Beweise der allgemeinen und besondern Vortheile des Menschen ab, und behauptete, daß die allwissende und allgegenwärtige Gottheit alles erkenne, und die geheimen Gedanken und Handlungen des Menschen beobachte. Aber eben deßwegen sey es für den Menschen heilige Pflicht, dieses hocherhabene und gnadenreiche Wesen nach seinem Vermögen zu verehren, zwar auch nach den Sitten und Gesetzen des Staats, durch Opfer, aber auch dadurch, daß man ihren Willen vollbringe, und thue, was sie gebieten. Nach demselben Grundsatze, nach welchem der Heiland der Welt sich den Gebräuchen seiner Kirche nicht entzog, und noch am vorletzten Tage seines Lebens das Osterlamm aß, nach welchem auch Luther nicht gleich Messe und Abendmahl über den Haufen warf, entzog sich auch Sokrates den äußern religiösen Gebräuchen seines Volks nicht, opferte und betete an den Altären der Götter seines Vaterlandes zu Hause und öffentlich, und glaubte auch an die Offenbarung des göttlichen Wesens durch allerlei Erscheinungen der sinnlichen Erfahrung. Ihm selbst that sie sich nach seiner Erklärung durch ein ihn stets begleitendes Dämonium kund, welches ihn warne, und von diesem oder jenem abrathe. Vergeblich ist es, wie überall, so auch hier, die Ueberzeugung eines das Göttliche unmittelbar vernehmenden Selbstbewußtseyns auf einen Erfahrungsbegriff zurückführen zu wollen. Muß nicht jeder höhere Geist das unmittelbare Ergreifen der Wahrheit von einer Wirkung der Gottheit ableiten? Vernünftele, oder besser, deutele an dieser Vorstellung wer da will, nur taste er nicht mit seinem beschränkten Verstande das an, was das reinste Urbewußtseyn der das Ideale und Uebersinnliche vernehmenden und schauenden Vernunft als gewiß durch sich selbst vernimmt. Jenes Festhalten der durch Sitte und Alter geheiligten Religionsgebräuche hinderte ihn jedoch nicht, den Mißbrauch und die Vorurtheile, die mit dem Opferdienste verbunden waren, kräftig zu bestrei-

ten. Nicht erkaufen, sondern verdienen müsse man die Gnade Gottes; und dies könne man nur durch ein unsträfliches Leben, welches der einzig wahre und herrlichste Gottesdienst sey. Daß mit diesem tugendhaften Leben auch Gebet verbunden seyn müsse, das schärfte der erhabene Weise ebenfalls als eine unerlaßliche Pflicht ein. Also lehrte er seine Jünger beten: Vater Jupiter, gib uns alles Gute, warum wir dich bitten und nicht bitten, und wende alles Böse, auch wenn wir dich darum bitten, von uns ab. Segne alle gute Handlungen, und belohne sie mit Glück und Wohlstand. Wer möchte dem Herrlichen bei solchen Betrachtungen das erhabene Verdienst abläugnen wollen, daß er dem todten Gerippe der damaligen Philosophie Leben und Seele eingehaucht habe? Gibt es irgend einen Werth des menschlichen Geistes, so hat diesen ein solcher, der Andern so göttliche Wahrheit lehrt. Nicht weniger würdige Vorstellungen hatte Sokrates von der menschlichen Seele. Daß sie göttlichen Ursprungs, und von allem Körperlichen völlig verschieden sey, daß sie aber auch eben deßwegen durch die Vernunft und das Denkvermögen überhaupt mit der Gottheit in Verbindung stehe, dies war ihm entschieden. Er läugnete jedoch nicht den Unterschied derselben ab; behauptete aber, daß Uebung und Ausbildung sie läutern, und die geistigen Elemente verbessern könne. Zu dieser Ausbildung foderte er seine Zuhörer und Freunde mit göttlichem Ernste auf. Er erklärte Bildung des Geistes für das höchste Gut, dessen der Sterbliche theilhaftig werden könne. Als ein herrliches Mittel dazu empfahl er die Selbstkenntniß, und hielt diejenigen für die thörichtsten aller Thoren, die alles andere, nur sich selbst nicht kennten. Uebrigens unterschied Sokrates eine sinnliche und vernünftige Seele, und behauptete, daß die Begierden zugleich mit jener in den Körper gepflanzt worden wären, und sie reize, dem Körper gefällig zu seyn. Von der Unsterblichkeit der Seele war Sokrates, wie man sich leicht denken kann, ebenfalls auf das festeste überzeugt. Er schloß dieses aus der innern Würde der Seele; ferner aus der Voraussetzung, daß die Seele erst den Körper belebe; aus dem Zustande des Träumens, aus dem Glauben der Vorwelt, und aus der Natur des göttlichen Wesens, von welchem die Seele herstamme. Er sah daher das Sterben für die Guten nur als einen Uebergang in ein besseres Leben an, und redet in der Apologie mit rührender Gewißheit und bewundernswürdiger Reinheit von seinen Hoffnungen. Freudig bewegt fühlt sich seine reine Seele bei dem Gedanken, an die Vereinigung mit den besseren Menschen der Vorwelt; unerschrocken will er vor die unbestechlichen Richter des Jenseit treten, und dort im Lande der Seligen hofft er das reine Glück zu finden, und mit dem Bewußtseyn, nach Wahrheit gestrebt und nach Tugend heldenmüthig gerungen zu haben, in reichem Maße zu genießen. Erschütternd dagegen sind die Ausdrücke und Bilder, in welchen er von der Unseligkeit der Bösen spricht. Jene Seelen, welche durch Lasterhaftigkeit in den Zustand der Krankheit versetzt, durch Unmäßigkeit, Weichlichkeit oder andere Begierden voll Narben und gleichsam mit Pestbeulen bedeckt sind, in die Meineide und Ungerechtigkeiten aller Art scheußliche Spuren eingedrückt haben, werden in Wohnungen der Qual hinabgestoßen, damit sie dort durch Strafen gebessert und geläutert, oder Andern zum warnenden Beispiel gezüchtigt werden. Diese Vorstellung von den Wirkungen der Lasterhaftigkeit auf die Seelensubstanz (es bedarf keines Beweises, daß sie bloß symbolisch oder bildlich zu nehmen sind) übertreffen an abschreckender Originalität alles, was je darüber gesagt und

behauptet worden ist, daher sich der große Geschichtschreiber Tacitus nicht enthalten kann, dieselbe ausdrücklich zu erwähnen, als er den Anfang eines Schreibens des Tyrannen Tiberius an den Senat in seine Erzählung einwebt, in welchem das Ungeheuer bekennt, daß ihn die Götter noch gräßlicher untergehen lassen sollen, als er täglich verzehrt zu werden fühle, wenn er wisse, was er an die Väter schreiben solle oder nicht. Auf seine Religionslehre gründete Sokrates seine Moral. Die Gottheit wolle, daß der Mensch tugendhaft sey, und darum solle er gut handeln. Dieses pflichtmäßige Handeln sey ferner auch der einzige Weg zur Glückseligkeit. So wenig als Sokrates den eudämonistischen Beweggrund von seiner Tugendlehre ausschloß, so weit war er davon entfernt, ihn als den einzigen darzustellen. Er knüpfte also ein enges Band zwischen Religion und Tugend, und schlug den Weg ein, auf den alle wahren Tugendlehrer am Ende zurückkommen müssen, und auch zurückgekommen sind. Die innere Würde der Tugend mahlte er mit den anziehendsten Farben. Für einen seligen Zustand der Freiheit erklärte er die Herrschaft über die sinnlichen Triebe, sagte, die Tugend nur sey wahre Weisheit, und behauptete, daß Lasterhaftigkeit von dem Zustande des Wahnsinns durchaus nicht verschieden sey. Als Princip seiner Moral kann man das Gesetz annehmen: thue was die Gottheit gebietet. Welches nun eigentlich der Inhalt dieser Gebote sey, dies leitete er mehr aus einem gewissen moralischen Gefühl her, das über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, über Edles und Unedles, kurz über Tugend und Laster hinreichend entscheide, als daß er es in ein bestimmtes materiales Princip zusammengefaßt hätte. Die Idee der moralischen Freiheit war ihm fremd. Statt dessen behauptete er, daß der Mensch, der das Gute kenne, es auch thue, weil jeder nach seiner Erkenntniß zu handeln pflege. Dies befriedigt freilich den moralischen Metaphysiker nicht; aber wer wollte von dem Morgen das Licht des Mittags erwarten. Die Tugend erklärte er für das Bestreben, sich selbst und Andre so viel als möglich zu vervollkommnen. Er theilte sie in zwei Cardinaltugenden, in Mäßigkeit und Gerechtigkeit, ein. Jene umfaßte gewißermaßen alle Selbstpflichten, diese alle Pflichten gegen Andre. Seine Mäßigkeit oder Sophrosyne war also von sehr weitem Umfange, und umfaßte die Beherrschung aller sinnlichen Triebe. Diese Selbstbeherrschung hielt er für die erste Grundlage aller andern Tugenden, die sich dann aus der moralischen Anlage und durch Erkenntniß des Guten von selbst entwickeln müßten. Daher ermahnte er dringend zur Mäßigkeit, und seine Schilderungen der wohlthätigen Kraft dieser Tugend sind wirklich mit einer wahren Begeisterung entworfen, so wie er im Gegensatz die Unmäßigkeit abschreckend darstellte. Liebenswürdig war das Bild, welches er von einem Gerechten aufstellte, indem er nämlich unter diesem einen Mann sich dachte, welcher alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Treue erfüllt. Unrecht thun hielt er für ein großes Uebel. Daher erklärte er, daß es Pflicht sey, auch gegen Feinde die Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen, und in keinem Falle die Gesetze des Vaterlandes zu übertreten, selbst wenn dieselben auf eine ungerechte Art angewendet würden. Im höchsten Grade vortrefflich waren seine Ansichten von Freundschaft, Geselligkeit, ehelicher Liebe und Freuden des Lebens. Ueberall traf er die schöne Mittelstraße, und alle seine Vorschriften waren gleich weit von übertriebener Strenge als schädlicher Nachsicht entfernt; und wer sie befolgte, mußte gewiß ein guter und edler Mensch werden. Dazu kam sein vortreffliches Beispiel, welches so sehr über allen Tadel erhaben war, daß sein Freund

und Schüler Xenophon in seinen Denkwürdigkeiten nicht nur behaupten durfte, niemand habe je etwas Gottloses oder Frevelhaftes von ihm gesehen, sondern auch am Schlusse seines Werks folgendes Bild von ihm entwirft: „Alle Tugendfreunde, die den Sokrates gekannt haben, sind noch jetzt mit schmerzlicher Sehnsucht nach ihm erfüllt; denn sie fanden in ihm den besten Anführer zur Tugend. Ich wenigstens erkläre, daß ich ihn, da er so fromm war, daß er nichts ohne den Rath und die Beistimmung der Götter that; so gerecht, daß er Niemandes Glück auf irgend eine Weise schmälerte, und hingegen denen, die seines Umgangs genossen, die nützlichsten Dienste erwies; so mäßig, daß er nie das Angenehme dem Nützlichen vorzog; von so hellem Verstande, daß er sich nie in Unterscheidung des Bösen und Guten irrte, und dies ohne fremde Hülfe, bloß durch sich selbst; dabei geschickt, diese Dinge genau zu bestimmen und zu erklären, auch Menschen zu beurtheilen, Irrthümer zu bestreiten, und Tugend und Rechtschaffenheit zu empfehlen; — ich erkläre, daß ich ihn für den vortrefflichsten, aber auch glückseligsten Mann halte!" — Einen solchen Mann nun verurtheilte der vornehme und geringe Pöbel von Athen zum Tode! Einen solchen Mann haben Einige einer schändlichen Liebe für fähig gehalten. Auf den letzteren Vorwurf verlohnt es sich nicht der Mühe, Rücksicht zu nehmen; desto wichtiger ist es, die nähern Umstände und Beweggründe seiner Verurtheilung zu beleuchten. Der letzte Theil seines Lebens fiel in die traurige Periode, da Athen durch den unglücklichen Ausgang des peloponnesischen Krieges in den Zustand der Anarchie und Despotie gerieth. Immer pflegen Moralität und Gerechtigkeit zu sinken, wenn ein Staat sich auflöst. Dies war auch der Fall in Athen. Ohnedies hatten ja die Sophisten alle Grundsäulen der Wahrheit und Tugend zu untergraben gesucht, wie hätten unter diesen Umständen die traurigsten Erscheinungen ausbleiben können! Die Herrschaft der dreißig Tyrannen war zwar durch den Thrasybul gestürzt, aber immer noch fluthete und wogte es in Athen, wie das Meer nach einem ungeheuren Sturme, und bei der allgemein verbreiteten Unsittlichkeit fanden der Haß, der Neid, die Bosheit Mittel und Spielraum genug, um ihre verruchten Plane auszuführen. Schon früher, 320 vor Chr. Geb., war Sokrates durch die Wolken des Aristophanes auf der Bühne verspottet worden. Das Zerrbild sprach der Wahrheit zu laut Hohn, als daß es allgemeinen Beifall hätte finden können. Desto mehr mußte die Wuth der Feinde des Sokrates entflammt werden. Es fanden sich endlich wirklich drei Männer, welche durch einen Justizmord den zahlreichen Widersachern alles Guten und Großen gefällig werden wollten. Melitos, ein junger tragischer Dichter von keinem Werth, Lykon ein öffentlicher Redner, und Anytos, Gerber und Staatsmann zugleich, traten als gerichtliche Ankläger des Sokrates auf, und konnten um so eher durchdringen, da Sokrates durch seine freien Aeußerungen über die Unzweckmäßigkeit einer Ochlokratie das Volk beleidigt hatte. Ihre Anklage, „daß Sokrates neue Götter einführe, und die alten des Vaterlandes läugne, und ein Verderber der Jugend sey," brachten sie nicht bei dem Areopag, sondern bei einem Volksgerichte, der Heliäa, an. Die Gründe, auf die sie ihre Anklage stützten, bestanden in nichts, als in verdrehten, einseitig aufgefaßten und aus dem Zusammenhange gerissenen Aeußerungen des Sokrates, so wie auch der Umstand, den sie anführten, daß der Tyrann Kritias, und der Staatsfeind Alcibiades seine Schüler gewesen, offenbar keinen rechtmäßigen Grund zur Anklage geben konnte. Sokrates, im hohen

Bewußtseyn seiner moralischen Würde, verschmähte es, sich gegen diese Beschuldigungen weitläuftig zu vertheidigen. Den Tod fürchtete er nicht; und die Richter achtete er nicht. Uebrigens glaubte er, daß sein ganzes langes Leben, unter den Augen der Richter und des Volks zugebracht, die herrlichste und beredteste Vertheidigung seyn müsse. Dennoch ließ er sich herab, aber kurz und mit edlem Stolz, die Nichtigkeit der Beschuldigungen darzulegen, und auf seine Verdienste hinzuweisen. Ein großer Theil der boshaften oder verblendeten Richter wurde durch diesen Stolz beleidigt, und sie verurtheilten ihn mit einer Mehrheit von drei Stimmen zum Tode. Als sie ihm aber die Bestimmung der Strafe überließen, und Sokrates erklärte, daß er nicht des Todes, sondern als ein Wohlthäter des Volks der Ehre des Prytaneums würdig sey, ward er von dem tobenden Pöbel, der durch diese Aeußerung sich beleidigt glaubte, zum Giftbecher verurtheilt. Mit unveränderter Heiterkeit ging er in das Gefängniß. Er tröstete seine betrübten Freunde, und machte sie darauf aufmerksam, daß ja die Natur von dem Tage seiner Geburt an über ihn das Todesurtheil ausgesprochen habe. An ihm bewährte sich die Kraft eines religiösen und moralischen Glaubens, so wie die himmlische Gewalt eines reinen Bewußtseyns. Da gerade an dem Tage, an welchem er in das Gefängniß eingeschlossen wurde, das heilige Schiff von Athen nach Delos abging, so mußte, einem alten Gesetze gemäß, die Vollziehung des Todesurtheils bis zur Rückkehr desselben ausgesetzt bleiben. Eine köstliche Frist für den Weisen und seine Schüler! Alle Morgen versammelten sich seine Freunde bei ihm, und er unterredete sich mit ihnen, wie er vorher gepflegt hatte. Er stärkte sie noch im Guten, belehrte sie über die erhabenen Gegenstände seiner Forschungen, und bewies ihnen durch sein Beispiel, daß die strenge Befolgung seiner Vorschriften innerlich wahrhaft beselige. In den Stunden der Einsamkeit dichtete er einen Hymnus auf den Apollon, und brachte mehrere Fabeln des Aesop in Verse. So getröstet Sokrates selbst war, so trostlos waren seine Freunde bei dem Gedanken an den nahen unersetzlichen Verlust. Es war ihnen daher wohl zu verzeihen, daß sie Anstalten trafen, ihren geliebten Lehrer aus dem Gefängnisse zu befreien. Einer derselben, Simmias von Theben, war bereit, so viel Geld herzugeben, als erfoderlich war, den Frohnvogt zu bestechen. Allein ohne Sokrates Einwilligung durften sie natürlich nichts unternehmen. Bei der ihnen bekannten Denkart desselben schien es allerdings unwahrscheinlich, daß er ihren Bitten Gehör geben werde. Doch wollten sie wenigstens den Versuch machen. Der treue und alte Freund des Sokrates, Kriton, übernahm das Geschäft, den Sokrates zu dem von ihnen insgesammt so sehr gewünschten Entschlusse zu bewegen. Er ging deßhalb in aller Frühe des vorletzten Tages zu ihm. Noch schlummerte der Gute! Kriton ließ sich leise an seinem Lager nieder, und wartete, bis er erwachte. Hierauf trug er ihm mit rührender Innigkeit die Bitte sämmtlicher Freunde vor, und fügte noch alles hinzu, was die besondern Verhältnisse des Sokrates, namentlich die pflichtmäßige Sorge für seine Familie, eindringendes darboten, um ihn zu bewegen, auf die Erhaltung seines Lebens bedacht zu seyn. Sokrates ließ seinen Freund ausreden, dankte ihm für diesen Beweis seiner Freundschaft, erklärte aber, daß er den Vorschlag zur Flucht mit seinen Grundsätzen nicht vereinigen könne. Der Raum dieser Blätter gestattet keinen Auszug aus dem platonischen Gespräche, welches Kriton überschrieben ist, und diese Scene schildert. Es gehört aber zu den anziehendsten Gemählden des vortrefflichen Platon, und flößt die in-

nigste Bewunderung gegen Sokrates ein, der am Rande des Grabes mit unerschütterlicher Festigkeit an seinen edeln Grundsätzen hing, und selbst durch die schreiendste Ungerechtigkeit nicht bewogen werden konnte, die Pflicht des Bürgergehorsams zu verletzen. So brach denn der verhängnißvolle Tag an, an welchem Sokrates den Giftbecher trinken sollte. Seine Freunde und seine Familie versammelten sich früh, um noch die letzten Stunden bei ihm zuzubringen. Da seine Gattin Xanthippe zu heftig bewegt war, und durch lautes Geschrei ihren Schmerz über die Trennung von ihrem Manne zu erkennen gab, so gab Sokrates dem Kriton einen Wink, sie wegzuführen. Der erhabene Weise wollte die letzten Augenblicke in feierlicher Ruhe zubringen. Als dies geschehen war, redete er mit seinen Freunden zuerst über seine Gedichte, dann über den Selbstmord, und endlich über die Unsterblichkeit der Seele. Mit diesen erhabenen Betrachtungen brachte er den größten Theil des Tages zu. Er enthüllte ihnen auch in diesen Gesprächen noch einmal den himmlischen Glanz seiner schönen Seele, und sprach mit einer Begeisterung von den Hoffnungen seines Glaubens, daß er nicht als ein sterblicher, sondern als ein verklärter Geist seinen Freunden erschien. Als endlich die Sonne ihre letzten Strahlen auch von den Häuptern der Berge zurückzog, da mahnte die nahende Dämmerung den Sokrates, daß seine Stunde gekommen sey. Er foderte den Giftbecher, und als er ihn in der Hand hielt, da bemächtigte sich seiner Freunde der Schmerz mit solcher Gewalt, daß sie in Thränen und lautes Schluchzen ausbrachen. Er allein blieb ruhig und gefaßt. Darauf trank er langsam das Gift hinunter. Noch jetzt tröstete er seine Freunde, in dem Zimmer auf- und abwandelnd. Als seine Beine schwer zu werden anfingen, legte er sich auf das Lager nieder, fühlte, wie ein Glied nach dem andern erstarrte, und ehe noch das Herz, das einen Himmel in sich trug, aufhörte zu schlagen, rief er: Freunde, wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig! Nach diesen Worten hüllte er sich in sein Gewand, und verschied. Dies geschah im J. 400 vor Chr. Geburt. Kl.

Soldaten im eigentlichsten Sinne sind Krieger, welche gegen einen bestimmten Sold oder Gehalt Militärdienste leisten. Im allgemeinern Sinne nennt man alle Krieger, und also auch solche, die keinen Sold erhalten, z. B. Freiwillige, die bloß Ehren halber Kriegsdienste thun, Soldaten. — Der Krieg ist, nach Moses Erzählung, so alt als die Menschheit, denn schon mit Kains Brudermorde begann die lange Kette blutiger Thaten, welche Menschen gegen Menschen verübten; allein erst spät hat sich der eigentliche Soldatenstand gebildet. Als die Menschen noch keine Staatsgesellschaften kannten, als noch jeder Hausvater der Gesetzgeber und Fürst seiner Familie war, da führten die Familien unter sich ihre Kriege, an denen jedes waffenfähige Mitglied Antheil nahm. Dies erhellt schon aus der Bibel, wo Abraham, obgleich nur das Haupt einer einzelnen Familie, gegen seine Feinde zu Felde zog. Aus mehreren mit einander verwandten, oder von einem Stammvater herkommenden Familien, die sich fester an einander anschlossen, bildeten sich nach und nach die verschiedenen Völkerschaften, die Kriege einzelner Familien hörten auf oder verminderten sich, und an ihre Stelle traten die Völkerkriege, an denen aber alle waffenfähige Männer thätigen Antheil nahmen. Dies war, so weit die Geschichte darüber Aufschluß gibt, bis in die Mitte des vierten Jahrtausends nach der mosaischen Zeitrechnung bei den Hebräern und ihren Nachbarn, den Kananitern, Arabern, Aegyptiern, Syriern, Assyriern

und Babyloniern, bei den Völkern Kleinasiens und Griechenlands, bei den scythischen und celtischen Horden und den Bewohnern von Afrika der Fall. Gewöhnlich geschahen diese Kriegsunternehmungen aus eignem freien Entschluß der Nationen oder auf das Machtwort ihrer Zwingherren, entweder von allen Waffenfähigen oder auch von einem Ausschusse derselben, ohne daß jedoch von stehenden Heeren die Rede gewesen wäre. Oft auch verbanden sich einzelne Abenteurer freiwillig zu kriegerischen Zügen, oder wurden durch das Ansehen einzelner Häuptlinge dazu vermocht; sie führten aber dann immer ihren eignen Krieg, und diesen ihren Krieg führten zuweilen auch die vorherrschenden Stämme in größern Reichen, welche etwa als Eroberer dahin eingewandert waren, die eingebornen Horden unterjocht, und sich vorzugsweise das Recht der Waffen vorbehalten hatten, welches zum Theil mit den assyrischen Stämmen in Großassyrien und mit den Chaldäern im babylonischen Reiche der Fall war. Selbst wo ein solches Castensystem die Krieger von den übrigen Ständen bleibend absonderte, blieben die Kriege fortwährend Nationalkriege; denn ein erblicher Soldatenstand ist noch kein stehendes Heer. Den ägyptischen Kriegern und Priestern stand das Grundeigenthum ausschließend zu, und da aus der Mitte der erstern der König war, und sie in dem Besitze der meisten Nationalrechte sich befanden, so kann man sie als die Nation selbst betrachten. Ein Aehnliches war bei den indischen Kschettris und den Kriegerstämmen der alten Perser der Fall. Ueberall waren solche Krieger entweder die Nation selbst, im Gegensatz des Sklavenhaufens, oder doch der herrschende Theil derselben, oder endlich auch ein Volk für sich. Sie sind also wesentlich von den gegenwärtigen stehenden Heeren verschieden. Das erste Beispiel von den letztern und von Miethtruppen findet sich, mit Ausschluß kleiner Schaaren von Trabanten oder Leibwächtern einzelner Könige und Tyrannen, um das Jahr 3098 in Carthago. Dieser Staat, der bei einer mäßigen Bürgerzahl und der auf Gewerbsfleiß und Handel fast ausschließlich verwandten Thätigkeit nach Eroberungen strebte, errichtete zuerst ein stehendes Heer von Miethtruppen; doch blieb jeder Bürger verpflichtet, zur Zeit der Noth gleichfalls ins Feld zu rücken. Jene Söldlinge verzehrten jedoch die besten Kräfte des Staats, erschütterten ihn durch Empörung und Verrath, und zeigten sich bei den meisten Volkskriegen muthlos und schwach. Darüber ging das von zahlreichen Flotten und Heeren gedeckte Carthago unter den Streichen eines damals nur mäßigen, aber mit eigner Kraft streitenden Volks unter. Dem Beispiel Carthago's folgten Syrakus und andere Staaten von Sicilien und Unteritalien; auch sie errichteten stehende Heere, aber durchaus mit gleichem Erfolge. Auch in Aegypten zu den letzten Zeiten dieses Reichs unter dem Psammittich und dessen Nachfolgern gab es dort Miethtruppen (nach 3300), allein schon nach dem Verlust einer Schlacht gegen die babylonischen Horden stürzte nach einer zweiten einzigen Schlacht gegen Kambyses (3459) der Thron der Pharaonen ein, und bewies die Unzuverlässigkeit stehender Heere. Dennoch breitete der Gebrauch der letztern sich immer weiter aus. Die Perser, die Besieger Aegyptens, welche ihre Kriege bis dahin mit ganzer Nationalkraft geführt hatten, fingen an, den Kriegsdienst auf ihre edlern Stämme zu beschränken, welche bald die Natur stehender Heere annahmen, und die größere Masse der Nation versank in kriegerische Unthätigkeit und leidende Ruhe. Nur in besonders wichtigen Kriegen ergingen noch Aufgebote an das ganze Volk. Man hätte Feldzüge dieser Art, wie den des Xerxes, Nationalkriege nennen können, wenn nicht ein Natio-

valkrieg unter der Herrschaft und auf das Machtwort eines Zwingherrn, und ohne, vielleicht gar wider den Willen des Volks unternommen, etwas Widersprechendes wäre. Bei zunehmender Weichlichkeit der herrschenden persischen Stämme wurden auch ihre stehenden Heere je mehr und mehr aus fremden, unter den barbarischen Horden, und in Griechenland geworbenen Miethlingen gebildet, und so sank das mächtige persische Reich bei dem entschlossenen Angriff des macedonischen Räubers in Nichts. Auch die Kernmasse von Alexanders Heer bestand aus stehenden Truppen, allein es waren Eingeborne des Reichs, welches als Feind des persischen auftrat, die durch das Genie ihrer Feldherrn erhoben, für ihre Nationalehre fochten. In den schönern Zeiten Griechenlands hatte man dort nur Nationalstreiter gesehen. Der Sieg bei Marathon, der herrlichste von allen, wurde von 10,000 atheniensischen und platäensischen Bürgern unter ihren Stadtobrigkeiten über unzählbare persische Schlachthaufen erfochten. Als aber Athen und Sparta anfingen, um die Oberherrschaft zu streiten, als die innern Kriege häufiger wurden, und immer größeres Verderbniß einriß, da kamen auch hier die Lohnsoldaten auf, und nicht die größere Tapferkeit der Bürger, sondern der größere Sold entschied den Ausgang der Kriege. Die Nationaltruppen hörten zwar nicht auf, sie wurden aber beschränkt, und durch die unglückliche Schlacht bei Chäronea gerieth Griechenland in Fesseln. Von dem Aufkommen der stehenden Heere an beginnt eine traurige Epoche in der Geschichte. Die Menschen und Völker erscheinen nicht mehr thätig, sondern bloß leidend. Dafür sieht man überall nur Truppen und Truppenführer, die mit wilder Wuth die Länder durchstürmen. Jede glückliche Kriegerschaar errichtet ein Reich, jeder Feldherr wird ein Fürst. So erhoben sich die glänzenden Thronen der neumacedonischen, der seleucidischen und ptolemäischen Herrschaft, und neben ihnen viele kleinere, ihnen ähnliche. Selbst in Griechenland sahe man, bis späterhin in Aetolien und Achaja wieder schöne Freistaaten aufblühten, in jeder Stadt einen Tyrannen, d. h. das Haupt einer Kriegerschaar, zu welcher die wehrlosen Bürger zitternd aufblickten. Doch die macedonischen Reiche wankten auf ihrer soldatischen Grundfeste. Nur die allen gemeinschaftliche Schwäche und der Abgang eines aufstrebenden Genies hielt ihren Sturz noch auf. Sie fielen aber alle und schnell nach einander, als die Nationalheere der Römer gegen sie auftraten. Dagegen waren die kleinen ätolischen und achäischen Eidgenossenschaften schwerer zu besiegen, als der weitgebietende Antioch, und ihre Nationalstreiter wurden mehr durch Hinterlist und Verrath, als durch Waffengewalt überwunden. In Rom waren es bis zu den letzten Zeiten der Republik nicht Söldlinge, sondern der wehrhafte Theil des Volks, der nach der allgemeinen Verfügung des Gesetzes, von den Magistraten aufgefodert, unter die Fahnen trat. Der Dienst war geraume Zeit unentgeldlich, und als später bei längern Kriegen der Sold aufkam, diente man doch nicht um des Soldes willen, sondern empfing ihn blos als eine Beihülfe zum Dienst. Bis zu den Zeiten des Marius und Sulla gab es keine stehenden Heere und eigentliche Miethstruppen in Rom, und in diese Periode fallen fast alle wahrhaft herrlichen Triumphe der Römer, die gefahrvolle Eroberung Italiens, der Riesenkampf mit Carthago, und die Unterwerfung und Demüthigung der alexandrinischen Reiche. Jetzt erst, als die Eroberungsplane sich immer vergrößerten, und Volk und Verfassung immer schlechter wurden, traten allmählig stehende Heere auf.

und Soldaten die, obgleich aus Bürgern geworben, doch keine Bürger mehr waren. Marius rief, den alten Gesetzen zuwider, die Capite censos vorzugsweise in die Legionen, und kann als Urheber des veränderten Geistes der römischen Kriegsverfassung gelten. Von jetzt ward der Kriegsdienst ein Gewerbe, zu dem sich feile Menschen ohne Gemeinsinn und edlen Stolz drängten, die bald nicht mehr Streiter des Vaterlandes, sondern des Feldherrn waren. Obgleich Marius noch die Cimbern und Teutonen, und Sulla den Mithridates schlug, so verrieth sich doch schon die beginnende Erschlaffung der edlern Streitkraft. Indessen blieben noch längere Zeit die Heere wenigstens zum Theil Volksheere, und die Feldherren, welche nach Herrschaft strebten, konnten, indem sie sich der stehenden Legionen zu versichern, und die neugeworbenen Truppen bald möglichst aus Bürgern zu Soldaten zu machen suchten, doch gegen die Stimmung des noch streitbaren Volks nicht gleichgültig seyn. Erst der gänzliche Sturz der Freiheit machte die völlige Abänderung des Systems nöthig. Schon früher hatte man zur Vertheidigung der Gränzen und zur Beruhigung der gedrückten Provinzen stehende Heere gehalten; aber in Rom und Italien mußte das Heer die Majestät des Volks und das Ansehen der Magistrate ehren. Selbst die oft blutigen Parteienkämpfe auf und außer den Comitien wurden noch meist zwischen Bürgern und Bürgern geführt. Die Soldaten des Sulla waren die ersten, welche ohne Scheu und unbestraft die vatermörderischen Hände gegen ihre Vaterstadt erhoben. Von da an mehrten sich diese Frevel, und das Volk unterlag dem Uebermuthe der Feldherren, der stehenden Heere, mitunter des bewaffneten Pöbelhaufens, bis endlich nach langem Parteienkampf der glücklichste und verschmitzteste Anführer die gesammte Kriegsmacht unter sich vereinigte und als alleiniger Imperator unumschränkter Gebieter des Volks und des Heeres ward. Von jetzt an gab es in den letztern keine Nationalstreiter mehr, bloß Soldaten des Fürsten. Je mehr nun im Innern die Despotie sich stärkte und vervollständigte, je mehr die barbarischen Nationen das Reich von außen bedrängten, desto zahlreicher und regelmäßiger organisirt wurden die stehenden Heere, die einzigen Stützen des Throns von innen und nach außen. Die alten Gesetze, welche alle Bürger zum Kriegsdienste verpflichteten, kamen allmählig in Vergessenheit, und die Soldaten sonderten sich von den Bürgern immer mehr ab! Man erkannte, daß man, um das Volk in der Sklaverei zu erhalten, freiwillige Sklavenhüter gebrauche, und man lockte solche Freiwillige durch erhöheten Sold, und mancherlei Gunstbezeigungen unter die Fahnen. Späterhin warb man Miethlinge unter den barbarischen Horden, deren Interesse noch mehr von dem des römischen Volks getrennt war. Nur in Nothfällen nahm man zu gezwungenen Werbungen im Innern seine Zuflucht. Dadurch ward es möglich, die Despotie zu erhalten und zu verstärken. Die Imperatoren, hiervon überzeugt, ertheilten den Soldaten mit fast ausschließender Vorliebe Begünstigungen, Geschenke und Vorzüge, und so sonderte sich die Nation in zwei feindselige, an Verhältnissen und Rechten einander ganz entgegengesetzte Classen, wovon die eine, durch Schwäche und Entartung unter das Gesetz erniedrigt, alles zu erdulden hatte, was Uebermuth und Grausamkeit Drückendes ersinnen können; die andere hingegen, über dem Gesetz, durch Anmaßung und Gewalt scham- und straflos jeden Frevel übte, welche Laune und Leidenschaft eingaben. Dieser Fluch, vom Thron ausgehend, wirkte auf ihn zurück, und so wie das Volk vor dem Imperator bebte, mußte dieser vor seinen Sol-

beben zittern, und durch unerschöpfliche Freigebigkeit und Schmeichelei ihre Gunst erwerben, um kein Opfer ihres Grimms zu werden. Die gerechten, bürgerfreundlichen Kaiser, ein Pertinax, Alexander Severus, Pavienus und Balbinus, Probus, Gratian u. s. w. wurden von den Soldaten getödtet, dagegen die Ungeheuer, wie Caligula und Commodus, über deren Tod das Volk sich freute, von den Soldaten betrauert wurden. Endlich wurde das Reich durch die Parteiungen unter den Soldaten und ihren Feldherren, die abwechselnd den Purpur nahmen, auf das äußerste erschüttert, und die Kraft dieses unermeßlichen Reichs verzehrte sich in unnatürlichen innern Kriegen. So ward es den scythischen und germanischen Volksstämmen leicht, das weltbeherrschende Rom, welches hundert Nationen unter seinen Scepter vereinigte, die Hülfsquellen und Streitkräfte der schönsten, reichsten und bestverwaltesten Länder, alle Verfeinerung der erfahrensten Kriegskunst, eine stehende Heeresmacht, die drei Mal größer war als jene, womit Rom einstens die Welt bezwungen, — zu überwältigen. Und doch waren jene Scythen bloße Schlachthaufen armer, barbarischer, aber mit voller ungeschwächter Naturkraft und in Nationalmassen streitender Stämme. Dazumal bestand bei den germanischen Völkern der Unterschied zwischen Edeln und Gemeinen bloß in der freiwilligen Achtung, die man dem größern Verdienst, dem größern Reichthum oder dem Andenken berühmter Vorfahren zollte. Jeder wehrhafte Mann zog ins Feld, wenn der Krieg nach einem Nationalbeschluß geführt ward. Die Germanen (Wehrmänner, Waffenmänner) waren ein Volk von Kriegern, und in der Regel war der Krieg dem Beschluß und der Führung nach Nationalsache, nicht Sache eines bestimmten Standes. Als die Deutschen in den eroberten römischen Ländern sich festgesetzt hatten, blieben die Grundsätze des Kriegs die nämlichen. Wenn das Volk oder auch der König, als Haupt des Volks, den Krieg beschlossen hatten, so mußte jeder wehrhafte Mann zum Schwert greifen, und späterhin wurde diese Verbindlichkeit auf ein gewisses Maß des Besitzthums beschränkt (wer nämlich 5 Maß besaß, mußte nach Carls des Großen Capitul von 807 persönlich ins Feld rücken); geringern Besitzern lag solche Kriegspflicht nur collectiv, von Einem stellvertretend für Mehrere zu leisten, ob. Auf diese Weise bildete der edlere und reichere Theil des Volkes vorzugsweise das Kriegsheer. Indessen zogen die Veränderungen der politischen Lage auch Veränderungen in dem Kriegswesen nach sich. Die erobernde Nation, welche die besiegten Einwohner einer Provinz oft ganz, oder doch zum Theil von dem Genusse der politischen und bürgerlichen Rechte ausschloß, behielt gewissermaßen ein fortwährend feindliches Verhältniß gegen dieselben, und es mochte der eingewanderte herrschende Stamm in solcher Beziehung als ein cantonirendes Kriegsheer betrachtet werden. Daher hatten solche Staaten das Schicksal der von Despoten beherrschten und von stehenden Heeren beschützten und unterdrückten Reiche. Einige unglückliche Schlachten konnten sie umstürzen, wie die Geschichte der Vandalen, der Ostgothen rc. zeigt. Nur wo Eroberer und Besiegte mit einander sich vermischten und zu Einem Gemeinwesen verschmolzen, oder wo der erobernde Stamm noch der Anzahl nach der vorherrschende war, bildeten sich Staaten von fester Consistenz, wie fränkische, und die späterhin aus demselben hervorgegangenen Reiche waren, indem die Besiegten, in die Gemeinschaft der bürgerlichen und politischen Rechte aufgenommen, die Masse der Nationalkraft verstärkten. Aber allmählig verdrängte in dem fränkischen und in andern Reichen das System

des Lehnswesens die Allodialfreiheit. Hiezu gab die alte Gewohnheit der Germanen nicht nur in Nationalkriegen, sondern auch im Geleite oder Gefolge unter freigewählten Anführern zu fechten die Veranlassung, denn diejenigen Anführer, welche durch ein zahlreiches Geleite (eine freiwillige, von ihnen angeführte Schaar) sich besonders verdient gemacht, die Edlen, welche im Heerbann durch Muth und Einsicht oder durch die Menge ihrer mitgebrachten Leute sich ausgezeichnet hatten, und endlich vor Allen der König oder oberste Heerführer erhielten bei der Theilung des eroberten Landes große Strecken zum Eigenthum, welche sie den Leuten ihres Gefolges zur Nutznießung als Lehen überließen, und jene dadurch zur fortwährenden Treue und zum Kriegsdienste sich verbanden. Die einreißende Gesetzlosigkeit jener Zeiten nöthigte die kleineren Allodialbesitzer (die gemeinen Freien, und die kleinern Edlen), ihre freien Güter mächtigen Herren als Lehen aufzutragen (m. s. Lehnswesen, auch Stamm- und Lehngüter). So verschwand nach und nach fast alles freie Besitzthum, und man sahe fast nichts weiter als Lehen. Diese Veränderung wirkte mächtig auf das Kriegswesen, aus den Nationalkriegen wurden jetzt Fürstenkriege für's ausschließende oder doch vorzügliche Interesse des Hauptes, nicht mehr zum gemeinsamen Vortheil der Freien. Der Heerbann kam jetzt allmählig in Abnahme, ja fast in Vergessenheit. Die Könige und Fürsten boten lieber ihre Vasallen und Lehnsleute zum Kriegsdienste auf, da hiezu kein Beschluß der Nation nöthig war. Die Vasallen und Aftervasallen bildeten ein eigentlich stehendes Heer, welches auf jeden Wink dem Oberlehnsherrn zur Folgeleistung bereit stand, und so wurden die Ueberreste der Volksfreiheit vertilgt, der alte Adel der Freiheit verdrängt, und der Lehnsadel, d. h. der Adel der militärischen Knechtschaft und des Fürstendienstes, schwang sich empor. Wer nicht Vasall der Krone oder eines mächtigen Großen war, verlor sich im Haufen des zur Leibeigenschaft herabgesunkenen Volks. In der Folge änderte sich zwar der Geist des Lehnswesens und der damit verbundenen Kriegsdienste, aber die Unterdrückung des Volks, d. h. der Masse der Nation, dauerte fort, und wurde noch stärker. Die Vasallen wurden immer mächtiger, die Lehen wurden nach und nach erblich, und die größern Lehnsleute von der Gnade des Lehnsherrn fast unabhängig. Sie gehorchten ihm fortan nicht weiter, als ihr jedesmaliges Interesse, ihr Vortheil und ihre Laune es heischten, oder auch ein persönliches Ansehen des Lehnsherrn sie dazu nöthigte. Noch immer konnte man sie wie ein stehendes, aber schlecht disciplinirtes Heer ohne Subordination betrachten. Leicht wären jetzt die Staaten, deren Vertheidigung auf dem Dienst der Lehnsmannschaft beruhte, durch äußere Gewalt über den Haufen geworfen worden, aber der gleiche Zustand von Schwäche, worin sich Alle befanden, sicherte die Einzelnen. Desto heftiger wütheten im Innern der Reiche die Verheerungen des Faustrechts, die Anarchie und Tyrannei mehrere Jahrhunderte fort, bis endlich die Könige und der aus langem Todesschlummer erwachende dritte Stand (die Grundmasse der Nation) durch ein zwischen ihnen geschlossenes Bündniß mit vereinter Kraft den aristokratischen Uebermuth der großen Vasallen brachen. Da bildeten sich in den wieder frei gewordenen Städten die Bürgermilizen, echte Nationalstreiter (im Gegensatz der Fürstenknechte), d. h. solche, die für sich selbst und für ihr Gemeinwesen — (ihr näheres, und nach den Zeitverhältnissen oft ihr einziges Vaterland) stritten. Die Könige aber, Philipp August von Frankreich unter ihnen der erste

(vom Jahr 1180 — 1223), errichteten stehende Truppenheere, um ihre Throne gegen den Trotz der Vasallen zu schützen, und ihr Ansehen zu behaupten. Das unter dem Adels- und Priesterdruck seufzende Volk betrachtete das, was der Thron an Festigkeit gewann, als eignen Vortheil, ohne den aus der Errichtung der neuen stehenden Heere entspringenden künftigen Schaden zu ahnen. Obgleich der Lehnsdienst noch fortdauerte, so breiteten sich doch die *stehenden* und *geworbenen* Truppen immer mehr aus. Auch Städte, Freistaaten und Bundessysteme (wie die Hansa) unterhielten geworbene stehende Heere nach Maßgabe ihrer Verhältnisse. Bald schien durch das Vordringen der Osmanen in Europa eine Vermehrung der geworbenen Kriegsheere nothwendig. Murath I. (von 1360 bis 1389) stiftete die *Jenitscheri* oder Janitscharen und gewann dadurch ein drohendes Uebergewicht über alle Nachbarstaaten, die ihm weder ein gleich starkes Heer, noch eine wohlgeordnete Nationalvertheidigung entgegensetzen konnten. Allein der Vermehrung der stehenden Heere setzten sich große Hindernisse entgegen. Wollte man den Kriegsdienst zu einem Gewerbe und einem bleibenden Stande machen, so mußte das stehende Heer billiger Weise aus Freiwilligen gebildet werden. Deßhalb war ein ansehnlicher, zum Kriegsdienst einladender Sold nöthig. Die Heere schienen mehr im Dienste der Fürsten als der Nationen zu stehen, und die Einkünfte der erstern erlaubten ihnen nicht, große Heere zu besolden. Deßhalb erhielt man in Friedenszeiten die nöthige Anzahl zur Erhaltung der innern Ruhe, und nahm im Kriege ganze Schaaren von Söldnern unter ihren eignen Anführern in Miethe. Nachher wurden sie abgedankt, und trugen dann ihre Dienste einem Andern an. Für diese Miethlinge, welche mit ihren Banden abwechselnd hier und dort dienten, war der Krieg ein wahres Gewerbe, welches sie mit kaufmännischer Speculation oder nach den Grundsätzen gemeiner Räuberpolitik betrieben, indem sie sich wechselseitig — des gemeinschaftlichen Vortheils wegen — schonten, und gegen die Unterthanen der Fürsten, gegen die Bürger, deren Interesse man dem Namen nach verfocht, desto schrecklicher verfuhren. Die Banden dieser Jedermann feilen Kriegsknechte waren Schulen der Rohheit und gefühllosesten Barbarei. Indessen fanden die Fürsten ein verführerisches Mittel zur Erhöhung der Abgaben. Man berief *Abgeordnete der Nation* — mehr oder minder echte Repräsentanten derselben — zu allgemeinen Versammlungen, deren veraltete Gebräuche man in einem schwachen Schattenrisse nachahmte, und von ihnen durch gute und böse Mittel, durch Bestechungen, Standeserhöhungen u. s. w. die Bewilligung höherer Steuern erschlich. Nun glaubten die Völker viel für sich gewonnen zu haben, da sie das wichtige Recht der Selbstbesteurung ausübten, und wurden auf den Reichstagen eben so sehr von ihren Repräsentanten, wie von ihren Fürsten getäuscht. Gern bewilligte man Abgaben zur Truppenvermehrung, um dagegen gewünschte Privilegien zu erhalten; aber indem die Völker sich es gefallen ließen, wehrlos zu seyn, und die Kriegsmacht von den Finanzquellen abhängig gemacht ward, fielen alle Schranken hinweg, welche den Anmaßungen der Fürsten, ihrer Eroberungssucht und dem Volksdrucke entgegenstanden. Der letztere mußte um so heftiger werden, je mehr Gewalt die Fürsten durch die Vergrößerung ihrer Finanzen und der von ihnen allein abhängigen Heere erlangten. Dadurch, daß man ihnen zur Verstärkung der letztern die Mittel in die Hand gab, erlangten sie zugleich die Macht, die Auflagen nach Willkür zu steigern. Der König von Frankreich, der erste, welcher ein stehendes, geworbenes Truppencorps errichtete, ging

auch in der Vermehrung desselben, und in der Herabsetzung seiner großen Vasallen, in der anfänglichen Befreiung, und darauf wieder folgenden Unterdrückung der Gemeinen, in Erhöhung der Abgaben, in allen Planen einheimischer Despotie und auswärtiger Herrschsucht Schritt vor Schritt voran. Ungefähr 100 Jahre nach Philipp August, der seinen Thron durch bewaffnete Söldlinge zuerst befestigt hatte, trat (1285 — 1314) sein Nachfolger Philipp IV. oder der Schöne so glücklich und beharrlich in seine Fußstapfen, daß der französische Thron unter allen andern mächtig hervorglänzte. Unter Richelieu's gewissenloser Staatskunst hielt nichts mehr den immer höher strebenden Geist der französischen auswärtigen Herrschgier und die furchtbar wachsende Größe des Heeres auf. Europa erfuhr es in jener Reihe von verderbenden Kriegen, womit Ludwigs XIV. unersättliche Habsucht, seine freche Anmaßung und seine niemals rastende Vergrößerungssucht dasselbe verheerte. So wie Frankreich durch Vergrößerung seines Heeres ein drohendes Uebergewicht errang, so mußten auch die übrigen nähern und entferntern Staaten verhältnißmäßig demselben nachstreben. Einigen gebot es wirkliche Noth, um ihre Selbstständigkeit zu schützen, andere wurden durch das Beispiel fortgerissen, noch andere benutzten den Vorwand der Gefahr, im Grunde aber aus Absichten, welche jenen Frankreichs ähnlich waren. Endlich wurde besonders in Deutschland seit Friedrichs II. von Preußen Zeit Frankreich selbst der Rang abgelaufen, da ein großer Kriegsstaat für das Erste und Wesentlichste, wornach die Fürsten zu trachten hätten, gehalten wurde. Die Größern strebten darnach, als nach einem Mittel zur Behauptung und Erweiterung ihrer Gewalt; die Kleinern hielten es für die ihrer Hoheit würdigste und angenehmste Hofpracht. Allen dünkte es eine Bürgschaft ihrer Uneingeschränktheit im Innern, ihrer Unabhängigkeit von außen, und ein Maßstab ihrer Fürstenehre zu seyn. Jetzt nahmen die Kriege zu, da die Werkzeuge zum Kriege allenthalben so sehr vermehrt waren. Weder zu den Zeiten des Allodial, noch zu denen des knechtischen Lehnssystems wurde Europa von so allgemeinen und anhaltenden Kriegen bedrängt. Die Auflagen und alle Staatslasten stiegen zu einer ungeheuern schwindelnden Höhe. Die höchste Vervollkommnung des Ackerbaues und aller Gewerbe, die Entsagung auf jeden Lebensgenuß von Seiten der Unterthanen waren kaum hinreichend, die Foderungen des öffentlichen Schutzes zu befriedigen. Die Despotie wurde immer furchtbarer, immer fester. Alle verfassungsmäßigen und gesetzlichen Schranken brachen ein beim Anstoß der Heeresmacht. Ein wehrloses Volk vermochte nichts gegen die bewaffneten Diener der Willkür. Eine Begebenheit, die Erfindung des Schießpulvers im 14ten Jahrhundert, welche eine gänzliche Veränderung im Kriegswesen herbeiführte, beschleunigte die Entwickelung dieser traurigen Verhältnisse. Der eine lange Uebung heischende Artilleriedienst und die mit dem Gebrauch des Pulvers zusammenhängende künstlichere Tactik schienen stehende Heere gebieterisch zu fodern. Die Anschaffung des schweren und leichten Geschützes, der Ammunition, die Anlegung der Festungen und der Bildungsanstalten für den Kriegsdienst machten größere Ausgaben nothwendig. Diese hätten die Völker noch verschmerzen mögen, aber die mit dem Mark der Unterthanen bezahlte, von den Fürsten allein abhängige Militärmacht verstärkte das Uebergewicht der Staatshäupter und ihrer Söldlinge über die Völker, und gab diese rettungslos der Herrscherwillkür der Philippe und Ludwige, ja selbst der Richelieu's und Pompadours Preis; denn die gesammte Kraft eines zur Ver-

zweiflung gebrachten, mit Artillerie nicht versehenen Volks muß an todten Batterien und Festungswerken zerschellen. Von jetzt an genossen nur noch wenige Völker eines mäßigen Glücks anders, als durch die Gnade der Fürsten, und konnten sich keines Besitzthums, selbst nicht ihrer eigenen Kinder erfreuen, als wenn es ihnen gütwillig gelassen ward. — Durch die Last der Heere war Europa zur Verzweiflung gebracht, als die französische Revolution begann. Wir wissen, was die Nationalheere der Franken gegen die stehenden besoldeten Heere der Fürsten ausführten, welch ein Uebergewicht sie in die Schaale Frankreichs gegen das ganze Europa legten. Als aber in Frankreich auf den Trümmern der unhaltbaren gesetzlosen Freiheit sich eine neue Despotie erhob, da ersann Napoleon, der, wie alle Tyrannen, die Nationalkraft fürchtete, die schreckliche Conscription, wodurch das nachwachsende Geschlecht regelmäßig und unausweichlich dem Kriege gewidmet, die Blüthe des ganzen Volkes zum Heere gemacht, und diese Gesammtmasse der Streitkräfte so organisirt werden sollte, daß sie dem Geiste nach immer soldatisch, niemals national wäre. Zwar hatte schon vor der Revolution in verschiedenen Staaten eine Conscription bestanden, sie sollte aber bloß ergänzen, was die Werbung nicht aufbrächte, Taugenichtse und Polizeiverbrecher, die sich für den Kriegsdienst paßten, wurden dazu voraus genommen; über die mittelst der Conscription dazu Bestimmten entschied das Loos. Auch blieb ganzen Gemeinden und Einzelnen vergönnt, Stellvertreter für sich zu kaufen, und die höhern Stände waren, vielleicht nicht mit dem besten Rechte, ganz frei. Das neue französische Conscriptionsgesetz machte hingegen alle Bürger zu gebornen Kriegsknechten: eine jährliche Ernte, fielen sie ohne Unterschied der Fahne anheim, sobald sie das waffenfähige Alter erreicht hatten. Sollte die jährlich anwachsende Jugend nicht hinreichen, die Lücken der Schlachtreihen zu füllen, so blieb auch, wer nach überstandenen Dienstjahren in den Bürgerstand zurücktrat, zum Kriegsdienste pflichtig, und die ganze Nation, so weit sie streitbar und beweglich war, konnte ausgeschickt werden in den Kampf für die Launen des Fürsten. Doch diese unerhörte Steigerung der Militärmacht konnte Frankreichs Sturz nicht hindern. Mit Ausnahme des Landsturms oder des Aufgebots in Masse war die Bewaffnung Frankreichs nicht national, sondern bloß soldatisch; das Volk stritt nicht für eigene, sondern bloß für fremde Zwecke, und besaß also nicht die hohe Begeisterung, die Energie und Kraftfülle einer streitenden Nation. Von den Heeren der gegen Frankreich kämpfenden Mächte bestand freilich ein sehr großer Theil aus stehenden und für Sold dienenden Truppen; allein sie waren mit Nationalgeist erfüllt, und daher als wirkliche Nationalheere zu betrachten. Aus den vorausgegangenen historischen Thatsachen ergibt sich der Unterschied zwischen National- und stehenden oder Soldtruppen. Nationalkrieger sind also solche, welche ihren eigenen Krieg, Soldaten aber solche, welche den Krieg eines Herrn führen. Die ersten streiten als freie Leute, die andern als Knechte; die ersten wollen den Gegenstand des Krieges, die zweiten begehren nur Sold oder gelegentlichen Gewinn; den erstern ist der Krieg die Ausübung einer allgemeinen und natürlichen Pflicht, den zweiten eine positive Verpflichtung; den erstern ist er eine aus dem Gesellschaftsbande fließende Verrichtung des Bürgers, den zweiten ein besonderes Gewerbe. Daß das letztere ein bleibendes Gewerbe sey, liegt nicht in dem Begriff des Soldaten, selbst nicht in jenem des stehenden Heeres. Es kann Soldaten geben, ohne stehendes Heer; das letztere kann aber nur aus Söldlingen gebildet werden; auch

kommt es nicht darauf an, ob es durch freiwillige oder gezwungene Werbung geschieht. Es gibt demnach Soldatenkriege und Volkskriege, Kriege der bewaffneten Macht, welche dem Herrscher oder der Nation dient, und Kriege der Nation selbst. Hat die Nation durch ihre eigene oder ihrer echten Repräsentanten Stimme den Krieg beschlossen, wird er um ihrer Interessen, oder auch Meinungen und Leidenschaften willen geführt, so ist er ein Nationalkrieg: — hat ihn der Wille des Herrschers dictirt, so ist er ein Herrscherkrieg. Gewöhnlich sind die letztern zugleich Soldatenkriege, nur wo der Despotismus die höchste Vollendung erreicht hat, kann er ganze Völker wie Kriegsknechte behandeln. Auch hört der Begriff eines Volkes dann auf, weil eine Sklavenschaar kein Volk ist. Dahingegen können Kriege, welche nach ihrem Beschluß oder Gegenstande national sind, sowohl durch Söldlinge, als durch Nationalstreiter geführt werden. Carthago in alten England und Holland in neuern Zeiten geben hiervon Beispiele. Billig sollte kein Regent andere als Nationalkriege führen, oder Falls er bloß für sein und seines Hauses Interesse kriegte, dies nur mit fremden gedungenen Soldaten thun. Obgleich die stehenden Heere durch die beständige kriegerische Uebung, worin sie erhalten werden, einen höhern Grad von Gewandtheit erhalten, so ist doch unläugbar, daß Nationalstreiter, man möge sie nun Landwehr, Heerbann oder anders nennen, bei denen nicht der Sold, sondern der Gegenstand des Krieges dasjenige ist, warum sie fechten, in der Geschichte fast aller Völker sich als die vorzüglichern bewährt haben. Die Schlachtfelder von Marathon, Thermopylä, Leuktra, die Großthaten der Schweizer, Holländer, Tyroler und Spanier beweisen, daß nicht physische Kraft oder die Masse, daß nicht bloß Kriegsgeübtheit, sondern der Geist, von dem der Krieger beseelt ist, den Sieg verleihe. Außerdem, daß stehende Heere die Stütze des Despotismus und eine Last der Unterthanen sind, wird durch sie die Bevölkerung sicherlich vermindert, obgleich ein vortrefflicher Schriftsteller über diesen Gegenstand (Carl von Rotteck über stehende Heere und Nationalmiliz, Freiburg 1816), dem wir übrigens in vieler Rücksicht gefolgt sind, dies läugnen will. Eine Menge arbeitsfähiger Menschen, die Familien ernähren könnten, werden am Heirathen verhindert, und da wie Rotteck selbst sagt, „die kräftigste Mannschaft angezogen und zum ehelosen Stande gezwungen wird, so muß dadurch auch im Ganzen die Kraft und Größe des nachwachsenden Geschlechts sich mindern.“ Die Sittenlosigkeit und die Ausschweifungen, welche überdies durch das zum Theil ganz müßige Leben der Soldaten noch befördert werden, tragen zur Verschlechterung der Race und zur Auflösung aller geselligen Ordnung, deren Beschützer der Soldat in Friedenszeiten doch seyn soll, bei. Ueberdies werden die Völker, welche ihre Vertheidigung einem besondern Stande ausschließlich überlassen haben, feig, und sobald das stehende Heer geschlagen ist oder sie verläßt, sind sie eine wehrlose Beute des ersten besten Eroberers. Noch schlimmer ist es für jede bürgerliche Tugend, wenn die Soldaten vorzugsweise vor den Bürgern begünstigt, und jenen nächst den höhern Ständen allein Ansprüche auf Ehre zuerkannt werden. Die Conscription oder die gezwungene Dienstpflichtigkeit der Waffenfähigen auf gewisse Jahre ist das größte Verderbnißmittel für den Staat und die Sittlichkeit seiner Bürger. Der Jüngling, noch ehe er einmal die Kenntnisse zur Erwerbung seines Unterhaltes im bürgerlichen Leben erlangt hat, wird aus seiner Laufbahn gerissen, zum Kriegsdienst genöthigt, wo er mit allen Lastern bekannt, und durch den häufigen Müßiggang

arbeitscheu werden wird. Bei seiner Entlassung aus dem Kriegsdienste wird es ihm schwer werden, das Versäumte nachzuholen; den meisten fehlt alle Lust dazu, ihre Untugenden theilen sie andern noch unverdorbenen jungen Leuten mit, und werden nur zu häufig nicht bloß unnütze, sondern höchst schädliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Möchten daher doch alle stehenden Heere abgeschafft werden, welches wie der angeführte Schriftsteller sagt, „das dringendste Bedürfniß ist, und die größte Wohlthat für jeden einzelnen Staat seyn würde!" Dann wäre den Völkern ein ewiger Friede und ein blühender Wohlstand, den Fürsten die Liebe ihrer Unterthanen gesichert; aber diese Wünsche werden schwerlich jemals erreicht werden, wofern es nicht durch das Machtwort der Nationen geschieht, und auch dann würde es vorher noch viele blutige Opfer kosten. — Jeder Bürger eines Staats ist zur Vertheidigung desselben verpflichtet, aber nicht verpflichtet, um die Herrschsucht oder die Laune des Staatsoberhaupts zu befriedigen, Blut und Leben zu opfern. Schwerlich würden die Bürger sich dann, wenn die stehenden Heere aufgehoben wären, willig finden lassen, auf Verlangen des Staatsoberhauptes, und um dessen Macht zu vergrößern, von dem friedlichen Heerde hinweg in den Krieg zu ziehen. Unsere Fürsten brauchten sich dann nicht wegen des Gleichgewichts ihrer Staaten zu ängstigen, so wenig wie die Unterthanen jetzt sich über das Gleichgewicht ihrer Geldbörsen quälen; denn keinem Volke würde es in unsern Zeiten einfallen, ein anderes zu unterjochen, und führe ein solcher Gedanke einem Staatsoberhaupte oder seinen Ministern durch den Sinn, so würde man ihnen den freundlichen Rath geben, sich ein größeres Land anderweitig zu suchen, wenn ihnen das ihrige zu klein sey. Würde indessen doch ein Volk das andere noch angreifen und bekriegen wollen, so bliebe ja die Landwehr, wozu jeder waffenfähige Bürger verbunden ist. Dieser Verpflichtung zum Kriegsdienste für das allgemeine Beste des Staats darf sich Keiner entziehen. Wo aber weder die Nation, noch ihre echten Repräsentanten den Krieg beschlossen haben, und er zum Besten des Staats selbst geführt wird, fällt jede Verpflichtung der Staatsbürger zur Theilnahme an demselben hinweg. Wo der Krieg nach seinem Gegenstande oder Beschlusse nicht Nationalsache ist, da läuft es gegen den Begriff der Nation, daß sie ihn führe, und thut sie es gleichwohl, so ist sie kein Volk mehr, sondern ein leibeigener Haufe seiner Treiber. Aber auch die Nation selbst kann zur Führung ihrer heiligsten Kriege, wenn sie nicht den Heerbann aufruft, mit Recht nur durch freiwillige Werbung ihre Armeen bilden. Wohl zum vorübergehenden Kriegsdienste, wenn die Noth oder der Nationalwille ihn heischt, nicht aber zum bleibenden Kriegsstande ist der Bürger als solcher verpflichtet, und mehr erfodert auch der Zweck des Staatsvereins nicht. Der Zwang zu einem Stande ist Kränkung der unveräußerlichen und angestammten Rechte des Menschen; der Zwang zum Kriegsstande ist Grausamkeit, da er die größten Opfer verlangt; um so weniger kann folglich ein Staat dazu befugt seyn, da es, er mag haben, welche Verfassung er wolle, sein Zweck ist, die unveräußerlichen Rechte seiner Bürger zu beschützen. Indem wir diesen Artikel, so weit er Soldaten und Kriege in politischer Hinsicht betrifft, schließen, empfehlen wir die angeführte geistreiche Schrift von C. von Rotteck. — Soldaten in juristischer Beziehung sind in rechtlicher Hinsicht von andern Staatsbürgern sehr verschieden. Nach dem gemeinen Rechte genießen sie mehrere Vorzüge. 1. besonders in Hinsicht ihrer Testamentserrichtungen (s. Testamente und Codicille); 2. über das von ih-

nen während des Kriegsdienstes erworbene Vermögen (peculium castrense) haben sie, wenn sie noch unter väterlicher Gewalt stehen, die Rechte eines Patris Familias, d. h. sie können auf jegliche Weise nach ihrem Belieben darüber verfügen, und auch mit ihrem Vater, unter dessen Gewalt sie stehen, gültige Contracte darüber schließen; 3. ihre Rechtsunwissenheit kommt ihnen zu Statten, wenn von Vermeidung eines Schadens, nicht aber wenn von Erlangung eines Vortheils die Rede ist; 4. haben sie einen privilegirten Gerichtsstand. Dagegen könnnen sie nicht a) Vormünder (Tutores) werden. Doch leidet dis wohl nach heutigem Rechte an den meisten Orten eine Ausnahme, besonders wenn bloß von einer Curatel, einer Aufsicht über das Vermögen die Rede ist. b) Was eigentliche Soldaten (die für Sold dienen) erobern, ist nicht ihr, sondern Staatseigenthum, wofern ihnen nicht von beweglichen Sachen oder Moventien etwas überlassen wird. Doch leidet dies auch große Beschränkungen, indeß müssen öffentliche Cassen, die sie erbeutet haben, unter jeder Bedingung von ihnen abgeliefert werden. In Hinsicht auf dritte Personen ist zu bemerken, daß diejenigen, welche zur Anschaffung einer Kriegsrüstung etwas herleihen, im Concurse ein qualificirtes Pfandrecht haben. Was die nicht gemeinrechtlichen, durch die besondern Kriegsartikel eines jeden Staats bestimmten Vorschriften hinsichtlich der militärischen Verbrechen und Strafen betrifft, müssen wir um so mehr übergehen, da diese Strafen nach Maßgabe der größern oder geringern Bildung der Völker sehr verschieden sind. (Man vergl. noch Standrecht). N. P.

Soleniten, Scheiden, Scheidenmuscheln; ein Conchyliengeschlecht, von welchem elf, nicht immer sehr von einander abweichende Arten bekannt sind. Man findet sie in Europa und Asien. Die meisten Arten dieses Thieres können gegessen werden. Die Schale besteht aus zwei Klappen, ist länglich, an beiden Seiten offen, und hat Aehnlichkeit mit einer Rinne. Man findet diese Muscheln auch häufig versteinert.

Solfeggiren oder Solmisiren bedeutet ursprünglich in der Musik die Stimme nach den aretinischen (von Guido von Arezzo zur Bezeichnung der Töne erfundenen) Sylben ut, re, mi, fa, sol, la (die Solmisation), wozu man späterhin noch die Sylbe si setzte, üben, dann jedes Ueben im Notensingen und Notenlesen ohne Text, wobei man nur die Töne nennt, wie z. B. nach den deutschen Namen c, d, e, f, g, a, h, c (abcdiren), oder mit untergelegten Vocalen (vocalisiren). Die textlosen Uebungsstücke für den Gesang, welche zu diesem Behufe verfertigt sind, heißen Solfeggi. Man trägt dies auch zuweilen auf andre Instrumente, z. B. auf das Clavier, über, und versteht darunter Stücke, welche bloß zu Uebungen im Notenlesen und Intervallentreffen bestimmt sind. Es sind, was den Gesang anbetrifft, zu Erlangung einer reinen Intonation, Gewandtheit der Stimme und Fertigkeit im Notentreffen Uebungen dieser Art sehr nothwendig und vortheilhaft; sie machen das Erste einer gründlichen Schule aus. Denn indem hier weder die Ausführung bestimmter Melodien Zweck ist, noch das Aussprechen des Textes Statt findet, so kann sich die Aufmerksamkeit lediglich auf die Reinheit und Richtigkeit der Verhältnisse (Intervalle) beschränken, und die Stimme durch öftere Uebung eine Fertigkeit in mannichfaltigem Vortrage der Töne und Tonfiguren auf einfachem Wege gewinnen. Letzteres findet besonders bei dem Singen nach bloßen Vocalen Statt. Das Singen mit Notenbenennungen (Sylben) befördert mehr das Notenlesen, weil sich auf diese Weise mit dem Namen der Töne auch die Noten selbst imprimiren. — Das Aussprechen

der Worte oder des Textes einer Sprache zu den Tönen ist eine weitere Uebung, welche mit Vortheil erst dann vorgenommen wird, wenn man der Töne selbst mächtig ist. Aus diesem Grunde möchten wir das Vocalisiren früherhin noch vorziehen. — Uebrigens haben die größten Meister des Gesanges Solfeggien geschrieben. Man findet dergleichen in den besten Singschulen, z. B. in der Singschule und in den Singübungen des pariser Conservatoriums; zu den vorzüglichsten gehören Crescentini's Uebungen für die Singstimme ohne Worte (Leipzig, bei Breitkopf u. Härtel).

Soliman II. von seinen Unterthanen Canuni oder der Gesetzgeber, von den Christen der Prachtvolle genannt, ein türkischer Kaiser, war der einzige Sohn Selims I., dem er 1520 in der Regierung folgte. Drei Tage vor dem Tode seines Vaters, wurde er zu gleicher Zeit, als Carl V. zu Achen als Kaiser gekrönt ward, zum Sultan ausgerufen. Er war nicht nach der Weise der ottomanischen Fürsten erzogen worden. Man hatte ihn in alle Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht. Seine Gerechtigkeitsliebe zeigte sich schon bei dem Anfange seiner Regierung; er gab allen denen ihr Vermögen zurück, denen sein Vater es entrissen hatte; er stellte das Ansehn der Gerichtshöfe wieder her, welches beinahe vernichtet war; und gab nur solchen Personen Aemter und Statthalterschaften, welche Vermögen und Rechtlichkeit besaßen. „Ich will," sagte er, „daß sie den Flüssen gleichen, welche die Länder, durch welche sie fließen, fruchtbar machen; aber nicht den Strömen, die Alles, was ihnen begegnet, mit sich fortreißen." Gazeli Beg, Statthalter von Syrien, hatte sich zu Anfange der Regierung gegen Soliman aufgelegt, und einen Theil Aegyptens in seine Empörung verwickelt. Als Soliman ihn durch seine Feldherren bezwungen hatte, vernichtete er auch die Mammelucken in Aegypten, und schloß einen Waffenstillstand mit Ismael Sophi. So von der Seite Syriens und Aegyptens beruhigt, beschloß er, Europa anzufallen, und belagerte und nahm 1521 Belgrad. Im folgenden Jahr faßte er den Entschluß, auch die Insel Rhodus, welche sich seit 212 Jahren in den Händen der Johanniter-Ritter befand, anzugreifen. Er schrieb den Rittern einen sehr stolzen Brief, worin er sie aufforderte, sich zu ergeben, wenn sie nicht alle über die Klinge springen wollten. Diese Eroberung kostete ihm viel Menschen; aber endlich mußte die Stadt, auf das äußerste gebracht, sich 1522 ergeben. Der Sieger wandte nun seine Waffen gegen Ungern, wo er 1526 die Schlacht von Mohatz gewann. Ludwig II., König von Ungern, verlor dabei in einem Morast sein Leben. Der türkische Eroberer nahm (1529) Buda ein, ging nach Wien, und machte in 20 Tagen 20 Stürme auf diese Stadt; er ward aber endlich genöthigt, die Belagerung mit einem Verlust von 80 000 Mann aufzugeben. 1534 ging er nach dem Orient, nahm Taurien weg, verlor aber eine Schlacht gegen Schah-Tamasp, und 1565 hatte sein Kriegsheer vor der Insel Malta dasselbe Schicksal, wie vor Wien. 1566 nahm er die Insel Chio ein, und endigte den 30sten August desselben Jahrs sein Leben bei der Belagerung von Sigeth in Ungern, im 76sten Jahre seines Alters, und vier Tage vor der Einnahme jener Festung von den Türken. Seine siegreichen Waffen machten ihn in Europa und Asien gleich furchtbar. Sein Reich erstreckte sich von Algier bis zum Euphrat, und vom Ende des schwarzen Meers bis zum äußersten Ende von Griechenland und Epirus. Er hatte eben so große Fähigkeit zu den Friedens- als zu den Kriegsgeschäften. Als Feldherr besaß er eine bewundernswürdige Thätigkeit, hielt strenge sein Wort,

war Freund der Gerechtigkeit, und nur die Liebe zu der Sultanin Roxolane, und deren Ueberredungskunst konnte ihn vermögen, alle Kinder, die ihm eine andere Sultanin geboren hatte, umzubringen, um dem Selim, dem Sohn Roxolanens, die Thronfolge zu verschaffen. Ueberhaupt war er grausam, und befleckte dadurch seinen Ruhm. Nach dem Siege bei Mohatz wurden auf seinen Befehl 1500 der vornehmsten Gefangenen in einen Kreis gestellt, und in Gegenwart der siegreichen Armee enthauptet. Soliman hielt nichts für unmöglich, wenn er es befahl. Als einer seiner Feldherren ihm schrieb, daß der Befehl, über die Drau eine Brücke zu schlagen, unausführbar sey, sandte er demselben ein leinenes Band mit der Antwort zurück: Der Sultan, dein Herr, befiehlt dir, durch den Curier, den du ihm gesandt hast, ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten, welche du dabei findest, die Brücke über die Drau zu vollenden. Er läßt dich zugleich wissen, daß wenn diese Brücke nicht bei seiner Ankunft vollendet seyn wird, er dich mit diesem Stück Leinen, welches dir seinen höchsten Willen ankündigt, wird erwürgen lassen. Soliman bediente sich der unbeschränkten Gewalt, die er besaß, um Ordnung und Sicherheit in seinem Reiche herzustellen. Er theilte es in verschiedene Districte, von denen jeder eine bestimmte Anzahl Soldaten stellen mußte. Der Ertrag eines gewissen Theils von Ländereien in jeder Provinz war zum Unterhalte der Truppen bestimmt, und er sorgte für alles, was sich auf die Kriegszucht, die Bewaffnung u. s. w. bezog, mit dem größten Eifer. Er führte ein System der Finanzverwaltung in seinem Reiche ein, und damit die Auflagen nicht allzudrückend werden möchten, war er sehr genau und sparsam in seinen Ausgaben. Soliman ist der größte unter allen ottomanischen Kaisern gewesen. Er dehnte seine Macht durch die Gewalt der Waffen am weitesten in Asien und in Europa aus. Unter seiner Regierung erlangten die Türken den höchsten Gipfel ihres Ruhms; allein dieser verschwand allmählig unter seinen Nachfolgern, die nur selten an der Spitze ihrer Armee erschienen; und das beständige Glück, welches bis dahin die türkischen Waffen begleitet hatte, endete mit ihm. Er war im höchsten Grade herrschsüchtig, ehrgeizig und thätig, und jedes Jahr seiner Regierung war durch eine große That ausgezeichnet. Gewissenhafter Beobachter seiner Religion, war er weniger verderbt, allein weit unterrichteter als seine Vorgänger. Er liebte die Mathematik und das Studium der Geschichte war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Es fehlten ihm wenig Eigenschaften, um zu den wirklich großen Fürsten, aber die meisten, um zu den guten gerechnet zu werden. Noch bemerken wir, daß er von denen, welche die türkischen Kaiser erst von der Eroberung Constantinopels zu zählen anfangen, Soliman der Erste genannt wird. N. P.

Solmisiren, s. Solfeggiren.

Solms, eine der berühmtesten altgräflichen und fürstlichen Familien in der Wetterau, deren Stammhaus seit dem 10ten Jahrhundert Braunfels war. Sie theilt sich in mehrere Linien, von denen 1. **Solms-Braunfels** seit 1742, und 2. **Solms-Lich** und **Hohensolms** seit 1792 in den Fürstenstand erhoben sind. Beide fürstliche Häuser bekennen sich zur reformirten Kirche. Die gräfliche Linie ist **Solms-Laubach**; diese theilt sich wieder in die Aeste a) Solms-Großkrive, b) Solms-Sonnewald, c) Solms-Baruth zu Rödelheim und Assenheim, d) Solms-Wildenfels-Laubach, e) Solms-Wildenfels-Wildenfels, f) Solms-Sachsenfeld, g) Solms-Baruth. Diese gräflichen Linien sind sämmtlich der lutherischen Religion zugethan.

Die Grafschaft Solms liegt in der Wetterau. Der Fürst von Solms-Braunfels besitzt den wichtigsten zusammenhängenden Theil davon, nämlich auf 6 Quadratmeilen 18,000 Einwohner, und ungefähr 100,000 Gulden Einkünfte. Der Fürst von Solms-Lich und Hohen-Solms hat ungefähr 3 1/2 Quadratmeilen mit 12,000 Einwohnern, und 80,000 Gulden Einkünfte; Solms-Laubach 2 Quadratmeilen, 6000 Einwohner, und 50,000 Gulden Einkünfte; Solms-Rödelheim besitzt nur abgerissene Stücke in der Gegend von Frankfurt und Friedberg. Dieser letztere Zweig besaß aber auch jenseit des Rheins die Herrschaften Rohrbach, Scharfenstein und Hirschfeld. Zur Entschädigung für seinen Verlust erhielt der Graf von Solms-Rödelheim 1802 die im solmsischen gelegenen Abteien Altenberg und Arensburg mit 50,000 Gulden Einkünften, und der Fürst von Braunfels erhielt eine Virilstimme auf dem Reichstage. Die Grafschaft hat guten Getraidebau, vortreffliche Viehzucht, und vorzüglich viel Eisen. Auch wird Leinwand aus inländisch gebautem Flachse ausgeführt. 1804 kam durch einen Familienvergleich Arensburg an den Fürsten von Solms-Braunfels, Altenberg aber an die gräfliche Linie. Die Fürsten und Grafen zu Solms gehörten sonst zum wetterauischen Grafencollegium, und hatten darin, wie auch auf den Kreistagen vier Stimmen. Jetzt stehen ihre Länder aber theils unter großherzoglich-hessendarmstädtischer, theils unter königlich preußischer und herzoglich nassauischer Oberherrschaft. Das ursprüngliche Stammhaus Solms, eine alte verfallene Burg, liegt unweit Braunfels an dem Wasser Solms.

Solo, in der Musik, heißt ein Tonstück, oder Satz desselben, in welchem eine einzelne Stimme oder ein Instrument sich ganz allein (d. i. ohne Begleitung) oder vor allen übrigen Stimmen hervortretend (als Hauptstimme) hören läßt. So hat man Violinsolo's, Claviersolo's ꝛc., d. i. Tonstücke für eine Violine, für das Clavier; aber man nennt auch Violinsolo einen Satz, in welchem die Violinstimme vor allen andern Stimmen hervortritt. Dann zeigt Solo auch in einer von mehrern Instrumenten oder Singstimmen besetzten Partie eine Stelle an, die nur von einem dieselbe Partie spielenden Instrumente ausgeführt werden soll. Dagegen zeigt Tutti (Alle) an, daß wieder alle Stimmen oder Instrumente einer Partie zusammenspielen oder singen sollen. Soli in der Mehrzahl zeigt an, daß zwei oder mehrere Instrumente oder Stimmen hervortreten (vergleiche den Artikel Obligat). Der Vortrag des Solo's, besonders im ersten Sinne, ist freier, und namentlich in Hinsicht des Tactes nie so streng, als des Tutti's; doch muß der Solospieler nicht den Tact willkürlich vernachlässigen. Er bedarf aber auch, wo nicht die bloße Uebung beabsichtigt wird, einer größern Freiheit, Leichtigkeit, und Herrschaft über sein Spiel oder seinen Gesang, um nicht bloß regelrecht das Vorgeschriebene zu leisten, sondern das Gegebene durch Gefühl und Erfindung zu beseelen. T.

Solon, einer der griechischen Weisen, und der berühmte Gesetzgeber der Athenienser, lebte im 6ten Jahrhunderte vor Chr. Geb. Er stammte von den alten Königen von Athen und vom Codrus ab, weil er aber dürftig war, so widmete er sich in frühern Jahren der Handlung, um sich Vermögen zu erwerben. Er besaß viel dichterisches Talent, hatte sich auf seinen Reisen große Kenntnisse erworben, und ward deßhalb zu den sieben Weisen Griechenlands gerechnet. Dabei war er von sanften einnehmenden Sitten, ein Freund anständiger Vergnügungen, und, ohne Habsucht, nicht gleichgültig gegen den Reichthum. In Athen von Allen geachtet, verschaffte er sich bald wichtigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Er war vorzüglich Ursache, daß die Ein-

wohner von Cirrha wegen eines an dem Tempel zu Delphi begangenen Frevels gestraft; daß diejenigen, welche die Anhänger des Cylon (der sich der Oberherrschaft über Athen hatte bemächtigen wollen), gegen ihr gegebnes Wort an heiliger Stätte umgebracht hatten, vor Gericht gezogen und verurtheilt, und daß Epimenides aus Creta geholt wurde, um die Stadt von aller Schuld zu reinigen, und die verwilderten Gemüther der Athener durch religiöse Eindrücke sanfter zu machen. Plutarch sagt, daß Solon sich dieses Mannes als Vorläufer oder Vorbereiter zu seiner Gesetzgebung bedient habe. Einen Beweis seiner Vaterlandsliebe gab er, als er sogar mit Gefahr seines Lebens die Athenienser zur Wiedereroberung von Salamis zu bereden wagte. Dieses war von den Megarensern erobert worden, und alle Versuche der Athenienser, es wieder einzunehmen, waren unglücklich ausgefallen. Deßhalb hatten sie bei Todesstrafe verboten, keiner solle einen solchen Versuch wieder in Vorschlag bringen. Solon, dessen Vaterlandssinn hiedurch gekränkt war, verfaßte eine Elegie, die in den stärksten Ausdrücken den Atheniensern ihre Feigheit vorwarf, stellte sich wahnsinnig, und las als ein solcher das Gedicht mit der größten Heftigkeit vor dem versammelten Volke ab. Der Eindruck, den es machte, wurde durch die Zuredungen des Pisistratus, der sich unter den Haufen mischte, befördert, ein neuer Krieg ward beschlossen, und dem Solon entweder als Oberfeldherrn in Begleitung des Pisistratus, oder diesem in Begleitung des Solon die Führung desselben anvertraut. Durch beider Klugheit und Tapferkeit ward Salamis wieder erobert, und dem atheniensischen Gebiete einverleibt. Jetzt wäre es dem Solon ein Leichtes gewesen, sich zum Oberherrn von Athen zu machen, aber alle Anerbietungen und Auffoderungen dazu schlug er standhaft und edelmüthig aus, fest überzeugt, daß die Beglückung seiner Mitbürger und die Erschaffung einer neuen heilsamen Regierungsform ihm größern und dauerhaftern Ruhm bringen würde. Dracons strenge blutige Gesetze hatten dem innern unglücklichen Zustande des Staats nicht abhelfen können. Athen war in mehrere Partheien getheilt, wovon die eine die andre zu unterdrücken und zu vernichten strebte. Das gemeine Volk war den Reichen und Vornehmen fast ganz unterthan, und wurde von denselben aufs grausamste gemißhandelt. Die Reichen zwangen die Armen, ihre Schuldner, entweder als Leibeigene ihre Felder zu bauen, oder ihre eigenen Kinder zu verkaufen, oder sich selbst ihnen als Sklaven zu übergeben, weßhalb viele Bürger ihr Vaterland verließen. Sie plünderten sogar den öffentlichen Schatz und die Tempel. Alles wünschte eine bessere Verfassung, und die Reichen selbst sahen die Nothwendigkeit davon ein. Man übertrug deßhalb dem Solon, welchen alle Parteien verehrten und liebten, im 3ten Jahre der 86sten Olympiade (etwas weniger als 600 Jahre vor Chr. Geb.) das Amt eines Archonten, und bevollmächtigte ihn zum Gesetzgeber. Solon hob nunmehr die meisten von den grausamen Gesetzen des Draco auf, vernichtete entweder die Schulden ganz, oder verminderte sie so, daß sie dem Schuldner nicht mehr beschwerlich seyn konnten. Obgleich anfangs Reiche und Arme hiemit unzufrieden waren, da die letztern eine gleiche Austheilung der Ländereien gewünscht hatten, so sahe man doch bald die Nothwendigkeit und Weisheit jener Maßregel ein. Zugleich verbot er auf ewige Zeiten, daß Jemand sich selbst oder seine Kinder Schulden halber als Sklave dem Gläubiger übergeben sollte. Als Grundlage der Staatsverfassung bestimmte er, daß das ganze Volk die höchste Gewalt, und allein die Macht haben sollte, in seinen Versammlungen Krieg und Frieden zu beschließen,

Bündnisse zu machen und aufzuheben, Magistratspersonen zu wählen und abzusetzen, Gesetze abzuschaffen und einzuführen. Die Gerichtsbarkeit vertheilte er unter das Volk und die schon bestehenden Tribunäle. Oeffentliche Verbrechen gehörten vor den Areopag und die übrigen Gerichte; Privatstreitigkeiten übergab er einigen neuen Tribunälen, die aus dem ganzen Volke durchs Loos gewählt wurden. Er theilte die Bürger in vier Classen ein. Drei davon wurden nach der Verschiedenheit der Größe ihres Vermögens bestimmt; die vierte Classe begriff diejenigen, welche gar kein Vermögen hatten, und diese waren von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, jedoch wurden sie zu den allgemeinen Volksversammlungen zugelassen. Dadurch bewirkte er, daß die Geringern immer in Thätigkeit und Fleiß erhalten wurden, um einst das zu genießen, wovon sie jetzt ausgeschlossen waren, und daß die Staatsämter immer von gebildeten, einsichtsvollen und angesehenen Personen verwaltet wurden. Dadurch, daß die Magistratspersonen nicht durchs Loos, sondern durch die Stimmen gewählt wurden, sicherte er gleichfalls dem vornehmen und gebildeten Theil des Volks seinen Einfluß auf die Wahlen. Mit den Aemtern verband er bloß Ehre, aber keine Einkünfte; wodurch der Habsucht Schranken gesetzt und Unwürdige abgehalten wurden, nach Staatsämtern zu trachten. Um die Geschäftigkeit der Armen noch mehr anzuspornen, trug er dem Areopagus auf, jeden Müßiggänger zu strafen, und sprach die Söhne von der Verpflichtung frei, ihre Aeltern zu ernähren, wenn diese sie kein nützliches Geschäft hatten lernen lassen. Das größte Gleichgewicht gegen die Gewalt des Volks legte Solon in die Hände des Areopagus und des hohen Raths, den er zuerst einsetzte. Denn der erstere richtete nicht nur über Leben und Tod, sondern führte auch die strengste Aufsicht über Sitten und Lebensart aller Bürger, und über die Beobachtung aller Gesetze. In den Zeiten der Noth übten sie auch wahrscheinlich die ganze höchste Gewalt aus, gleich den römischen Dictatoren. Noch mehr Macht bekam der neue Senat der Vierhundert, welchem Solon den größten Theil der Vorrechte der bisherigen Archonten übertrug. Auf die Befestigung der Staatsverfassung zweckte auch die Einrichtung Solons ab, daß kein einem vorhandenen Gesetze zuwider laufender Beschluß Gültigkeit haben, und daß, wer ein Gesetz abschaffte, auch an dessen Stelle ein neues vorschlagen sollte. Um zu verhindern, daß nicht der arme und dürftige Pöbel sich zu sehr vermehren möchte, erschwerte er den Fremden die Erwerbung des atheniensischen Bürgerrechts. Verschwendern und ausschweifenden oder sonst unsittlichen Bürgern untersagte er, vor dem Volke öffentlich zu reden, und schloß sie dadurch von allen Staatswürden aus. Bestechungen wurden sowohl an den Gebern als an den Nehmern mit dem Tode oder mit zehnfachem Ersatz oder mit Ehrlosigkeit bestraft. Ehebrecher, Verführer einer freien Person und Kuppler, wurden gleichfalls am Leben gestraft, und eine ehebrecherische Frau mußte von ihrem Manne verstoßen werden, und durfte bei keinen öffentlichen Festen erscheinen. Die Stunden des öffentlichen Jugendunterrichts wurden auf das genaueste bestimmt, und fremden erwachsenen Personen durchaus aller Zutritt zu den Gymnasien versagt. Die Bildung der Knaben, Jünglinge und Männer war durch eigene Gesetze vorgeschrieben, und besondere Magistratspersonen mußten über das Betragen der Lehrer und Schüler wachen. Wer zu arm war, seine Kinder in ein Gymnasium zu schicken, mußte sie den Ackerbau oder ein Handwerk lernen lassen. Die Religion ließ Solon unverändert, außer daß er dem Areopagus in dieser Hinsicht die höchste richterliche Gewalt übertrug,

und mehrere Tempel, z. B. der Venus Pandemos (zu deren Priesterinnen er öffentliche Weibspersonen bestellte) erbaute. Als Solon seine Gesetze gegeben hatte, suchte er um die Erlaubniß an, sich auf zehn Jahre von Athen zu entfernen, und verpflichtete die Athenienser durch einen Eid, in dieser Zeit nichts an seinen Gesetzen zu ändern. Er besuchte mehrere Länder, Aegypten, Creta, Cypern, Lydien, Milet, wo er sich mit dem Thales unterredete, und mehrere Städte des eigentlichen Griechenlands. Damals gab er auch dem Crösus, Könige von Lydien, die Belehrung, die diesem in der Folge das Leben rettete (s. Crösus). Nach zehn Jahren kehrte Solon nach Athen zurück, allein der alte Parteihaß war wieder ausgebrochen, und hatte den Staat aufs neue zerrüttet. Er wurde mit der ausgezeichnetsten Achtung empfangen, und alle Parteien legten ihm ihre Sache zur Entscheidung vor. Unter den Anführern zeichnete sich besonders Pisistratus, der an der Spitze der Volkspartei stand, aus. Er ward von Solon geschützt und geliebt, fand aber auch bald an ihm einen Gegner, als er sich seine Absicht, sich zum Oberhaupt des Staats zu machen, merken ließ. Solon verließ jetzt Athen auf immer. Diesen Zeitpunkt überlebte er nicht lange; wann aber, und wo er gestorben, ist zweifelhaft. Nach der gewöhnlichen Meinung starb er im 80sten Jahre seines Alters, im zweiten Jahre der 55sten Olympiade. Von seinen Gedichten und übrigen Schriften ist uns nichts übrig geblieben. Die Briefe an den Pisistratus und einige der sieben Weisen sind untergeschoben.

Solothurn (französisch Soleure), ein Canton der Schweiz (s. d. Art.), welcher gegen Westen an Frankreich, gegen Norden an den Canton Basel, gegen Osten an den Canton Aargau, und gegen Süden an den Canton Bern stößt, und ganz catholisch ist. Er ist mit Freiburg 1481 zugleich in den Bund getreten. Sein Flächeninhalt beträgt 15 Quadratmeilen, und die Volksmenge 48,000 Seelen. Das Land wird zwar von einigen hohen und rauhen Ketten des Juragebirges durchschnitten, der größere Theil streckt sich aber an den Ufern der Aar, und hat einen fruchtbaren sehr gut angebauten Boden. Auch die Berge werden theils zur ansehnlichen Viehzucht, theils zum Ackerbau benutzt, und Solothurn ist der einzige helvetische Canton, welcher bei seiner großen Bevölkerung nicht nur hinreichendes Getreide hat, sondern noch eine beträchtliche Menge davon ausführen kann. Ansehnlich sind auch der Obst- und Flachsbau, minder bedeutend der Weinbau. Flachs und Baumwolle wird viel, allein meist für auswärtige Manufacturen gesponnen; die Einwohner leben größtentheils nur von den Erzeugnissen ihres Bodens. Jeder Landbewohner war ehedem den Bürgern der Hauptstadt unterthan, und in dieser hatten nur die Altburger oder 80 Patricierfamilien, unter welchen sich auch Adelige befanden, Antheil an der Regierung, bei welcher der große Rath von 100 Mitgliedern dem Namen nach die höchste Gewalt hatte; in der That lag sie aber in den Händen des kleinen Raths von 33 Gliedern. Der Canton erhielt bei den durch Frankreich bewirkten Umänderungen der Schweiz seine alte Ausdehnung, bis auf einen kleinen, jenseit der Birs gelegenen Strich, der an Frankreich abgetreten wurde, jetzt aber zurückgegeben ist. So ist auch die alte Verfassung jetzt seit 1815 mit gewissen Modificationen wieder hergestellt. Die Hauptstadt Solothurn ist eine wohlgebaute und feste Stadt von 4000 Einwohnern, in einer schönen Ebene mit guten Wällen und schönen Spaziergängen auf denselben, und einer vortrefflichen Brücke über die Aar. Die Einwohner werden als gegen Fremde sehr gastfrei und gefällig gerühmt. Die prächtige Pfarrkirche

zu St. Ursus und das Collegium der Jesuiten sind schöne Gebäude, und auch wegen der Gemählde und Gypsarbeit sehenswerth. Auch das Zeug- und Rathhaus mit seinen zwei Thürmen gewährt einen schönen Anblick. Uebrigens giebt es hier vortreffliche Gärbereien, viele Uhrmacher und Büchsenschmiede. Der französische Gesandte an die Schweizercantons hatte hier vormals seinen gewöhnlichen Aufenthalt.

Solözismus, Fehler gegen die Richtigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke, sogenannt von Soli, einer Stadt des östlichen Ciliciens in Kleinasien, deren Einwohner durch den fehlerhaften Gebrauch der attischen Sprache jene Benennung veranlaßten, mit welcher die Römer späterhin sogar das fehlerhafte Geberdenspiel auf der Bühne zu bezeichnen pflegten. Die Alten unterschieden Solözismen und Barbarismen, und verstanden unter den letztern das Fehlerhafte im Gebrauche einzelner Wörter, unter den erstern aber jeden Verstoß gegen die Syntax (s. Quinctilians Anweis. zur Redek. B. 1 Cap. 5.). Neuere Sprachlehrer haben jene Kunstausdrücke beibehalten, jedoch mit veränderter Bedeutung, indem sie mit dem Namen Barbarismus die Fehler gegen Sprachreinheit, mit dem des Solözismus aber die gegen Sprachrichtigkeit bezeichnen. Allein auch so noch laufen die Gränzen beider oft in einander, und Manches ist Solözismus und Barbarismus zugleich. Es bildet und entwickelt sich nämlich jede Sprache im Laufe der Zeit bis zu einem gewissen Grade, mit langsamerem Fortschreiten, so lange sie nur noch im Munde des Volks lebt; raschern Ganges, wenn sie Schriftsprache geworden. Sie kann an äußerer Schönheit, an Fülle und Wohlklang verlieren, aber sie wird, so lange das Volk, dem sie angehört, im geistigen Fortschreiten begriffen ist, jenen Verlust durch Reichthum, Bestimmtheit und Regelmäßigkeit ersetzen. Die besseren Schriftsteller werden Muster, und die Sprachlehre, den Geist der Sprache und den Gebrauch ihrer Classiker beachtend, führt das Einzelne, in der Erfahrung Gegebene auf allgemeine Regeln zurück und macht wieder gut, was bei Entwickelung und Bildung der Sprachformen im Verlaufe einer unmündigen Zeit der blindlings waltende Zufall verbrach. Alles, was gegen jene Regeln in Form, Biegung und Verbindung der Wörter verstößt, habe es nun seinen Grund in dem absichtlichen Gebrauch veralteter Formen (Archaismen), fremder sprachwidriger Wortverbindungen (Barbarismen im engern Sinne) oder in der grammatischen Unkunde des Schreibenden und Sprechenden, heißt Solözismus. Wahr ist es indessen, daß in einer lebenden Sprache, die, wie die deutsche, durch keine Akademie in ihren Bildungen gebunden ist, sondern sich frei entfaltet nach dem Gesetz der Analogie, das Beispiel einiger Musterschriftsteller zur Bestimmung dessen, was auszuscheiden ist, nicht hinreicht, und daß Vieles, was früher von strengern Sprachlehrern als Solözismus verdammt wurde, von neueren, die den freien, geschmeidigen Geist unserer Sprache erkannten, mit Recht wieder aufgenommen worden. Nur darf dabei der Grammatik, wie wohl oft geschieht, nicht absichtlich Hohn gesprochen werden; es diene denn das Fehlerhafte den Absichten des Schreibenden, wie oft in dem niedrigkomischen Styl. So heißt es von dem Nachtwächter im wandsbecker Boten: „Und nun was das sein Methodus? Er thät das Horn auf's Maul und bluß, und dann pflegt' er zu sagen: Das Klock hat zehn geschlagen" ꝛc., welche Stelle zugleich nicht nur Beispiele für den Solözismus überhaupt, sondern auch in den veralteten und fremdartigen Ausdrücken, was für war, bluß, thät und Methodus, Beispiele für solche Solözismen enthält, welche zugleich als Barbarismen im

Allgemeinen verwerflich sind, und nur unter gewissen Bedingungen entschuldigt werden können. K. F.

Solstitium, s. Sonnenwenden.

Somerville (William), ein sehr ausgezeichneter englischer Dichter, der Sohn von Robert Somerville, auf dessen Landsitze zu Edston in Warwickshire er 1692 geboren ward. Er wurde auf der Schule zu Winchester erzogen, und studirte nachher zu Oxford. Hier machte er sich mit der classischen Literatur bekannt, und bildete sein dichterisches Talent aus. Seine Ode an den Herzog von Marlborough über dessen Entlassung von seinem Posten, welche Somerville schon zu dieser Zeit dichtete, zeugt nicht bloß von großer Fertigkeit in der Versification, sondern auch von einem gebildeten Geschmack. Er war ein Anhänger der Whigpartei, welches er durch die Lobeserhebungen von Addison, Stanhope und Marlborough zeigt. Somerville hatte von seinem Vater ein bedeutendes Gut geerbt, wovon er lebte, und sich besonders mit der Jagd und den Wissenschaften beschäftigte. Er war höflich, gastfrei, ein Freund von Gesellschaften und um die Haushaltung wenig bekümmert. Diese Lebensart brachte ihn in Geldverlegenheiten, wodurch er in einen Zustand gerieth, der sein Leben verkürzte. Er starb 1742 und sein Freund, der Dichter Shenstone, kündigte seinen Tod einem Andern mit diesen Worten an: „Unser alter Freund ist todt! Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ich so traurig bei diesem Umstande seyn würde, wie ich bin. Ich kann jetzt alle seine Schwachheiten entschuldigen, und sie dem Alter und dem Drange der Verhältnisse zuschreiben. Die letztere Ansicht quält mich sogar, wenn ich daran denke! Denn ein hochsinniger Mann, der sich bewußt ist, daß er (wenigstens in einem Geisteswerk) allgemein der Welt gefallen hat, und nun von Unfällen bedroht und gemartert wird, die in jedem Verstande schrecklich sind; der gezwungen ist, die Schmerzen des Körpers einzutrinken, um den Qualen des Gemüths zu entgehen, ist ein — Elend!“ Als Dichter ist Somerville vorzüglich durch sein Gedicht „die Jagd“ in reimlosen Versen bekannt, welches unter den beschreibenden und didaktischen Gedichten einen hohen Rang behauptet. Der Verfasser war mit seinem Gegenstande auf das genaueste bekannt und ein leidenschaftlicher Liebhaber desselben; daher die Lebhaftigkeit, die Begeisterung und die Richtigkeit seiner Gemählde, die man selten in Gedichten dieser Art in so hohem Grade vereint findet. Seine Sprache ist frei und kräftig, und sein Versbau zeugt von einem sehr geübten und feinen Gehör. Ein anderes Gedicht, mit jenem in Hinsicht des Gegenstandes verwandt, unter dem Titel: Field Sports (Feldjagd) beschreibt bloß die Falkenjagd. Sein Gedicht: Hobbinal or rural Games, ist von der heroisch komischen Art, und das Burleske ist ziemlich glücklich darein verwebt. Seine übrigen komischen und ernsthaften Gedichte verdienen weniger, obgleich sie in die Sammlung der englischen Dichter aufgenommen sind, bemerkt zu werden. Auch hat man unter dem Titel: Poems by William Somerville, Lond. 1772 8. eine sehr gute Ausgabe seiner gesammelten dichterischen Werke.

Sommer. In der gewöhnlichen Umgangssprache verstehen wir unter Sommer überhaupt die mildere Jahreszeit, etwa vom April bis October. Der astronomische Sommer fällt zwar auch in diese Zeit, zwischen Frühling und Herbst, hat aber seine bestimmtern Gränzen. Er nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne ihren höchsten Stand gegen Norden erreicht hat, also um den 21sten Junius, und endigt sich, wenn sie zum zweiten Male im Jahre den Aequator berührt, um den 23sten

September. Unser Sommer fällt in die Sonnenferne (s. Sonnennähe und Ferne) d. h. in die Zeit, wo dieses Gestirn am weitesten von uns entfernt ist, und daher auch sich am langsamsten bewegt. Dies ist die Ursache, warum der Sonnendurchmesser im Sommer merklich kleiner erscheint als im Winter, und warum der Sommer der nördlichen Halbkugel 93 1/2 Tag, also einige Tage länger dauert als der Winter, folglich auch als der Sommer der südlichen Halbkugel. Ungeachtet der weitern Entfernung der Sonne im Sommer, wirken ihre Strahlen doch ungleich kräftiger als im Winter, weil sie in minder schräger Richtung auf die Erde fallen, und weil die Sonne im Sommer viel früher auf- und viel später untergeht, also einen weit größern Bogen am Himmel beschreibt, als im Winter. In dem Augenblick des Sommers-Sonnenstillstands, oder wenn die Sonne auf ihrer scheinbaren Bahn den Wendekreis des Steinbocks berührt, also am höchsten steht, und am längsten über dem Horizont bleibt, sollte man eigentlich die größte Hitze vermuthen. Die Erfahrung aber lehrt, daß diese erst im August Statt findet, und zwar auf der ganzen nördlichen Halbkugel bis mehrere Grade über den Polarkreis hinaus. Der Grund davon liegt darin, daß die Sonne jetzt schon länger gewirkt hat, und innerhalb des Polarkreises bis etwa 10 oder 12 Grade vom Pole endlich das Eis gebrochen und die Witterung etwas milder geworden ist; daher die Luft aus jenen nördlichen und aus den östlichen Gegenden nicht mehr so kalt zu uns kommt. — Der Sommer ist überall, wo Vegetabilien gedeihen, die Jahreszeit der Entwicklung und Ausbildung derselben und ihrer Früchte. Seine wohlthätige Wärme bringt in der ganzen organischen Schöpfung Leben, Wonne und Wohlseyn hervor.

Sommer (fliegender), Sommerfäden, Mariengarn, Alter-Weiber-Sommer, nennt man die feinen weißen Seidenfäden, die in warmen heitern Herbsttagen alle Wiesen, Triften, Felder und Plätze überziehen und vornehmlich auf den Stoppelfeldern sichtbar sind, auch häufig in langen, dicken, fadenähnlichen Klumpen sich in die Luft erheben und an hervorragenden Gegenständen anhängen. Diese Fäden sind das Gespinnst einer Spinne, die sich im Herbst in unglaublicher Menge erzeugt. Diese ist von der Größe eines mittelmäßigen Stecknadelknopfes, hat einen länglichen Kopf und einen eirunden Hinterleib, und nährt sich unstreitig von ganz kleinen eirunden Insecten. Den Winter über scheint sie in Erstarrung in der Erde zuzubringen, denn man findet sie im Frühjahr auch, nur in ungleich geringerer Anzahl.

Sommerflecke (Sommersprossen, ephelis), sind gelbliche, bräunliche, schwärzliche Flecken von der Größe einer Linse, die vorzüglich an solchen Stellen erscheinen, die von Kleidern nicht bedeckt der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Darum glaubt man auch, daß diese die genannten Flecke hervorbringen, und erklärt sich ihre Entstehung folgendermaßen: Im Frühling ist die Haut theils der wärmern Winterbekleidung, theils anderer Ursachen wegen, reizbarer; nun erscheinen die Sonnenstrahlen und es bilden sich leicht hie und da Schweißtröpfchen, die nicht so schnell wie im Sommer zusammenfließen; durch diese Tropfen aber wird der Strahl wie durch ein convexes Glas in einen Focus vereinigt, dieser trifft auf das rete Malpighi und verursacht, daß hier der Kohlenstoff halbgesäuert wird; halbgesäuerter Kohlenstoff aber hat überall eine dunkle Farbe. Auf ähnliche Weise entsteht auch die allgemeine dunklere Färbung der Haut im Sommer (ephelis umbrosa von Frank genannt) und vom Feuer bei solchen, die in der Nähe desselben arbeiten; der letztere Fehler wird von Frank eph-

spuria genannt. Schaden für die Gesundheit bringen diese Fehler nicht; nur daß sich unsere Damen dadurch entstellt glauben, ist ihr Nachtheil und der Grund, warum man sie zu verhüten sucht. Das verstehen unsere Damen auch recht gut, die sich vorzüglich im Frühjahr durch Schleier, Tücher und beschattende Hüte zu schützen wissen. Um sie zu entfernen, soll man die Haut zuerst durch Waschen mit Molken, milder Seife, Rahm, zu erweichen suchen, und dann durch Einreiben von aromatischem Wasser mit Essig, oder Salmiak, Linimenten, Kampferessig, die Hautgefäße reizen, damit sie das stockende aufsaugen. Der Essig scheint unter den genannten Mitteln das vorzüglichste; und es ist bekannt, daß ihn viele auch zu trinken pflegen, um eine weiße Haut zu bekommen und zu behalten. B. P.

Sommering, ein hoher Berg der Alpenkette, über welchen ein Hauptpaß führt. Auf seinem Gipfel steht eine Gedächtnißsäule, die Kaiser Carl VI., der Erbauer dieser Straße, im J. 1728 errichten ließ. Hier ist die Gränze zwischen Steyermark und Oesterreich und eine weite Aussicht auf die Gebirge umher und die tänarischen Schlünde in der Tiefe. Unten am Fuße liegt die Pfarrey Spital am Sömmering, von Ottokar II. herstammend, der hier zum Besten der nach Palästina über den Berg ziehenden Kreuzfahrer, ein Spital errichtete, welches damals Spital im Zerrenwald hieß.

Sommerpunkt ist derjenige Punkt in der Ekliptik, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Jahresumlauf die größte Abweichung gegen Norden erreicht hat. Dies ist der Anfang des astronomischen Sommers. Sonst fiel dieser Punkt in das Sternbild des Krebses, daher der nördliche Wendepunkt auch den Namen erhielt; jetzt ist an die Stelle das Zeichen der Zwillinge gerückt. Darauf wird indeß in der gewöhnlichen Rechnung keine Rücksicht genommen. Durch den Sommerpunkt geht der Wendekreis des Krebses. Vom Frühlingspunkt ist der Sommerpunkt um 90 Grad entfernt; daher auch seine gerade Aufsteigung 90 Grad oder 3 Zeichen beträgt. Seine Abweichung ist nördlich und der Schiefe der Ekliptik gleich.

Somnambulismus (Schlafwachen, Traumwachen, Schlafwandeln) ist die Bezeichnung eines Zustandes, der freilich nicht in dem Wandeln und Gehen allein besteht; da aber in diesem Zustande das Gehen ganz vorzüglich auffällt, so ist von diesem der Name hergenommen. Eigentlich aber macht in dem somnambulischen Zustande das Bewußtseyn die Hauptsache aus. Dies scheint uns im natürlichen Schlafe ganz aufgehoben, weil es sich weder durch Empfindung noch willkürliche Bewegung äußert. Was aber, ohne sich zu äußern, in der Seele etwa vorgeht, das wissen wir nicht, und lassen es daher hier lieber ganz unberührt. Und je weniger Bewußtseyn im Schlafe zugegen ist, desto vollkommner, erquickender und stärkender ist er. — Dem Schlafe ähnlich verhalten sich manche Krankheiten, in denen wir auch das Bewußtseyn erloschen sehen, als soporöse, apoplectische, cataleptische, epileptische und viele andere Zufälle. — Beobachten wir nun aber, daß in einem solchen eigentlich unbewußten Zustande und während derselbe fortdauert, das Bewußtseyn erwacht, wenigstens Handlungen vollzogen und Empfindungen geäußert werden, die dies schließen lassen; so bekommt ein solcher Zustand den Namen des Somnambulismus. In demselben wird die Seele sich natürlich auf eine andere Weise äußern, als in dem gewöhnlichen Wachen. Schon seit den ältesten Zeiten ist aber ein solcher Zustand in dem anscheinend unnatürlichen Schlafe, der dann höchstens etwas tiefer, fester, als gewöhnlich war, unter der Be-

zeichnung der Mondsucht beobachtet worden. Vorzüglich bei hellem Scheine des Vollmondes verlassen manche Individuen mit fest geschlossenen Augen ihr Lager, wandeln im Zimmer herum, ohne sich an etwas zu stoßen, vollziehen manches Geschäft, was im wachenden Zustande ihnen oblag; man hat Bediente gesehen, die aufstanden, ein Licht ergriffen, die Treppe herabstiegen, als ob sie Jemand vorleuchteten, und an der Hausthüre ein tiefes Compliment zum Abschiede machten; andere putzten Löffel, brachten die Mobilien in Ordnung, wenn sie durch ein Gastgebot derangirt worden waren; Gelehrte standen auf, gingen an ihr Pult, und schrieben das bei weitem genügender nieder, was sie im Wachen beschäftigt hatte, als es sonst würde geschehen seyn, machten bessere Verse als sonst u. s. w. An einen solchen Zustand schließt sich der Traum sehr nahe wenigstens an, wenn sich auch die gerade Identität des Zustandes nicht beweisen läßt; und es ist derselbe ein Traum, der in Handlung übergeht; indem er dies aber thut, verändert er nothwendig seine Natur. — Einige Somnambulen dieser Art scheinen eine vorzügliche Sehnsucht nach dem Monde zu haben; sie suchen deßwegen sich diesem so sehr als möglich zu nähern, erklettern die höchsten Gegenstände, die Dächer u. s. w., selbst solche, die sie im wachenden Zustande nur mit großer Schwierigkeit ersteigen würden; alle aber kehren, nachdem sie ihre Promenade gemacht haben, in ihr Bette wieder zurück und schlafen fort. Aus dem somnambulen Zustande sind sie durch Zurufen ihres Namens zu erwecken; aber auch dann, so wie wenn sie aus ihrem natürlichen Schlafe erwachen, erinnern sie sich an nichts von alle dem, was sie vornahmen; einige wenige nur erzählen von Träumen, die sie die Nacht hatten, und die das enthielten, was sie wirklich verrichteten. Mit Recht wird die Vorschrift gegeben, keinen Nachtwandler, wenn er sich an gefährlichen Orten befindet, durch Zurufen seines Namens zu erwecken, sondern damit zu warten, bis er wieder herabgestiegen. Dies ist der Krankheitszustand, der von Sauvage mit dem Namen von Somnambulismus vulgaris belegt wird, und mit dem eben keine andern Krankheitssymptome sich verbinden. Die Anfälle werden veranlaßt durch Trunkenheit, reichliche Speise, vorzüglich blähende und harte, schwerverdauliche, durch zu schwere Decke, durch die Lage auf dem Rücken, mit niedriger Lage des Kopfes, durch den Genuß des Opiums, Hanfsaamens, durch Studiren nach dem Abendessen, so wie dadurch, daß der Kranke mit vollem Magen zu Bette geht, die Krankheit selbst aber scheint bisweilen angeboren, ja sogar erblich zu seyn. — Mit Arzneimitteln hat man wenig ausgerichtet, die Electricität nur soll etwas genutzt haben; mehr Nutzen sollen Schläge geschafft haben, mit denen die Kranken aus ihren Paroxysmen erweckt wurden. — In der Mitte des verflossenen Jahrhunderts aber machte zuerst Sauvage auf eine andere Art von Somnambulism aufmerksam, die er an einem Dienstmädchen beobachtete, und in den Mém. de l'Acad. R. des scienc. an 1742 beschrieb. Er nennt ihn in seiner Nosolog. method. doch wohl zu einseitig Somnambulismus catalepticus, weil der von ihm beobachtete Fall mit cataleptischen Anfällen anfing und endigte. Seitdem sind ähnliche Fälle nicht selten beobachtet worden und es finden sich Beschreibungen davon in Hopfengärtners Bemerkungen über die menschlichen Entwickelungen rc. (Stg. 1792); im hannöverschen Magazin (im 64sten St. d. J. 1787 von Roth erzählt); in Bruckmanni enarrat. Chor. St. Viti et epilepsiae per fontes et thermas Emsenses curatorum; in Unzers Arzt (3. Thl. St. 74); in den breslauer Samml. 19. Vers. S. 192; in Moriz Magazin der

Erfahrungs-Seelenkunde (2. Bd. S. 69); de Haen ratio medendi (T. IV. cap. 5. §. 3.); in Dumas physiologie (sec. éd. Par. 1806. p. 424); Stieglitz über den thier. Magnetism (S. 254, wo ein Fall aus London med. and phys. Journal, Sept. 1808 erzählt wird); Strombeck, Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus und der durch denselben bewirkten Genesung (Braunschweig 1812); Puchelt diss. sistens observationem febr. intermittentis complicatae una cum epicrisi, (Lips. 1811), in Hufelands und Harles Journal (40 Bd. 2tes St. Febr. 1815, wo Renard mehrere, und Klein eine sehr merkwürdige Beobachtung mittheilt). Diese Art von Somnambulism ist immer als Krankheit anzusehen und mit andern krankhaften Symptomen des Nervensystems vorzüglich verbunden; bald befinden sich die Kranken in einem soporösen Schlafe, aus dem sie zu erwachen scheinen, bald beginnen die Paroxysmen mit den heftigsten Krämpfen, die nicht selten die Form von jeder Art Convulsionen annehmen, bald sind es offenbare cataleptische Anfälle, in denen der Somnambulism vorkommt. Ja es ist selbst eine Krankheit des Nervensystems oder der Sensibilität als Bedingung dieses Somnambulism nothwendig, der deßhalb immer erst nach längern Leiden dieses Systems eintritt; insbesondere scheinen Leidenschaften und Affecten zu seiner Entstehung beizutragen; endlich aber ist zu vermuthen, daß auch die Entwickelung der Geschlechtsfunctionen ihn begünstige; sehen wir ja doch, daß andere Entwickelungsperioden vorzüglich oft durch Leiden des Nervensystems ausgezeichnet sind; und der Schreiber dieses beobachtete ihn selbst in zwei Fällen an Knaben, die sich dieser Periode näherten. — Nachdem nun eine kürzere oder längere Zeit diese oder jene Beschwerden vorausgegangen, immer aber der Kranke sich in einem anscheinend unbewußten Zustande befunden hat, erscheinen Zeichen von Bewußtseyn, der Kranke erhält Sinneseindrücke bald auf dem gewöhnlichen Wege, und es sind dann die Augen offen und er sieht und hört, wie Andre, bald aber auch auf verändertem Wege, und es sind dann die Augen geschlossen, die Finger- und Zehenspitzen sind Organe des Sehens geworden, endlich scheint die Psyche gar keiner Organe zu bedürfen, und sie erhält Eindrücke von außen, ohne daß man ein Medium entdecken kann; dann kommt aber nicht alles zum Bewußtseyn des Kranken, was ihn umgibt, sondern nur das, was in irgend einer besondern, jedoch noch nicht gehörig bestimmten Beziehung zu ihm steht; nun erhält er aber auch Eindrücke, die der Gesunde nicht hat, und die sich vorzüglich auf seinen eigenen Zustand beziehen, dessen Ursachen der Kranke anzugeben weiß, so wie er auch die Dauer der Zufälle, die Zeit der Rückkehr derselben, das, was in ihnen sich zutragen wird, vorher verkündigt und die Heilmittel gegen die Krankheit selbst bestimmt. Man hat wohl auch von Divinationen gesprochen, die sich mehr auf das Aeußere des Kranken beziehen, indessen ist dies noch nicht außer allen Zweifel gesetzt. — Die Sprache fehlt den Kranken bisweilen ganz, und sie deuten dann das, was sie sagen wollen, durch Zeichen sehr bestimmt und deutlich an, oder schreiben es auch wohl auf. Haben aber die Kranken die Sprache behalten, so ist sie doch immer, sowohl was den Ton als auch den geistigen Ausdruck angeht, sehr verändert; gewöhnlich ist sie höher, lebhafter, schneller, geistreicher, gewandter, oft auch scherzhafter als in dem gesunden Zustande. Manche Buchstaben können die Kranken bisweilen nicht aussprechen, verwechseln auch wohl die Bezeichnungen der Wörter. — Der Kranke befindet sich gewöhnlich in einer Heiterkeit, die sich durch die Gesichtszüge sowohl, als auch durch

die Sprache und jede Bewegung ausspricht; nicht selten sucht er sich und die Umstehenden zu belustigen, und neckt bald diesen, bald jenen. Aber auch Ab- und Zuneigung zu einzelnen Individuen äußert sich sehr bestimmt; die letztere erhält ihn in seinem behaglichen Zustande, die erstere stürzt ihn in Nacht und Krämpfe zurück, die überhaupt nicht selten, gewöhnlich von dem Kranken vorher verkündigt, den lichtvollen und heitern Zustand unterbrechen. — Die Muskelbewegung ist gewöhnlich so gestört, daß der Kranke das Bett nicht verlassen kann, aber in demselben bewegt er sich frei, wenn er keine Convulsionen hat. — Unter solchen abwechselnden Scenen dauert der Paroxysmus eine längere oder kürzere Zeit, mehrere Stunden aber fast immer, und nun kommt er denn endlich in seinen gewöhnlichen wachenden Zustand wieder zurück, und kann sich alsdann gewöhnlich von alle dem, was er in dem Paroxysmus vornahm, sagte, erfuhr, entweder gar nichts erinnern, oder es ist die Erinnerung sehr dunkel und wie aus einem Traume; aber in dem folgenden Anfall erinnert er sich an das Alles sehr bestimmt und deutlich, was in den frühern Anfällen geschah. — Die Krankheit, in der die beschriebenen Zufälle vorkommen, dauert gewöhnlich lange und zwar mehrere Monate, doch hat man in den bis jetzt beschriebenen Fällen immer endlich Genesung erfolgen sehen, ohne daß irgend eine Curmethode oder ein Heilmittel einen namhaften Einfluß darauf gehabt hätte. Ja es ist selbst die Frage, ob nicht gerade der somnambulische Zustand eine kritische Erscheinung sey, die die Genesung vorzüglich unterstützte und beförderte. — Die dritte Art des Somnambulism ist endlich der durch die Anwendung des sogenannten thierischen Magnetismus veranlaßte, der jedoch unter dem Artikel Magnetismus genügend beschrieben worden ist, so daß wir auf denselben verweisen können. — Daß in allen diesen drei Arten von Somnambulism etwas Identisches sey, leuchtet ein, und wir erkennen dies a) darin, daß das Bewußtseyn in einem anscheinend unbewußten Zustande neu zu erwachen scheint; b) darin, daß manche Geisteskräfte in demselben erhöht sind; c) andere (nämlich der Verstand und die Vernunft) beinahe gänzlich schweigen; d) die Sinnesthätigkeit zwar zugegen, aber anders modificirt ist, und von andern Bedingungen abhängt. Sie unterscheiden sich aber auch bedeutend genug von einander und zwar darin, daß sich bei den Nachtwandlern vorzüglich in den sogenannten willkürlichen Muskeln und durch diese das zum besonnenen Willen gesteigerte Gemeingefühl; bei den beiden andern Arten aber das Leben sich in dem zum Sinne gesteigerten Gemeingefühle als Sinn vorzugsweise äußert. Endlich hat auf den nicht magnetischen Somnambulism die Phantasie einen größern Einfluß, als auf den magnetischen; in dem letztern, möchte man sagen, tritt die ganze Intelligenz als Sinn auf, und äußert sich als solchen. Täuschungen sind daher hier seltner, als in jenem, mit welchem nicht selten wahre Delirien verbunden sind. Indessen ist es allerdings möglich, daß der Wille und der Einfluß des Magnetiseurs den magnetischen Somnambulism vielleicht ausbilden, und den Somnambulen erziehe; dahingegen in Krankheiten derselbe verwildert aufschießt, ohne geregelt und geleitet zu werden. Ist diese Vermuthung richtig, so würde daraus folgen, daß beide Arten an sich eigentlich vollkommen identisch seyen. — Sind diese Zustände als Krankheiten anzusehen? Allerdings jederzeit, und wenn auch der Somnambulism noch so rein, und die Somnambule noch so allwissend schiene; immer treten ja die einzelnen Partien des Geistes aus ihrem Gefüge heraus, und der unbewußte Zustand, in welchem das neue Bewußtseyn

erwacht, ist doch gewiß Krankheit. Ob dies aber so selten geschehe, als es bis jetzt beobachtet worden ist, bezweifeln wir, vermuthen vielmehr, daß sich gar oft in sogenannten nervösen Fiebern (im Typhus vorzüglich) und den Geisteskrankheiten, vielleicht sogar auch im natürlichen Schlafe das Bewußtseyn ermuntere und so ein (oft vielleicht nur schnell vorübergehender) Somnambulism entstehe, der entweder gar nicht beobachtet, oder für das, was er ist, nicht anerkannt wird. Dem Schreiber dieses sind Fälle bekannt, die dies sehr wahrscheinlich machen, und die er bei einer andern Gelegenheit dem nicht bloß neugierigen, sondern wissenschaftlich forschenden Leser mitzutheilen gedenkt. **B. P.**

Somnus (mythol.) griechisch Hypnos, ein Sohn des Erebus und der Nacht, oder allein der Nacht, Zwillingsbruder des ruhegebenden — nicht des schnellereilenden oder furchtbaren Todes (Thanatos) war der Gott des Schlafes oder Schlummers. Er wohnt am Eingange zum Gebiete des Hades (s. Hades) am abendlichen Ende der Welt, mit dem Tode in einem Pallaste, wo er nie die Sonne erblickt. Ruhig und sanft wallt er über Meer und Erde hin. Bei Homer sucht ihn Juno in Lemnos auf, als sie den Jupiter einschläfern wollte. Er lebte hier, weil er die liebreizende Nymphe Pasithea liebte, die dort bei Aphrodite war, und weil er hier besonders verehrt wurde. Doch war dies nicht sein beständiger Wohnort. Juno bat ihn, den mächtigen Hypnos, den Beherrscher der Menschen und unsterblichen Götter, die Augen des Gemahls einzuschläfern, sobald sie ihn liebend umarmt haben würde, und versprach ihm dafür einen schönen mit Gold belegten Schemel, von Hephästos verfertigt. Hypnos weigerte sich. Jeden andern Gott wolle er einschläfern, selbst die Fluthen des Oceans, nur nicht den König der Götter. Denn er hatte schon einmal den Versuch gemacht, als Juno den Hercules nach Kos verschlug, da wollte Jupiter, dadurch erbittert, ihn aus dem Olymp in das Meer schleudern. Kaum konnte er sich zu seiner Mutter, der Nacht, retten, und bloß aus Achtung gegen diese schonte ihn Jupiter. Endlich versprach ihm Juno die Pasithea zur Gemahlin. Dieser Lockung gab er nach. Er setzte sich auf eine hohe Tanne, verbarg sich unter die Zweige und schläferte den Gott ein. Die Dichter geben uns manche liebliche Bilder des Hypnos. Er breitet die Flügel der Vergessenheit über die Iris und besprengt die Augen mit dem Wasser aus Lethe. Auch setzt er sich auf die Augenlieder, und umschattet die Menschen mit seinen Flügeln. Ovid läßt ihn bei den Scythen und Cimmeriern in einer Berghöhle wohnen, wo kein Sonnenstrahl eindringt, und alles mit Nebel bedeckt ist. Kein wachsames Thier, kein rauschender Baum störte hier die ewige Ruhe, aber der Fluß Lethe ging unter dem Felsen hervor, und wiegte sanft murmelnd alles in Schlaf. Am Eingange der Höhle wuchsen Mohn und andere narcotische Pflanzen. Somnus, von Träumen umgaukelt, lag in der Höhle, auf einem, mit schwarzen Decken umhangenen Bette von Ebenholz. Nach Statius (Thebais X. V. 84 ꝛc.) war eine Höhle in Aethiopien sein Aufenthalt, vor welcher die Vergessenheit und Trägheit ihren Sitz haben, und das Geräusch, damit es die ewige Stille nicht störe, abhalten. Sorgenlos liegt er hier auf einschläfernden Blumen in der Höhle, und Schaaren dunkler Träume umschweben ihn. Noch Andere versetzen ihn auf eine Trauminsel, wo er König ist und die Bewohner der herrlichen Stadt, alle verschieden gestaltet, Träume sind. Fledermäuse beleben einen Wald von Mandragorabäumen, welcher die Stadt umschließt, und in derselben sind zwei Tempel, einer der Nacht, einer dem Hahne geweiht. Die Statthalter

des Somnus dort sind Taraxione, der Sohn des Matäogenes, und Plutokles, des Phantasions Sohn. Die Kinder des Schlafs waren die Träume und die vornehmsten von ihnen Morpheus, Icalus und Phobetor. Seine Geschwister waren, außer dem Tode, die Hoffnungen. Die Griechen erbauten ihm keine Tempel, sondern bloß Bildsäulen. Man bildete ihn als einen schlafenden Knaben, halb liegend, halb sitzend, mit Mohnköpfen in der Hand, und zu seiner Seite eine Eidechse oder Erdratze, weil diese Thiere viel schlafen. Auch stellt man ihn als einen Genius mit umgestürzter Fackel dar, und gab ihm zuweilen ein Horn, aus dem er die Träume schüttelt, oder das mit Mohn angefüllt ist.

Sonate. (Sonata oder suonata ital. von suonare klingen) ist ein einfaches Instrumentalstück, welches verschiedene Empfindungen in verschiedenen Sätzen, dem Charakter des spielenden Instruments gemäß, ausdrücken soll. Es ist oder war wenigstens ursprünglich einfach, denn man pflegte das Instrument nicht mehrfach zu besetzen, auch können die musikalischen Gedanken der Sonate selbst, wenn sie dem Charakter des spielenden Instruments gemäß seyn sollen, keinesweges so vielfach und verwickelt seyn, wie in einem mehrstimmigen Instrumentalstücke. Ursprünglich schrieb man Sonaten nur für ein Instrument, besonders für die Violine, späterhin und jetzt fast ausschließend für das Clavier. Und so war die Sonate gleichsam der Monolog eines Instruments, (s. auch den Art. Solo). Noch später kamen erst die Sonaten auf, in welchen das Clavier oder Fortepiano von andern Instrumenten, z. B. Violine oder Flöte begleitet wird, doch nannte man diese auch wohl Trios. Den letztern steht im Wege, daß der Ton des Claviers zu schwach ist, und auch der Ton des Fortepiano sich mit dem Ton anderer Instrumente keinesweges wohl verträgt. Als Instrumentalstück will die Sonate Empfindungen ohne Worte ausdrücken, und da sie dieses dem Charakter eines oder weniger Instrumente gemäß thut, so erklärt sich wohl, warum die Sonate vorzüglich ein Spiel der Töne wird (Klangstück), das weniger im Einzelnen als im Ganzen charakteristischen Ausdruck hat. Der Ausdruck der Sonate ist endlich durch den Charakter des Instruments bestimmt; eine Forderung, welche die neuern Sonatencomponisten nicht immer vor Augen gehabt haben. Sie würde sich vom Instrumentalconzert nur dadurch unterscheiden, daß es hier mehr auf Leistungen höherer Virtuosität abgesehen ist, und das conzertspielende Instrument nur mit diesen aus der Begleitung der übrigen Instrumente hervortritt, dagegen in der Sonate mit weniger Anstrengung unter geringerer Mitwirkung das spielende Instrument seinen Charakter entwickeln soll. In Sonaten für mehrere Instrumente wird entweder das Hauptinstrument nur unterstützt und verstärkt, z. B. bei vielen mit Violoncello begleiteten Claviersonaten, oder die Instrumente suchen abwechselnd sich in dem Ausdruck einer Empfindung und Ausführung eines musikalischen Grundgedankens zu vereinigen; so erweitert sich die Sonate gleichsam zum Dialog der Instrumente, welcher, was das harmonische Verhältniß der Stimmen anlangt, in dem Quartett (s. d. Art.) die Form des vollkommenen musikalischen Gesprächs erhält, von welchem sich mithin die ursprüngliche einfache Sonate allerdings bedeutend unterscheidet. Die Zahl und Anordnung der Sätze war sonst einförmig bestimmt. Gewöhnlich begann die Sonate mit einem muntern Satze in mäßiger Bewegung, ein Andante oder Adagio folgte; hierauf Menuett und Trio und endlich ein Rondo oder Presto; statt des zweiten, dritten oder letzten Satzes bedient man sich auch der Variationen. Ueberhaupt

hat man gegenwärtig mit Recht den alten Schnitt der Sonaten verlassen, und schreibt Sonaten von zwei, drei und vier Sätzen. Weniger ist die Sonate gegenwärtig nach der Phantasie hin begränzt, zu welcher alles hinfließt. Man unterscheidet übrigens Sonaten zur Uebung für den Anfänger; an sie kann man in Hinsicht der Composition billigere Forderungen machen, desto größer in Hinsicht der Methode; und Sonaten für den fertigen Spieler. Eine leichtere Sonate, so wie eine kleinere, aus weniger ausgeführten Sätzen bestehende Sonate nennt man Sonatine. T.

Sonde heißt 1. in der Schiffkunst das Senkblei (Bleiwurf, Bleiloth,) oder das an einer Schnur befindliche Blei, um damit die Tiefe des Wassers zu erforschen; 2. in der Chirurgie ein Werkzeug, womit der Wundarzt die Wunde untersucht. Daher heißt: sondiren, messen, die Tiefe ergründen, und figürlich: etwas ausforschen, Jemand ausholen.

Sonett (ital. Sonetto, franz. Sonnet), eine meist auf 14 gleich lange Zeilen beschränkte poetische Form, die älteste der italienischen Poesie. Früher schon war sie unter den Provençalen einheimisch und bereits im 13ten Jahrhundert gedenkt ihrer der Graf Thibaut von Champagne als einer allgemein üblichen und bekannten Dichtart. Ein völlig geregeltes provençalisches Sonett, in welchem Wilhelm von Amalrichi dem Könige Robert von Neapel Glück wünscht, vom J. 1321, findet sich bei Nostradamus, aus dem es Crescimbeni in seiner Storia della volgar poesia T. I. p. 163 mittheilt. Auf italienischem Boden ward das Sonett ungefähr um die Mitte des 13ten Jahrhunderts einheimisch, als mit dem Geiste provençalischer Dichtkunst auch die Formen derselben in dem sprachverwandten Nachbarlande einzogen. Fra Guittone von Arezzo, der erste namhafte italienische Dichter (st. 1295), war auch der Erste, der dem Sonett, wenigstens in Italien, jene regelmäßigere Gestalt gab, die von Petrarca (gest. 1374) zur höchsten Vollendung gebracht, ein stehender Typus für alle nachfolgende Zeit ward. In Frankreich ward nach dem Untergange der provençalischen Poesie das Sonett nicht weiter bearbeitet, bis es erst im 16ten Jahrhundert dahin zurückkehrte, aber als bout rimé zum leeren Witz- und Reimspiel herabsank. In Deutschland kam es zuerst durch Weckherlin (st. um 1650) und Opitz (st. 1639) zu Ehren. Der Name Klanggedicht, mit dem sie das fremde Kunstwort nur zu treu übersetzten, konnte leicht die Meinung veranlassen, als ob das Wesen des Sonetts lediglich im Klange liege und folglich bloß ein musikalisches sey. Und wirklich erschien nach jenen Vorgängern, nur nicht in ihrem Geiste, eine solche Menge schlechter Sonette, daß schon Joh. Rist (gest. 1667) sehr ernstlich gemeinte Klagen über „stümpernde Sonettenschmide" laut werden ließ. Die südlichen Klänge mußten eine Zeit lang verstummen, um in späterer Zeit desto schöner wieder erweckt zu werden. Nach mehrern verunglückten Versuchen Anderer, z.B. von Westermann 1765 u. im deutschen Merkur 1776, rief Bürger die beinahe verschollene Weise wieder ins Leben. Ihm folgten A. W. Schlegel, Tieck, Novalis, Isidorus, Freimund Reimar (Rückert) u. A. Unsere Zeit darf sich rühmen, die tiefere Bedeutung dieser schönen Form begriffen zu haben, wenn auch Mancher, bald aus Bequemlichkeit und abgeschreckt durch die Mühseligkeit der Gestaltung, bald aus zu weit getriebener Anhänglichkeit an altgriechisch-römische Weisen, bald um einige krankhafte Witzeleien zu Tage zu fördern, mit Hohnlächeln auf sie herabsah. — Was den dem Sonett eignen Mechanis-

was der Form anbetrifft, so besteht dasselbe in der Regel aus 14 eilfsylbigen Zeilen iambischen Maßes (wir halten nämlich gegen Bürgers Beispiel auch im Deutschen die weiblichen Reime — seltene Fälle ausgenommen — für wesentlich) und enthält zwei Hauptabtheilungen von ungleicher Länge, von denen die erste in zwei vierzeilige (Quadernarien), die letztre aber in zwei dreizeilige Strophen (Terzinen) zerfällt. Jede der beiden Hauptabtheilungen hat ihr abgeschlossenes Reimgebiet, so nämlich, daß die beiden Quadernarien (Quatrains) durch zwei vier Mal wiederkehrende Reime sich verschlingen, in den beiden Terzinen (Terzets) aber je zwei und zwei oder je drei und drei Verse zusammenreimen. Ueber die Stellung der Reime nach dem Vorgange der italienischen Meister, an die man sich bei einer von ihnen entlehnten Form doch wohl zunächst zu halten hat, gibt die Sprachlehre des wackern, für die italienische Sprachkunde zu früh verstorbenen Fernow genügende Auskunft. Sie kann in den beiden vierzeiligen Strophen eine dreifache seyn: entweder so, daß die 1ste, 4te, 5te und 8te, und eben so die dazwischen liegenden 4 Zeilen eine Reimverschlingung bilden (geschlossener Reim, rima chiusa), oder daß, was seltner ist, die Reime regelmäßig mit einander abwechseln (Wechselreim, rima alternata), oder daß, was noch seltner vorkommt, beide Weisen verbindend, das erste Quadernario mit wechselnden, das zweite aber mit geschlossenen Reimen gebildet wird (gemischter Reim, rima mista). In den beiden dreizeiligen Strophen herrscht entweder der gedritte Reim (rima atterzata) mit zweimaliger Wiederkehr derselben Reimsylben, oder der Kettenreim (rima incatenata) mit drei Reimen, die ebenfalls wieder auf mannichfaltige Weise gestellt und unter einander verschlungen werden können. Uebrigens kann es nicht auffallen, daß sich in einer Literatur, die sich, wie die italienische, in ihren lyrischen Darstellungen, außer der Canzone, fast allein auf das Sonett beschränkt, mancherlei Abweichungen von jener Normalform vorfinden. Dahin gehören die sogenannten anakreontischen Sonette, mit kürzeren, meist achtsylbigen Zeilen; ferner die geschweiften mit einem Anhange (coda) von einer oder mehrern dreizeiligen Strophen; endlich der Sonettenkranz, der aus einem durch gleiche Reime verschlungenen Cyclus mehrerer Sonetten besteht. So viel über die Form. — Jene beiden obengenannten Hauptabtheilungen sind nicht bloß willkürlich ersonnene, bedeutungslose Formen, sondern hervorgegangen aus dem Wesen des Gedankens, der sich unwillkürlich in Satz und Gegensatz, Bild und Gegenbild zerspaltet. Es muß daher nothwendig nach den ersten acht Zeilen ein Ruhepunkt, ein Abschnitt auch in dem Gedanken eintreten. Ja wir wagen es zu behaupten, und würden im Stande seyn, es durch Beispiele aus der Sonettensammlung des Meisters in dieser Gattung, Petrarca, zu belegen, daß das Sonett erst dann seine wahre Vollendung erreiche, wenn nicht bloß zwischen jenen Hauptabschnitten, sondern auch noch außerdem zwischen den einzelnen Quadernarien und Terzinen eine ähnliche gegenseitige, am liebsten antithetische Beziehung Statt findet. K. F.

Sonne nennen wir jenen großen, am Firmament befindlichen Körper, der sein eigenthümliches Licht hat, und eilf andern Weltkörpern (ohne die Trabanten), die sich um ihn in gesetzmäßigen Bahnen bewegen, Licht und Wärme mittheilt. Nach Copernicus Annahme verändert die Sonne, wie jeder Fixstern, seine Stellung gegen die andern Sterne nicht, und wir finden sie zu jeder Zeit an einem und demselben Orte. Nur uns scheinbar bewegt sich die Sonne um die Erde, indem

eigentlich die Erde um die Sonne läuft. Die Sonne hat einen Durchmesser von 193,360 Meilen, wodurch sie an Flächenraum die Größe aller um sie sich bewegenden Planeten einschließt. Sie bewegt sich um ihre Axe in einem Zeitraum von 25 1/2 Tage. Der mittlere Abstand der Erde von der Sonne beträgt 20 Millionen und etwa 851,000 Meilen oder 24,260 Erdhalbmesser. Am 1sten Juli ist die Erde um 815 ihrer Halbmesser, oder 700,000 Meilen weiter von der Sonne, als am 1sten Januar, welches eine Folge der Excentricität ihrer Bahn ist, wodurch man zugleich sieht, daß ein Unterschied von 11/100 einer Secunde Parallaxe, 24,000 Meilen im Abstande der Erde von der Sonne ausmachen. Die eigentliche Natur der Sonne, so wie die Ursache des immer und ohne Abnahme von ihr ausströmenden Lichts, ist wohl durch manche scharfgedachte Hypothese gemuthmaßt worden, doch hat Niemand noch die eigentlichen Stoffe ergründet, und es scheint auch, als wenn für unsere Sinne hier immer noch ein undurchdringliches Dunkel bleiben würde. Durch die besten Teleskope werden wir nur in ihr helle und dunkle Stellen gewahr, die bald weiter aus einander rücken, bald näher zusammenkommen, und die unter dem Abschnitt Sonnenflecken näher beschrieben sind. P. S.

Sonnenberg (Franz Anton Joseph Ignaz Maria, Freiherr von). Dieser durch sein dichterisches Genie, noch mehr vielleicht durch sein trauriges Ende in der Blüthe der Jahre berühmt gewordene Jüngling war zu Münster in Westphalen den 5ten September 1778 geboren. Von Kindheit auf scheint seine kühne, riesenstarke, aber ungeregelte Phantasie das Uebergewicht über die übrigen Seelenkräfte behauptet zu haben, und da durch seine Erziehung dieses Mißverhältniß nicht aufgehoben wurde, so trat es, als er sich in einer bedeutungsvollen Zeit ohne bestimmten Wirkungskreis sah, nur noch greller hervor und riß ihn endlich in den Untergang. Bereits in einem Alter von elf bis zwölf Jahren, wo er auf dem paulinischen Gymnasium Unterricht genoß, entwarf er nach Klopstocks Messiade, mit der er zufällig bekannt wurde, den ersten Plan zu einem Epos, das Weltende (Wien, 1 Theil 1801, 8.), das alle Fehler eines regellosen gigantischen Umrisses, einer meist schwülstigen unnatürlichen Diction und einer wilden Phantasie vereinigt. Vielleicht mehr um fremde als eigne Wünsche zu befriedigen, studirte er die Rechte, machte in seinem neunzehnten Jahre eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, kam in sein Vaterland zurück, entfernte sich aber zum zweiten Male aus demselben, und durchirrte andre Gegenden Deutschlands. Er lebte sodann zurückgezogen in Drakendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos, Donatoa (erschienen nach seinem Tode zu Halle, 1806, 2 Bd.), welches dergestalt seine ganze Seele erfüllte, daß er Schlaf und Speise, Umgang und jede Lebensfreude dafür aufopferte. Allein seine excentrische Natur zerstörte sich durch ihre eigene Kraft; er endigte freiwillig sein Leben am 22sten November 1805, indem er sich zu Jena aus dem Fenster stürzte. Sonnenberg hatte die Dichtkunst zu seiner eigentlichen Sphäre gewählt, und würde darin bei einer harmonischern Ausbildung seines Innern gewiß etwas Bleibendes geleistet haben. Die Donatoa zeigt ihn als einen Nacheiferer Klopstocks. Bei allen Fehlern in Plan und Ausführung findet man in einzelnen Stellen Tiefe und Fülle, Kraft und Hoheit, und wo er das Zarte und Liebliche, das Rührende und Pathetische darstellt, eine tiefe Innigkeit des Gemüths. Außer der Donatoa erschienen nach seinem Tode auch seine übrigen Gedichte, herausgegeben von Gruber, Rudolstadt 1808.

Sonnenfels (Joseph Reichsfreiherr von), ein sehr verdienstvoller deutscher Schriftsteller, geboren zu Nikolsburg in Mähren 1733, wurde bei den Piaristen daselbst erzogen, und galt, obgleich sein Geist wenig gebildet war, für einen ihrer besten Schüler. Zum Glück vergaß er das Meiste wieder, was er bei jenen Mönchen gelernt hatte, und aus Mangel an Aussichten besserer Art ward er in seinem sechzehnten Jahre Soldat, brachte es in fünf Jahren bis zum Unteroffizier, und lernte von Ueberläufern aus Frankreich und Italien französisch und italienisch und nebenher auch böhmisch. Einige alte deutsche und französische Schriften verdarben seinen Geschmack mehr, als sie ihn bildeten, indessen las er doch, was er nur erhaschen konnte. Nach Ablauf seiner Dienstzeit studirte er zu Wien die Rechtswissenschaft, und wohnte zugleich den Vorlesungen bei, welche sein Vater — der jüdischer Herkunft war, aber sich mit seinen beiden noch ganz jungen Söhnen hatte taufen lassen — einigen Ordensgeistlichen über hebräische Sprache hielt; auch gab ihm sein Vater Unterricht in der rabbinischen Sprache, und da er auch hierin große Fortschritte machte, wurde er demselben als Interpres des Hebräischen bei der niederösterreichischen Regierung adjungirt. Zugleich arbeitete er, um sich practische Rechtskenntnisse zu verschaffen, als Gehülfe eines vornehmen Justizbeamten, und suchte besonders sich gründliche Kenntniß der deutschen Sprache zu verschaffen. Endlich trat er mit einigen deutschen Aufsätzen öffentlich als Schriftsteller auf, und der Beifall, womit sie von den berliner und leipziger Recensenten aufgenommen wurden, bestärkte ihn in dem Vorsatze, sich ganz der deutschen Literatur zu widmen. Nachdem er sich vergebens um eine Professur in Wien beworben hatte, mußte er die Stelle eines Rechnungsführers bei der ehemaligen Arcierengarde annehmen. Dadurch ward er mit Petrasch, dem ersten Lieutenant dieser Garde, bekannt, der ihm 1763 zur Lehrerstelle der Staatswissenschaften auf der Universität zu Wien verhalf. Durch seine Freimüthigkeit zog er sich bald Feinde zu, ließ sich aber nicht in seinem Eifer für die Beförderung der Wissenschaften, die Ausbildung der deutschen Sprache und die Aufklärung seines Vaterlandes stören. Er bewirkte durch seine Schrift über die Abschaffung der Folter (noch früher als Beccaria sein Werk über Verbrechen und Strafen schrieb), die Abschaffung der Tortur in den österreichischen Staaten. Trotz der Bemühungen seiner Feinde, ihn als einen Religionsspötter und Majestätsverbrecher zu stürzen, wurde er von der Kaiserin zum k. k. Rath, 1779 zum wirklichen Hofrath bei der geheimen böhmischen und österreichischen Hofkanzlei, und zum Beisitzer der k. k. Studienhofcommission ernannt, und 1797 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Sonnenfels Schriften sind nicht Werke von großer Erfindungskraft, aber freimüthig und reichhaltig an edeln menschenfreundlichen Gesinnungen. Er hat im peinlichen Rechte, in der Polizei und im Finanzwesen Verbesserungen gelehrt und durchsetzen helfen, die ihm zum unvergeßlichen Ruhme gereichen. Auf der Bühne und in den Hörsälen seines Vaterlandes führte er einen bessern Geschmack ein, und in seinen Werken findet man das Gedrungene und Glänzende, mit Einfalt und Leichtigkeit, feinen Witz und lachende Satire mit rührender oder strafender Moral vereinigt. Er starb am 26. Apr. 1817. — Sonnenfels gesammelte Schriften, 10 Bände, Wien 1783 bis 1787, 8.

Sonnenferne, s. Sonnennähe.

Sonnenfinsterniß, s. Finsterniß.

Sonnenflecken. Diese wird man in der Sonnenscheibe bestän-

dig in parallelen und ähnlichen Linien gewahr, ohne daß sie ihre Entfernung gegen einander für uns merklich ändern. Die für uns am östlichen Rande der Sonnenscheibe erscheinenden Flecke bewegen sich anfangs langsam, gehen nachher immer geschwinder fort, bis sie gegen die Mitte der Scheibe kommen, wo ihre Geschwindigkeit am größten wird; dann nehmen sie wiederum, je mehr sie sich dem westlichen Rande nähern, an Geschwindigkeit ihrer Bewegung ab. Ferner bemerkt man, daß die Flecken, wenn sie an den Rändern der Sonnenscheibe sich befinden, am schmalsten sind, sich aber immer mehr ausbreiten, je näher sie dem Mittelpunkte rücken. Es scheint dies zu beweisen, daß die Sonne eine Kugel ist, die sich stets um ihre Axe von Morgen gegen Abend zu drehet. Vermöge dieser körperlichen Form sehen wir auch die Seitentheile ihrer Oberfläche nur schief, und also die auf ihnen liegenden Flecken unter immer kleinern Winkeln, je näher sie den Sonnenrändern sind. Für uns sind diese Flecken gewöhnlich 12 bis 13 Tage auf der Sonnenscheibe sichtbar, wo sie, wenn sie am westlichen Rande für uns verschwunden sind, erst nach 14 Tagen am östlichen Rande zum Vorschein kommen. Cassini hat durch eine große Menge Beobachtungen gefunden, daß die Zeit, in welcher ein Sonnenflecken sich einmal ganz herumdreht, bis er wieder auf derselben Stelle der Sonnenscheibe erscheint, wo er sich vorher zeigte, 27 Tage 12 Stunden 20 Minuten beträgt. Da in den ersten Tagen des Junius und Decembers die Sonnenflecken in geraden Linien fortgehen und diese die Ekliptik unter einem Winkel von 7 Graden 20 Minuten durchschneiden, so folgt wohl daraus, daß die Sonnenaxe die Ebene der Ekliptik unter einem Winkel von 82 Graden 40 Minuten durchschneidet. Uebrigens sind die Flecken der Sonne gemeiniglich pechschwarz und dieses beweis't schon, daß es nicht bloße in der Sonnenatmosphäre befindliche Dünste sind. Sie sind zuweilen größer als die Oberfläche der ganzen Erde, bald in großen Massen, bald einzeln zerstreut aufgefunden worden. P. S.

Sonnenmikroscop ist eine, einer Zauberlaterne ähnliche Einrichtung, die statt dort durch eine Lampe, hier durch das Sonnenlicht erhellet wird. In einem verfinsterten Zimmer stellt es auf einer weißen Wand kleine Gegenstände so vergrößert dar, daß ihre zartesten Theile sehr genau unterschieden werden können. Es bestehet das ganze Sonnenmikroscop aus einer kleinen Röhre, die mittelst einer runden Büchse in einer viereckigen Platte so befestigt ist, daß sie nach allen Seiten hin gedreht werden kann. Diese Platte kommt nun um das Loch eines Fensterladens zu liegen, durch welches die Röhre gesteckt wird, so daß alles Licht von außen nach dem verfinsterten Zimmer nur durch die Röhre passiren kann. Diese Röhre hat vorn eine Erleuchtungslinse, von innen aber eine Vergrößerungslinse, hinter welcher eine Vorrichtung angebracht ist, daß man die zu erleuchtenden Gegenstände quer durchstecken kann. Ueber der Erleuchtungslinse ist noch von außen ein platter Spiegel angebracht, der so gestellt werden kann, daß er die Sonnenstrahlen auffängt und selbige auf die Erleuchtungslinse parallel mit der Axe wirft, wodurch sie den in ihrem Brennpunkte befindlichen eingeschobenen Gegenstand erleuchtet. P. S.

Sonnennähe und Sonnenferne. Die genauen Beobachtungen über die Bewegung der Planeten um die Sonne haben uns gelehrt, daß die Bahnen derselben nicht Kreise seyn können, sie nähern sich zwar denselben, haben aber doch schon elliptische Form, in dessen einem Brennpunkte die Sonne sich befindet. Es wird daher jeder Planet eine Sonnennähe (perihelium) und Sonnenferne (aphelium)

haben. Die Bewegung der Planeten geschieht auch nicht mit gleichförmiger Geschwindigkeit, sondern in der Sonnennähe am geschwindesten, und am langsamsten in der Sonnenferne. Diese Abwechselung in der Geschwindigkeit trägt nicht allein zur Ungleichheit der natürlichen Tage bei, sondern verursacht auch, daß die Jahreszeiten nicht gleich sind. Auf unserer Erde dauern Frühling und Sommer zusammen ungefähr 186 und Herbst und Winter 179 Tage. P. S.

Sonnensystem. Jeder Fixstern oder jede Sonne, die, nach Copernicus Sätzen, ihren Ort nicht verläßt, ihr eignes Licht hat, und andern Weltkörpern, die sich in gemessenen Bahnen um sie bewegen, Licht und Wärme mittheilt, bildet mit diesen ein System, welches man ein Sonnensystem nennt. Außer den Planeten die sich also unmittelbar um ihre Sonne bewegen, rechnet man noch hierzu, die Trabanten oder Monden, die ihren Lauf um die Planeten und mit diesen erst um den gemeinschaftlichen Fixstern nehmen, und endlich die Cometen, deren Weg von dem Laufe der andern Weltkörper sehr abweicht, weit ausschweift und oft nach Jahrhunderten, ja vielleicht Jahrtausenden erst zurückkehrt. Die Natur dieser Weltkörper, ihr besonderes Licht, der ihnen stets folgende glänzende Streif, alles dieses ist zur Zeit noch in tiefes Dunkel gehüllt. Zu unserm Sonnensystem gehören folgende Planeten: Mercur zunächst der Sonne, nur in einem Abstande von 8 Millionen Meilen, mit einem Durchmesser von 690 Meilen, vollendet seinen Umlauf in 87 Tagen 13 Stunden 15 Minuten unserer Zeit. Diesem folgt die Venus in einer Entfernung von 15 Millionen Meilen von der Sonne, hat einen Durchmesser von 1669 Meilen, und ein Jahr von 224 Tagen 16 Stunden 49 Minuten. Dann kommt unsere Erde in einer mittleren Enfernung von der Sonne von etwa 20 Mill. Meilen, hat einen Durchmesser von 1720 Meilen, und läuft in 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten um die Sonne. Mars hat bei einem Abstande von 32 Mill. Meilen einen Durchmesser von 1148 Meilen und vollendet sein Jahr in 1 Jahr 321 Tagen 23 Stunden unserer Zeit. Ceres vom Astronom Piazzi in Sicilien am 1sten Januar 1801 entdeckt, ist 58 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, hat einen Durchmesser von 400 Meilen, und vollendet ihre Bahn in 4 Jahren 222 Tagen. Pallas, von Olbers zu Bremen am 28 März 1802 entdeckt, ist an 58 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, hat einen Durchmesser von 455 Meilen, und braucht zu ihrem Umlaufe 4 Jahre 221 Tage unserer Zeit. Juno, vom Astronom Harding am 1sten Sept. 1804 entdeckt, soll nur 57 1/2 Mill. Meilen von der Sonne entfernt seyn, hat 309 Meilen im Durchmesser und braucht 4 Jahre 137 Tage zum Umlaufe. Vesta, von Olbers am 29 März 1807 entdeckt, ist nur 48 Mill. Meil. von der Sonne entfernt, legt ihre Bahn in 3 Jahren 228 Tagen zurück. Ceres, Pallas, Juno, Vesta sind nur durch gute Fernröhre zu erkennen. Der Jupiter, 108 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, hat einen Durchmesser von 19,566 Meilen, und gebraucht zu einem Jahre 11 Jahre 315 Tage 14 Stunden unserer Zeit. Saturn hat eine Entfernung von 199 Millionen Meilen von der Sonne, einen Durchmesser von 17,160 Meilen, und gebraucht zu einer jährlichen Bahn 29 Jahre 167 Tage 1 Stunde. Uranus, von Herschel in London am 13ten März 1781 entdeckt, macht den Beschluß, ist 396 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, hat einen Durchmesser von 7241 Meilen, und vollendet seinen Lauf in 84 Jahren 8 Tagen 18 Stunden unserer Zeit. Uebrigens hat unsere Erde einen Trabanten, den Mond, der 51,353 Meilen vom

Mittelpunkte der Erde entfernt ist, 468 1/2 Meilen im Durchmesser hat und seinen Lichtwechsel in 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten 3 Secunden vollendet. Jupiter hat deren 4, Saturn 7 und Uranus 6. Nach Bradley's Beobachtungen ist unsere Sonne von dem nächsten Fixsterne wahrscheinlich mehr als 400,000 mittlere Halbmesser der Erdbahn entfernt, theilt man dieses in zwei Hälften, so kommt für den Wirkungskreis unserer Sonne die Weite von 4 Billionen Meilen heraus, die eine Kanonenkugel erst in 5 Mill. Jahren, wenn ihre Kraft durch nichts geschwächt wird, durchlaufen könnte. Das große System aber, zu welchem unsere Sonne wiederum gehören mag, ist noch von der Milchstraße durch einen ungemein großen leeren Raum, den man sogar mit bloßen Augen wahrnehmen kann, getrennt. Diese Milchstraße besteht selbst aus einem ungeheuern Heer von Sternen, von denen Herschel auf einmal 588 zugleich in dem Felde seines Teleskops zählte, und in einer Viertelstunde 116,000 bei seinem Rohre vorbeigingen. P. S.

Sonnenuhr ist ein Werkzeug, bei Sonnenscheine durch den Schatten eines Zeigers die Tagesstunden zu erkennen, und beruht das Wesentlichste auf die Vergleichung gewisser Linien auf einer Fläche, worauf der Sonnenschatten des eingesteckten Zeigers eine Zeit nach der andern zu erkennen gibt. Die Kunst, Sonnenuhren zu fertigen (Gnomonik), ist daher die Lehre, auf jeder ebenen Fläche eine Sonnenuhr zu verzeichnen. Man theilt die Sonnenuhren ab in unbewegliche und bewegliche; erstere stehen auf Postamenten an Wänden und Mauern, und theilen sich in Horizontal-Uhren, oder solche, wo die Stunden auf wagerechter Fläche verzeichnet sind, und Vertical-Uhren, die ihre Eintheilung auf senkrechter Fläche haben, ab. Eine solche Uhr ist regulär, wenn die senkrechte Fläche gerade gegen eine der vier Weltgegenden gerichtet ist; es gibt daher Morgen-, Abend-, Mittag- und Mitternacht-Uhren; irregulär ist sie, wenn die Fläche nicht ganz wagerecht, sondern auf eine oder die andere Seite geneigt ist, und kann dann zwei Seiten haben, eine obere, die gegen den Himmel, und eine untere, die gegen die Erde gekehrt ist. Die beweglichen Sonnenuhren können nach der Polhöhe jedes Orts gerichtet werden, und stellen in einer runden oder viereckigen Büchse eine horizontale Sonnenuhr vor, die mittelst einer kleinen darin schwebenden Magnetnadel gestellet wird. Im Jahr 1741 wurde auf dem tusculanischen Berge aus den Ruinen einer Villa die erste alte Sonnenuhr hervorgezogen. Der Körper dieses Stundenzeigers ist ohne das Fußgestelle, ein Parallelepipedum von gleicher Breite und Höhe von etwa 8 Zoll und hat 18 Zoll Länge. Die Fläche des Sonnenwendecirkels steht auf dem Gestelle der Uhr so, daß sie mit derselben einen rechten Winkel macht. In diese Masse ist eine fast sphärische Höhlung gehauen, die den vitruvianischen Halbkreis zwei Mal darstellt, einmal in Horizontal- und einmal in Verticalfläche. Die darauf gezogene Stundenlinie schneidet elf Mal die drei Linien oder Bogen, von denen der mittlere den Aequator vorstellt, und die beiden äußern Sonnenwendecirkel sind. Der Stundenzeiger war bis auf eine Kleinigkeit für die dortige Polhöhe, wo er gefunden worden, richtig. Man sagt, um die 50ste Olympiade sollen die Sonnenuhren aus Babylon nach Griechenland gekommen seyn, und Herodot ist wohl der erste unter den Griechen gewesen, welcher der zwölf Tagtheile und des Schattenzeigers gedenkt; Plinius schreibt dem Anaximenes von Mileto, einem Schüler des Anaximander, die Erfindung der Sonnenuhren zu. Die tragbaren magnetischen Sonnenuhren sind von dem berühmten

Papst Sylvester im 10ten Jahrhundert erfunden. Sebastian Münster, zu Ingelheim 1489 geboren, schrieb die erste gründliche Anweisung zur Gnomonik. Später sind mehrere sehr sinnreiche und schätzbare Veränderungen mit diesem einfachen Instrumente vorgenommen worden, unter denen besonders die Theorie der Azimuthaluhr von Lambert und Hahns Aequinoctial-Minuten-Sonnenuhr die merkwürdigsten sind. Im vorigen Jahrhundert hat Cassini, ein berühmter Astronom zu Bologna, ein Gnomon auf einem horizontalen Boden einer Kirche entworfen, wo er eine sehr genaue Mittagslinie zog und dann gegen Süden 1000 Zoll über den Boden eine schmale Oeffnung anbrachte, durch welche das Sonnenlicht in dem Augenblick des Mittags gerade auf diese Linie fiel. P. S.

Sonnenwenden. Die Zeiten der längsten und kürzesten Tage nennt man die Zeiten der Sonnenwenden (Solstitia); sie treten zwei Mal im Jahre ein, nämlich am 20sten März und 23sten Sept., wo auf der ganzen Erde die Länge des Tages und der Nacht gleich ist, überall die Sonne genau um 6 Uhr auf- und um 6 Uhr untergeht. Man nennt diese Zeit auch die Tag- oder Nachtgleichen (Aequinoctia). Zu jeder andern Periode ist an den meisten Orten die Länge der Tage und Nächte, die von der geographischen Breite abhängt, verschieden, sie erfolgt ganz regelmäßig und daher geht die Sonne an jenen Oertern nie zwei Tage nach einander um dieselbe Zeit auf und unter. Diese Erscheinung wird deutlich, wenn man die scheinbar gegen den Aequator schräge liegende und um 23 1/2 Grad gegen denselben sich neigende jährliche Kreisbahn (die Ekliptik) betrachtet. Die Sonne rückt nach dieser Annahme vom Aequator nach und nach gegen Norden oder Süden zu dem Krebs- oder Steinbockswendecirkel und so fängt sie an, ihre Strahlen um eben so viele Grade in Ansehung des Punktes vom Meridian, der senkrecht unter ihr liegt, jenseit des Pols zu werfen, gegen den sie rückt, und von dem gegenüber liegenden Pole in der Maße zurückzuziehen, als sie sich vom Aequator entfernt hat. Erreicht sie endlich in einem Abstande von 23 1/2 Grad nordwärts dem Krebswendecirkel, so steht sie senkrecht über jenem Punkt und ihre Erleuchtung reicht bis 23 1/2 Grad dißseit des Südpols. Eben so verhält es sich, wenn die Sonne den Steinbockswendecirkel 23 1/2 Grad südwärts vom Aequator erreicht. Im erstern Falle werden daher alle vom nördlichen und im letztern alle vom südlichen Polarcirkel eingeschlossenen Polargegenden beständig von der Sonne erleuchtet werden, die vom südlichen Polarcirkel begränzten Gegenden aber in jenem und die vom nördlichen in diesem Falle beständig in der dunkeln Halbkugel bleiben. Ist aber die Sonne zwei Mal im Jahre, nämlich am 20sten März oder am 23sten Sept., im Aequator selbst, so muß auf der ganzen Erde Tag und Nacht gleich seyn, nämlich jede Dauer 12 Stunden betragen, weil dann vom Aequator als einem größten Kreise unter allen Zonen, von ihm bis zu den Polen, obgleich unter einem kleinern Neigungswinkel, die Hälfte über dem Horizont steht. P. S.

Sonnenzeit heißt die nach dem scheinbaren täglichen Umlaufe der Sonne bestimmte Abmessung und Eintheilung der Zeit. Sie ist gewöhnlich zu verstehen, wenn man ohne allen weitern Zusatz von Zeit redet. Es gibt eine wahre und eine mittlere Sonnenzeit. Der wahre Sonnentag ist der Zeitraum von einem Mittag oder Durchgange des Mittelpunkts der Sonne durch den Mittagskreis zum andern. Man theilt ihn, er mag lang oder kurz seyn, in 24 gleiche Theile, welches die wahren Sonnenstunden sind. Die Stunde wird wieder in 60 Mi-

nuten, die Minute in 60 Secunden, die Secunde in 60 Tertien u. s. w. eingetheilt. Da die Sonne mit einer eignen scheinbaren Bewegung in der Ekliptik fortrückt, und nicht immer bei denselben Sternen erscheint, sondern täglich fast um einen Grad weiter morgenwärts von dem vorigen Fixstern kommt, so gibt ihre scheinbare Laufbahn kein unveränderliches Zeitmaß. Dies gewährt nur der Sterntag. Wenn der Fixstern, mit dem die Sonne gestern durch den Mittagskreis ging, heut durch den Mittagskreis geht und der Sterntag vorbei ist, so steht die Sonne fast noch einen Grad morgenwärts vom Mittagskreise ab, und hat noch gegen 4 Minuten nöthig, um ihn völlig zu erreichen. Mithin sind die Sonnentage um beinahe 4 Minuten länger als die Sterntage. Die Sonnentage sind aber unter sich selbst von ungleicher Länge, weil das scheinbare Fortrücken nicht jeden Tag gleich viel beträgt. Diese Ungleichheit rührt theils von dem ungleichen Laufe der Sonne in der Ekliptik her, indem sie im Sommer täglich nur 57 Minuten, im Winter aber 61 Minuten fortrückt; theils wird sie dadurch verursacht, daß dieses Fortrücken in der Ekliptik geschieht, deren Richtung im Mittagskreise nur selten gerade morgenwärts geht, daher die Sonne sich nicht um die ganze Größe ihres Fortrückens in der Ekliptik, sondern nur um einen Theil derselben morgenwärts schiebt. Die wahren Sonnentage sind also um die Wintersonnenwende am längsten, weil um diese Zeit die Sonne nicht nur am schnellsten, sondern auch ganz parallel mit dem Aequator fortzurücken scheint. Aus dem Angeführten wird klar, daß unsere Uhren als mechanische Werkzeuge nicht mit der wahren Sonnenzeit übereinstimmen können; diese Uebereinstimmung findet nur bei den Sonnenuhren Statt. Eine Ausnahme macht jedoch die Akademieuhr in Berlin, die vermöge eines eigenen kunstreichen Mechanismus das ganze Jahr hindurch die wahre Sonnenzeit anzeigt. Um nun doch ein gleichförmiges Zeitmaß aus dem Laufe der Sonne zu erhalten, nahm man aus den ungleichen Längen der wahren Sonnentage eine mittlere Größe im Durchschnitt, welche man die mittlere Sonnenzeit oder mittlere Zeit nennt. Bei derselben bleiben sich die Tage einander völlig gleich, folglich sind auch ihre Stunden, Minuten, Secunden u. s. w. ganz gleichförmig. Um die wahre Sonnenzeit in die mittlere leicht verwandeln zu können, hat man eigene Tabellen. Eine Uhr, welche die mittlere Zeit genau angibt, muß zwischen zwei Culminationen eines Fixsterns um 23 Stunden, 56 Minuten und 4 Secunden fortrücken.

Sonntagsbuchstabe ist in der Chronologie derjenige Buchstabe, welcher im Calender den Sonntag das ganze Jahr durch andeutet. Man sehe den Art. Cyclus. P. S.

Sonntagsschulen sind, wie sie jetzt bestehen, Surrogate, die hauptsächlich in solchen Staaten unentbehrlich werden, wo das Volksschulwesen nicht gehörig eingerichtet, und für die regelmäßige Theilnahme der Jugend am Schulunterrichte in den Wochentagen nicht ernstlich gesorgt ist. Weil es allenthalben Lehrlinge und Dienstboten gibt, deren Geistesbildung vor ihrem ersten Abendmahlsgenusse vernachlässigt wurde, und an Fabriköntern die Kinder, die man in den Wochentagen zur Arbeit braucht, die öffentliche Schule gar nicht besuchen können, so hat man hier und da die Einrichtung getroffen, daß solche verwahrloste Individuen Sonntags einige Stunden lang im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Religion unterrichtet werden. Dies ist in Oesterreich, Bayern und einigen kleinern Staaten Deutschlands auf Befehl der Regierungen, anderwärts freiwillig für die aus der Schule entlassenen

Jugend, in England aber für die Kinder der Armen und Fabrikarbeiter durch die Armenpfleger und wohlthätige Gesellschaften veranstaltet worden. Sonntagsschulen, wie sie in den Zusammenhang einer zweckmäßigen Verfassung des Volksschulwesens gehören, müßten Gelegenheiten zur vollkommnern Ausbildung in nützlichen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten für die der Schule entwachsene Jugend seyn, damit diese nicht nur vor dem unter der Last der Werkeltagsarbeit gewöhnlichen Vergessen des in der Schule Erlernten bewahrt, sondern auch weiter geführt werde, als in den Kinderjahren geschehen kann. E.

Soolbäder. Diese Bäder ähneln den Seebädern. Zwar geht ihnen der große Eindruck ab, womit der Anblick des Meeres die Seele erfüllt, es fehlt ihnen die Seeluft und das eigenthümliche Wogen; dafür hat aber die Soole den Vorzug, daß sie das Seewasser so sehr an Gehalt übertrifft, daß auch die schwächste Soole doch noch einmal so viel feste Theile enthält, als das Wasser der Ostsee. Selbst die schwächste Soole bedarf eines Zusatzes von Wasser, und man kann daher den Soolbädern durch Hülfe einer Soolenspindel immer einen bestimmten Gehalt geben, und ihn nach und nach verstärken. Der Kranke bleibt so lange im Bade, bis die Haut warm und roth wird. Das Bad wird auf 18 bis 20 Grad Reaumur erwärmt, anfangs wärmer und nachher immer kühler gemacht. So wie ein pustulöser Ausschlag auf Brust und Rücken entsteht, hört man auf zu baden. Mit der Abschuppung desselben ändern sich gewöhnlich die Zufälle, wider welche man das Bad genommen hat. Durchgehends macht dasselbe Appetit und befördert den Schlaf. Vermöge des in ihnen enthaltenen Kochsalzes haben die Soolbäder folgende Wirkung: Sie vermehren die Thätigkeit der Haut, daher ihre Wirksamkeit in allen Arten von Hautkrankheiten, besonders in Knochengeschwüren skrofulöser Kinder; sie wirken auf die Saugadern, daher die Kräfte derselben gegen alle skrofulöse Affecten, Atrophien, böse Augen, angeschwollene Drüsen, Knochenfraß, Leucorrhoe und ähnliche Uebel; sie leiten durch ihren Hautreiz die Säfte von den innern Theilen nach der Oberfläche, und können daher bei mancherlei Congestionen heilsam seyn. Man rühmt sie bei Brustkrankheiten, dem Blutspeien, Lungenknoten u. s. w. — Auch kann man die Soole trinken, wobei man sie gewöhnlich mit Milch versetzt. — Musterhaft ist das von Reil eingerichtete Soolbad bei Halle.

Sophisten. Dieser Name einer gewissen, durch eigenthümliche Merkmale unterschiedenen Classe griechischer Lehrer der Beredsamkeit und Philosophie, welche in dem 5ten Jahrhunderte vor Chr. Geb. lebten, bezeichnet eigentlich Weise, und wurde aus gelehrtem Stolz von diesen Männern angenommen. Da sie aber die Wissenschaft, welche sie lehrten, auf eine unerhörte Weise mißbrauchten, durch Dünkel und Anmaßung sich lächerlich machten, und wegen ihrer schädlichen und höchstverderblichen Grundsätze, welche sie mit der empörendsten Frechheit und Schamlosigkeit predigten, sich den Haß und die Verachtung nicht bloß der sokratischen Schule, sondern aller Vernünftigen zuzogen, so ward dieser Name zum Schimpfnamen, und bezeichnet Menschen, die durch Trugschlüsse den Verstand verwirren, und durch nichtige Spitzfündigkeiten und scheußliche Grundsätze die klare Ueberzeugung von den erhabenen Lehren einer vernünftigen Theologie und Moral zu trüben suchen. Die Geschichte des griechischen Volks nennt eine bedeutende Zahl von Männern, die in die Classe der Sophisten gehören, so verschieden sie auch sonst durch Geburtsort und Kenntnisse waren. Die berühmtesten sind: Gorgias von Leontium in Sicilien, Protagoras von

Abdera, Hippias von Elis, Prodikus von Keos, Thrasimachus von Chalcedon in Kleinasien. Alle diese Männer lebten in Einem Jahrhunderte, in dem Zeitalter des Perikles und Sokrates, und kamen darin mit einander überein, daß sie Lehrer der Physik, Geometrie und Arithmetik, Astronomie, Musik, Theologie, Moral, Dialectik und Beredsamkeit waren. Schon diese Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die sie unter einem Volke, welches in der höchsten Blüthe stand, lehrten, kann zum Beweise dienen, daß sie ihren Geist in einem gewissen Grade ausgebildet hatten, und in der That erwarben sie sich Verdienste um die Wissenschaft, indem sie die ersten Bearbeiter der Kunst zu sprechen, ferner der Grammatik und der Moral waren. Und da sie alle diese Kenntnisse in einer blühenden Sprache mündlich und schriftlich vortrugen, so ist es kein Wunder, daß sie überall, wo sie auftraten, mit Enthusiasmus aufgenommen und mit Entzücken und Bewunderung angehört wurden. Ihren Unterricht ließen sie sich theuer bezahlen, und auch dadurch machten sie sich kenntlich. Uebrigens waren sie nicht müßige Denker und Stubengelehrte, sondern sie zeichneten sich auch nicht selten im Dienste für ihr Vaterland aus. Wenigstens ist es gewiß, daß Gorgias, Prodikus und Hippias nicht selten bei schwierigen Unterhandlungen gebraucht wurden. Aber so glänzend auf der einen Seite die Sophisten als Männer erscheinen, die mit ihrem Geiste den ganzen Vorrath der Kenntnisse ihres Zeitalters umfaßten, nicht ohne glücklichen Erfolg bearbeiteten und vermehrten, so wenig kann geläugnet werden, daß sie, von ihrer Schattenseite betrachtet, um so verwerflicher und hassenswerther sind. Zuerst thaten sie sich durch die unverschämte Prahlerei, mit welcher sie sich für die alleinigen Inhaber aller göttlichen und menschlichen Weisheit ausgaben, als lügenhafte oder eingebildete Großsprecher kund. Zweitens mißbrauchten sie die Wissenschaft, um die verächtlichste aller Begierden, Habsucht, zu befriedigen. Drittens wurden sie eine wahre Pest ihrer Zeitgenossen, indem sie wirkliche Prediger der Irreligiosität und Unsittlichkeit waren, und alles über den Haufen warfen, was dem bessern Menschen heilig und theuer ist. Sie läugneten nämlich geradehin das Daseyn eines mächtigen und verständigen Wesens, erklärten alles für Wirkungen des blinden Ungefährs, und leiteten alle religiösen Begriffe von der verschmitzten Klugheit irgend eines listigen Mannes ab, der, nachdem die Menschen lange als Vieh in den Wäldern gelebt, und sich mit Knitteln und Fäusten um Eichelmast geschlagen, diesen Barbaren durch die Erdichtung von strafenden Göttern Furcht eingeflößt und sie zu einer bessern Ordnung der Dinge genöthigt habe. In Rücksicht der Moral waren ihre Grundsätze nicht weniger scheußlich. Das Faustrecht, behaupteten sie, sey das einzige Naturgesetz; alle Handlungen seyen gleichgültig, weder gut noch böse. Dieser Unterschied werde erst durch die positiven Landesgesetze bestimmt, daher die verschiedenen Völker auch verschiedene Begriffe von der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit einzelner Handlungen hätten. Thorheit sey es, Güte oder Gerechtigkeit zu beweisen; denn eine solche Handlungsweise, lehrten sie, ist mit so vielen Nachtheilen verknüpft, daß kein Mensch von gesundem Verstande sich dazu entschließen kann. Nach diesen Principien erklärten sie denn jede Art von Betrug, von Diebstahl, von Raub, von Gewaltthätigkeit für erlaubt; behaupteten, daß Mäßigkeit und Enthaltsamkeit nur Merkmale schwacher Seelen seyen; daß vielmehr die wahre Glückseligkeit des Menschen in der Befriedigung aller Begierden bestehe. Dies war die schändliche Lehre der Sophisten, die noch hassenswerther erscheinen, wenn man sieht, daß sie diese Grund-

sätze auch um deßwillen vortrugen, weil sie durch dieselben recht viele Zuhörer, die ihre Geldsucht befriedigten, an sich zu ziehen hofften. Denn dieselben Menschen, welche das Laster so ungescheut predigten, waren eben so beredte Lobredner der wahren Sittlichkeit, wenn sie fürchten mußten, hier oder dort durch jene Grundsätze anzustoßen, und reiche Schüler von sich zu entfernen. Galt es also, durch wahre Sittenlehre Geld zu verdienen, so arbeiteten sie die zierlichsten Reden zum Lobe der Tugend aus. Eine solche Rede ist die herrliche Erzählung des Prodikus von Hercules am Scheidewege, die eine der sinnvollsten, ausgearbeitetsten und lehrreichsten Dichtungen des ganzen Alterthums ist. Sie wird vom Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates Buch II. Cap. 1. mitgetheilt, und verdient mit Recht die Lobsprüche, die ihr zu allen Zeiten von den einsichtsvollsten Richtern in Sachen des Geschmackes ertheilt worden sind. Die Sophisten waren ferner die Erfinder und Bearbeiter der verderblichen Sophistik, das ist, der Kunst, alles, selbst entgegengesetzte Sätze, zu vertheidigen; die unläugbarsten Wahrheiten ungewiß und die größten Ungereimtheiten wahrscheinlich zu machen. Dieses bewirkten sie vorzüglich durch eine Menge von Trugschlüssen und verfänglichen Fragen, durch welche sie ihre Gegner so zu verwirren wußten, daß diese den Weg aus dem Labyrinthe des Irrthums nicht fanden, und ihnen am Ende alles zugaben, was sie behaupteten. Diese Kunst war ein desto gefährlicheres Werkzeug in den Händen jener Wissenschaftsverderber, weil sie durch dieselbe bei der unerfahrnen Jugend sich in das Ansehen von alles umfassenden Weisen setzten, und diese glauben machten, daß sie im Besitze aller Geheimnisse des Himmels und der Erde wären. Viele ihrer Beweisführungen und Schlüsse waren allerdings ungereimt; aber sie überraschten und blendeten auf den ersten Anblick. So bewies z. B. Gorgias in einer Schrift von der Natur, 1. daß gar nichts wirklich sey, 2. daß, wenn auch etwas wirklich wäre, dies doch gar nicht erkannt werden könne, und 3. daß, wenn es auch erkennbar wäre, es doch in Worten schlechterdings nicht mitgetheilt werden könnte. Prodikus aus Keos bewies in einer Rede, die Aeschines anführt, daß das Leben kein wünschenswerthes Gut sey, und die Furcht vor dem Tode suchte er dadurch zu entfernen, daß er den Tod für ein Unding erklärte, indem derselbe die Lebenden nicht träfe, weil diese mit dem Tode nichts zu schaffen hätten, und die Verstorbenen auch nichts angehe, weil diese gar nicht mehr sind. Protagoras hob durch dergleichen sophistische Künste allen Unterschied zwischen Wahrheit und Falschheit auf. Er behauptete, daß der Mensch der Maßstab aller Dinge sey, und daß nur das wirklich existire, was und wie er es sich vorstelle. Da nun aber jeder Behauptung eine andere entgegengesetzt werden könne, auch werde, so sey es Thorheit, sich über eine Sache zu streiten, und Widerlegung sey vollends unmöglich. Alle diese Gedanken haben doch eine Richtung auf große und wichtige Gegenstände; aber unter der Schaar von Schülern, welche die Sophisten hatten, gab es auch eine große Menge, die sich durch die lächerlichsten, trivialsten und absurdesten Behauptungen in ein gewisses Ansehn zu setzen suchten. Oder wollten sie vielleicht als elende Possenreißer bloß das Zwerchfell ihrer Zuhörer erschüttern und dadurch etwas verdienen? Nach der Natur gezeichnet sind dergleichen elende Wichte von Platon in dem Euthydemos, in welchem Gespräche er, in den Personen des Euthydemos und Dionysodorus, das ganze Gezücht abschildert und der Verachtung preisgibt. Nur Ein Beispiel finde hier Platz. Dionysodorus spricht: Sage mir, Ktesippus, hast Du einen Hund?

Kt. Ja, und zwar einen sehr bösen. D. Hat er Junge? Kt. Ja, von eben der Art. D. Ist nicht ein Hund der Vater derselben? Kt. Ich habe selbst gesehen, wie sie sich begatteten. D. Ist nicht der Hund auch Dein? Kt. Allerdings. D. Nun so ist er als Vater Dein! Also ist Dein Vater ein Hund, und die jungen Hunde sind Deine Brüder! — Durch solche elende Spitzfündigkeiten, die auf Vermischung grammatischer und physischer Verbindung beruhten, suchten diese gelehrten Klopffechter als feine Denker und tiefe Forscher zu erscheinen. So gering aber auch der eigentliche wissenschaftliche Werth aller dieser Aeußerungen der Denkkraft war, so dienten sie doch dazu, den Geist in Thätigkeit zu setzen, und wir müssen den Verlust sämmtlicher Schriften der Sophisten auch in so fern bedauern, als wir bei diesem allgemeinen Untergange der schriftlichen Denkmale von ihnen selbst nur aus den Nachrichten anderer Schriftsteller über sie urtheilen können. Diese sind indessen so einstimmig und so gewichtvoll, daß wir wohl nicht anders urtheilen würden, wenn wir auch mit eigenen Augen sehen könnten. Die eigentliche Blüthe der Sophisten fällt, wie schon bemerkt, in die Periode von den persischen Kriegen 490 bis zum Tode des Sokrates, 400 vor Chr. Geb. Einen flüchtigen Blick verdient noch der Umstand, woher es kam, daß unter den Griechen solche Männer, als die Sophisten waren, nicht bloß auftreten konnten, sondern auch eine geraume Zeit hindurch herrschten. Wir können uns aber darüber eben so wenig wundern, als wir es nicht befremdend finden, daß ein Sokrates in Griechenland reifte. Der universelle Geist der Griechen hat sich in allen möglichen und denkbaren Formen gezeigt, eine Bemerkung, die einer besondern Untersuchung wohl werth wäre. Uebrigens läßt sich auch aus dem damaligen Zustande der wissenschaftlichen und religiösen Cultur unter den Griechen die Erscheinung der Sophisten hinreichend erklären. Nur im Werden war dieselbe; nur Anfänge der Wissenschaften waren vorhanden; Moral und Theologie waren noch gar nicht zum Gegenstande tiefer und gründlicher Forschungen gemacht worden. Dieses große Verdienst erwarb sich erst später die sokratische Schule. Kann es uns daher befremden, wenn habsüchtige und zugleich seichte Menschen, die nichts weniger als gründliche Forscher waren, sich an jenen erhabenen Gegenständen des menschlichen Wissens so schrecklich versündigten, vorzüglich da die eleatische Schule die Objectivität der Erfahrung und Sinnenerkenntniß ungewiß gemacht, und die Logik in eine Dialectik verwandelt. Endlich ziehe man noch die demokratische Vorstellung der griechischen Staaten, die jeder Geistesthätigkeit völlig freien Spielraum ließ, in Erwägung. So wenig daher auch unter dem hebräischen Volke oder unter den Römern Sophisten entstehen konnten, so begreiflich ist diese Erscheinung bei den Griechen. Kl.

Sophokles. Indem wir im Begriff sind, von einem Individuum zu sprechen, in welchem ohne alle Widerrede das griechische Drama seinen Silberblick, oder, verständlicher zu reden, seine höchste Blüthe gefunden hat, von einem Dichter, der es zweifelhaft gemacht hat, ob man sagen solle: ihn habe das Drama verherrlicht, oder er habe diesem erst seine Ehre gegeben — können wir es uns nicht versagen, einiges Wenige über das griechische Schauspiel überhaupt, nach unserer Ansicht, vorauszuschicken. Läßt man unsern Gesichtspunkt wenigstens für uns gewähren — und warum sollte man das nicht jedem gern zugestehen, da doch jeder nur mit seinen Augen sehen kann? — so sind wir dann am besten im Stande, uns über den trefflichen Dichter verständlich vernehmen zu lassen. — Wir verkennen das Bedeutungs-

volle der schlegelschen Unterscheidung zwischen griechischem und romantischem Schauspiel, und der Vergleichung des erstern mit dem Plastischen und des letztern mit dem Pittoresken keineswegs, aber weniger sind wir mit den Ansichten des trefflichen Aesthetikers von Drama dem Epos gegenüber zufrieden. Daß das griechische Schauspiel nicht etwa bloß die zufällige Frucht der Festgesänge an den Dionysien der Athener war, sondern eine der schönsten und eigenthümlichsten Blüthen, die nach dem Rathe der Götter in dem sinnreichen Volke der Griechen aufgehen sollten, überhaupt eine der vielen herrlichen Hervorbringungen, die der ewigwaltende Genius der Menschheit der alten heidnischen Welt zum Erbe und Nußtheil angewiesen hatte, gibt wohl jeder Verständige zu. Aber was war nun griechisches Drama? — Wir werden in der Kunst und Poesie immer den Alten den Vorzug und den Preis lassen müssen, zufrieden, daß uns dafür das heilige Mysterium des Wissens, der Wahrheit, aufgeschlossener und zugänglicher ist, als es jenen war. Die alte heidnische Welt war selbst nur Symbol und Typus durchgängig, und so konnte ihre höchste geistige Blüthe keine andere seyn, als Poesie, Kunstbildung, diese herrliche Puppenhülle, in welcher die himmlische Psyche eingesargt, einpapillotirt ist, bis sie zur Zeit der Reife durchbricht, und frei im Sonnenlicht umherflattert. Aber das griechische Volk war der Liebling und das freilich auch sehr genug verzärtelte Schooskind des Musengottes, die eigentliche Blüthe am herrlichen Stamme der Kunst der alten Zeit. Der Charakter der griechischen Kunst ist darum dasjenige, was eben Charakter der Kunst überhaupt, nämlich da, wo es nur der Kunst gilt, ist reine Idealität der Form, versteht sich nach der Individualität des griechischen Geistes, der selbst ein treuer Abdruck seines Bodens und Clima's war, mit dem Stempel des Edeln und Einfachen bezeichnet. — Merkwürdig ist es nun, bis in die fabelhafte, ungeschichtliche Zeit des griechischen Volks geht die Entstehung des einzigen Epos, das die Welt kennt, des homerischen Gedichts zurück, in jene Zeit, wo das alte herrliche Heldengeschlecht nicht einmal ganz vergangen und das griechische Volk noch in der schönen Epoche seines kindlichen Lebensgenusses war, der das Spiel noch als Ernst behandelt, und den wandernden Sänger als einen wahren Boten Gottes aufnimmt. — Das Drama aber sehen wir in einer Zeit des griechischen Staatenbundes entstehen, mit Blitzesschnelle den höchsten Gipfel erreichen und eben so eilig wieder sinken, in welcher Griechenland seine höchste politische Höhe erreicht hatte, über die Periode der Kindlichkeit und Kindheit längst weg war, fein bürgerlich und hausväterlich seine Verfassung handhabte und, in den prosaischen Lebenstag übergegangen, das Spiel als Spiel zu behandeln verstand. Betrachten wir diesen Umstand genauer, und er wird uns einen hellen Aufschluß über das Wesen des griechischen Drama geben. — Es war eine herrliche Zeit für das griechische Volk, die Zeit nach dem glücklich bestandenen großen Kampfe mit den Persern, nach den Schlachten bei Marathon, Salamis und Platää; und nach der sinnreichen Zusammenstellung unsers Lessing benutzte die tragische Muse sogar den einen der genannten geweihten Orte, ihre drei Lieblinge „in einer vorbildenden Gradation" zu versammeln. „Der kühne Aeschylus half bei Salamis siegen. Der blühende Sophokles tanzte um die Trophäen; und Euripides ward am Tage des Siegs auf eben der glücklichen Insel geboren." Jetzt war die politische Existenz Griechenlands gesichert. Seinem Wohlstande thaten sich von allen Seiten her die ergiebigsten Quellen auf. In dem großen glänzenden

Athen stiegen die Künste und Wissenschaften schnell zu einer außerordentlichen Höhe. Die eigenthümliche Anlage des griechischen Volks bildete sich nun eigentlich universell, das ganze Volk in den Kreis der Bildung hereinziehend, aus. Die Periode der Cultur (so könnten wir sie etwa bezeichnen), die Periode, in welcher eine Nation, der Kindheit entwachsen, was sie dadurch an Innigkeit und Lebendigkeit der Poesie verloren hat, an Klarheit und schöner Vollendung der Form wieder gewinnt, und was in dem Kindesalter, auf Einzelne gehäuft, diese zu Riesengestalten vergrößerte, nun über alle vertheilt, zwar den Anstrich des Großen und Wunderbaren entbehrt, dafür aber auch über das in die natürliche Gesichtslänge gesetzte Profil des Ganzen einen durchgängig ungetrübten Schimmer des Ideals verbreitet, ahnet man wohl, was wir in dieser unverhältnißmäßigen Kürze andeuten wollen? Die Periode der Cultur war für Griechenland erschienen. — In dieser Periode entstehen eigentlich erst die rechten Werke der Kunst eines Volks, und wenn die Pyramiden Aegyptens offenbar in eine Zeit gehören, wo noch die Kraft und Bildung des ägyptischen Volks, nach wahren Riesenverhältnissen, in einem vereinigt war, indeß die übrigen Menschen nur wie die Blätter an dem herrlichen jugendlichen Stamme rauschten, so gehören die Ruinen zu Persepolis größtentheils einer Periode an, wo das Reich des Orients in seiner höchsten und weitverbreitetsten Blüthe stand, und der Baum nicht mehr bloß Blätter trieb, sondern im reichsten Blüthenschnee prangte. In dieser Periode gilt der Sänger nichts mehr, der von Haus zu Haus wandert, und mit seiner himmlischen Leier diesen oder jenen Einzelnen ergötzt. Ein Volk, zumal so für die Kunst bestimmt, wie das griechische, fodert nun Gesang und Spiel für alle, und die Sonne in der Mittagshöhe bescheint nicht mehr bloß die Kronen der Berge, sondern ihr glühender Strahl dringt auch in das niedrige Thal, und vergoldet die mit Reben umzogene Hütte des Einsiedlers. Jetzt konnten in Griechenland die Phidias und Praxiteles ihre Meisterwerke aufstellen, und das Volk gab willig seine Schätze her, um an diesen Kunstaltären zu opfern. Jetzt entstanden in Athen die herrlichen Propyläen, das Odeum, die ewigen Tempel der Götter. Jetzt bildeten sich in Griechenland die wunderbaren Spiele zu Olympia, Nemäa und auf dem Isthmus aus, die die wahre Kunstblüthe des ganzen Volks waren. — Und welche andre Dichtungsart konnte jetzt an die Stelle des kindlichen homerischen Epos, mit welchem der Rhapsode von Orte zu Orte wanderte, und das vom Anfang gewiß nur ein bunter Blumenstrauß griechischer Romanzen war, treten, als das Drama? — Drama im eigentlichen Sinne. — Schauspielhäuser, die ein ganzes Volk faßten, wurden gebaut, und in diese gehörte auch nur eine Dichtungsart, die das ganze Volk vernehmen konnte, und nur das Drama hat diesen universellen Charakter, und Schauspiel kann sich darum überall erst dann bei einem Volke entwickeln, wenn es jene Periode der über das Ganze verbreiteten Cultur und Verfeinerung erreicht hat. Nehmen wir nun, daß doch unter allen Künsten Poesie die höchste und herrlichste ist, und erinnern wir uns ferner an das, was wir schon vorhin berührten, daß das griechische Volk in aller Kunst die Palme ersiegt hat, so muß uns die dramatische Poesie der Griechen als ein köstliches Juwel erscheinen, dessen Werth nicht hoch genug angeschlagen werden kann, ja es liegt am Tage, sie ist höher und herrlicher als das homerische Epos, denn sie ist dies selbst, für die griechische Nation in ihrer schönsten Blüthe, und sehr bedeutungsvoll aber keineswegs eben sehr demüthig, wie es ge-

wöhnlich verstanden wird, nannte Aeschylus seine Dramen das Desert des Homers (τεμαχη Ομηρε). — Wenn wir aber ferner und gewiß mit allgemeiner Zustimmung behaupten, daß Sophokles der dramatischen Poesie der Griechen, in welcher das Trauerspiel die Komödie gar sehr überglänzt wie überall der Ernst den Scherz, die höchste Vollendung gegeben habe, und in dem Drillingsgestirn griechischer Tragiker als der Stern erster Größe leuchte, so ist es nicht zu verkennen, welche hohe Stelle wir ihm damit anweisen, und die darauf gegründete h o h e Verehrung für diesen herrlichen Dichter muß es rechtfertigen, wenn wir so weit ausholten, ehe wir es uns erlauben konnten, über ihn selbst zu sprechen. Wenden wir uns nun zu unserm eigentlichen Zwecke, den wir mit Wenigerm zu erreichen suchen müssen, als nach dieser Einleitung zu erwarten seyn möchte. — Aeschylus, der Vater des griechischen Trauerspiels, hatte schon dem alten, formlosen Chaos der dramatischen Poesie eine herrliche Form aufgeprägt. Er hatte den großen Kampf der neuen Götter mit den Titanen als ein wahrer Jupiter herrlich bestanden, und im Blitz und Donner versinkt sein gefesselter Prometheus, als ein Sinnbild des ungebeugten, die Form verschmähenden Uebermuths der alten, kindlichen Poesie, die die Wirklichkeit der vorigen Zeit selbst war. Er hatte das griechische Drama geboren, als ein herrliches, kraftvolles Kind, das, ein zweiter Herakles, schon in der Wiege die Schlangen erwürgte. Es mochte wohl oft in seinem kindlichen Muthwillen und Wohlbehagen das rechte Maß überschreiten, aber es bedurfte nun doch weiter nichts, als daß der Ueberfluß beschnitten, und der äußere Strom in ein schönes, sich anschmiegendes Bett gefaßt wurde. Jetzt erschien Sophokles. Aeschylus hatte die griechische Freiheit erkämpfen helfen. Sophokles wuchs unter dem Frohlocken der freigewordenen Sieger heran, und wir möchten in der That selbst dieses Zusammentreffen für bedeutungsvoll erklären. Wenigstens mußte Aeschylus auch in der dramatischen Poesie kämpfen, und Sophokles brach die herrlichen Früchte des Siegs; jener ringt und streitet, dieser wohnt in dem reinen Aether des errungenen Triumphs und des glücklich beendigten Kampfs. — Sophokles mochte vielleicht fast ein Vierteljahrhundert jünger als Aeschylus, und beinahe eben so viel älter als Euripides, welchen er noch überlebte, seyn, und in dem fünften Jahrhundert vor unsrer christlichen Zeitrechnung (man gibt das zweite Jahr der 20sten Olympiade als sein Geburtsjahr an) den größten Theil seiner Lebensrolle gespielt haben. Als Knabe, und vielleicht da schon fähig, das Große der Dinge, die um ihn vorgingen, zu ahnen, war auch er in jener Bedrängniß, die Attika von den Persern erfuhr, in die hölzernen Mauern des Themistokles geborgen und auf die Insel Salamis geflüchtet worden. Aus einer angesehenen und reichen Familie abstammend, in dem herrlichen Athen (eigentlich in dem zu Athen gehörigen Flecken Kolonos), das bald in dem schönsten Glanz, nämlich in dem Schmuck der persischen Beute, aus seinen Trümmern wieder emporstieg, ein freier Bürger geboren, selbst mit den trefflichsten körperlichen Vorzügen (das Einzige, eine tönende Stimme soll ihm die Natur versagt haben) neben den vollkommensten geistigen Anlagen geschmückt, stand ihm eine glänzende Laufbahn offen, und was das Leben des Atheniensers überall so reizend machte, die doppelte Krone des Künstler- und Bürgerverdienstes konnte er erringen. Es war ja eine natürliche Folge griechischer Art und Lebens, daß der Künstler auch das Ruder des Staats, mitunter am besten, lenken konnte, und e i n Lorbeer die Stirne des Helden und des Dichters schmückte. Hat auch die Dich-

terkrone des Sophokles seine Mauer- und Bürgerkrone weit überwogen, so führt ihn doch die athenische Geschichte als Archonten neben Perikles und Thucydides im Kriege gegen die Samier auf, und auch in der Reihe der Priester Athens glänzt der Name des herrlichen Dichters. Die Natur schien es, nach den Worten seines neusten Lobredners, unsers Schlegels, fast darauf angelegt zu haben, ihn unsterblich zu machen; so lange schob sie seinen Tod hinaus, und diesen, in seinem 95sten Lebensjahre erfolgt, hat die Fabel so schön und mannichfaltig ausgeschmückt, daß auch über ihm der schöne Zauber der Idealität schwebt. Bald soll er am Genuß einer Weinbeere erstickt, bald von der Freude über einen unverhofften Sieg eines seiner Dramen in den olympischen Spielen getödtet worden seyn, bald wieder in einem eigentlichen Schwanengesange, über dem Vorlesen der eben vollendeten Antigone, sein melodisches Leben ausgehaucht haben. Um das herrliche Dichterleben recht rein und fleckenlos bis zum letzten Hauche durchzuführen, mußte den Trefflichen die Muse bis ins hohe Alter in ihrer jugendlichen Lebendigkeit begleiten, und folgender Zug bleibt immer bedeutend in seiner Geschichte. In seinem achtzigsten Lebensjahre verklagte ihn ein undankbarer Sohn, als sey er vor Alter unvermögend, seinem Hauswesen vorzustehen; und er brauchte nichts weiter, als seinen so eben gedichteten Oedipus auf Kolonos seinen Richtern vorzulesen, um von ihnen freigesprochen und im Triumph nach Hause begleitet zu werden. — Wir wenden uns zu Sophokles als Dichter, und bemerken nochmals, daß schon die äußern Anstalten, die die Natur für ihn getroffen hatte, uns etwas ausgezeichnetes erwarten lassen, da die weise Mutter der Dinge keinen Schritt so leicht umsonst thut. Die schöne Klarheit und Reinlichkeit, die über seinem ganzen äußern Leben schwebt, ist gewiß auch ein Symbol der eigenthümlichen Klarheit und Durchsichtigkeit, die den göttlichen Dichter so auszeichnet. Scholiasten haben angemerkt, daß er als reiner Lyriker begonnen habe, aber schon in seinem 28sten Jahre trat er als dramatischer Dichter neben Aeschylus auf, und wußte bald den Beifall dieses auf sich selbst überzuleiten. Glänzend war der erste Sieg, den er seinem dramatischen Ahnherrn gegenüber errang, und noch neunzehn Mal gewann er den ersten, noch öfter den zweiten Preis, aber nie wurde ihm nur der dritte zuerkannt. Sein Ruhm drang sehr bald zu den Ohren der Ausländer. Mehrere Könige suchten ihn an ihren Hof zu ziehen. Aber er blieb seinem Vaterlande treu, und war überhaupt so wenig von dem Weihrauch des Beifalls betäubt, den er erhielt, daß er bei dem Tode des mit ihm wetteifernden Euripides selbst in Trauerkleidern erschien, und sogar seine Schauspieler ohne Kränze auftreten ließ. Das Wesen des griechischen Drama's in seiner schönen Vollendung läßt sich unstreitig am besten an Sophokles aufzeigen, und in diesem Sinne wollen wir noch das Wichtigere unsrer Charakteristik, die poetische Eigenthümlichkeit unsers Dichters, auffassen. Von seinen vielen Dramen, die von einigen auf 130 berechnet worden, sind sieben auf unsere Zeiten gekommen, aber diese sieben sind sämmtlich so vollendet und herrlich, daß sie freilich die lebhafteste Sehnsucht nach den verloren gegangenen anregen, wiewohl es Frevel seyn würde, bei dieser hohen Vortrefflichkeit des Geretteten noch damit, daß dessen nicht mehr ist, unzufrieden seyn zu wollen. Wir führen ihre Ueberschriften an: 1. der wüthende Ajax, 2. Elektra, 3. Antigone, 4. Oedipus Tyrannos, 5. Oedipus auf Kolonos, 6. die Trachinerinnen, 7. Philoktetes, und geben eine kurze Uebersicht ihres Inhalts, bemerken aber noch, daß wir bei Sophokles keine Tetralo-

gien mehr unterscheiden können, wie bei Aeschylus, wiewohl zwischen dem königlichen Oedipus, und dem auf Kolonos der innere Zusammenhang nicht zu verkennen ist. Die Scholiasten haben bemerkt, daß Sophokles zuerst die Sitte aufbrachte, nur mit einem Stücke um den Preis zu werben, und dadurch die Abtheilung des tragischen Stoffs nach Trilogien, welchen dann noch ein satirisches Stück beigefügt zu werden pflegte, fast außer Gebrauch brachte. Im Ajax sehen wir jenen unverwundbaren Helden der Griechen, durch Odysseus beim Streit über die Waffen des Achilles an seiner Ehre gekränkt, in einem schrecklichen Wahnsinn befangen, endlich aus seiner düstern Verwirrung wieder zum Lichte zurückkehren, und nun, wie von der schauderhaften Entdeckung geblendet, mit männlicher Ueberlegung sich selbst ermorden, worauf der durch eine so ernste Buße entsündigte Leichnam die heilige Weihe der Bestattung erhält. — Die Elektra gehört in den schauderhaften Cyklus der einzig tragischen Greuelthaten in dem Geschlecht der Pelopiden, und enthält die Ermordung der Mutter des Orestes, Clytemnestra's, die mit dem Buhlen Aegisthus ihren Gatten Agamemnon gewürgt hatte, durch die Hand des Sohnes unter der Leitung der Schwester Elektra, wobei durch einen großen Aufwand von Kunst die, welcher die Natur die bloße Nebenrolle angewiesen hatte, Elektra, zur Hauptperson erhoben worden ist. Freilich konnte bei allen Aufgeboten unerschöpflicher poetischer Reserven die schwache Seite dem Aeschylus in seinen Choephoren gegenüber nicht aushalten. Dieser, der frühere in der Bearbeitung, konnte natürlich auch das Recht des frühern ausüben, und sein Drama in der naturgemäßen Ordnung anlegen, ohne eine unangenehme Concurrenz mit dem Nebenbuhler fürchten zu dürfen. Aber eben dies gibt doch wieder diesem Drama etwas eigenthümlich Pikantes, und das entstellende Muttermal ist wenigstens mit den herrlichsten Blumen und den leuchtendsten Edelsteinen überdeckt. — Neben der heroischen, siegesfrohen Elektra sehen wir in der Antigone den höchsten Triumph echter Weiblichkeit, die gerade im Unterliegen am schönsten ist, und in dem Prisma der Thränenperlen, in welchen das weibliche Herz bricht, einen wehmüthig lieblichen, wunderherrlichen Farbenschmuck entfaltet. Antigone, die unglückliche Tochter des unglücklichen Oedipus, und durch keine andre Schuld als die der Verkettung ihres Schicksals mit dem ihrer Erzeuger in das Verderben der Labdaciden mit hinabgezogen, ist das einzige menschliche Wesen im unterdrückten Theben, welches der despotischen Tyrannei des neuen Herrschers sich nicht unterwirft, und ihre Heldenthat ist die höchste, reinweiblichste, ganz in ihrer unendlichen Lieblichkeit angedeutet in jener Antwort, die die Heldin dem Tyrannen, auf die Rede: ihr geächteter Bruder, Polyneikes, sey ein Feind des Vaterlands gewesen, ertheilt:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Es ist das Weib in seiner eigenthümlichsten Sphäre, in welcher die rauhe Hand des Mannes durchaus nicht wirken kann, und in dieser das Höchste mit einer bis zum Ende durch und durch reizenden Reinlichkeit und Zartheit erkämpfend — besser: mit den Demantketten weiblicher Weichheit festhaltend. Ihren geächteten, vor Theben im schrecklichen, gegenseitigen Brudermord erwürgten Bruder Polyneikes, dessen Begräbniß die Tyrannei des unberufenen Herrschers hart verpönt hatte, muß die geliebte Schwester im Tode schmücken, — auf ihn den die Schuld zudeckenden Staub werfen, und — nachdem sie den schönen Liebesdienst dem geliebten Todten erwiesen hat, geht sie mit weiblicher Zartheit, aber unerschrocken, den traurigen, einsamen Weg ins

kalte, steinerne Bett, das ihr bereitet ist. — Im Oedipus Tyrannos und Oedipus auf Kolonos hängt die Fabel zusammen, und in ein erschütterndes Doppelgemählde ist der tragische Sinn der Geschichte des Oedipus niedergelegt, die hohe Lehre, daß der Mensch seinem Schicksale nicht entfliehen könne, und durch seine eigne Weisheit, auch da, wo sie die höchste und umfassendste ist, doch den Knäul der Geschicke nur fester zusammenzieht, bis er das Allgewaltige durch freiwillige Selbstbüßung und Verläugnung versöhnt. Im erstern entwickelt sich grauenvoll schrecklich das Geheimniß, dessen unwillkommnes Licht die Augen des unglücklichen Schicksalsopfers nicht länger vertragen können. Der unbewußte Vatermörder und Gatte seiner Mutter und Bruder seiner Söhne und Töchter, Oedipus steht da, eine Hülle ist nach der andern von ihm gefallen, und er kann nichts anders thun, als sich selbst wieder mit Gewalt die Finsterniß zurückgeben, die ihm entrissen worden war. Er blendet sich und stößt sich in Elend und Verbannung. Diesem schaudervollen Gemählde gegenüber erscheint im zweiten Oedipus der von der Schuld niedergedrückte, vom Silber des Alters, vielleicht eben um der Schuld willen, zu früh umflossene Unglückliche. Alle harte Farben der schrecklichen Catastrophe hat die Zeit gemildert. Liebliches Abendroth verbreitet einen sanften Schimmer um den Unglücklichen und seine Schuld; abgebüßt ist sie durch langes, beschwerliches Irrsal. Im Hain der Rachegöttinnen selbst, von welchen die ganze Greuelkette ausgegangen war, endet sich auch wieder der furchtbare Kreislauf, und erreicht so sein natürlichstes Ende. Oedipus findet auf Kolonos, unter den Zinnen Athens, an dem unnahbaren Orte, wo die Erinnyen wohnen, endlich Ruhe und ein Grab. Der Eindruck dieses Drama's auf Athens Bürger mußte einzig seyn. Denn eine schönere Apotheose konnte der Stadt der Athener, nachdem sie schon die Furien des Orestes beim Aeschylus beruhigt hatte, nun nicht wiederfahren. Die Trachinerinnen sind ein herrliches Fragment aus dem großen Mythencyklus vom Herakles *), sein letztes Leiden und Tod und Verklärung. Dejanira wird im Uebermaß der Liebe zum herrlichen Helden selbst seine Mörderin und in jenem gleichsam vom Schicksal selbst gefärbten Gewande wird der Gewaltige gefangen, wie einst Agamemnon in einem ähnlichen unauswirrbaren Gewande, nur daß hier der Getödtete schuldloser als Herakles, und dort die Mörderin unschuldiger als Clytämnestra war. — Im Philoketes kehrt die heilige Siebenzahl der sophokleischen Dramen wieder zum geheiligten Boden des trojanischen Kriegs zurück. Der tapfere Erbe der Waffen des Herakles hat Jahre lang auf der wüsten Lemnos geschmachtet, von den undankbaren Griechen und dem Ränke ersinnenden Odysseus zurückgelassen, im Zustand eines magischen Schlummers, der ihm jedes Mal nach einem wüthenden Anfall seiner Schmerzen einen Tropfen Linderung gab. Aber endlich erbarmt sich das Schicksal seiner, nö-

*) Ein merkwürdiges Beispiel, dünkt uns, davon, wie auch der geistreichste Kritiker von einer schiefen ersten Ansicht verleitet, ungerecht gegen das größte Meisterstück der tragischen Muse werden kann, hat A. W. Schlegel in der Beurtheilung der Trachinerinnen gegeben. S. seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, 1sten Theils 1ste Abtheilung S. 195 ff. Hätte der Treffliche den großen Gegensatz zwischen Dejanira und Herakles nicht übersehen, hätte er überhaupt die rechte Bedeutung der Fabel vom Herakles vor Augen gehabt, wie anders würde das Urtheil ausgefallen seyn!

thigt seine Feinde selbst, ihn wieder aufzusuchen, weil es Verhängniß ist, daß ohne den Bogen Herakles Troja nicht gewonnen werden kann. Dies nun führt ihn einer neuen, noch schrecklichern Unbill entgegen. Neoptolem, der treuherzige, unverdorbene Sohn des Achilles, muß ihm den Bogen rauben, um so den Hülflosen zwingen zu können, mit gegen Troja zu gehen; aber das gerade, offene Gemüth des Aeaciden kann diesen Betrug nicht über sich gewinnen, wenigstens nicht bis zu Ende spielen, und nun erscheint der verklärte, durch Irrsal und Leiden vollendete Herakles, Versöhnung bringend, dem Kranken Genesung verheißend, und so ihn bestimmend, den Undank der Griechen zu vergessen, und ihren Bitten zu folgen. — Das Wesen der griechischen Kunst ist das Edle, oder, wie wir es in einem frühern Artikel beiläufig erklärten, schöne Einfachheit. Schon die griechische Natur in ihrer herrlichen, idealischen Simplicität, schon die schöne, edle Gestalt des griechischen Körpers bestimmte diesen Charakter. Darum nun tritt in allen Werken der griechischen Kunst die Form so bestimmt, ausgebildet, abgerundet, und in sich selbst beschlossen hervor. Denn wo nur Weniges aufgefaßt wird, da kann und muß dies Wenige auch bis in die feinsten Nuancen ausgebildet seyn. Darum ist der äußere Schmuck in ihren Werken überall so einfach, und kein Volk konnte das Nackte mit solch einem unschuldigen Sinne, und mit solch inniger Vorliebe betrachten als das griechische. Darum ist nirgends sonst die Charakterzeichnung so vollendet und ausgebildet; eben darum ist auch bei keinem Volke weiter diese Vollendung in Farben und Verhältnissen, und besonders bei der Poesie im Versbau anzutreffen. Und dies mußte den Charakter des Trauerspiels ebenfalls sehr bedeutend afficiren. Trauerspiel, Spiel des Ernstes, wie es Schlegel so treffend bezeichnet hat, des Ernstes, der das Leben in den Rahmen einer höhern idealischen Welt faßt, und ihm erst dadurch Bestand und Sicherheit gibt, — und nun in dem schönen Gewande des Edeln, der höchsten ästhetischen Einfachheit, — da kann kaum etwas anders entstehen, als das griechische Drama. Sein Eigenthümliches ist Kürze auf Einheit der Zeit und des Orts gegründet, mit wenig Figuren, aber sie alle vollendet gezeichnet; der Plan wenig verwickelt aber groß angelegt, und bis an die geheimnißvolle Schwelle des Schicksals streifend, — die Sprache höchst würdig und correct, — der Versbau bis zu der äußersten Feinheit und rhythmischen Vollkommenheit durchgearbeitet. Das Ungeheure, das Gigantische ist ihm fremd, und konnte höchstens nur im Anfang seines Entstehens (im Aeschylus) Entschuldigung finden. Denn das Schöne ist sein Charakter. Und — eben so wenig das Weiche, Weinerliche, wie es im Euripides, als schon die Blüthe der griechischen Dramatik vorüber war, zum Vorschein kam, und nachmals von verwandten französischen Seelen gepriesen wurde. Denn es ist auch einfach in seiner Schönheit. In allen diesen Foderungen hat Sophokles den Preis und höchst verdient davon getragen, und er ist so die Blüthe der griechischen Poesie geworden. Wie in einem ätherischen Lichtmeere rudert der königliche Schwan, und über die stille, unbewegte Wasserfläche zieht er seine herrlichen Kreise, das Auge zu unermüdeter Betrachtung einladend. Unter den tausend Mal tausend Bäumen des Waldes steht nur einer schlank und in schöner Vollendung da, mit herrlichem Schaft und schön gegliederten Zweigen und Aesten, und ein herrliches Laubgewölbe über sich schlagend, und das ist Sophokles im reichen Dichtergarten griechischer Poesie. Wie ein herrlicher Demant, durch und durch fleckenlos und leuchtend, ohne zu

enden, verschmäht er schon von Natur jede Unreinheit, und kann
r von einem gleichen Gemüthe in seiner Tiefe und Gediegenheit er-
nnt werden. — Die Plane seiner Dramen sind ohne künstliche
ntrigue höchst genau gegliedert angelegt, und die Bestimmtheit und
harfe Geschiedenheit der Scenen tritt wie mit plastischer Rundung
erall hervor. Sein Oedipus Tyrannos bleibt in dieser Hinsicht wohl
s größte Meisterstück, so wie seine Elektra; vielleicht aus Schuld je-
s Mißgriffs, den der Dichter der Rivalität zu Liebe in der Wahl der
auptperson that, zwar die künstlichste aber doch verunglückteste Anlage
 haben scheint. Der tragische Inhalt selbst ist nicht selten fast
omm, immer aber das Leben in seiner höchsten Bedeutung auffassend,
d sein Ernst ist nicht der erschütternde, grausenerregende der Eume-
den des Aeschylus, sondern eine heilige Altarflamme, die wärmend
d erleuchtend in das Innerste jeder reinen Seele dringt. — Seine
harakter e sind wohl ohne allen Zweifel das vollendetste, genau be-
mmteste und individuellste, dabei mit allem Zauber des Ideals aus-
stattet, das es nur geben kann. Könnte Göthe die Charaktere Shak-
are's mit Uhren vergleichen, die etwa so künstlich eingerichtet wären,
ß man an ihnen neben der Zeitbestimmung auch zugleich den Gang
r Räder und Maschinen, von welchen sie getrieben werden, beobach-
n könnte, so sind die Personen des Sophokles herrliche, vollendete
ygmalionsstatuen, die, von dem Zauber der Phantasie belebt, von ih-
n Gestellen herabsteigen und einer Welt angehören, die die höhere
dee ist, nach welcher das Edelste und Beste in dieser Welt geschrieben
d gebildet ist, die, ohne ihre Bestimmtheit zu verlieren, doch von dem
ethermeer des Schönen beständig umflossen sind. — Seine Chorge-
nge sind zu aller Zeit als die schönsten Früchte der dramatisch-ly-
schen Poesie gerühmt worden, und gewiß, so unentbehrlich der Chor
r griechischen Tragödie ist, so zuverlässig konnte der Idee des griechi-
hen Drama's auch in dieser Hinsicht nicht vollkommner Genüge gelei-
t werden, als es durch Sophokles geschehen ist. Auch diese Gesänge
d nach Umfang und Inhalt so vollkommen in den Plan des Ganzen
gestimmt und eingefugt, so genau in ihrer Form im Verhältniß zum
anzen abgemessen, daß neben ihnen die äschyleischen Chorgesänge in
er unendlichen Länge als aus der noch ungeregelten, überfließenden
aft einer ausschweifenden Jugend hervorgegangen, und die des Euri-
des in ihrer losen Verbindung mit der Fabel als die letzten unschmack-
ften Früchte der erschöpften Kraft eines welken Greises erscheinen.
ar es anders zu erwarten, als daß auch die Sprache des Sophokles
 dieser Harmonie des Ganzen nicht zurückblieb, sondern um ihm die
one aufzusetzen, selbst in der höchsten Vollendung erschien? So edel
d correct hat kein Tragiker der alten und neuen Zeit gedichtet, und
lich ist wohl die Sprache des Sophokles, eben darum, weil sie so
nz die rechte Tochter des dem griechischen Volke eigenthümlichen
auerspiels war, für jede andre schlechterdings unerreichbar. Der
arakter der Schärfe und Bestimmtheit tritt überall hervor an ihr,
d doch auch wieder so herrlich mit dem Grazienmantel des Schönen
 seinen Ecken und Schärfen überkleidet und drapirt, — abermals das
hte Mittel zwischen Aeschylus Schwulst und Euripides Plattheit
d sophistischer Spitzfündigkeit. — Mit der Sprache verbindet sich
 unserm Dichter ein Versbau, der nirgends sonst auf dieser
he der reinen ästhetischen Ausbildung steht, und es ist in der
itik des Sophokles schon längst anerkannt, daß seine Jamben die
esten und geregeltsten sind, die gefunden werden, so wie seine lyrischen

Versmaße sich durch Bedeutsamkeit und harmonische Rundung vor denen seiner Vorgänger und Nachfolger auszeichnen. — Sehr zu bedauern mag es wohl seyn, daß wir nicht einmal hoffen dürfen, jemals einen deutschen lesbaren Sophokles zu erhalten, und daß wir beinahe zu dem Glauben getrieben werden, was bisher geleistet worden, sey so ziemlich das Höchste, wozu es hierin etwa noch gebracht werden dürfte. Was so aus dem eigenthümlichen Wesen der griechischen Kunst hervorgegangen, und so innig mit ihr verwachsen ist, daß wir es fast als die einzige Blüthe betrachten müssen, die dieser Stamm getragen hat, und auf welche es bei allem Wachsthume des Stammes abgesehen war, das läßt sich nicht wie die Haare eines Polypen oder die Wurzel eines Weinstocks ablegen, und in ein andres Erdreich versetzen, um fortzuwachsen. Brich, wie das Kind, die Blumenkrone ab, und pflanze sie auf deinen Sandhügel, sie wird bald verwelken, und wenig Spuren ihrer alten Pracht an sich tragen. Aber glücklich können wir uns doch preisen, daß wir von unserm großen Dichter ein Kunstwerk besitzen, über welchem der Geist des Sophokles bildend und brütend unverkennbar geschwebt hat, und das noch jedem, der nicht zu dem Urborn des griechischen Dichters selbst aufsteigen kann, einen herrlichen Vorschmack von der Idealität des hellenischen Dichters geben mag. Ich meine die köstliche Iphigenie unsers Göthe, ein herrliches Juwel in der reichen Diamantenkrone dieses deutschen Genius. Wer der Deutschen den ersten Tragiker ahnen will, und unsre Lobpreisungen nicht für übertrieben hält (und sie sind es nicht), den laden wir ein, aus dieser zwar abgeleiteten, aber ungetrübten Quelle zu schöpfen, und so des Honigs sich zu freuen, den die deutsche Biene von jener attischen (so hieß Sophokles bei seinem Volke) als eine würdige Enkelin zum Erbtheil erhalten, und nun wieder uns so königlich freigebig mitgetheilt hat. M-s-r.

Sophonisbe, die schöne Tochter des Asdrubal, eines Sohnes des Gisgo. Ihr Vater hatte sie anfangs dem Masinissa zur Ehe versprochen, um ihn für Carthago zu gewinnen. Da dieser aber nachmals aus seinem Reiche vertrieben wurde, und sein Bündniß den Carthagern nichts mehr helfen zu können schien, so gab er die Tochter dem mächtigen Syphax, der auch wirklich das Bündniß mit den Römern aufhob, und Carthago's Alliirter wurde. Masinissa ging dagegen zu den Römern über, und bald eroberte er mit deren Hülfe sein väterliches Reich wieder, und nahm den Syphax gefangen. Als er in Cirtha, der Hauptstadt, eingerückt war, eilte er zu dem königlichen Palaste mit dem festen Vorsatze, Sophonisben für ihre Untreue zu strafen. Aber von ihren Reizen gefesselt, machte er sie zu seiner Gemahlin, mußte sie aber doch den Römern ausliefern, und konnte sie nur durch den Tod von einer schimpflichen Sklaverei befreien. (M. s. d. Art. Masinissa.)

Sopran (ital. soprano), Oberstimme, Discant (nach dem Lateinischen), französisch le dessus, die höchste der vier Singstimmen, welche nur Knaben, Frauenzimmer und Castraten (daher man auch einen Castraten, um euphemisch zu reden, einen Soprano oder einen Sopranisten nennt). Indessen ist der Discant der letztern mehr Falset und weniger volle Brustistimme wie bei jenen. Man unterscheidet dem Umfang der Töne nach einen höhern und tiefern Sopran; des Ausdrucks zweiter Discant bedient man sich oft gleichbedeutend mit Alt, und mehr in Hinsicht auf die Singpartei. Doch ist der Discant von dem Alt nicht sowohl in Hinsicht des Umfangs der Töne, als vielmehr durch die Art des Tons selbst, welcher schärfer, heller und feiner ist, als der des Alts verschieden. Der Umfang eines gewöhnlichen Dis-

cants ist von $\bar{c}$ bis $\bar{\bar{h}}$; und ist für eine Chorstimme vollkommen zureichend. Ein hoher Discant, welcher zum Bravourgesang nothwendig ist, kann in der Höhe $\bar{\bar{\bar{f}}}$ $\bar{\bar{\bar{g}}}$ erreichen; der tiefe reicht von g bis $\bar{\bar{\bar{h}}}$. Selten aber wird man einen vollen Umfang von g bis $\bar{\bar{\bar{c}}}$ bei völliger Gleichheit der Töne finden. Gewöhnlich geht bei gewaltiger Anstrengung zur Hervorbringung der höhern Töne die Anmuth der wichtigern Mitteltöne verloren. Auch ist die Bildung der Stimme von größerm Werth als ein ungewöhnlicher Umfang, und Beurtheiler verrathen ihren Ungeschmack, wenn sie der bloßen Höhe applaudiren. Dem Sopran kommt an sich die Melodie zu, auch ist er der mannichfaltigsten Verzierungen und Läufer fähig, da von Natur die höhern Töne sich zu diesen mehr eignen, und wie alle hohen Töne auf schnelleren Schwingungen beruhen, so auch höhere Stimmen schneller reden und singen können als tiefere. Aus diesem Grunde und in dieser Hinsicht ist der Sopran die Hauptpartie, deren vorzügliche Ausbildung dem Tonsetzer obliegt (s. d. Art. Melodie), welcher die Empfindung rein und kräftig charakterisiren will. Derselbe muß auch, wenn er seinem Gesang eine gelungene Ausführung wünscht, so wie die Sängerin, welche durch ihren Gesang Wirkung hervorbringen will, die Beschaffenheit und Verhältnisse der Sopranstimme kennen lernen, damit er wisse, was mit Leichtigkeit und ohne ungünstige Anstrengung ausführbar ist, auf welchen Tönen der Sopranstimme man deutlich sprechen, oder nur vocalisiren kann, welches die natürlichen Abschnitte der Stimme sind ꝛc. Uebrigens schreibt man die Discantpartie jetzt gewöhnlicher in den wegen Bezeichnung der höhern Töne bequemern Violinschlüssel, als in den sonst gewöhnlichen Discantschlüssel (s. Schlüssel). T.

Sorben waren gleich den übrigen wendischen Völkern slavischen Ursprungs, drangen im 5ten Jahrhundert nach Chr. Geb. aus dem untersten Theile Sarmatiens bis in die Mitte des nördlichen Deutschlands, und setzten sich auf der linken Seite der Oberelbe fest, nachdem sie vorher die bisherigen Einwohner zum Theil vertrieben, zum Theil erschlagen hatten. Das ganze Markgrafthum Meißen nebst dem Osterlande oder dem heutigen Fürstenthum Altenburg, ingleichen einen nicht unbedeutenden Strich des niedersächsischen Kreises hatten sie inne, und wußten diese ihre Eroberungen gegen ihre Nachbarn, die Thüringer, welche deutschen Abkommens waren, und auf der linken Seite der Saale und Unstrut lebten, mehrere Jahrhunderte hindurch muthig zu behaupten. Kamen sie ja zuweilen gegen die Sachsen, Thüringer oder Franken ins Gedränge, so hatten sie von den Lusitzen in der Lausitz, von den Lechen in Polen, von den Czechen in Böhmen, von den Hevelkern und Ubern in Brandenburg, ihren ursprünglichen Landsleuten, den thätigsten Beistand zu erwarten. Diese Sorben (oder richtiger Sorben-Wenden) hatten gleich anfangs ihre Fürsten, von denen sie in Friedenszeiten regiert, und in Kriegen gegen ihre Feinde geführt wurden. Zwar waren diese Fürsten nicht erblich, aber oft pflegte die allgemeine Stimme dem würdigsten seiner Söhne das Land zu übertragen. Dieses Volk nun hat sich eigentlich bis zu den sächsischen Kaisern als eine eigne ganz unabhängige Nation zu erhalten gewußt; von da aber wird ihr Land zu einer deutschen Provinz, von Grafen, und in der Folge von Markgrafen regiert, das Land selbst aber zu einem Markgrafthum (Meißen) erhoben, welche Eigenschaft es auch bis den

20sten December 1806 behielt. Uebrigens ist es geschichtswidrig, wenn man einen Theil der Einwohner in den beiden Lausitzen Sorben nennt. Es sind Wenden, oder richtiger, Lutitzer Wenden. Aeltere Schriftsteller bemerkten diesen Unterschied sehr wohl, und benannten in der Lausitz Lutizy oder Lutitizy, diejenigen, welche in den meißnischen Landen wohnten, Sorben, auch Milsicy oder Misicy.

Sorbet (Tscherbet), ein bei den Türken sehr gewöhnliches Getränk, aus Früchten und Zucker, Limonensaft, Rosenwasser und Ambra zubereitet. Der gemeine Türke verschafft sich diesen Trank nur aus einem abgesüßten, über gestoßene Rosinen gegossenen Wasser.

Sorbonne heißt ursprünglich eine Bildungsanstalt (Collegium) für junge Weltgeistliche auf der Universität zu Paris nach Robert von Sorbon in Champagne, einem pariser Theologen, der sie um das Jahr 1250 stiftete, und mit Einkünften versah, die in der Folge sehr vermehrt worden sind. Dieses akademische Institut, dessen Lehrer die jedesmaligen Doctoren und Professoren der Theologie waren, erlangte so große Bedeutung, daß sein Name auf die ganze theologische Facultät der pariser Universität überging, welche bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts die Sorbonne genannt worden ist. Ihre Gutachten und Beschlüsse hatten entscheidenden Einfluß auf den Geist und die nationale Gestaltung des Catholicismus in Frankreich, die Könige unternahmen nicht leicht einen Religion und Kirche betreffenden Schritt, ohne die Doctoren der Sorbonne um ihr Urtheil befragt zu haben, und selbst außer Frankreich galten ihre Aussprüche oft mehr, als die Meinungen anderer Akademien. Den Jesuiten nicht weniger feind, als der Reformation, hielt die Sorbonne streng auf die Freiheiten der gallicanischen Kirche, widersetzte sich der Bulle Unigenitus, und stand in den jansenistischen Streitigkeiten zwar nicht auf der Seite von Portroyal, doch der jesuitischen Partei immer entgegen. In späteren Zeiten hat sie sich mehr die Vertheidigung der Rechte, als die Vervollkommnung der wissenschaftlichen und practischen Behandlung des alten Glaubens angelegen seyn lassen. Ihr unbehülflicher pedantischer Eigensinn, und nicht selten blinder Eifer für den Buchstaben der alten Kirchenlehre setzte sie in einen ungünstigen Contrast mit den gewandten Philosophen, Schön- und Freigeistern des 18ten Jahrhunderts, und ihre Verdammungsurtheile über die Schriften des Helvetius, Rousseau und Marmontel zogen ihr mehr Spott, als diesen Lieblingsautoren der Aufgeklärten Nachtheil zu. Die Sorbonne hatte daher ihren Ruhm schon längst überlebt, als in der Revolution auch ihr Name erlosch, und ihre Fonds zersplittert wurden. Merkwürdig war die Geduld- und Disputirprobe, die die Candidaten der theologischen Doctorwürde bei der Sorbonne zu bestehen hatten. Sie mußten von früh 6 Uhr bis Abends 6 Uhr ununterbrochen ihre Sätze vertheidigen, und durften sich dazwischen kaum eine leichte Collation auf dem Catheder erlauben. K.

Sordine, s. Dämpfer.

Soubise (Charles von Rohan, Prinz von), Marschall von Frankreich, geboren 1715, hat den Namen Roßbach in der Geschichte verewigt. Er war bei dem Ausbruche des siebenjährigen Kriegs vielleicht der Reichste des französischen Adels, und ohne Feldherrntalente zu besitzen, war er doch nach dem Commandostabe begierig, den er auch als Günstling der Marquise von Pompadour bekam. Er erhielt das Commando eines besondern Corps, das jedoch von der französischen Hauptarmee unter dem Marschall d'Etrées abhängig seyn sollte; eine Bedingung, die seinen Ehrgeiz tief kränkte. Deßhalb trennte er sich im

Sommer 1757, da er noch Generallieutenant war, und so eben sein Commando in Westphalen übernommen hatte, von der Hauptarmee, vereinigte sich mit der deutschen Reichsarmee, und wollte nun Sachsen ganz von den Preußen befreien. In der Mitte des Septembers hatte er Gotha erreicht, wo er sich mit seiner ganzen Generalität und 8000 Mann in der Stadt befand, um sich von den Beschwerlichkeiten des Marsches zu erholen. Eben hatte man auf dem herzoglichen Schlosse zum Mittage ein herrliches Gastmahl für ihn und seine Generalität zubereitet, als der preußische General von Seydlitz mit 1500 Mann vor den Thoren von Gotha erschien. Soubise und seine Begleiter eilten bestürzt mit ihren Truppen aus der Stadt, wo nun Seydlitz mit seinen Offizieren, die für die französische Generalität bestimmte Mahlzeit an der herzoglichen Tafel einnahm. Schon dieser Vorfall ließ keine glänzenden Siege von dem Prinzen Soubise erwarten. Allein, im Vertrauen auf seine zweimal stärkere Armee, als die ihm unter Friedrichs eigener Anführung entgegenstehende, war er des Sieges gewiß, und fürchtete nur, daß der König, der bei dem Dorfe Roßbach sein Lager aufgeschlagen hatte, ihm entfliehen würde. Am 4ten November fieng er an, Friedrichs Lager einzuschließen, und suchte ihm am folgenden Tage in den Rücken zu kommen. Allein plötzlich, ehe er sein Heer noch in Schlachtordnung stellen konnte, fiel ihm der General Seydlitz mit der preußischen Reiterei in die Flanken, und die Niederlage der Franzosen war allgemein. Ohne eigentlich geschlagen zu seyn, wurden sie gänzlich zersprengt, und ihr Rückzug (noch schimpflicher für sie, als der Verlust der Schlacht selbst) war kein Rückzug, sondern wilde Flucht. Der Verlust dieser Schlacht war nicht bloß für Frankreich, sondern auch für Friedrichs Feinde überhaupt von größter Wichtigkeit, indem dadurch bewirkt wurde, daß England die Convention von Kloster Seeven für aufgehoben erklärte, und daß Friedrichs Verbündete sämmtlich zu ihm zurückkehrten. Alles dieses und selbst der in Frankreich allgemeine Spott, der ihn wegen dieser Schlacht traf, verhinderten den Prinzen von Soubise nicht, im folgenden Jahre von neuem ein Commando zu übernehmen, wobei er jedoch den Herzog von Broglio zum Beistande erhielt. Ungeachtet der Eifersucht, die zwischen Beiden herrschte, wurde dieser Feldzug (1758) doch mit Glück gegen die Hessen geführt. Auch erhielt Soubise, als Sieger bei Lutternberg (am 10ten October 1758) den Marschallsstab, obgleich dieses Treffen, welches für Frankreich ohnehin keinen großen Vortheil schaffte, eigentlich auf Broglio's Rechnung kam, oder vielmehr durch die mit den Franzosen vereinigten Sachsen gewonnen wurde. Man ging endlich in Frankreich nach und nach so weit, Broglio'n dem Prinzen unterzuordnen, und endlich ganz von der Armee zu entfernen. Dieser Umstand zog dem französischen Heere viele Unfälle zu, denen nur der Friede (1763) ein Ende machte. Soubise, der seine Unfähigkeit zum Feldherrn hinlänglich bewiesen hatte, kehrte nun mit Spottgedichten überhäuft nach Frankreich zurück, arbeitete längere Zeit im Cabinet, und starb den 4ten Julius 1787. Als Privatmann besaß er übrigens sehr schätzbare Eigenschaften und einen wohlwollenden Charakter.

Souterrain nennt man die Erd- oder Kellergeschosse in großen Gebäuden, Palästen ꝛc., welche halb in, halb außer der Erde sich befinden, und worin gewöhnlich die Küchen, die Zimmer der Dienerschaft u. s. w. angebracht sind. Auch nennt man in der Kriegsbaukunst einen gewölbten Ort oder unterirdischen Gang, wo Truppen oder Munition vor den Bomben sicher sind, Souterrain.

Southcote (Johanne), eine Schwärmerin, die im J. 1814 mehrere Monate hindurch unter dem großen Haufen in London viel Aufsehn erregte, und von der es ungewiß ist, ob sie mehr Betrügerin oder selbst Betrogne gewesen. Sie besuchte fleißig eine Capelle in St. Georgesfield, und versammelte da immer einen großen Haufen um sich. Ob sie gleich schon 65 Jahre alt war, behauptete sie doch, sie sey mit dem wahren Messias schwanger, und werde ihn bald zur Welt bringen. Dieser unsinnige Wahn verbreitete sich unter ihren Anhängern, deren Anzahl sich auf einige Tausende vermehrte. Man machte der Schwärmerin prächtiges Kinderzeug und andere Kostbarkeiten zu ihrer bevorstehenden Niederkunft zum Geschenk. Eine angestellte Untersuchung schien den Wahn noch mehr zu bestärken, und in einigen Journalen wurden Beispiele von Frauen angeführt, die in gleichem, oder noch höherm Alter, als die Southcote, Mütter geworden waren. Da der erwartete Messias der Southcote nicht zur Welt kam, so suchte man ein fremdes Kind unterzuschieben, und zwei ihrer Anhänger wurden ertappt, als sie zu Crewkerke einer armen Frau eines ihrer Zwillingskinder abzuhandeln suchten, um es nach London zu schicken. Die beiden Unterhändler wurden nebst dem Bildnisse der Southcote zur Schau, unter dem ausgelassenen Spotte des Pöbels, herumgeführt. Am 27sten December 1814 starb die Southcote. Ihr Leichnam wurde in Gegenwart von fünfzehn Doctoren und Chirurgen geöffnet, welche sämmtlich eine Erklärung unterzeichneten, daß die Southcote nicht schwanger gewesen, und daß ihr Tod eine Folge von natürlichen Ursachen sey. Man hatte die Eingeweide sehr ausgedehnt, und in der Gallenblase eine Anzahl Gallensteine gefunden. Ein großer Haufen Neugieriger hatte sich während der Section vor der Wohnung der Southcote versammelt, und als man erfuhr, daß von dem Messias nicht mehr die Rede sey, wurden die Anhänger der Schwärmerin von dem Pöbel durch Beschimpfungen und Steinwürfe zur Flucht gezwungen.

Souverain, Souverainität, Souverainitätsrechte. Souverain (als Substantiv und Adjectiv) nennt man die einfache oder zusammengesetzte (moralische) Person, welche die Obergewalt (suprema potestas) oder Landesgewalt ausübt; der bürgerliche Oberherr, und was zu dieser oberherrlichen Macht und Eigenschaft gehört. Souverainität (welches französische Wort mit der deutschen Landeshoheit (s. d. Art.) in gewissem Sinne gleichbedeutend ist) bezeichnet daher im Allgemeinen 1. die Staatsgewalt (d. i. den Inbegriff aller Hoheits- und Regierungsrechte), in so fern sie insbesondre als höchste und darum zugleich einzige Gewalt im Staate betrachtet werden muß, — Obergewalt; 2. die Oberherrschaft, d. i. die wirkliche Ausübung oder den Besitz der Obergewalt. Da nun die Staatsgewalt sich nicht bloß nach innen, sondern auch nach außen, d. h. in Beziehung auf andre Völker und Staaten wirksam zeigt, so redet man von innerer und äußerer Souverainität. Und wie die innere darin besteht, daß keine andre Instanz im Staate sich der innern oder äußern Hoheitsrechte anmaßen, und den Oberherrn zwingen darf oder kann — mithin in der rechtlichen oder factischen Unabhängigkeit der Personen, welche die Obergewalt handhaben, von jeder andern Macht im Staate, so besteht die äußere Souverainität, welche man auch die völkerrechtliche nennen kann, und welche aus der Natur der Staatsgewalt oder der Souverainität im allgemeinen Sinne fließt, darin, daß kein Staat von einem andern in der Ausübung seiner innern oder äußern Hoheitsrechte rechtlich oder factisch abhängig ist, —

oder in dem Rechte als besonderer Staat zu bestehen und zu handeln, und in der wirklichen Selbstständigkeit desselben. — Was das Verhältniß und die Formen beider betrifft, so kann die äußere Souverainität keineswegs Statt finden ohne die innere, weil jene auf diese gegründet ist, wohl aber kann die innere Souverainität Statt finden ohne die äußere, oder doch bei Beschränkung derselben, und zwar a) (factisch), wo ein Staat den andern unterdrückt, selbst wenn er ihm die Souverainität angeblich zugesteht (wie einst Napoleon den Staaten des Rheinbundes), oder b) so daß ein Staat, als Bestandtheil eines Bundesstaates oder Mitglied eines Staatenbundes, in Hinsicht einiger Hoheitsrechte durch eine höhere mehreren Staaten gemeinschaftliche Regierung oder den Zweck und die vertragsmäßigen Bedingungen des Bundes (rechtlich) beschränkt ist. Diese Beschränkung kann nur die äußern Hoheitsrechte treffen (s. Hoheiten), wie z. B. in einem Staatenbunde, in welchem man sich gegenseitigen Schutz verspricht, das Recht mit einer andern Macht Krieg zu führen beschränkt wird, denn bei einer Beschränkung der innern Hoheitsrechte von außen läßt sich eine höchste Staatsgewalt, und folglich auch ein selbstständiger (souverainer) Staat nicht denken. Hieraus ergiebt sich, daß Souverainität im engern völkerrechtlichen Sinne in der Unabhängigkeit eines Staats von dem andern in Hinsicht der Ausübung seiner innern Hoheitsrechte, oder darin beruhe, daß ein Staat von andern Staaten in seinem Innern unmittelbar nicht beschränkt ist. Die Fürsten des ehemaligen deutschen Reichs nannte man in dieser Hinsicht nicht souverain, denn ihre Landeshoheit war durch die Reichshoheit auch im Innern beschränkt. — Dagegen schließt der Begriff der Souverainität eine constitutionelle Beschränkung der Hoheitsrechte überhaupt nicht aus; wenigstens verstehen die Franzosen unter dem Ausdruck Souverain den Oberherrn eines Staats schlechthin, er mag durch Constitution und repräsentative Verfassung beschränkt seyn oder nicht. So wird der König von England, obgleich er in der Ausübung seiner Hoheitsrechte durch die constitutionellen Formen seines Reichs so beschränkt ist, daß man das Parlament als Theilhaber an der Staatsgewalt ansehen muß, eben sowohl, als ein despotischer Gewalthaber Asiens, dessen Regierung nur von seinen eignen Launen abhängt, Souverain genannt. Der Grund liegt darin, daß bei einer constitutionell beschränkten Regierung die Staatsgewalt nur unter mehrere (physische oder moralische) Personen desselben Staats getheilt ist, von denen doch eine die überwiegende Gewalt, d. i. die executive, besitzen muß, welche das wesentliche Kennzeichen der Obergewalt ist. — Die volle Souverainität besteht aber in der Verbindung der äußern und innern. — Betrachten wir nun die Bestandtheile der Souverainität im völkerrechtlichen Sinne, oder des Rechts als selbstständiger von andern unabhängiger Staat zu bestehen, oder mit andern Worten, die Souverainitätsrechte, so betreffen diese seine Fortdauer und Würde, die Unverletzbarkeit seiner Form (Verfassung und Verwaltung), seiner subjectiven und objectiven Bestandtheile (Unterthanen und Gebiet), und aller seiner ursprünglichen oder erworbenen Rechte, mithin auch seine auf diesen beruhende Verbindungen, Verhältnisse und Handlungen im Krieg und Frieden. T.

Spaa, eine Stadt von 350 Häusern, im ehemaligen Bisthum Lüttich, das seit dem Februar 1815 nach den Verfügungen des wiener Congresses zum Königreich der Niederlande gehört. Der hiesige, schon seit einigen Jahrhunderten bekannte Sauerbrunnen zieht jährlich viel

Badegäste dahin, und wird auch häufig auswärts verführt; es soll dem Lande jährlich über 60,000 Thlr. einbringen.

Spahis oder Sipahis, machen einen Theil der türkischen Cavallerie aus. Dieses Corps soll in der Hälfte des 14ten Jahrhunderts von Amurath I., der auch die Janitscharen einführte, errichtet worden seyn. Man gibt die Stärke desselben auf 20,000 Mann an. Die Spahis werden vom Großsultan besoldet; der geringste Sold ist 12 Aspern (nicht ganz 3 Gr.) täglich; aber es gibt auch einige, die wegen besonderer Verdienste, oder durch Begünstigung, einen höhern Sold erhalten. Dieser Sold wird ihnen nur vierteljährlich, aber nicht immer ganz regelmäßig bezahlt. Wenn der Großsultan in Person zu Felde geht, so erhält jeder Spahi, so wie jeder Janitschar, zufolge einer alten Gewohnheit, ein Geschenk an Geld. Die Spahis bestehn aus zwei Classen; Spahaoglari, die eine rothe, und Silhatari, die eine gelbe Fahne führen, wenn sie ins Feld rücken. Die letztern, welche von Hali, Mohammeds Schüler, errichtet worden zu seyn behaupten, waren in ältern Zeiten die angesehenere Classe; jetzt aber sind es die erstern. Die gewöhnlichen Waffen der Spahis sind ein Säbel, eine Lanze und ein Wurfspieß von zwei Fuß Länge (Gerit), den sie mit Kraft und Geschicklichkeit zu werfen verstehen; ein zweiter Säbel, oder vielmehr breiter Degen, ist an dem Sattel des Pferdes angeschnallt; einige führen Bogen und Pfeile, auch Pistolen und Carabiner, aber sie machen von dem Feuergewehr wenig Gebrauch. Dieses Corps der Spahis ist im Kriege nur ein unordentlicher Haufe, ohne alle Disciplin; sie sind weder in Regimenter noch Compagnien abgetheilt, sondern marschiren truppweise (en peloton). Ihr erster Angriff in der Schlacht ist heftig, um die feindlichen Reihen zu trennen, aber wenn ihnen dieses nach einem dreimaligen Versuche nicht gelingt, so retiriren sie zerstreut und unaufhaltsam. Außer den oben erwähnten zwei Classen gibt es noch einige andre Classen, die immer erst beim Anfange eines Kriegs, wenn die Umstände es erfodern, gewarben werden, und eine angesehnere Classe als alle übrigen, Mutasaraca genannt, die aus ungefähr 500 Mann besteht, deren jeder 40 Asper tägliche Löhnung erhält. Die eigentliche Bestimmung der letztern Classe ist, den Großherrn auf seinen Promenaden und Reisen als Leibwache zu begleiten.

Spalding (Johann Joachim), einer unsrer ehrwürdigsten und verdienstvollsten Theologen, war geboren zu Triebsees in Schwedischpommern den 1sten November 1714, und starb den 26sten Mai 1804 als Oberconsistorialrath, Propst und erster Pastor an der Nicolaikirche zu Berlin. Sein Vater, welcher Rector der Schule und nachmals Prediger war, bestimmte ihn zum Theologen. Auch widmete sich der Sohn diesen Studien mit ganzem Eifer auf den Universitäten zu Rostock und Greifswalde; zugleich aber erwarb er sich auch in andern Wissenschaften so gründliche Kenntnisse, daß mehr als eine Laufbahn sich ihm öffnete. Nachdem er mehrere kleine Schriften über Philosophie und Moral herausgegeben, auch einige französische und englische Werke übersetzt hatte, stand er von 1745 bis 1747 als königlich schwedischer Gesandtschaftssecretär bei dem Gesandten Rudenskiold in Berlin, ohne darum die Theologie und den Predigerberuf aus dem Auge zu verlieren. Vielmehr nahm er 1749 eine Predigerstelle zu Lassahn in Schwedischpommern an, und kam von da 1757 als erster Prediger nach Barth, ebenfalls in Schwedischpommern. Jetzt trat er als populärer theologischer Schriftsteller auf, und sah seine Werke mit dem allgemeinsten Beifall aller Gebildeten gekrönt. Sie zeichneten sich vornehm-

lich aus durch die lichte, stets consequente Beziehung auf die Moral, mit welcher er die Religion behandelte, und durch seinen reinen gediegenen Styl. Der Ruf seiner Verdienste verbreitete sich bald durch ganz Deutschland, und hatte zur Folge, daß er 1764 zum Pastor Primarius und Propst an der Nicolaikirche in Berlin erwählt wurde, wozu später auch eine Stelle im Oberconsistorium kam. Die mit Milde und Feinheit verbundene Würde, womit er nicht nur seine Aemter führte, sondern auch seine ganze Handelsweise während seines langen Lebens schmückte, erwarben ihm die allgemeinste Verehrung. Vorzüglich groß war sein Wirkungskreis als Prediger, und die Religion erhielt durch seinen Vortrag eine unwiderstehlich eindringende Gewalt, da er auf eine bewundernswerthe, ihm ganz eigenthümliche Art das Edle mit dem populären, die Herzlichkeit mit den richtigsten Verstandesbegriffen, das Anmuthige mit dem Erhabenen zu vereinigen wußte. Seine Stimme war nicht stark, aber biegsam, in hohem Grade wohllautend, und durch richtige Accentuation verständlich, und ihr war so viel Herzliches beigemischt, daß sie schon deßwegen nicht überhört werden konnte. So wirkte er unermüdet für religiöse Aufklärung und Sittlichkeit, bis er 1788 durch das unter Friedrich Wilhelms III. Regierung erschienene Religionsedict und andere drückende Reformen in Kirchensachen veranlaßt wurde, sein Predigeramt niederzulegen. Die hohe Achtung, in welcher er allenthalben stand, wurde dadurch nur noch vermehrt. In diesem schönen Bewußtseyn, und glücklich als Gatte und Vater erreichte er ein seltenes Alter. Er hatte einen wohlgebauten, dauerhaften Körper; sein fleckenloser Wandel, seine auf die festesten Stützen begründete Seelenruhe verbreiteten eine schöne Heiterkeit über sein ganzes Leben, und führten ihn bis zu einer der höchsten Stufen des Alters bei wenig geschwächten Kräften des Leibes und der Seele. Als neunzigjähriger Greis verschied er, ohne eigentliche Krankheit, sanft und ohne Schmerz. Ausgezeichnete Geistesgaben, edle Anwendung derselben, weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, helle Denkungsart, reine Sittlichkeit, Eifer für die Wahrheit, Sorgfalt in seinen Aemtern, und die schönste Uebereinstimmung zwischen Kraft und Mäßigung durch einen echt geläuterten Geschmack, der sich zu der edelsten Lebensweisheit erhob: das waren die hohen Vorzüge Spaldings. Einfach war seine Religion. Sittliche Ordnung, Güte, Thätigkeit waren ihm die Grundlagen seines Glaubens an Gott und seiner Hoffnung auf Unsterblichkeit. In der Literatur- und Culturgeschichte des nördlichen Deutschlands wird sein Name stets mit Ehrfurcht auch dann noch genannt werden, wenn die Resultate seiner Lehre durch Wort und Buchstabe in den Bestrebungen und Ueberzeugungen eines rasch fortschreitenden Zeitalters kaum mehr bemerkbar sind. Entschieden sind seine Verdienste um die practische Philosophie und um die fruchtbare Darstellung der Religionslehre. Reiner Eifer für die gute Sache, Deutlichkeit der Begriffe, völlige Correctheit des Ausdrucks, der nur selten durch eine etwas veraltete Form daran erinnert, daß Spalding eigentlich in dem Zeitalter seinen Styl bildete, wo die deutsche Sprache ihre höhere Reife erst zu erhalten anfing, und so viel Leben in der Darstellung, als nöthig ist, um dieselbe dem Gefühle näher zu bringen, bezeichnen seine Schriften. Von diesen sind die vorzüglichsten seine Predigten, sein Werk über die Bestimmung des Menschen, ferner Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum, über die Nutzbarkeit des Predigtamts, Religion, eine Angelegenheit des Menschen u. s. w. Sehr anziehend ist Spaldings von ihm selbst aufge-

setzte, und 1804 zu Halle, von seinem Sohne Georg Ludwig Spalding herausgegebene Lebensbeschreibung. — Dieser letztere war Professor am berlinisch-cölnischen Gymnasium und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geboren ebendaselbst 1762, war einer der gründlichsten Philologen unsrer Zeit, der in der alten und neuen Literatur umfassende Kenntnisse besaß, und sich als Lehrer durch seine strenge Methode große Verdienste erwarb. Wir besitzen von ihm eine sehr schätzbare Ausgabe des Quintilian, an deren gänzlicher Beendigung ihn jedoch sein 1811 erfolgter Tod hinderte. Minder befriedigend ist seine Ausgabe des Panegyricus des Isokrates. Auch verdanken wir ihm die Herausgabe der Selbstbiographie seines Vaters. Seine Gedichte, bei denen ihm Haller zum Vorbild gedient hat, sind correct und moralisch, aber steif und kalt.

Spallanzani (Abbate Lazaro), ein berühmter Naturforscher und Physiker, geboren zu Scandiano bei Reggio in Italien 1729, studirte zu Bologna, lehrte nachher die Naturwissenschaften zu Reggio, Pavia und Modena, und zog durch seine neuen Entdeckungen eine Menge von Zuhörern und Bewunderern an. 1779 durchreis'te er einen Theil der Schweiz, und 1785 machte er eine Reise nach Constantinopel, Corfu und Cypern, und beschrieb die Merkwürdigkeiten dieser Gegenden in geologischer und naturhistorischer Hinsicht. Nachdem er auch die Ruinen von Troja und einen Theil Deutschlands besucht hatte, begab er sich nach Wien, zu dem Kaiser Joseph II., und von dort zurück nach Pavia, wo er das Museum mit mineralischen Seltenheiten der Vulcane bereicherte, zu welchem Zweck er 1788 eine Reise nach beiden Sicilien und mehreren Theilen der Apenninen unternahm. Er starb den 12ten Februar 1799. Durch die Beschreibung dieser Reisen (Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennini) die auch ins Deutsche übersetzt ist, hat er sich um die Naturkunde höchst verdient gemacht. Seine Entdeckungen, Versuche und Schriften über das Verdauungsgeschäft, über die Fortpflanzung der Frösche, über die Infusionsthierchen, über den Kreislauf des Bluts, und seine Beobachtungen über einen den Fledermäusen eigenen Sinn sind gleichfalls für die Naturforscher von der größten Wichtigkeit. Von Charakter war Spallanzani überaus mäßig, wohlthätig und theilnehmend, und ein sehr geistreicher angenehmer Gesellschafter.

Spangenberg (Georg August), gestorben 1806 als Professor der Rechte zu Göttingen, wo er im J. 1738 geboren war, und in der Folge auch seine akademischen Studien vollendet hatte. Nachdem er von 1761 bis 1766 Führer zweier Grafen von Stolberg-Stolberg gewesen, erhielt er 1771 eine außerordentliche, und 1784 eine ordentliche Professur der Rechte zu Göttingen. In der gelehrten Welt machte er sich durch seine Besorgung der gebauerschen Ausgabe des Corpus juris civilis, Tom. II. Goetting. 1776 — 97, 4. bekannt. Seine Gattin, eine geborne Wehrs, welche 1808 starb, zeichnete sich durch Bildung und Kenntnisse aus, und nahm nicht nur an mehreren gelehrten Zeitschriften Theil, sondern war auch eine gefühlvolle Dichterin; ihre zum Theil religiösen Gedichte stehen in Musenalmanachen zerstreut, meistens mit der Unterschrift Aemilie.

Spanien bis 1808. Die Natur des Bodens und die Lage der pyrenäischen Halbinsel haben auf das Schicksal und den Charakter der hispanischen Völker einen wesentlichen Einfluß gehabt; daher gehe hier das Naturbild des Landes, seiner Geschichte und der Darstellung seines gegenwärtigen Zustandes voraus. — Spanien liegt, von Frank-

reich und Europa durch den Pyrenäen-Wall abgesondert, durch drei Meere hingegen (das mittelländische, atlantische und biscayische) mit den Hauptstraßen des Seehandels verbunden, und durch sein politisches Schicksal von dem westlichen Portugal getrennt, innerhalb des 8ten (47') und des 21sten Längengrades östlich vom ersten Meridian, unter dem schönen Himmel des 36sten bis 43sten (48') Breitengrades, wo die längsten Tage 14 1/2 bis 15 1/2 Stunde dauern. Nach seinem Flächenraume (8910 Quadratmeilen) ist es das sechste unter den großen europäischen Ländern. Der Meerbusen von Biscaya öffnet es dem nordischen Handel; die Meerbusen von Alicante und Rosas, nebst den Balearen, bieten den Kauffahrern aus Italien, der Levante und Nordafrika, sichere Häfen und Rheden; der Meerbusen von Gibraltar und die dritthalb Meilen breite Straße würden ihm die Bewachung der uralten Hercules-Pforte, des Seethors des mittelländischen und des atlantischen Meeres, anweisen, wenn es jene Felsenburg im Angesichte Afrika's zu behaupten gewußt hätte. Doch zeigen ihm die Baien von Coruña und Cadiz den Seeweg durch das Weltmeer nach beiden Indien, und die Mittel, Portugal zu überflügeln. Unter den hundert Wegen, die über die Pyrenäen nach Frankreich führen, sind nur drei fahrbar, und zwei für Maulthiere gangbar. Der bequemste geht von Vittoria über Irun und die Bidassoa nach St. Jean de Luz und Bayonne; ein andrer von Pampelona und Tafalla nach St. Jean de Pie de Port; ein dritter von Gerona nach Perpignan. Von den Pyrenäen (s. d. Art.), deren Thalgewinde Spaniens Gränzländer bedeckt, ziehen sich im Norden die cantabrischen Gebirge durch Asturien nach Galizien, wo sie mit dem Cap Finis terre in das atlantische Meer abfallen. Südöstlich streicht die Sierra d'Occa, von welcher fünf Gebirgsäste fast gleichweitig von Osten nach Westen laufen, und die Flußgebiete des Minho (die Nordgränze von Portugal), Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir abgränzen; zwei davon aber südwestlich die äußersten Spitzen von Europa bilden. In südöstlicher Richtung fallen die Stromthäler des Xucar und Ebro ab. Jene Sierra's, unter denen die Somo-Sierra, die Guadarrama, die S. Morena, die Alpuxarras, die S. Nevada, und die S. de Ronda die bekanntesten sind, umgürten die Ebenen von Castilien und la Mancha (die höchsten in Europa von solchem Umfange nach Humboldt) mit starken Bollwerken, und trennen selbst die Bewohner der verschiedenen Landtheile in sittlicher Hinsicht. So scheint das Land aus mehrern großen verschanzten Feldlagern zu bestehn, und ganz für den Stellungs- und Festungs-, vorzüglich aber für den kleinen Krieg geschaffen zu seyn. Daher aber auch der Mangel an Bewässerung, ungeachtet der 150 größern Flüsse, wovon die wenigsten schiffbar sind. Außer dem Albufera in Valencia gibt es keine bedeutende Seen; Moräste aber nur im Gebiete des Guadiana. Die trockne, reine Gebirgsluft macht die Bewohner stark von Brust und Nerven; an den Küsten thut dies die See; doch weht auch oft von Afrika her nach Südspanien der betäubende Solano. Schnee liegt auf den Gebirgen, selbst vor den Augen der Hauptstadt, noch im Juli. Madrid selbst liegt mitten in einer Ebene, und dennoch fünfzehnmal höher als Paris. Aber mit üppiger Kraft treibt bei geringer Hülfe, wo nur Wasser nicht fehlt, der Boden gesunde Pflanzen in Menge hervor, dabei nahrhafter als irgendwo. London ist der große Fruchtmarkt des südlichen Spaniens. Die edelsten Weine wachsen für das Ausland bei Alicante, Malaga, Xerez u. a. a. O., für die Castilianer aber in reichem Ueberfluß der feurige Mancha, besonders der

Valdepeñas; doch zu weit entlegen von der Küste, um ausgeführt werden zu können. Der Ackerbau ist in Verfall seit der Vertreibung der Mauren. Kaum 2/3 des tragbaren Bodens werden benutzt. In Valencia bringt der Weizen 20 bis 40 fältige Frucht. Der andalusische Weizen ist theurer auf dem spanischen Markte, als der nordische, weil er besser ist. Noch sind Haupterzeugnisse Oliven, Safran, Anis, Kümmel, Kork, Spartum, Soda u. a. m. In den wärmern Gegenden gedeiht das Zuckerrohr und der Banana-Baum. Selbst die Steppen oder Länder sind mit wohlriechenden Kräutern und Sträuchern bedeckt. Dagegen sind nicht hinlänglich vorhanden Holz (ausgenommen in den Küstenprovinzen), das z. B. in Madrid nach dem Gewicht gekauft wird, und Getreide, mit Ausnahme der Gerste. Für die Mesta (Eigenthümer der Heerden) gewinnreich, aber dem Landbau nachtheilig sind die Merinos, fünf Millionen wandernder Schafe. Valencia gewinnt viel Seide; Andalusien zieht vortreffliche Pferde; doch sind die Stutereien nicht mehr die vorigen. Auch Maulthiere gibt es von vorzüglicher Güte. Die Gold- und Silberminen werden seit Jahrhunderten schon nicht mehr benutzt; doch baut man auf Eisen, Kupfer, Zinn und Blei. Silbergruben werden zu Guadalcanal in der Sierra Morena benutzt, und das Quecksilberbergwerk zu Almaden in La Mancha ist reichhaltig, doch für den Bergbau in Amerika nicht hinreichend. Es fehlt nicht an See-, Quell- und Steinsalz, und mineralische Quellen findet man in mehreren Orten. — Die hispanische Nation ist ein Volk, das, aus celtisch-iberischen Urstoffen entsprossen, theilweise mit punisch-carthagischen, dann mit römischen Ansiedlern vermischt, hierauf von germanischem, besonders gothischem Blute durchdrungen, endlich maurische Bestandtheile in sich aufnahm. Indem es aber die letzteren größtentheils wieder ausstieß, ging es, nach vielfach heißem Kampfe der nordischen und der südlichen Natur, durch den ritterlichen Geist des Mittelalters und durch den Sieg der römischen Kirche über das Judenthum und den Islam, bei fortwährendem Ringen nach einer auf den Naturgränzen des Landes ruhenden Selbstständigkeit, neugestaltet, aus blutiger Trennung als ein Ganzes hervor, doch so, daß es noch jetzt die Spuren einer zweitausendjährigen Zeit in sich bewahrt. Celtisch-gothischer Trotz und südliche Gluth, germanischer Freiheitssinn und Römerstolz, in den verschiedenen Völkern der Halbinsel vielfach schattirt, bewegen noch immer den Nationalgeist, und treiben ihn an, alles fremdartige von sich abzuhalten. I. Rom und Carthago sammelten und übten in Spanien ihre Streitkraft. Sagunt kämpfte 219 vor Chr. Geb. gegen Hannibal, wie Xativa 1707, und Barcelona 1714 nach Chr. Geb. gegen Philipp V., und Saragossa 1808 und 1809 gegen Napoleon. Mehr als ein römisches Heer fand hier den Untergang. Der Lusitane Viriathus widerstand an der Spitze seiner Landsleute der römischen Kriegskunst, bis er durch Meuchelmord fiel (140 vor Chr. Geb.). Hierauf trotzte Megara an der Spitze der Celtiberer in Numantia vierzehn Jahre den römischen Waffen, bis Scipio der Jüngere (133 vor Chr. Geb.) nur über die Asche der Stadt triumphirte, deren Einwohner sich selbst verbrannt hatten. Dann ward das in sich fest verwahrte Land der Zufluchtsort mehrerer in Rom gestürzten Volkshäupter. So lebte der Marianer Sertorius in Lusitanien bis 72 vor Chr. Geb.; so die Söhne des Pompejus in Hispania Bätica gegen Cäsar 45; und Sextus Pompejus, der dem Sieger bei Munda entrann, unter den Celtiberern. Erst nach fast zweihundertjährigem Kampfe, als Augusts Feldherr Agrippa die

Cantabrer besiegte (25 vor Chr. Geb.), unterlag ganz Spanien der Macht Roms. Damals gründete August selbst die Colonien Caesar Augusta (Saragossa) und Augusta Emerita (Merida). Seine Rückkunft besang Horaz, III, 14. Vierhundert Jahre hindurch wurzelte römische Sitte und Sprache in den hispanischen Provinzen, welche schon zu Cäsars Zeit eine Bevölkerung von 40 Millionen gehabt haben sollten. Merida z. B. stellte eine Besatzung von 90,000 Mann; Tarragona hatte 2 1/2 Million Einwohner; Männer, wie Seneca, Lucan, Trajan und Theodos der Große waren geborne Spanier. Nur in Cantabrien erhielt sich die celtische Sprache, noch jetzt in Biscaya kennbar. II. Mit dem Anfange des 5ten Jahrhunderts begann für Spanien die Zeit der Westgothen. Dieses germanische Volk drängte die Vandalen, von denen Andalusien den Namen erhielt, nach Afrika, und besiegte die Sueven, welche sich in Galizien bis 585 behaupteten. Der kühne Wallin gründete schon 419 das Reich der Gothen in Spanien, welches der große Eurich erweiterte, und 484 durch Gesetze befestigte. Unter Reccared I. erhob sich durch die Einführung des catholischen Glaubens 586 die verdorbene römische Landessprache über das Gothische, und seitdem beruhte die Einheit der hispanischen Völker auf ihrem Catholicismus und dem politischen Einflusse ihrer Geistlichkeit. Aber nach 125 Jahren rief eine bei der Königswahl übergangene Familie die Araber aus Afrika herbei. — III. König Ruderich fiel in der Schlacht gegen Tarif bei Xeres de la Frontera in Andalusien (717), und der größte Theil von Spanien — bis 756 eine Provinz des Khalifats der Abassiden zu Bagdad, — ward unter den Ommajaden ein eigenes Khalifat zu Cordua, bis 1038, wo einzelne Statthalter sich unabhängig machten und Könige nannten. So regierten arabische Fürsten zu Saragossa von 853 bis 1115, zu Toledo, zu Valencia und zu Sevilla. Hier wurden fast allgemein maurische Sprache und Sitten herrschend; doch behielten die Christen vorzüglich unter den Morabethen freie Religionsübung; auch ließen die Araber ihren neuen Unterthanen (Mozaraben, d. i. unechte Araber genannt) ihre Sprache, Gesetze und Obrigkeiten. Zu gleicher Zeit breiteten sich die Juden sehr in Spanien aus. Indeß behaupteten die Westgothen unter Pelagius in den Gebirgen Asturiens und Galiziens ihre Freiheit. Da nun die maurischen Staaten durch Stammwechsel und innere Trennung sich schwächten, so gelang es den christlichen Königen, ein Land nach dem andern den Arabern zu entreißen, bis nach dem großen Siege, den die vereinten christlichen Fürsten bei Tolosa in der Sierra Morena 1220 über die Almohaden erfochten, den Arabern zuletzt nur das Königreich Granada blieb, welches aber auch 1246 die castilische Lehnshoheit erkennen mußte, bis es 1491 von den catholischen Königen, Ferdinand und Isabella, erobert ward. In der arabischen Periode blühten in Spanien Landbau, Künste und Wissenschaften. Auch die Volksmenge war beträchtlich. In Tarragona lebten 80,000 Familien oder 350,000 Einwohner. Die Stadt Granada enthielt in 70,000 Häusern 250,000 Bewohner, und stellte 60,000 Krieger. Ihr Handel blühte. Die Ommajaden standen mit den byzantinischen Kaisern in Verbindung. Die hohen Schulen und die Bibliotheken zu Cordua u. a. a. O. wurden von den Christen besucht, als der Sitz der griechisch-arabischen Literatur und der aristotelischen Philosophie. Das übrige Europa erhielt von hier aus die neuen Zahlzeichen, Kenntniß des Schießpulvers u. a. m. Unter den gothischen Spaniern hingegen erhob sich der ritterliche Muth religiöser Begeisterung, welcher zur Stiftung mehrerer Ritterorden die Veranlassung

gab. Der große Cid, (s. d.) oder Don Rodrigo Diaz de Vivar, el Campeador, der Kampfheld ohne Gleichen, wurde der Held des Zeitalters wie der Ritterpoesie. (Er starb zu Valencia 1099. S. über ihn Johannes v. Müllers Werke VIII.) Der romantische Aufschwung eines Nationalgefühls, das im Glauben und in der Kirche seine Stütze fand, rettete die einzelnen christlich-gothischen Staaten, Navarra, Aragonien und Asturien, aus vielen innern und äußern Gefahren. Die Nachfolger des Pelago in Asturien wählten erst Gijon, dann Oviedo, endlich 998 das eroberte Leon zu ihrem königlichen Sitze. Die Grafschaft Castilien, anfangs Burgos genannt, wurde 1028 ein eigenes Königreich, und Ferdinand I. vereinigte mit demselben Leon nebst Asturien, durch Vermählung 1035. Für ihn eroberte der große Cid ein Stück von Portugal. Das Königreich Navarra bestand schon seit dem 9ten Jahrhunderte. Mit ihm gränzte Carls des Großen spanische Mark, oder das den Arabern bis an den Ebro entrissene Land südlich von den Pyrenäen. Hier regierten in der Grafschaft Barcelona, oder dem jetzigen Fürstenthum Catalonien, angesehene fränkische Vasallen, bis einer derselben, Raymund V., durch Vermählung König von Aragonien 1135 wurde, dessen Mannsstamm daselbst 258 Jahr regierte. Damals eroberte Alphons VI. (er starb 1109) König von Leon, Castilien, und Galizien nebst Portugal bis an den Mondego, das arabische Reich Toledo, oder Neucastilien; doch überließ er Portugal (s. d. Art.) seinem Schwiegersohn Heinrich von Burgund. Noch mehr that Ferdinand III., der Heilige. Er eroberte Cordua, Murcia, Jaen, Sevilla, Cadiz, und machte sich Granada lehns- und zinsbar. Insbesondre wurde er 1252 der eigentliche Gründer des castilianischen Staats durch das Gesetz der Untheilbarkeit und der Erstgeburt. Doch blieb das Ganze ein unvollkommner Verein einzelner Länder, indem die zweiundzwanzig Provinzen, welche das Königreich Castilien ausmachten, nur nach und nach an Leon und Burgos angereiht worden waren. Die innere Ausbildung aber wurde durch fehlerhafte Einrichtungen, besonders der Steuern, durch übermächtige Vasallen, schlechte Könige und Familienstreitigkeiten sehr gehindert, so daß auch der dritte Stand in Castilien 200 Jahre später (nicht vor 1325) und mit wenigern Vorrechten aufkam, als in Aragonien. Indeß schränkten die Cortes, oder die Reichsstände, welche aus der Geistlichkeit, dem hohen Adel, den Ritterorden und (18) großen Städten (Ciudades) bestanden, die königliche Macht ein, ohne daß dadurch ein gesetzmäßiger Zustand befestigt wurde. In Aragonien hingegen (seit 1035 ein Königreich) das Alphons I., der Schlachtengewinner, nach Saragossa's Eroberung 1115, ganz besaß, hob sich, zuerst unter allen europäischen Staaten, der dritte Stand, schon vor der Mitte des 12ten Jahrhunderts, und es bildete sich daselbst eine festere politische Ordnung. Die Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Ständen, oder dieser unter einander entschied ein Oberrichter, Justitia genannt. Daher und durch die Weisheit seiner Könige wurde das Land blühend. Aragonien begriff, außer dem schon 1135 damit verbundenen Catalonien nebst Cerdagne, auch noch die Grafschaft Roussillon, Montpellier, die Balearen oder Majorca seit 1220 u. folg. (wo jedoch von 1276 bis 1344 eine Seitenlinie regierte); ferner Valencia seit 1238, Sicilien, seit der Ermordung der Franzosen in der sicilianischen Vesper 1282, und Sardinien seit 1326. Indeß bildeten, nach Jacobs II. des Gerechten Anordnung vom Jahr 1319, nur die Staaten Aragonien, Catalonien und Valencia, jedes mit seiner eigenen Verfassung eine ewige Vereinigung. Nach manchem

Regenten- und Länderwechsel legte die Vermählung des Prinzen Ferdinand von Aragonien (s. d. Art. Ferdinand der Catholische) mit Isabellen, der Erbin von Castilien, im J. 1469 den Grund zur Vereinigung der Krone von Castilien und Aragonien. Diese erfolgte mit Ferdinands Thronbesteigung im J. 1479. — IV. Spanien hatte damals eine Bevölkerung von ungefähr 14 Millionen, die aber durch Sitten und Gesetze vielfach getrennt waren. Es begann daher jetzt für sie eine gänzliche Umbildung zur Nationaleinheit, welche drei Menschen von solcher Kraft und solchem Charakter, wie Isabella, Ferdinand und Ximenez waren, die 43 Jahre nach einem Plane arbeiteten, wohl gelingen mußte. Zuerst ward durch eine strenge Rechtspflege und durch die Errichtung der Hermandad in Castilien und Aragonien der allgemeine Landfriede hergestellt. Insbesondre gewann aber die königliche Macht an Kraft und Umfang durch die Einführung des Inquisitionsgerichts 1484, und durch die Verbindung der Großmeisterthümer der drei großen castilianischen Ritterorden mit der Krone. Granada ward nach einem zehnjährigen Kampfe erobert 1491; bald darauf nahm aber die für Spanien so verderbliche und im Verfahren eben so ungerechte als grausame Verfolgung der Juden und Mauren ihren Anfang. Sie sollten sich taufen lassen oder Spanien räumen. Wurde hierdurch Ruhe und Wohlstand im Innern zerrüttet, so zog die im J. 1492 von Isabelle durch Christoph Colon ausgeführte Entdeckung Amerika's die Thätigkeit der Nation vom Anbau des Mutterlandes immer mehr ab, und Habsucht mit Fanatismus gepaart, erschuf in Westindien ein unvernünftiges Colonialsystem. Auch Spaniens Politik nahm unter Ferdinand dem Catholischen bei Gelegenheit der Erwerbung von Neapel, der Ligue von Cambray und der Eroberung des diesseitigen Navarra, den Charakter der Hinterlist und Ländersucht an, so fest übrigens der Kriegsruhm der Nation durch einen der ersten Feldherrn seines Zeitalters Gonzalo Fernandez von Cordova und durch des großen Ximenez (s. d. Art.) Feldzug in Nordafrika gegründet ward. Als nun der mit Philipp von Burgund vermählten Infantin Johanna Sohn, Carl I., (als Kaiser in Deutschland V. s. d. Art.) seinem Vater in den Niederlanden, seinem mütterlichen Großvater 1519 in Spanien, und seinem väterlichen Großvater in den österreichischen Erblanden 1519 gefolgt, und der Aufstand des Volks in Valencia und Majorca, besonders aber in Castilien 1520, wo der dritte Stand eine freiere Verfassung foderte, mit Hülfe des Adels unterdrückt, und der wichtigste Theil der bisherigen Nationalrechte durch die Trennung der ständischen Berathungen vernichtet war, so erhob sich Spanien in den vier Kriegen, die Carl mit König Franz I. von Frankreich führte, und durch die er Mailand erwarb, zur ersten militärischen und politischen Macht in Europa. Der Sieg bei Pavia am 24sten Febr. 1525, nach welchem Franz I. Carls Gefangener in Madrid bis zum Frieden von Madrid (14ten Januar 1526) war, und Carls glorreicher Zug nach Nordafrika im Jahr 1535, verbreiteten den Ruhm der spanischen Waffen in ganz Europa. Doch flossen die Reichthümer des von Cortez seit 1518 eroberten Mexico, und des von Pizarro und Almagro seit 1528 eroberten Peru und Chili bei weitem nicht hinreichend für Carls Kriege in die königliche Schatzkammer, so daß die Kroneinkünfte erschöpft, die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden mußten. Dagegen beförderte die 35jährige Verbindung Deutschlands mit Spanien den Völkerverkehr beider Länder. Allein die Kraft der gewaltigen Monarchie ward, ohne einen großen Plan,

erschöpft in 42jähriger Herrschsucht von Philipp II. (s. d. Art.). Tyrannischer Druck und Glaubenszwang, Krieg und Aufruhr rissen die Niederlande los und entvölkerten die übrige Monarchie, ohne daß die Eroberung von Portugal (s. d. Art.), das mit Spanien von 1581 bis 1640 verbunden blieb, den Verfall des Reichs aufgehalten hätte. England und Holland siegten über Spaniens Seemacht und Handel, und Philipp starb 1598, wie ein bankbrüchiger Schuldner. Unter seinen schwachen Nachfolgern, Philipp III. (starb 1621), Philipp IV. (starb 1665) und Carl II. (starb 1700), rissen die Mißbräuche in der Verwaltung immer tiefer ein. Eine unheilbare Wunde schlug dem Lande die Vertreibung von 600,000 Moriscoes im J. 1609. Ueberhaupt betrug der Verlust an Menschen, den Spanien durch die Verfolgung der Araber erlitt, gegen 2 Mill. und der durch die Vertreibung der Juden gegen 800 000 Menschen. Auch wurden die südlichen Küsten durch die fortwährenden Raubzüge der nordafrikanischen Corsaren entvölkert; daher belief sich im Jahr 1688 die Volksmenge in Spanien nur noch auf 12 Mill. Menschen. Günstlinge, wie Lerma und der Graf von Oliva, spielten stolz oder leichtsinnig mit den Kräften des Reichs. Strenge Mittel, die Olivarez anwenden wollte, erregten Aufruhr, und Mazarin nöthigte Spanien im pyrenäischen Frieden 1659, die Ueberlegenheit Frankreichs anzuerkennen. Es verlor hierauf im aachner Frieden 1668 und im nimwegischen 1678 und durch die Reunionen Ludwigs XIV. mehrere Plätze in den Niederlanden und die Franche Comté. Nach dem Tode Carls II. aber im Jahr 1700 sank die spanische Monarchie in dem spanischen Erbfolgekriege ganz von ihrer alten Höhe herab, und die Volksmenge, welche im Jahr 1688 in Spanien noch 8 Mill. betrug, verminderte sich in den ersten 14 Jahren des 18ten Jahrhunderts bis auf 6 Mill. — V. Carl II., der letzte spanische Habsburg, hatte in seinem zweiten Testamente den zweiten Enkel seiner ältern Schwester, der Gemahlin Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, den zweiten Sohn des Dauphin, zum alleinigen Erben aller seiner Reiche eingesetzt, um die von England, Holland und Frankreich in dem sogenannten Partage-Tractate beschlossene Theilung der spanischen Monarchie zu verhindern. Ludwig XIV. erkannte seinen Enkel Philipp als König nach dem Testamente an. Dagegen nahm der österreichische Habsburg, Kaiser Leopold I., aus mehrern Verwandtschaftsgründen, ebenfalls die ganze spanische Monarchie in Anspruch, während Wilhelm III., König von England und Erbstatthalter von Holland, aus Gründen des europäischen Gleichgewichts für die Theilung der Monarchie entschieden blieb. Ludwigs XIV. Anmaßungen riefen endlich England zum Kampf heraus. So entstand der 12jährige spanische Erbfolgekrieg, (s. Eugen, Marlborough, utrechter Friede), in welchem der Bourbon Philipp V., nach manchem Wechsel des Glücks, durch Berwicks und Vendome's Siege gegen Carl von Oesterreich (nachmals Kaiser Carl VI.) auf dem spanischen Throne sich behauptete. Allein im utrechter Frieden 1713 mußte er die spanischen Nebenländer in Europa, Neapel, Sicilien, Sardinien, Parma, Mailand und die Niederlande an Oesterreich und Savoyen abtreten; auch behielten die Engländer Gibraltar und Minorca. Unter den Bourbons verlor die Nation ihre letzten Verfassungsrechte; denn Aragonien, Catalonien und Valencia wurden von Philipp V. als eroberte Länder behandelt. Der letzte Reichstag ward 1713 in Castilien gehalten, und in Saragossa 1720. Nur Biscaya und Navarra behielten einige herkömmliche Freiheiten. In den auswärtigen Angelegenheiten verwirrte

des Cardinals Alberoni (s. d. Art.) Ehrgeiz (1717 flg.) nur kurze Zeit Europa. Doch erlangte Spanien 1735 wieder den Besitz von beiden Sicilien für den Infanten Carlos, so wie 1748 den von Parma für den Infanten Philipp. Neapel und Sicilien wurden einem nachgebornen spanischen Bourbon abgetreten. Unter Carls III. rühmlicher Regierung (1759—1788) verwickelte der bourbonsche Familien-Tractat von 1761 Spanien zu seinem Nachtheil in den französisch-englischen Krieg. Auch mißlangen die Unternehmungen gegen Algier, und im Kriege von 1779 — 1783, die Belagerung von Gibraltar. Doch störte dieß den Gang der innern Verwaltung nicht, an deren Verbesserung Männer wie Aranda, Campomanes, Olavides und Florida Blanca arbeiteten. Sie sorgten vorzüglich für die Beförderung des Ackerbaues, des Kunstfleißes und des Handels. Daher nahm die Volksmenge wieder zu. Nach der Zählung von 1768 belief sie sich auf 9,300,000 und 1789, auf 10,061,000 Menschen. Auch die Inquisition ward beschränkt, und der geheime Widerstand der Jesuiten durch die pragmatische Sanction vom 2ten April 1767, welche sie aus allen spanischen Ländern verwies und ihre Güter einzog, mit einem Schlage vernichtet. Dieser Fortschritt zum Bessern war in Spanien auch unter Carls IV Regierung (1738 — 1808) sichtbar bis 1792, in welchem Jahre mit D. Godoi, Herzog von Alcudia (s. d. Art.) eine Günstlings-Regierung eintrat, die bei der Einwirkung der französischen Revolution eben so planlos als nachtheilig für den Staat zur größten Erbitterung der Nation geführt wurde, so daß im J. 1808 der Sturz des glücklichsten und stolzesten Günstlings der neuern Zeit den Fall des königlichen Hauses selbst zur unmittelbaren Folge hatte. Anfangs nahm Spanien mit hoher Begeisterung und großer Anstrengung — die freiwilligen Beiträge der Nation zu den Kriegskosten beliefen sich auf 73 Million Fr. — an dem Kriege gegen die Republik Frankreich Antheil; allein der Günstling, welcher aus seinem Palaste den Krieg leiten wollte, verdarb alles, und eilte, den basler Frieden 1795 abzuschließen, in welchem Spanien seine Hälfte von St. Domingo abtrat, worauf Alcudia die Herrschaft und den Titel eines Fürsten de la Paz erhielt. Dann schloß er mit der Republik, deren Häupter ihn mit der Aussicht äfften, ein spanischer Prinz könne den französischen Thron besteigen, den verhängnißvollen Schutz- und Trutzbund von St. Ildefons 1796, und erklärte den Krieg an England; allein zur See geschlagen, verlor Spanien durch den Frieden von Amiens Trinidad 1802. Bei der gänzlichen Unterbrechung seines Colonialverkehrs vermehrten sich die Auflagen und Schulden, während der Staatskredit immer tiefer sank. Zwar zog sich der Fürst von der Leitung der Geschäfte zurück; allein sein Verwandter Cevallos ward nach des talentvollen Urquijo Verbannung, 1800 erster Minister; der Fürst behielt seinen Einfluß und stieg zu höhern Würden empor. Er lehnte sich jetzt an Napoleons Politik an, zog 1801 gegen Portugal zu Felde, das im Frieden zu Badajoz Olivenza an Spanien abtreten mußte, während Frankreich Parma in Besitz nahm, dessen Herzog zum König von Etrurien erhoben wurde (1801), wofür aber Spanien Louisiana an Napoleon abtrat, der diese wichtige Provinz 1803 an die vereinigten Staaten verkaufte. Als hierauf Carl IV. im Kriege Englands mit Frankreich 1803 seine Neutralität durch monatlichen Tribut von Napoleon erkaufte, griffen die Engländer die spanischen Fregatten an, welche das Gold aus Amerika nach Cadiz brachten (im Oct. 1804); und das durch vielfache Noth, Theurung und die Pest des gelben Fiebers niedergedrückte Spanien mußte

deßhalb den Krieg an England erklären. Die Niederlage bei Trafalgar (21sten October 1805) zerstörte seine Seemacht; der kühne Miranda reizte im spanischen Amerika das Gefühl nach Unabhängigkeit auf (seit 1806) und Napoleon stürzte den Thron der Bourbons in Neapel um. Alles aber, was in der innern Verwaltung Zweckmäßiges, selbst zur Beschränkung der Macht der Geistlichkeit gethan wurde, geschah nicht selten willkürlich, oder gewaltsam, und bezog sich doch nur zuletzt auf die Anstrengung der Streitkraft des Landes für Frankreich. Daher stieg der Unwille in allen Ständen über den Stolz des Emporkömmlings immer höher; und schon im Jahr 1806 sah der unbefangene Beobachter in Spanien den Ausbruch des Hasses und der Erbitterung des Volks im allgemeinen Aufstand voraus. Jetzt suchten die unzufriedenen Großen durch den Prinzen von Asturien dem Könige über die Lage des Reichs die Augen zu öffnen. Hieraus entstand der Prozeß vom Escorial, welcher den Aufruhr in Aranjuez und die gänzliche Umwälzung des Landes zur Folge hatte. (S. d. folgenden Art.).

Spanien seit 1808. Der Fürst de la Paz hatte durch einen am 3ten October 1806 an die Nation erlassenen Aufruf zu einer allgemeinen Bewaffnung, Napoleons Vertrauen auf die Ergebenheit der spanischen Regierung unwiderbringlich zerstört. Um Spanien zu schwächen, versetzte deshalb der französische Kaiser ein spanisches Heer unter Romana nach Dänemark, und ein anderes unter Ofarill nach Toscana. Hierauf schloß er mit dem Fürsten de la Paz, dessen Unterhändler der Staatsrath Izquierdo war, zu Fontainebleau den 27sten October 1807, einen geheimen Theilungsvertrag über Portugal, nach welchem die Königin von Etrurien, welche Toscana im Dec. 1807 an Frankreich überlassen mußte, die Provinz zwischen dem Minho und Duero als Entschädigung, und der Prinz de la Paz Alentejo und Algarbien als ein souveraines Fürstenthum erhalten, das übrige Portugal aber bis zum allgemeinen Frieden von Frankreich besetzt bleiben und nur gegen Gibraltar und Trinidad dem Hause Braganza wieder gegeben werden sollte. Dann wollte Frankreich die portugiesischen Colonien mit Spanien theilen, und der König von Spanien den Titel eines Kaisers von Amerika annehmen. Diesem Vertrage zu Folge rückte ein französisches Heer von 28,000 Mann, das von Spanien verpflegt wurde, in Spanien ein, zu welchem ein spanisches von 11,000 Mann stieß. Zugleich sollten 10,000 Spanier die Provinz zwischen dem Minho und Duero nebst Oporto, und andre 6000 Mann Alentejo und Algarbien besetzen. Noch zog Frankreich bei Bayonne ein Heer von 40,000 Mann zusammen, um nöthigen Falls durch Spanien nach Portugal zu marschiren. Indem Napoleon schon durch diesen Tractat Spanien in Fesseln legte, sah er seine Entwürfe durch den Zwiespalt in der königlich spanischen Familie begünstigt. Der Prinz von Asturien hatte sich geweigert, die Schwägerin des Fürsten de la Paz zur Gemahlin zu nehmen. Um sich gegen die Ränke des beleidigten Günstlings sicher zu stellen, schrieb er auf den Rath seines ehemaligen Lehrers Escoiquiz, Erzdechanten zu Toledo, aus dem Escorial den 11ten October 1807, an den Kaiser Napoleon, um seinen Schutz und die Hand einer Nichte desselben sich zu erbitten. Napoleon beantwortete diesen Brief erst den 16ten April 1808, als der Prinz sich auf dem Wege nach Bayonne befand. Zugleich hatte der Prinz eine Vorstellung an seinen Vater aufgesetzt, über die Fehler in der Staatsverwaltung, und den König darin gebeten, vor den Eingebungen seiner Vertrauten auf der Hut zu seyn, und dem Prinzen einige Theilnahme an den Geschäften zu erlau-

den. Die Königin gerieth bei dieser Entdeckung außer sich; der Prinz wurde verhaftet, hierauf auch seine Rathgeber, Escoiquiz und der Herzog von Infantado. Carl IV. aber schrieb auf des Fürsten de la Paz Rath den 29sten Oct. an den Kaiser Napoleon, sein Sohn habe ihn entthronen und seiner Mutter nach dem Leben trachten wollen, er sey daher mit dem Verluste der Thronfolge zu bestrafen. Ein königl. Decret vom 30sten October machte das Verbrechen des Sohnes der Nation kund. Allein die niedergesetzte Junta sprach einmüthig den Prinzen und die übrigen Verhafteten frei; daher veranlaßte der Günstling den Prinzen von Asturien, seinen Vater und seine Mutter schriftlich um Vergebung zu bitten. Dies that er den 5ten Nov. 1807, worauf der König diese Briefe in die Zeitung von Madrid einrücken ließ, und durch ein Decret erklärte, daß er auf des Prinzen Reue die strafbare Verirrung väterlich verziehen habe. So endigte der Prozeß im Escorial. Unterdessen waren schon den 23sten Oct. die französischen Truppen unter Laborde in Spanien eingerückt. Als Verbündeten öffnete ihnen Carl IV. die Thore von Figueras, Barcelona, St. Sebastian und Pampluna; die spanischen Truppen zogen gegen Portugal. Da schienen plötzlich dem Fürsten de la Paz über Napoleons geheime Absichten die Augen aufzugehen. Vielleicht hatte ihn Izquierdo gewarnt. Der spanische Hof traf nämlich Anstalten, Aranjuez zu verlassen und nach Sevilla zu gehen. Es hieß, er wolle sich nach Mexico flüchten. Darüber gerieth das Volk von Madrid in Bewegung. Es stürmte nach Aranjuez. Hier dachten die königlichen Garden wie das Volk. Ihre Wuth brach daher am 18ten März 1808 gegen den Günstling los. Er ward auf einem Dachboden entdeckt, gemißhandelt und nur mit Mühe von dem Prinzen von Asturien gerettet, der dem Volke versprach, ihn vor Gericht zu stellen. Auch in Madrid und an andern Orten äußerte sich der öffentliche Haß gegen den Friedensfürsten auf eine furchtbare Weise. Alles, was ihm gehörte, selbst nützliche Anlagen, die er gemacht, wurden zerstört, oder verbrannt; aber nichts ward geraubt. An demselben Tage meldete Carl IV. dem Kaiser Napoleon, daß der Prinz de la Paz seine Entlassung gegeben, und daß er, der König, nun selbst den Oberbefehl über Heer und Flotte übernehmen wolle. Der Aufruhr vom 18ten März hatte aber diesen schwachen Monarchen so in Angst gesetzt, daß er den 19ten die Krone niederlegte zu Gunsten seines Sohnes, des Prinzen von Asturien. Auch dies meldete er dem Kaiser in einem Briefe vom 20sten März. Unter allgemeinem Jubel ward **Ferdinand VII.** zum König ausgerufen. Er hielt hierauf den 24sten seinen feierlichen Einzug in Madrid, — welche Stadt bereits den 23sten Murat, Großherzog von Berg, Oberbefehlshaber des französischen Heeres, auf die erste Nachricht von den Ereignissen in Aranjuez besetzt hatte, und sandte drei spanische Granden an den Kaiser Napoleon, um ihm seine Thronbesteigung zu melden. Allein Napoleon beschied sie nach Bayonne, wo er selbst den 15ten April ankam. Hier waren die Abgeordneten aus Portugal angelangt, welches Königreich der französische Marschall Junot seit dem 30sten November 1807 besetzt hielt. Napoleon fragte sie, ob sie Spanier werden wollten? Allein das heldenmüthige Nein, das der Graf von Lima vor ihm aussprach, brachte den französischen Kaiser von diesem Gedanken ab. Unterdessen hatte Carl IV., von seiner Gemahlin, die für das Leben des Günstlings zitterte, bewogen, seine Abdankung in einer geheimen Erklärung vom 21sten März, die er dem Großherzog von Berg zustellen ließ, widerrufen. Aber an demselben Tage hatte auch die Kö-

nigin an Murat geschrieben, und ihn um Schutz, vorzüglich für den Friedensfürsten gebeten. „Sie wünsche sich mit dem Könige und dem Fürsten an einen Ort zu begeben, der ihrer Gesundheit zuträglich sey.“ Dieses Schreiben der Königin gedachte so wenig als zwei andre von ihr und der Königin von Etrurien vom 22sten März jenes Widerrufes; sie baten bloß um einen andern Wohnsitz als Badajoz, wohin sich nach Ferdinands VII. Verlangen der alte Hof begeben sollte. Der Widerruf war also wahrscheinlich mit dem Großherzog von Berg, der den Baron Monthion am 23sten nach Aranjuez gesandt hatte, verabredet, und der Tag jener Urkunde auf den 21sten zurückgestellt worden. Carl IV. übergab dem Baron Monthion einen Brief an Napoleon vom 23sten, worin er ihm seinen Widerruf meldete. Da wurde der französische Kaiser gleichsam aufgefodert, Richter in diesem wichtigen Familienprozesse zu seyn. Daher verschob es Murat, Ferdinand VII. als König anzuerkennen; er gab dem alten Könige eine Leibwache von französischen Truppen, und ersuchte den jungen König, den Friedensfürsten an Napoleon auszuliefern, und diesem selbst bis Burgos entgegenzugehen. Denn da dem Kaiser Napoleon alles daran lag, die ganze königlich spanische Familie nach Bayonne zu ziehen, so hatte er absichtlich verbreitet, daß er selbst nach Madrid kommen wolle. Das Volk widersprach laut der Abreise des jungen Königs. Endlich bestimmte Ferdinand VII. dazu den 8ten April Napoleons Abgesandter, der General Savary, durch die Versicherung, daß er bei seiner Ankunft in Bayonne sofort als König werde erkannt werden. Savary kannte jedoch so wenig als die übrigen Napoleons geheime Absichten. Ferdinand ging nun dem Kaiser bis Vittoria entgegen, und als Napoleon nicht kam, von da zu ihm nach Bayonne. Obgleich von mehreren hellsehenden Männern dringend gewarnt, folgte er dem Rathe seiner Vertrauten Cevallos, Escoiquiz und Infantado; auch überredete ihn Savary, der ihm ein Antwortschreiben von Napoleon auf seinen Brief aus dem Escorial gebracht hatte. Französische Truppen mußten das Volk, welches sich dieser Reise widersetzte, aus einander treiben. Napoleon empfing den Prinzen bei seiner Ankunft in Bayonne den 20sten April mit großen Freundschaftsbezeigungen. Aber schon nach den ersten Besuchen kündigte ihm Savary Napoleons Verlangen an, er solle auf den Thron von Spanien Verzicht leisten. Der Kaiser selbst hatte über diesen Gegenstand denselben Tag Abends mit Escoiquiz jene berühmte Unterredung, die so viel Licht über die bayonner Ränke verbreitet. (S. De Pradt Mémoires sur la Révolut. d'Espagne. Paris 1816. S. 267.) Ohne alle Umstände bot Napoleon den Bourbons für die Abtretung Spaniens Etrurien und Stücke von Portugal an. Lange konnten die spanischen Staatsmänner seine Erklärungen nicht für Ernst halten. Er wolle, glaubten sie, damit nur die Abtretung einiger Provinzen oder Colonien erzwingen. Daher war jede Unterhandlung des Erzbischofs De Pradt mit Escoiquiz und auch der französischen Minister mit Cevallos fruchtlos. Nun zog Napoleon den alten König und den Friedensfürsten in das Spiel. Die von Ferdinand VII. in Madrid niedergesetzte Regierungs-Junta mußte den Fürsten an Murat ausliefern, worauf er den 26sten April in Bayonne ankam. Ihm folgte den 1sten Mai der König und die Königin, dann die übrigen Glieder der königlichen Familie, mit Ausnahme des Cardinals von Bourbon und dessen Schwester, der Gemahlin des Friedensfürsten. Jetzt wurde der gegen seinen Sohn höchst aufgebrachte Carl IV., vor dem Ferdinand als Unterthan und Rebell wie vor seinem

Richter stand, durch den Prinzen de la Paz und die Königin, welche sogar von Napoleon verlangte, daß er ihren Sohn auf das Blutgerüste schicken sollte, leicht dahin gebracht, seinen Sohn und seine ganze Familie zugleich mit der Krone von Spanien gegen ein Jahrgeld den Planen Napoleons aufzuopfern. Der Prinz widerstand lange; endlich erzwang man von ihm, als die Nachricht von dem blutigen Auftritt in Madrid vom 2ten Mai in Bayonne angekommen war, durch die Drohung, ihn als Majestätsverbrecher, der gegen das Leben seiner Aeltern sich verschworen, zu richten, den 5ten Mai, unbedingt die Krone an seinen Vater zurückzugeben. Darauf erpreßte auch Napoleon von dem sich sträubenden Prinzen, mit dem Drohworte: „Prinz, Sie haben die Wahl nur zwischen Abtretung oder Tod!" am 10ten Mai die Entsagung auf alle seine Rechte an Spanien. Dieselbe Erklärung stellten die Infanten D. Carlos und D. Antonio aus; selbst der Cardinal von Bourbon erkannte in seinem Schreiben (Toledo, den 22sten Mai) diese Abtretung an, und huldigte dem Kaiser Napoleon als dem nunmehrigen Oberherrn von Spanien und Indien. Die Königin von Etrurien wurde mit ihren Ansprüchen auf Entschädigung ganz mit Stillschweigen übergangen. Frankreich bezahlte der entthronten Familie Jahrgelder. Carl IV., seine Gemahlin, der Friedensfürst und die Königin von Etrurien begaben sich nach Compiegne, und nach mehrerem Ortswechsel endlich nach Rom. Der Prinz von Asturien und die Infanten wurden in Valençay, einem Schlosse des Prinzen Talleyrand, von Gendarmen bewacht. Nun berief Napoleon, als König von Spanien, eine Junta von 150 spanischen und amerikanischen Abgeordneten nach Bayonne. Darauf ernannte er seinen Bruder Joseph, bisherigen König von Neapel, zum Könige von Spanien und Indien, indem er die Unabhängigkeit der spanischen Monarchie in ihren bisherigen Gränzen anerkannte. Den 15ten Juni eröffnete die Junta, welche dem neuen Könige, der den 7ten Juni in Bayonne angekommen war, sofort gehuldigt hatte, ihre Sitzungen. Sie bestand nur aus 90 Deputirten. Den 7ten Juli war die spanische Constitution von 150 Artikeln entworfen und beschworen, worauf König Joseph von den Mitgliedern der Junta und allen Ministern des vorigen Königs begleitet, den 9ten Juli Bayonne verließ, und den 20sten in Madrid seinen Einzug hielt. — Napoleon zweifelte keinesweges an dem Gelingen seines Planes. „Glauben Sie mir, Canonicus, sagte er zu Escoiquiz, Länder, wo es viele Mönche gibt, sind leicht zu unterjochen. Ich weiß dies aus Erfahrung. In jedem Falle wird der Widerstand nicht groß seyn." — Wie wenig kannte er das Land und die Nation! Und wie wenig den spanischen Mönch, der zu allen Zeiten fanatisch und stolz auf sein Vaterland war! Die aufgeklärtern Spanier wünschten eine bessere Staatseinrichtung. Es erwachte sogar die alte Vorliebe für einen Habsburg, für den Erzherzog Carl. Aber keiner mochte das Neue, auch das Bessere nicht, von einem fremden Volke empfangen; am wenigsten von Franzosen; am allerwenigsten von Napoleon. Er hatte Ferdinand VII. arglistig und unredlich in das Garn gelockt; er hatte das Vertrauen eines Theils der spanischen Nation betrogen; er hatte den Friedensfürsten dem Nationalgericht entzogen; er wollte jetzt das stolze Volk mit einem Heer von kaum 80.000 Mann, zum Theil neugeworbene Mannschaft und Kinder, in Unterwürfigkeit erhalten. Da schlug die Stunde, in der die Völker erwachen. Zuerst, schon im Mai, in Aragonien, in Sevilla, Badajoz, Oviedo und Asturien. Palafox brachte von Bayonne nach Saragossa den Befehl des Prinzen von Asturien, zu den Waffen

zu greifen, und die Junta erhielt von ihm die Erlaubniß, nach Befinden die Cortes zu berufen. Nun brach die Wuth des Volks furchtbar aus gegen die Franzosen und deren Anhänger. Mehrere Spanier von hohem Range fielen als Opfer. Der Adel und alle Behörden gehorchten endlich dem Ungestüm des Volks. Ganz Spanien wurde eine Vendée, der Krieg ein allgemeiner Kreuzzug. Die französischen Heere waren zu schwach, nur die Hauptpunkte zu besetzen; kaum konnten sie das offene Feld behaupten. Moncey mußte sich vor Valencia zurückziehen. General Dupont und Wedel wurden in Andalusien umzingelt und (den 19ten und 20sten Juli 1808) bei Baylen (s. d.) geschlagen und gefangen. Dies erhöhte die Kühnheit des Spaniers zum wildesten Trotz. Die Franzosen mußten die Belagerung von Saragossa aufheben (s. d. Art. und Palafox), und vom 2ten Mai bis zum 31sten Juli 1808, wo Joseph aus Madrid nach Vittoria entfloh, erhob sich die ganze Nation zum Kampfe für Unabhängigkeit, und der allgemeine Schlachtruf war: Siegen oder Sterben für das Vaterland und für Ferdinand VII.! (Das Feldzeichen war ein rothes Band mit der Inschrift: Vencer o morir por Patria y por Fernando VII.) Schon am 6ten Juni hatte die Junta von Sevilla, als oberste Insurrectionsbehörde, das Kriegsmanifest erlassen; der Rath von Castilien befahl jetzt die Aushebung von 300,000 Mann. An Linientruppen zählte Spanien 85,000 Mann, ohne die 15,000 unter Romana. Sofort zwangen die Spanier die französische Escadre in Cadiz zur Uebergabe (den 14ten Juni). Sechs Tage darauf brach der Aufstand auch im mittlern und nördlichen Portugal aus. Nun folgte am 4ten Juli die Erklärung der brittischen Allianz mit der spanischen Nation. Zu gleicher Zeit drang General Cuesta aus Galizien mit 40,000 Mann hervor, und griff den Marschall Bessières bei Medina del Rio Secco am 14ten Juli an. Nach hartem Kampfe erhielt der Feind den Sieg. Es fielen 27,000 Mann auf beiden Seiten. Da rief — zu spät! — Napoleon seine alten Krieger von den Ufern des Niemen herbei bis in das Herz von Spanien (vom 15ten August bis zum 20sten Nov. 1808); aber die Tapfern waren nicht zahlreich genug, um überall zu siegen. Napoleon wollte Alles auf einmal, und erlangte zuletzt nichts. Indeß rüstete sich Oesterreich. Darum versicherte sich der französische Kaiser der Freundschaft Rußlands in der Zusammenkunft mit Alexander zu Erfurt vom 27sten Sept. bis zum 14ten Oct. 1808. Aber der Friedensantrag an England war vergeblich, weil dieses ohne die Abgeordneten seines Bundesgenossen, der spanischen Nation, im Namen Ferdinands VII., nicht unterhandeln mochte. Unterdessen hatte der General Romana (den 11ten August) einen Theil seines Heeres aus Fühnen auf englischen Schiffen an die Küsten von Spanien (bei St. Ander den 9ten Oct.) versetzt, und Wellesley den 21sten August bei Vimeira die Franzosen unter Junot geschlagen, worauf dieser den 22sten zu Cintra capitulirte, den 30sten Lissabon und bald ganz Portugal räumte. Jetzt stand ein englisches Heer auf der Halbinsel, und Joseph wartete ängstlich am Ebro auf Hülfe von seinem Bruder. Endlich kam Napoleon mit dem Heere den 6ten Nov. in Spanien an; und schon den 10ten schlug Soult den Mittelpunkt des großen spanischen Heeres unter dem unerfahrnen Marquis de Belvedere, bei Gamonal, worauf er mit den Fliehenden zugleich in Burgos eindrang. Hierauf öffnete am 11ten Victors und Lefebvre's Sieg bei Espinosa über den linken Flügel den Weg nach Asturien und der Nordküste; Lannes Sieg bei Tudela am 22sten Nov. über den rechten Flügel des großen spanischen Heeres warf die

Fliehenden nach Saragossa (s. d. Art. und Palafox). Nun drangen die Franzosen in die Mitte des Reichs vor. Unter Napoleons Augen und Bessieres Anführung erstürmten Polen und Franzosen den Gebirgspaß der Somosierra am 30sten Nov., und schon am 2ten Dec. stand das französische Heer vor Madrid. Binnen 36 Stunden war der verschanzte Buen-Retiro, welcher Madrid den 4ten dem Kaiser Napoleon öffnete, in französischer Gewalt. Joseph fand alles in seinem Palaste, wie er es verlassen. Die Hauptstadt huldigte ihm aufs neue. Aber der Krieg wüthete fort auf der ganzen Halbinsel. Nur durch Verrath, glaubte der Spanier, könne der Fremde siegen; und von solchem Argwohn ward mehr als einmal der eigene Heerführer ermordet. Zwar fielen die Festungen Rosas (den 5ten Dec. 1808) und nach sechsmonatlicher Vertheidigung Girona den 10ten Dec. 1809. Gouvion St. Cyr schlug die Sieger von Baylen bei Wals, und der englische Feldherr Moore führte das brittische Heer, als Napoleon den 22sten Dec. über die Guadarama gegangen, um ihn vom Meere abzuschneiden, den 24sten von Saldagna bis Galizien zurück, wo er jedoch von Soult bei Corunna den 16ten Jan. 1809 vergebens angegriffen, mit seinem Tode den Sieg und die Einschiffung des Heeres am 17ten errang. Corunna und Ferrol wurden nun von den Franzosen besetzt. Bald darauf öffnete Victors Sieg über Cuesta bei Medellin den 28sten März, und Sebastiani's Sieg bei Ciudad Real den 27sten März dem französischen Heere den Weg über die Sierra Morena nach Sevilla. Allein die Sieger in offener Schlacht blieben nur Meister des Orts, wo sie eben standen. Ueberall von Guerillas oder fliegenden Truppenhaufen umringt, waren sie stets überflügelt oder umgangen. Der Spanier führte den Krieg orientalisch, wie der Parther und Araber. Er floh vor dem Feinde, um ihn zu morden. Der durchschnittene, unwegsame Boden gewährte große Vortheile für den kleinen Krieg, an dem alle Stände, selbst Weiber und Kinder, Theil nahmen. Bald fehlte den Franzosen der Unterhalt. Keine Verbindungslinie war fest genug, ihre Stellung oder Bewegung zu sichern. Jede Zufuhr erfoderte starke Bedeckung. Vergebens hatte Napoleon die liberalen Ideen zu seinem Beistand aufgerufen, und schon am 4ten Dec. 1808 die Feudalrechte abgeschafft, und die Inquisition aufgehoben, deren Gefängnisse man leer und in deren Schatze man nur 760,000 Fr. fand. Vergebens hatte er die Häupter der Insurrection, den Herzog von Infantado und A. m. geächtet; vergebens dem Marquis de St. Simon das Leben geschenkt; vergebens that auch Joseph Alles, um die Liebe der Nation zu gewinnen, und allerdings war er der Mann dazu. Nichts konnte den von fanatischen Mönchen beherrschten Volkswillen beugen, noch den beleidigten Nationalstolz versöhnen. Ueberdies stand das größte Thor der Halbinsel, Lissabon, den Engländern offen. Moore's Feldzug hatte Napoleon verhindert, es ihnen zu verschließen. Da griff Oesterreich zu den Waffen, um die Schmach des preßburger Friedens zu vertilgen. In dieser Gefahr vertraute Napoleon Spanien seinen Marschällen an, und eilte am Ende des Januars 1809 nach Paris, um sich auf Oesterreich zu werfen. So ward Sevilla und gewissermaßen Spanien selbst schon damals gerettet. Napoleons Abreise erschien den Spaniern als ein Sieg. Er habe, glaubten sie, das unbezwingliche Land aufgegeben. Seitdem erschöpften fünf Jahre hindurch Napoleons Feldherren Alles, was Talente, Kriegskunst und Tapferkeit vermochten, um die Halbinsel zu unterwerfen. Ihnen fehlte der Zauber von Napoleons Persönlichkeit, und gegen sie trat Wellington auf. (S. d. Art. und die Schrift: Arthur,

Herzog von Wellington. Sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach Elliot, Clarke u. A. bis zum September 1816. Leipzig 1817.) Dazu kam der Zwiespalt zwischen Napoleon und Joseph. Jener sah in dem letztern kaum seinen Lieutenant. Er verzieh ihm nicht, daß er Madrid so leicht verlassen, und setzte ihn seitdem so zurück, daß er schon dadurch den Spaniern verächtlich werden mußte. Aber auch der Eigennutz trennte beide Brüder. Napoleon hatte bisher den Krieg mit französischem Gelde geführt. Jetzt sollte Joseph die Kosten bestreiten, und — alle Einkünfte stockten! Da wollte, seinem feierlichen Worte zu Bayonne entgegen, Napoleon Spanien theilen, oder Provinzen abreißen. Nur Joseph widersprach ihm. Dies machte aber selbst Josephs Anhänger wankend, und der Nationalhaß kämpfte um so verzweifelter für die Erhaltung des Ganzen. In sechs blutigen Feldzügen, vom 2ten Mai 1808 bis zur Schlacht bei Toulouse den 10ten April 1814, wurde der große Kampf ausgekämpft; der erste zwischen einer Nation und Napoleon. Ueberall und täglich floß Blut, von Cadiz bis Pampeluna, und von Granada bis Salamanca. Dieser Krieg kannte kein Erbarmen und keine Ruhe. Die Losung war: Zerstörung und Tod! Die spanischen Frauen ermordeten gefangene Franzosen unter Martern. Man ersäufte 700 französische Gefangene im Minho. In Oporto und Coimbra wurden die Kranken in den französischen Siechhäusern um das Leben gebracht. Man tödtete selbst die Heerbeamten, die nicht fochten. Dieser Wuth entsprach die leidenschaftliche Thätigkeit der obersten Junta, mit der sie neue Heere an die Stelle der geschlagenen zusammenbrachte. Indeß waren Napoleons Anstrengungen nicht geringer. In ihrer größten Stärke betrug die französische Heeresmacht auf der Halbinsel, als Massena mit mehr als 80,000 Mann gegen Portugal marschirte, 200,000 Mann Fußvolk und 30,000 Mann Reiterei, und im Jahr 1813, als Madrid und Valladolid von den Franzosen verlassen wurden, 130,000 Mann zu Fuß und 20,000 Pferde. Außerdem stieg die Zahl der Kriegsbeamten, die nicht in der Linie fochten, wenigstens auf 40,000 Mann. Und in diesen Reihen wütheten Schwert, Dolch, Seuche und Mangel. Denn als der Guerilla-Krieg immer mehr sich entwickelte, war die Verpflegung eben so mangelhaft als kostbar. De Pradt schätzt den Verlust, den Frankreich an baarem Gelde, das in den sechs Jahren nach Spanien floß, erlitt, auf 230 Millionen Fr., ohne was ihm durch den unterbrochenen Handelsverkehr entzogen ward. Zwei Gegenstände beschäftigten im Jahr 1809 und 1810 die französischen Heerführer in Spanien: die Wiedereroberung Portugals und das Vordringen über die Sierra Morena gegen Cadiz. Nachdem die Britten Meister von ganz Portugal geworden, und die nördliche Küste Spaniens, auch Ferrol und Corunna (den 22sten Juni) ihren Landungen geöffnet waren, gelang zuerst den Franzosen unter Ney und Kellermann die Wiedereroberung Asturiens, vom 14ten bis 20sten Mai 1809. Allein Sir Arthur Wellesley (nachmals Lord Wellington) drang von Lissabon her über Alcantara den Tajo hinauf, und Cuesta stieß mit ihm unweit Truxillo zusammen, während der englische General Wilson über Placenzia, und der Spanier Venegas von der Sierra Morena herab gegen Madrid vorrückten. Diesen kühnen Angriffsplan vereitelte die Schlacht bei Talavera den 27sten und 28sten Juli. Zwar siegten die Britten unter Wellesley über die Franzosen unter Victor, Jourdan rc. und dem Könige Joseph; allein von den Spaniern zu wenig unterstützt, und von den anrückenden Soult und Ney in der Flanke bedroht, mußten sie sich gegen Portugals Gränze zurückziehen, worauf auch Venegas den

Rückzug antrat, auf welchem er den 11ten August bei Almonacid vom Könige Joseph geschlagen wurde. Dasselbe Schicksal hatte Wilson gegen Ney in den Engwegen von Baros. Madrid war gerettet; und der Sieg gab dem Könige den Muth, den 8ten August die spanischen Mönchsorden aufzuheben. Allein dies war Oel in die Flamme gegossen. Die Central-Junta zu Sevilla entschloß sich jetzt, der allgemeinen Foderung nachzugeben, die Cortes zu berufen und eine Regentschaft zu ernennen. Neue Heere wurden ausgerüstet. Arezaga rückte mit 55,000 Mann über Toledo bis Ocanna vor, wo er aber von Mortier den 18ten Nov. gänzlich geschlagen wurde. Madrid war also ein zweites Mal gedeckt; allein in Catalonien, Aragonien und Biscaya wurde der blutigste Krieg mit den einzelnen Insurgentenhaufen geführt. Einer der berühmtesten Guerilla-Anführer, Empecinado, machte sich selbst in der Nähe von Madrid furchtbar. In Altcastilien streiften die Banden des Barrioluchio, des Couvillas, Rodriguez und Jacobe. Der stärkste Haufe, unter dem gefürchteten Marquesito, ehemaligem Obristen des Regiments Aragonien, bestand aus 4500 Mann, und beschäftigte mehrere französische Generale im offenen Felde. Vergebens legten die Franzosen auf ihren Heerlinien feste Plätze an, und suchten durch mobile Colonnen den Rücken des Heeres frei zu halten. Indeß gelang ihr Hauptplan gegen Andalusien. Mit 22,000 Mann glaubte der unbesonnene Arezaga die fünfzehn Stunden lange, verschanzte und minirte Linie auf der Sierra Morena, in deren Mitte der feste Paß von Peraperos lag, zu behaupten gegen 60,000 Mann Kerntruppen unter den ersten Feldherren Europa's. Jede Bewegung gelang. Dessolles und Gazan nahmen den 20sten Jan. 1810 den Paß von Despenna-Peras; Sebastiani erstürmte den Engpaß von St. Estevan, und bemächtigte sich der Brücken über den Guadalquivir; eben so drangen unaufhaltsam die übrigen Heersäulen vor, und den 21sten Jan. zog Joseph in Baylen ein. Jaen ward erobert, Cordova unterwarf sich. Sebastiani besetzte Granada den 29sten Jan., Mallaga den 6ten Febr., und Joseph hielt den 1sten Febr. seinen Einzug in Sevilla, von wo die Junta den 25sten Jan. nach Cadiz entflohen war. Sofort wurde diese allein noch freie Stadt von der Landseite den 6ten Febr. gänzlich eingeschlossen. Alle Bemühungen, das von 16,000 Spaniern unter Albuquerque, und von 4000 Engländern unter Graham vertheidigte, überdies durch eine brittisch-spanische Flotte geschützte Cadiz zu erobern, scheiterten an der festen Lage dieses Platzes, so wie jedes gütliche Ueberredungsmittel an dem festen Sinne der jetzt auf 160,000 angewachsenen Volksmenge. Unterdessen dauerte der Krieg in Catalonien, Aragonien und Asturien ununterbrochen fort. Nach glücklichen Gefechten in Leon eroberten die Franzosen Astorga den 23sten April. Jetzt richteten sie ihren Angriff auf Portugal. Hier stand nördlich vom Tajo unter Wellington ein brittisches Heer von 30,000, und unter Beresford ein portugiesisches von 59,500 Mann, wozu noch 52,800 Mann Milizen kamen. An Wellingtons linken Flügel bei Badajoz lehnte sich ein spanisches Heer von 20,000 Mann unter Romana, und ein Heerhaufe von 8000 Mann unter Ballasteros. Die Hauptmacht der Verbündeten stützte sich auf die unangreifbar gemachten Anhöhen vor Lissabon. Wellingtons Plan war daher Vertheidigung. Massena, an der Spitze des großen französischen Heeres, begann seine Operation im Juni mit der Belagerung von Ciudad Rodrigo. Nach einer entschlossenen Vertheidigung übergab der tapfere Herrasti die Festung den 10ten Juli. Hierauf drang Ney den 24sten Juli über die Coa in Portugal ein; doch hielt Almeida,

das der Engländer Coxe vertheidigte, Massena auf bis zum 27sten August, wo es capituliren mußte. Wellington ließ nun alle Gegenden verheeren, durch welche Massena ihm ins Innere von Portugal folgen konnte. Dieser mußte daher vier Wochen lang für die Verpflegung seines Heeres Anstalten treffen, ehe er weiter vorrückte. Zugleich beschäftigte Wellington die Franzosen bis vor Cadiz durch mehrere Bewegungen, um Romana's Heerstellung zu sichern. Endlich drang Massena den 18ten September über den Mondego gegen Coimbra vor. Auf diesem Marsche wurde er zwar den 27sten bei Busaco geschlagen, erreichte aber dennoch die Höhen von Sardico, welche ihm die Ebene vor Lissabon öffneten. Allein jetzt rückte auch Wellington in die starke Stellung von Torres Vedras ein, welche aus zwei Linien auf den Höhen vor Lissabon bestand, die durch 107 vortheilhaft angelegte Werke und 444 Feuerschlünde vertheidigt wurden. Massena fand sie unangreifbar, und zog sich nach mehrern kleinen Gefechten den 14ten November nach Santarem zurück, hier stand er bis zum März 1811, wo ihn der Mangel an Lebensmitteln Portugal gänzlich zu verlassen nöthigte. Kaum gelang es ihm durch den zweitägigen Kampf bei Fuentes D'Onoro, die Besatzung von Almeida, welche die Werke sprengte und unter Brenier sich durchschlug, an sich zu ziehen. Dagegen siegten die Franzosen auf andern Punkten. Suchet eroberte den 2ten Jän. 1811 die wichtige Festung Tortosa in Catalonien. Hierauf den 28sten Jun. nach einem fünftägigen mörderischen Sturme die Festung Tarragona; Soult nahm die Gränzfestungen gegen Portugal Olivenza und Badajoz den 10ten März; und Victor schlug den englischen General Graham, welcher Cadiz frei machen wollte, den 3ten März bei Chiclana. Im Herbst unternahm der Marschall Suchet den Zug gegen Valencia. Nachdem er das valencianisch-aragonische Heer unter Blake geschlagen hatte, fiel Sagunt den 26sten October, und Valencia ergab sich den 9ten Januar 1812. Nun drang Wellington wiederum in Spanien ein. Er eroberte den 19ten Januar Ciudad Rodrigo. Hätten ihn nur die in Cadiz versammelten Cortes und die Regentschaft durch Eintracht, Festigkeit und Vertrauen besser unterstützt! Jetzt stand Marmont an der Spitze des Heeres von Portugal. Aber der Verlust der entscheidenden Schlacht bei Salamanca den 22sten Jul. 1812 nöthigte ihn, Madrid, von wo Joseph entfloh, den Britten Preis zu geben. Nun erhoben sich die Guerillas aufs neue; am furchtbarsten machte sich Espoz y Mina in Navarra. Madrid capitulirte den 14ten August, und den 25. August 1812 hoben die Franzosen die Belagerung von Cadiz auf. Sie zogen ihre Macht aus Südspanien und drängten sie in den östlichen und nördlichen Landschaften zusammen. Hierauf verfolgte Wellington den Feind bis Burgos; allein die Belagerung des Schlosses von Burgos hielt ihn nach mehrern abgeschlagenen Stürmen vom 19ten Sept. bis zum 20sten October auf, wo er, da unterdessen das französische Heer ansehnliche Verstärkungen erhalten, die Spanier aber ihn nicht gehörig unterstützt hatten, die Belagerung aufhob, und sein Heer nach dem Duero zurückzog. Nach mehreren Gefechten verlegte er den 24sten Nov. sein Hauptquartier nach Freynada an der Gränze von Portugal. So endigte das Jahr 1812, in welchem die 184 Mitglieder der Cortes ein neues Verfassungsgesetz für die Monarchie entworfen und den 18ten März in Cadiz unterzeichnet hatten. Die Regentschaft beschwor dasselbe den 20sten März. Diese Constitution hatte viel Gutes, aber den Hauptfehler, daß sie die Cortes gleichsam zu Mitregenten erhob, und dadurch die Kraft der monarchischen Regierung zu sehr

chränkte. Endlich entschied Napoleons Feldzug in Rußland auch
s Schicksal der pyrenäischen Halbinsel. Soult wurde im Anfange
Jahres 1813 mit 30.000 Mann aus Spanien abgerufen. Suchet
umte darauf Valencia im Jul.; doch entsetzte er Tarragona, das
ntink belagerte, im August, und behauptete sich hierauf gegen Clin-
am Lobregat. Aber schon hatte Joseph den 27sten Mai abermals
adrid verlassen müssen, und Wellington hatte Salamanca den 26sten
ai besetzt. Das französische Heer unter Joseph und Jourdan zog sich
a gegen Vittoria zurück. Hier ereilte Wellington den Feind, und
ämpfte am 21sten Jun. den glänzenden Sieg bei Vittoria, nach
chem das in Unordnung gerathene französische Heer, von Graham
d Hill verfolgt, über die Pyrenäen nach Bayonne zu, sich zurück-
. Es verlor das ganze Heergeräth. Kaum entrann König Joseph
Gefangenschaft mit Hinterlassung seines kostbaren Haushalts. So-
t umzog nun Wellington Pamplona; Graf Abisbal bemächtigte
) des Passes Pancorbo, und Graham belagerte St. Sebastian. Wel-
gton betrat jetzt Frankreichs Gränze, wo er durch seinen Aufruf vom
n Jul. die Beobachtung der strengsten Kriegszucht seinem Heere zur
licht machte. Unterdessen hatte Napoleon in Dresden den Marschall
oult den 1sten Jul. zu seinem Lieutenant und Oberfeldherrn der fran-
ischen Heere in Spanien ernannt. Diese vereinigte die geschlagenen
erhaufen, und stellte eine beträchtliche Macht dem andringenden
eger entgegen. Den 24sten Jul. begann der Kampf in den Pyrenäen.
an schlug sich auf allen Punkten bis zum 1sten August; doch Wel-
gton behauptete seine Stellung. Hierauf ward den 31sten August
t. Sebastian mit Sturm genommen, nachdem man den Feind, der
n Entsatz heranrückte, mehrmals zurückgeworfen hatte. Indeß drang
ellington erst den 7ten October 1813 aus den Pyrenäenpässen in das
dliche Frankreich vor, und ging über den Bidassao. Als nun auch
mpeluna den 31sten October gefallen war, stand, außer in Barce-
na und einigen andern catalonischen Plätzen, kein Feind mehr auf
nischem Boden. Wellington griff nun mit verstärkter Macht den
ten Nov. die feindliche Heerlinie an den verschanzten Ufern der Ni-
lle an, und Soult zog sich in das verschanzte Lager vor Bayonne
rück. Doch konnte Wellington nach dem Uebergange über die Ni-
lle erst am 9ten und 10ten December über die Nive setzen. Bis zum
ten waren alle Angriffe des Feindes zurückgeschlagen, und Wellington
tte festen Fuß in Frankreich gefaßt. Sein Hauptquartier war St.
an de Luz. Von hier aus warf er im Januar 1814 Suchets An-
ffe an der Gave zurück. Dann ging er im Febr. über die Gave
Oleron, und lieferte dem Oberfeldherrn Soult den 27sten bei Orthies
e Schlacht, in welcher er ihn aus seiner festen Stellung warf, und
ld in unordentlicher Flucht gegen die obere Garonne hin zurücktrieb.
gleich ging das brittische Heer über den Adour. Wellington folgte
n dem feindlichen Heere, das sich unter Soult nach Toulouse zog, auf
m Fuße. Hier machte der blutige Sieg am 10ten April, und die
nnahme der Sadt Toulouse dem Kriege ein Ende. Unterdessen hat-
i bereits am 15ten Jan. 1814 die ordentlichen Cortes ihre erste Si-
ng wieder in der Hauptstadt gehalten. Sie beschlossen, der König
rdinand VII. sollte, sobald er den spanischen Boden beträte, auf
Verfassung der spanischen Monarchie schwören, auch sollte er nicht
r für frei angesehen, noch ihm eher als König gehorcht werden, als
er in der Volksversammlung den vorgeschriebenen Eid geleistet
tte. Der Friedens- und Allianztractat, den Napoleon und Ferdi-

nand VII. zu Valençay den 11ten December 1813 mit einander abgeschlossen hatten, wurde von den Cortes verworfen, weil er für England feindselig war. Der König Ferdinand, der erst den 13ten März Valençay verlassen, kam endlich den 24sten März 1814 mit seinem Bruder, dem Infanten D. Antonio, in Gerona an. Sein Bruder D. Carlos wurde vom Marschall Suchet erst gegen eine schriftliche Versicherung des Königs, daß die französischen Truppen aus den catalonischen Plätzen freien Abzug haben sollten, freigelassen. Von Gerona begab sich der König nach Valencia; aber ungeachtet der dringenden Einladungen der Cortes, bald nach der Hauptstadt zu kommen, begab er sich nach Saragossa, und kehrte hierauf den 16ten April nach Valencia zurück. Hier empfing er eine Deputation der Cortes, deren Wortführer, der Cardinal Bourbon, in seiner Anrede unter andern ihm sagte: „Das Vaterland setzt Ihrer Macht keine andern Gränzen, als welche durch die von den Stellvertretern angenommene Verfassungsurkunde vorgezeichnet sind. An dem Tage, an welchem Sie dieselben überschreiten werden, wird der feierliche Vertrag, den dasselbe heute mit Ihnen eingeht, gebrochen seyn." Der Redner schloß mit den Worten: „Der Himmel schütze und verlängere Ihre Lebenstage, wenn sie der Nationalwohlfahrt gewidmet seyn werden." Auf die Frage aber, wann der König nach dem Beschlusse der Cortes auf die Verfassung schwören wolle, antwortete er kalt: „Daran habe ich noch nicht gedacht." Denn versichert von der Anhänglichkeit der Städte Cataloniens, Aragoniens und Valencia's, so wie von der Treue der nördlichen Provinzen, und umgeben von Truppen, die ihm den Eid der Treue geschworen, erklärte er, von einflußreichen Rathgebern, besonders dem Herzog von Infantado bewogen, in einer zu Valencia am 4ten Mai erlassenen Kundmachung die ihm von den Cortes zur unbedingten Annahme vorgelegte Constitution für nichtig. Hierauf ließ er den 10ten in Madrid die Minister Alvarez Guerra, Garcia Xereros und Odonojo, und die vorzüglichsten Mitglieder der Regentschaft, Agar und Ciscar, so wie der Cortes (D. Augustin Arguelles, genannt el Divin, und 63 andere) verhaften, und hielt den 14ten Mai daselbst seinen Einzug. Das Volk empfing ihn mit Begeisterung, weil er die strengen Formen der königlichen Würde milderte. Desto härter verfuhr er gegen die Anhänger der Cortes und Josephs. Alle Officiere, bis zum Capitain herab, welche dem König Joseph gedient hatten, wurden mit ihren Weibern und mündigen Kindern aus Spanien für ihre Lebenszeit verbannt. Ein gleiches Schicksal traf die Civilbeamten vom Staatsrath bis zum Kriegscommissär. Denen vom niedrigern Range wurde zwar die Rückkehr erlaubt, jedoch mußten sie ihr Betragen vor Militär-Reinigungs-Commissionen rechtfertigen. Auch wurde der Freimaurerorden aufgehoben, und die Inquisition wieder hergestellt; den Mönchen und Klöstern wurden ihre Güter zurückgegeben, und den Jesuiten die Rückkehr in alle Städte der Monarchie erlaubt. Zwar versprach der König eine auf liberalen Grundsätzen beruhende Verfassung einzuführen, und die Cortes zu berufen; allein nichts von dem ist geschehen. Nun begann ein politischer Justizdespotismus, der jeden Edeldenkenden empörte. Die Parteien feindeten sich überall an; und es fehlte nicht an unruhigen Auftritten und Verschwörungen. Doch war die Masse des Volks für die Ideen der Liberalen nicht empfänglich, sondern mit dem System der Regierung zufrieden. Indeß verübten die Streifzüge der Guerillas noch im J. 1816 vielen Unfug. — Ferdinand VII. schloß jetzt neue Verbindungen und Verträge mit Großbritannien und Frankreich, beschickte den Congreß zu Wien, und ließ ein Heer an die Gränze

ten, als Napoleons Rückkehr auf den Thron den Krieg 1815 zur
ge hatte. Die meiste Thätigkeit wurde auf Rüstungen gegen Ame-
gewandt, wo der größte Theil der Colonien sich vom Mutterlande
ennt hatten. Bei der Zerrüttung der Geldkräfte des Staats konn-
aber diese Rüstungen nur langsam von Statten gehen, so daß die
per der amerikanischen Insurgenten im Angesichte der spanischen
ste Schiffe wegnahmen, während königliche Marineofficiere, da kein
ld ausgezahlt wurde, im eigentlichen Sinne Hungers starben. End-
erhielt die Stadt Cadiz die Erlaubniß, auf eigne Kosten Fregat-
auszurüsten, um ihren Handel zu vertheidigen. Dabei fehlte es
ht an drückenden außerordentlichen Steuern und Anleihen. Unter-
sen wurde das Urtheil über die verhafteten Mitglieder der Cortes,
hdem die dazu niedergesetzte Commission mehrmals aufgelöſ't worden
r, vom König selbst ausgesprochen. Sie wurden theils nach Festun-
gebracht, theils in Klöster verwiesen, theils unter das Militär ge-
kt. Die Unsicherheit in den Regierungsgrundsätzen, oder das geheime
inkespiel beweiſ't der häufige Ministerwechsel. So entließ der König
n sechstenmale am 30sten October 1816 den ersten Staatssecretär D.
dro Cevallos, welcher vielen Antheil hatte an der Verfolgung und
n harten Bedrückungen der Mitglieder der Cortes. Nach diesem al-
ist der gegenwärtige Zustand von Spanien sehr traurig. Vergebens
cht die Regierung durch das Verbot der englischen Baumwollenwaa-
den inländischen Kunstfleiß zu beleben. Zum Schutz der Schiff-
rt und der Küsten gegen die Raubstaaten hat Spanien im J. 1816
t den Niederlanden ein Schutzbündniß geschlossen, zu dem auch andre
ächte beitreten können. Den Verlust der Colonien hofft man durch
tliche Vorschläge zur Versöhnung noch abzuwenden, nachdem die
utigen Anstrengungen keine großen Erfolge gezeigt haben. (S. d. Art.
anische Colonien unter Südamerika.) Wichtige Folgen könnte
Doppelheirath des Königs und seines Bruders mit zwei portugiesi-
en Prinzessinnen (im J. 1816) haben, wenn die provisorische Besitz-
hme des linken Plataufers, welche das gegen Montevideo bestimmte
rtugiesische Truppencorps vollzogen hat, eine Vertauschung Portugals
Spanien gegen Buenos Ayres an Brasilien, zur Folge haben sollte;
e Veränderung, in welche Großbritannien, dessen Einfluß Portugal
nz hingegeben ist, wohl nie einwilligen dürfte.

Spanien, wie es im Jahr 1817 ist. Land und Volk be-
den sich jetzt in einem Zustande politischer Schwäche, der um so un-
ilbarer erscheint, da die Ursachen desselben seit Jahrhunderten schon,
n so tief in dem Volkscharakter eingewurzelt, als in die Verhältnisse
häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Lebens verflochten sind. An
ysischen und geistigen Kräften fehlt es nicht, wohl aber an jener
eiheit des höheren menschlichen Daseyns, durch welche allein das ge-
lige Leben der Cultur empfänglich wird. Mit einem Worte: Ver-
nd und Vernunft, welche jene Kräfte unter sich verbinden, und in
ier Thätigkeit veredeln sollten, sind durch Gesetz, Denkart und Sitte
Spanien so gebunden und gehemmt, daß wohl einzelne Funken im
en des Volks aufsprühen, nie aber — wenn Alles so bleibt, wie
war und ist — zu einem hellen Lichte oder zu einer wohlthätigen
mme sich vereinigen können. Es gibt in Spanien keine öffent-
he Meinung. Ein stolzes, auf dunklen Vorstellungen von der in-
nenden Kraft und auf der Erinnerung an ehemalige Größe, beru-
des Nationalgefühl ersetzt nur unvollkommen den gänzlichen Man-
eines politischen Nationalcharakters. Der Haß gegen Frankreich

hat mehr eingewirkt auf die glorreichen Bestrebungen der Nation in dem Kriege seit 1808, als der Wunsch nach Freiheit und nach einem bessern Zustande der Dinge. Die wenigen helldenkenden Männer, welche Volk und Land aus seiner politischen Ohnmacht erwecken wollten, konnten nicht die öffentliche Stimme gewinnen, weil es keine gab; dafür traten ihnen Vorurtheil und Leidenschaft entgegen; ja sie selbst handelten nicht ohne Leidenschaft. Einbildungskraft und Sinnlichkeit beherrschen den feurigen Spanier, auch wenn er groß denkt und handelt. Mehrere gute Eigenschaften des Volks aber gleichen rohen Demantkieseln. Sie bilden kein Ganzes, und stehn weder mit dem Herzen, noch mit dem Kopfe in Einklang. So ist der Spanier mäßig, standhaft, verschwiegen und großmüthig, dabei wahrheitliebend, und eifrig devot. Der spanische Ernst ist jedoch mehr bei den Männern in den vornehmen Ständen wahrzunehmen, als bei den Frauen, und überhaupt im gemeinen Volke. Dieses zeigt vielmehr viel Lebendigkeit, fröhliche Bewegung, Witz, oder sorglose Behaglichkeit. Der gemeine Spanier ist genügsam, und dabei so gleichgültig gegen äußere Güter, daß man ihn für einen practischen Weisen aus der Schule des Diogenes halten müßte, wenn er weniger höflich und gutmüthig wäre. Doch leuchtet bei jedem Anlasse sein Hochmuth hervor, und sein Stolz auf Stamm, Geburt, Rang und Glauben; dabei ist er argwöhnisch, empfindlich und sehr rachgierig. Jener Stolz scheidet aber auch die einzelnen Völkerschaften. Der nördliche Spanier, vor allen der Biscayer und der Asturier, sehen vornehm herab auf den südlichen, der brauner von Gesichtsfarbe, und kleiner gebaut, Spuren maurischer Abkunft nicht verläugnen kann. Vorzüglich begründet dort die alte christliche Abkunft einen Volksadel, der in den Provinzen, wo Mauren und Juden zum Christenthume übertreten mußten, nicht gilt. Der Briefadel, den der König ertheilt, ist seit der Vertreibung der Mauren aufgekommen. Man unterscheidet die titulatos: Granden (im Jahr 1787 129), die vor dem Könige sich bedecken dürfen; Marquis, Grafen und Vicomtes (überhaupt im J. 1787 535), und den niedern Adel: Cavalleros, Ritter, Escuderos und Hidalgos, d. i. Edelleute. — Der Spanier ist, wie der Südländer überhaupt, sinnlich froh, doch weniger Genußmensch als der Franzose, und weniger lärmend, beweglich oder geschwätzig, als der Portugiese und Neapolitaner. Musik, Gesang und Tanz sind Nationalvergnügungen. Jene beiden sind einfach, oft eintönig, aber voll tiefer Empfindung; dieser ist üppig schwärmerisch. Auf dem Theater ist der Bolero beliebt; überhaupt im Freien, wie in der Familie, der Fandango, bei welchem die Tänzer mit den an den Händen befestigten Castagnetten den Tact schlagen, und der Sequidilla, den vier Paare nach der Cither tanzen, und wo der Spielende zur Musik fünf Verse singt. Körperliche Spiele, wie die Barra, das Werfen einer eisernen Stange nach einem Ziele, und Ballon, sind allgemein üblich. Das berühmteste Volksfest, das Stiergefecht, wurde im J. 1805 untersagt, von Ferdinand VII. aber wieder erlaubt. Die ganze Lebensweise des Volks ist der Nerven- und Muskelstärke sehr vortheilhaft. Die Spanier sind meistens von mittlerer Größe; sie haben einen wohlgebauten, festen Körper, größtentheils sprechende Gesichtszüge, feurige, ernstblickende Augen, weiße Zähne und schwarzes Haar. Das vornehmere männliche Geschlecht ist jedoch bei weitem nicht so physischkräftig, wie das Volk und die Frauen überhaupt. Die Spanierinnen zeichnen sich durch einen schönen Wuchs und durch eine edle, stolze Haltung aus. Ihre Gesichtsfarbe ist weder weiß, noch zart, aber gesund. Sie wissen

sich vortheilhaft zu kleiden, und bewegen sich furchtlos leicht und fest. Dabei sind sie unbefangen, höchst natürlich, und in der heitersten Laune oft von ausgelassenem Witz, besonders unter dem Volke. Ueberhaupt ist die Spanierin geistreich und tief empfindend, stark, fest und treu; aber ohne Unterricht, vom Zufall erzogen, fast unwissend. Das häusliche Leben ist für die Frauen jetzt weniger streng als sonst, und für die Männer weniger steif. Das Maurisch-Orientalische der Sitten verschwindet immer mehr. Die Kleidung ist öffentlich, und beim Volke noch immer national; im häuslichen Cirkel der Vornehmen französisch, im Ganzen reich und prunkvoll. Geht der Spanier aus, so hüllt er sich in einen langen Mantel (Capa), gewöhnlich von brauner, bei Reicheren auch von weißer Farbe. Unter der Capa trägt der Bürger ein offnes Camisol (Chupa) von Seide, Sammt oder Tuch, und eine Unterweste (Almilla); ferner einen breiten, bunten Leibgürtel von Seide, Faxa genannt; kurze Beinkleider, weißseidne Strümpfe, und Schuhe mit Bandschleifen oder Schnallen; auch Ueberstrümpfe von gewichstem Leder oder Tuch. Das Haar steckt gewöhnlich unter einem Netze, Redesilla, das mit bunten Schleifen geschmückt ist; über dasselbe setzen die Männer den Hut. Die allgemeine Farbe der Kleider der niedern Stände ist braun oder schwarz. In den Städten erscheinen die Frauenzimmer nie ohne Schleier, Mantilla, die sie schön um sich schlagen, und ohne schwarz taftnen Ueberrock, Basquina; dabei lieben sie viel kleinen Putz und Schmuck in Haaren, an Ohren, Armen, Fingern und um den Hals. — Das erste Element des spanischen Volkslebens ist die Religion; der Priesterstand ist der erste Stand, und jede Familie sucht durch einen Oheim oder Bruder mit demselben sich zu verbinden. Die Religion besteht daher fast einzig im Kirchendienst, im Ausüben guter Werke, und in der kindlichen Achtung für Priester und Mönche. Als der Schutzheilige des Königreichs wird der Apostel Jacob der Größere verehrt; allein sein Ansehn ist gefallen, nachdem Carl III. mit den Reichsständen 1760 die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria beschworen, und sie zur Patronin der spanischen Monarchie erklärt hat. Die Anbetung der heil. Jungfrau ist daher das höchste; um diesen Punkt bewegt sich die ganze Gottesverehrung. Dies und eine große Zahl von Heiligen für jedes Alter, jeden Stand, jedes Geschäft u. s. w. bildet gleichsam eine Kette von glänzenden Kirchenfesten, welche die Erde unaufhörlich gen Himmel zieht: daher die Macht der Einbildungskraft über das Gemüth des Spaniers, und seine practische Gleichgültigkeit gegen bloße Verstandeszwecke und gegen alles Irdische, was nicht die Einbildungskraft durch die Sinne berührt. Die Geistlichkeit, besonders die höhere, beherrscht die Volkserziehung und die Literatur; dadurch hat die spanisch-catholische Kirche den Besitz der höchsten Gewalt im Staate erlangt, ob sie gleich den äußern Schein dieser Gewalt klug verhüllt. Die Inquisition und die Jesuiten sind ihr als neue Stützen wieder gegeben. Das aufgeklärteste geistliche Collegium in Spanien war und ist noch das Capitel von St. Isidoro. Allein eben deßhalb wird es jetzt des Jansenismus beschuldigt und verfolgt. Man zählte in Spanien vor den durch die französische Revolution veranlaßten Kriegen 256,000 geistliche Personen, darunter acht Erzbischöfe (Primas der zu Toledo), unter denen 48 Bischöfe stehn, über 69,000 Mönche in 2122, und über 35,000 Nonnen in 1130 Klöstern, die jetzt, wo es nur möglich ist, wieder hergestellt und mit Adelspatenten und Titeldiplomen, welche sie verkaufen, beschenkt werden. (Dagegen betrug im J. 1799 die Zahl der arbeitenden Classe nur 269,781 Personen.)

Nach der ungefähren Schätzung eines Mitgliedes der Cortes betrugen vor 1808 die Einkünfte des Klerus und der Klöster in Spanien, bloß von ihren liegenden Gütern, jährlich 51 Mill. Piaster. Und nach dem Anschlage des Finanzministers Arguelles zur Zeit der Cortes überstiegen die Kirchengüter um 1/3 die Staatsgüter. Die religiöse Denkart des Spaniers äußert sich vorzüglich in Werken der Barmherzigkeit. Nirgends wird wohl der Unglückliche mit solcher frommen Achtung behandelt, wo nicht unterstützt, als in Spanien. Aber dieses himmlisch-sinnliche Leben, dessen Heimath die vielen Prunkfeste der Kirche sind, zieht schon an sich das Volk vom Anbau des irdischen Bodens ab. Die Trägheit des Spaniers ist nicht stumpfe Schwäche, sondern Folge seiner Genügsamkeit, seiner Freude am Kirchendienste, und seiner Gleichgültigkeit gegen alles bloß Nützliche, dessen Bedürfniß er oft nicht einmal hat; dazu kommt die Leichtigkeit, mit welcher wenig Arbeit den Bedarf erzeugt, die Fruchtbarkeit des Bodens, der Genuß des Weins, welcher unter dem heitern, südlichen Himmel, bei der reinen, stärkenden Luft, Sorgen nicht aufkommen läßt, und vor allen die Schwierigkeit des freien Erwerbs. Das Steuersystem und die Vorrechte einzelner Stände und Vereine sind dem Fleiße hinderlich. Doch hat die Betriebsamkeit seit Carls III. Regierung zugenommen, und aufgeklärte Staatsmänner haben mehrere Fabrikzweige nach richtigen Grundsätzen zu einem bedeutenden Grade von Vollkommenheit gebracht. Nur zwei Fehler halten den Fortschritt noch auf: zuerst der Mangel an Einheit in den verschiedenen Culturentwürfen, die gewöhnlich nur einzelne Gegenstände betreffen, ohne daß die übrigen dazu nothwendigen Mittel sie gehörig unterstützen; dann der Umstand, daß die meisten Fabriken auf königliche Rechnung angelegt und als Monopole verwaltet, dadurch aber zu kostbar werden, abgesehen von den Mißbräuchen, welche sich in den Betrieb einschleichen können. Die größte Betriebsamkeit herrscht in den Seestädten, und überhaupt in den Provinzen am Meere, wo der Fleiß seines Lohnes gewiß ist. Vorzüglich sind die Wollfabriken; doch liefern sie nur den 20sten Theil des nöthigen Tuches. Die besten sind zu Guadalaxara und Segovia. Engländer und Franzosen kaufen die spanische Wolle um 20 Procent theurer, und doch sind ihre Tücher wohlfeiler. Seidenfabriken sind zu Talavera, Madrid, Segovia, Toledo, Valencia u. a. a. O., aber bei weitem nicht so blühend, wie im 15ten und 16ten Jahrhundert, oder wie der Zustand der Gewerbe in Spanien zur Zeit der Carthager und Römer war. Man denke nur an die hispanische Purpurfärberei, und an den celtiberischen Stahl. Der Verfall des spanischen Gewerbfleißes war am größten im 17ten Jahrhunderte. Er fing wieder an aufzublühen seit 1750. Jetzt führt man aus Biscaya Eisen- und Stahlwaaren, aus Valencia wollene Decken, aus Barcelona sehr feine Schnupftücher aus. Das schwarze Corduanleder von Cordova ist von vorzüglicher Güte. Die Hutfabriken zu Valencia, Segovia u. a. a. O. und die Segeltuchfabriken sind im Zunehmen. Die Glas- und Spiegelfabriken zu St. Ildefons liefern gute, aber theure Waaren. Die Porzellanfabrik in Madrid (la China) stand dem ausländischen, wohlfeilern Erzeugniß an Güte weit nach; so auch die Hautelissweberei in Madrid. Die größte Tabaksfabrik hat Sevilla. Ein eigenthümliches spanisches Product liefert die sehr nützliche Binsenart, Esparto, aus der man an vierzig verschiedne Artikel webt und flicht. Es fehlt überhaupt an keinem Zweige des Kunstfleißes ganz; aber die wenigsten reichen hin für den Bedarf. Leinwand muß aus Deutschland und Frankreich, Papier aus Frankreich und Genua, Stahlwaaren, Tauwerk, und sogenannte kurze Waaren

müssen vom Auslande eingeführt werden. Im J. 1799 betrugen nach amtlichen Verzeichnissen, sämmtliche Kunsterzeugnisse Spaniens aus dem Pflanzenreiche, an Werth über 324 Mill. Realen, die aus dem Thierreiche über 372 Mill., die aus dem Mineralienreiche über 344, und die aus mehreren vermischt, über 113 Mill. Realen: der ganze Werth belief sich auf 1156 Mill. Realen, oder 289 Mill. Franken. Die ersten Erzeugnisse des Landbaus, der Viehzucht und des Bergbaus hingegen wurden auf 3515 Mill. Realen (beinahe 879 Mill. Franken) geschätzt. Zur Beförderung des Landbaus haben sich ökonomische Gesellschaften vereinigt in Madrid, Valencia und Saragossa. Ueber den Ertrag der einzelnen Zweige in den verschiedenen Provinzen gibt ein auf königliche Kosten mit großer Pracht gedrucktes tabellarisches Werk, das aber nicht in den Buchhandel gekommen ist, nähere Auskunft. Es sind nämlich über den Gewerbsfleiß, den Handel und die Bevölkerung Spaniens drei Censo's aus den amtlichen Eingaben der Provinzialverwaltungen vom J. 1799, auf Befehl des Ministeriums für die Behörden im J. 1803 gedruckt worden. Von dem Censo der Bevölkerung sollte eine dritte Ausgabe im J. 1807 oder 1808 erscheinen, was aber des Krieges wegen unterblieben ist. Aus dem Censo de la Riqueza territorial e industrial de Espanna enn el anno de 1799, oder dem Censo de Frutas y Manufacturas de Espanna é yslas adyacentes, ordenado sobre los datos dirigidos por los Intendentes, por el oficial D. Juan Polo y Catalina. (Madrid en la Imprenta Real, 1803 (208 S. Fol. ohne die Tabelle) mögen folgende Angaben hier noch angeführt werden. Spanien hatte 1799 in seinen einunddreißig Provinzen und den Inseln (Balearen und Canarien) auf 15,356 Quadratmeilen (20 = 1°) 10,504,985 Einwohner in 2,100,997 Familien zu fünf Personen; deren Gesammtvermögen auf 6300 Mill. Realen (beinahe 1600 Mill. Fr.) geschätzt wurde. Der Grad der Bevölkerung in Spanien ist demnach um zwei Drittel geringer als in Deutschland, Frankreich, England und Niederland. (Ueber die Ursachen der Entvölkerung s. Kronos 1816.) Der Handel sieht einer gänzlichen Veränderung entgegen, da die Colonien wohl größtentheils für das Mutterland verloren sind. Die Seestädte Spaniens sind wichtige Factoreiplätze für das Ausland; reich, aber dem innern und eignen Handel der Nation nicht förderlich; nur für die Regierung als Geldquellen wichtig. Spanien war bisher im europäischen Handel eben so unthätig wie Portugal. Besonders wurden Fabrikwaaren, Getreide und gesalzene Fische in Menge eingeführt, die theils mit eignen rohen Landesproducten (worunter die Wollausfuhr über eine Mill. Piaster betrug), theils mit amerikanischen Producten, besonders mit Gold und Silber bezahlt wurden. Aus seinen Colonien (s. Südamerika) zog Spanien jährlich für 35 Mill. Piaster an Gold und Silber, und für 20 Mill. Piaster an Cochenille, Roucou, Cacao, Vanille, Zucker, Tabak, rohen Häuten, Baum- und Vigognewolle, Chinarinde, Färbehölzern, Ipecacuanha, Sassaparille u. s. w. Der Handel mit den Colonien war allen auswärtigen Nationen verboten, aber in Spanien (mit Ausnahme Biscaya's) freigegeben. Jetzt bemächtigten sich Amerikaner, Engländer und Holländer des spanischen Colonialhandels. Der Einfluß fremder Kaufleute, besonders Engländer, auf den innern Handel Spaniens, ist zwar sehr beschränkt worden: allein noch immer sind die Assecuranzgesellschaften zu Coruña, Cadiz und Barcelona, und die St. Carlos Bank in Madrid zum Theil von Fremden abhängig. Der Landhandel in Spanien selbst liegt bei der drückenden Zolleinrichtung und bei dem Mangel an

Verbindungswegen und Fuhrwesen darnieder. Doch treibt Madrid, im Mittelpunkte der wenigen, größtentheils vortrefflich angelegten Kunststraßen, einen ziemlich lebhaften Handel. Unter den fünf unvollendeten Canälen ist der Kaisercanal (unter Carl V. angelegt) oder der Canal von Aragonien der bedeutendste. Ueber die einzelnen Artikel der Ein- und Ausfuhr, nach den verschiedenen Völkern findet man die amtlichen Angaben in der Balanza del Comercio de Espanna con las Potencias Extrangeras, en el anno de 1792 (Madrid 1803. fol.) — Die **Regierungsform** ist monarchisch. Der König, welcher den Titel catholische Majestät führt, regiert in Castilien, Aragonien und auf den Inseln unumschränkt; doch haben die drei nördlichen Provinzen, Biscaya, Guipuzcoa und Alava, nachdrücklich ihre Privilegien behauptet, und nur unter der Bedingung der Bestätigung derselben und des Abzugs der dorthin verlegten Truppen in die Bezahlung der außerordentlichen Abgaben 1816 gewilligt. — Welchen Antheil eher die **Cortes** an der Staatsverwaltung gehabt, und wie sie denselben im Hinlaufe der Zeit verloren und in der neuesten Zeit wieder herzustellen gesucht haben, ist oben im 2ten Bde. in ihrem Artikel erzählt worden. — Die Thronfolge ist auch in weiblicher Linie erblich. Der Kronprinz heißt Prinz von Asturien, und die übrigen königlichen Kinder Infanten und Infantinnen. Der König ist Großmeister der verschiedenen Ritterorden: 1. des goldenen Vließes, 2. des San Jago-Ordens, 3. des von Calatrava, 4. des von Alcantara, 5. des von Montesa, 6. des Ordens Carls III., 7. und des Damenordens Marie Luise, dessen Großmeisterin die Gemahlin des Stifters, Carls IV., war. Das spanische Wappen zeichnet sich durch ein goldenes Castell mit drei Thürmen im rothen Felde aus, wegen Castilien. Ein rother gekrönter Löwe im silbernen Felde bezeichnet Leon; ein geöffneter Granatapfel im silbernen Felde Granada, und vier rothe Pfähle im goldenen Felde bezeichnen Aragonien. — Die **Staatseinkünfte** betrugen vor 1808 ungefähr 50 Mill. Thaler, wozu die Einkünfte der Colonien mit ungefähr 38 Mill. Piaster (1 Thlr. 9 Gr. 6 Pf.) kamen. Aber die Staatsschuld betrug schon damals über 430 Mill. Thaler. Nach dem Budget von 1817 überstiegen die Rückstände von 1815 und 1816 die Summe von 35 Mill. Piaster; und selbst in der Einnahme von 1817 ist bereits ein Deficit von 10 Mill. Piaster nicht zu decken gewesen; daher stocken alle Soldzahlungen, und am Schlusse des J. 1816 verloren die königlichen Vales (Staatspapiere), deren Summe sich auf 500 Mill. Franken belaufen soll, 84 Procent. Außerordentliche Anleihen und Auflagen erhalten die Staatsfinanzmaschine nur mit Mühe in ihrem gebrechlichen Gange. Selbst die Militärmacht Spaniens kann unter solchen Umständen nicht bestehen, noch weniger angestrengt werden. Die Zurüstungen gegen die amerikanischen Insurgenten erschöpfen die letzte Kraft des Staats. Die Landmacht bestand im J. 1815 aus 128 Regimentern Fußvolk, jedes zu 1000 Mann, aus 24 Regimentern Reiterei und 30 Milizregimentern, unter acht General-Capitains, 120 General-Lieutenants, 195 Maréchaux de Camp, und 387 Brigadiers. Allein die wenigsten Regimenter waren vollzählig oder gehörig ausgerüstet. Die Seemacht war vor dem Kriege in die drei Departements von Cadiz, Ferrol und Carthagena eingetheilt, und bestand aus 268 Kriegsschiffen, darunter 42 von der Linie und 30 Fregatten. Gegenwärtig ist auch nicht eine Fregatte ausgerüstet, die Spaniens Küste und Handel gegen Seeräuber schützen könnte. Der Staat wird in Hinsicht auf die Localverwaltung in 31 Provinzen abgetheilt; allein in Hinsicht auf Provinzialrechte und Auflagen unter-

scheidet man die Provinzen der castilischen und aragonischen Krone. Zu jenen gehören die Königreiche Alt- und Neucastilien (mit den Provinzen Burgos, Soria, Segovia, Avila, Madrid, Toledo, Guadalaxara, Cuença und La Mancha); Leon (mit der Provinz Leon, Palencia, Toro, Zamora, Valladolid und Salamanza); Galizien, Granada, Andalusien (mit den Provinzen und Königreichen Sevilla, Cordova und Jaen, nebst der freien Stadt Antequera); Murcia, das Fürstenthum Asturien und die Landschaft Estremadura; zu diesen die Königreiche Aragonien, Valencia, Mallorca und das Fürstenthum Catalonien. Dazu kommen das Königreich Navarra, oder Obernavarra, im Gegensatze des französischen Niedernavarra, und die Herrschaft Biscaya (mit den Provinzen Guipozcoa, Alava und Biscaya). Die Einwohner von Navarra und Biscaya reden die alte baskische Sprache. Die Colonialbesitzungen Spaniens betrugen 1808 überhaupt 310,798 geographische Quadratmeilen mit 13,416,000 Einwohnern. In Asien besitzt es die Philippinen, Marianen, Carolinen, Bashe-Inseln und Magindanao. Hier ist der wichtigste Ort Manila auf der Insel Luzon, von wo das Manilaschiff, jährlich einmal, von Manila nach Acapulco segelt. Diese Inseln werden aber weder so verwaltet, noch so benutzt, daß sie, wozu ihre Lage sie eignet, der Stapel für den indisch-chinesisch-amerikanischen Handel seyn könnten. In Afrika besitzt Spanien die Städte (Presidios) Ceuta, Melilla, Pennon de Velez, (Ueberreste der ehemaligen Eroberungen in Nordafrika), ferner die canarischen Inseln (zwanzig an der Zahl, darunter die wichtigsten Teneriffa und Canaria), und die drei Guinea-Inseln: Annobon, Prinzeninsel und Fernando del Po. In Nordamerika besaß bisher Spanien Alt- und Neumexico, Florida, Neu-Navarra und Californien; in Südamerika: Terra ferma, einen Theil von Guiana, Peru, Chili, Paraguay mit Tucuman, Magelhaenland und die Falklandsinseln; in Westindien: die Inseln Cuba, Portorico, einige Jungferninseln, und seit dem pariser Frieden von 1814 den 1795 an Frankreich abgetretenen Theil von St. Domingo. (Ueber den Zustand des spanischen Amerika, wo seit 1810 mehrere Republiken sich gebildet haben, die noch mit dem Mutterlande um ihre Unabhängigkeit kämpfen, sehe man den Artikel Westindien). Die Staatsverwaltung ist theils fünf Staatsministern oder Staatssecretären, die unter dem Vorsitz des Königs den Staatsrath bilden, anvertraut, theils hohen Rathsversammlungen. Unter diesen ist die vornehmste der königliche höchste Rath, oder der Rath von Castilien, der seit 1246 besteht. Er ist sowohl ein Regierungscollegium, als ein höchster Gerichtshof, der über gewisse Sachen ausschließlich erkennt, und an den von den übrigen Gerichtshöfen in bestimmten Fällen appellirt werden kann. Für das Finanzwesen (Hacienda), das Kriegswesen, die Inquisitionsangelegenheiten, die indischen Sachen, und die königlichen Ritterorden, die Verwaltung der Kreuzbulle, Handels-, Münz- und Bergwesen, Tabaksmonopol, Postwesen u. s. w. sind besondre königliche Verwaltungsräthe niedergesetzt. Die Justiz wird in den Städten, Flecken und Dörfern von den Alcalden verwaltet, deren es fünf Classen gibt. Die Alcaldes mayores heißen auch Corregidores. Von ihnen appellirt man an die zwölf königlichen Gerichtshöfe, Kanzleien oder Audiencias zu Valladolid, Granada u. s. w. Bei jeder befindet sich ein Criminalgericht. Die Gesetze und die Gerichtsverfassung bedürfen einer strengen Durchsicht. Vorzüglich haben die Escribanos oder Notarien einen

oft nachtheiligen Einfluß auf den rechtlichen Geschäftsgang. Doch dieser Zweig der innern Verwaltung erwartet, wie jeder andre, eine neue Entwickelung, indem früher oder später die Regierung zu einer Umbildung des Ganzen sich wird entschließen müssen. In Ansehung der auswärtigen Verhältnisse ist das Verhältniß der spanischen Monarchie und Kirche zum apostolischen Stuhle das wichtigste. So ergeben der Spanier dem Papste, und so eifrig er für die Satzungen der römischen Kirche ist, so ist dennoch die Gewalt des Papstes in Spanien nicht mehr so groß, wie ehemals. Sein Gesandter hat ein eignes Gericht zu Madrid, welches in geistlichen und Kirchensachen erkennt. Allein nach einer königlichen Verordnung von 1761 gelten keine päpstlichen Bullen und Breven, wofern sie nicht vorher dem Könige zur Einsicht und Billigung vorgelegt worden sind. Auch hat sich der Monarch von dem Papste das Recht zugestehen lassen, alle große Pfründen bis auf den dritten Theil ihrer Einkünfte zu beschatzen. Ueberdies muß die Geistlichkeit von den Gütern, die sie seit 1737 erworben hat, gleich andern Unterthanen, die Auflagen entrichten. In den weltlichen Angelegenheiten der Kirchenpfründen hat der Papst keine Gerichtsbarkeit. Der König ernennt jetzt zu allen geistlichen Stellen, und zieht die Einkünfte, so lange sie erledigt sind, jedoch nur zu frommen Zwecken. Auch gehören ihm die Annaten, die halben Annaten und ähnliche Abzüge. Doch hat der Papst das Vorrecht, 52 der besten geistlichen Stellen frei und unabhängig von der Krone zu besetzen; auch übt er die oberste Gerichtsbarkeit aus in allen Streitsachen, die vor einen geistlichen Gerichtshof gehören. — Ueber Spanien vergleiche man die Werke von Bourgoing und Fischer, Townsend, Laborde, Rehfues, und das wichtige Diccionario geografico-historico de Espanna, por la Real Academia de la Historia. Madr. 1802. 4. K.

Spanische Colonien, s. Westindien.

Spanischer Reiter, auch frisischer Reiter genannt, ist in der Kriegskunst ein wichtiges Hinderniß, welches man besonders bei Verschanzungen einem vorrückenden Feinde entgegenlegt. Sie bestehen aus viereckigen oder sechseckigen Balken, die in Entfernung von 6 zu 6 Zoll Löcher haben, durch welche man an beiden Enden zugespitzte Pfähle ins Kreuz durchstecken kann. Die Länge eines spanischen Reiters beträgt gemeiniglich 10 bis 12 Fuß. Werden mehrere neben einander gestellt, so müssen sie fest mit einander durch eiserne Haken oder Ketten verbunden werden, damit sie der Feind nicht einzeln ausheben und sich Oeffnungen machen kann. Ihre Anwendung ist beim Festungskriege mehr als bei Vertheidigung von Feldschanzen im Gebrauch, da man sie nur selten haben kann und ihre Instandsetzung gelernte Arbeiter, Handwerkszeug und viel Zeit erfodert. Gegen Infanterie sind sie kein besonderes Hindernißmittel, weil die Federn leicht abgehauen, oder auch abgebrochen werden können; gegen Cavallerie kann man sie mit mehr Nutzen gebrauchen, besonders wenn man sich gegen Ueberfälle decken will. Man hat auch spanische Reiter, die aus einander genommen werden können, und diese haben vor den gewöhnlichen darin den Vorzug, daß sie sich auf Wagen leichter von einem Orte zum andern schaffen lassen. P. S.

Spanische Sprache, Poesie, Kunst und Literatur. Wir stehen vor einem schönen Zaubergarten voll lieblicher Blumen und wahrer Hesperidenäpfel, indem wir die herrlichen Kleinodien und wahren Reichsinsignien der spanischen Nation, des alten Hesperiens, welche die Ueberschrift dieses Artikels nennt, in Betrachtung ziehen wollen;

und wir laden unsre Leser mit Vertrauen zu unserm Gemählde ein, da ihm eine so schöne, herrliche Natur zu Grunde liegt, zugleich versichernd, daß wir wenigstens mit vieler Liebe an unsre Arbeit gehen. Möchten wir freilich ein zweiter Herakles seyn, um, wie er, die goldne Frucht in dem von Göttern und Menschen geliebten Lande selbst pflükken zu können! Wir versprechen nur eine räsonnirende Darstellung der bezeichneten Heiligthümer; denn über die Gränze dieser kann sich das, was wir zu geben im Stande sind, nicht erstrecken, und wir sind zufrieden, wenn wir nur unsre Leser in einen Gesichtspunkt zu stellen vermögen, von welchem aus sie die Charta magna hispanischer Herrlichkeit nach ihren leitenden, allgemeinsten und höchsten Stützpunkten übersehen können. Wer das Einzelne durchwandern, in die herrlichen Orangenthäler und idyllischen Sierren Castiliens sich vertiefen, die lieblichen Gesänge des dichterischen Volks in ihrer Mannichfaltigkeit vernehmen und den großen, idealischen Geist spanischer Frömmigkeit im Detail erblicken will, dem wird das jetzt so lebhaft unter den Deutschen erwachte Studium spanischer Sprache und Poesie, das von unserm Schlegel dem Aeltern angeregt, von Gries nicht unwürdig fortgeleitet wird, Gelegenheit genug geben, seinen Durst zu befriedigen, und dann uns selbst noch manche Schätze Hesperiens mitzutheilen, die wir wohl ahnen, die aber jetzt noch unter dem Bann des hütenden Drachen beschlossen ruhen. Wir müssen einleitend unsre Ansicht von spanischem Charakter und Sitte vorausschicken. — Die Natur hat dem Spanier ein herrliches Land gegeben, und schon die Römer wußten es zu schätzen, nach der bekannten Schilderung Claudians:

Dives equis, frugum facilis, pretiosa metallis.

Rossebegabt, gedeihlich der Saat, kostbar an Metallen.

Reich an allem Segen der Natur, den ein südliches Land haben mag, liegt es abgeschlossen und getrennt von dem übrigen Europa, wie ein eigener Welttheil, da, umgürtet von dem blauen Gürtel Amphitritens und im Rücken geschützt von dem unnahbaren Riesen des Pyrenäengebirges. Bedeutungsvoll bleibt selbst die Stelle, die es im Bild der Jungfrau Europa einnimmt; und wie das Haupt frei sich bewegt, und alle Glieder des Leibes beherrscht, ohne von ihm beherrscht zu werden, so liegt Spanien da, seine Locken im herrlichen Aether des Weltmeers badend, gleichsam von der Natur schon bestimmt, frei und unabhängig von den übrigen Ländern Europens zu herrschen — wohl selbst über die übrigen Glieder des großen Leibes zu herrschen. In diesem Lande gebornen und unter seinen Orangen aufgewachsen und von seinem feuerreichen und tief und ernst durchglühenden Weine begeistert, konnte das Volk nicht anders, als einen ernsten, würdigen und festen, echt nationalen und tiefpoetischen Charakter haben. Kamen auch Fremdlinge hin, sie mußten bald, wie die Lothophagen der Odyssee, der vorigen Heimath vergessen und des süßen Lotos des neuen Vaterlandes so gewohnen, daß sie, nicht gerade mit nordischem Ernste und helvetischer Treue — diese wie jener kann in dem romantischen Gemüthe des Südländers nicht aufkommen — aber mit einem edeln Stolz auf ihr sicheres und herrliches Land, ein poetisches, in der Sonne der Idee gezeitigtes Leben führten. Edler, männlicher Stolz, eine ernste Würde im Reden und Thun, aber von südlicher Gluth durchflammt, nicht gezwungen, bei dem Reichthume des Landes mit zu harten, niederdrückenden Sorgen des Lebens sich zu befassen und darum empfänglicher für die geistigen Güter der Menschheit, Glaube und Kunst, — südlicher, romantischer Geist, aber dabei höchst national und eben so individuell, selbst-

ständig, original, wie die Halbinsel selbst — das sind die vornehm
Züge in dem Charakter des Spaniers, schon durch die Natur s
Landes bedingt. Und dazu gesellte sich nun noch späterhin die merk
dige Vermischung spanischen und arabischen Geistes, vermittelt d
jene folgenreichen Kämpfe, die über sieben Jahrhunderte dauerten
nichts geringeres galten, als die Behauptung Spaniens, je nac
es traf, fürs Kreuz oder für den Halbmond! Wie hier Arabien
Spanier seine Gewandtheit und sein adeliges Thun und manche
orientalischem Farbenschmuck reiche Lied mittheilte, so entzündete es
durch seinen Widerspruch den religiösen Fanatismus im Gemüthe
Christen, und legte so den Grund zu der hohen christlichen Begeister
die den Spanier noch bis diese Stunde ausgezeichnet hat. — Aus
sen Datis erklären sich, meinen wir, alle besondern Eigenschaften
edeln Nation zur Genüge. Fern von der leichtsinnigen Flüchtigkeit
Oberflächlichkeit des Franzosen, der eigentlich gar kein Vaterland
und eben so entfernt von der Heimtücke und Falschheit des Italie
steht der Spanier da, der wahre Dichter unter den Nationen, mi
kindlichen Einfalt und dem originalen, excentrischen Stolze einer p
schen Natur, und wenn der Deutsche und der Britte über der G
die Form zu sehr vernachlässigt, so ist es beim Spanier beinahe u
kehrt, und Förmlichkeit eine specifische Eigenschaft desselben. G
tapfer im Krieg, aber, wenn er gereizt ist, auch grausam, wie de
bitterte Löwe, und sein Zorn, vom afrikanischen, dauernden Feue
Wein und in der Atmosphäre durchglüht, schrecklich. Die Erobe
Amerika's hat es mit schauderhaften Zügen gewiesen, und da wa
Erbitterung doch größtentheils nur die Frucht einer sehr unedeln Le
schaft, des *Geizes*. — Er war allein fähig, das Ritterthum, die
valerie, so ernsthaft zu nehmen, und so vollkommen auszubilden,
es bei ihm wirklich geschehen ist, so wie es uns nun nicht wun
darf, daß er, der Freie, vom Stolz der Ehre vor allem Geleitete,
nen Nacken so unbedingt und sklavisch unter den Fuß der Damen,
Kirche und seines Königs beugte — daß er selbst die schauderhafte
der Inquisition als einen zierlichen Armschmuck mit Heiterkeit tr
konnte. — Er muß glühend in der Liebe, aber nicht von flüchtigen, sc
auflodernden und eben so schnell wieder verlöschenden Flammen s
eifersüchtig bis zur Chimäre, und furchtbar in der Rache
kränkter Liebestreue. — Sein ganzes Leben wird zur Poesie und d
her gar oft der prosaische Theil versäumt, so daß in dem gesegn
Lande Tausende in Dürftigkeit schmachten, der Staat bei seinen u
meßlichen Hülfsquellen höchst arm und das Land kaum zur Hälfte
bevölkert ist, als es seyn sollte. Er nimmt nie die Sitten fremder V
ker an, und wird nie sehr nach Gemeinschaft mit ihnen geizen. A
dem Fremden, der ihn antastet und unterjochen will. Er flieht in
Berge und kämpft von da ein Jahrtausend, bis er seinen Feind er
det hat und so bezwingt. — — *Das ist* der Spanier vom Anfang
wesen, und sonach ein recht treues, natürliches Kind seines Bodens
Landes. Die alten Celten kämpften vor der Römer Zeiten mit Ph
ciern und Carthaginiensern, bis sie diese ungebetenen Gäste los
den, in solchem ritterlichen Geiste. Die römischen Spanier nah
bald dieselbe Gemüthsart an. Von diesen ging der nämliche Geist
die Westgothen über, die im 5ten Jahrhundert Spanien gewann
und deren kurze frühere Geschichte viel herrliche Züge echt spani
Sinnes entwickelt. — Ihr unglücklicher Kampf gegen die Araber
8ten Jahrhundert, die berühmte Schlacht bei Xerez de la Fronter

714, wo der letzte westgothische König Roderich blieb, nöthigte sie, in die Gebirge und ans Meer zurückzuziehen; aber von da aus ten und stärkten sie sich auch wieder, bis sie nach einer Prüfung sieben Jahrhunderten ihr Vaterland wieder frei sahen. — Für un Zweck ist diese kurze Charakteristik genügend, und wir fragen: te dies alles nicht auf die Sprache der Nation einen sehr bedeuten Einfluß äußern, und sie zu dem machen, was sie wirklich gewor ist? Die Sprache ist der unmittelbarste Abdruck der Volkseigen nlichkeit, und wird darum auch am besten da erkannt und beurtheilt den können, wo ein Volk seine Eigenthümlichkeit noch nicht verlo, und sich den übrigen zu sehr assimilirt hat. Wir bemerken über Geschichtliche der spanischen Sprache folgendes: Die älteste Landesche war vielleicht die der alten Cantabrier, die noch in der ganz nthümlichen Sprache der Anwohner der Pyrenäen, die baskische oder ische genannt, zum Theil übrig seyn mag. Auf diese, die vielleicht n mit phönicischen und carthaginiensischen Worten und Formen beert worden war, folgte unter der römischen Weltherrschaft die laische, und in dieser gab Spanien den Römern selbst ihren vornehm Theoretiker der Beredsamkeit, einen Quinctilian. Unter den Westen aber entwickelte sich auch in Spanien ein Romanzo, ohne doch dem Einfall der Mauren das Lateinisch verdrängen, oder auch nur rhaupt sich sonderlich ausbilden zu können. Als die Araber Spa größtentheils bezwungen hatten, und die zurückgebliebenen Einwoh sehr großmüthig behandelten, fand die damals schon fein und selbst Poesie höchst sorgfältig ausgebildete arabische Sprache sehr bald gang bei dem Volke, und in kurzer Zeit sprach man überall das bische mit vieler Geläufigkeit. Indeß in den allmählig im Kampf den Mauren entstehenden kleinern Königreichen nach den Küsten den Gebirgen zu erstarkte das vertriebene Romanzo mit den Kräf und Siegen des Volks zugleich. Besiegt von dem leichtgewandten ber, aber nicht bezwungen, gleichwohl genöthigt, den größten Theil Landes zu verlassen, zogen sich die westgothischen Spanier theils, zwar unter Anführung eines ihrer übergebliebenen Prinzen, Mas Pelayo, hinauf an die Küste des atlantischen Meers, in die Ge des nachmaligen Asturiens, Gallíziens und Biscaya's, theils döstlich nach der pyrenäischen Gebirgskette, in Navarra und Araien; und wie die Kraft spanischen Heldenthums, gleich seinem Lanschaft, am festen Schilde des Arabers in viele Trümmer zersplitterte, nach allen Richtungen der nördlichen und östlichen Himmelsgegend zerstäubte; so entstanden aus ihnen eine Menge kleiner Königreiche Fürstenthümer, die, alle eins im Kampfe gegen die afrikanischen sieger, oft durchs Bedürfniß mit einander verbunden wurden, eben oft aber auch, aus einer sehr leicht erklärlichen gegenseitigen Eifert, wenn es nicht den Mauren galt, einander erbittert gegenüber den. Vornehmlich von dem cantabrischen Meer herab, und dann der Seite der Pyrenäen bildete sich der Keim des neuen Spaniens kräftigsten aus; und wenn dort das Königreich Leon, anfangs ganze nachmalige Portugal mit sich vereinigend, groß und mächtig erhub, so war hier Aragonien der Mittelpunkt des kräftigsten Wistandes gegen die maurische Herrschaft; und zwischen und neben bei bildeten sich als die verbindenden Glieder die Reiche: Alt- und ucastilien, Navarra, Catalonien, Valenzia u. s. w. aus. Unter sen letztern stieg in der Folge Castilien, den größten Theil der nordlichen spanischen Länder vereinigend, neben dem selbstständig gewor-

denen Portugal, zum höchsten Gipfel der Macht empor, und überglänzte selbst das mächtige Aragon, bis auch dieses, nach der Vertreibung der Mauren im 15ten Jahrhundert, unter dem mächtigen Ferdinand, durch seine Vermählung mit der castilischen Fürstin Isabelle, auf immer mit ihm vereinigt wurde. — Diese Theilung und Zersplitterung Spaniens mußte auf die Sprache nothwendig zurückwirken, und wir treffen in den Jahrhunderten des Kampfes mit den Mauren eben so viel Dialecte des spanischen Romanzo an, als neue spanische Reiche entstanden, die aber mit der Vereinigung der Provinzen auch nach und nach in einander schmolzen. — Den ursprüglichen Gesetzen aller Sprachentwickelung gemäß hatte sich das Romanzo schon früherhin in den Küstenländern eigenthümlich gebildet, und merkwürdig! wie auf der Küste von Murzia, Valenzia, Catalonien, in *demselben* Geiste im Grunde entfaltete es sich auf den portugiesischen Küsten bis hinauf nach Gallizien, wo es selbst mit dem Namen der gallizischen Sprache beehrt, sogar von einem großen, castilischen Könige geübt wurde. *Dort* nahm es vielleicht mehr den Charakter des nähern *provençalischen* oder *limosinischen*, so daß es auch der Poesie der spanischen Troubadours vindicirt wurde, hier des *castilischen* Idioms an. Aber der eigentliche Grundton war in beiden derselbe, nämlich die größere Weichheit und Zartheit, die der Charakter aller meeranwohnenden Sprachen ist. Die *gallizische* Sprache erhielt sich, und entwickelte sich später, indeß sie in der Provinz Gallizien selbst nur noch als Volkssprache übrig ist, in der *portugiesischen* zu einem Idiom, das mit der benachbarten, bald näher zu bezeichnenden castilischen Sprache bis in die neuesten Zeiten herab wetteiferte. Die *catalonische* blühte in der Zeit der Troubadours, und nachdem sie sich in das Königreich Aragon verbreitet hatte, so lange, als es überhaupt in Spanien provençalische Poesie gab. Sie wurde jedoch ganz von ihrer Nachbarin, der castilischen, verdrängt, als Aragon mit dem herrlichen Castilien unter einem Scepter sich vereinigte. — In dem Herzen von Spanien nun, aus den Provinzen Asturien und Leon, die dem neuen Scepter huldigen mußten, eigentlich hervorgegangen, bildete sich im Kampfe gegen die Mauren ein herrliches Königreich, schon seiner Lage nach zum Centrum und dem belebenden Mittelpunkte der ganzen herrlichen Halbinsel bestimmt, das Königreich der beiden *Castilien*, welchem Aragon und Portugal als die beiden tragenden und hebenden Flügel angesetzt scheinen mögen. Entfernter von der Küste, die, wie auf Charakter, so auch auf Sprache des Volks immer einen verweichlichenden, verfeinernden aber auch dadurch schwächenden Einfluß hat, und unberührt von dem, oft wohl sogar sentimentalen Geist französisch-romantischer (provençalischer) Dichtkunst, der nur bis Aragon sich verbreitet hatte, war Castilien mit seinen Gebirgen und Sierren von einem heldenmüthigen, tapfern Volke bewohnt, in welchem sich der eigenthümliche, hohe, südlich erhabene Charakter des Spaniers am besten und ungestörtesten entfalten konnte. Hier entstand die *castilische Poesie* und *castilische Sprache*, beide die schönsten Juwele des gott- und menschengeliebten Landes. Diese Poesie und Sprache verdrängte bald ihre Nachbarinnen, catalonische Poesie und Sprache, deren Landstriche zuletzt ja auf immer, wie gesagt, mit Castilien vereinigt wurden. Aber die portugiesische zu besiegen, gelang ihr nur darum nicht, weil Portugal schon seit dem 12ten Jahrhundert ein eignes Königreich bildete, das mit Castilien immer rivalisirte; doch verhinderte sie dieser Umstand nicht, mit jener bis auf die neusten Zeiten herab in einem steten Wetteifer zu bleiben.

Ja, portugiesische Sprache und Literatur hat wohl ihre Blüthe vornehmlich der beständigen Reibung mit der castilischen zu danken. Den Ruhm behauptete sie auch fortan ununterbrochen, daß castilische Sprache so viel galt als spanische, und daß sie Hof- und Gelehrtensprache wurde, indeß alle übrigen Dialecte zu bloßen Volksidiomen herabsanken. — So finden wir zuletzt im spanischen Romanzo drei Hauptdialecte, von welchen aber auch der dritte, der catalonische, nicht bis auf unsre Zeit gedauert hat; und um spanische Sprache zu bezeichnen, brauchen wir also bloß das Castilische näher zu betrachten. Jedes Romanzo ist eine Mischung germanischer Sprache mit der lateinischen; aber in Spanien mußte, schon der Natur des Landes nach, diese Mischung eine eigenthümliche seyn. Dazu kam noch der große, nicht genug zu beachtende Einfluß, den, größtentheils wohl unbeabsichtigt und eigentlich auch wider Willen, die hohe Bildung der arabischen Eroberer auf Entwickelung spanischer Sprache, so wie auf spanische Bildung überhaupt haben mußte. Sehen wir das Flüchtige, Leichte, nach außen hin Glänzende, als das Eigenthümliche des französischen Romanzo an, so bleibt das Zärtliche, zwischen Innerm und Aeußerm Getheilte für das sonore, schmeichelnde und lautreiche italienische, und der Ernst, die Tiefe, das Geistreiche und Bedeutungsvolle für das spanische; und dieser eigenthümliche Charakter des letztern bekam noch eine besonders anziehende Färbung durch den reichen, üppigen Bilderschmuck, mit glühendem, feuerbeständigen Farbenschmelz, orientalischer Art und Rede. Die castilische Sprache war von den Gebirgen des innern Spaniens herabgekommen, und wie schon die bergbewohnenden Dorier unter den Griechen breitmundige hießen, so wird schon daraus ein Theil des Breiten und Tieftönenden der spanischen Sprache erklärt, was in der dem Jonischen in der griechischen Sprache zu vergleichenden portugiesischen Mundart mehr vermischt ist. — Ernst, Tiefe, aber freilich romantischer Ernst und Tiefe ist unbestreitbar der Charakter des Spanischen. Durch das letztere Beiwort unterscheidet es sich vor allen nordischen Sprachstämmen. Die Fülle, die Idealität, der Reichthum und das Ueberfließende der Phantasie, Vorzüge, die der Süden überall vor dem müh- und arbeitsvollen Norden, wo auch der Ernst viel dichter, körniger, consistenter gleichsam, ist, voraus hat — diese Eigenschaften hat die spanische Sprache mehr als irgend eine der übrigen romanischen, da wohl kaum eine so rein und individuell ausgebildet worden ist, wie sie. Bei dem größten Ueberfluß der reinsten, volltönendsten Vocale ist fast jede Rede in ihr voller Assonanzen und der Reim ihrer Poesie ist der natürlichste und vollkommenste, wie kunstreichste, den eine der neuern Sprachen aufzuweisen hat. Das schöne, reichgeschmückte Land, die volle, üppige Natur gibt ihr einen unendlichen Zufluß der lieblichsten, farbenreichsten Bilder. Die stete Begleitung der Guitarre hat ihre Verse so geschmeidig und fließend gemacht, daß sie in dem einfachen aber häufig wechselnden Bett der Redondilien, wie schlüpfrige Schmerlen, sanft dahin gleiten. Aber wie lieblich nimmt sich nicht auf diesem südlichen Grund der schöne Ernst und die Würde der spanischen Sprache aus! — Sie verschmäht die weichen, mit bedeutendem, lärmenden Klingeln, hinter welchem nicht viel ist, hinstürmenden Nasenlaute der Franzosen, die schon bei dem Italiener viel sanfter und seltner geworden sind. Unter ihren Zischlauten finden sich die kräftigsten und nachdrucksvollsten, indeß ihre Nachbarin es damit nur zu dem einfach zusammengesetzten gebracht hat, den jene als ein Zeugniß der Weichheit und Schwäche fast

ganz ausgeschlossen; sie häuft die Consonanten überhaupt gar nicht, und weiß in der Aussprache noch manchen durch einen untergeschobenen Vocal zu verbergen, um das Bunte des Consonantengedränges zu vermeiden. Und von den Vocalen liebt sie die tiefen vor allen, die denn der spanischen Rede eine so herrliche, imponirende Würde ertheilen, daß sie wohl ganz vorzüglich zu einem feierlichen Vortrag sich eignet, und in dem Pathetischen, in dem Würdevollen, in dem erhabnen Ausdrucke eine seltene, tiefergreifende (versteht sich, südliche) Stärke hat. Auch die kleinste Periode im Spanischen, selbst in der nur aus der Grammatik erlernten, wohl sehr mangelhaften Aussprache vorgelesen, vergegenwärtigt dem Ohr durch seine gehäuften A, besonders vor dem O, den edeln Spanier in seiner würdevollen Grandezza und glänzenden Ernsthaftigkeit. — Einfachheit ist überall die Begleiterin des Ernstes, der Tiefe, und so sehen wir selbst in den Beugungen der spanischen Wörter den Ursprung noch viel weniger entstellt als bei den übrigen südlichen Sprachen; und wenn die Franzosen ein Geklingel von unnützen Beugungssylben anhängen, die nicht einmal ausgesprochen werden, so verschmäht der Spanier diesen unnützen Zierrath, dieses leichtfüßige Schnörkelwerk ohne Bedeutung. Er hat es sogar nicht der Mühe werth gefunden, mit Zusammenziehungen sonderlich freigebig zu seyn, und hält es unter seiner Würde, mit solchen Kleinigkeiten etwas ersparen zu wollen. So hat denn freilich seine ganze Sprache, selbst im muthwilligsten Scherz, etwas Feierliches; und wenn sie uns nicht die lustigen Gaukelspiele der Franzosen vormacht, so ist sie in Wortspielen desto kühner und freigebiger, und sucht, ihrem Ernste angemessen, weit öfter zugleich auch im Worte Bedeutung und sinnreiche Beziehung, als, mit Vorbeigehung des Worts, bloß in den Sachen. — Die Franzosen, und zum Theil auch die Italiener, haben die Gewohnheit, eine Menge Worte zu häufen, und zu gewissen stehenden Formeln auszuprägen, um ein Warum oder Darum auszudrücken. Aber wie weit einfacher ist hier der Spanier! Lieber ist er dann in Häufung der Gedanken und Bilder verschwenderisch, bisweilen in Schwulst und Bombast verfallend, als daß er leer in leeren, nutzlosen Worten seyn sollte. Selbst in seinen sehr genau bestimmten Höflichkeitsbezeigungen ist jedes Wort von fester, bestimmter Bedeutung. Sehr natürlich erklärt sich hieraus auch der Reichthum an Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, den seine Sprache besitzt; und wenn derselbe für ihr Verstehen lästig und mitunter auch wirklich überschüttend seyn mag, so ist er auf der andern Seite auch ein Schmuck derselben, der ihren Geistesreichthum und ihre Bedeutsamkeit aufs bestimmteste beurkundet. Gewiß wird niemand aus den mit den Früchten der Levante und den begeisternden Trauben des Südens gezierten Zaubergärten dieser Sprache zurückkommen, ohne eine gewisse Vorliebe für dieselbe mitzubringen, und noch lange mit Entzücken den Ton ihres Ernstes in sich nachklingen zu hören. Erst unser Zeitalter hat angefangen, den langentbehrten Genuß dieser Sprache unserm Volke, aus welchem sie selbst ein so schönes Erbtheil erhalten, aber auch treuer als irgend eine andre bewahrt hat, zu verschaffen; und wir können nicht umhin, unsrer Jugend recht ernstlich zuzurufen: hic Rhodus, hic salta! — Ist nun aber die Sprache eines Volks der treuste Abdruck seiner Eigenthümlichkeit in allen seinen übrigen Bestrebungen, so wird es uns nicht schwer werden, nach den hier geführten weitläuftigern Untersuchungen uns kürzer über Poesie, Kunst und Literatur des spanischen Volks zu fassen. Literatur, Poesie und Kunst stehen in dem

Lebenskreis eines Volks so nahe an einander, daß man jede derselben nur als eine nach einer besondern Seite zugewendete Offenbarung eines und desselben Princips ansehen kann. Selten sind die Völker, unter welchen sich alle diese drei Blüthen eines Stammes in gleicher Vollkommenheit nnd Herrlichkeit entwickelt haben; und wenigstens hat immer eine der drei Schwestern die andre überglänzt und sich zu derjenigen Höhe erhoben, auf welcher die übrigen ihr dienen und ihr den Vorzug einräumen mußten, für das Ganze tonangebend zu seyn, und die Grundfarbe bestimmen zu können. Eigentlich poetische Nationen haben darum auch dann erst eine Literatur, wenn das schönste Zeitalter ihrer Blüthe schon vorüber ist, und der sinkende Geist des Volks, in der Gefahr des Verlierens, die Trümmer seiner vorigen Herrlichkeit noch zu retten und durch die Schrift dauernd zu machen sucht. Die Abbildungen der Wunder alter Baukunst sind erst von ihren Ruinen genommen, und gleichsam der Gypsabzug von dem schon entseelten Leichnam. — Aber Poesie, wo sie in reiner Geschiedenheit und selbstständig auftritt, läßt auch selbst die übrigen Künste immer nur als ihre Dienerinnen in ihrem Geleite auftreten, und verstattet ihnen nicht, sich zu einem völlig ausgebildeten und unabhängigen Daseyn zu erheben. — Die spanische Nation glauben wir unbedenklich eine reinpoetische Nation nennen zu dürfen. Ihre geistigen Bestrebungen haben alle rein dichterischen Charakter und die Geschichte sagt es denn auch offenbar genug, indem sie uns die fast zahllose Menge ihrer Gedichte bei dem kleinen Umfang der Literatur vorhält, daß sie in Poesie ihren schönsten Kranz gewunden hat. Ihre Literatur wird deshalb am füglichsten beiläufig mit erwähnt werden können, wenn wir von Poesie handeln. — Und in der Kunst sehen wir fast überall den Spanier nicht über den ersten Anfang hinaus, wenigstens nicht weiter gehn, als zur Verherrlichung der Dichtkunst nöthig war. Um etwas genauer ins Detail einzugehen — an Werken der Beredsamkeit, der geistlichen sowohl als der weltlichen, ist keine Sprache so arm als diese, wiewohl sie nicht ohne schöne Anlagen dazu ist, die sich selbst in den komisch-ernsthaften Reden des Edlen von Mancha verrathen. — Für die Baukunst war Spanien vielleicht wichtig durch die folgenreiche Berührung, in welche hier arabische und gothische Kunst mit einander kamen. So gewiß die herrliche gothische Baukunst aus dem ganzen Geist der neuen, christlichen Völker überhaupt hervorgegangen ist, und Germanien weit mehr angehört als Spanien, Italien und England, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß das, was man neugothische Bauart nennt, in der Nachbarschaft der leichten, glänzenden und üppigen Baukunst der Mauren sich lieblicher und kunstreicher entwickelte. Die Araber waren in der Zeit, wo sie Spanien beherrschten, in allen Künsten und Wissenschaften, und so vornehmlich in der Baukunst die weit gebildetsten und in ihrem herrlichen Königreiche Granada, das sie unter allen am längsten besaßen, in der Hauptstadt gleiches Namens, steht noch jetzt der maurische Palast Alhambre, ein bleibendes Denkmal arabischer Pracht und Herrlichkeit, da, mit seinen zahlreichen Thürmen und dem noch jetzt so reizenden Königshause Xeneralife. Wäre es zu viel vorausgesetzt, wenn man behauptete, die Spanier hätten, wie in andern Künsten, so auch in der Baukunst, wenn auch nicht die runden statt der spitzigen Bogen, doch manches der leichten Schnörkel und des künstlichen Beiwerks von ihren gebildetern Nachbarn angenommen? — Ihre zahllosen Kirchen sind im gothischen Geschmack gebaut, wie die ältern Kirchen Deutschlands und Englands, und unter ihnen gibt es wohl

manche köstliche, aber schwerlich einen strasburger Münster, eine wiener Stephanskirche oder londoner Westminsterabtei. Eine Merkwürdigkeit spanischer Baukunst und Größe überhaupt bleibt aber doch gewiß das berühmte Kloster Escorial, das seinem königlichen Erbauer, dem zweiten Philipp, 25 Millionen Ducaten gekostet und über 1000 Schritte im Umfang haben mag. — Musik, Tanzkunst, Mahlerei und die bildenden Künste überhaupt konnten natürlich bei einem so poetischen Volke nicht fehlen. Die Musik mußte ihre Lieder und Romanzen begleiten, und jeder Hirt weiß noch jetzt sein Instrument zu spielen, um seinen selbstgedichteten Gesang zu beleben. Der Tanz, der nothwendig in das Leben eines südlichen Volks gehört, wurde selbst national ausgebildet, und auch da verdankt der Spanier noch jetzt dem leichten Araber manchen fast allegorischen Tanz. Die Mahlerei und Bildhauerkunst mußte ihre Kirchen und Paläste schmücken, und Madrid hat selbst eine Academia de las tres nobles artes, Pintura, Escultura y Arquitectura, so wie der königliche Palast daselbst, und die Sakristei des Escorial Gemähldegallerien. Aber eine eigne Schule in diesen Künsten zu bilden und es darin zur Meisterschaft zu bringen, dazu hatte die Nation dem freundlichen Dienste der Poesie sich zu treu und fest verpflichtet, und sah selbst die Schauspielkunst mehr als ein Mittel zur Verherrlichung ihrer Gedichte an, als daß sie Poesie zur Vervollkommnung jener gebraucht hätte. — Wir gehen darum zur Poesie des Spaniers über, und betrachten diesen herrlichen Juwel in seiner Krone mit einer wahren Bewunderung. Kurz können wir seyn in der allgemeinen Bestimmung des Geistes spanischer Dichtkunst, bemerken aber zum Voraus, daß wir überzeugt sind, derselbe Hauch der Muse, der den Castilianer begeisterte, habe, dem Grunde und dem Wesen nach, auch in Portugal geathmet. Beide sind die Repräsentanten eines ganz eigenthümlichen Geschlechts romantischer Dichtung, das vielleicht noch dazu die edelste Frucht ist, die dieser dichterische Stamm getragen hat. Es ist merkwürdig, daß, nachdem das Geschlecht der Troubadours — die wahren Rhapsoden und ionischen Sängerschulen des Mittelalters — sein Zeitalter durchlaufen hatte, in Italien durch Dante, Ariosto, und zuletzt Tasso die provençalische Dichterweise beschlossen, und dafür eine andre, die schöne Romanzendichtungsart, künstlich in den Garten eines bunten, schillernden, romantischen Epos zusammengepflanzt, erweckt wurde; und daß dagegen der Castilianer die limosinische Poesie gar nicht einmal bei sich einbürgerte, sondern, noch ehe sie von der catalonischen Küste herüber den Weg durch Aragon zurückgelegt hatte, eine eigne, nationale, romantische Poesie ihr entgegenzustellen wußte, die, in Spaniens Geiste gestaltet, für dasselbe eben das war, was die italienische für ihr Vaterland — rein entfalteter und über die Kindheit hinaus entwickelter, romantischer Gesang. Die Zeit des Aufblühens spanischer Dichtkunst fällt, mit dem Aufblühen der italienisch-epischen zusammentreffend, gerade in die Zeit, wo (auch in Spanien) die provençalische ihre Endschaft erreichte, in die Mitte des 14ten Jahrhunderts. Unwillkürlich nöthigt uns dies hier eine große Epoche, einen eigentlichen Wendepunkt in der Geschichte der neuern Poesie anzunehmen; und wenn die Poesie der Troubadours ihrer Kindheit angehört, wo das Spiel eben als eigentlicher Ernst behandelt wird, und Poesie die wahre Lebensarbeit ist, so fällt die spanische und spätere italienische Poesie (von Dante an nach 1350) in das ernstere Alter, wo Spiel und Arbeit sich geschieden haben, und der Ernst des Lebens zum schönen Spiele der Poesie sich flüchtet, um da sich den

Schweiß von der Stirne zu trocknen. Das Weitere davon im Art.
Troubadour. — In Spanien hatte die Kindheitsperiode der Poesie aus
nationalen Gründen nur kurze Zeit (und diese kaum bemerkbar) dauern
önnen. Im Kampf mit den fremden Ueberwindern, der die ganze
Periode des Erwachens spanischen Geistes ausfüllt, hatte die ernste
Seite des Lebens, die Arbeit der Schlachten und des Kriegs, gleich
anfangs sich zu geltend gemacht; und späterhin hatte der edle Castilia-
ner schon den Honig einer erwachsenern Poesie zu reichlich gekostet, als
daß er noch an dem oft kleinlichen, tändelnden Spiel der limosinischen,
die wohl von Aragon herüberzubringen versuchte, Gefallen finden und
n ihr seine erkämpfte Muse hätte verschwelgen sollen. Bloß am Hofe
des Königs von Aragon und ein einzigesmal an dem des von Casti-
ien, gab es Liebeshöfe und wandernde Sänger, und hier war es,
wo einst ein König, von seinen unruhigen Großen genöthigt, den Thron
auf eine Zeit lang mit einem dichterischen Aufenthalte in einer herrli-
chen Waldgegend vertauschte, und unter den Wettgesängen der Vögel
und seiner Dichter das Bittere seines Schicksals zu vergessen wußte.
Als Castilien herrschend vom Herzen Spaniens aus sich verbreitete, zog
sich die provençalische Dichtung auch aus Aragon, Catalonien und
Valencia weg und nach Frankreich zurück, das, als es diese im Lauf
der Zeiten auch verlor, nachmals, weil es immer ein Kind blieb, gar
keine Poesie mehr gehabt hat. — Romantisch war vom Anfang und
blieb die castilische Poesie; aber wie gesagt, eigenthümlich romantisch.
Sie ging vom Epischen, der Romanze, aus, nahm den Roman in die
Mitte, und erreichte ihre höchste Höhe im Drama — der recht natur-
gemäße Entwickelungsgang des Romantischen. — Der Spanier ver-
dankt seinem Lande eine edle Selbstständigkeit, eine männliche Würde
und Gediegenheit, eine Ruhe und Festigkeit, die treu und unwandel-
bar an dem Ergriffenen festhält — aber, wie öfters gesagt, die Gluth,
der reiche Farbenschmelz des Südens ist darüber ausgegossen; und die
üppige, überfließende Mannichfaltigkeit des Romantischen mit jenen
ernstern Eigenschaften gepaart, bestimmt auch die Eigenthümlichkeit der
spanischen Poesie, wodurch sie von italischer Kunst sich so sehr unter-
scheidet. Wohl hat auch der Orientalismus der Araber seinen Einfluß
gehabt, um den Farbengrund noch tiefer und glühender zu machen, so
wie er zugleich das Zauberspiel morgenländischer Feerei, die in ihrer
wunderbaren, kühnen Leichtigkeit doch so ernsthaft sich ausnimmt, dazu
gebracht hat. Einen gewissen vollen, schweren Gang hat die spanische
Poesie überall; aber ihr Weg geht auf kühn gesprengten Brücken über
schroffe Felsenschlünde, oder durch sanfte, blumenreiche Auen, oder in
lieblich duftenden Orangenwäldern. Es mußte dies Zusammentreffen,
nach einer sehr natürlichen psychologischen Entwickelung, ihr eine be-
sondre Anlage zu jenen schwerfälligen Scherzen und Witzeleien geben,
die wie die Begeisterung eines alten, schweren Weins durch ihre Dich-
terwerke sich hindurch ziehen, so wie zu dem nirgends so weit getriebe-
nen Haschen nach Allegorien. Aber auch der Zweig, der wirklich der
gesuchte goldene Zweig des Aeneas in der Krone des herrlichen Baums
ist, verdankt dieser Berührung zweier Entgegengesetzten seinen Ursprung,
ich meine, die hohe Ausbildung der Intrigue, die von dem Spanier
alle romantisch-dichtenden Nationen geerbt, wenigstens bei ihm in der
schönsten Vollendung gefunden haben. Verschlingung und Verknüpfung
der Fabel, die gerade die verwickeltsten Knoten am eifrigsten sucht,
um sie dann mit allem Ernste aufzulösen — diese Eigenthümlichkeit des
Romantischen konnte unter den oberflächlichen Dichtern Frankreichs und

den leichtfertigen Italiens durchaus nicht so gedeihen, als in dem ernstern, langsamern, aber auch kräftigern Spanier. Und sie ist die Seele spanischer Dichtung, und hat in ihren Dramen unstreitig die höchste Ausbildung erhalten. Wir können darum den Geist spanischer Poesie, seinem Inhalt nach, wenn wir ihn zumal in seinen Meisterwerken, den des Lope de Vega und des Calderon betrachten, am füglichsten in folgende Schilderung zusammenfassen: er ist bedeutend im Kleinen, künstlich in dem Natürlichen, tragisch zugleich in dem höchst Komischen, und schwer und gewichtig auch da, wo er am leisesten auftritt; und ritterlicher und christlicher Sinn wohnt in keiner Poesie so edel und ernsthaft als in dieser. — Dies alles mußte auch eine eigenthümliche Form derselben bedingen, und wir sehen hier ebenfalls den Spanier seinen eignen Weg gehen. Ihre größte Eigenthümlichkeit in dieser Rücksicht, die Redondilien (redondillas) die, wie bei keiner Nation, bei ihr nicht nur das stehende Sylbenmaß für die Romanze, sondern auch für das Drama wurden, mit den nur bei ihr zur höchsten Vollendung ausgebildeten Assonanzen, sind ein wahres eigenes Gewächs spanischen Bodens. Redondilien, größtentheils vierfüßige trochäische Verse, eignen sich, bei dem Ernst und der Festigkeit der Trochäen, in ihrer Kürze und steten Abwechselung so ganz für die spanische Poesie, daß die Verse de arte mayor (daktylische Stanzen) nicht gut neben ihnen aufkommen konnten. In den Sonetten, die auf spanischem Grunde erwachsen waren, ehe noch an Bekanntschaft mit Italien zu denken war, wurden sie am volkgemäßesten ausgebildet, so wie die kunstreiche Verschlingung dieses Metrums wohl keinem Volke mehr zusagen mußte, als dem spanischen. Und der Reim, der vollkommne allein, war ihnen nicht hinreichend, sondern um Beziehungen in allen möglichen Rücksichten zu finden und anzubringen, wurden Endsylben nicht nur, sondern oft ganze Verse in ein Assonanzverhältniß gebracht, das wie eine liebliche Echo durch ihre Gedichte wandelt, und ihnen eine Fülle und einen Tonreichthum gibt, welcher der innern Farbengluth aufs beste entspricht. — Spaniens Poesie ging in den Zeiten des Mittelalters aus Romanzen und Volksliedern hervor, und die politische Stellung des Landes in dieser Zeit hatte es, wie gesagt, verhindert, daß sie, ihre liebliche Kindheit in Ruhe verspielend, sich so ungestört und frei, wie die provençalische, welcher es aber eben darum, als einem in beständigem Schutz emporgewachsenen Baume, an Kraft und Haltung fehlte, entwickeln konnte. Der Spanier wurde frühzeitig in den Ernst des Lebens hineingerissen, aber da sein Volk ein poetisches war, so entwickelte sich auch an und mit dem Kampfe seine Dichtung, und in ihr klang jedesmal sein wirkliches Leben verschönert wieder. Das Lied war der nothwendige Reflex, in welchem sich jede That des ritterlichen Helden abspiegelte. Kein Volk hat einen solchen Reichthum an Romanzen als das spanische, aber seine Romanzen, zumal in der frühern Zeit, sind auch weiter nichts als die treue, kindlich poetische Erzählung einer ritterlichen That. Man mag sie wohl mit Recht in die Romanzen nach den Ritterromanen (besonders aus der fabelhaften Geschichte Carls des Großen, in die man nun auch maurische und spanische Helden, z. B. Don Gayteros, Calaynos, Alarcos ꝛc. mischte), und in historische eintheilen; und dieser letztern mußte es bei der Natur der Kämpfe mit den Mauren eine unendliche Menge geben. Nach den Romanzen, die in die ersten Zeiten dieser Kämpfe fallen, in das 9te und 10te Jahrhundert, erhoben sich glänzend und für die Dauer geeignet die herrlichen Ro-

manzen vom Cid, dem trefflichen Helden des ersten castilischen Königs Ferdinand, Rodrigo Diaz de Vivar, genannt el campeador (der Kämpfer). Ihr Inhalt ist uns in dem wahrscheinlich ältesten, übergebliebenen längern Gedichte: el poema de Cid (abgedruckt in unsers Schuberts bibliotheca castellana, portugues y proençal, T. I., Altenburg bei Rink 1804) ausführlich erzählt — ein Gedicht, dessen Kindlichkeit und durchgehendes, poetisches Colorit, dünkt uns, so auffallend ist, daß wir nicht begreifen können, wie man seinen Werth so höchst verschieden hat anschlagen mögen. Man hat vergessen, daß es nichts weiter ist, und in dieser frühen Kindheit spanischer Poesie nichts weiter seyn konnte, als eine verlängerte, historische, altspanische Romanze, mithin ohne Entwickelung, ein treues Naturgemählde, das uns den schönsten Theil eines herrlichen Stroms mit seinen lieblichen Uferumgebungen darstellt, der aber, wie er aus einer andern Gegend ins Gemählde einströmt, so auch darüber hinaus in andre weiter fließt. Die Sprache ist offenbar sehr altcastilisch, und die Verse, die manche für Alexandriner gehalten haben, was sie bei ihrer großen Unbestimmtheit ganz und gar nicht seyn können, zwar iambisch, aber höchst wahrscheinlich bloß darum nicht Redondilien, weil ja das Gedicht keine Romanze, sondern wirklich etwas anders seyn sollte, freilich nur nach der Kategorie der Quantität. Es gehört allem Vermuthen nach noch in das 12te Jahrhundert. — Die trefflichen Romanzen nun vom Cid selbst kennen wir näher durch die Bemühungen unsers großen Herders und ihrer mögen noch über hundert vorhanden seyn. An sie schlossen sich die aus der Geschichte der Mauren, von welchen viele in der historia de los Vandos de los Zegris y Abencerrages (wohlfeiler Abdruck in bibliotheca espannola T. I. Gotha per Steudel y Keil 1805, die selbst eine romanzenartige Chronik der maurischen Helden ist, stehen; und mehrere andre aus der Volksgeschichte. Wenig von den Romanzen unterschieden war das Lied (cancion) und vielleicht reducirt sich, besonders in den Zeiten des 13ten und 14ten Jahrhunderts der ganze Unterschied darauf, daß das Lied in Coplas oder kleine Strophen abgetheilt war. Späterhin wurde das Lied mehr lyrisch, und hier entstanden: die eigentlich sogenannten Canciones (in zwölf Zeilen, dem Madrigal und dem Epigramm vergleichbar), die nahe damit verwandten Villancicos (Stanzen von sieben Zeilen), und die poetischen Glossen (Variationen, Paraphrasen bekannter Lieder und Romanzen, bei welchen man die alten Lieder zeilenweise mit unveränderten Worten in die neue Composition einflocht. Eine dem Spanier allein eigenthümliche Dichtungsart!) — Spanien hat hier den schönen Vorzug, den größten Theil seiner Romanzen und Lieder in große Sammlungen niedergelegt und so für die Nachwelt aufbewahrt zu haben, bei welchen nur die größtentheils mangelnde Angabe des Alters und der Verfasser zu bedauern ist — jene in dem im 16ten Jahrhundert entstandenen Romancero general (von Miguel de Madrigal 1604, und Pedro de Flores, 1614), nachdem die ältern in dem Cancionero de Romances etc. Anveres 1555 schon aufbewahrt waren; diese in dem Cancionero general von Fernando del Castillo im Anfang des 16ten Jahrhunderts, welchem ein Cancionero de poetas antiguos unter Johanns II. Regierung voranging. — Spanien hatte im 16ten und 17ten Jahrhundert seine höchste Höhe erreicht, und als der Enkel Ferdinands des Catholischen, der berühmte Carl V, mit der spanischen Königs- auch die deutsche Kaiserkrone vereinigte, und noch in Italien mächtig gebot, hatte er Spanien so hoch erhoben, daß die nachfolgenden

Philippe recht zügellos die Kraft ihres Reichs verschwenden konnten, ohne sie doch eher aufgezehrt zu haben, als gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, wo, nach dem Tode des schwachen Carls II., der bourbonische Stamm auf dem Thron saß, und nun das ganze 18te Jahrhundert hindurch es nicht weiter bringen konnte, als das erschöpfte Leben des Staats nothdürftig hinzufristen, bis in der neuesten Zeit ein gewaltiger Stoß von außen die schlummernde Kraft des Volks, wir hoffen es, für eine neue Blüthe wieder geweckt hat. Mit der höchsten Erhebung der Monarchie schritt auch die Poesie zu bedeutendern Unternehmungen vor. Gekrönte Häupter, wie Alphons X. im 13ten Jahrhundert, der castilische Prinz Don Juan Manuel (starb 1362), hatten schon früherhin in Poesie und Prosa sich versucht, und Manuels Werk: der Graf Lukanor, eine Sammlung wichtiger Lebensregeln für Fürsten, bleibt ein schönes Denkmal spanischer Bildung im 14ten Jahrhundert. Die Ritter selbst, und nicht, wie in andern Ländern, bloß Mönche, hatten sich mit Chronikenschreiben beschäftigt, und der spanische Chronikenstyl ist dadurch würdiger und edler geworden. Ueberhaupt war Leben und Wissenschaft in Spanien so innig verbunden, daß ihre größten Helden im Kampfe auch die wissenschaftlich Gebildetsten waren, und nicht selten als die ersten Dichter glänzten. Dies von den ältesten Zeiten bis in die jüngsten der spanischen Blüthe. So im 15ten Jahrhundert am Hofe des castilischen Johanns II., des berühmten Gönners der Poesie, der Marquis Enrique de Villena, und sein noch berühmterer Zögling Don Iñigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, dessen Brief über die älteste spanische Poesie (übersetzt vor der schubertschen Bibliothek) so berühmt worden ist, und mehrere andere, von dem genannten König ausgezeichnet begünstigt. Natürlich mußten nun in allen Fächern der Kunst Versuche gemacht werden. Schon unter der Regierung Johanns IX. und seiner Tochter, der berühmten Isabelle, regte sich zuerst der dramatische Sinn. Der Marquis de Villena veranlaßte allegorische Schauspiele, und zum Dank ergoß sich ein unbekannter Verfasser in dem berühmten satirischen Schäferdialog: Mingo Rebulgo, über den Dichterhof des Königs. Darauf folgte der dramatische Roman von Callistus und der Meliböa, welcher auch eine tragicomedia genannt wurde. Einige historische und biographische Werke von Bedeutung erschienen zu gleicher Zeit; unter den letztern besonders: los claros viros von Fernando de Pulgar. Da trat denn die Periode ein, wo unter Ferdinand dem Catholischen sich die ganze Monarchie bleibend vereinigte; Spanien und Italien durch die Eroberung Neapels unter dem großen Feldherrn, Gonsalvo Fernandez de Cordova, in Berührung kamen; die Inquisition, die, den Glauben des Spaniers ritterlich fesselnd, seiner Phantasie desto freiern Spielraum ließ, eingeführt wurde, und Amerika entdeckt ward — Umstände, von welchen besonders die Verbindung mit Italien entscheidend wurde. — Boscan (ums J. 1526), genährt durch italischen Geist, erhub castilische Poesie zuerst zu dem Rang einer classischen, indem er das Gute der italischen Vorbilder zur Polirung und Abglättung der spanischen Eigenthümlichkeiten anwendete, ohne doch diese zu verwischen, auf welchem Wege man dann rasch fortwandelte. Anfangs nicht ohne Widerspruch der alten Romanzendichtung, die sich auch nicht verdrängen ließ, zuletzt doch mit überwiegender Partei. Er blieb indeß bei Sonetten und Canzonen stehen; aber schon sein Freund und Nachfolger, Garcilaso de la Vega, der als Held im 33sten Lebensjahre, von einem befestigten Thurme in Frankreich commandirend, die tödtliche Wunde gewann, wurde der berühmte Ver-

fasser allgemein beliebter Schäfergedichte, welche späterhin der Portugiese Saa de Miranda und Montemayor, letzterer in seinem Schäferroman: Diana, veredelte. — Höher als Beide steht der berühmte Staatsmann Diego de Mendoza, Carls V. gefürchteter Stellvertreter in Italien, zugleich der Verfasser des in ganz Spanien gefeierten komischen Romans: Lazarillo de Tormes, und der Geschichte des Rebellionskriegs in Granada, in seinen vielfältigen Canzonen, poetischen Episteln und satirischen Gedichten; und in der Odendichtung in dem neuern classischen Styl versuchten sich Herrera und Luis de Leon mit vielem Glücke. — Nun wollte zwar das Bestreben, das romantische Epos der Italiener zu hispanisiren, in keine Weise gelingen, so viel Mühe man sich gab. Ja epische Kunst überhaupt gelang selbst in den spätern Zeiten nicht, wenn man nicht etwa die Araucana des Alonzo de Ercilla y Zuñiga (nach 1556) ausnimmt, welche die Besiegung eines tapfern amerikanischen Volksstammes erzählt. Aber dagegen war nun für die Blume, die in dem Blüthenhain des spanischen Parnasses die schönste geworden ist, die Stunde des Aufblühens gekommen. Wir meinen die dramatische Poesie. In ihr hat Spanien seinen höchsten poetischen Triumph errungen, und die Geschichte dieser ist fortan beinahe allein die Geschichte spanischer Poesie. Spaniens Dramatik wurde, wie erinnert, zuerst unabhängig in der Zeit Johanns II., ist aber ursprünglich aus den geistlichen Spectakelstücken hervorgegangen, mit welchen darum auch immer ein großer Theil ihrer Productionen verbunden blieb. Sie kennt nicht die griechische Unterscheidung der Komödie und der Tragödie, aber dafür hat sie die ihr eigenthümliche Eintheilung in comedias divinas y humanas. Jene wurden seit Lope de Vega in Lebensgeschichten der Heiligen (vidas de Santos) und in autos sacramentales (Stücke, die am Frohnleichnamsfeste aufgeführt wurden, und die Verherrlichung der Sacramente zum Zwecke hatten) eingetheilt; und diese bildeten drei Classen: 1. die heroischen (eigentlicher: historischen); 2. die Mantel- und Degenstücke (comedias de capa y espada) aus der Classe des eleganten Lebens, voll der verwickeltsten Intrigue; 3. die Figurirstücke (comedias de figuron), wo ein windiger Glücksritter oder Dame die Hauptrolle spielt. Daneben gab es nun noch Vorspiele (Loas), Zwischenspiele, meist komisch (entremeses) und gewöhnlich mit Musik und Tanz begleitet (Saynetes). Schon dies deutet darauf hin, daß das spanische Drama ein eigenthümliches Gewächs war, und wir können es mit unserm A. W. Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen am füglichsten durch die Bezeichnung des romantischen Schauspiels unterscheiden. Wir sehen überhaupt nicht ein, warum wir den eigenthümlichen Werth der dramatischen Kunst der christlichen Zeit herabsetzen sollen, um nur das griechische Drama zu erheben, da dies offenbar Mißkennung der neuen Aera beurkundet? Wir wissen es, daß es in der neuern Dramatik eigentlich durchaus nur eine Form, die Komödie der Spanier (nicht durch Lustspiel, sondern am füglichsten durch Schauspiel zu übersetzen) geben kann. Schätzen wir nun aber die neuere dramatische Kunst nach ihrem wahren, dem romantischen Gehalte, so überzeugen wir uns gewiß auch bald, daß zwei Nationen in ihr die Palme, jede dem Geiste ihres Landes gemäß und zugleich den allgemeinen und nothwendigen Foderungen menschlicher Entwickelung entsprechend, ersiegt haben — auf der einen Seite die englische in ihrem Shakspeare, und auf der andern, noch herrlicher wohl, die spanische in ihrem Lope de Vega und Calderon. Ist das Eigenthümliche des neuern Schauspiels die Intrigue,

dieser natürliche Reflex des buntschillernden, romantischen Farbenspiels, so sehen wir sie bei dem Engländer schon mehr in dem großen, durch die rohe Kraft des Inhalts imponirenden Styl des Norden auftreten. Aber dem Spanier war es vorbehalten, sie mit der ganzen Würde der castilischen Tiefe, aber auch zugleich in dem buntesten, glanzreichsten Formenspiel des Süden durchzuführen, und sie zu einer Stufe der Bildung zu erheben, auf welcher ihm keine Nation nachkommen, wohl aber oft genug von ihm borgen konnte. Dabei war ihm die geistliche Komödie eigenthümlich, und die einzige Andacht am Kreuze von Calderon beweis't, welche Herrlichkeit die Poesie des Christenthums erlangen kann — gewiß ein bei weitem noch nicht genug gewürdigter Vorzug der spanischen. Auch die Redondilien gaben ihren Dramen eine Zartheit und südliche Farbe, die niemand weiter theilte, so wie selbst die Abtheilung ihrer Stücke in drei Jornadas oder Acte sie, nicht ganz ohne Bedeutung, auszeichnete. Dürfen wir uns wundern, wenn im Ernst behauptet werden will, daß wir die wahre Herrlichkeit des neuen Drama gar noch nicht kannten, so lange uns unser Schlegel nicht in Spaniens Blumenhaine eingeführt hatte? — Ohne aber noch weitläufiger darüber zu werden, als wir es schon so über die Gebühr geworden sind, geben wir noch einige Züge aus der Geschichte dieser Poesie. Nachdem in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts eine gelehrte Partei, in dem unbestimmten Sehnen nach Theater, das griechische und römische Drama dem Volk aufzudringen, unglücklich versucht hatte, trat Torres Naharro auf, und legte den Grund zur echtspanischen Komödie, welchem der große Lope de Rueda, selbst Schauspieler, mit Stücken in Prosa folgte. Aber das Theater der Spanier war damals, wie das der Griechen unter Thespis und Phrynichus, noch sehr arm, und bestand nach Cervantes aus einigen Brettern und Bänken, und einer Garderobe, die sich nebst den Decorationen in einen Sack packen ließen. Ausgebildeter wurde schon das Drama durch Cervantes, den Nebenbuhler des großen Lope de Vega, ohne ihm doch gleich zu kommen. Aber den ersten Ruhepunkt seiner Ausbildung fand es in dem zuletzt genannten, dem vor Calderon allgemein Gefeierten (geb. 1562), der in allen oben angeführten Gattungen spanischer Komödie sich mit ungeheuerem Beifall versuchte, und dessen berühmteste Stücke mit Ausschluß der Autos und Vor- und Zwischenspiele allein 25 Bände anfüllen. Ihn bezeichnet unerschöpfliche Erfindungsgabe, eine höchst verwickelte Intrigue; aber ihm fehlt die innere, feinere Politur und — wie konnte es auf dieser Stufe und bei dieser Fruchtbarkeit anders seyn? Ihn umgab ein Heer von Nachahmern, welches die Komödie bis zur zweiten und höchsten Stufe begleitete, die durch den unsterblichen Pedro Calderon de la Barca (geb. 1600) bestimmt genug angezeigt ist. Er, der Hofdichter des vierten Philipp, der mit der größten Vorliebe für das Theater sorgte, war der Erwählte, um das spanische Theater zum höchsten Gipfel zu erheben, und niemand hat wahrer von ihm gesprochen als A. W. Schlegel, aber auch eben dadurch siegreich erwiesen, daß in dem Kranze romantischer Dramatiker überhaupt er die kostbarste Perl sey. An Fruchtbarkeit fehlte es ihm auch nicht, und man schreibt ihm 127 Komödien und 95 Autos zu. — Auch seine Sonne lockte eine Menge Nachahmerschwärme hervor; aber nach ihm sank mit der Monarchie auch der poetische Gehalt. Mit der französischen Dynastie kam der leere, französische Geschmack auch über die spanische Bühne, und erst in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts erweckte Vincente Garcia de la Huerta das altspanische Theater

Lebenskreis eines Volks so nahe an einander, daß man jede derselben nur als eine nach einer besondern Seite zugewendete Offenbarung eines und desselben Princips ansehen kann. Selten sind die Völker, unter welchen sich alle diese drei Blüthen eines Stammes in gleicher Vollkommenheit und Herrlichkeit entwickelt haben; und wenigstens hat immer eine der drei Schwestern die andre überglänzt und sich zu derjenigen Höhe erhoben, auf welcher die übrigen ihr dienen und ihr den Vorzug einräumen mußten, für das Ganze tonangebend zu seyn, und die Grundfarbe bestimmen zu können. Eigentlich poetische Nationen haben darum auch dann erst eine Literatur, wenn das schönste Zeitalter ihrer Blüthe schon vorüber ist, und der sinkende Geist des Volks, in der Gefahr des Verlierens, die Trümmer seiner vorigen Herrlichkeit noch zu retten und durch die Schrift dauernd zu machen sucht. Die Abbildungen der Wunder alter Baukunst sind erst von ihren Ruinen genommen, und gleichsam der Gypsabzug von dem schon entseelten Leichnam. — Aber Poesie, wo sie in reiner Geschiedenheit und selbstständig auftritt, läßt auch selbst die übrigen Künste immer nur als ihre Dienerinnen in ihrem Geleite auftreten, und verstattet ihnen nicht, sich zu einem völlig ausgebildeten und unabhängigen Daseyn zu erheben. — Die spanische Nation glauben wir unbedenklich eine reinpoetische Nation nennen zu dürfen. Ihre geistigen Bestrebungen haben alle rein dichterischen Charakter und die Geschichte sagt es denn auch offenbar genug, indem sie uns die fast zahllose Menge ihrer Gedichte bei dem kleinen Umfang der Literatur vorhält, daß sie in Poesie ihren schönsten Kranz gewunden hat. Ihre Literatur wird deshalb am füglichsten beiläufig mit erwähnt werden können, wenn wir von Poesie handeln. — Und in der Kunst sehen wir fast überall den Spanier nicht über den ersten Anfang hinaus, wenigstens nicht weiter gehn, als zur Verherrlichung der Dichtkunst nöthig war. Um etwas genauer ins Detail einzugehen — an Werken der Beredsamkeit, der geistlichen sowohl als der weltlichen, ist keine Sprache so arm als diese, wiewohl sie nicht ohne schöne Anlagen dazu ist, die sich selbst in den komisch-ernsthaften Reden des Edlen von Mancha verrathen. — Für die Baukunst war Spanien vielleicht wichtig durch die folgenreiche Berührung, in welche hier arabische und gothische Kunst mit einander kamen. So gewiß die herrliche gothische Baukunst aus dem ganzen Geist der neuen, christlichen Völker überhaupt hervorgegangen ist, und Germanien weit mehr angehört als Spanien, Italien und England, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß das, was man neugothische Bauart nennt, in der Nachbarschaft der leichten, glänzenden und üppigen Baukunst der Mauren sich lieblicher und kunstreicher entwickelte. Die Araber waren in der Zeit, wo sie Spanien beherrschten, in allen Künsten und Wissenschaften, und so vornehmlich in der Baukunst die weit gebildetsten und in ihrem herrlichen Königreiche Granada, das sie unter allen am längsten besaßen, in der Hauptstadt gleiches Namens, steht noch jetzt der maurische Palast Alhambre, ein bleibendes Denkmal arabischer Pracht und Herrlichkeit, da, mit seinen zahlreichen Thürmen und dem noch jetzt so reizenden Königshause Xeneralife. Wäre es zu viel vorausgesetzt, wenn man behauptete, die Spanier hätten, wie in andern Künsten, so auch in der Baukunst, wenn auch nicht die runden statt der spitzigen Bogen, doch manches der leichten Schnörkel und des künstlichen Beiwerks von ihren gebildetern Nachbarn angenommen? — Ihre zahllosen Kirchen sind im gothischen Geschmack gebaut, wie die ältern Kirchen Deutschlands und Englands, und unter ihnen gibt es wohl

manche köstliche, aber schwerlich einen straßburger Münster, eine wiener Stephanskirche oder londoner Westminsterabtei. Eine Merkwürdigkeit spanischer Baukunst und Größe überhaupt bleibt aber doch gewiß das berühmte Kloster Escorial, das seinem königlichen Erbauer, dem zweiten Philipp, 25 Millionen Ducaten gekostet und über 1000 Schritte im Umfang haben mag. — Musik, Tanzkunst, Mahlerei und die bildenden Künste überhaupt konnten natürlich bei einem so poetischen Volke nicht fehlen. Die Musik mußte ihre Lieder und Romanzen begleiten, und jeder Hirt weiß noch jetzt sein Instrument zu spielen, um seinen selbstgedichteten Gesang zu beleben. Der Tanz, der nothwendig in das Leben eines südlichen Volks gehört, wurde selbst national ausgebildet, und auch da verdankt der Spanier noch jetzt dem leichten Araber manchen fast allegorischen Tanz. Die Mahlerei und Bildhauerkunst mußte ihre Kirchen und Paläste schmücken, und Madrid hat selbst eine Academia de las tres nobles artes, Pintura, Escultura y Arquitectura, so wie der königliche Palast daselbst, und die Sakristei des Escorial Gemähldegallerien. Aber eine eigne Schule in diesen Künsten zu bilden und es darin zur Meisterschaft zu bringen, dazu hatte die Nation dem freundlichen Dienste der Poesie sich zu treu und fest verpflichtet, und sah selbst die Schauspielkunst mehr als ein Mittel zur Verherrlichung ihrer Gedichte an, als daß sie Poesie zur Vervollkommnung jener gebraucht hätte. — Wir gehen darum zur Poesie des Spaniers über, und betrachten diesen herrlichen Juwel in seiner Krone mit einer wahren Bewunderung. Kurz können wir seyn in der allgemeinen Bestimmung des Geistes spanischer Dichtkunst, bemerken aber zum Voraus, daß wir überzeugt sind, derselbe Hauch der Muse, der den Castilianer begeisterte, habe, dem Grunde und dem Wesen nach, auch in Portugal geathmet. Beide sind die Repräsentanten eines ganz eigenthümlichen Geschlechts romantischer Dichtung, das vielleicht noch dazu die edelste Frucht ist, die dieser dichterische Stamm getragen hat. Es ist merkwürdig, daß, nachdem das Geschlecht der Troubadours — die wahren Rhapsoden und ionischen Sängerschulen des Mittelalters — sein Zeitalter durchlaufen hatte, in Italien durch Dante, Ariosto, und zuletzt Tasso die provençalische Dichterweise beschlossen, und dafür eine andre, die schöne Romanzendichtungsart, künstlich in den Garten eines bunten, schillernden, romantischen Epos zusammengepflanzt, erweckt wurde; und daß dagegen der Castilianer die limosinische Poesie gar nicht einmal bei sich einbürgerte, sondern, noch ehe sie von der catalonischen Küste herüber den Weg durch Aragon zurückgelegt hatte, eine eigne, nationale, romantische Poesie ihr entgegenzustellen wußte, die, in Spaniens Geiste gestaltet, für dasselbe eben das war, was die italienische für ihr Vaterland — rein entfalteter und über die Kindheit hinaus entwickelter, romantischer Gesang. Die Zeit des Aufblühens spanischer Dichtkunst fällt, mit dem Aufblühen der italienisch-epischen zusammentreffend, gerade in die Zeit, wo (auch in Spanien) die provençalische ihre Endschaft erreichte, in die Mitte des 14ten Jahrhunderts. Unwillkürlich nöthigt uns dies hier eine große Epoche, einen eigentlichen Wendepunkt in der Geschichte der neuern Poesie anzunehmen; und wenn die Poesie der Troubadours ihrer Kindheit angehört, wo das Spiel eben als eigentlicher Ernst behandelt wird, und Poesie die wahre Lebensarbeit ist, so fällt die spanische und spätere italienische Poesie (von Dante an nach 1350) in das ernstere Alter, wo Spiel und Arbeit sich geschieden haben, und der Ernst des Lebens zum schönen Spiele der Poesie sich flüchtet, um da sich den

Schweiß von der Stirne zu trocknen. Das Weitere davon im Art. Troubadour. — In Spanien hatte die Kindheitsperiode der Poesie aus nationalen Gründen nur kurze Zeit (und diese kaum bemerkbar) dauern können. Im Kampf mit den fremden Ueberwindern, der die ganze Periode des Erwachens spanischen Geistes ausfüllt, hatte die ernste Seite des Lebens, die Arbeit der Schlachten und des Kriegs, gleich anfangs sich zu geltend gemacht; und späterhin hatte der edle Castilianer schon den Honig einer erwachsenern Poesie zu reichlich gekostet, als daß er noch an dem oft kleinlichen, tändelnden Spiel der limosinischen, die wohl von Aragon herüberzubringen versuchte, Gefallen finden und in ihr seine erkämpfte Muse hätte verschweigen sollen. Bloß am Hofe des Königs von Aragon und ein einzigesmal an dem des von Castilien, gab es Liebeshöfe und wandernde Sänger, und hier war es, wo einst ein König, von seinen unruhigen Großen genöthigt, den Thron auf eine Zeit lang mit einem dichterischen Aufenthalte in einer herrlichen Waldgegend vertauschte, und unter den Wettgesängen der Vögel und seiner Dichter das Bittere seines Schicksals zu vergessen wußte. Als Castilien herrschend vom Herzen Spaniens aus sich verbreitete, zog sich die provençalische Dichtung auch aus Aragon, Catalonien und Valencia weg und nach Frankreich zurück, das, als es diese im Lauf der Zeiten auch verlor, nachmals, weil es immer ein Kind blieb, gar keine Poesie mehr gehabt hat. — Romantisch war vom Anfang und blieb die castilische Poesie; aber wie gesagt, eigenthümlich romantisch. Sie ging vom Epischen, der Romanze, aus, nahm den Roman in die Mitte, und erreichte ihre höchste Höhe im Drama — der recht naturgemäße Entwickelungsgang des Romantischen. — Der Spanier verdankt seinem Lande eine edle Selbstständigkeit, eine männliche Würde und Gediegenheit, eine Ruhe und Festigkeit, die treu und unwandelbar an dem Ergriffenen festhält — aber, wie öfters gesagt, die Gluth, der reiche Farbenschmelz des Südens ist darüber ausgegossen; und die üppige, überfließende Mannichfaltigkeit des Romantischen mit jenen ernstern Eigenschaften gepaart, bestimmt auch die Eigenthümlichkeit der spanischen Poesie, wodurch sie von italischer Kunst sich so sehr unterscheidet. Wohl hat auch der Orientalismus der Araber seinen Einfluß gehabt, um den Farbengrund noch tiefer und glühender zu machen, so wie er zugleich das Zauberspiel morgenländischer Feerei, die in ihrer wunderbaren, kühnen Leichtigkeit doch so ernsthaft sich ausnimmt, dazu gebracht hat. Einen gewissen vollen, schweren Gang hat die spanische Poesie überall; aber ihr Weg geht auf kühn gesprengten Brücken über schroffe Felsenschlünde, oder durch sanfte, blumenreiche Auen, oder in lieblich duftenden Orangenwäldern. Es mußte dies Zusammentreffen, nach einer sehr natürlichen psychologischen Entwickelung, ihr eine besondre Anlage zu jenen schwerfälligen Scherzen und Witzeleien geben, die wie die Begeisterung eines alten, schweren Weins durch ihre Dichterwerke sich hindurch ziehen, so wie zu dem nirgends so weit getriebenen Haschen nach Allegorien. Aber auch der Zweig, der wirklich der gesuchte goldene Zweig des Aeneas in der Krone des herrlichen Baums ist, verdankt dieser Berührung zweier Entgegengesetzten seinen Ursprung, ich meine, die hohe Ausbildung der Intrigue, die von dem Spanier alle romantisch-dichtenden Nationen geerbt, wenigstens bei ihm in der schönsten Vollendung gefunden haben. Verschlingung und Verknüpfung der Fabel, die gerade die verwickeltsten Knoten am eifrigsten sucht, um sie dann mit allem Ernste aufzulösen — diese Eigenthümlichkeit des Romantischen konnte unter den oberflächlichen Dichtern Frankreichs und

den leichtfertigen Italiens durchaus nicht so gedeihen, als in dem ernstern, langsamern, aber auch kräftigern Spanier. Und sie ist die Seele spanischer Dichtung, und hat in ihren Dramen unstreitig die höchste Ausbildung erhalten. Wir können darum den Geist spanischer Poesie, seinem Inhalt nach, wenn wir ihn zumal in seinen Meisterwerken, den des Lope de Vega und des Calderon betrachten, am füglichsten in folgende Schilderung zusammenfassen: er ist bedeutend im Kleinen, künstlich in dem Natürlichen, tragisch zugleich in dem höchst Komischen, und schwer und gewichtig auch da, wo er am leisesten auftritt; und ritterlicher und christlicher Sinn wohnt in keiner Poesie so edel und ernsthaft als in dieser. — Dies alles mußte auch eine eigenthümliche Form derselben bedingen, und wir sehen hier ebenfalls den Spanier seinen eignen Weg gehen. Ihre größte Eigenthümlichkeit in dieser Rücksicht, die Redondilien (redondillas) die, wie bei keiner Nation, bei ihr nicht nur das stehende Sylbenmaß für die Romanze, sondern auch für das Drama wurden, mit den nur bei ihr zur höchsten Vollendung ausgebildeten Assonanzen, sind ein wahres eigenes Gewächs spanischen Bodens. Redondilien, größtentheils vierfüßige trochäische Verse, eignen sich, bei dem Ernst und der Festigkeit der Trochäen, in ihrer Kürze und steten Abwechselung so ganz für die spanische Poesie, daß die Verse de arte mayor (daktylische Stanzen) nicht gut neben ihnen aufkommen konnten. In den Sonetten, die auf spanischem Grunde erwachsen waren, ehe noch an Bekanntschaft mit Italien zu denken war, wurden sie am volkgemäßesten ausgebildet, so wie die kunstreiche Verschlingung dieses Metrums wohl keinem Volke mehr zusagen mußte, als dem spanischen. Und der Reim, der vollkommne allein, war ihnen nicht hinreichend, sondern um Beziehungen in allen möglichen Rücksichten zu finden und anzubringen, wurden Endsylben nicht nur, sondern oft ganze Verse in ein Assonanzverhältniß gebracht, das wie eine liebliche Echo durch ihre Gedichte wandelt, und ihnen eine Fülle und einen Tonreichthum gibt, welcher der innern Farbengluth aufs beste entspricht. — Spaniens Poesie ging in den Zeiten des Mittelalters aus Romanzen und Volksliedern hervor, und die politische Stellung des Landes in dieser Zeit hatte es, wie gesagt, verhindert, daß sie, ihre liebliche Kindheit in Ruhe verspielend, sich so ungestört und frei, wie die provençalische, welcher es aber eben darum, als einem in beständigem Schutz emporgewachsenen Baume, an Kraft und Haltung fehlte, entwickeln konnte. Der Spanier wurde frühzeitig in den Ernst des Lebens hineingerissen, aber da sein Volk ein poetisches war, so entwickelte sich auch an und mit dem Kampfe seine Dichtung, und in ihr klang jedesmal sein wirkliches Leben verschönert wieder. Das Lied war der nothwendige Reflex, in welchem sich jede That des ritterlichen Helden abspiegelte. Kein Volk hat einen solchen Reichthum an Romanzen als das spanische, aber seine Romanzen, zumal in der frühern Zeit, sind auch weiter nichts als die treue, kindlich poetische Erzählung einer ritterlichen That. Man mag sie wohl mit Recht in die Romanzen nach den Ritterromanen (besonders aus der fabelhaften Geschichte Carls des Großen, in die man nun auch maurische und spanische Helden, z. B. Don Gayferos, Calaynos, Alarcos rc. mischte), und in historische eintheilen; und dieser letztern mußte es bei der Natur der Kämpfe mit den Mauren eine unendliche Menge geben. Nach den Romanzen, die in die ersten Zeiten dieser Kämpfe fallen, in das 9te und 10te Jahrhundert, erhoben sich glänzend und für die Dauer geeignet die herrlichen Ro-

manzen vom Cid, dem trefflichen Helden des ersten castilischen Königs Ferdinand, Rodrigo Diaz de Vivar, genannt el campeador (der Kämpfer). Ihr Inhalt ist uns in dem wahrscheinlich ältesten, übergebliebenen längern Gedichte: el poema de Cid (abgedruckt in unsers Schuberts bibliotheca castellana, portuguesa y proençal, T. I., Altenburg bei Rink 1804) ausführlich erzählt — ein Gedicht, dessen Kindlichkeit und durchgehendes, poetisches Colorit, dünkt uns, so auffallend ist, daß wir nicht begreifen können, wie man seinen Werth so höchst verschieden hat anschlagen mögen. Man hat vergessen, daß es nichts weiter ist, und in dieser frühen Kindheit spanischer Poesie nichts weiter seyn konnte, als eine verlängerte, historische, altspanische Romanze, mithin ohne Entwickelung, ein treues Naturgemählde, das uns den schönsten Theil eines herrlichen Stroms mit seinen lieblichen Uferumgebungen darstellt, der aber, wie er aus einer andern Gegend ins Gemählde einströmt, so auch darüber hinaus in andre weiter fließt. Die Sprache ist offenbar sehr altcastilisch, und die Verse, die manche für Alexandriner gehalten haben, was sie bei ihrer großen Unbestimmtheit ganz und gar nicht seyn können, zwar iambisch, aber höchst wahrscheinlich bloß darum nicht Redondilien, weil ja das Gedicht keine Romanze, sondern wirklich etwas anders seyn sollte, freilich nur nach der Kategorie der Quantität. Es gehört allem Vermuthen nach noch in das 12te Jahrhundert. — Die trefflichen Romanzen nun vom Cid selbst kennen wir näher durch die Bemühungen unsers großen Herders und ihrer mögen noch über hundert vorhanden seyn. An sie schlossen sich die aus der Geschichte der Mauren, von welchen viele in der historia de los Vandos de los Zegris y Abencerrages (wohlfeiler Abdruck in bibliotheca espannola T. I. Gotha per Steudel y Keil 1805, die selbst eine romanzenartige Chronik der maurischen Helden ist, stehen; und mehrere andre aus der Volksgeschichte. Wenig von den Romanzen unterschieden war das Lied (cancion) und vielleicht reducirt sich, besonders in den Zeiten des 13ten und 14ten Jahrhunderts der ganze Unterschied darauf, daß das Lied in Coplas oder kleine Strophen abgetheilt war. Späterhin wurde das Lied mehr lyrisch, und hier entstanden: die eigentlich sogenannten Canciones (in zwölf Zeilen, dem Madrigal und dem Epigramm vergleichbar), die nahe damit verwandten Villancicos (Stanzen von sieben Zeilen), und die poetischen Glossen (Variationen, Paraphrasen bekannter Lieder und Romanzen, bei welchen man die alten Lieder zeilenweise mit unveränderten Worten in die neue Composition einflocht. Eine dem Spanier allein eigenthümliche Dichtungsart!) — Spanien hat hier den schönen Vorzug, den größten Theil seiner Romanzen und Lieder in große Sammlungen niedergelegt und so für die Nachwelt aufbewahrt zu haben, bei welchen nur die größtentheils mangelnde Angabe des Alters und der Verfasser zu bedauern ist — jene in dem im 16ten Jahrhundert entstandenen Romancero general (von Miguel de Madrigal 1604, und Pedro de Flores, 1614), nachdem die ältern in dem Cancionero de Romances etc. Anveres 1555 schon aufbewahrt waren; diese in dem Cancionero general von Fernando del Castillo im Anfang des 16ten Jahrhunderts, welchem ein Cancionero de poetas antiguos unter Johanns II. Regierung voranging. — Spanien hatte im 16ten und 17ten Jahrhundert seine höchste Höhe erreicht, und als der Enkel Ferdinands des Catholischen, der berühmte Carl V, mit der spanischen Königs- auch die deutsche Kaiserkrone vereinigte, und noch in Italien mächtig gebot, hatte er Spanien so hoch erhoben, daß die nachfolgenden

Philippe recht zügellos die Kraft ihres Reichs verschwenden konnten, ohne sie doch eher aufgezehrt zu haben, als gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, wo, nach dem Tode des schwachen Carls II., der bourbonische Stamm auf dem Thron saß, und nun das ganze 18te Jahrhundert hindurch es nicht weiter bringen konnte, als das erschöpfte Leben des Staats nothdürftig hinzufristen, bis in der neuesten Zeit ein gewaltiger Stoß von außen die schlummernde Kraft des Volks, wir hoffen es, für eine neue Blüthe wieder geweckt hat. Mit der höchsten Erhebung der Monarchie schritt auch die Poesie zu bedeutendern Unternehmungen vor. Gekrönte Häupter, wie Alphons X. im 13ten Jahrhundert, der castilische Prinz Don Juan Manuel (starb 1362), hatten schon früherhin in Poesie und Prosa sich versucht, und Manuels Werk: der Graf Lukanor, eine Sammlung wichtiger Lebensregeln für Fürsten, bleibt ein schönes Denkmal spanischer Bildung im 14ten Jahrhundert. Die Ritter selbst, und nicht, wie in andern Ländern, bloß Mönche, hatten sich mit Chronikenschreiben beschäftigt, und der spanische Chronikenstyl ist dadurch würdiger und edler geworden. Ueberhaupt war Leben und Wissenschaft in Spanien so innig verbunden, daß ihre größten Helden im Kampfe auch die wissenschaftlich Gebildetsten waren, und nicht selten als die ersten Dichter glänzten. Dies von den ältesten Zeiten bis in die jüngsten der spanischen Blüthe. So im 15ten Jahrhundert am Hofe des castilischen Johanns II., des berühmten Gönners der Poesie, der Marquis Enrique de Villena, und sein noch berühmterer Zögling Don Iñigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, dessen Brief über die älteste spanische Poesie (übersetzt vor der schubertschen Bibliothek) so berühmt worden ist, und mehrere andere, von dem genannten König ausgezeichnet begünstigt. Natürlich mußten nun in allen Fächern der Kunst Versuche gemacht werden. Schon unter der Regierung Johanns IX. und seiner Tochter, der berühmten Isabelle, regte sich zuerst der dramatische Sinn. Der Marquis de Villena veranlaßte allegorische Schauspiele, und zum Dank ergoß sich ein unbekannter Verfasser in dem berühmten satirischen Schäferdialog: Mingo Rebulgo, über den Dichterhof des Königs. Darauf folgte der dramatische Roman von Callistus und der Meliböa, welcher auch eine tragicomedia genannt wurde. Einige historische und biographische Werke von Bedeutung erschienen zu gleicher Zeit; unter den letztern besonders: los claros viros von Fernando de Pulgar. Da trat denn die Periode ein, wo unter Ferdinand dem Catholischen sich die ganze Monarchie bleibend vereinigte; Spanien und Italien durch die Eroberung Neapels unter dem großen Feldherrn, Gonsalvo Fernandez de Cordova, in Berührung kamen; die Inquisition, die, den Glauben des Spaniers ritterlich fesselnd, seiner Phantasie desto freiern Spielraum ließ, eingeführt wurde, und Amerika entdeckt ward — Umstände, von welchen besonders die Verbindung mit Italien entscheidend wurde. — Boscan (ums J. 1526), genährt durch italischen Geist, erhub castilische Poesie zuerst zu dem Rang einer classischen, indem er das Gute der italischen Vorbilder zur Polirung und Abglättung der spanischen Eigenthümlichkeiten anwendete, ohne doch diese zu verwischen, auf welchem Wege man dann rasch fortwandelte, Anfangs nicht ohne Widerspruch der alten Romanzendichtung, die sich auch nicht verdrängen ließ, zuletzt doch mit überwiegender Partei. Er blieb indeß bei Sonetten und Canzonen stehen; aber schon sein Freund und Nachfolger, Garcilaso de la Vega, der als Held im 33sten Lebensjahre, von einem befestigten Thurme in Frankreich commandirend, die tödtliche Wunde gewann, wurde der berühmte Ver-

fasser allgemein beliebter Schäfergedichte, welche späterhin der Portugiese Saa de Miranda und Montemayor, letzterer in seinem Schäferroman: Diana, veredelte. — Höher als Beide steht der berühmte Staatsmann Diego de Mendoza, Carls V. gefürchteter Stellvertreter in Italien, zugleich der Verfasser des in ganz Spanien gefeierten komischen Romans: Lazarillo de Tormes, und der Geschichte des Rebellionskriegs in Granada, in seinen vielfältigen Canzonen, poetischen Episteln und satirischen Gedichten; und in der Odendichtung in dem neuern classischen Styl versuchten sich Herrera und Luis de Leon mit vielem Glücke. — Nun wollte zwar das Bestreben, das romantische Epos der Italiener zu hispanisiren, in keine Weise gelingen, so viel Mühe man sich gab. Ja epische Kunst überhaupt gelang selbst in den spätern Zeiten nicht, wenn man nicht etwa die Araucana des Alonzo de Ercilla y Zuñiga (nach 1556) ausnimmt, welche die Besiegung eines tapfern amerikanischen Volksstammes erzählt. Aber dagegen war nun für die Blume, die in dem Blüthenhain des spanischen Parnasses die schönste geworden ist, die Stunde des Aufblühens gekommen. Wir meinen die dramatische Poesie. In ihr hat Spanien seinen höchsten poetischen Triumph errungen, und die Geschichte dieser ist fortan beinahe allein die Geschichte spanischer Poesie. Spaniens Dramatik wurde, wie erinnert, zuerst unabhängig in der Zeit Johanns II., ist aber ursprünglich aus den geistlichen Spectakelstücken hervorgegangen, mit welchen darum auch immer ein großer Theil ihrer Productionen verbunden blieb. Sie kennt nicht die griechische Unterscheidung der Komödie und der Tragödie, aber dafür hat sie die ihr eigenthümliche Eintheilung in comedias divinas y humanas. Jene wurden seit Lope de Vega in Lebensgeschichten der Heiligen (vidas de Santos) und in autos sacramentales (Stücke, die am Frohnleichnamsfeste aufgeführt wurden, und die Verherrlichung der Sacramente zum Zwecke hatten) eingetheilt; und diese bildeten drei Classen: 1. die heroischen (eigentlicher: historischen); 2. die Mantel- und Degenstücke (comedias de capa y espada) aus der Classe des eleganten Lebens, voll der verwickeltsten Intrigue; 3. die Figurirstücke (comedias de figuron), wo ein windiger Glücksritter oder Dame die Hauptrolle spielt. Daneben gab es nun noch Vorspiele (Loas), Zwischenspiele, meist komisch (entremeses) und gewöhnlich mit Musik und Tanz begleitet (Saynetes). Schon dies deutet darauf hin, daß das spanische Drama ein eigenthümliches Gewächs war, und wir können es mit unserm A. W. Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen am füglichsten durch die Bezeichnung des romantischen Schauspiels unterscheiden. Wir sehen überhaupt nicht ein, warum wir den eigenthümlichen Werth der dramatischen Kunst der christlichen Zeit herabsetzen sollen, um nur das griechische Drama zu erheben, da dies offenbar Mißkennung der neuen Aera beurkundet? Wir wissen es, daß es in der neuern Dramatik eigentlich durchaus nur eine Form, die Komödie der Spanier (nicht durch Lustspiel, sondern am füglichsten durch Schauspiel zu übersetzen) geben kann. Schätzen wir nun aber die neuere dramatische Kunst nach ihrem wahren, dem romantischen Gehalte, so überzeugen wir uns gewiß auch bald, daß zwei Nationen in ihr die Palme, jede dem Geiste ihres Landes gemäß und zugleich den allgemeinen und nothwendigen Foderungen menschlicher Entwickelung entsprechend, ersiegt haben — auf der einen Seite die englische in ihrem Shakspeare, und auf der andern, noch herrlicher wohl, die spanische in ihrem Lope de Vega und Calderon. Ist das Eigenthümliche des neuern Schauspiels die Intrigue,

dieser natürliche Reflex des buntschillernden, romantischen Farbenspiel so sehen wir sie bei dem Engländer schon mehr in dem großen, dur die rohe Kraft des Inhalts imponirenden Styl des Norden auftrete Aber dem Spanier war es vorbehalten, sie mit der ganzen Würde d castilischen Tiefe, aber auch zugleich in dem buntesten, glanzreichst Formenspiel des Süden durchzuführen, und sie zu einer Stufe der Bi dung zu erheben, auf welcher ihm keine Nation nachkommen, wo aber oft genug von ihm borgen konnte. Dabei war ihm die geistlic Komödie eigenthümlich, und die einzige Andacht am Kreuze von Ca deron beweis't, welche Herrlichkeit die Poesie des Christenthums erlan gen kann — gewiß ein bei weitem noch nicht genug gewürdigter Vorzu der spanischen. Auch die Redondilien gaben ihren Dramen eine Zar heit und südliche Farbe, die niemand weiter theilte, so wie selbst d Abtheilung ihrer Stücke in drei Jornadas oder Acte sie, nicht ga ohne Bedeutung, auszeichnete. Dürfen wir uns wundern, wenn i Ernst behauptet werden will, daß wir die wahre Herrlichkeit des neu Drama gar noch nicht kannten, so lange uns unser Schlegel nicht i Spaniens Blumenhaine eingeführt hatte? — Ohne aber noch weitläu tiger darüber zu werden, als wir es schon so über die Gebühr geworde sind, geben wir noch einige Züge aus der Geschichte dieser Poesi Nachdem in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts eine gelehr Partei, in dem unbestimmten Sehnen nach Theater, das griechisc und römische Drama dem Volk aufzudringen, unglücklich versuc hatte, trat Torres Naharro auf, und legte den Grund zur echtspan schen Komödie, welchem der große Lope de Rueda, selbst Schauspiele mit Stücken in Prosa folgte. Aber das Theater der Spanier war d mals, wie das der Griechen unter Thespis und Phrynichus, noch se arm, und bestand nach Cervantes aus einigen Brettern und Bänke und einer Garderobe, die sich nebst den Decorationen in einen Sa packen ließen. Ausgebildeter wurde schon das Drama durch Cervante den Nebenbuhler des großen Lope de Vega, ohne ihm doch glei zu kommen. Aber den ersten Ruhepunkt seiner Ausbildung fand es i dem zuletzt genannten, dem vor Calderon allgemein Gefeierten (ge 1562), der in allen oben angeführten Gattungen spanischer Komöd sich mit ungeheuerem Beifall versuchte, und dessen berühmteste Stück mit Ausschluß der Autos und Vor- und Zwischenspiele allein 25 Bän anfüllen. Ihn bezeichnet unerschöpfliche Erfindungsgabe, eine höch verwickelte Intrigue; aber ihm fehlt die innere, feinere Politur und — wie konnte es auf dieser Stufe und bei dieser Fruchtbarkeit ande seyn? Ihn umgab ein Heer von Nachahmern, welches die Komöd bis zur zweiten und höchsten Stufe begleitete, die durch den unsterbl chen Pedro Calderon de la Barca (geb. 1600) bestimmt genug ang zeigt ist. Er, der Hofdichter des vierten Philipp, der mit der größt Vorliebe für das Theater sorgte, war der Erwählte, um das spanisc Theater zum höchsten Gipfel zu erheben, und niemand hat wahrer v ihm gesprochen als A. W. Schlegel, aber auch eben dadurch siegrei erwiesen, daß in dem Kranze romantischer Dramatiker überhaupt e die kostbarste Perl sey. An Fruchtbarkeit fehlte es ihm auch nicht, un man schreibt ihm 127 Komödien und 95 Autos zu. — Auch sei Sonne lockte eine Menge Nachahmerschwärme hervor; aber nach ih sank mit der Monarchie auch der poetische Gehalt. Mit der französ schen Dynastie kam der leere, französische Geschmack auch über d spanische Bühne, und erst in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhu derts erweckte Vincente Garcia de la Huerta das altspanische Theat

der, und gewiß wird das neueste Schicksal Spaniens nicht ohne
ne dichterische Nachblüthe auch für die Komödie seyn, da ja jetzt
h mancher edle Dichter, ein Juan Melendez Valdes, ein Leandro
nandez de Moratin, ein D. Luciano Francisco Comella u. A., in
anien blühen mag. — Nachdem wir uns aber beim Drama der
anier so lange verweilt haben, wäre es wohl Unrecht, wenn wir
t, nachholend, über eine der schönsten Dichtungsarten, den Ro-
n, uns noch erklären wollten, für welchen Spanien so viel gethan
. Im Roman, der früherhin als Ritterroman im Amadis (wahr-
inlich von Vasco Lobeira im 14ten Jahrhunderte) eine eigenthüm-
e, originale Ausbildung erhalten hatte, und lange blühte und viele
eige trieb, die man aus dem hochnothpeinlichen Halsgericht im Don
xote am besten kennen lernt, hatte Diego de Mendoza in seinem
n angeführten Lazarillo de Tormes den Ton zu den nachmals so
vielfältigten Schelmenromanen (del giusto picaresco) angegeben,
er welchen Don Guzman de Alfarache von Mattheo Aleman (1599)
szeichnung verdient. Eine Fluth von Novellen, unter welchen die
. Timoneda und Perez de Montalvan genannt werden müssen, ergoß
daneben. Aber hier trat der unsterbliche Miguel de Cervantes
avedra (geb. 1547) mit seinem höchst originalen Don Quixote auf,
überglänzte alle seine Vorgänger und Nachfolger. Hier fand die
nische Prosa ihre eigentliche Vollendung; aber auch für die Gattung
Romans selbst hebt mit diesem Werke eine neue Epoche, die wahre
burtsstunde, an, ein Umstand, den man nicht übersehen hätte, wenn
n nicht so lange gewohnt gewesen wäre, den Edeln von Mancha
als einen Schwank und Posse zur Unterhaltung zu betrachten und
über gar nicht zu bemerken, daß er treustes und höchstes Bild des
zen Menschenlebens ist, freilich in seiner pittoresken Manier. So
endete sich denn der Kreis der Poesie ausgezeichnet schön in Spa-
n, und können wir sie auch nicht die reichste nennen, wenn wir auf
Zahl ihrer Werke sehen, so müssen wir sie doch zu den vollständig-
rechnen, die der herrliche Menschenbaum getragen hat. — Ihr
nähliges Sinken mit dem Sinken des Staats ist schon beiläufig er-
nt worden, und nach Calderon tauchte kein ihm nur von fern glei-
der Genius aus der immer höher steigenden Sündfluth empor. Die
öhnlichen Erscheinungen einer sinkenden Poesie und Literatur ließen
auch hier beobachten. Luis de Gongora de Argote (nach 1600)
hte gar bald Schwulst und Verschrobenheit zu einem hohen Gipfel,
fand Anhänger genug, die Prosa und Poesie radebrechten und
enkten. Auch Spanien hatte da, wie Italien schon früher, seine
rinisten oder Concettisten, und neben diesen noch eine beson-
Classe, die Culturisten genannt, die sich's angelegen seyn ließen,
er Schwulst und Bombast und hochtönenden Phrasen ihre Geistlo-
it zu verbergen. Sie blieben freilich nicht ohne Gegner, und der
hmte spanische Satiriker Franc. de Quevedo Villegas (im Anfange
17ten Jahrhunderts), so wie der spanische Anakreon, Estevan Ma-
. de Villegas, hielten, der erstere, welcher die Marinisten mit bit-
Spotte geißelte, mehr als der letztere, die altspanische Einfachheit
Theil noch aufrecht. Aber die Zeit des Verwelkens war einmal
mmen; und daß auch die Einführung des französischen Styls unter
Bourbonen kein Heil bringen konnte, sondern die tiefgesunkene nur
leerer und hohler machen mußte, versteht sich von selbst. Auch die
gestiftete Real Academia Espannola zu Madrid hat ihr größtes
dienst sich erworben durch die Herausgabe des sechs Foliobände-

starken Diccionario de la Real Academia, wodurch zugleich der castilische Dialect förmlich zur allgemeinen Sprache gestempelt worden ist. Noch bemerken wir, daß, wenn auch in den meisten Wissenschaften die literarische Productivität Spaniens vor der poetischen nicht aufkommen konnte, wie wir denn aus dem Gebiete der Kritik — hier ist Ignacio de Luzàn la poetica 1737, fol. in französischem Geiste geschrieben, wohl das bedeutendste — der Philosophie, die Theologie u. s. w. nichts von Wichtigkeit anzuführen haben, so war doch nicht nur der prosaische Styl keineswegs vernachlässigt worden, wie wir schon beim Don Quixote bemerkten, sondern die historische Kunst, besonders in der Geschichte der Nation, wurde auf eine eigenthümliche und glückliche Weise geübt. Der gelehrte Theolog Perez de Oliva (st. 1533) hatte die didaktische Prosa sehr cultivirt; und sein Schüler und Neffe Ambrosio de Morales, der Historiograph Philipps II., ging auf seinem Wege fort. So fand der große Diego de Mendoza eine gebildete Sprache, um seine Geschichte des Kriegs in Granada mit der ihm eigenen historischen Kunst zu schreiben; und Geronymo Zurita beurkundete sich als pragmatischen Geschichtschreiber in seinen Anales de la Corona de Aragon. Antonio de Solis schrieb im 17ten Jahrhundert noch ein herrliches Werk über die Geschichte der Eroberung Mexico's; aber nach ihm drang besonders durch Lorenzo und Balthasar Gracian auch in die Prosa der verderbliche Gongorismus ein. M-s'-r.

Sparta s. Lacedämon.

Spartacus, von Geburt ein Thrazier, hatte das Unglück, als Sklav nach Italien geschleppt, und in die berühmte Fechterschule zu Capua gesteckt zu werden. Er war es, der in Verbindung mit 70 andern Unglücksgenossen die Riegel seines Kerkers zerbrach, auf den Vesuv sich rettete, und von dort aus im Jahre 73 vor Chr. Geb. die weltbeherrschenden Römer bekriegte. Schmachvoll war es für die stolzen Eroberer, daß sie gegen eine Handvoll verächtlichen Sklavengesindels zu Felde ziehen sollten, und welche Demüthigung erfuhren sie, als der handfeste Gladiator den römischen Prätor Vatinius, der ihn mit Einem Schlage zu vernichten gedachte, mit seiner Legion völlig vernichtete. Dieser glückliche Streich verschaffte dem Spartacus ein Heer von 10,000 Mann. Mit demselben zog er sich an die Alpen und überfiel den Consul Lentulus, der ihm nachrückte, mit solchem Glück, daß er auch dieses Heer auf das Haupt schlug. Gleich wandte er sich hierauf gegen den zweiten Consul Gellius, und zwang diesen, hinter den Wällen der festen Städte vor den Todesstreichen des entschlossenen Fechters Schutz zu suchen. Nie war der Stolz der Weltstadt empfindlicher gekränkt worden, als da Spartacus sämmtliche römische Gefangene, den Manen seines erschlagenen Bundesgenossen Crixus zu Ehren, bei dessen Todtenfeier schlachtete. Sein Heer wuchs nun schnell auf 120,000 Mann an. Mit diesem ungeheuren Haufen rächte er durch wilde Räuberzüge in Italien die Schmach, welche das römische Volk durch seine scheußlichen Fechterschulen dem menschlichen Geschlechte zufügte. In den Gebirgen des untern Italiens, oder des heutigen Königreichs Neapel, nahm er eine feste Stellung, und rüstete sich zur ernstlichen Fortsetzung des Krieges. In dieser Gefahr, da Rom vor einem Sklavenfeldherrn zitterte, stellte der Senat den bewährten Licinius Crassus, den nachherigen Triumvir, an die Spitze des Heeres. Nur mit sechs Legionen glaubte dieser, jene Fechterhaufen überwältigen zu können. Er schickte seinen Unterfeldherrn Mummius mit zwei derselben voraus, um die Bewegungen des Feindes genau zu beobachten. Aber der Unbesonnene

ß sich in ein Gefecht mit der Ueberzahl des Feindes ein, und ward
chlagen. Nun ging Crassus selbst, nachdem er ein schreckliches Bei-
el der Strenge an 500 Soldaten des Mummius gegeben hatte, in-
n er den zehnten Mann derselben hinrichten ließ, gegen Spartacus,
lug 10,000 Plünderer, und schloß den Hauptanführer bei Rhegium
Reggio) durch einen sechs Meilen langen Graben ein. Entschlossen
lug sich Spartacus in der Nacht unter unglaublicher Anstrengung
rch das römische Heer; doch Crassus, welcher dem Tollkühnen wohl
s Wagestück zutraute, auf Rom geradesweges loszugehen, verfolgte
, und schlug einen beträchtlichen Theil seines Heeres, der sich aus
zufriedenheit mit dem Oberanführer getrennt hatte. Nun zog sich
partacus wieder zurück. Allein er ward von seinen eignen Anhängern
öthigt, sie gegen die Römer zu führen. Mit einer Tapferkeit, die
hl zu siegen verdient hätte, fochten die Soldaten des Spartacus, der
ien selbst ein glänzendes Beispiel von Muth und Geschicklichkeit gab.
er er vermochte nicht, der Kriegserfahrung des Crassus und seiner
gionen zu widerstehen. Nachdem er lange mit beispielloser Hartnäckig-
t, selbst auf den Knieen, gefochten hatte, fiel er, von unzähligen
unden durchbohrt, über einen Haufen Römer hin, die er seinem ge-
hten Zorne aufgeopfert hatte. 60,000 Aufrührer sollen, nach dem
richte der Römer, in dieser Schlacht gefallen seyn. 6000 wurden
angen, und auf der appischen Straße von Capua bis Rom in kur-
Entfernungen von einander an das Kreuz geschlagen. Zwar retteten
Viele des großen Heeres und leisteten auch noch Widerstand, wur-
n aber noch in demselben Jahre von dem berühmten Pompejus völlig
nichtet. Dieser Krieg heißt in der römischen Geschichte der Sklaven-
er Fechterkrieg. Kl.

Spath nannte man in der alten Bergmannssprache solche Steine
d metallische Kalke, die nicht nur ein blätteriges Gefüge, sondern
ch eine, dem zwei- oder mehrfachen Durchgang ihrer Blätter ent-
echende, meist rautenförmige Bruchgestalt haben. Einige Minera-
n, die nach dieser Bestimmung hieher gehörten, wurden jedoch nicht
den Spathen gezählt, z. B. der Diamant. Dagegen begreift man
t mancherlei dichte Abarten darunter, auf die jener Begriff nicht
wendbar ist.

Species, Art, die Unterabtheilung der Gattung, s. Classe.

Speckbacher (Joseph), geb. am 14ten August 1768 in dem
olischen Dörfchen Rinn, zwischen den Städten Innsbruck und Hall,
es der vorzüglichsten Häupter der tyroler Insurrection von 1809.
schon seine Aeltern nicht unvermöglich waren, brachte er dennoch
ne Jugend als Wildschütze zu, weit berühmt durch sein herrliches
ge, seine Stärke und Gewandtheit, wie er denn schon als Knabe
en Raubbären erlegte, und einen gefangenen Lämmergeier mit bloßen
nden fortschleppte. Späterhin bestellte er theils in Ruhe und Frie-
 sein Gütchen, theils lieferte er Holz zu den Salinen von Hall. Er
r seit Jahren einer der Vertrauten des Sandwirths Hofer, und
ch der schmerzlichen Losreißung Tyrols von Oesterreich einer der Mit-
punkte der mit der bayerschen Regierung Mißvergnügten, und nach
t alten Herrn Verlangenden. Am 12ten April 1809, dem Tage des
sbruches der Insurrection, überfiel Speckbacher die bayrische Gar-
on der Stadt Hall, und fing mit dem haller Kronenwirthe Joseph
raub die von Innsbruck entkommene bayerische Cavallerie. In den
effen vom 25sten und 29sten Mai, welche die Hauptstadt Innsbruck
d ganz Tyrol zum zweiten Male befreiten, that sich Speckbacher

besonders hervor. Sein zehnjähriger Sohn blieb ihm von Stunde
zur Seite. Nicht geringeren Muth und Reichthum der Erfindu
zeigte er bei der Blokade von Kufstein. — Als kraft des znaimer W
fenstillstandes, die Oesterreicher Tyrol evacuirten, dieses aber denn
fortfuhr verzweifelte Gegenwehr zu leisten, war auch Speckbacher un
den Vordersten in den Gefechten vom 4ten, 6ten und 7ten August, u
in der Schlacht bei Innsbruck am 13ten August, welche den Marsch
Herzog von Danzig zwang, gänzlich aus Tyrol hinwegzuziehen. — N
dieser dritten Befreiung verband Speckbacher der tyrolischen Verthe
gung auch das salzburgische Gebirgsland, am 16ten September erf
er bei Loser und Luftenstein entscheidende Vortheile, wurde aber
16ten October bei Melleck geschlagen, sein Sohn gefangen; er sel
entkam nur mit genauer Noth. Die Kundmachung des wiener Fried
in Tyrol ließ das oft getäuschte Volk in vielfältigem Zweifel. A
Speckbacher ließ sich täuschen, und glaubte an eine Wiedererneueru
des Kriegs. Er flüchtete nun mit unglaublicher Rastlosigkeit von A
zu Alpe, verbarg sich geraume Zeit unter Schnee und Eis in einer
bekannten Höhle, sieben Wochen lang war er in seinem eigenen St
verscharrt, endlich im Mai 1810 flüchtete er über die Gebirge n
Wien. Hier erhielt er Obristens-Pension, und sollte die für die Tyro
im temeswarer Banat neugestiftete Colonie organisiren. Beim A
bruche des Krieges von 1813 schlich er sich wiederum nach Tyrol h
ein, und obgleich es zu keiner entscheidenden Waffenthat kam, leistete
dennoch vortreffliche Dienste. Nach so vielen Auszeichnungen, Müh
ligkeiten und Gefahren verdiente er es allerdings, an dem unvergeßlic
feierlichen Tage der Anführer der bewaffneten Schützenmannschaft
seyn, an welchem die längstersehnte Wiederkehr unter die alte gelie
Herrschaft von Oesterreich durch die dem Kaiser Franz in Person ge
stete Erbhuldigung besiegelt wurde. Bmr.

Speckstein, ist gewöhnlich von weißer, seltner von grüner, grau
rother und gelber Farbe, und zeichnet sich durch seine Weichheit u
Mildigkeit, durch seine Fettigkeit und das Nichtanhängen an der Zu
aus. Er hat die Eigenschaft, daß er dem Siegellack durch Reiben
gative Electricität ertheilt. In Cornwallis wird er zur Porzellan-B
reitung bergmännisch gewonnen. Sonst braucht man ihn zum Fl
ausmachen, zum Putzen der Tressen, zum Poliren, zum Glattmac
radirter Stellen im Papier, versetzt mit Farben zu einer besondern
von Pastellfarben 2c. Da er sich gut auf der Drehbank verarbei
läßt, so drechselt man daraus allerhand Bilderwerke, die zum T
hart gebrannt werden. Er äußert eine so starke Anziehungskraft ge
das Glas, daß er, darauf gestrichen, fast gar nicht wieder wegzubrin
ist. Am mächtigsten bricht er in Cornwallis und im Bayreuthisch
Er hat auch die Namen: Seifenstein, Schmerstein, Schneidestein, s
nische Kreide, briançoner Kreide, Steatit.

Spedition (in der Handlung), ist überhaupt die Versendu
und Fortschaffung von Waaren und Gütern, insbesondere aber ne
man Spedition die Versendung fremder Waaren und Güter; da
Speditionsgeschäfte bei Kaufleuten solche Geschäfte sind, wo Jem
nicht für eigene, sondern für fremde Rechnung fremde, ihm nicht zu
hörige Waaren weiter sendet. Ein solcher Mann heißt Spediteu
und diese Art von Geschäften überhaupt wird Speditionshandel genan
Jeder Spediteur hält ein Speditionsbuch, worin verzeichnet wird
wann und von wem er Waaren zur Versendung oder Spedition
pfangen hat; 2. an wen; 3. wann und 4. auf welche Weise sie ab

sandt worden sind. Die Gefahr für die zu spedirenden Waaren trägt nicht der Spediteur, sondern der Absender und der Empfänger, je nachdem dies durch die Art des Handels bestimmt wird. Jedoch muß der Spediteur auch für den Zufall stehen, wenn er die Waaren auf eine andre, als die ihm vorgeschriebene Art und Weise spedirt, und dadurch ein Nachtheil entsteht. Uebrigens muß jeder Spediteur die ihm zur Spedition aufgegebenen Güter auf eine sichere Weise, zur rechten Zeit und an die rechte Person spediren. Außer den Kosten für die Fortschaffung erhält der Spediteur zur Vergütung für seine Mühe die Spesen oder die Provision, deren Betrag gewöhnlich nach dem Werthe der Waaren und den Bemühungen der Versendung sich richtet. Die Speditionsbriefe sind Handlungsbriefe, welche die zu Lande oder zu Wasser versendeten Güter, die Namen der Fuhrleute, Schiffer und der Schiffe, die solche führen, was dabei Fracht bedungen, das Gewicht der Waaren u. s. w. beschreiben. Die Speditionsbriefe zu Lande werden gewöhnlich Frachtbriefe, und die zu Wasser Connoissemens genannt.

Spener, (Philipp Jacob), der Reformator des religiösen Lebens der lutherischen Kirche im 17ten Jahrhundert, war den 13ten Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Ober-Elsaß geboren, wo sein Vater das Amt eines Raths und Registrators des Grafen von Rappolstein bekleidete. Früh zum geistlichen Stande bestimmt, neigte sich sein Herz auch bald zu den frommen Gesinnungen, die die gottesfürchtige Gräfin, seine Gönnerin, bei ihm erweckte und durch das Beispiel ihrer Vorbereitung zum Tode, dessen Zeuge der 14jährige Knabe war, befestigte. Die Bibel und Erbauungsbücher, wie Arnds wahres Christenthum, leiteten den Jüngling auf diesem Wege weiter und hielten ihn von Ausschweifungen zurück. Seine erste wissenschaftliche Bildung verdankte er dem Hofprediger Stolle zu Rappelstein, dessen Predigtmanier und catechetische Lehrart er sich späterhin zum Muster nahm. Nach kurzem Verweilen im Gymnasium zu Colmar begann er 1651 seine theologischen Studien zu Straßburg, wurde 1652 Magister, 1654 Führer der beiden Prinzen Christian und Ernst Johann Carl von der Pfalz, die er besonders in der Heraldik und Genealogie unterrichten mußte, und hielt, neben fortgesetztem Fleiß in der Theologie, öffentliche Vorlesungen über die philosophischen und historischen Wissenschaften. In den Jahren 1659 bis 62 bereis'te er zu seiner Ausbildung die Universitäten Basel, Tübingen, Freyburg, Genf und Lyon. An letzterm Orte hatte der Jesuit Menestrier, ein berühmter Heraldiker, Speners Interesse für diese historische Hülfswissenschaft von neuem angeregt. Die Früchte dieser Lieblingsbeschäftigung waren mehrere genealogische und heraldische Werke, z. B. Theatrum nobilitatis Europaeae 1668, Commentarius historicus in insignia domus Saxonicae 1668, Historia insignium illustrium 1680, Insignium theoria 1690, durch welches noch jetzt sehr geschätzte Hauptwerk Spener die wissenschaftliche Behandlung der Wappenkunde in Deutschland zuerst begründet hat. Zu Straßburg setzte er nach seiner Rückkehr die akademischen Vorlesungen fort, wurde 1663 Freiprediger und 1664 an Einem Tage Doctor der Theologie und Gatte. Schon im Jahre 1666 übernahm er, empfohlen durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, das wichtige Amt eines Seniors der Geistlichkeit zu Frankfurt am Main. Zu gewissenhaft, um sich mit dem großen Beifall, den seine von der bisherigen dogmatisch polemischen Methode ganz abweichenden erbaulichen Predigten fanden, zu begnügen, stellte er hier seit 1670 jene berühmten Collegia pietatis an, die wider

seine auf Separatismus und Sectirerei gar nicht ausgehende Absicht
die erste Quelle des **Pietismus** wurden. Von dieser Zeit an gehört
Speners Leben fast ganz der Geschichte dieser merkwürdigen Verände-
rung des religiösen Zustandes an, deren Grundbewegkraft sein Beispiel
und der Geist seiner theologischen Schriften war. Wir verweisen daher,
um uns nicht zu wiederholen, auf die in dem Art. **Pietisten** über
Speners Einfluß auf sein Zeitalter gegebnen Notizen. Der bescheidne
Mann, der nie ein Reformator heißen wollte, hatte bei jenen häuslichen
Erbauungsstunden nur die sittliche und religiöse Verbesserung seiner Ge-
meinde im Auge und keinen seiner ungewöhnlichen Schritte ohne Billi-
gung seiner Collegen und der Obrigkeit gethan. Weil er aber in seinen
frommen Wünschen (pia desideria), die zuerst als Vorrede zu
einer neuen Ausgabe von Arnds Postille erschienen, in den Abhandlun-
gen **vom geistlichen Priesterthum** und **von der allgemeinen
Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen und recht-
schaffenen Theologen**, die er zu seiner Rechtfertigung gegen einige
wegen jener Wünsche von Seiten der orthodoxen Eifrer für den Buch-
staben der Concordienformel erhobenen Anfechtungen herausgab, den
Mangel an moralischer Wirksamkeit der bisherigen Führung des Pre-
digtamtes, die leidenschaftliche Polemik und das geistlose Formelwesen
in der Behandlung der Theologie und die Vernachlässigung des christ-
lichen Sinnes über dem Streben nach Rechtgläubigkeit mit so großer
Freimüthigkeit rügte und zur Demüthigung des pfäffischen Stolzes Er-
kenntniß und Uebung der Religion für ein Gemeingut aller Stände er-
klärte, sah er sich von den Theologen alten Styls bald heftig angegrif-
fen und einer gefährlichen Neuerungssucht beschuldigt. Allerdings
konnten sie ihm mit Grund eine Verwechselung der practischen Religion
mit der wissenschaftlichen Theologie zeihen, die von dem Mangel an
philosophischer Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks in seinen über-
haupt etwas breit gedehnten Schriften herrührte. Doch offenbar scha-
deten sie ihrer eignen Sache, wenn sie seine milde Herablassung zu den
Bedürfnissen des Volks und seinen Eifer für die Verbesserung des Un-
terrichts für bedenklich und erniedrigend erklärten. Die dankbare Nach-
welt erkennt in Spenern, der sich noch als Oberhofprediger zu Dresden
1686 bis 91 mit dem Religionsunterrichte der Jugend abgab, den
Wiederhersteller der fast ganz vergessenen catechetischen Kunst. Die
Einrichtung der sehr nützlichen Catechismusprüfungen, welche die Pre-
diger mit der Schuljugend und dem Landvolke halten, ist sein Ver-
dienst, denn auf seinen Betrieb wurden sie zuerst in Sachsen angeord-
net; auch war er der erste, der den Nutzen der öffentlichen Confirma-
tion ins Licht stellte. Eine schriftliche Vorhaltung, die er sich bei sei-
nem Beichtsohne, dem Churfürsten Johann Georg III., erlaubte, um
ihn auf die Fehler seines Wandels aufmerksam zu machen, zog ihm die
Ungnade dieses Fürsten zu, die seine Feinde eifrig benutzten, um
ihm den Aufenthalt in Dresden zu verleiden. Daher ging er 1691
als Propst und Inspector der Kirche zu St. Nicolai und Assessor des
Consistoriums nach Berlin, wo er allgemeine Verehrung und ein ruhi-
ges Alter genoß. Hier hatte er an der Stiftung der Universität Halle
großen Antheil, schlichtete die schadischen Beichthändel mit der Vor-
sicht und Milde, die alle seine Schritte bezeichnete und erlebte noch 1698
die Genugthuung, daß der dresdner Hof ihn in seine vorigen Aemter
zurück berief, eine Ehre, die er jedoch ablehnte. Denn wie unverständig
ihm auch die theologische Facultät zu Wittenberg zu ihrer eignen
Schande 1695 in einer förmlichen Klagschrift 264 Irrthümer vorge-

worfen hatte, seiner Frömmigkeit, Einsicht und Thätigkeit für das Gute ließen alle Unbefangnen Gerechtigkeit wiederfahren und die Menge seiner Anhänger stieg mit jedem Jahre. Wenn durch schwärmerische Köpfe unter diesen Manches übertrieben und verdorben ward, was in seiner Hand Segen schaffte, wenn er selbst die Schwachheit hatte, dergleichen Menschen bisweilen ernstlicher in Schutz zu nehmen, als die Klugheit es gestattete; so blieb dabei doch sein Verdienst, der Kirche ihre Gebrechen gezeigt und den Geist wahrer Verbesserung in der Verwaltung des Predigtamtes (vergl. d. Art. Prediger) eingeflößt zu haben, ungeschmälert. In seinen theologischen Bedenken, Gutachten und Briefe über religiöse Angelegenheiten, die seit 1700 erschienen, spricht überall ein echter christlicher Sinn, eine sanfte Duldung, eine feine geübte Menschenkenntniß und der redlichste Eifer für das Gute. Die Kirche, die er von scholastischen Fesseln befreit, und zur wahren Gottseligkeit geleitet hatte, immer auf dem Herzen tragend, starb er zu Berlin den 5ten Februar 1705. Die Geschichte nennt seinen Namen mit großer Achtung neben dem edeln Fenelon. E.

Spenser (Edmund), einer der größten und ausgezeichnetsten unter Englands ältern Dichtern, wurde wahrscheinlich 1553 geboren. Er scheint von niederer Herkunft gewesen zu seyn, obgleich er in einigen seiner Gedichte sich der Verwandtschaft mit dem adeligen Hause Spencer in Northamptonshire rühmt. Von seiner Erziehung ist nichts bekannt; wahrscheinlich ward er als ein Sizer oder armer Student, der unentgeldlich beköstigt und gekleidet wird, 1569 in das Pembroke-Collegium zu Cambridge aufgenommen. Er erhielt zwar den Grad eines Baccalaureus und Magisters der Künste, aber seine übrigen Hoffnungen schlugen fehl. Deßhalb ging er nach Nordengland, wo er sich bei seinen Verwandten aufhielt. Hier betraf ihn ein Umstand, der in dem Leben eines Dichters von wichtigen Folgen ist. Er verliebte sich, aber die ländliche Schöne, welche der Gegenstand seiner ersten Zärtlichkeit war, und die er unter dem Namen Rosalinde verewigt hat, ward ihm, nachdem sie einen gewöhnlichen Roman mit ihm gespielt hatte, ungetreu. Dies gab wahrscheinlich zu seinen Schäfergedichten, (Sepherds Calendar), welche verliebte und zärtliche Klagen enthalten, und das erste waren, was öffentlich von ihm (1579) erschien, die Veranlassung. Er eignete sie unter dem demüthigen Namen: Immerito, dem berühmten Philipp Sidney zu, mit dem er durch einen Freund, Gabriel Harvey, der ihm gerathen hatte, sein Glück in London zu suchen, auf eine, der Sage nach, sonderbare Art bekannt geworden war. Spenser ließ sich nämlich bei Sidney melden, und ihm zugleich einen Gesang aus seinem Gedichte, die Feenkönigin (Fairy Queen), welches er damals bearbeitete, überreichen. Einige Stanzen davon entzückten Sidney so sehr, daß er seinem Haushofmeister befahl, dem Dichter 50 Pfund Sterling auszuzahlen. Kaum hatte er noch eine Stanze gelesen, als er die Summe verdoppeln ließ. Sidney las noch eine Stanze, und befahl nun, das Geschenk auf 200 Pfund zu erhöhen, aber sogleich auszuzahlen, weil er sonst, wenn er weiter läse, in Versuchung käme, sein ganzes Vermögen hinzugeben. Sidney führte ihn nun bei seinem Oheim, dem Günstling Leicester, ein, der ihn zu seinem Geschäftsführer im Auslande annahm. 1580 begleitete er den Lord Grey, der zum Statthalter von Irland ernannt war, dorthin, als Secretär. In diesem Verhältnisse entwickelte Spenser solche Talente für Geschäftsführung, die man gewöhnlich, aber ungerechter Weise, für unvereinbar mit dem dichterischen Genius hält. 1582 kehrte er mit

Lord Grey zurück, und bewarb sich vielleicht einige Jahre lang bei Hofe um eine Anstellung oder Belohnung, wodurch er die große Kenntniß von den Ränken und Täuschungen erwarb, die an den Höfen gebräuchlich sind, und die er so kräftig in seinem Gedichte: „Mother Hubbard's Tale," geschildert hat. Für seine Geduld ward er endlich 1586 mit mehr als 3000 Aeckern Landes in der Landschaft Corke belohnt. Spenser nahm Besitz von seinem Gute. Seine Wohnung war das Schloß Kilcolman bei Doneraile, wo er sich in dem Tone ländlicher Dichtung als einen Hirten besang, der seine Heerden weidet, „und oft die kühlen Schatten der grünen Erlen an Mulla's Gestade besucht." Hier erhielt er 1589 von dem prachtliebenden Sir Walter Raleigh einen Besuch, der unter Lord Grey in Irland befehligt hatte, und jezt gleichfalls eine große Besitzung von der Krone geschenkt erhalten hatte. Spenser feierte ihn in einem Gedicht unter dem Titel: der Schäfer des Oceans, worin er ihn wegen seiner glänzenden Talente und seiner feinen Sitten sehr hoch erhebt. Unser Dichter war damals mit dem großen Gedicht, die Feenkönigin, beschäftigt, wovon er die drei ersten Bücher vollendet hatte; und als er im folgenden Jahre mit Raleigh nach London ging, gab er sie mit einer Zueignung an die Königin Elisabeth, und einem zur Einleitung dienenden Briefe an Raleigh heraus. Spenser behauptete, Raleigh habe ihm zuerst die Gunst der Königin zugewandt; allein Philipp Sidney hatte ihn zuerst bei ihr eingeführt. Dadurch wird auch die Geschichte unwahrscheinlich, daß schon früher von der Königin ihm ein Jahrgehalt ausgesetzt worden, der ihm von dem sparsamen Cecil vorgeworfen worden sey, weßhalb er diesen großen Staatsmann immer als seinen Feind betrachtet habe. Wahr ist es hingegen, daß er ein Sonett in Hinsicht auf seine Feenkönigin an Cecil richtete, worin er sich wegen „seiner eiteln Reime, der Arbeit verlorner Zeit, und wegen seines unstäten Witzes" vertheidigt, aber die Hoffnung äußert, daß „der tiefere Sinn" Cecils Beifall erhalten werde. Elisabeth belohnte 1591 seine Dichtung und Zueignung durch einen Jahrgehalt von 50 Pfund Sterlinge; auch wurde er zu ihrem Hofpoeten ernannt, obgleich ihm dieser Titel nicht förmlich beigelegt wurde. Spenser kehrte 1591 nach Irland zurück, und verheirathete sich in seinem 40sten Jahre mit einem Landmädchen von niederm Stande, welches aber Reize genug besaß, ihn zu einem schwärmerischen und wirklich poetischen Hochzeitgedichte zu begeistern. Nicht lange genoß er seines ehelichen Glücks, da es durch die Unruhen des Grafen von Tyrone gestört wurde, weßhalb er wahrscheinlich 1595 wieder nach England ging. Hier gab er einige Gedichte heraus; auch entwarf er einen Plan zur Unterwerfung Irlands, den er im nächsten Jahr vollendete, unter dem Titel: View of the State of Ireland, welcher erst 1633 im Druck erschien, und eben so sehr wegen der darin entwickelten Kenntnisse und Einsichten gerühmt, als wegen des Mangels an Mäßigung in einigen Rathschlägen getadelt wurde. 1596 gab Spenser seine Feenkönigin aufs neue, und zwar mit drei Büchern vermehrt heraus, wodurch nach dem ursprünglichen Entwurf nur die Hälfte des Gedichts vollendet war. Die sechs übrigen Bücher sollen von einem Bedienten, der sie nach England bringen sollte, verloren worden seyn. Allein dieß ist ungewiß, und vielleicht wurden sie nie vollendet. Nur zwei Gesänge haben wir von diesen sechs Büchern erhalten, die sich unter dem Titel: Cantos of Mutability, bei allen vollständigen Ausgaben des Gedichts befinden. 1597 kehrte er nach Kilcolman zurück; da aber Tyrone im nächsten Jahre sich öffentlich empörte, und die ganze Grafschaft Cork einnahm,

so mußte Spenser mit seiner Gattin nach England fliehen, und das Seinige der Wuth und Raubgier der Insurgenten Preis geben. Sein Haus wurde verbrannt und der Sage nach auch eins seiner Kinder, welches nicht mit fortgebracht war. Er selbst ward dadurch in gränzenlose Armuth versetzt, und erlag unter diesen Leiden entweder schon 1598 oder zu Anfange des darauf folgenden Jahres. Seinem Andenken erfuhr indessen die schuldige Ehre; auf Kosten des edelmüthigen und hochherzigen Grafen von Essex ward er in der Westminster-Abtei begraben; mehrere Dichter begleiteten seine Leiche dahin, und die Gräfin Anna von Dorset ließ ihm ein Denkmal errichten. Einer seiner Nachkommen ward unter Carl II. in seine Güter in Irland wieder eingesetzt. Ueber die Sitten und den Privatcharakter unsers Dichters ist nichts bekannt, aber nach den achtungswürdigen Freunden, welche er hatte, darf man annehmen, daß auch sein geselliges und bürgerliches Betragen seines dichterischen Ruhmes nicht unwürdig war. Seine Werke sind von dem Geiste der Andacht und Liebe und einer reinen erhabenen Sittlichkeit beseelt; und obgleich er oft den Großen in seinen Gedichten seine Achtung bezeigte, so machte er sich doch keiner niedrigen Schmeicheleien schuldig, wie so viele der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit thaten. Spensers dichterischer Ruhm wird jetzt hauptsächlich durch seine Feenkönigin erhalten; denn seine allegorischen, sprachreichen Hirtengedichte würden schwerlich einen gebildeten Geschmack völlig befriedigen, das letztere gilt auch von seinen Sonetten, Hymnen und andern vermischten Stücken, so sehr sie sich auch durch manche Schönheiten der Sprache, der Gedanken und Empfindungen und durch ihren harmonischen Versbau vor andern gleichzeitigen, und manchen spätern englischen Gedichten auszeichnen. Spensers Feenkönigin aber ist bis jetzt das größte und gewiß eines der vortrefflichsten allegorischen Rittergedichte. Eine überaus blühende und lebhafte Einbildungskraft, ein Reichthum der Erfindung, und Mannichfaltigkeit an interessanten Charakteren, schönen Empfindungen und Darstellungen geben diesem Gedichte einen hohen Werth. Aber es ist auch nicht zu verkennen, daß die Allegorie, welche durchgehends darin herrscht, ihm wenigstens bei den meisten Lesern unserer Zeit viel von dem Interesse entzieht. Oft sind auch diese allegorischen Darstellungen dunkel und fehlerhaft, und die Abenteuer zu übertrieben. Die Feenkönigin ist übrigens in achtzeiligen Stanzen geschrieben, und jedes der sechs vollendeten Bücher enthält wiederum zwölf Gesänge. Die beste und bekannteste Ausgabe von Spensers Werken ist die von Hughes (London 1715, 6 Vol. 8. und 1778, 8. Vol. 12). Man vergl. auch Warton's Observations on the Fairy Queen (London 1762, 8.) Duff Critical Observations (London 1770, 8.) und die schleswigschen Literaturbriefe, erste Sammlung, S. 21. ff. N. P.

Spessart, ist einer der größten Wälder Deutschlands, an den westlichen Gegenden von Franken und den östlichen vom ehemaligen oberrheinischen Kreise. Er verbreitet sich über eine hohe Bergstrecke, enthält über 200,000 Morgen, und besteht größtentheils aus Laubholz, als Eichen, Buchen rc. Kleine Theile gehören zu Löwenstein-Wertheim, zum schönbornschen und erbachschen mediatisirten Gebiete. Die Hauptmasse besitzt aber jetzt der König von Bayern, als Fürst von Aschaffenburg.

Speyer oder Speier (lat. Spirae), 1. ein ehemaliges Hochstift im oberrheinischen Kreise zwischen Churpfalz, Badendurlach, Nieder-Elsaß und der Grafschaft Leiningen. Das Ganze hatte auf 28 Quadratmeilen gegen 55,000 Einwohner, größtentheils catholischer Religion,

welche sich vom Wein-, Getraide-, Obstbau und von den Salinen zu Bruchsal nährten. Manufacturen gab es nicht. Die jährliche Einnahme des Fürstbischofs wurde auf 300,000 Gulden geschätzt. Durch den Revolutionskrieg und den darauf erfolgten Frieden kam die kleinere Hälfte des Landes auf dem linken Rheinufer (12 1/2 Quadratmeilen) an Frankreich. Die größere wurde im J. 1802 an den Churfürsten von Baden gegeben, und gehört noch jetzt nebst der Hauptstadt Bruchsal zum Großherzogthum Baden. Dieser Theil hatte damals 29,075 Einwohner und trug 100,000 Gulden, ist aber noch großer Cultur fähig. Die ordentliche bischöfliche Haupt- und Residenzstadt war Bruchsal. Der Bischof stand unter dem Erzbischofe von Mainz. Auch war der Bischof gefürsteter Propst von Weißenburg, welches gleichfalls an Frankreich kam. 2) Speyer, eine ehemalige Reichsstadt im Umfange des Hochstifts gleiches Namens, am Rhein, wo sich der kleine Fluß Speyer oder Speyerbach hineinstürzt. Sie wurde 1689 von den Franzosen völlig zerstört, und seit dem ryswicker Frieden 1697 wieder von neuem aufgebauet. Der Rath und die meisten Bürger waren lutherisch, doch konnten auch Reformirte und Katholiken das Bürgerrecht erlangen. 1789 hatte die Stadt 650 Bürger, und die ganze Bevölkerung wurde auf 5000 Seelen geschätzt. Da Speyer aber durch den Revolutionskrieg viel litt, so fanden sich bei der französischen Zählung 1802 nur 3744 Einwohner, von welchen die größere Hälfte Lutheraner waren, die Zahl der Katholiken betrug damals 926, und der Reformirten 463. Die Domkirche, welche überaus reich war, ist nur dem Chore nach wieder hergestellt; aber die vormaligen marmornen Grabmäler, die silbernen Särge und die Gebeine verschiedener alten Kaiser und Kaiserinnen, die hier begraben waren, sind von den Franzosen zerstört, geraubt und zerstreut worden. Außerdem findet man fünfzehn catholische Kirchen und Klöster in Speyer, worunter das Collegium der vormaligen Jesuiten sich besonders auszeichnet. Ferner zwei lutherische Kirchen und das dazu gehörige Gymnasium, welches zur Zeit der französischen Herrschaft in eine Secundärschule verwandelt wurde. In ältern Zeiten haben die Kaiser viele Reichstage zu Speyer gehalten, auch war hier bis zum J. 1689 das kaiserliche Reichskammergericht, welches sich durch den verwickelten und langsamen Prozeßgang so merkwürdig machte, daß man mit Recht sagte: Spirae lites spirant, et non expirant! (Zu Speyer leben die Prozesse, und sterben nie). Unter französischer Herrschaft war Speyer der Hauptort eines Bezirks, welcher 1801 132,812 Menschen enthielt, zum Departement Donnersberg gehörte, und die Cantons Dürkheim, Edenkoben, Frankenthal, Germersheim, Grünstadt, Mutterstadt, Pfeddersheim, Neustadt, Speyer und Worms begriff. Gegenwärtig ist Speyer die Hauptstadt des baierischen Rheinkreises, und der Sitz der Provinzialbehörden.

Sphäre. Dies Wort bezeichnet im Griechischen überhaupt eine Kugel. In der Astronomie bedeutet es theils das blaue Gewölbe, welches uns überhaupt zu umgeben scheint, und welches sich uns als eine Kugel darstellt, in deren Mittelpunkt das Auge steht, deren untere Hälfte durch den Horizont oder vielmehr durch die Erdfläche verdeckt wird, und die sich mit allen darin befindlichen Gestirnen in 24 Stunden um eine feststehende Axe dreht; theils auch die Nachbildung dieses Weltgebäudes im Kleinen, oder das aus lauter Cirkeln zusammengesetzte Instrument, woran man sich das Weltgebäude vorstellen kann. Besonders bedient man sich des Worts Sphäre, wenn die verschiedenen Stellungen der Himmelskugel und ihrer Kreise gegen verschiedene Orte

der Erde betrachtet werden. Figürlich nennt man dann auch Sphäre den Kreis, innerhalb dessen einer ist oder bleiben soll: den Wirkungskreis, den Gesichtskreis. So sagt man z. B., er ist nicht in seiner Sphäre, d. h. in einem seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreise; oder: das ist über seine Sphäre, d. h. über seine Fassungskraft, über seine Fähigkeiten.

Sphinx. Es gibt sowohl in der griechischen, als ägyptischen Mythologie eine Sphinx, von denen aber die Vorstellungen und Erzählungen der Alten verschieden waren. Der griechischen Sphinx legten sie zwei Eigenschaften: Grausamkeit und räthselhafte Reden bei. Juno, erzählt die Mythe, war auf die Thebaner erzürnt, und sandte deßhalb die verderbliche Sphinx, eine Tochter des Typhon (m. s. Typhon) und der Echidna, von denen überhaupt alle Ungeheuer abstammen. Sie nahm ihren Wohnort auf dem phiceischen Berge bei Theben, und legte den Thebanern allerhand von den Musen erlernte Räthsel vor, insbesondere auch dies, welches Thier geht am Morgen auf vier, des Mittags auf zwei, und am Abend auf drei Füßen? Wer das Räthsel nicht lös'te, wurde zerrissen und aufgefressen. Oft kam sie auch in die Versammlungen der Thebaner, gab Räthsel auf, und ergriff, wenn sie nicht aufgelös't wurden, wen sie erhaschen konnte. Endlich ward auch des Königs Kreon Sohn, Aemon, gefressen. Der Vater versprach daher dem, der jenes Räthsel lösen würde, seine Schwester Jocaste und mit ihr das Königreich zu geben. Oedipus lös'te es. Es ist der Mensch, der als Kind auf Händen und Füßen kriecht, als Mann auf zwei Füßen einhergeht, und im Alter noch den Stab zu Hülfe nimmt. Die Sphinx stürzte sich verzweifelnd vom Felsen herab, und Theben war befreit. — Palaephatus in seinem Werke über Unglaublichkeiten hält die Sphinx für die erste Gemahlin des Cadmus, welche, als der letztere die Harmonia heirathete, aus Eifersucht ihren Gemahl verließ, und von dem phiceischen Berge aus den Thebanern viel Schaden zufügte, bis sie endlich vom Oedipus getödtet ward. — Die ägyptische Sphinx unterschied sich in der Vorstellung dadurch, daß die Grausamkeit und die Kunst, spitzfündige Räthsel aufzugeben, nicht zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört zu haben scheinen. — Die Sphinx wird verschiedentlich dargestellt. Palaephatus gibt ihr den Leib einer Hündin, ein Mädchenhaupt, Menschenstimme und Flügel; andre fügten noch einen Drachenschwanz hinzu. Die ägyptischen Sphinxe auf Münzen sind immer wie ein Löwe gelagert, mit vorgestreckten Vorderfüßen, auf der Stirn eine kleine Schlange, am Kinn bisweilen ein falscher Bart, auf dem Kopfe das in Falten gelegte Kopftuch. Häufig werden sie auch anders abgebildet. In der Nähe der Pyramidengruppe von Cairo befindet sich eine aus einem einzigen Felsstück gehauene Sphinx, 143 Fuß lang, und vorn 62 Fuß hoch; sie ragt jetzt aber nur noch 27 Fuß hoch aus dem Sande hervor. Heutiges Tages pflegt man wohl Sphinxe zur Zierde auf Treppen und an den Pforten großer Gebäude aufzustellen.

Sphragistik, s. Siegelkunde.

Spiegel. Dunkle undurchsichtige Körper werfen, wenn ihre Oberfläche gehörig geglättet ist, einen Theil des Lichts, welches leuchtende Körper auf sie werfen, zurück, man sagt dann, sie spiegeln. Solche dunkle Körper geben vorzüglich Glas und Metall ab, und man macht daher Spiegel aus jeder dieser beiden Materien. Beim Glas wird die hintere Seite mit einer von Quecksilber zerfressenen Zinnplatte belegt, weil dieses Amalgama sich sehr fest ans Glas hängt, und das

Spiegeln ungemein befördert. In einem verticalen Spiegel bildet sich jeder verticale Gegenstand auch vertical und in seiner natürlichen Lage ab; in einem horizontalen Spiegel aber erscheinen alle Gegenstände verkehrt; so sieht man auf einer Wasserfläche Bäume, Häuser und andere Gegenstände in ihrer natürlichen Größe, aber verkehrt, und in einem an der Decke eines Zimmers angebrachten Spiegel scheinen die Menschen, die im Zimmer gehen, mit den Köpfen nach unten gekehrt. Die ebenen Spiegel von Glas sind stets eine Zierde der Zimmer gewesen; je größer und reiner das Glas und je gleicher die Belegung dahinter ist, desto kostbarer sind sie. Die krummen Spiegel werfen auf eben die Art das Licht zurück, wie die ebenen, es ist bei ihnen das Einfallsloth in den Punkten, auf welche ein Strahl fällt, senkrecht auf die Ebene, welche die krumme Fläche in jenem Punkte berührt, weil diese daselbst mit der Ebene einerlei Lage hat. Gemeiniglich sind die krummen Spiegel Stücke der Oberfläche einer Kugel, bei diesen, sie möge nun concav oder convex seyn, geht das Einfallsloth durch den Mittelpunkt ihrer Krümmung. Hohlspiegel dieser Art werden auch Brennspiegel genannt. Der bekannte tschirnhausische Brennspiegel hat einen Halbmesser von 8 Fuß, und also eine Brennweite von 4 Fuß, es wird daher dieser Spiegel 24,305 Mal das Sonnenlicht verdichten, wenn er alles, was er von daher empfängt, in dem Sonnenbilde vereinigt. Man hat auch walzenförmige oder kegelartige Spiegel, welche die Bilder der Gegenstände ungemein verzerren, weil sie nach der Höhe oder Länge wie gerade, und nach der Breite wie krumme Spiegel wirken. In der Catoptrik, oder der Lehre von den Spiegeln und dem zurückgeworfenen Lichte, die einen Theil der optischen Wissenschaften ausmacht, auch Anatamptik heißt, wird von dergleichen Spiegeln ausführlich gehandelt. P. S.

Spiegellineal. Diese Erfindung des Lieutenant Fallon ist sehr sinnreich, und zu topographischen Messungen für den Militär besonders brauchbar. Es besteht aus einem hölzernen Diopternlineal, von etwa 10 Zoll Länge, das Oculardiopter hat die gewöhnliche Form, statt des Objectivdiopters ist aber in messingner Einfassung ein Spiegel und in derselben Ebene darüber ein Glas aufgerichtet. Durch Spiegel und Glas ist dann in der Verticalfläche mit dem Oculardiopter die Mittellinie eingeschnitten. Das Objectivdiopter kann um seine Axe gedreht, und unter dem Winkel von 45 Graden gegen das Lineal gestellt werden. Sieht man nun durch das Ocular, so daß der Strich auf der Glastafel unter dieser 45 Grad Stellung nach einem entfernten Gegenstande gerichtet ist, so wird sich unter dem Schnitt der Spiegelplatte ein anderer Gegenstand präsentiren, der auf jener Linie, wohin das Lineal gerichtet ist, unter einem rechten Winkel sich befindet, und zwar der Perpendikel von demjenigen Punkte aus, wo sich das Auge des Visirenden befindet. Kann man nun die Entfernung nach dem visirten und reflectirten Punkte messen, und setzt diese Operation von einem Standpunkte zum andern fort; so erhält man auf diese Weise ein Netz von mehreren Punkten, zwischen welchem sich die Situation leicht einzeichnen läßt. P. S.

Spiegelteleskope nennt man Fernröhre, in denen ein Hohlspiegel die Stelle des Vorder- oder Objectivglases vertritt. Dergleichen catoptrische Fernröhre kennt man auch unter dem Namen der Telescope oder Reflectors. Das vorzüglichste derselben ist dasjenige, was Newton zu Stande gebracht hat. Es bildet eine vorn offene Röhre, in welcher hinten ein Hohlspiegel von Metall angebracht

ist. Des Gegenstandes Bild, dessen Licht auf ihn fällt, wird, ehe es noch zu Stande kommt, durch einen andern runden metallnen Spiegel, der gegen die Axe des Hohlspiegels unter einem Winkel von 45 Graden gestellt ist, aufgefangen, und durch den Brennpunkt der Linse geworfen, durch welche das Auge dasselbe betrachtet, und die in einer Seitenöffnung der Röhre angebracht ist. Diese Art Fernröhre zeigen, wie die astronomischen, alle Gegenstände verkehrt, und vergrößern auch in demselben Verhältnisse. P. S.

Spielkarten, s. Kartenspiel.

Spießglanzglas ist ein hyazinthrothes Glas, welches im Glühfeuer aus einem grauen Oxyd entsteht, das der Rückstand einer Sublimation des rohen Spießglases ist.

Spießglas oder Spießglanz (Antimonium), ist ein Metall, welches schon zu den Zeiten Jesebels bei den Juden bekannt war, welche es zum Färben der Haare brauchten. Es ist im Mineralreiche nicht sehr häufig verbreitet. Man findet es gediegen, geschwefelt im Grau- und Rothspießglaserze, unvollkommen oxydirt im Weißspießglaserze, und vollkommen oxydirt im Spiesglasocker. Es ist leicht, weich und steht, außer dem Braunstein, allen Metallen an Dehnbarkeit nach. Wenn es erhitzt und dann der atmosphärischen Luft Zutritt gestattet wird, so verwandelt es sich in einen weißen Rauch, welcher sich in der Gestalt schöner weißer Nadeln anlegt, und Spießglasschnee heißt. Durch die oxygenirte Salzsäure wird das Spießglas zu einer breiartigen, ätzenden Substanz, welche Spießglasbutter genannt wird. Eine Verbindung des weinsteinsauren Spießglases mit spießglashaltigem, weinsteinsaurem Kali gibt den Brechweinstein. Solches Spießglas mit Quecksilber zusammengerieben, gibt den Spießglasmohr. Das gediegene Spießglas wird zum medicinischen Gebrauch, zu Teleskop-Spiegeln, Buchdruckerlettern, zur Reinigung des Goldes, zu Metallkompositionen ꝛc. angewendet.

Spießrecht war bei den alten Deutschen eine ganz besondere Art von Kriegsgericht, welches im Felde, bei außerordentlichen Fällen, über einen schweren Verbrecher von dem Kriegsvolke gehalten, und wobei das Urtheil von Geschwornen gefällt, und sogleich vollzogen wurde; nämlich so, daß der Delinquent, wenn er schuldig erkannt wurde, durch eine Gasse von Kriegern hindurchgehn mußte, die ihre langen Spieße dann in ihn stießen, bis er vom Leben zum Tode gebracht war. Heut zu Tage ist natürlich dieses Spießrecht ganz außer Gebrauch gekommen, aber wahrscheinlich rührt die Art, das Standrecht zu halten, wie auch das der Procedur nach noch ähnlichere Spießruthenlaufen davon her. (M. s. Spießruthen und Standrecht.)

Spießruthen wird jene militärische Züchtigung genannt, wo der zu Bestrafende auf dem Rücken entblößt, durch mehrere Reihen mit Ruthen versehener Soldaten laufen muß, die ihm, so wie er bei ihnen vorbeikommt, jeder einen Hieb ertheilen. Seit den Zeiten des siebenjährigen Krieges ließ man harte Verbrecher bis auf den Tod laufen, in neuern Zeiten ist diese entehrende Züchtigung sehr abgekommen, und bei manchen Armeen ist sie ganz verboten. P. S.

Spillgelder (von dem Worte Spill, welches Spindel, die Hauptbeschäftigung der Weiber unserer Vorfahren, bedeutet) heißen im deutschen Rechte diejenigen Gelder, über welche die Eheweiber ganz allein, und ohne Autorität ihres Mannes oder ihres Geschlechtsvormundes unumschränkt verfügen können. — Die Römer kannten diese Art von Privatvermögen der Frauen nicht; auch bei uns werden die Spill-

gelder nicht vorausgesetzt, sondern müssen bedungen werden; ausgenommen das Pathengeld der Frau, welches für Spillgeld gerechnet wird.

Spillmagen nannte man bei den alten Deutschen die Verwandten von mütterlicher oder weiblicher Seite, im Gegensatz von Schwertmagen (s. d. Art.). Die Benennung Spillmagen kommt übrigens von Spille (Spindel) her, weil die Hauptbeschäftigung des weiblichen Geschlechts ehedem im Flachsspinnen bestand.

Spinet, Spinett (clavichordium, épinette), ein mit Drathsaiten bezogenes Tasteninstrument, ein kleiner Flügel von nicht vollen vier Octaven in Form eines länglichen, an einem Ende schmal zugehenden Kästchens, in welchem die Saiten schräg von der rechten zur linken gezogen sind, die Tastatur aber an der geraden Seite liegt. Die größern Spinetts, welche man sonst Clavicymbel, clavessin, nannte, haben mehr Tonumfang. Endlich nennt man auch wohl einen Flügel (s. d. Art.) Spinet.

Spinnen sind ein bekanntes Geschlecht ungeflügelter Insecten, welches über hundert Gattungen begreift, an Gestalt und Größe sehr verschieden ist, indem es Spinnen von der Größe einer ausgebreiteten Mannshand gibt, und wieder andre, die so klein sind, daß man sie nur mit einem Vergrößerungsglase entdecken kann. Ihren Namen führen die Spinnen von dem bewundernswürdigen, ihnen eigenen Kunsttriebe, feine Fäden zu einem künstlichen Netze zusammenzuweben. Unter den inländischen Spinnen werden besonders die größern Gattungen von den mehrsten Menschen, jedoch mit Unrecht, als giftig gefürchtet; ja ehedem hielt man sie sogar für verlarvte böse Geister, und noch jetzt halten Einfältige das Erscheinen einer Spinne für üble Vorbedeutung. Uebrigens ist es außer Zweifel, daß in wärmern Ländern der Biß einer Spinne, z. B. von der Tarantel in Italien, und noch mehr von der Orange- oder Curassao-Spinne sehr gefährlich, und selbst tödtlich werden kann. Ungeachtet ihres scheuen furchtsamen Naturells lassen sich die Spinnen leicht zähmen, und man hat Beispiele, daß sie so zutraulich wurden, daß sie sich locken ließen. Im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts machte Quatremère d'Isjonval in einem eigenen Werke (l'Aranéologie Paris 1797) die Spinnen als die sichersten Wetterpropheten bekannt, und versicherte, daß er durch die Nachrichten, welche er über das jedesmal bevorstehende Wetter, von seinem Gefängnisse aus, dem General Pichegru zur Eroberung von Holland behülflich gewesen sey, und sich bei jenen Nachrichten nach dem Benehmen der Spinnen gerichtet habe. Die Wahrheit dieser Sache ist wohl nicht zu bezweifeln, und d'Isjonvals Bemerkungen in dem angeführten Werke sind auch von Andern richtig befunden. (Vergl. Arachnologie.)

Spinnen, Spinnmaschinen. Spinnen heißt eigentlich, einen flockigen Stoff zu einem Faden zusammendrehen; nur uneigentlich wird es auch von andern Stoffen gesagt, die nicht flockig sind, sich aber auch zu einem Faden drehen lassen, wie einige Metalle, Glas u. s. w. Das Spinnen geschieht entweder mittelst eines Rades oder einer Spindel und der Menschenhand, oder mittelst eigner Maschinen. Das gewöhnliche Spinnrad zum Flachsspinnen soll von einem Steinmetz Jürgens zu Wolfenbüttel im J. 1530 erfunden seyn. Die Spindel, deren Erfindung sich in das höchste Alterthum verliert, wird im Ganzen dem Rade vorgezogen, weil sie einen feinern, geschmeidigern und lockerern Faden liefert, der sich besser bleichen und färben läßt. Höchst sinnreich sind die von Richard Arkwright (s. d. Art.) im J. 1774 erfundenen Spinnmaschinen, welche entweder durch ein Mühlwerk oder

durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden, und eine große Menge von wollenen und baumwollenen Fäden auf einmal spinnen. Die Zahl der Arbeiter ist verhältnißmäßig sehr gering, und das Gespinnst von größter Vollkommenheit. Für den Flachs hat die Maschinenspinnerei noch nicht gelingen wollen, obgleich Napoleon einen Preis von einer Million Franken auf die Erfindung einer dazu geeigneten Maschine setzte. Dagegen sind die Spinnmaschinen für Wolle und Baumwolle auch außer England ziemlich verbreitet.

Spinoza (Baruch, oder wie er sich übersetzte, Benedict), den 24sten November 1632 zu Amsterdam aus einer portugiesischen Judenfamilie geboren, zeigte schon früh einen richtigen Verstand und freien Geist, welchen gerade der mangelhafte frühere jüdische Unterricht weckte. Er verschloß sich, da ihm seine Rabbinen nicht genügten, schon früh in sich selbst, nur eigener Forschung vertrauend. Seine natürliche Gutmüthigkeit konnte jedoch zwei Anoringlinge nicht zurückweisen, die, nachdem sie seine Denkart erspäht, ihn verlästerten und bei der Synagoge verklagten. Die Ruhe und Gelassenheit, womit er die Anklage für falsch erklärte, trotz allen Androhungen einer Seits, und feigen Begütigungs- und Bekehrungsversuchen andrer Seits, hatte endlich doch nichts zur Folge, als daß der Bannfluch über ihn gesprochen ward. Gleichmüthig nahm er ihn auf, bekannte sich aber darum zu keiner positiven Religion, so viel er auch Einladungen dazu hatte; wie man denn namentlich einen Brief eines gewissen jungen Mannes Albert Bürgh in seiner Briefsammlung findet, der diesen Zweck hinsichtlich des Catholicismus hatte, aber eine sehr folgebeständige, gehaltene und entschiedene Beantwortung fand. Nach jenem Ereigniß lernte Spinoza bei einem holländischen Arzt van der Ende griechisch und lateinisch, verliebte sich in dessen Tochter, blieb aber, überboten von einem gewissen Kerkering, ledig. Van der Ende selbst wurde später in Frankreich als politischer Unruhstifter vom Chevalier Rohan und la Truaumont gebraucht, und endlich gehenkt. Die Judenverfolgungen gegen Spinoza dauerten fort, und gingen bis zum versuchten Meuchelmord, dem er aber glücklich entging. Er forschte indeß immer weiter, anfangs nach Descartes, wie seine Principien der cartesischen Philosophie Zeugniß geben, und lernte, um sich etwas zu verdienen, Glasschleifen. Durch die Judenränke wurde er vom Magistrat, damit doch etwas geschähe, auf einige Monate aus Amsterdam verwiesen, und bezog ruhig ein Landhaus eines Freundes, auf dem Wege nach Auwerkerke. 1664 ging er nach Rynsburg bei Leyden, und mit Ausgang des Winters nach Vorburg bei Haag, wo er drei bis vier Jahr lebte, bis er endlich auf Bitten mehrerer Freunde sich in Haag niederließ, anfangs auf dem Veerkaay, bei der Witwe van Velden, dann aber, weil es ihm zu hoch kam, auf dem Pavilio-engragt bei Heinrich van der Spyck. Hier gab er seine beiden Hauptwerke heraus, die weiter unten erwähnt werden. Nach seiner Feinde Zeugniß selbst war er höchst mäßig, ordentlich und haushälterisch, so daß er von sich selbst zu sagen pflegte, er sey wie die Schlange, die, den eigenen Schwanz im Munde, einen Kreis bilde; im Umgang sanft und ruhig, stets gleichmüthig, anredsam und gesprächig, duldsam, angestrengt fleißig, so daß er zu drei Monaten daheim blieb, und sich höchstens bei einer Pfeife Tabak, oder einem Spinnenkampfe, der ihn recht von Herzen ergötzte, erholte. Seinen Uneigennutz bewies ein ausgeschlagenes Geschenk von 2000 Fl. und bedeutendes zugedachtes Vermächtniß seines Freundes Simon van Vries, den er aber seines Bruders erinnerte, worauf er ihm einen Jahrgehalt von 500 Gul-

den aussetzte, den wiederum Spinoza auf 300 herabsetzte. Eben so überließ er seinen Schwestern die gegen ihre Habsucht ihm gerichtlich zugesprochene väterliche Erbschaft, bis auf ein Bette, nur daß er sein Recht behaupten wollte. Er hatte viele bedeutende Freunde. Der Prinz Condé wollte ihn 1672 in Utrecht kennen lernen, und sendete ihm durch den Oberst Stoup einen Paß. Spinoza reis'te ab, fand ihn aber nicht mehr, weil ihn Geschäfte abgerufen hatten. Auch diesen Schritt, wobei Spinoza höflich alle Anträge und Versprechungen ablehnte, mißdeutete man so sehr, daß sein Wirth, nur durch die schuldlose Unerschrockenheit beruhigt, sich bewegen ließ, ihn im Hause zu behalten. Auch erfolgte weiter nichts. Der Churfürst von der Pfalz, Carl Ludwig, wollte ihn als Lehrer der Philosophie mit voller Lehrfreiheit in Heidelberg anstellen, und ließ ihm dies durch Dr. Fabricius antragen; aber Spinoza schlug es aus. Ueber zwanzig Jahre war er schwindsüchtig, und auch darum höchst mäßig, aber vielleicht eben so durch die Macht seines klaren Geistes, als durch die Wohlthätigkeit der Natur gegen diese Art Kranken, getrost. Am 22sten Febr. 1677, Sonnabends Nachmittags um vier Uhr, kam sein Wirth aus der Predigt nach Hause, Spinoza ging hinunter zu ihm, sprach bei einer Pfeife Tabak lange über die Predigt, ging dann wieder auf sein Zimmer, und legte sich früh schlafen. Sonntags früh vor der Kirche sprach er wieder mit seinen Wirthsleuten. Er hatte einen Arzt aus Amsterdam kommen lassen, welcher ihm Huhnbrühe zu Mittag zu geben befahl. Es geschah. Spinoza aß mit Appetit. Nachmittags, während die Wirthsleute wieder in der Kirche waren, war er um drei Uhr sanft entschlafen. Die nachtheiligen Gerüchte von seinem Tode, wie mißwillige Eiferer sie ausbreiteten, erwiesen sich als falsch. Van der Spyck bezahlte einige kleine Rechnungen für ihn, um derentwillen man ihn nicht begraben lassen wollte, und so wurde er am 25sten Febr. beerdigt. Sein Nachlaß, der im Ganzen 400 Fl. 13 Sous, nach Abzug der Unkosten 390 Fl. 14 Sous betrug, ward von der Schwester nicht angenommen. Seine Schriften sind: 1. die Principe der cartesischen Philosophie 1664; 2. Anhang metaphysischer Gedanken; 3. theologisch-politische Abhandlung, worin gezeigt wird, daß Denkfreiheit nicht nur ohne Nachtheil der Frömmigkeit und des Staatsfriedens geduldet, sondern nur mit Staatsfrieden und Frömmigkeit aufgehoben werden könne, 1670; 4. nachgelassene Werke, nämlich: a) die Ethik, geometrisch erwiesen, b) eine politische Abhandlung, c) ein unvollendetes Werk über die Berichtigung des Verstandes, d) eine unvollendete hebräische Grammatik, und e) Briefe. Die beste Ausgabe seiner Schriften von H. E. G. Paulus ist, mit seinem Leben und Anmerkungen 1801 zu Jena in 2 Bänden erschienen. Eine deutsche Uebersetzung derselben hat S. H. Evald (Gera 1787—93. 3 Bde.) geliefert. — Der Name Spinoza war bis vor nicht gar langer Zeit so übel berüchtigt, daß Spinozist und Atheist für gleichbedeutend galten — man erinnerte sich der jacobi-lessing-mendelssohnschen Erörterungen — und vielleicht mag dies bei manchem berufenen, obgleich nicht auserwählten, Zionswächter noch der Fall seyn. Ueberschaut man indeß zuvörderst nur sein Leben, so ist auffallend und wie aus einem Gusse mit seinem Wissen des Mannes heitere, einfache, folgebeständige Geisteskraft, ja Macht und Gewalt, die Andern gern das verliehene Kraftmaß gönnt, und nur auf Gott hinweis't, wie sie sich denn in seinem Verhältniß zu seinem Wirth vorzüglich ausspricht, aber auch in allem übrigen. Nach innen hat sein Geist eine unerbittliche wissenschaftliche Strenge, Beharrlichkeit und

Sicherheit, einen unermüdlichen Drang hinweg über das Beschränkte und Endliche nach dem Unendlichen, so daß man das Allgemeine der Vernunft kräftig vorwalten sieht, das freie Verknüpfungs- und Hervorbringungsvermögen aber, die Phantasie, als Quell der Eigenthümlichkeit, zurückstehen; weßhalb ihm auch, nach der Bemerkung eines unserer geistreichsten Männer, die Idee der Kunst gänzlich abging. Was seine Wissenschaft anlangt, so halten wir uns, da sie besonders und am vollständigsten in seiner Ethik niedergelegt ist, einzig an diese, ohne die übrigen Erklärungsmittel, besonders die Briefe, zu vernachlässigen, ohne uns jedoch bei den mancherlei Ansichten und erläuternden Verschwemmungen, wie sie sich vorfinden, besonders aufzuhalten, welches wir mindestens als mühsamen Umweg fanden. Zuvörderst bemerken wir, daß diese Ethik aus fünf Theilen besteht, 1. von Gott, 2. von der Natur und dem Ursprung des Geistes, 3. von Ursprung und Natur der Affecten, 4. von der menschlichen Knechtschaft, oder der Macht der Leidenschaften, 5. von der Macht des Verstandes oder von der menschlichen Freiheit. Jenen alten nämlich, obgleich, laut aller Religionen Ausspruch, nicht ursprünglichen Zwiespalt und Widerspruch unserer Natur im Sehnen, Wollen und Sollen, und wiederum Nichtwollen, kurz jenes, uns allen anklebende, seine Schatten in unser Leben werfende, am Ende doch durch eine sündige Unthat selbst verschuldete Elend, welches Anlaß und Aufgabe aller philosophischen Forschungen ist, fühlte Spinoza ganz klar, und eben so klar die nothwendige Erlösung aus demselben. Er sah es in dem Widerstreit des Leibes und der Seele nicht allein, sondern innerhalb der Seele selbst, und seinem stolzen, kräftigen Geiste sagte es zu, den Geist in, mit und durch das Erkennen zum Versöhner und Arzt seiner selbst zu machen. Es drängte ihn, sich in eine Welt zu erheben, wo dieser Zwiespalt ausgeglichen und aufgehoben, welche gleichsam dieser veranschaulichte und verwirklichte Drang selbst und zugleich unverrückbare Grundlage alles Fortschreitens im Denken war. Sein Trieb und Gefühl, die ihn hoben, sollten Eins seyn mit dem Erkenntnißvermögen, und sich ihm gediegen gestaltet physiciren. Diese Welt nun war ihm die Ursubstanz und diese Gott. Er verstand darunter, was in sich ist und durch sich begriffen wird, oder dessen Begriff nicht den Begriff eines andern Dinges bedarf. Diese Substanz hat Attribute, d. i. was der Verstand als ihr Wesen Ausmachendes gewahrt, und Modos, d. i. Affectionen, oder was in einem Andern ist, wodurch es auch begriffen wird. Diese Attribute sind unendliches Denken und unendliche Ausdehnung (Gott ist ein denkendes und ein ausgedehntes Ding), welche also an sich die Eine, nur bald unter diesem, bald unter jenem Attribut begriffene Substanz sind. Die Substanz aber ist, laut ihres Begriffs, Eine; zu ihrem Wesen gehört das Daseyn. Sie ist ferner nothwendig unendlich, untheilbar, Eins und Alles, wirkt also nach nothwendigen Gesetzen ihrer Natur, hat daher, weil nur durch sich, aber durch nichts außer ihr bestimmbar und bestimmt, keinen Verstand, noch Willen, noch Zweck, und ist die inwohnende bleibende Ursache aller Dinge. Die besondern Dinge sind nur Affectionen oder Modi, welche Gottes Wesen auf gewisse und bestimmte Weise ausdrücken, Kraftäußerungen. Hier ist also eine an sich geschlossene, sich selbst tragende Welt des Unendlichen, als ein Wirkliches aufgefaßt, außer welcher nichts seyn kann, und die selbst seyn muß. Auf diesen unerschütterlichen starren Grund — denn er weiß, wie er sagt, daß er weiß — ist nun aufgetragen die Lehre vom Geist. Leib ist nur eine Weise, Gottes Wesen als ausgedehntes Ding zu betrachten, oder auf

gewisse und bestimmte Art auszudrücken. Es gibt aber in Gott einen Begriff seines Wesens und alles daraus Folgenden, der natürlich Einer ist, wie Er selbst. Begriffeverkettung ist dieselbe wie Dingeverkettung. Der Menschengeist ist ein Theil des unendlichen Verstandes Gottes. Der Gegenstand seines Begriffs ist Körper in obigem Sinne. Körper unterscheiden sich nur durch Bewegung und Ruhe, Geschwindigkeit oder Langsamkeit. Der Geist erkennt den Körper nur durch die Affectionen des letztern. Der Begriff des Menschengeistes geht in Gott auf gleiche Weise vor, wie der Begriff und die Erkenntniß des Menschenkörpers, und ist so Eins mit dem Geiste, wie der Geist mit dem Körper. Aber die bloß auf den Geist bezogenen Begriffe der Affectionen des Menschenkörpers sind verworren und unangemessen, wenn gleich eben so folgebeständig, wie die wahren; werden sie aber auf Gott bezogen, dann sind sie wahr, absolut, angemessen, vollkommen. Unwahrheit ist mithin nur entzogene, ausgegangene angemessene Erkenntniß. Der Geist hat also eine falsche, unvollständige, und eine wahre, vollständige Erkenntniß. Die falsche, der Wahn, die Einbildung, ist die aus einzelnen bestandlosen Dingen und Zeichen entstandene; die wahre, anschauliche, Vernunfterkenntniß, betrachtet die Dinge als nothwendig und ewig, führt also die Erkenntniß des unendlichen ewigen Gottes mit sich. Sonach ist der Geist keineswegs frei und selbstständig, sondern durch eine nothwendige Kette von Ursachen bestimmt, und Wille und Verstand sind wiederum Eins, wie im ewigen Gotte, so lange man nämlich nicht, wie gewöhnlich, Bild, Begriff und Wort verwirrt. Wie fern nun der Geist das Wahre begreift, handelt er, ist er thätig; wie fern das Unwahre, ist er unthätig, leidend. Er strebt aber, sich in seinem Seyn (in Gott) zu erhalten, in ihm zu beharren. Auf den Geist bezogen, ist dies Wille; auf Geist und Leib aber Trieb. Was ihn hebt, diese Kraft erhöht, freut ihn; was ihn niederdrückt, macht ihn traurig. Affect also ist ein verworrener Begriff der Selbsterhaltung, oder Lebenskraft. Diese aber wird von äußern Dingen überwältigt; denn der Mensch ist ein Theil der Natur. Gut und Böse sind also bloß aus Vergleichung der Dinge unter einander, als der Lebenskraft förderlicher, oder nachtheiliger, entstandene Scheinbegriffe. Die wahre Tugend aber, und die höchste, ist die Selbsterhaltung, oder Lebenskraft, die Bestimmtheit des Handelns durch Einsicht, Vernunft, folglich Uebereinkunft mit der nothwendigen, gesetzlichen Natur, Allen zugänglich, und Allen gern aus Starkmuth und Edelmuth gegönnt, aber schwer erreichbar. Freude ist demnach gut, Traurigkeit böse, Demuth und Reue keine Tugend, ja vielmehr unangemessene Erkenntniß. Wiederum ist nun die Verkettung der Körperaffectionen oder Bilder der Dinge dieselbe, wie die der Gedanken und Begriffe. Die Macht über die Affecten gewinnt der Geist durch klare und deutliche Begriffe, oder Beziehung der Bilder der Dinge, der einzelnen Dinge, auf Gott und seinen ewigen nothwendigen Begriff. Diese Erkenntniß ist das höchste Streben des Geistes und Quell der Ruhe. Selbst unsern Körper begreifen wir nur als ewig, als in und durch Gott begriffen. Aus dieser Erkenntniß entspringt die intellectuelle Liebe zu Gott, die nur ein Theil der unendlichen intellectuellen Liebe Gottes zu sich selbst und Seligkeit ist. Seligkeit ist darum nicht Tugendlohn, sondern Tugend, und wir sind nicht selig, weil wir die Begierden zähmen, sondern wir zähmen sie, weil wir selig sind. — Es ergibt sich aus dieser kurzen, treuen Darstellung des Spinozismus zumeist mit des Urhebers eignen Worten, und so weit es möglich war, in derselben herben und gemüthlosen Form, daß Spinoza von der

Selbstkraft, sich in Gott zu erhalten, zu begreifen, zu seyn und zu handeln, mithin von dem Triebe nach dem Unendlichen ausgeht, und mit ihm endet. Dieser freilich ist fast zum Ding, zum Naturgegenstand, oder unter der Form des Realen, wie bei den alten Eleatikern, erstarrt. Darum sind seine Ansichten so deterministisch und herbe, darum seine Methode so bündig und streng dogmatisch. Das Endliche ist ihm im Grunde gar nicht actu, und in so fern ist er Idealist, sondern nur saamlich mit dem Unendlichen Eins. Sein System also ist das entschiedene, geschlossene, eines rüstigen, stolzen, starren, ja zuversichtlichen Heiden, eine physicirte (dann aber freilich unvollkommne) Ethik. Was aber auch noch, vom Standpunkte der philosophischen Ethik aus, daran vermißt werden könnte, z. B. die jeder Ethik unerlaßliche Rücksicht auf das Individuelle und den Charakter, die Sonderung des Ideals vom allgemeinen Begriff und Zweckbegriff, den er sonst verwarf, so hat er doch eine wissenschaftliche Reinheit, Strenge und Gediegenheit, ja in der Methode eine so treffende, wenn auch herbe, Gedrängtheit, Bündigkeit und Folgebeständigkeit, ein, bei stetem Rückweis auf die Grundanschauung, sich immer das Gleichgewicht haltendes Verbinden und Auflösen (wie dies besonders in der beispielenden in diesem System nicht unwesentlichen Polemik sich darstellt), daß ihm nur Platon als Meister an die Seite gesetzt werden dürfte, wie verschieden auch sonst beide von einander sind. Einmal aber jene speculative Entseelung und Entselbstung oder Entkleidung Gottes von Persönlichkeit zugegeben, wovon er ausgeht, führt er an ehernen Banden zu dem Höchsten, was innerhalb der Speculation erreichbar ist; ja die Idee der intellectuellen Liebe zu Gott, worin er alles, wenn auch weniger auflöst und schmelzet, als erstarren läßt, ist wie der letzte Lebensblitz eines Sterbenden. Wie Spinoza nach diesem kühnen System über Offenbarung und namentlich Christenthum urtheilen mußte, läßt sich leicht von einem aufmerksamen Leser ermessen, und ist in seinem theologischpolitischen Traktat zu lesen, dessen Geist sich aus folgender Stelle der Vorrede ergibt: „Da ich also in meinem Gemüthe dies erwog, daß nämlich das Licht der Natur nicht nur verachtet, sondern von Vielen als Quell der Gottlosigkeit verdammt, menschliche Erdichtungen dagegen für göttliche Urkunden gehalten wurden, Leichtgläubigkeit für Glauben gelte, und die Streitigkeiten der Philosophie in Kirche und Staat mit großer Heftigkeit geführt werden, daraus aber der wildeste Haß und Zwiespalt, der die Menschen so leicht zum Aufruhr führt, und vieles andre, was hier herzuzählen zu lang wäre, entstehen sahe; so beschloß ich ernstlich, die Schrift aufs neue mit ganzer freier Seele zu prüfen, und nichts von ihr zu behaupten, nichts als ihre Lehre gelten zu lassen, was sie mir nicht klar lehrte." Indem er nun so mit der Hornleuchte des natürlichen Lichts in dem Reich der Gnade sich zurecht finden wollte, statt umgekehrt mit dem Licht der Gnade sich in der Natur zu orientiren, und schon in ihrem Bildungsgange die Erlösung aus ihrer starren Verschlossenheit angedeutet, angelegt und veranstaltet zu erblicken, ist dies sein Werk mehr, als man vielleicht glaubt, der Coder der Aufklärer der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und Viele sind durch das, was sie heimlich von ihm entlehnt, z. B. die taschenspielerische historische Auslegung, berühmt geworden, nachdem Er von seiner Zeit verdammt worden. Jetzt, nachdem der menschliche Geist in ruchlosem Titanenübermuthe das Gebiet der Speculation ausgemessen, und die Akten darüber gleichsam beinahe geschlossen hat, nachdem das Urtheil zu gefallen scheint, daß auch das geistreichste Begriffspiel noch kein Leben ist,

sondern ein ewiges Seyn und Leben und Weben in und aus Gott voraussetzt, wohin der Mensch aus eigener irdischer Kraft nicht gelangen kann — ein bedeutender, wenn auch theuer erkaufter Gewinn der Speculation! — jetzt, wo allmählig alles wieder der Einen Sonne nachzieht, und in den Höchsten und Besten der Nation auf Religion und Christenthum hintreibt, jetzt wird auch das Urtheil über große Männer, wie Spinoza, unbefangener und geläuterter, er wird nicht verdammt und gerichtet werden; man wird ihn immer mehr der Kühnheit, Schärfe und Rüstigkeit des Geistes loben, aber auch beklagen, daß eben dieser treffliche Geist die Fesseln vermessener Speculation mit dem lebendigen Hauch demüthig hingegebenen Glaubens zu sprengen und in dieser Hingebung an das geahnete, ersehnte Heilige, es wahrhaft in Besitz zu nehmen, nicht erwählt war. Und daß nur Niemand diese, bloß der vermessen strebenden Zeit gegenüber so schroff auftretende und gleichsam geradehin entgegengesetzte Hingebung eben darum tadele! Es wird eine Zeit kommen, wo sie, nachdem sie sich Mehrere angeeignet hat, als die tiefste und seligste Kraft des Menschen erkannt und geübt werden wird. Dann wird auch Spinoza's ceylonische Teufelsstimme als ein Naturton in dem großen Welthymnus erkannt und gedeutet werden. Wa.

Spirallinie, auch Helix genannt, ist eine krumme Linie, die aus einem Punkte in verschiedenen Zügen um sich selbst herum läuft, so daß sie sich immer mehr und mehr von ihrem Mittelpunkte entfernt. **Archimedes** hat diese Linie zuerst entdeckt, um den Cirkel darnach zu quadriren.

Spittler (Ludwig Timotheus, Freiherr von), dieser berühmte vaterländische Geschichtschreiber, war den 10ten November 1752 zu Stuttgart geboren, und starb den 14ten März 1810. Er war von Jugend auf der Theologie gewidmet, durchlief jedoch als geborner Stuttgarter nicht die niedern theologischen Seminarien des Landes, sondern das stuttgarter Gymnasium von der untersten bis zur obersten Classe. Hier war das Studium der alten Sprachen und der römischen und griechischen Classiker von je her Hauptsache, und auf die vertraute Bekanntschaft mit denselben, die sich Spittler erwarb, gründete sich die Superiorität, die ihm seine Commilitonen schon damals zugestanden. In den Jahren 1771 bis 1775 studirte er in Tübingen, hörte in den folgenden zwei Jahren noch einige Collegia in Göttingen, und wurde 1777 Repetent im theologischen Stift in Tübingen. Da er hier schon durch seine kritische Untersuchung des 60sten laodicenischen Canons (Bremen 1777) und seine Geschichte des canonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidors (Halle 1778) seinen tiefforschenden und selbstständigen Geist bewährt hatte, so wurde er 1779 als ordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen angestellt, wo er auch 1788 den Charakter eines königlich großbritannischen Hofraths erhielt. Auf den Ruf des Herzogs Friedrich Eugen ging er 1797 als wirklicher geheimer Rath in sein Vaterland zurück. Im J. 1806 ernannte ihn der König, mit Erhebung in den Freiherrnstand, zum Staatsminister, Präsidenten der Oberstudiendirection und Curator der Universität Tübingen; noch in eben diesem Jahre erhielt er das große Kreuz des Civilverdienstordens. Von der Natur mit großen Talenten begabt, bildete er sich schon früh zum gelehrten Historiker. Unsterblichen Ruhm im Gebiet der Geschichte erwarb er sich durch seinen Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche (Göttingen 1782, vierte Auflage 1806); die Geschichte Wirtembergs (ebend. 1783); die Geschichte des Fürstenthums Hanno-

der (1786); den Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten (1793, zweite Auflage, fortgesetzt von Sartorius 1807); die Geschichte der dänischen Revolution im J. 1660 (1796); und viele Abhandlungen im göttingischen historischen Magazin, das er mit Meiners herausgab. In allen seinen Werken sieht man den Gelehrten, dem kein Theil seiner Wissenschaft, oder keine Provinz ihres unermeßlichen Feldes ganz fremd und unbekannt war, und in allen muß der sachkundige Beurtheiler die verständige Auswahl des Stoffs, den er zur Bearbeitung heraushob, und die feste Enthaltsamkeit, womit er sich auf diesen beschränkte, bewundern. Leichtigkeit und Gewandtheit, Schnelligkeit des Ueberblicks, Vollständigkeit mit Kürze, und eine Fülle von neuen Belehrungen sind Eigenschaften, welche alle seine Schriften auszeichnen, und die große Gelehrsamkeit ihres Verfassers beurkunden. Tiefgeschöpfte und sinnvolle pragmatische Bemerkungen werden mit der Erzählung verflochten, oft liegt schon in einem Worte oder einer Wendung eine tiefe Bedeutung. Nie wird gemahlt oder geschildert; es sind die Objecte selbst, die sich darstellend den Leser ansprechen. Ein gemüthlicher und kräftiger Ton regt den Empfänglichen mächtig an, obwohl die Sprache manchmal rauh und der Styl nicht ohne Nachlässigkeiten ist. Spittlers schriftstellerische Thätigkeit endigte zwar mit seinem Abgange von Göttingen, dagegen aber wirkte er in seinem neuen Posten als Curator der Universität Tübingen und Präsident der Oberstudiendirection bis an sein Lebensende für wahre Aufklärung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse.

Splanchnologie (Eingeweidelehre), ist der Theil der Anatomie, der die Eingeweide betrachtet. So unbestimmt der Begriff der Eingeweide ist, eben so unbestimmt ist natürlich auch der der Splanchnologie. Im engsten Sinne versteht man unter Eingeweide nämlich die Organe des Unterleibes; im weitern alle innern Organe (auch des Kopfes und der Brust), die deßhalb auch in der Splanchnologie betrachtet werden; endlich aber verweis't man auch die Sinnesorgane dahin, obgleich sie mehr an der Oberfläche des Körpers gelagert sind, und geht dadurch von dem Begriffe der Eingeweide ganz ab.

Splint, der hellere und weichere Theil des Holzes zwischen der Rinde und dem Kern.

Spohr (Ludwig), berühmter Virtuos auf der Violine, und origineller Componist. Er ist der Sohn eines Arztes, zu Seesen im Braunschweigischen ums Jahr 1783 geboren; sein Lehrer im Violinspiel war der wackere Violinist Maucourt. Bald entwickelten sich seine großen Talente in der Tonkunst. Er trat zuerst als Kammermusikus in Dienste des Herzogs von Braunschweig, begleitete dann seinen zweiten Lehrer, den berühmten Violinspieler Eck, mit herzoglicher Unterstützung auf dessen Reisen bis nach Rußland, wobei er durch das Hören der berühmtesten Virtuosen und Orchester seine Talente und Kenntnisse in der Tonkunst immer weiter ausbildete. Im Jahr 1804 reis'te er durch einen Theil Deutschlands, trat an mehreren Orten als Concertspieler auf, und wurde dann im Jahr 1805 von dem kunstliebenden Herzog von Gotha zum Concertmeister ernannt. Von dieser Zeit an schrieb er seine meisten musikalischen Werke, größtentheils Instrumentalstücke, nämlich mehrere Concerts für die Violine und für die Clarinette (letztere für seinen Schüler Hermstedt), Quartetten und Duo's für Violinen, Variationen, Sonaten und Potpourri's mit Begleitung der Harfe, und einige Sinfonien und Ouverturen; dann auch eine Sammlung ausgezeichnet schöner Lieder mit Begleitung des Claviers; ein großes Oratorium, das jüngste Gericht, und eine noch nicht bekannte Oper. Spohr schreibt

weniger glücklich für den Gesang im Großen, welchem er so manches zumuthet, was nur den Instrumenten eigen ist und gelingt. In seinen Compositionen überhaupt ist eine elegische und schwärmerische Stimmung vorherrschend, nur daß sie nie mit jener Mattigkeit verbunden ist, welche dieselbe bei andern Componisten erzeugt, sondern seine Schwärmerei fast immer einen großen Schwung hat, und durch kräftige Modulation interessirt. Dagegen wirft man ihnen einen allzuhäufigen und unruhigen Wechsel der Modulation vor, welcher vorzüglich Gesangscompositionen ungünstig ist. Auf jeden Fall aber gehört Spohr gegenwärtig zu den vorzüglichsten deutschen Componisten, und wir zweifeln auch nicht, daß er bei tieferm Studium des Gesanges, und bei seiner poetischen Bildung auch als Vocalcomponist, und namentlich in der romantischen Oper mit Glück auftreten werde, wenn er überhaupt auf Licht und Schatten die gehörige Sorgfalt wenden will. Noch ausgezeichneter aber ist Spohr als Violinspieler, und gegenwärtig wohl der größte deutsche Violinist. Die ausgezeichnetste Reinheit, Fertigkeit, Präcision und Sicherheit seines Spiels, die Kraft und Seele seines Bogens, sein mannichfaltiger Vortrag, das Feuer und die Energie, so wie die Innigkeit und Anmuth, welche er seinen Tönen einhaucht, seine Musikkenntniß und sein Geschmack, seine Fähigkeit in den Geist der verschiedensten Compositionen einzugehen, endlich daß er in seinem Spiel wie in seinen Compositionen nie darauf auszugehen scheint, seine glänzende Fertigkeit zu zeigen, sondern seine Concerte in beider Hinsicht freie lebendige Ergießungen einer gefühlvollen und begeisterten Stimmung sind, — dies alles erhebt ihn zu einem der ersten Künstler. Als solchen hat sich Spohr auf seinen Kunstreisen in Deutschland, die er während seiner Anstellung in Gotha von Zeit zu Zeit fortsetzte, so bei den Musikfesten in Frankenhausen gezeigt, und soll in Wien, wohin er von Gotha als Musikdirector ging, zur Zeit des Congresses (Winter 1814) selbst den berühmten Rode verdunkelt haben. Dazu kommt, daß auch seine angenehme äußere Erscheinung, sein wohlgebildeter jugendlich kräftiger Körper, sein herrlicher männlicher Wuchs, sein schöner Kopf, und sein leichter edler Anstand ungemein einnehmend sind. Es gehört zu den größten Ergötzlichkeiten, ihn mit seiner Gattin, einer gebornen Preysing, der Tochter eines Kammermusikus in Gotha, welche zugleich eine große Künstlerin auf der Pedalharfe ist, in einer von ihm gesetzten Sonate oder in einem niedlichen Potpourri zusammen zu hören, wie dies 1809 auf ihrer Reise an mehreren Orten in Deutschland geschah. In Wien soll er späterhin sein Violinspiel als Musikdirector etwas vernachlässigt haben. Gegenwärtig (1817) ist er mit seiner Gattin noch auf einer Reise in Italien begriffen, wo ihm die allgemeinste und seltenste Bewunderung zu Theil geworden ist. T.

Spondeus nennen die Grammatiker eine prosodische Wortform oder Fuß (s. Rhythmus), welche aus zwei langen Sylben besteht und folglich so: — — bezeichnet wird. Man leitet es von dem griechischen Worte spondae ab, welches Opfer- oder Bundestrank bedeutet, weil heilige Opfer- und Tempelgesänge in diesem Versmaß üblich gewesen seyn sollen. Daß es einen ernsten Schritt hält, und dem trochäischen entgegengesetzt ist, ergibt sich leicht. Betrachtet man nun diesen Fuß rhythmisch, d. h. als Zeitfigur und metrisch, d. h. als Tactart, so ist folgendes darüber zu bemerken. Seine beiden Bestandtheile, die zwei Längen, sind einzeln genommen, gleiche Momente; in ihrer Verbindung aber wird die erste als Bild, oder Erzeugendes, die zweite als Gegenbild, oder Erzeugtes, auftreten. Die erste heißt den Metrikern Arsis oder

Hebung, den Musikern guter Tacttheil, die zweite den Metrikern Thesis, den Musikern schlechter Tacttheil; man könnte sie auch Antithesis nennen. Nun sind aber auch hier beide, die Arsis und Thesis, von gleichem Werth, und so ist der Spondeus die Grundform des gleichen Metrums, oder des geraden Takts, der darum der spondeische heißt, und dem 2/4 oder 4/4 Tact in der Musik gleich ist. Zerlegen sich nämlich Thesis und Antithesis in zwei untergeordnete Momente, nur durch Accent verschiedene, so sind die darin sich bewegenden Rhythmen accentuirte. Bewegen sich aber die Rhythmen in Momenten verschiedner Ordnung, so werden Längen und Kürzen unterschieden, mithin sind die Rhythmen quantitirend. Das ungerade Metrum hat die meisten quantitirenden Rhythmen und die alten Versmaße bewegen sich demnach vorzüglich darin (s. d. Art. Rhythmus). Wo die Hauptmomente sich in drei Untermomente zerlegen, entsteht das ungleiche, gemischte Metrum, der ungerade Tact (s. Trochäus). Die spondeische metrische Periode, oder der spondeische gerade Tact kann nun unter vier Gestalten erscheinen. Es kann nämlich die Urgestalt — — aufgelös't werden in ◡ ◡ ◡ ◡, welches prosodisch zwei Pyrrhichien, oder ein Proceleusmaticus sind, daher diese Form die proceleusmatische heißt; oder in — ◡ ◡, die dactylische; oder endlich in ◡ ◡ —, die antidactylische, musikalisch als ♪ ♪ | ♩ unterschieden von der leicht anapästischen Form ♬ | ♪. ♬ ♪, welche letztere denn auch darum nach Dipodien, oder Doppelfüßen gemessen wird. Da nun ganze Versgattungen in lauter kurzen Sylben, wie die Proceleusmatiker sind, nicht vorkommen können, ohne den quantitirenden Charakter aufzugeben, so bleiben als Hauptgattungen der spondeischen Tactart die dactylische und antidactylische oder anapästische, deren erstere im Niedertact, letztere im Auftact anfängt. Die dactylische, welche natürlich in sich jene angezeigten Formen zuläßt, schließt entweder arsisch (nach moderner Ansicht männlich) oder thetisch (weiblich) oder schwebend (gleich den italischen sdruccioli, die eben Dactylen sind), und gehn vom Einfüßler bis zum Sieben- und Neunfüßler fort. Unter ihnen kommt also auch der Sechsfüßler, oder Hexameter vor, der auch der epische oder heroische Vers heißt, und also als solcher, ursprünglich schwerer vierzeitiger Tact ist, mithin von einem leichtfüßigern unterschieden. Er erhält durch den reichen Wechsel der Vers- und Wortfüße (s. Cäsur), den er gestattet, eine große Schönheit, und wird hier bloß deßhalb erwähnt, weil er in seiner nun hauptsächlich durch Apel, Baggesen, Schlegel, Voß ꝛc. vollendeteren Fortbildung einige anziehende Streitigkeiten veranlaßt hat. Die erste, ob er, wie Klopstock den Accent vor der Quantität vorhörend meinte, und andere, auf seine Autorität hin, sogleich übten, Trochäen zulasse, muß nach der Tacttheorie — und welche andere gibt es für einen Gegenstand des Ohrs? — sogleich verneint werden, indem der gerade 4/4 Tact nicht mit dem ungeraden 3/8 Tact wechseln kann. Die zweite war mehr prosodisch, obgleich sie auch in das Metrische überstreifte. Sie betraf, sonderbar genug, gleichsam zum Zeichen, wie weit Vorurtheil verblenden könne, das Vorhandenseyn, oder Nichtvorhandenseyn der Spondeen in unserer Sprache. Diejenigen, welche lang und kurz für gleichbedeutend mit betont und unbetont nahmen, mithin nur accentuirte Verse kannten, und dadurch hinwiederum die deutsche Prosodie schwankend und ungewiß machten, indem sie die Priorität des Begriffs zum Princip der Betonung mach-

ten, wie Moriz that, läugneten viele, dem unbefangenen Ohr sich unfehlbar als Spondeen darstellende Wortfüße, sowohl steigende, wie *Glückauf*, als sinkende, wie *Aufgang*, und behandelten die erstern wie Jamben, die letztern wie Trochäen, ja die vorn oder hinten vermehrten, wie Dactylen, z. B. *Lörbeerhain*. Daß hiermit theils ein wirkliches Besitzthum unserer Sprache, theils ihr schöner, im Wesen des Volks begründeter Charakter auch hier das Vermittelnde zu seyn, und Accent wie Quantität in sich zu vereinen, verkannt wurde, mußte wohl mälich jeder sehen, der die Fortschritte der deutschen Verskunst, die sich zum Glück durch unklare und verworrene Theorien nicht stören ließ, mit Liebe und Unbefangenheit beobachtete. Denn ohne Trägheit oder Unkenntniß der Musik, und mithin des Rhythmus, wäre nicht leicht möglich gewesen, Worte wie *Jagdlust*, *Schlachthorn*, *Festreihn*, *Waldstrom*, *Jungfrau* zu verkennen und zu mißbrauchen. — So wenig aber hier gefodert werden kann, daß die einzelnen Arten der ersten Gattung des spondeischen Tacts durchgegangen werden, eben so wenig kann es mit der zweiten, antidactylischen oder anapästischen geschehen. Nur so viel also. Der Anapäst ist eine dactylische Reihe mit zweizeitigem Auftact, welcher etwas Vordrängendes, Vorwärtsstrebendes ausdrückt. Im vierzeitigen Tact ist mithin der Dactylus der schwere ♩♪♪ unterschieden von dem flüchtigen im ungeraden Tact ♪. ♬ ♪, welches den nicht befremden wird, der aus der Natur des Metrums und der Aussprache die doppelte Natur des Dactylus kennen gelernt hat, und weiß, daß ein und derselbe Rhythmus sich in verschiedenem Metrum bewegen könne. Natürlich wechselt der Anapäst, sofern er diesem Tact angehört, seine Form mit denen, welche demselben Tact angehören, Spondeen, Dactylen und Proceleusmatikern, ja, wenn er nach Dipodien gemessen wird, mit andern, wodurch er eines reichen Wechsels fähig wird. Uibrigens hat auch er entweder arsischen oder thetischen Schluß. Wa.

Sponsalien (Verlöbnisse) sind Verträge, wodurch die künftige Vollziehung einer Ehe zwischen zwei bestimmten Personen festgesetzt wird. Bei den Römern mußten die Verlöbnisse, wenn ein Klagerecht daraus entstehen sollte, mittelst einer Stipulation d. h. durch einen solchen Vertrag, wo Jemand durch eine zweckmäßige Antwort auf eine an ihn gethane Frage sich verpflichtete, vollzogen worden seyn. Da Verlöbnisse also Verträge sind, so können sie nur von solchen Personen, die das Recht und die Fähigkeit haben, Verträge einzugehen, geschlossen werden. Kinder, Wahn- und Blödsinnige, im höchsten Grade Betrunkene, haben weder die Fähigkeit, noch die Befugniß dazu. Hingegen sind die Verlöbnisse minderjähriger Personen, auch ohne des Vormunds Willen, wenn sie die Mannbarkeit erreicht haben, und der unter väterlicher Gewalt stehenden Söhne und Töchter, wenn der Vater einwilligt, gültig. *Betrug*, *Gewalt* und *Furcht* machen jeden Vertrag, also auch jedes Verlöbniß nichtig. Auch der Irrthum kann, wenn er die Person betrifft, die Sponsalien ungültig machen. Zur Verbindlichkeit der Verlöbnisse wird gegenseitige Einwilligung, welche sowohl mündlich als schriftlich, oder auch durch Handlungen erklärt werden kann, erfodert. Indessen sind durch manche Provinzialgesetze Feierlichkeiten vorgeschrieben, die zur Gültigkeit der Sponsalien beobachtet werden müssen. Bei uns in Deutschland wird z. B. durchgehends die Zustimmung der beiderseitigen Aeltern zu den Verlöbnissen

solcher Kinder erfodert, welche noch unter älterlicher Gewalt stehen, noch nicht sui juris sind. Wenn die Aeltern aber ohne hinlängliche Ursache ihre Einwilligung verweigern, so hat der competente Richter das Recht, den Consens zu suppliren oder durch den seinigen zu ersetzen. Sind Vater und Mutter in Hinsicht des Consenses verschiedener Meinung, so geht der väterliche Wille vor. Einige Provinzialgesetze erfodern auch die Zustimmung der Vormünder und Verwandten, die Gegenwart zweier oder mehrerer Zeugen. Die nach den Vorschriften solcher Gesetze vollzogenen Verlöbnisse heißen öffentliche (Sponsalia publica), die ohne Beobachtung der vorgeschriebenen Feierlichkeiten geschlossenen aber heimliche oder Winkelverlöbnisse (Sponsalia clandestina). Die letztern sind an einigen Orten durchaus ungültig, an andern bloß strafbar. Indessen bestehen sie nach dem gemeinen Rechte auch im erstern Falle, wenn Beischlaf oder priesterliche Einsegnung hinzugekommen ist. Die Aeltern können sodann nicht auf Nichtigkeitserklärung klagen, und dürfen ihren Consens nur wegen höchst wichtiger Gründe verweigern. Doch ordnen Provinzialgesetze des öffentlichen Besten wegen in den meisten Staaten das Gegentheil. Aus dem öffentlichen Verlöbnisse entspringt die Verbindlichkeit zur Eingehung der Ehe. Der sich weigernde Theil kann dazu gerichtlich gezwungen werden. Weil aber die Ehe eine Verbindung ist, deren Glück auf gegenseitiger Liebe beruht, so wendet man bloß leichtere Zwangsmittel, z. B. Geld- oder Gefängnißstrafen von einigen Wochen an, und wenn diese fruchtlos bleiben, so wird der sich weigernde Theil zur Entschädigung des Klägers, zur Geldbuße und zu den Kosten verurtheilt. Kann der Beklagte dem klagenden Theile keine Genugthuung leisten, so wird er wider seinen Willen getrauet. Indessen kann man von vollzogenen Verlöbnissen zurücktreten, wenn eine solche Veränderung sich ereignet, wodurch man von Eingehung der Sponsalien selbst durchaus würde abgehalten seyn, besonders gehören hieher 1. nach geschlossenem Verlöbnisse Statt gehabte Untreue, 2. Verlust der Jungfrauschaft, 3. Verlust des Verstandes, 4. unheilbares oder doch sehr grosses körperliches Uebel, vorzüglich dann, wenn es den Zweck der Ehe verhindert, 5. ansteckende Krankheit, 6. Armuth, aber nur dann, wenn die Eingehung der Ehe dadurch unmöglich gemacht, und sie dem andern Verlobten vorher nicht bekannt war, 7. Ausübung eines peinlichen Verbrechens, oder einer doch entehrenden Handlung, 8. zwei- oder dreijährige bösliche Abwesenheit, 9. ein unbesieglicher Widerwille gegen den Verlobten; in diesem Falle bleibt aber der Zurücktretende zur Entschädigung verpflichtet. Noch bemerken wir, daß von zwei öffentlichen Verlöbnissen das frühere dem späteren vorgeht. Hat Jemand aber zuerst ein heimliches oder Winkelverlöbniß, und nachher ein öffentliches vollzogen, so geht das öffentliche dem heimlichen vor, obgleich dieses das frühere ist. Noch bemerken wir als Regel, daß wegen alles dessen, was den Grund zu einer Ehescheidung abgeben kann, auch die Aufhebung eines Eheverlöbnisses Statt findet.

Spontini (Gasparo), ein italienischer Componist, welcher durch zwei ausgezeichnete theatralische Compositionen die Vestalin und Ferdinand Cortez, in kurzer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf sich gezogen hat. Er ist ein Italiener von Geburt (zu Cesi, einem kleinen Städtchen im römischen Kirchenstaate den 14ten November 1778 geboren), aber nicht dem Charakter jener musikalischen Werke nach, Cimarosa's Schüler, ohne nur im gering-

sten an ihn zu erinnern. Nachdem er die ersten Anfangsgründe der theoretischen Musik unter dem berühmten Pater Martini zu Bologna, und unter Borroni zu Rom erlernt hatte, trat er in seinem 13ten Jahre in das Conservatorio de la Pietà zu Neapel, welches Sala und Traetta dirigirten. Im 17ten Jahre componirte er die Opera buffa: I puntigli delle donne, welche so großen Beifall fand, daß mehrere Theaterdirectoren in Italien sich bemühten, Opern von ihm zu erhalten. Im folgenden Jahre begab er sich nach Rom, wo er die Oper Gli amanti in cimento componirte, von da nach Venedig, wo er L'amor secreto schrieb, kehrte aber nach Rom zurück, und schrieb nach einem Text des Metastasio seine L'isola disabitata, welche er nach Parma schickte, denn er selbst folgte einem Ruf des Theaters zu Neapel. Hier erwarb er sich durch seine Oper L'eroismo ridicolo die Achtung Cimarosa's, dessen Schüler er ward, und mit dem er fünf Jahre bis zu seiner Abreise nach Palermo lebte. Nachdem er die letztere Oper componirt hatte, begab er sich nach Florenz, wo seine Opera seria: Il teseo riconosciuto mit großer Wirkung gegeben wurde. Nach seiner Rückkehr gab er in Neapel die beiden komischen Opern La finta filosofa und La fuga in Maschera, mit großem Beifall. Da sich der Hof von Neapel seitdem zu Palermo befand, so berief ihn der Director des königlichen Theaters dort hin, und trug ihm auf, zwei komische und eine ernste Oper zu schreiben. Die beiden erstern waren Il finto pittore und I quadri parlanti, die letztere Gli elisi delusi zur Geburt des königlichen Prinzen. Da das sicilianische Clima dem jungen Componisten nicht zusagen wollte, so kehrte er nach Rom zurück, wo er die Oper Il geloso e l'audace schrieb. Zu Venedig, wohin er darauf berufen wurde, schrieb er die beiden Opern Le metamorfosi di Pasquale und Chi più guarda, me non vede. Nachdem so Spontini vierzehn Opern, unter welchen elf komische und nur drei ernste, auf den vorzüglichsten Theatern Italiens gegeben hatte, faßte er den Entschluß, nach Paris zu gehen. Hier lernte man ihn zuerst durch seine Finta filosofa kennen, welche im J. 1804 im Theater der Opera buffa gegeben wurde, und an welcher man Gesang und Begleitung lobte. Darauf gab er auf dem Theater der opéra comique 1805 die Operette La petite maison, welche des Textes wegen durchfiel, und die Oper Milton, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Seitdem wollte Spontini nur für die kaiserliche Akademie der Musik schreiben. Er übergab der Kaiserin Josephine 1807 die Partitur seiner Oper La Vestale, und sie erhielt den zehnjährigen Preis von 10,000 Livres, wiewohl die öffentliche Stimme ihn den Barden von Lesueur zutheilte. Die Richter rühmten das Feuer und die Pracht dieser glänzenden Composition, und bewunderten vorzüglich „den Styl und den schönen Ausdruck von zwei großen Arien, zwei Chöre von religiösem und einschmeichelndem Charakter, und das Finale des zweiten Actes." Ein größerer Lohn ist ihm das Staunen der musikalischen Welt. Wir sagen Staunen; denn dies ist eigentlich die Stimmung, welche diese energische, leidenschaftliche Musik hervorbringt, an welcher neben vielen originellen und glänzenden Partien auch manches Triviale und Fehlerhafte im Satze zu finden ist. (Der vollständige Clavierauszug nach der französischen Partitur ist mit französischem und deutschem Text, von Friedrich Schneider gearbeitet, Leipzig, im Bureau de musique erschienen.) Im J. 1809 erschien eine zweite große Oper Spontini's auf dem kaiserlichen Operntheater, Fernand Cortez. Diese scheint, wenigstens in Deutschland, den Ruhm der Vestalin nicht erhalten zu haben. T.

Sporteln, Gerichtsgebühren, von dem lateinischen Worte sportula, ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik denen, die bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen seyn konnten, ihren Antheil an Speisen nach Hause schickte; welche Gabe nachher, unter der nämlichen Benennung, in Geld verwandelt wurde. — **Sporteltaxe**, gesetzliche Vorschrift, wie viel dem Richter für eine jede gerichtliche Handlung, oder dem Advocaten für jede Arbeit und Bemühung zukömmt. — **Sportuliren** wird gewöhnlich im schlimmern Sinne gebraucht; zu viel Gebühren ansetzen.

Sprache, Sprachorgane, das merkwürdige Eigenthum des Menschen, wodurch der Geist am bestimmtesten, vollkommensten und deutlichsten sein Inneres äußert und mittheilt. Obwohl sich derselbe durch Haltung des Körpers, Mimik des Gesichts und des Auges, insbesondere durch Gesticulation und Geberden, also durch sämmtliche Muskeln verräth, und dem Gesichte kund gibt, so geschieht dasselbe doch viel deutlicher und zugleich eigenthümlich noch für das Gehör durch das Respirationssystem, welches im Weinen, Seufzen und Lachen schon seine Tendenz, Stimme und Sprache zu erhalten, andeutet, und endlich wirklich in beiden wieder auf verschiedene Weise diesen Zweck erreicht. Auf das Gefühl bezieht sich der Ton und die Stimme, von dem Verstande dagegen wird die Sprache hervorgebracht und beherrscht. Nur was durch diesen hindurchging, wird und kann gesprochen werden. Ein jedes Gefühl, das sich durch Worte ausspricht, ist reflectirt, und wenn es rein und sehr lebendig ist, erstickt es die Sprache. Eine jede Idee der Vernunft muß, ehe sie ein Wort wird, die Region des Verstandes hindurchgehen und begriffen werden. Daher auch wirkt die Sprache durch das Gehör auf den Verstand besonders und zunächst ein, erweckt Gedanken, und durch diese erst Gefühle und Ideen. — Sie ist auf die Stimme gebaut, und diese dient der Sprache als Basis; sie ist an das äußerste Ende der Respirationswege und dahin verwiesen, wo die Muskeln dieses Systems der Willkür am meisten gehorchen; sie wird hervorgebracht durch die Bewegung der Zunge, des Gaumensegels und der Lippen; und wie mannichfaltig sind die Wirkungen dieser Organe! Wie viele Millionen von Worten werden durch diese wenigen Organe und ihr mannichfaltiges Spiel hervorgebracht! — Ein jedes Wort aber ist eine besondere Reflexion, und besteht auf dieselbe Weise und in derselben Bedeutung aus Buchstaben, wie der Organismus aus einzelnen Organen. So wie aber in den verschiedensten Organismen dieselben Organe immer wieder zu erkennen sind, so auch finden wir in dem zahllosen Heere von Worten immer dieselben Buchstaben wieder. Sie werden gewöhnlich und mit Recht in Vocale und Consonanten eingetheilt. Jene sind der Stimme nachgebildet, und werden durch die Lippen auf ähnliche Weise hervorgebracht, wie die Töne der Stimme durch den Kehlkopf, die verschiedene Form der Lippen erzeugt sie und die sogenannten Diphthongen, die durch mehrere Vocale hindurchgehen. Die Vocale sind die Basis, und verhalten sich zu den Consonanten wie passives zu activem; diese nämlich gewähren das dazu kommende Element der Sprache, und machen erst den Laut zum Worte. Sie werden eingetheilt nach den Organen, die bei ihrer Bildung vorzüglich wirken, und erhalten daher den Namen: Lippen- oder Labialbuchstaben (b, m, p, f, v, w,), wenn sie durch die Lippen ohne Beihülfe der Zunge gebildet werden, in den drei ersten wird der Laut unterdrückt, die letztern werden von einem Hauch, der durch die Lippen geht, begleitet. Zungen- oder Lingualbuchstaben sind: d, wobei der Rücken der Zunge leicht an den Rand der obern Zähne und den

Gaumen, t, wobei er stärker an dieselben Theile gedrückt wird; bei der Aussprache des l wird die Spitze der Zunge, bei der des n der ganze mittlere Theil flach an den vordern Theil des Gaumens gelegt. Das Zischen entsteht, wenn der Athem durch die Zähne geht, indem die Zunge entweder an die Zähne (wie beim s und z in unsrer Sprache) gelegt oder zurückgezogen wird (wie bei unserm sch oder dem französischen j). Mehrere Sprachen haben einen großen Ueberfluß an Zischlauten, der immer auf die erwähnten beiden Arten zurückgebracht werden kann. Bei der Aussprache der Gaumen- oder Kehlbuchstaben endlich wird entweder der Rücken oder die Spitze der Zunge auf verschiedene Weise an den Gaumen gebracht, oder sie wird zurückgezogen und niedergedrückt, und der Laut entsteht durch den Hauch oder die Zusammenziehung des Gaumensegels. Wird die Spitze der Zunge am Gaumen in einer zitternden Bewegung erhalten, so bildet sich das r. Bei unserm g wird die Wurzel der Zunge an den hintern, beim j der Rücken derselben an den vordern Theil des Gaumens gebracht; davon unterscheidet sich unser ch dadurch, daß der Rücken der Zunge flacher an den Gaumen gelegt, der Athem stärker hervorgestoßen wird. K endlich ist der reinste Gaumenbuchstabe, der durch die Mandeln und das Gaumensegel ohne Beihülfe der Zunge hervorgebracht wird. — Modificirt wird die Sprache a) durch die Stimme im Gesang (siehe Stimme); b) dadurch, daß eine größere oder geringere Menge von Luft in schnellere oder langsamere Bewegung gesetzt wird; der höchste Grad des ersten ist das Schreien, der niedrigste des andern das Leise- oder Heimlichreden; c) die Bauchredner sprechen anstatt mit den Lippen und der Zunge mit dem Gaumensegel und den Mandeln allein, und zwar während des Einathmens; d) die krankhaften Abweichungen bestehen in Sprachlosigkeit (alalia), oder in unvollkommner Aussprache (paralalia). Die erstere hängt am häufigsten von Taubheit ab, die das Erlernen der Sprache verhinderte, oder von Stimmlosigkeit (s. Stimme), oder von Entzündung, Geschwulst und andern Fehlern der Sprachorgane, die wir vorhin erwähnten. — Die letztere besteht entweder in einer allgemeinen Schwierigkeit zu sprechen, und wird dann magilalia genannt, oder in einer partiellen, so daß bei gewissen Buchstaben und Wörtern diese Schwierigkeit eintritt (bulbuties, Stottern), oder sie gibt sich auch durch unvollkommne Aussprache einzelner Buchstaben kund, und wird dann paralalia labialis, nasalis (naritas), lingualis, gutturalis, lambdacismus, rotacismus, sigmarismus genannt. Blaecitas heißt der Fehler in der Aussprache, wo die sogenannten harten Buchstaben mit den weichen, und umgekehrt verwechselt werden; batracholalia endlich der, wo von Zungengeschwulst (ranula) die Sprache so verändert wird, daß der Mensch mehr froschartig zu quaken als zu sprechen scheint. Alle Sprechfehler können nur dadurch gehoben werden, daß man theils die Ursachen derselben entfernt, theils eine große Aufmerksamkeit auf die Aussprache verwendet. B. P.

Sprache 1. subjective genommen, bedeutet die Fähigkeit eines Wesens, andern seine Vorstellungen, Begriffe und Empfindungen auf eine sinnlich vernehmbare Weise mitzutheilen. Beruhet diese Fähigkeit bloß in dem Vermögen, Empfindungen, ohne Begriffe, durch Töne zu erkennen zu geben, so ist es keine Sprache, sondern bloß Stimme. Im objectiven Sinne versteht man 2. unter Sprache einen Inbegriff von Bezeichnungsmitteln für Begriffe, Vorstellungen und Empfindungen. Nach der Art dieser Bezeichnungsmittel wird die Sprache wieder eingetheilt: a) in Wortsprache, in so fern man sich articulirter

Töne zur Darstellung der Begriffe und Vorstellungen bedient; ein Surrogat dieser Wortsprache ist die Schriftsprache, mittelst welcher man jene Töne durch geschriebene Zeichen andeutet; b) die Geberden- oder Minensprache, wo durch körperliche Bewegungen und Thätigkeiten, ohne Töne, Begriffe und Vorstellungen zu erkennen gegeben werden. (Man s. Geberde). Ihr Ersatzmittel zwischen Personen, die von einander entfernt sind, ist die Bilderschrift oder Bildersprache (Hieroglyphen, m. s. diesen Art.). Die Geberden- oder Minensprache kann, je nach dem man sich zu derselben bloß einzelner Theile des Körpers bedient, wieder besondere Benennungen haben z. B. Augensprache, Fingersprache ꝛc. Die letztere gebrauchen noch viele rohe Völker, besonders um ihre Begriffe von einer Menge oder Zahl auszudrücken. Unsere Begrüßungen durch Verneigung des Körpers u. s. w. sind gleichfalls ein Ueberbleibsel und ein Theil der Geberdensprache, indem fast alle Völker durch dieses Zeichen den Begriff von Hoheit des Begrüßten, oder von Unterwürfigkeit und Herablassung des Grüßenden ꝛc. auszudrücken suchten. Die erste Sprache war, in so fern sie Begriffe und Vorstellungen zum Gegenstande hatte, bloße Geberdensprache. So wie das Kind durch das Ausstrecken der Arme sein Verlangen, durch Schlagen, Stampfen und Abwenden des Hauptes seinen Unwillen, durch Zeigen mit dem Finger den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit andeutet, so bedienten auch die ersten Menschen sich der Geberden zum Ausdrucke ihrer Vorstellungen und Gedanken. Die ursprüngliche Schriftsprache war daher auch keine schriftliche Wortsprache, keine solche, wodurch articulirte Töne ausgedrückt wurden, sondern es war eine Bilderschrift, eine schriftliche Geberdensprache, welche dem Auge die Vorstellungen und Begriffe unmittelbar anschaulich machte. Der Stimme bediente man sich bloß zum Ausdrucke der Empfindungen oder zur Darstellung solcher Gegenstände, die mehr durch das Gehör als durch die Augen bemerkt werden. Man findet daher fast in allen, sowohl ältern als neuern Sprachen, daß Gegenstände der Art, die besonders auf das Gehör wirken, mit einem, ihren Schall nachahmenden, Worte bezeichnet werden, z. B. Donner, welches in mehreren Sprachen fast gleich klingt. So war die Stimme lange Zeit nur ein Hülfsmittel der Sprache, und diente in einzelnen Tönen bloß zum Ausdrucke unmittelbarer Empfindungen und zur Darstellung der durch das Gehör besonders vernehmbaren Gegenstände. Nur aus der Verbindung und Wiederholung jener einzelnen Töne entstand allmählig die Wortsprache, als Darstellungsmittel der Vorstellungen. Durch die Erweiterung des Kreises der menschlichen Begriffe wurde die Sprache auch reicher, und gewann hauptsächlich in dem engern gesellschaftlichen Leben an Mannichfaltigkeit und Ausbildung; denn für jeden Fortschritt in der Cultur, für jede neue Erfindung, für jede neugewonnene Bequemlichkeit des Lebens bedurfte die Sprache eines neuen Worts. Indessen kann man sich die Ausbildung der menschlichen Wortsprache nur immer als sehr langsam fortgehend denken. Man hatte nicht für alle Gegenstände, die den Sinnen sich darboten, nicht für alle Dinge, welche das Bedürfniß heischte, nicht für alle Handlungen, Thätigkeiten, Vorstellungen und Gedanken einen bestimmten Ausdruck. Daher bediente man sich zur Abhelfung dieses Mangels auch selbst damals, als schon eine Wortsprache Statt fand, der Geberdensprache, um das durch sichtbare Zeichen anzugeben, was man durch Worte nicht bezeichnen konnte. Allenthalben findet man, daß ein Volk um so mehr die Geberdensprache gebraucht, je roher es selbst, und je ärmer seine Wortsprache ist. Ja, man bemerkt selbst bei

den gebildetsten und leidenschaftlosesten Menschen, daß sie, wenn sie einer ihnen nicht geläufigen Sprache bedienen, schnell ihre Zuflucht allerhand, oft sonderbaren Gesticulationen und Geberden nehmen, sich verständlich zu machen. Geberdensprache also war die Grundl aller übrigen, sie ist noch jetzt die Gehülfin mündlicher Unterredung und es gibt viele Ausdrücke derselben, die bei vielen und oft bei a Nationen, so fremd sie einander auch seyn mögen, eins und dass bedeuten. So nimmt man fast allgemein z. B. das Winken mit flachen Hand nach der Brust zu als Auffoderung, sich zu nähern; Winken mit der flachen Hand nach dem Fremden hin als ein Geb sich zu entfernen; das Kopfnicken als Bejahung, das Schütteln Kopfes als Verneinung, und so ist es mit vielen andern Geberden, unter allen Völkern auf gleiche Weise verstanden werden. Obgl also die Geberdensprache die allgemein verständlichste ist, so war doch immer die ärmste, und sie konnte nicht zur Darstellung einer l gen Reihe von Vorstellungen, nicht zur Erzählung einer verwickelt durch mehrere Personen und Mittel bewirkten Handlung dienen; u daher ist es kein Wunder, daß sie, die anfangs Hauptsprache war, na her bloß Ersatzmittel für die Mängel der Wortsprache wurde. Je ster die Menschen in engern Kreisen sich aneinander anschlossen, de mehr Bestimmtheit erhielten die für gewisse Begriffe gewählten Tön denn erst aus den Tönen entstanden Wörter als Bezeichnungsmit der Sachen und Vorstellungen. Durch die immer steigende Mensche menge stieg auch der Verkehr, und es war daher nothwendig, daß m sich über die Bedeutung der Töne oder Wörter gegenseitig verständig Dies geschah theils mittelst der Geberdensprache, theils mittelst der nigen Wörter, über deren Bedeutung man schon einverstanden w So nahm ein Volksstamm, oder ein Gesellschaftskreis von Mensch die Wortsprache des andern an; so erweiterte sich das Gebiet der Wo sprachen immer mehr, und so endlich kam es auch, daß man oft einer und derselben Sprache mehrere Wörter findet, die nur einen B griff bezeichnen, denn jeder Volksstamm behielt die einmal für ei Sache gewählte Benennung, nahm aber der allgemeinern Verständli keit wegen auch die fremde Benennung in seinen Sprachschatz mit a Wenn man annehmen will, daß die ganze Menschenmasse ursprüngl auf einem nicht ausgedehnten Erdstrich gewohnt, und immer in fried chem Verkehr mit einander gestanden habe, so kann es seyn, daß s zu Anfange eine allgemein verständliche Wortsprache bildete. Alle hieran müssen wir zweifeln, denn ehe die Wortsprache entstand, lebt die Menschen vereinzelt in Familien. So wie ihre Menge imm wuchs, traten die verschiedenen Geschlechter, durch Verwandtschaf Zuneigung oder Bedürfniß dazu eingeladen, in abgesonderte Hauf zusammen. Der gesellige Verkehr war, theils wegen der Geringfüg keit der damaligen Bedürfnisse, theils wegen der Leichtigkeit, wom man sich dieselben verschaffen konnte, so gar groß nicht, sondern je Stamm oder Gesellschaftskreis (denn nicht alle die Menschen, wel in einem solchen Kreise zusammenhielten, mußten deßhalb auch Ein Stammvater haben) beschränkte sich größtentheils auf sich und sei nächsten Umgebungen. Es entstanden frühzeitig Kriege, wodurch d Verkehr unter den Menschen, und mit ihm die Verbreitung einer ihn allen verständlichen Wortsprache gehindert wurde. Daß mehrere gleic oder ähnlichlautende Wörter in vielen Sprachen einen und den näm lichen Begriff anzeigen, ist keineswegs ein Beweis, daß es ursprün lich nur Eine Sprache gegeben habe. Denn solche gleich- oder ähnli

lautende Benennungen in mehreren Sprachen für einen Gegenstand können entweder zufällig entstanden seyn, oder es sind auch Klangwörter, d. h. solche, womit man Sachen durch Nachahmung der Art und Weise, wie sie ins Gehör fielen, bezeichnet; oder es sind Wörter, die erst durch den spätern Verkehr der Völkerschaften eine Allgemeinheit erhielten, und sich von Munde zu Munde fortpflanzten. Denn eben so wenig, als man daraus, daß z. B. Kanone, Bajonnet, Citrone, Guillotine, sämmtlich und in allen Sprachen, wo man die Sachen selbst kennt, den nämlichen Gegenstand anzeigen, nach Jahrtausenden oder Jahrhunderten auf eine Abstammung aller menschlichen Sprachen von einer Muttersprache wird schließen können; eben so wenig kann dies deßhalb geschehen, weil die Wortbezeichnungen für Erde, Oel, Haben, Seyn 2c. in vielen Sprachen gleich, oder doch ähnlich klingen. Viele Wörter in den verschiedenen Sprachen sind sich dem Tone nach ähnlich oder gleich, und haben auch wirklich Eine Bedeutung, ohne deßhalb von einander abzustammen. Wer könnte wohl Armee von Agmen, so ähnlich diese Wörter auch dem Klange und der Bedeutung nach jetzt sind, herleiten wollen? Man kann hier als Regel annehmen, daß die Benennungen der Sachen um so mehr sich gleich oder ähnlich in mehreren Sprachen lauten, je mehr der Besitz der Sachen selbst ursprünglich nur auf Einen oder wenige Volksstämme beschränkt war. Je allgemeiner die Sachen waren, desto verschiedener sind in der Regel auch ihre Benennungen, wenn dies nämlich keine Klangwörter sind. Uebrigens kann auch die Aehnlichkeit der verschiedenen Benennungen durch die Aehnlichkeit des menschlichen Gehör- und Sprachorgans veranlaßt seyn. Noch weniger ist es zu verwundern, wenn Benennungen körperlicher unwillkürlicher Empfindungen sich in mehreren Sprachen ähnlich sind. Die Empfindungen des Schmerzes, der Angst, des Entsetzens, des Verwunderns 2c. sind ihrer Natur nach bei allen Menschen gleich, und entlocken ihm bei allen Völkern denselben unwillkürlichen und unarticulirten Ausruf. Kein Wunder, wenn die Bezeichnung solcher Empfindungen nach jenem Ausrufe gemodelt ward. Daß alle Wortsprachen ursprünglich bloß Benennungen sinnlich erkennbarer Dinge, und auch hier nur der allemeinsten Gegenstände enthielten, kann man leicht denken. Wollte man z. B. einen Apfelbaum andeuten, so nannte man vielleicht das Wort Baum, und bezeichnete die Art seiner Frucht, wenn man noch kein Wort dafür hatte, durch die Vorstellung des Essens. Substantive, welche einen in die Sinne fallenden Gegenstand, und Zeitwörter, die eine körperliche Thätigkeit, oder eine Empfindung anzeigten, waren wohl die ersten Wörter, die man bildete. Die Eigenschaftswörter folgten erst später, und bezogen sich bloß auf sinnlich erkennbare Eigenschaften. Ihnen zunächst entstanden unstreitig die Bestimmungswörter oder Adverbien. Begreiflich ist es, daß wegen der Armuth der ersten Wortsprachen, wo man für so viele tausend, jetzt allgemein bekannte Begriffe keinen andern, als höchstens einen schwankenden bildlichen Ausdruck hatte, wo man häufig mit Einem Worte mehrere, oft ganz von einander verschiedene Gegenstände andeutete, die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts in allen Sprachen, die nach und nach sich bildeten, so höchst ungewiß und zweideutig sind. Schon der bildliche, von sinnlichen Gegenständen hergenommene Ausdruck, dessen man sich für höhere Begriffe und Vorstellungen bediente, beweis't mehr die Armuth der Ursprachen, als den dichterischen Genius ihrer wenigen Schriftsteller. Wenn z. B. Moses den Schöpfer zum Abraham sagen läßt: Wandle vor mir und sey fromm, so will ich dein Schild und dein großer Lohn seyn! so war es

bloß Mangel an Worten für abstracte, intellectuelle Begriffe, der ihn nöthigte, diesen Gedanken durch drei sinnliche Darstellungsformen auszudrücken. Keiner seiner Zeitgenossen unter seinem Volke hätte das anders gekonnt. Die ersten wörtlichen Bezeichnungsmittel übersinnlicher Begriffe waren bloß von sinnlichen Gegenständen hergenommen: man ließ Gott in dem Donner fahren, um durch die Erinnerung an den Schall des Fahrens auch das Getöse des Donners zu bezeichnen. Man stellte Gott im Gewitter als einen Bogenschützen dar, der nach Menschenart seinen Bogen gespannt, und tödtliche (Geschosse) Pfeile darauf gelegt habe, womit er ziele, um dadurch ein zürnendes, rachsüchtiges, oder doch strafendes Wesen anzudeuten; und so veranlaßte diese bildliche, von sinnlichen Gegenständen hergenommene Art des Ausdrucks auch die sinnlichen religiösen Begriffe der Urwelt. Erst nach und nach entstanden eigenthümliche Benennungen für intellectuelle Begriffe, die aber größtentheils aus den Wortbezeichnungen sinnlich erkennbarer Gegenstände abgeleitet, und häufig auch aus Beschreibungen der Eigenschaften des intellectuellen Begriffs gestaltet wurden, z. B. Jehova, Elohim ꝛc. Natürlich waren die Sprachen an Bezeichnungsmitteln intellectueller Gegenstände weit ärmer, als an Benennungen sinnlich erkennbarer Dinge. Erst nach und nach lernte man durch eigenthümliche Wörter, ohne den Gebrauch von Umschreibungen oder Eigenschaftswörtern, die Eigenschaften und Grade intellectueller Begriffe darstellen, z. B. Ruhe, Heiterkeit, Fröhlichkeit, Freude, Entzücken, oder Erwartung, Verlangen, Sehnsucht. Die ersten Eigenschaftswörter waren größtentheils Substantive, und wurden, je nachdem der Genius der Sprachen es heischte, bald dem Hauptworte vor-, bald nachgesetzt, um darnach zu wissen, was bezeichnet werden sollte, z. B. Fruchtbaum, ein Baum, welcher Früchte trägt, Baumfrucht eine auf einem Baum gewachsene Frucht. Ob ein Substantiv, wenn es als Eigenschaftswort gelten sollte, dem Hauptwort vor- oder nachgesetzt werden sollte, darüber entschied die Gewohnheit und der Sprachgebrauch auf höchst verschiedene Weise; und auch dies verursachte nebst so vielem Andern manche Irrthümer in den schriftlichen Ueberlieferungen älterer Völker. Ob die ersten Wortsprachen bloß aus verschiedenartig zusammengesetzten Vocalen, oder aus diesen und Consonanten zugleich gebildet wurden, darüber läßt sich nichts Entscheidendes bestimmen. Denn obgleich die Vocale, oder lauten Buchstaben, durch einen Hauch leichter scheinen hervorgebracht zu werden, als die Consonanten, bei denen dies gewöhnlich durch den Druck der Zunge, durch Zusammenpressen der Lippen u. s. w. geschieht; obgleich auch der durch die Empfindungen veranlaßte unwillkürliche und unarticulirte Ausruf, z. B. A! I! Ei! meistens, und bei fast allen Völkern in Vocalen oder Diphthongen besteht; so gibt es doch ebenfalls solche unwillkürliche Ausrufe, die mit Hülfe von Consonanten bewirkt werden. Außerdem sind ja die durch Empfindung hervorgebrachten unarticulirten Ausrufungen nicht allein als ursprüngliche Grundlage der Wortsprache zu betrachten, sondern auch die Nachbildung hörbarer Gegenstände durch Töne, zu deren Hervorbringung häufig Consonanten erfodert werden. Ueberdies würden die wenigen Vocale mit allen ihren Doppellautern selbst nicht für die ursprünglichen Bedürfnisse der Menschheit zugereichet haben. Hätte man selbst diesem Mangel durch Zusammensetzung der Vocale und der Doppellauter abhelfen wollen, so wäre ja dadurch eine unerklärbare Zweideutigkeit der Sprache entstanden, indem schon jeder Vocal und jeder Diphthong an und für sich einen

Begriff andeuten sollte. Denn durch die Zusammensetzung mehrerer Vocale zur Darstellung Eines Begriffs oder Einer Vorstellung wäre mit einmal eine Menge von Begriffen dargestellt, und die größte Verwirrung erregt worden. Außerdem würde aber auch eine aus lauter Vocalen und Diphthongen bestehende Sprache, wenn sie anders denkbar wäre, wegen des beständig geöffneten Mundes und des fortwährenden Aushauchens, vermittelst dessen der Ton der lauten Buchstaben gebildet wird, die höchste Beschwerde für den Sprechenden gehabt haben. Daher sind wir überzeugt, daß bei der frühesten ursprünglichen Wortsprache schon die Consonanten gebraucht wurden, und daß ohne diese eine, Begriffe und Vorstellungen darstellende, Wortsprache eben so wenig denkbar ist, wie eine durch das Gehör vernehmbare, nur aus Consonanten gebildete Sprache, falls diese nicht aus einem bloßen Zischen bestehen soll. Die Wörter der Ursprachen waren übrigens kurz, ein-, zwei-, höchstens dreisylbig, und wurden erst dadurch lang, daß sie aus Umschreibungen, oder aus mehreren Wörtern zusammengesetzt wurden. Die Ursprachen veränderten sich häufig, je nach dem die Völker in nähern Verkehr kamen; andere Sitten, Natur- und Kunsterzeugnisse, Begebenheiten und Erfindungen gaben sowohl Veranlassung zu neuen Wörtern, als auch dazu, daß man die vorhandenen Benennungen oft auf andere, von den ursprünglichen Begriffen ganz verschiedene Gegenstände anwandte. Hatte man für mehrere verschiedenartige Begriffe nur Eine Benennung, so suchte man den Unterschied, der durch das Wort bezeichneten Begriffe durch die Betonung des letztern bemerklich zu machen, oder man errieth auch schon aus der Wortfügung, was bezeichnet werden sollte. Erst unter der Hand der ältesten Dichter erhielt die Sprache eine höhere Bedeutung, ein frisches jugendliches Leben; da aber die frühern Gesänge dieser Dichter nur von Munde zu Munde fortgepflanzt wurden, und folglich viele Abänderungen erlitten, so kann man annehmen, daß erst durch die Schreibekunst (die eigentliche Buchstabenschrift) und deren allgemeinere Verbreitung die Sprachen Dauer und Festigkeit erlangten. — Uebrigens theilt man noch die Sprachen ein: 1. in lebende und todte. Todt heißt eine Sprache, die durch den Abgang eines Volks, dem sie eigenthümlich war, aufgehört hat, Sprache einer ganzen Nation zu seyn, wenn sie auch noch unter gewissen Classen von Menschen, selbst bei mehreren Nationen im Gebrauch ist, z. B. das Altgriechische, Lateinische, Hebräische. Lebend ist eine solche Sprache, die von einem noch bestehenden Volke, deren ursprüngliches Eigenthum sie war, gebraucht wird; 2. Haupt- und Nebensprachen, jene, die ihre eigene, diese, die ihre Entstehung einer andern Sprache zu verdanken haben, wie z. B. die italienische der lateinischen, die holländische der deutschen Sprache; daher man sie auch abgeleitete Sprachen nennt. Als Hauptsprachen betrachtet man in Europa a) die altgriechische, b) die lateinische, c) die altdeutsche, d) die slawische Sprache. Auch nennt man diese Hauptsprachen oft Mutter- die abgeleiteten hingegen Tochtersprachen. Indessen versteht man unter Muttersprache in Beziehung auf eine Person gewöhnlich die Sprache des Landes, worin jemand von einheimischen Aeltern geboren ist. (M. s. hier Buchstaben, Hieroglyphen, Schreibekunst, Sprachlehre.). N. P.

Sprachlehre (allgemeine oder philosophische), die Darstellung und Entwickelung der allgemeinen Gesetze der Menschensprache überhaupt, die Wissenschaft der wesentlichen Formen aller Sprachen. Sie hat es folglich nur mit dem Allgemeinen, Nothwendigen zu

thun, und verweist das Eigenthümliche einzelner Sprachen als fr
artig und unzugehörig aus ihrem Kreise. Dadurch unterscheidet sie
von der besondern Sprachlehre, der sie die Aufführung und
gliederung aller jener bloß empirischen Bestandtheile überläßt. (
deswegen kann sie aber auch nicht auf dem bloßen Erfahrungswege
Vergleichung zu ihrem Ziele gelangen; sie muß, will sie anders
sichere Grundlage jeder weitern Sprachforschung ihren Zweck erfü
ihre Begründung tiefer suchen. Und wo wollte sie diese anders fin
als da, wo das, was aller Sprache zum Grunde liegt, der Geda
seinen Ursprung nimmt? wo anders, als in dem Denkvermögen selbst
Sprache ist Darstellung des Gedachten durch articulirte Laute;
Darstellung aber hängt von dem Darzustellenden ab, und die Ge
an welche der Gedanke gebunden ist, müssen auch für die sinnliche
scheinung desselben bindende Kraft haben. Indem die allgem
Sprachlehre lediglich von diesem innern und nothwendigen Zusamm
hange zwischen Vorstellung und Darstellung ausgeht, und die Ei
thümlichkeiten der in der Erfahrung gegebenen Sprachen nur zur Erl
terung und Bekräftigung ihrer Grundsätze herbeizieht, ist ihr Standp
ein philosophischer, von dem sie nicht abgehen darf, ohne auf
wissenschaftliche Bedeutung und auf die allgemeine Gültigkeit i
Gesetze Verzicht zu leisten. Sie ist darum auch, nicht mit Unre
Philosophie der Sprache genannt worden. — Es entsteht zunä
die Frage, welches das Nothwendige sey, das, ungeachtet aller scheinb
Willkür im Einzelnen, jeder vorhandenen Sprache gemein seyn müsse.
liegt am Tage, daß dies nicht die durch Willkür oder Zufall entstan
Zusammenfügung einzelner Laute zu ganzen Wörtern seyn könne. Hie
nirgend ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Zeichen und
Bezeichneten; selbst die sogenannten Naturlaute machen keine Ausnah
da sie als Nachahmungen wohl in ihrer Form, nicht aber in ihrem Vorh
denseyn den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen. Eben so we
können die mannichfaltigen Arten der Umbiegung und Umwandelung,
sie in den einzelnen Sprachen getroffen werden, hieher gehören, da
sie sich völlig unabhängig von der ursprünglichen Form des Denk
gestalten. Es bleibt demnach für das Gebiet der allgemeinen Spr
lehre nichts übrig, als das Geschäft, das Daseyn der allgemei
grammatischen Formen (der Redetheile) aus der W
samkeit des Vorstellungsvermögens abzuleiten und zu erklären, und
Verbindung derselben zu Sätzen und Satzreihen log
zu begründen. In Hinsicht des Ersteren mag bei drängender Kürze
Raums Folgendes genügen. — Erst mit dem logischen Satze tritt
gentliche Sprache ein, und in ihm, als der einfachsten Aeußerung
urtheilenden Verstandes, müssen sich die wesentlichsten Arten der W
ter nachweisen lassen. Jeder Satz enthält zunächst einen selbstständ
oder selbstständig gedachten Begriff, Subiect, und einen zweiten,
selbstständigen, der von jenem ausgesagt werden soll, Prädicat
Attribut. Beide werden im Satze durch die Bedingung
Selbstständigkeit und Eigenschaft, durch das Seyn, dessen Be
eben darum mit seinem logischen Namen die Copula heißt, zur
heit verknüpft. Für einen jeden dieser Begriffe muß es in der Spr
eine eigenthümliche Classe von Wörtern geben. Sonach entspricht
Subiect, als dem Selbstständigen, das Substantiv (Hauptwo
dem Prädicat das Attributiv oder Adiectiv (Eigenschaftsw
und der Copula das Verbum (Zeit- oder Wandelwort). Diese
Wörterarten bilden eben so die Grundlage aller Rede, wie die il
entsprechenden Begriffe die Grundlage alles Denkens ausmachen,

daß jedoch deßwegen mit ihnen der Umfang des nothwendigen Wörtervorraths einer Sprache erschöpft wäre. Eben so wenig als das Denkvermögen bei jener einfachsten Leistung stehen bleibt, eben so wenig kann sich die Sprache auf die genannten Wörterarten beschränken, vielmehr tritt, sobald sich der einfache Satz zum ausgebildeten und zusammengesetzten erweitert, das Bedürfniß andrer Wörter ein, deren Arten nach den verschiedenen Verhältnissen, die sie in der Rede bezeichnen, verschiedene Namen erhalten. Das Wort, welches die mangelhafte Selbstständigkeitsform des Substantivs ergänzt, heißt Artikel (Selbstſtands-Geschlechtswort); Wörter, welche in dem Satze das Substantiv vertreten, heißen Pronomina (Personwörter); solche, welche ein Verhältniß des Substantivs zu einem andern bezeichnen, Präpositionen (Verhältnißwörter); diejenigen, welche die Zahl des selbstständigen Gegenstandes ausdrücken, Numeralia (Zahlwörter); Wörter, welche das Wie und Wann des Prädicats bestimmen, Adverbia (Umstandswörter); Wörter endlich, welche das Verhältniß mehrerer Sätze zu einander darstellen, Conjunctionen (Bindewörter). Die allgemeine Sprachlehre hat die hier genannten wesentlichen Formen der Rede (Redetheile, partes orationis) nicht bloß aufzuzählen, worauf wir uns beschränken mußten, sie bestimmt auch das Wesen und die Bedeutung derselben, d. h. sie entwickelt ihr Verhältniß zum logischen Satze nach allen denkbaren Beziehungen. Auf diesem Wege gelangt sie zugleich zu den verschiedenen Unterarten dieser allgemeinen Formen, deren genaue Bestimmung einen zweiten Haupttheil ihrer Forschungen ausmacht. Vergl. als Beispiel den Art. Substantiv. Endlich stellt sie die ersten Grundsätze der Wortfügung auf, befaßt sich aber natürlich auch hier nur mit dem Allgemeinsten, für alle Sprachen Gültigen, indem sie zuvörderst das nothwendige Verhältniß der Abhängigkeit einzelner Redetheile von einander darthut, und dann die Verbindung derselben zu ganzen Sätzen und Satzreihen nach allen logisch-möglichen Beziehungen durchgeht. Vergl. den Art. Syntax. — Dies mag hinreichen, um das Gebiet der allgemeinen Sprachlehre zu bezeichnen. Es erhellt aus dem Gesagten, daß unsere Wissenschaft keineswegs ein Resultat der vergleichenden Sprachlehre seyn kann, sondern vielmehr dieser, welche auf einem lediglich empirischen Wege das Gemeinsame mehrerer vorhandenen Sprachen auszumitteln sucht, als nothwendige Grundlage vorausgehen müsse. Eben so springt der Unterschied der allgemeinen und besondern Sprachlehre in die Augen. Während es jene nur mit dem Nothwendigen, aller Sprache Gemeinschaftlichen zu thun hat, beschränkt sich diese auf die in der Erfahrung gegebenen, durch Bedürfniß und Zufall erzeugten Eigenthümlichkeiten irgend einer einzelnen Sprache, indem sie aus jener nur die leitenden und verbindenden Grundsätze in ihren Kreis herüberzieht. — So klein auch nach dem hier gegebenen Umrisse der Umfang dieser Wissenschaft zu seyn scheint, so wichtig und unentbehrlich ist sie doch als Grundlage jeder ernstern Sprachforschung; namentlich kann ihrer die besondre Sprachlehre, wenn sie nicht eine auf das bloße Gerathewohl angestellte Zusammenordnung willkürlicher Regeln seyn will, schlechterdings nicht entbehren. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob jede sprachliche Eigenthümlichkeit in der allgemeinen Sprachlehre ihre Begründung fände, was nur dann der Fall seyn könnte, wenn die Bildung der einzelnen Sprachen, frei von allen Einflüssen des Zufalls und der Willkür, das reine Erzeugniß eines prüfenden, sorgsam abwägenden Verstandes wäre. Auch hier ist ein Ideal nothwendiger Form, dem in

der Erscheinung nichts vollkommen entspricht. Unsere Wissenschaft maßt sich nicht an, zu bestimmen, was allen Sprachen gemein seyn müsse; sie will nur zeigen, was allen gemein seyn sollte, und kümmert sich bei Aufstellung ihrer Gesetze durchaus nicht um die abweichenden Einzelnheiten des Vorhandenen. Ihre Wichtigkeit ist erst in neuern Zeiten recht erkannt worden, und hat ihr viele wackere Bearbeiter gewonnen. Dahin gehören unter den Engländern: Jac. Harris (Hermes oder philosophische Untersuchungen über die allgemeine Grammatik, übersetzt von Ewerbeck, 1788) und Monboddo (von dem Ursprunge und Fortgange der Sprachen, übersetzt von E. A. Schmidt, mit einer Vorrede von Herder, 1784); unter den Franzosen: Sylvestre de Sacy (Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre, bearbeitet von Vater, 1804); unter den Deutschen: J. Sev. Vater (Versuch einer allgemeinen Sprachlehre u. s. w. 1801) und A. F. Bernhardi (Allgemeine Sprachlehre, 1800 — 1803). K. F.

Sprachreinigung, Ausscheidung des Fremdartigen aus der Sprache, ein Gegenstand, der in frühern Zeiten oft schon in Anregung gekommen, mehrmals wieder in Vergessenheit gerathen, neuerdings aber mit verdoppelter Lebhaftigkeit aufs neue ergriffen worden ist. Als das Joch der fremden Zwingherrschaft von Deutschland fiel, war es wohl ein sehr verzeihlicher Wunsch, auch die Sprache von den fremden Einflüssen befreit zu sehn, denen sie bis dahin, sich selbst und der Wissenschaft zu unläugbarem Nachtheil, unterlegen hatte. Es fehlte nicht an rüstigen Männern, die mit Kraft der Ausländerei in Rede und Schrift den Krieg ankündigten, freilich auch nicht an solchen, die ihr das Wort redeten, oder sie wenigstens unter gewissen Beschränkungen in Schutz nahmen. Jetzt, nachdem die erste leidenschaftliche Hitze verraucht ist, und die ruhigere Stimme der Ueberlegung wieder frei geworden, jetzt erst möchte es an der Zeit seyn, die Gründe für und wider von neuem der Prüfung zu unterwerfen. Wir maßen es uns nicht an, dieses auf dem Raume weniger Zeilen zu vollenden; es kann hier nur unser Zweck seyn, zuvörderst zu zeigen, was der Sprachreiniger beabsichtige, dann einen Maßstab zur Würdigung seiner Bestrebungen an die Hand zu geben, und endlich in aller Kürze auf das aufmerksam zu machen, was bis hieher für die Sache geschehen. — Die Sprachen sind entweder ursprüngliche oder abgeleitete. Jene, in ihrem Wesen durch und durch eigenthümlich und selbstständig, bilden sich aus sich selbst heraus, sie tragen die Wurzel jeder möglichen Form in sich, und mußten, stünden sie nur unter dem Einflusse sorgsamer und geschickter Pfleger, gleichen Schritt halten mit der steigenden Bildung der Völker, in deren Munde sie leben, d. h. die Gesammtheit ihrer Formen müßte an Umfang der jedesmaligen Anzahl herrschender Vorstellung vollkommen entsprechen; diese dagegen, ohne selbstständiges Leben, ruhen mit ihren Wurzeln in dem fremden Boden, aus dem ihr Daseyn hervorgegangen. In solchen kann von Sprachreinigung im vollsten Sinne des Wortes nicht die Rede seyn. Unvermögend, aus eigner Fülle Neues zu erzeugen, bleibt ihnen nichts übrig, als aus der Ferne herbeizuholen, was ihnen die Nähe verweigert; und sie können dies um so unbedenklicher, da ihnen der Vortheil lebendig-anschaulicher Wortbildungen von Haus aus versagt ist. Man vergleiche nur in dieser Hinsicht die französische mit der deutschen Sprache, und in beiden die nächsten besten Bezeichnungen unsinnlicher Vorstellungen, wie notion, jugement, sentence, proposition, fantaisie etc. mit Begriff, Urtheil, Satz, Einbildungskraft und unzähligen andern.

Unter den gebildeten Sprachen Europa's hat die deutsche allein Anspruch auf den Namen einer ursprünglichen, und folglich auch alle damit verbundenen Rechte. Es ist nicht zu läugnen, daß sie in frühester Zeit schon eine Menge fremder Beimischungen erfahren hat. So fern dies vor Entstehung eigentlicher Schriftsprache geschah, konnte der Sprache selbst kein wesentlicher Nachtheil daraus erwachsen, vielmehr müssen solche Beimischungen, da sie in dem Munde des Volks bald allen Zeichen fremder Herkunft entsagten und in Bau, Klang und Umendung sich den schon vorhandenen Formen völlig gleich gestalteten, als wahre Bereicherungen angesehen werden. Wer siehet Wörtern, wie: Fenster, Pforte, Meister, Wein u. a. ihren ausheimischen Ursprung an? Seit Jahrhunderten eingebürgert, haben sie sich in aller Weise mit den Urbildungen der Sprache verbrüdert, und gleiche Rechte mit diesen erworben. Als aber später eine deutsche Schrift- und Gelehrtensprache sich zu bilden anfing, machten sich Sprachunkunde und Bequemlichkeit kein Gewissen daraus, ein Fremdwort nach dem andern einzuschwärzen, und als nun vollends zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein lebhafterer Verkehr mit dem höflicheren, witzigeren und feiner gebildeten Nachbarvolke anhob, und die Vornehmen, wie in andern Stücken, so in Ausländerei und Fremdsucht die Neigungen der mittlern und niedern Stände bestimmten, da drangen jene unzähligen todten, wurzellosen, undeutschen Wörter ein, die noch jetzt unsere reiche, fügsame Sprache verunstalten, und gegen welche die Reinigungsversuche so manches wackern Sprachforschers in früherer und letzter Zeit gerichtet waren. Scheu zogen sich nun die heimischen, regelrichtig gebildeten Ausdrücke vor dem vornehmen Scheinklange eines fremden Wortthums zurück, das viel zu stolz war, um den Zeichen der Fremdheit zu entsagen. So erhielten wir Wortbildungen, die, wie Einwanderer pflegen, weder fremd noch einheimisch seyn wollten, wie: barbier, rasiren, Frisur, Antiquität, Majestät, Genialität, praesumiren und viele andere. Daß solche eingeschwärzte Formen die Einartigkeit der Sprache stören, ist einleuchtend; daß sie als todte, wurzellose Bildungen auf alle lebendigere Bedeutsamkeit und Anschaulichkeit Verzicht leisten müssen, ist gleichfalls unläugbar; die Rathsamkeit einer durchgreifenden Sprachsichtung kann demnach wohl kein Unbefangener in Zweifel ziehn. Es fragt sich nur noch, ob sie auch möglich sey. Ueber die Fähigkeit der deutschen Sprache, mit wenigen Ausnahmen für jedes auszuscheidende Fremdwort hinlänglichen Ersatz darzubieten, kann bei ihrem Reichthume an brauchbaren, bildsamen Wurzeln und an guten, in der Schriftsprache noch unbenutzten mundartlichen Formen, so wie bei ihrer großen Freiheit in Bildung neuer Wörter durch Ableitung und Zusammensetzung kein Zweifel entstehen. Nur darf man nicht zu viel wollen auf einmal; nur darf man nicht glauben, als ob es nur einen Weg der Verdeutschung, den der Uebersetzung, gebe. In jeder Sprache giebt es Benennungen, die in der eigenthümlichen Denkweise des Volks ihren Grund haben. Solche wortgetreu übersetzen, hieße nichts anders, als freiwillig auf Selbstständigkeit und Volkthümlichkeit der Muttersprache Verzicht leisten. Es findet sich gewiß bald ein anderes, das, unserer Art zu sehen, näher verwandt, den darzustellenden Begriff faßlicher ausspricht, faßlicher wenigstens, als der bedeutungslose fremde Klang. Aber vielleicht wird, was an sich wohl möglich ist, durch die Eigenthümlichkeit derer, für die es geschieht, und durch deren Begünstigung es allein gedeihen kann, unausführbar? Unstreitig bieten sich von dieser Seite die meisten Schwierigkeiten dar.

Jede neue Erscheinung, sie sey noch so trefflich, findet ihre Gegner; der alte Rock trägt sich immer bequemer, als der neue. Dazu die oberflächliche Allwisserei unserer Zeit, der das nächste, geläufigste Wort eben auch als das beste erscheint, gesetzt auch, es ließe den inwohnenden Begriff nur errathen. Darf man sich noch wundern, wenn die ernstlichst gemeinten Versuche unserer Sprachreiniger von allen Seiten, von Gelehrten und Ungelehrten mit Hohn und Verspottung empfangen worden sind? Doch Schwierigkeit begründet noch keine Unmöglichkeit. Was die Zeitgenossen verwarfen, ergreift mit Liebe vielleicht die Zukunft; was im Ganzen und auf einmal keinen Eingang fand, erwirbt sich vielleicht, ist es nur sonst gut, im Einzelnen und allmählig eine freundliche Aufnahme. Darum werde jeder geistvolle Beitrag mit Liebe begrüßt, nicht verschrien und verlacht, wie in der letzten Zeit so oft wohl geschehen ist: Was seit zwei Jahrhunderten von so vielen Trefflichen, trotz alles Widerstrebens ihrer Zeit, immer wieder von neuem mit Ernst und Begeisterung ergriffen worden, kann doch wohl nicht so ganz verwerflich seyn. Hier nur noch eine flüchtige Uebersicht des Wichtigsten, was für die Sache der Sprachreinigung in früherer und späterer Zeit gethan worden ist. Schon Martin Opitz spricht manch treffendes Straf- und Mahnwort gegen Sprachmenger und Sprachverderber in seinem Buche von der deutschen Poeterei. Weiter ging Philipp von Zesen; Reinigung und Fortbildung der Sprache war sein Hauptzweck, den er nicht nur in dahin einschlagenden Schriften (vorzüglich in seinem Rosenmond, Hamburg 1651), sondern auch als Stifter eines bloß zu diesem Ende errichteten Vereins mit schwärmerischer Liebe verfolgte. Der letztere bestand zu Hamburg unter dem Namen der deutschgesinnten Genossenschaft vom J. 1643 bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts. Aehnliche gleichzeitige Verbrüderungen zu gleichem Zwecke waren: die fruchtbringende Gesellschaft zu Weimar seit 1617, der Blumenorden an der Pegnitz zu Nürnberg seit 1644, der Schwanenorden an der Elbe seit 1660. Erfolgreicher aber als die Bemühungen dieser Vereine war die Wirksamkeit einzelner tüchtiger, für die Sache begeisterter Männer. Leibnitz schrieb zwar selbst wenig in deutscher Sprache, wirkte aber thätig für ihre Geschichte und Vervollkommnung. Er erklärte wiederholt, daß unter allen lebenden Sprachen für die Darstellungen einer wahren Philosophie keine geeigneter sey, als die deutsche. (S. u. a. Leibnitii diss. de Stilo philosophico, und seinen deutschen Aufsatz von der Verbesserung der deutschen Sprache.) Die Richtigkeit seiner Behauptung bewährte sich bald in den rechtswissenschaftlichen und philosophischen Darstellungen zweier Männer, Ch. Thomasius und Ch. v. Wolfs, Namen, die nicht bloß in der Geschichte der genannten Fächer, sondern auch in der der Sprache immer einen ehrenvollen Platz behaupten werden. Wie Klopstock, der kühne, glückliche Sprachbildner, über unsern Gegenstand dachte, ist bekannt; läßt er doch die Sprache selbst ihren Verunstaltern zurufen:

„Wer mich verbrittet, ich haß' ihn! mich gallizismet, ich haß' ihn!
Liebe dann selbst Günstlinge nicht, wenn sie mich zur Quiritinn
Machen, und nicht, wenn sie mich verachä'n. Ein erhabenes Beispiel
Ließ mir Hellänis; sie bildete sich durch sich." —

Voßens, des unübertrefflichen Uebersetzers, Verdienste um allseitige Sprachbereicherung, wer kennt sie nicht? Wer weiß es nicht, wie er, die Eigenthümlichkeiten der Mundarten mit Umsicht benutzend, in ihnen eine neue, unversiegbare Quelle der Sprachbereicherung eröffnete? Ganz eigentlich aber als Sprachreiniger machen auf den Dank der Zeit-

genossen Anspruch: Campe (Ueber die Reinigung und Bereicherung der Sprache, drei Versuche, 1791 — 1795, und: Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke, Braunschweig 1801. Ferner: Wörterbuch der deutschen Sprache, 4 Thle, Braunschweig 1810); Kinderling (Ueber die Reinigung der deutschen Sprache rc., Berlin 1795); Heynatz (Versuch eines deutschen Antibarbarus, 2 Thle, Berlin 1797); Wolke (in mehrern Werken); Jahn Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes, Leipzig 1806); Kolbe (Ueber Sprachmengerei u. s. w.); Radlof (Ueber die Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten, 1811), und K. Müller (Allgemeines Verdeutschwörterbuch der Kriegssprache, Leipzig 1814). Auch Heinsius Sprach- und Sittenanzeiger verspricht Gutes. Mehr als von den obengenannten Vereinen läßt sich von der jüngst zu Berlin gegründeten Gesellschaft für deutsche Sprache erwarten, da sie nicht nur unter ihren Vorstehern und Pflegern Sprachforscher, wie Zeune, Jahn, Heinsius und Wolke, sondern auch unter ihren übrigen Mitgliedern mehrere um deutsches Volk- und Wortthum hochverdiente Männer zählt. Die verständig geordnete Sammlung ihrer Gesetze ist im J. 1816 im Druck erschienen, doch bis jetzt, so viel wir wissen, nur unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt worden. K. F.

Sprachrohr. Dieses besteht aus einer, aus etwas dickem Blech gefertigten, oben engen, nach unten zu aber sich etwas erweiternden, kegelförmigen Röhre. Eigentlich soll das Sprachrohr ein parabolischer und an seinem Brennpunkte abgeschnittener Kegel seyn, wo dieser mathematische Punkt in den Mund des Sprechenden fällt. Morland war 1760 in England der Erfinder dieses sinnreichen Werkzeugs, das dazu dient, die Stimme desjenigen, der es an den Mund setzt, auf eine sehr große Entfernung noch verständlich zu machen. Wenn in einem gewissen Punkte ganz leise geredet wird, so wird in einer gewissen Entfernung gar nichts davon vernommen werden, weil zu wenig Schallstrahlen dahin gelangen; in dem Sprachröhre werden aber diese Strahlen zu wiederholtenmalen reflectirt, und gelangen endlich alle bis zu dem Ohre des Hörenden. P. S.

Sprachsäle sind so gebaut, daß derjenige, welcher in der einen Ecke desselben steht, alles hört, was in der gegenüberstehenden Ecke ganz leise gesprochen wird, ohne daß die dazwischen befindlichen Personen etwas davon vernehmen. Solche Gebäude sind allemal elliptisch gewölbt, und desto vollkommner, je härter und glätter ihr Gewölbe ist. Die beiden Brennpunkte der Ellipse liegen in den Ecken des Sprachsaals, und seine Mauern gehen an ihnen lothrecht etwa 5 Fuß bis zu dem Gewölbe in die Höhe. Hält daher ein Mensch in der einen Ecke seinen Mund an dieselbe, so werden die Tonstrahlen insgesammt dahin zurückgeworfen, wo das Ohr des andern Menschen liegt, und dieser hört alles, während daß die weit näher stehenden Personen nichts vernehmen. P. S.

Sprecher (englisch Speaker) oder Redner im großbritannischen Parlamente, ist eine Person, welche im Namen der übrigen Glieder das Wort führt. Beide Parlamentshäuser haben ihren besondern Sprecher, welchem, wenn er ein- und ausgeht, das Scepter vorgetragen wird. Bei dem Oberhause vertritt diese Stelle der Lordkanzler oder Großsiegelbewahrer (der, wenn der König zugegen ist, hinter dessen Himmel oder Baldachin steht, oder auch auf dem ersten Wollsack zur Seite des Himmels sitzt, und das große Siegel, wie auch ein silbernes

vergoldetes Scepter neben sich liegen hat). In dem Unterhause oder Hause der Gemeinen hat allein der Sprecher einen Stuhl, welcher in der Mitte steht, und der Actuarius einen neben seinem Tische. Wenn der König im Parlament erscheint, gibt man dem Unterhause Befehl, seinen Sprecher zu erwählen, welches ohne königlichen Befehl nicht geschehen darf. Hierauf gehen die Glieder der Gemeinen von den Schranken des Oberhauses zurück in ihr Gemach, und wählen aus ihrem Mittel einen Sprecher oder Redner, welches in der Regel ein wohlerfahrner Rechtsgelehrter ist, und den sie dem Könige am folgenden Tage vorstellen. Wenn der König ihn für gut erkennt, so schlägt der Erwählte zum Schein diese Ehre aus; nachdem er aber genöthigt worden, solche anzunehmen, bittet er den König um drei Vergünstigungen; 1. daß die Gemeinen, so lange das Parlament sitzt, Zutritt bei ihm haben; 2. um die Freiheit, ihre Meinung frei in dem Unterhause zu sagen; 3. Freiheit von allen Arresten, welche Punkte der König bewilligt.

Spree (wendisch Sprowa), ein Fluß, entspringt in dem sächsischen Antheil der Oberlausitz, zwischen den Dörfern Ebersbach und Gersdorf, unweit der böhmischen Gränze, nimmt in ihrem Laufe mehrere kleine Flüsse auf, durchschneidet in der Niederlausitz mit mehr als 300 Armen den Spreewald, geht durch den Schwilochsee, von wo an sie schiffbar wird, dann bei Berlin vorbei, bildet daselbst eine Insel, auf welcher ein Haupttheil dieser Residenz, Cöln an der Spree, gebaut ist, und fällt unterhalb Spandau in die Havel. Sie ist durch den Friedrich-Wilhelms-Canal mit der Oder verbunden (s. Canäle). — Der Spreewald in der Niederlausitz, der von der Spree durchströmt wird, ist ein sechs Meilen langer Bruch, der mit vielem Laubholze bedeckt ist, aber auch viel Wiesen, Huthungen und Aecker enthält. Viehzucht und Fischerei sind sehr beträchtlich. Nicht nur die benachbarten, sondern auch entfernte Gegenden werden aus diesem Landesstriche mit den meisten Lebensbedürfnissen versorgt.

Sprengel (Matthias Christian). Dieser verdienstvolle Historiker, der als Professor der Geschichte und erster Bibliothekar der Universität zu Halle im Jahr 1803 starb, war zu Rostock den 24sten August 1746 geboren, woselbst er auch seinen ersten Unterricht erhielt. Zum Geschichtschreiber bildete er sich vorzüglich unter Schlözer in Göttingen, bei dem er lange Zeit wohnte. Hier wurde er auch Professor, bis er im Anfange des Jahrs 1780 nach Halle berufen wurde. Hier nutzte er besonders durch seine Vorlesungen über die Statistik, wozu er viele treffliche Materialien nicht ohne kritischen Geist gesammelt hatte. Leider ist sein darüber hinterlassenes Werk dem Publicum nicht übergeben worden. Später hinderte ihn seine zunehmende Kränklichkeit, viele Vorlesungen zu halten. Noch mehr aber ist zu bedauern, daß er an der Vollendung seiner trefflichen historischen Werke, in denen sich großer Scharfblick, seltene Gelehrsamkeit und eindringende Kritik mit einer geistvollen Darstellung verbunden findet, verhindert wurde. Von seiner geistvollen Bearbeitung der englischen Geschichte ist nur ein Theil erschienen, ein Fragment, das immer großen Werth behalten wird. Gleich schätzbar ist seine erst kurz vor seinem Tode herausgekommene Geschichte von Ostindien. Die Geschichte dieses Landes hatte Sprengel unter allen gleichzeitigen Gelehrten gewiß am meisten inne, und Deutschland verdankt seinem Fleiße und Forschungsgeiste die genauern Nachrichten und historischen Entwickelungen, die es von diesem Lande und den daselbst seit dem Jahr 1770 vorgefallenen Kriegen und Unruhen besitzt. Sie finden sich theils in Taschenbüchern, theils in eignen Schriften. Außer-

dem verdanken wir ihm eine Reihe von fremden Reisebeschreibungen, deren Redaction er anfänglich mit seinem Schwiegervater, J. R. Forster, und nach dessen Tode allein besorgte. Sie sind theils im Industriecomptoir in Weimar, theils in Halle, theils in Berlin herausgekommen, und wenn sie auch manches zu wünschen übrig lassen, so haben sie doch unläugbar zur Erweiterung der Erdkunde in Deutschland wesentlich beigetragen.

Sprengen wird der Effect einer Mine genannt. Es wird zu dem Ende ein Kasten mit Pulver durch unterirdisch geführte Gänge (Minenstollen) in die Erde gegraben, und, um den Widerstand zu vermehren, die Erde um ihn herum sehr fest geschlagen. Beim Anzünden dieser Mine mittelst der Zündwurst, wirft sie alle darüber befindliche Gegenstände ordnungslos in die Luft. Der Festungskrieg gibt besonders zum Sprengen der einzelnen, oft sehr fest gemauerten Werke Gelegenheit. — Auch der Bergmann ist genöthigt, die Steinmassen, in denen sich die Metalllager befinden, mit Pulver zu sprengen, und bohrt zu dem Ende ein Loch in das Gestein, das er mit einer Pulverpatrone wieder verschließt. Das Anzünden derselben bewirkt das Sprengen des Gesteins. P. S.

Sprichwörter, Sprichwörterspiel. Man versteht darunter Aussprüche des gesunden Menschenverstandes, die sich meistentheils durch Kürze, durch Wahrheit, durch Witz, durch Reim u. dergl. so auszeichnen, daß man wohl begreift, wie sie nach und nach in Aller Mund gekommen sind. Sprichwörter sind wahre Wörter, sagt man daher selbst mit einem Sprichwort. Inzwischen da sie nur Aussprüche des gesunden Menschenverstandes über Gegenstände des Thuns und Handelns und Treibens der Menschen sind, so darf es uns nicht wundern, daß man sie nicht etwa als unumstößliche Sätze, als Axiome anzusehen hat; im Gegentheil gibt es fast kein Sprichwort, das nicht durch ein andres geradezu aufgehoben würde. Das Sprichwort z. B., der Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande, wird es durch das: „der Heller gilt nur, wo er geschlagen ist!“ Die meisten Sprichwörter sind so alt, daß man ihre Entstehung nicht mehr anzugeben weiß, und viele jetzt wohl hundertmal anführen hört, ohne daß sie der, der sie erwähnt, genau versteht. Als Beispiel führen wir nur die wenigen an: „Er zehrt von der Schnur; er hat Maulaffen feil; er hat's am Schnürchen; es will Niemand der Katze die Schelle umhängen; er hat Haare auf den Zähnen;“ zu denen sich noch viele setzen ließen. Das erstere bezieht sich auf die Gewohnheit der Vorfahren, goldene Schaumünzen an einer Schnur um den Hals zu tragen, von der man in der Noth wohl eine nach der andern abnahm und verkaufte; das Maulaffen feil haben ist eigentlich das Maul offen haben, d. h. das Maul viel offen haben, aufsperren. Das am Schnürchen haben, bezieht sich auf Krämer, deren ganzer Vorrath an einer Schnur hängt, die ohne weiteres übersehen werden kann. Der Katze die Schelle anhängen, sollte die Schwierigkeit anzeigen, die es gibt, einer vornehmen Weibsperson die Halskrause mit Schellen umzuhängen. Katze ist nämlich das verunstaltete Käthe, Käthe das zusammengezogene Catharine. Liederliche Weibspersonen führte man mit einer Schellenkrause zur Schau herum. Wenn jedoch eine Vornehme Ausschweifung beging, dann wollte Niemand der Käthe die Schelle umhängen. Es ist wegen des ganz eignen Nationalanstrichs dessen, was durch Volkssitte und Gewohnheit die Sprichwörter zu einem Nationaleigenthum macht, durchaus unmöglich, Sprichwörter

wörtlich aus einer Sprache in die andre überzutragen. Jedes Volk hat seine eignen, durch seine Sitten und Gewohnheiten u. s. f. gebildeten. Sprichwörter lassen sich durch Worte oder Geberden, wo Bildung und Phantasie zur Hülfe kommt, leicht in kleinen dramatischen Spielen versinnlichen, und so sind sie als Sprichwörterspiele häufig eine Quelle des gesellschaftlichen feinern Vergnügens, das dem einen Theile in der Ausführung, dem andern im Zuschauen Freude gewährt. *r.

Staal (Frau von), vorher unter dem Namen der Mademoiselle de Launai bekannt, war die Tochter eines Mahlers zu Paris. Ihr Vater mußte Frankreich verlassen, und hinterließ sie in großer Dürftigkeit. Durch Zufall kam sie in das Stift St. Louis zu Rouen, aber der Tod der Priorin dieses Klosters versetzte sie wieder in ihren ersten hülflosen Zustand. Deßhalb mußte sie als Kammerjungfer bei der Herzogin von Maine in Dienst treten. Ihre Kurzsichtigkeit und Ungeschicktheit indeß machten sie unfähig, ihren Verpflichtungen zu genügen, und sie stand schon im Begriff, ihre Stelle aufzugeben, als die Herzogin durch ein sonderbares Ereigniß den Werth ihrer Kammerjungfer kennen lernte. Ein junges schönes Mädchen zu Paris, Namens Tétard, spielte auf Anstiften ihrer Mutter die Rolle einer Besessenen. Die ganze Stadt, ja der Hof selbst, eilten herbei, um das angebliche Wunder zu sehen. Da auch der Philosoph Fontenelle, gleich allen Uebrigen, bei der Besessenen gewesen war, schrieb ihm Mademoiselle de Launai einen überaus witzigen Brief über das vortheilhafte Zeugniß, welches er der Tétard ertheilt hatte. Jene geistreiche Kleinigkeit erregte Aufsehen, und die Herzogin du Maine zog von diesem Augenblick an die de Launai zu allen Festen, welche zu Sceaux gegeben wurden. Sie machte die Verse zu einigen Stücken, welche man dort spielte, und entwarf zu andern die Plane. Schnell erwarb sie sich das Vertrauen und die Hochachtung der Prinzen, und die verdienstvollsten Personen, welche jenen Hof zierten, ein Fontenelle, Toureil, Valincourt, Chaulieu, Malezieu u. a. bewarben sich mit Eifer um die Gunst dieses witzigen Mädchens. Während der Regentschaft fiel die de Launai mit der Herzogin von Maine in Ungnade, und war zwei Jahre lang in der Bastille eingeschlossen. Nach wiedererlangter Freiheit leistete sie der Prinzessin wichtige Dienste, und die letztere verheirathete sie aus Erkenntlichkeit dafür an einen Herrn von Staal, Capitain bei der Schweizergarde und Maréchal de Camp. Der gelehrte Dacier hatte sie vorher zu heirathen gewünscht, allein sie hatte nicht geglaubt, ihre Hand einem Greise und einem Gelehrten geben zu können. In der Unterhaltung zeigte Frau von Staal weniger Geist und Lebhaftigkeit, als in ihren Schriften. Dies war Folge ihrer Schüchternheit und übeln Gesundheit. Ihr Charakter war aus guten und schlimmen Eigenschaften gemischt; allein die guten herrschten vor. Sie starb 1750. Man hat nach ihrem Tode ihre Mémoires (3 Vol. 12.) herausgegeben, und einen 4ten Band hinzugefügt, welcher zwei Lustspiele enthält, denen es bei manchen einzelnen Schönheiten, doch an Einheit der Handlung und einer wohlverbundenen und wohl aufgelös'ten Intrigue fehlt. Ihr vorzüglichstes Verdienst ist der lebhafte und geistvolle Dialog. Die Denkwürdigkeiten der Frau von Staal enthalten freilich keine großen Ereignisse, sie sind aber sehr interessant. Auch die Briefe an den Marquis von Silly und an d'Hericourt, welche erst 1806 zu Paris (2 Vol. 12.) herauskamen, sind mit ungemein viel Eleganz und in einem edeln Styl geschrieben. Sie ziehen durch die Darlegung eines tiefen, zarten und feinen Gefühls ungemein an. Frau von Staal glaubt, nach Platons

Idee, daß beide Geschlechter ursprünglich vereinigt sind, und daß die nachher getrennten Seelen sich suchen, sich nach einander sehnen, und sich bemühen, durch ihre Vereinigung ihr erstes Glück wieder zu erlangen. Von sich selbst entwirft sie in Hinsicht der äußern Erscheinung in ihren Memoiren nachfolgendes Bild: „Die de Launai ist mittlern Wuchses, mager, trocken und unangenehm. Ihre Gemüthsart und ihr Geist gleichen ihrer Gestalt; sie haben nichts Widriges, auch nichts Angenehmes. Ihr Mißgeschick trug viel dazu bei, daß sie etwas werth war. Das Vorurtheil, daß es Leuten ohne Geburt und Vermögen auch an Erziehung fehlt, macht, daß man ihnen schon Dank weiß, wenn sie nur gut sind. Die de Launai hatte übrigens eine vortreffliche Erziehung genossen, und dieser verdankt sie alles, was sie Gutes hat, ihre sittlichen Grundsätze, ihre edlen Empfindungen und die Regeln des Anstandes, welche sie aus Gewohnheit so befolgt, als ob sie ihr natürlich wären."

Staar. Man versteht darunter zwei Arten von Blindheit, von welchen die eine mit dem Namen des grauen, die andre mit dem des schwarzen Staars belegt wird; beide sind eigentlich als ganz verschiedene Krankheiten anzusehen. Wir betrachten zuerst den grauen Staar (cataracta, hypochyma, suffusio oculi), als worunter alle organische Krankheiten der Christalllinse und deren Kapsel verstanden werden, wodurch die Durchsichtigkeit dieser Organe verloren geht, und eine Verminderung oder Vernichtung des Gesichts erzeugt wird. Denn die Lichtstrahlen können unter diesen Umständen nicht zur Markhaut des Auges gelangen, um dort die Gesichtssensation zu erregen. — Man pflegt wohl auch, jedoch mit Unrecht, unter dem Namen von cataracta spuria manche Blindheit an die cataracta anzureihen, die hieher nicht gehört, und nur im Aeußern einige Aehnlichkeit mit dem grauen Staar hat; z. B. die von lymphatischen Exsudationen, von Ueberresten von Eiter und Blut in der hintern Augenkammer herrühren. — Die echte Cataracte, von der hier nur die Rede ist, oder die organische Krankheit der Crystalllinse rührt zwar oft von Entzündung dieses Organs her, jedoch scheint diese nicht jederzeit vorherzugehen, sondern bisweilen auch durch eine Art von Trennung der Linse ihre Ernährung gestört zu werden; nicht weniger liegt eine andere Ursache in der Stimmung der Irritabilität, wie sie sich da vorfindet, wo die Iris heller, blau oder graublau gefärbt ist. Auch von manchen allgemeinen Krankheiten, z. B. Gicht, Rheumatismus, Skrofel, leitet man diese Krankheit ab, so wie sie auch durch das höhere Alter begünstigt werden soll. Indessen herrscht hierin, so wie überhaupt in der Aetiologie dieser Krankheit noch viel Dunkelheit und Zweifel. — Sogleich beim Anfange der Krankheit entdeckt man dicht hinter der Pupille eine grauliche, nebliche Trübung, und auch dabei wird das Gesicht oft nur periodisch geschwächt, die sogenannten mouches volantes sind oft zugegen. Bei fortschreitendem oder ausgebildetem Uebel wird die Trübung bedeutender, und das Gesicht mehr (obwohl oft nicht ganz) verhindert. Merkwürdig ist hier der schwarze Ring, der die Verdunklung häufig umgibt. — Die Arten des grauen Staars werden nach dem Sitze desselben in Linsen-, Kapsel- und Kapsellinsenstaar unterschieden. Bei dem Linsenstaar, der am häufigsten vorkommt, ist die Verdunkelung in der Mitte am bedeutendsten, und nimmt nach den Seiten hin ab, daher solche Kranke in schiefer Richtung, bei schwachem Lichte und dadurch bewirkter Erweiterung der Pupille noch etwas sehen können. Die Farbe der Linse ist dann gewöhnlich graulich weiß, in einzelnen Fällen aber auch milchweiß,

oder gelblichgrau, graunbraun, ja sogar schwarzbraun, schwarzgrau gefunden worden. In Hinsicht auf die Consistenz ist die Linse entweder zu hart (bisweilen wie Stein, cataracta gypsia) oder auch zu weich und aufgelös't. Bisweilen ist nur der innerste Theil der Linse verdunkelt, und es heißt diese Art cataracta centralis. — Bei dem Kapselstaar (c. capsularis) bemerkt man die Verdunkelung nicht immer in der Mitte, sondern auch an andern und oft an mehreren Stellen zugleich entstehen. Die Farbe der Verdunkelung ist daher oft ungleich, streifig, an dem einen Punkte dichter als an andern. Nach der vollkommenen Ausbildung des Uebels verbreitet sie sich jedoch auch gleichmäßig. — Die Kapsel selbst ist bisweilen blos verdunkelt, bisweilen aber auch angeschwollen und mit Auswüchsen bedeckt. — Als Arten des Kapselstaars werden aufgestellt: der Sternstaar (c. stellata), der Fleckenstaar (c. marmorea s. variegata), der Fensterstaar (c. fenestrata), der Pyramiden- oder kegelförmige Staar (c. pyramidata), der Halbstaar (c. dimidiata), der Balkenstaar (c. trabecularis s. c. capsularis de jova), der Baumstaar (c. arborescens dendritica, fälschlich auch c. chorioidea genannt). Alle diese Arten haben ihren Sitz in der vordern Hälfte der Kapsel, welche in der bezeichneten Form verdunkelt ist; aber auch die hintere kann der Sitz des Uebels seyn. — Der Kapsellinsenstaar begreift die Cataracten in sich, wo die Kapsel und die Linse gleichzeitig verdunkelt sind, und auch die, bei welchen die Linse mehr oder weniger aufgelös't, und die morgagnische Feuchtigkeit getrübt und verdunkelt ist. Als einzelne Arten werden aufgestellt: die cataracta mollis s. caseosa, wo die Linse in eine breiartige, käsige Masse verwandelt ist, ferner die c. morgagniana, wo die Feuchtigkeit zwischen der Linse und Kapsel verdunkelt ist; der Milch- oder Eiterstaar, wo die Linse in einem aufgelös'ten milch- oder eiterähnlichen Zustande sich befindet; die c. arida siliquata, die bei Kindern besonders häufig beobachtet wird, von Erschütterungen des Auges herrührt, und wobei die Linse in ihren Verbindungen etwas losgetrennt, die Kapsel aber nach und nach eingeschrumpft ist. Die Heilung des grauen Staars kann nur dadurch eingeleitet werden, und zu Stande kommen, daß das materielle Hinderniß des Sehens, die Verdunkelung, entfernt werde, und es geschieht dies am sichersten durch die Operation. Ehe diese jedoch vorgenommen wird, mögen wohl bei anfangendem Uebel vorzüglich Versuche erlaubt seyn, durch die vielleicht auch ohne Operation das Uebel gehoben wird. Sie beziehen sich theils darauf, daß das schon Verdunkelte wieder resorbirt werde, theils darauf, daß der krankhafte Prozeß selbst, der die Verdunkelung herbeiführt, unterdrückt oder wenigstens aufgehalten werde. In der erstern Absicht ist die Kunst des Arztes schwach und von selbst entstehend beobachtet man die Resorption bisweilen unter entsprechenden günstigen Bedingungen. Oertliche Anwendung von reizenden Dingen kann leicht die Entzündung des Auges befördern. — Um die zweite Absicht zu erreichen, ist theils die gehörige Berücksichtigung der Ursachen, z. B. die Entzündung der Linse rc. anzurathen, theils werden einige specifische Mittel, z. B. Mercurialsalbe, Digitalis, Pulsatille, Belladonna u. a. empfohlen. Indessen ist auch diese Curmethode ziemlich unsicher, und die Operation bleibt in den mehresten Fällen die letzte und sicherste Zuflucht. Durch diese aber wird die Linse sammt ihrer Kapsel entweder ganz aus dem Auge entfernt, oder nur aus ihrer Verbindung und an einen Ort gebracht, wo sie dem Sehen kein Hinderniß entgegenstellt, theils in einen solchen Zustand versetzt, daß sie nach längerer oder kürzerer Zeit resorbirt wird, indem sie aus ihren Gefäß-

verbindungen gerissen, oder schon im Auge zerstückt ward. — Die Operation, durch welche die Linse aus dem Auge entfernt wird, heißt die Ausziehung (extractio cataractae). Nachdem die gehörigen Vorbereitungen getroffen sind, die sich theils auf das Auge, theils auf den Sitz des Kranken, theils auf die Befestigung des so sehr beweglichen Auges beziehen, wird vermittelst eines sogenannten Staarmessers, deren es eine große Menge gibt, in die Cornea in einiger Entfernung von der Sclerotica eingestochen. Der Operateur bemerkt sich auf der entgegengesetzten Seite einen Punkt, auf dem die Spitze wieder hervordringen soll, und diesen sucht er zuvörderst zu erreichen. Wenn dies geschehen, so schiebt er nun langsam das Messer weiter, und bildet dadurch einen halbmondförmigen Lappen, und wenn bei dem Herausführen die Conjunctiva sich sehr ausdehnt, so schneidet er diese lieber mit der Scheere vollends durch. Ist der Schnitt gehörig groß, so dringt nun oft, ohne weitere Bemühung des Operateurs, bloß durch die Zusammenziehung der Augenmuskeln veranlaßt, die Pupille hervor, und fällt aus dem Auge heraus. Im Gegentheil läßt man das Auge einige Augenblicke ruhig, und öffnet dann mit einer Art Nadel die Kapsel der Linse, indem die Spitze derselben durch die Hornhautwunde vorsichtig eingebracht, und die Kapsel verletzt wird. Nun dringt die Linse entweder von selbst durch die Pupille und Hornhautwunde hervor, oder es wird dies durch einen gelinden Druck auf das Auge veranlaßt und unterstützt. Gewöhnlich sieht nun der Kranke, und die Operation ist vollendet; oder es sind Ueberreste von der Kapsel oder der Linse zurückgeblieben, die noch durch neue Handgriffe entfernt werden müssen; oder der Kranke sieht nicht, weil er entweder amaurotisch zugleich ist, oder weil die Retina des Lichtes entwohnt, und durch die Operation noch überdies erschüttert war. In dem letztern Falle sehen die Operirten bei schwächerm Lichte oder erst einige Tage nach der Operation. Hier muß ungesäumt zur Anlegung des Verbandes geschritten werden, der weder das Auge drücken, noch zu warm halten darf, aber er muß durch sorgfältige Schließung der Augenlieder die Wundlefzen gehörig vereinigen. Man legt zu diesem Endzwecke zwei Streifen englisches Heftpflaster über die Augenlieder, wenn sie gehörig geschlossen sind, und bedeckt diese alsdann mit ein Paar Compressen, die durch eine Binde um Stirn und Kopf befestigt werden. — Bei allen übrigen Staaroperationen wird die Linse im Auge gelassen; hieher gehört zuerst die Niederdrückung des grauen Staars (depressio cataractae), deren schon Celsus gedenkt. Mit der sogenannten Staarnadel, die an der Spitze zweischneidig ist, sticht man 1 — 2 Linien von dem Rande der Cornea auf der äußern Seite des Auges und in der Mitte desselben in die Sclerotica ein, stößt die Nadel so tief hinein, daß sie hinter der Pupille vor der Linse erscheint, legt sie auf den Rand derselben auf, und drückt sie nach unten in die hintere Augenkammer herab, und zieht, nachdem dies geschehen ist, und man sich versichert hat, daß die Linse dort verbleibt, die Nadel wieder hervor, worauf das Auge, wie bei der Extraction verbunden wird. Von dieser Operation unterscheidet sich die von Willburg und Scarpa angegebne Umlegung des grauen Staars (reclinatio cataractae) dadurch, daß man durch eine entsprechende Wendung der Nadel die Linse vielmehr umdreht als herabdrückt. Sie wird alsdann von dem hervordringenden Glaskörper schnell bedeckt, und steigt nicht so leicht wieder in die Höhe, als dies bei der bloßen Niederdrückung geschieht. — In den neuesten Zeiten endlich ist man auf die Idee gekommen, vermittelst eines Stiches durch die Hornhaut den Staar niederzudrücken,

oder auch denselben so zu verletzen und aus seinen Verbindungen zu bringen, daß er resorbirt werde. Es ist diese Idee vorzüglich von Buchhorn und Langenbeck zuerst ausgeführt, und die Operation, die den Namen von Keratonyxis, Hornhautstich, erhalten hat, genau beschrieben worden. — Es wird von den Augenärzten bald diese, bald jene Operationsweise besonders begünstigt, aber es wird ihre Anwendbarkeit von der Verschiedenheit des Staars selbst abhängen, und ein guter Augenarzt muß in allen geübt seyn. — Nach der Operation muß die Lage des Kranken besonders berücksichtigt und alles abgewendet werden, was irgend die Entstehung der Entzündung begünstigen könnte; insbesondre muß der Reiz des Lichtes noch mehrere Tage vermieden werden. Treten solche Zufälle ein, welche die Heilung stören, so müssen sie gehörig beseitigt werden; indessen sind sie beinahe jederzeit bedenklich, und zerstören dann oft die Fähigkeit zum Sehen unwiederbringlich. — Der schwarze Staar, Amaurose (amaurosis, gutta serena) ist die Blindheit, die von Fehlern des Sehnerven (nerv. optic.), und seiner Ausbreitung (der retinae) herrührt. Diese Fehler sind theils organische, wie z. B. Verknöcherungen der Netzhaut und Desorganisationen des Nerven, mit welchen natürlich die Sehkraft desselben verloren gehen muß. — Auch der Druck desselben durch Exostosen rc. und Verletzungen der Netzhaut (wie z. B. durch schneidende Instrumente) haben unausbleiblich dieselbe Folge. Zu grelles Licht, oder zu starke Anstrengung der Augen bei schwachem Lichte, zu schneller Uebergang aus der Finsterniß in helles Licht, die Cloakluft, Opiate, hohes Alter, erzeugen dagegen eine dynamische Verstimmung dieses Nerven, die zu Blindheit führt. Eben dasselbe geschieht auch per consensum bei Verletzungen des nerv. supraorbitalis, bei Kopfverletzungen, Hirnerschütterungen, Schlagflüssen, bei unterdrücktem Schnupfen und häufiger Trunkenheit; heftiges Erbrechen, Niesen, Husten, Congestionen nach dem Kopfe von irgend einer Ursache, zu starke Ausleerungen, Metastasen, gallichte oder andre gastrische Unreinigkeiten wirken auf eine ähnliche Weise. Nach Maßgabe dieser verschiedenen Ursachen entsteht das Uebel entweder plötzlich oder nach und nach. In dem letztern Falle geht Empfindlichkeit oder Schwäche des Gesichts vorher. Die Kranken können bisweilen das Licht nicht vertragen, und suchen darum die Dunkelheit; hier aber sehen sie oft Funken und Flammen vor den Augen. Die Gegenstände erscheinen oft anders gefärbt, oder sie schwanken, schwimmen, verwirren sich; die Kranken fangen bisweilen an zu schielen, haben einen drückenden Schmerz in der Tiefe der Augenhöhle, und ein Spannen über den Augenbraunen; endlich fangen sie an, wie durch einen Flor oder durch Nebel zu sehen; nur bei hellem Tage können sie etwas deutlich unterscheiden; schwarze Flocken, Mücken scheinen vor den Augen herumzufliegen; die größte Verdunkelung ist oft in der Mitte; zuletzt gehen dann diese Störungen in völlige Blindheit über, wobei die Pupille ihre Beweglichkeit verliert, und immer erweitert ist. Tief im Auge erblickt man oft einen weißlichen Fleck, der mit Adern durchzogen ist. — Nach den verschiedenen Ursachen ist das Uebel bald leicht zu heben, bald gar nicht. Diese sind es nämlich, die bei der Cur zuerst berücksichtigt, entfernt oder gehaben werden müssen. Sind diese nicht bekannt, oder sind sie entfernt, und das Uebel bleibt, so werden solche Mittel angewendet, die auf das Nervensystem überhaupt einwirken, und es ist die Belladonna besonders empfohlen. Auch von der Anwendung der Electricität, des Galvanismus und des thierischen Magnetismus hat man sich viel versprochen. B. P.

Staat, Staatsverfassung, Staatsrecht. Staat ist eine bürgerliche Gesellschaft, die zur Sicherstellung der Rechte jedes Einzelnen unter einer, mit der gesetzgebenden, der ausübenden und oberaufsehenden Gewalt versehenen Regierung vereinigt ist. Unter Regierung aber versteht man entweder die Person oder die Personen, welchen verfassungsmäßig die Leitung und Besorgung der Gesammtangelegenheiten eines Staats übertragen ist, oder auch diese Leitung und Besorgung selbst. In den frühesten Zeiten der Menschheit gab es keine Gesellschaften dieser Art. Jeder Hausvater war der Oberherr, der Gesetzgeber und Anführer seiner Familie. Als aber die Menschenzahl sich vergrößerte, und ihre Bedürfnisse sich vermehrten, da entstanden auch Streitigkeiten unter ihnen über das Eigenthum. Das Recht der Stärkern entschied, und zur Sicherung gegen die Willkür der Mächtigern vereinigten sich die Familien theils freiwillig, theils gezwungen in Völkerschaften, die sich nach und nach ihre Verfassungen und Gesetze gaben. Schon Aristoteles und andre ältere Schriftsteller theilten diese Staatsverfassungen 1. in die demokratische, 2. die aristokratische, und 3. die monarchische ein. a) Die Demokratie ist nach dem alten Sinne des Worts die Theilhabung sämmtlicher Bürger an der Uebung der höchsten Gewalt. Wo alle Landeseinwohner, wenn sie auch nicht Bürger sind, eben diese hohen Rechte mit üben, herrscht Ochlokratie. Dieser Name wird auch demjenigen Zustande der demokratischen Form gegeben, worin durch die Folge schlechter Gesetze oder gewaltsamer Erschütterungen die Gewalt vom Volke an den Pöbel (den unwissendsten und rohesten Theil des gemeinen Volks) übergeht. In der eigentlichen Demokratie ist die Gesammtheit der Staatsbürger zugleich Gesetzgeber und Unterthan; alle kriegerischen, gerichtlichen, kirchlichen und andern Aemter werden von der Nation unmittelbar besetzt, und ihr sind die Beamten auch allein verantwortlich. b) Die Aristokratie ist eine solche Verfassung, wo die Regierung des Staats in den Händen mehrerer bestimmten Familien ist. Eine solche Regierung besteht entweder aus dem ganzen Corps, dem das Geburtsrecht Antheil daran gibt, wie ehmals in Venedig, oder die Regierenden werden auch aus denjenigen Personen, welche durch Geburt dazu berechtigt sind, gewählt. Ein Zweig dieser Verwaltungsform ist die Timokratie, wo nämlich die Gesetze ein gewisses Vermögen bestimmen, dessen Besitzer allein zu den höchsten Staatsämtern fähig seyn sollen. Es artet aber diese wie die Aristokratie überhaupt in Oligarchie, das ist in eine durch Gesetze oder Herkammen oder Zufälle auf eine ganz kleine Anzahl von Staatsbürgern eingeschränkte Verwaltungsmanier aus. c) Die Monarchie endlich ist die höchste Staatsgewalt in den Händen eines einzigen durch Gesetze oder durch eine Mittelmacht beschränkten Individuums. Die Despotie ist die Regierung eines Einzelnen, der weder Gesetze, noch eine Mittelmacht anerkennt. Montesquieu theilt die Regierungsformen in die republikanische, die monarchische und die despotische ein. Unter der republikanischen verstand er die aristokratischen und demokratischen Verfassungen der Alten, welche er ihren Begriffen gemäß beschreibt. Nach ihm unterscheidet sich die monarchische Form von der aristokratischen bloß dadurch, daß in der Aristokratie mehrere, in der Monarchie aber nur ein Einzelner die höchste Gewalt ausübt. In der Monarchie sowohl, wie in der Aristokratie werden die Regierenden durch ihre eigenen Gesetze beschränkt, und darin besteht der Unterschied von der Despotie. Die demokratisch-republikanische Staatsverfassung, wo alle Mitglieder eines Staats Antheil an

der Verwaltung haben, ist wohl die einzige, welche dem völlig freien Willen der Menschen ihren Ursprung verdankt; denn Alle sind mit gleichen Rechten und gleich frei geboren; Alle sind begieriger zu herrschen, als zu gehorchen; und es läßt sich daher nicht denken, daß Völkerschaften sich freiwillig, d. h. ohne durch äußern Zwang veranlaßt zu seyn, einzelnen Oberhäuptern oder Familien unterworfen haben. Gewalt und List auf der einen, Ohnmacht und Beschränktheit auf der andern Seite gab den Monarchien und Aristokratien ihr Daseyn. Hiezu kam der in den Zeiten des Alterthums allenthalben eingeschlichene Theokratismus (Priesterherrschsucht), der sich unter den vielfältigsten Gestalten offenbarte, und die Einfalt der leichtgläubigen Menge benutzte, um sich zur Herrschaft und zum Ansehen zu verhelfen. So entstanden aus Priestern Könige, denn immer waren beide im Bunde. Dies war in Persien, in Aegypten, unter den Juden und bei andern Völkern des Alterthums der Fall. Monarchien und Aristokratien, die bloß durch die Gewalt der Herrscher gegründet waren, arteten in Despotien aus, oder waren es gleich ursprünglich, da der Wille der Gebieter so wenig durch eine Mittelmacht, wie durch Gesetze beschränkt war. Andre Verfassungen dieser Art aber, die mehr durch freiwillige Vereinbarung oder Unterwerfung gegründet wurden, waren eben deßhalb für die Unterthanen milder und glücklicher, doch blieb Asien, das ursprüngliche Vaterland der Staatenvereine, Jahrtausende lang der Sitz des Despotismus. In Phönicien, Kleinasien, Carthago und Griechenland bildeten sich unter mehreren politischen Stürmen und Erschütterungen demokratisch- oder aristokratisch-republikanische Staatsformen aus, die aber, so wie fast alle große und wichtige Ereignisse in dem innern und äußern Leben der Staaten nie von der großen Masse der Völker, sondern von Einzelnen herbeigeführt und vollendet wurden. Daher ist es kein Wunder, daß so viele jener Republiken, die nur durch den Willen einzelner Personen, oft gegen den Willen der Masse ihr Daseyn erhielten, so schnell vorübergiengen; denn so wie die Einwilligung eines Volks zur Rechtmäßigkeit einer Regierungsform gehört, ist sie auch zur Dauer der letztern erfoderlich. Die beste Regierungsform ist diejenige, welche mit der möglichst geringsten Beschränkung der Rechte jedes einzelnen Staatseinwohners das Wohl Aller am meisten befördert. Welche Verfassung für irgend ein Volk die bessere sey, kommt auf den Grad der Bildung, auf den Nationalcharakter und andere äußere und innere Verhältnisse des Volks an. Eine Despotie ist nie für irgend eine Nation paßlich. Je gebildeter ein Volk ist, desto mehr Antheil an der Ausübung der Hoheitsrechte, besonders der Gesetzgebung, müßte man ihm zugestehen; denn das Glück des Volks ist Zweck, die Regierung nur Mittel. Der Fürst ist nicht um sein Selbst, sondern bloß um der Nation willen Regent und oberster Beamter. Das Haupterfoderniß zu jeder demokratischen Verfassung ist, daß die Einwohner ihre Gemüther und ihr Betragen durch Gemeingeist leiten lassen; daß jeder selbstsüchtige, das öffentliche Beste ausschließende Zweck dem erstern willig von jedem Individuum aufgeopfert werde, und daß alle Einzelnen den Ruhm und das Glück ihres Vaterlandes das erste Ziel ihres Strebens seyn lassen. In einem aristokratischen Staate ist Mäßigung auf Seiten der Wenigen, die regieren, so wie der Vielen, die gehorchen, besonders zum öffentlichen Heil nöthig. Wenn einige der Erstern nach einer Oberherrschaft streben, so neigt sich auch der Staat zu einer monarchischen oder gar zu einer despotischen Verfaßung, und wenn unter den letztern der Sinn für gleichmäßige öffentliche Rechte und die Neigung erwacht, sich in die Regierungs-

geschäfte einzumischen, so kann die Staatsform in dem Streben nach einer Demokratie zertrümmert werden. In einer Monarchie soll nach Montesquieu die Ehre das erhaltende Princip der Staatsform seyn. Jenes Wort ist sehr zweideutig und täuschend, indem es bald Eines, bald das Andre bedeuten kann. Doch hier scheint Montesquieu es für den Adel, den er für eine Monarchie nothwendig hält, zu nehmen. Indessen glauben wir nicht, daß der Erbadel eine unerschütterliche Stütze der Thronen sey. Das Beispiel Frankreichs, wo der Adel einer der reichsten und mächtigsten Stände war, hat uns eines andern belehrt. Eine gesetzmäßige, weise Regierung, und eine gute Staatswirthschaft sind bessere Mittel, den Thron eines Fürsten zu sichern, als die Nebenbuhlerschaft seiner ungleich bevorzugten Unterthanen (das Weitere s. unten). — Das allgemeine Staatsrecht (Jus publicum universale sensu lato, Jus civitatis universale) ist die Wissenschaft derjenigen Rechtsverhältnisse, die durch den Staat entspringen. Man theilt es ein a) in das allgemeine Staatsrecht im engern Sinne, oder den Inbegriff derjenigen Rechtsnormen, wodurch die Verhältnisse des Staats gegen den Bürger und des letztern gegen den Staat bestimmt werden; b) in das allgemeine bürgerliche Recht (Jus privatum universale), die Wissenschaft von den Rechten und Verpflichtungen der Bürger gegen den Bürger; c) das allgemeine Völkerrecht (Jus gentium universale) oder die Wissenschaft von dem Verhältnisse eines Staats zu Auswärtigen. Das allgemeine Staatsrecht insbesondre. Der Hauptzweck des Staats geht auf die Sicherung der Rechte jedes seiner Bürger. Das öffentliche Beste kann niemals mit dem Privatwohl aller Bürger im Widerstreit seyn, häufig aber mit dem Wohl einzelner Bürger, indem der Staat Zwecke haben kann, die denen einzelner seiner Mitglieder widersprechen. Jeder Staat muß eine Verfassung haben. Daher entsteht die Eintheilung des Staatsrechts: 1. in das allgemeine unbedingte (Jus publicum universale absolutum), welches das Verhältniß des Bürgers zum Staat überhaupt, ohne Rücksicht auf dessen Verfassung; 2. in das bedingte allgemeine Staatsrecht (Jus publicum hypotheticum), welches das Rechtsverhältniß des Bürgers zum Staat unter einer bestimmten Verfassung zum Gegenstande hat. Unbedingtes allgemeines Staatsrecht. Jede Gesellschaft, und so auch der Staat, kann nur durch einen Vertrag entstehen, da ein solcher nur die Verbindlichkeit bewirken kann, zu einem bestimmten Zweck Andrer beizutragen. Die Verträge, wodurch ein Staat gegründet wird, sind 1. der bürgerliche Vereinigungsvertrag (pactum unionis civilis), und 2. der bürgerliche Verfassungsvertrag. Durch den erstern vereinigt sich eine bürgerliche Gesellschaft zu einem Staat; durch den andern bestimmt sie ihre und ihrer Mitglieder Verhältnisse gegen einander und gegen Auswärtige. Da jeder gültige Vertrag die freie Einwilligung der Paciscirenden erfodert, so kann weder einem Einzelnen, noch einer Gesellschaft wider ihren Willen ein Verfassungsvertrag aufgedrungen werden. Die Gesellschaft nur kann sich, aber kein Dritter ihr ohne ihre Einwilligung eine Verfassung geben; geschieht es dennoch durch Zwang, so sind die Vorschriften unverbindlich, sowohl für die einzelnen Mitglieder, als für die ganze Gesellschaft. Durch den Eintritt eines Mitglieds in eine schon bestehende Staatsgesellschaft und durch die Aufnahme desselben in die letztere wird der Aufnahmevertrag begründet, wodurch der Aufgenommene sogleich verpflichtet wird, sich den Vorschriften der Verfassung gemäß zu benehmen; der Staat hingegen, jenem das zu leisten, was er nach seinen Verhältnissen ver-

fassungsmäßig zu fodern hat. Der Staat kann in einer gleichen oder in einer ungleichen bürgerlichen Gesellschaft bestehen. Im erstern Falle nehmen alle Mitglieder an der Verwaltung und Regierung Antheil; im andern ist die Ausübung der höchsten Gewalt einer physischen oder moralischen Person übertragen, welche das Staatsoberhaupt genannt wird. Bei einer ungleichen Staatsgesellschaft (und das sind fast alle) kommt noch der Unterwerfungsvertrag (pactum subjectionis civilis) hinzu, wodurch 1. das Staatsoberhaupt die Ausübung der Regierungsrechte übernimmt, und 2. die übrigen Staatsbürger, indem sie ihm die Ausübung jener Rechte übertragen, zugleich versprechen, seinen verfaßungsmäßigen Anordnungen zu gehorchen. Jedes Mitglied der Staatsgesellschaft darf den Befehlen des Oberhaupts nur in so weit gehorsamen, als es den Zwecken und der Verfassung des Staats gemäß ist; denn durch einen weitern Gehorsam würde der Verfassungsvertrag verletzt. So ist auch das ganze, zu einem Staat vereinigte Volk nur dann schuldig, dem Oberhaupte zu gehorchen, wenn es freiwillig demselben die Regierung übertragen, und in die Staatsverfassung gewilligt hat. Die Eroberung begründet eigentlich keine Verpflichtung für den Besiegten, dem Eroberer zu gehorchen, und die von ihm eingeführte Verfassung als rechtmäßig anzuerkennen. Nur die Nothwendigkeit, es zu thun, kann durch die Eroberung bewirkt werden, und der Sieger hat nur das Recht, sich wegen des von dem Besiegten angefangenen Krieges zu entschädigen. Alle durch das sogenannte Eroberungsrecht gegründete Staatsverfassungen sind unrechtmäßig, so lange nicht das Volk durch einen freiwilligen Unterwerfungsvertrag, wofür man aber eine erzwungene Huldigung nicht halten kann, die Verbindlichkeit der neuen Verfassung für sich anerkennt. Das Oberhaupt jedes Staats ist als erster Beamter zu betrachten, und daher für die verfassungs- und zweckmäßige Ausübung der ihm übertragenen Rechte dem Volke verantwortlich. Sind mehrere Oberhäupter vorhanden, so kommt es hinsichtlich dieser Verantwortlichkeit darauf an, ob ihre Geschäftskreise getheilt sind, ob einige von ihnen einem oder mehreren andern untergeordnet sind, oder ob sie ungetheilt und mit gleicher Macht regieren. Im erstern Fall ist Jeder nur für seinen Geschäftskreis verantwortlich, sobald diese Theilung von ihnen verfassungsmäßig geschehen ist; war das nicht der Fall, so haften sie gemeinschaftlich Einer für Alle, und Alle für Einen. In dem andern Fall haftet der höchste Staatsbeamte dem Volke, in so fern nicht einer oder mehrere der Untergeordneten allein Schuld sind. Ist die Verwaltung der Regierung von allen ungetheilt und mit gleicher Macht geführet, so haften sie Einer für Alle und Alle für Einen. Das positive Staatsrecht wird immer nur durch Verträge bestimmt. Auch Gesetze, so fern sie nicht verfassungswidrig sind, müssen als Verträge betrachtet werden, da die Staatsbürger dem Regenten die gesetzgebende Gewalt übertragen haben. Staatsgrundverträge und Staatsgrundgesetze sind solche, wodurch die Verfassung des Staats nach seinen innern und äußern Verhältnissen bestimmt wird. Sie können nur mit Einwilligung aller Staatsbürger aufgehoben oder geändert werden. Staatsbürger kann man nur werden, durch den Vereinigungsvertrag, oder durch den bürgerlichen Aufnahmevertrag (pactum receptionis civilis), welcher entweder ausdrücklich oder stillschweigend geschlossen wird. Für den Aufgenommenen sind alle vor seiner Aufnahme geschlossenen Grundverträge verbindlich. Niemand kann als Staatsbürger geboren werden, d. h. die Rechte und Verbindlichkeiten eines Staats-

bürgers durch die Geburt erhalten. Die Erlangung des staatsbürgerlichen Verhältnisses wird vielmehr bloß durch den bürgerlichen Vereinigungs- oder den Aufnahmevertrag begründet, und die Kinder des Staatsbürgers erlangen nur durch die Aufnahme ihrer Aeltern in die Staatsgesellschaft jene Rechte. Der Regent oder das Staatsoberhaupt ist entweder eine physische Person, oder eine moralische, d. h. ein Inbegriff mehrerer physischen Personen, denen auf gleiche oder ungleiche Weise die Ausübung der höchsten Gewalt zusteht. Der Regent ist souverain, wenn er von keinem andern abhängig ist, wie z. B. die ehemaligen deutschen Reichsfürsten von Kaiser und Reich, die Herzoge von Curland von der Republik Polen, die Hospodare der Moldau und Wallachei von der Pforte waren. Der Staat darf die Ausübung der Rechte seiner Bürger beschränken, 1. wenn ohne diese Einschränkungen die Sicherstellung der Rechte Aller nicht möglich ist, z. B. die natürliche Befugniß, sich selbst Recht zu schaffen; 2. in so weit die Sicherheit des Staats selbst es fodert; doch in keinen andern Fällen. Sowohl die Sicherstellung des Privat-, als des öffentlichen Wohls geht der Vermehrung von Beiden vor; denn Vermehrung läßt sich erst nach der Sicherstellung denken. Die Sicherstellung des öffentlichen Wohls geht wiederum der des Privatwohls vor, so wie die Vermehrung des öffentlichen der Vermehrung des Privatwohls vorgezogen wird. Zur Erhaltung des öffentlichen Wohls muß jeder Bürger so viel beitragen als dazu nothwendig ist, zur Vermehrung desselben aber braucht er nicht mehr zu geben, als was er durch den Staat erlangt hat. Der letztere kann Jedem, der Bürger werden will, beliebige Bedingungen, also auch eigenthümliche Verbindlichkeiten auflegen, nur müssen sie nicht mit der Verfassung oder gar mit der Sittlichkeit im Widerspruch stehen. Die natürlichen Rechte des Menschen, welche mit dem Staatszweck unvereinbarlich sind, werden durch den Eintritt in den Staat aufgehoben, z. B. die natürliche Befugniß, sich selbst Recht zu schaffen, indem der Staat dies statt seiner Bürger thut. Durch den Eintritt in die Staatsgesellschaft verpflichtet man sich zu allen, zum Zweck derselben nothwendigen Leistungen, z. B. auch zum Kriegsdienste. Dagegen erhält aber der neue Bürger gegen den Staat alle diejenigen Rechte, ohne welche sein Privatwohl nicht gesichert werden kann. Für die Gründung und Beförderung des letztern muß er jedoch selbst sorgen. Gesellschaften im Staate haben mit den Einzelnen gleiche Rechte und Verpflichtungen. Die allgemeinen Hoheitsrechte sind 1. die anordnende Gewalt (potestas rectoria), diese enthält a) das Gesetzgebungsrecht oder die Befugniß, allgemeine, für die Handlungen der Bürger verpflichtende Anordnungen zu geben (potestas legislatoria); b) Befehle, d. h. Vorschriften für einzelne Handlungen der Bürger zu ertheilen. Kein positives Gesetz kann indessen etwas gegen das Sittengesetz ordnen, oder einem Bürger eine solche Verbindlichkeit auflegen, die er selbst durch seine Einwilligung nicht übernehmen konnte; denn alle positiven Gesetze sind nur durch Verträge gültig. Ein Gesetz wird erst durch die Promulgation verbindlich, d. h. durch diejenige Handlung des Gesetzgebers, durch welche es dem Bürger nach seiner individuellen Lage möglich wird von dem Gesetze Kenntniß zu erhalten. c) Hat der Regent auch die Befugniß, Gesetze auszulegen, welches die authentische Interpretation heißt. Ist eine Usualauslegung des Gesetzes vom Regenten einmal als richtig sanctionirt, so gilt sie, wenn sie auch hermeneutisch unrichtig wäre. d) Mit der gesetzgebenden Gewalt ist auch das Recht, Ausnahmen von den bestehenden Gesetzen zu machen, oder Dis-

pensationen und Privilegien zu ertheilen, in der anordnenden Gewalt enthalten. Solche Ausnahmen sind rechtmäßig, aa) wenn ohne sie die Erhaltung des öffentlichen Wohls nicht möglich wäre, z. B. in gewissen, aber nicht zu weit auszudehnenden Fällen die Ertheilung von Indulten. bb) Wenn durch die Ertheilung des Privilegiums oder der Dispensation der Zweck des Gesetzes, von dem es die Ausnahme macht, erst erreicht wird. Doch muß durch eine solche Ausnahme von dem Gesetze nicht das Recht eines Dritten, welches durch das Gesetz gesichert werden sollte, gekränkt werden. Z. B. eine Partei darf nicht von der Beweisführung, die ihr gesetzlich in einem Prozesse obliegt, dispensirt werden. Auch darf durch Privilegien und Dispensationen keine Handlung erlaubt werden, die schon nach dem natürlichen Rechte als strafbar erscheint, oder der Verfassung und dem Zwecke des Staats nachtheilig und zuwider ist. 2. Die ausübende Gewalt, d. h. die Befugniß, dasjenige zur Ausführung zu bringen, was des öffentlichen Wohls halber geschehen muß. Sie enthält a) die oberstrichterliche Gewalt, b) die Strafgerechtigkeit, c) das Recht der Bündnisse und Verträge, d) das Recht der Kriegs- und Friedensschlüsse, e) das Recht der Finanzverwaltung, f) das Recht, die untern Staatsämter zu besetzen. Sie äußert sich 1. in allen von dem Regenten, als Repräsentanten des Staats vorgenommenen Handlungen, durch welche keinem Bürger besondre Verbindlichkeiten auferlegt werden; 2. dadurch, daß mittelst der Kräfte des Staats dasjenige verwirklicht wird, wozu der Staat als solcher, und seine Bürger gesetzlich verpflichtet sind. Die ausübende Gewalt erstreckt sich so weit, wie der gesammte Zweck des Staats. 3. Die Gewalt der Oberaufsicht, d. h. das Recht, von Allem, was in dem Staate geschieht, und mit dem Wohl desselben in Beziehung steht, Rechenschaft zu fodern. Dieser Zweig der höchsten Staatsgewalt erstreckt sich nicht auf Handlungen des Bürgers, welche nicht mit dem Staatszwecke in Verbindung stehen; auch nicht auf diejenigen Handlungen, wodurch er nicht verpflichtet ist, zum Gemeinbesten beizutragen; allein von Allem, was dem öffentlichen Wohl schädlich seyn könnte, darf der Regent Rechenschaft fodern; doch darf die Ausübung dieser Befugniß nie in eine, für die Staatsbürger kränkende Ausforschungssucht (Spionerie) ausarten, und kann nur dort Statt finden, wo eine durch unzweideutige Handlungen wahrscheinliche Vermuthung obwaltet, daß das öffentliche Wohl des Staats durch die Absichten und Zwecke eines oder mehrerer Bürger bedroht werde. Die Erforschung von Familiengeheimnissen, den Geheimnissen geheimer Gesellschaften u. s. w. kann nur dann Gegenstand der Staatsoberaufsicht seyn, wenn sich aus wirklichen unzweideutigen Handlungen eine Gefahr für den Staat mit Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt. Jede andere Erforschung der Geheimnisse einzelner sowohl, als mehrerer Staatsbürger ist ein Angriff auf ihre Rechte, die gerade durch den Staat selbst sicher gestellt werden sollen. So wenig wie das Staatsoberhaupt sich ein Recht anmaßen darf, in die Geheimnisse eines einzelnen Staatsbürgers einzudringen, so wenig ist es auch hiezu hinsichtlich geschlossener Gesellschaften verpflichtet; denn diese Geheimnisse der von Staatsbürgern geschlossenen Gesellschaften gehören zu ihrem ausschließlichen Eigenthum, dessen Sicherung ihnen durch den bürgerlichen Vereinigungs- oder Aufnahmevertrag von Seiten des Staats versprochen ist — So mannichfach die Angelegenheiten eines Staats sind, so mannichfache besondere Hoheitsrechte desselben gibt es. Von den Rechten und Verbindlichkeiten der untern Staatsbeamten

s. Staatsdienst. — Jeder Staat hat sein Gebiet (Territorium). Die Rechte, welche dem erstern hinsichtlich des letztern zustehen, heißen Territorial- oder Landeshoheitsrechte. Die Gebiete können geschlossene (clausa) seyn, innerhalb deren Gränzen kein fremdes Gebiet liegt, oder es sind offene, ungeschlossene (non clausa), in deren Gränzen ein fremdes Territorium liegt, z. B. die Grafschaft Avignon ehemals in Frankreich. Es gibt ferner vereinigte Territorien, wo mehrere unter einem Landesherrn stehen, z. B. das Herzogthum Gotha und das Fürstenthum Altenburg, solche Vereinigung ist wiederum eine bloß persönliche, wenn jedes Territorium seine Verfassung behält, z. B. die Königreiche Großbritannien und Hannover, oder eine dingliche Vereinigung, wo die vereinigten Territorien eine gemeinschaftliche Verfassung bekommen, wie das Königreich der Niederlande. Als Regel gilt von einem Staatsgebiet: Quidquid est in territorio, praesumitur esse de territorio (was und wer in einem Staatsgebiete ist, wird als dazu gehörig betrachtet); doch sind davon ausgenommen ausländische Landesherren und ihre Familien, fremde Gesandte. Da jeder Regent der Repräsentant seines Staats ist, so ist auch sein Gesandter Repräsentant des Staats. Der Regent ist Repräsentant des Volks oder Staats. Daher hat er das Recht der Bündnisse, des Kriegs und des Friedens. Das Recht zum Kriege hat er so weit die Lasten des Krieges den Staat treffen, nur in so fern, als der Krieg für die Sicherstellung des Staats nothwendig ist. Das Interesse eines Einzelnen, selbst des ersten Staatsbürgers kommt hier nicht in Betrachtung. Zweck des Staats ist bloß Sicherstellung der Rechte aller Staatsbürger, nicht Verfolgung der Rechte des Einzelnen auf Kosten Aller. Das Recht der Bündnisse darf der Regent nur in so weit ausüben, als kein Nachtheil für den Staat daraus entsteht. Also der Regent hat nur in so weit das Recht zum Kriege, als die Aufrechthaltung der Verfassung und die Unverletzlichkeit des Staats es erfodern. Zur Erreichung bloß persönlicher Absichten ist kein Regent befugt, einen Krieg mit den Kräften des Staats zu führen, und thut er es, so ist es eine Verletzung der Staatsgrundverträge; die Regierung artet sodann in Despotie aus. Auch hat jede Regierung das Recht, durch Vergleiche die Streitigkeiten des Staats mit Auswärtigen beizulegen, doch muß a) die Staatsverfassung, b) die Integrität des gesammten Staatskörpers unverletzt erhalten werden. Soll in Hinsicht des einen, oder des andern eine Veränderung oder Verminderung erfolgen, so begründet dies eine Auflösung der bisherigen Staatsgesellschaft, und deßhalb müssen alle Staatsbürger, wenn anders die Veränderung der Verfassung oder die Veränderung des Staatsgebiets von gültigen Folgen seyn soll, ihre Zustimmung geben. Die Regierung kann hingegen das Gebiet des Staats vermehren, ohne einer solchen Einwilligung zu bedürfen, indem durch die Vermehrung des Gebiets die Sicherstellung der Rechte des Staats und seiner Bürger gefördert wird, und keiner der letzteren von den durch den bürgerlichen Vereinigungs- oder den Aufnahmevertrag erworbenen Rechten etwas verliert. — Die Regierung darf das Staatsvermögen im engern Sinne (s. Staatswirthschaft) zur Erreichung der Zwecke des Staats verwenden, und es durch Abgaben der Unterthanen vermehren und erhalten. Allgemeine unbedingte Abgaben (z. B. Kopf- oder Hufensteuer) darf der Staat fodern, wenn sie zur Erreichung der Zwecke desselben nothwendig sind. Bedingte Abgaben, d. h. solche, von denen die Verbindlichkeit zur Zahlung an eine gewisse Bedingung geknüpft ist, kön-

nen zur Erreichung der Vortheile für das allgemeine Beste gefodert werden, z. B. Chaussee-, Brückengeld ꝛc., nur muß dadurch nicht die Selbsterhaltung der Bürger gar zu sehr erschwert oder gar unmöglich gemacht werden, wie durch zu hohe Accise auf Getraide. Erhält der Bürger nicht den, durch eine bedingte Abgabe bezweckten, besondern Vortheil, so muß ihn der Staat billig entschädigen, z. B. wer Geleit bezahlt hat, aber auf der Landstraße beraubt wurde, muß schadlos gehalten werden. Besondre Abgaben können nur vermöge besonderer Verhältnisse eines Bürgers gegen den Staat gefodert werden, und finden also nicht bei allen Bürgern Statt, z. B. das Schutzgeld der Juden. Die Befreiung eines Bürgers von allgemeinen Abgaben ist nur dann rechtmäßig, a) wenn die Selbsterhaltung des Bürgers sie unumgänglich wegen gänzlicher Unvermögenheit fodert; b) bei Beamten, denen die Immunität (Befreiung) als Theil des Gehalts angerechnet wird, und daher den übrigen Staatsbürgern nicht lästig wird, sondern wieder zu Gute kommt; c) wenn die Befreiung einzelner Staatsbürger von den allgemeinen Lasten zum Wohl des Ganzen gereicht, z. B. die Immunität neu angelegter Fabriken oder Colonien. Bürgerliche Dienstpflichten, d. h. Leistungen, zu denen der Bürger dem Staate verpflichtet ist, sind entweder a) persönliche Handlungen, wozu der Bürger als solcher verpflichtet ist, als Kriegsdienste, Vormundschaften ꝛc., oder b) dingliche (munera publica realia), die in dem Gebrauch der Sachen des Staatsbürgers bestehen, wie die Einquartierung, oder c) es sind gemischte Dienstpflichten gegen den Staat, die zugleich sowohl in persönlicher Handlung des verpflichteten Bürgers, als in dem Gebrauche seines Eigenthums bestehen, z. B. Frohndienste. Sie sind als wirkliche Abgaben des Bürgers, und als Einnahmen des Staats zu betrachten. Es gibt allgemeine Dienstpflichten, die alle Classen der Bürger treffen, z. B. in den meisten Staaten der Kriegsdienst, und besondere, wozu nur einige Classen von Bürgern, oder überhaupt nur einige Bürger verpflichtet sind, z. B. Frohn- und Hofedienste. Die Befugniß, gewisse herrenlose Sachen im Staate zu occupiren (z. B. die Jagd-, Fischerei-, Bergwerksgerechtigkeit ꝛc.) ist häufig ein mit der höchsten Gewalt verbundenes Hoheitsrecht. Indessen kann der Regent es ausschließlich einigen Bürgern übertragen, wenn dadurch die Selbsterhaltung der übrigen Bürger nicht gehindert, oder durch eine solche Uebertragung der Regalien an Andere nicht die Abgaben einiger oder aller Staatsbürger erhöht werden. Auch hat der Regent nicht das Recht, Befugnisse zu den Regalien zu ziehen, die in dem bürgerlichen Vereinigungs- oder dem Unterwerfungsvertrage nicht dazu bestimmt sind, d. h. er darf keine neuen Regalien einführen, ohne Einwilligung sämmtlicher Staatsbürger, weil die Rechte der letztern dadurch ohne ihren Willen eigenmächtig beschränkt werden. Das Verbot der Aus- und Einfuhr gewisser Waaren kann nur dann rechtmäßig seyn, wenn es das Wohl des Staats erfodert. Der Bürger ist nur dann zum Kriegsdienste und zu Kriegsabgaben verbunden, a) wenn der Krieg zur Sicherstellung der Staatsverfassung, b) zur Aufrechthaltung der Integrität des Staatsgebiets geführt wird, c) wenn das Staatsvermögen nicht zur Kriegführung hinreicht, und der Krieg d) von Seiten des Staats kein Herrscher-, sondern ein Volkskrieg ist (s. d. Art. Soldaten). Da Strafen Bewegungsmittel für den Bürger seyn sollen, Handlungen zu verrichten oder zu unterlassen, so kann der Staat nur mit freien Handlungen, d. h. mit solchen, die der Begehende fähig war zu thun oder zu un-

terlassen, eine Strafe verbinden. Doch können auf Handlungen keine Strafen gesetzt werden, die durch das Sittengesetz geboten sind, oder deren Begehung und Unterlassung auf das Wohl des Staats und seiner Bürger keinen Einfluß hat. Da der Staat nur eine bürgerliche Vereinigung zur Sicherstellung des zeitlichen Glücks der Theilnehmenden enthält, so folgt schon hieraus, daß Strafen in Glaubens- und Gewissenssachen, wodurch weder das zeitliche Glück eines einzelnen Bürgers, noch das Wohl des Ganzen gefährdet wird, unstatthaft sind. Da jedoch das Glück einer jeden Staatsgesellschaft von der Sittenreinheit seiner Mitglieder abhängt, so kann auch der Staat gegen solche äußere Handlungen, wodurch diese Sittenreinheit gefährdet wird, wenn sie auch nicht gleich unmittelbar dem Glück eines Bürgers oder der Sicherheit des Staats selbst schaden, Strafen verhängen. Strafen können keinen treffen, der nicht Theil an einer verbotenen Handlung nahm; daher sollten auch die Kinder der Hochverräther nicht bestraft werden. Durch die Eingehung des bürgerlichen Vereinigungs- oder Aufnahmevertrags ertheilt der Staatsbürger seine Genehmigung und Einwilligung zu allen schon bestehenden und noch künftigen Gesetzen des Staats. Er unterwirft sich also auch den Folgen derselben, den damit verbundenen Strafen. Daß der Staat die Befugniß habe, Todesstrafen zu ordnen und zu vollziehen, ist unläugbar; nur müssen sie auf freie Handlungen (s. oben) gesetzt werden, da in diesem Falle der Verbrecher nicht der Willkür des Staats, sondern seinem eigenen Willen den Verlust des Lebens zuschreiben muß. Das Recht der Vollstreckung von Todesstrafen hat der Staat aber um so mehr, durch die ihm nach dem Naturrechte gebührende Befugniß zur Selbstrache. Ein Verbrecher, der willkürlich die Staatsgesetze so weit verletzt, daß er sich in Gemäßheit derselben des Todes schuldig macht, tritt dadurch aus der bürgerlichen Gesellschaft in den außergesetzlichen Zustand der Natur zurück. Er befindet sich nun gegen den Staat, als Beleidiger gegen den Beleidigten, in demselben außergeselligen Zustande, wo das natürliche Strafrecht des außergeselligen Zustandes eintritt. Will man wirklich ein solches natürliches Strafrecht nicht zugestehen, so ist doch dem Staat ein natürliches Zuvorkommungs- und Abschreckungsrecht gegen ähnliche Vergehungen nicht abzusprechen, und schon dies würde die Befugniß jedes Staats zur Verhängung von Todesstrafen begründen können. Jedoch kann bloß der Staat, d. h. die von ihm oder dem Staatsoberhaupt angeordneten Richter die Verhältnisse der fraglichen Handlung gegen das Gesetz untersuchen; und darnach bestimmen. Auch muß der Staat gegen den eines Verbrechens Beschuldigten zwar die gehörigen Sicherheitsmaßregeln ergreifen, d. h. ihn nöthigen Falls verhaften rc., allein dem Verdächtigen dürfen, so lange seine Unschuld noch denkbar ist, keine solche Uebel zugefügt werden, wofür er nicht entschädigt werden könnte. Dies letztere muß der Staat gleichfalls thun, wenn der Angeschuldigte unschuldig, d. h. wenn seine Handlung nicht einem Strafgesetze unterworfen befunden wird (s. auch Strafen). Der Staat kann ferner durch Privatgesetze, d. h. solche, welche das Recht zwischen Bürger und Bürger bestimmen, neue Erwerbungsarten einführen, die vorigen beschränken oder aufheben, oder auch neue Erfordernisse zu den Erwerbsarten der Bürger bestimmen. So kann auch die gesetzgebende Gewalt rechtliche Wahrheit und rechtliche Wahrscheinlichkeit durch Gesetze bestimmen; aber nur das für wahr erkennen, was an sich wahrscheinlich ist. Obgleich die Staatsregierung neue Gesetze geben kann, so haben diese doch keine Wirkung

auf vorhergehende Fälle, oder sie können, wie man sagt, nicht zurück bezogen werden. Rechtsstreitigkeiten der Bürger, die bei der Promulgation des neuen Gesetzes schon anhängig waren, müssen nach dem alten geschlichtet, Handlungen, die vor Gebung eines Gesetzes und dessen Promulgation Statt fanden, können nicht nach dem neuen Gesetze beurtheilt werden; es sey denn, daß es ein Criminalfall wäre, und die durch das letztere Gesetz bestimmte Strafe leichter, als die Strafe des frühern wäre. **Verhältniß des Staats zur Kirche.** Jeder Staat ist, wie wir oben bereits gezeigt, eine bloß bürgerliche Gesellschaft zur Sicherstellung des zeitlichen Glücks des Ganzen, und der einzelnen Mitglieder. Der Staat hat also, da er bloß für die Sicherung des irdischen Glücks gegründet ist, kein Recht, sich um die Religionsüberzeugungen seiner Mitglieder, so fern sie nicht dem Wohl und der Sicherheit des Ganzen oder des Einzelnen nachtheilig sind, in welchem Falle sie sich jedoch durch Handlungen äußern müssen, zu bekümmern. Kann Jemand aus Religionsüberzeugung gewisse bürgerliche Verbindlichkeiten nicht übernehmen, wie z. B. die Quäker den Kriegsdienst, so darf der Staat ihn aus seinem Gebiete verweisen, ihn aber nicht zur Uebernehmung solcher Verbindlichkeiten zwingen, noch weniger ihn wegen seiner Meinungen bestrafen. Doch hat der Staat das Recht, die Verbreitung religiöser Meinungen, die dem Zwecke des Ganzen wirklich schädlich sind, und mit denen die Verfassung nicht bestehen kann, zu verbieten. Unter **Kirche** im staatsrechtlichen Sinne versteht man eine Gesellschaft, die sich durch stillschweigenden oder ausdrücklichen Vertrag zur Uebung einer gemeinschaftlichen Art von äußerm Gottesdienste vereinigt hat. Unter **herrschender Kirche** versteht man eine Gesellschaft gedachter Art, welche nebst ihren Mitgliedern in einem Staate besondre politische Vorzüge genießt. Unter **nicht herrschender Kirche** hingegen wird eine solche religiöse Gesellschaft verstanden, deren kirchliche Rechte zwar von dem Staate gegen Beeinträchtigungen sowohl von Seiten einzelner Mitglieder der Gesellschaft selbst, als gegen Fremde geschützt werden, die aber auf besondre politische Vorzüge keine Ansprüche hat. Eine bloß **tolerirte Kirche** ist eine Gesellschaft, die sich zur Uebung eines gleichförmigen Gottesdienstes zwar verbunden hat, aber so wenig besonderer politischer Vorzüge, als eines besondern Schutzes ihrer kirchlichen Rechte von dem Staate genießt. Sie wird bloß als eine weltliche Gesellschaft behandelt. Da die Zwecke einer kirchlichen Gesellschaft (nämlich einer äußern Gottesverehrung nach bestimmten Formen und Bekenntnissen) ganz verschieden sind von den Zwecken des Staats, welcher letztere bloß die Sicherstellung und Vermehrung des irdischen Wohls beabsichtigt, worauf die gottesdienstlichen Formen und Bekenntnisse kirchlicher Gesellschaften keinen Einfluß haben, so ist auch eine herrschende Kirche ein Unding, oder vielmehr ein Ungeheuer, welches aus allen wohl organisirten Staaten verbannt seyn sollte. Die Meinungen eines Staatsbürgers von überirdischen Dingen können weder den Staat verpflichten, Jenem vor andern mit gleichen vielleicht noch größern Staatslasten belegten Bürgern Vorzüge zuzugestehen, noch ihn berechtigen, den letztern etwas von den Vorzügen, die sie als Bürger genießen könnten, zu entziehen. Religiöse Formen und Ueberzeugungen sind in dem Begriffe des Staats als ganz fremd zu betrachten, und dürfen deßhalb so wenig zum Maßstabe der staatsbürgerlichen Rechte dienen, wie andere Privatmeinungen über Gegenstände, die nicht mit den Staatszwecken in Verbindung stehen. Uiberdieß wechseln die Ueberzeugungen der Menschen täglich, ihre

Ansichten und Begriffe, besonders von überirdischen Dingen, sind, ungeachtet der äußern sichtbaren Formen und der hörbaren Wortbekenntnisse, worin sie alle übereinstimmen können, doch oft im höchsten Grade widerstreitend, und um so ungerechter ist die Verbindung irdischer Vorzüge mit religiösen Ceremonien und Glaubensäußerungen, die eigentlich und hauptsächlich etwas Ueberirdisches zum Gegenstande haben. Nur solche Staatsbürger, welche einer Kirche angehören, deren Mitglieder in sittlicher Hinsicht in einem vorzüglichen Grade verderbt sind, oder die, vermöge ihrer religiösen Ueberzeugungen, nicht Alles leisten können, was der Zweck des Staats heischt, können von der Theilnahme an den höhern Vorzügen der Staatsbürger entweder ganz ausgeschlossen, oder doch hinsichtlich derselben beschränkt werden. Die Aufrechthaltung kirchlicher Formen und Bekenntnisse kann indessen als Gegenstand der Gewalt einer Regierung in Betracht kommen, in so fern dieselbe das kirchliche Beschützungsrecht (Jus advocatiae ecclesiasticae) besitzt. Vermöge desselben ist der Regent befugt und verpflichtet, für die Sicherheit jeder kirchlichen Gesellschaft gegen äußere und innere Beeinträchtigungen und über die Sittlichkeit der kirchlichen Beamten zu wachen. Obgleich die Regierung kein Recht hat, sich um die Beobachtung der liturgischen Formen und der Dogmen einer kirchlichen Gesellschaft zu bekümmern, so lange jene nicht mit dem Sittengesetze und den Staatszwecken streiten, so ist sie doch befugt, im Fall einer Beschwerde einiger oder aller Mitglieder einer Gemeinde gegen einen kirchlichen Beamten über Nichtbeobachtung jener Ceremonien und Dogmen ihn zur Rechenschaft und gar zur Strafe zu ziehen. Von Amts wegen kann der Staat sich nur dann in die kirchlichen Angelegenheiten mischen, wenn es das Beste des Staats heischt; und hier steht dem Regenten auch das Reformationsrecht oder die Befugniß zu, die Gewalt der Kirche einzuschränken, wenn ihre Ausdehnung für die Staatszwecke schädlich wird. Die Kirche ist also als eine Privatgesellschaft von Bürgern zu betrachten, um deren Handlungen der Staat nur in so fern das Recht hat, sich zu bekümmern, als sie nachtheilig für das Gemeinwohl werden können. Die Kirche ist ferner dem Staate untergeordnet, und kann ihre Rechte gegen ihre Mitglieder und gegen Andre nur durch den Staat verfolgen. Da jedoch von den religiösen Ueberzeugungen der Menschen ein großer Theil ihrer Sittlichkeit, und von dieser wiederum das Wohl des Staats selbst abhängt, so ist in den meisten Staaten die Kirchengewalt den Regenten übertragen. Diese Gewalt darf aber nie ausgedehnt werden auf innere Ueberzeugungen, noch weniger darf mittelst derselben die äußerliche Bekennung religiöser Dogmen (Glaubenssätze) oder die Beobachtung liturgischer Formeln erzwungen werden. Wo eine solche Uebertragung der Kirchengewalt an das Staatsoberhaupt Statt findet, da sind auch die von der Regierung angeordneten oder bestätigten Kirchendiener als Staatsdiener zu betrachten, und sie haben, falls die Kirche aufhört, dieselben Ansprüche an den Staat, wie andre Beamte, die auf eine bestimmte oder auf Lebenszeit angestellt sind. Wo die Kirche aber als eine bloße Privatgesellschaft zu betrachten ist, da müssen die Beamten sich an die Mitglieder derselben halten. (Das Uebrige über diesen Gegenstand sehe man unter dem Artikel Kirche.) — Bedingtes allgemeines Staatsrecht. Wenn nicht mehrere Subjecte auf eine ungleiche Art an den Regierungsrechten eines Staats Theil nehmen, so ist es eine reine Regierungsform oder ein regulärer Staat. Nehmen Mehrere auf eine ungleiche Weise an der Regierung Theil, so heißt es eine gemischte Regierungsform, ein irre-

gulåres Staat. In der Monarchie ist ein Einzelner, in der Ari
kratie eine vom Inbegriff aller übrigen Bürger verschiedene Ge
schaft, und in einer Demokratie sind alle Bürger Regent und S
verain (s. oben). Die an der Staatsregierung Theil habenden meh
ren Personen heissen concurrirende Subjecte, und ihre Gesamm
heit, aber kein Einzelner von ihnen, ist als Oberhaupt des Staats
betrachten. Jedes einzelne concurrirende Subject ist in Ansehung sei
verfassungsmäßigen Mitwirkung zur Regierung von den andern nur
so fern abhängig, als die Uebereinstimmung sämmtlicher Mitglied
oder des größern Theils derselben zur Ausübung eines Regierungsa
erfoderlich ist. Die concurrirenden Personen haben ihr Recht urspr
lich nur durch einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag n
dem Volke; dieses Recht ist ein Jus personalissimum, welches ni
ohne Zustimmung des ganzen Volks veräußert werden kann. D
Monarch hat sein Recht und seine Verbindlichkeit zur Regieru
gleichfalls durch den Unterwerfungs- und Uebernahmevertrag, und ka
dasselbe, da es zu den persönlichsten Rechten gehört, gleichfalls nur m
Zustimmung des Volks an einen Fremden übertragen, wofern nicht il
hiezu die Befugniß schon im Unterwerfungsvertrage zugesichert ist. Ueb
trägt er, ohne daß letzteres geschehen, seine Rechte an einen Ander
so ist dies ungültig, und das Volk nicht verbunden, zu gehorch
Das Successionsrecht wird durch den Unterwerfungsvertrag begründ
falls die Thronfolge darin festgesetzt ist. Jenen Vertrag geht der ne
Regent durch Uebernahme der Regierung stillschweigend ein, und tr
so in die sämmtlichen Rechte und Verbindlichkeiten, welche sein Vo
gänger als Regent hatte. Nicht bloß Rechte, auch Verpflichtungen h
der Monarch, von deren Erfüllung die Gültigkeit der erstern abhän
Beide werden durch die Staatsgrundgesetze bestimmt. Eine monarc
sche Regierung kann auch auf eine bestimmte Zeit übertragen werde
nach Ablauf derselben erlischt das Regierungsrecht des Monarchen, u
die Gehorsamspflicht der Unterthanen. Ein Reich ist ein Patrim
nialreich a) im weitern Sinne, wenn dem Monarchen das Re
zusteht, bei seinem Leben oder auf den Todesfall seinen Nachfolger
bestimmen; b) im engern Sinne, wenn er über die ganze Staatsv
fassung und über die Substanz des Staats selbst nach Willkür ver
gen kann. Die meisten Reiche werden von ihren Regenten als solch
jedoch mit Unrecht betrachtet. Dem Patrimonialreiche ist das U
fructualreich entgegengesetzt, wo der Regent jene Befugnisse nicht h
Reiche von gemischter Succession sind a) solche, wo nur g
wisse Personen wahlfähig sind, z. B. ehemals Polen und die geistlich
Fürstenthümer; b) wo die Succession zwar erblich ist, der Nachfolg
aber erst durch die Genehmigung der Reichsstände zur Regierung gelan
Hier ist bei jedem Thronwechsel ein neuer Unterwerfungsvertrag nöth
In einem Wahlreiche hängt die Succession vom Willen des gan
Volks ab, wenn nicht vorhandene Grundgesetze das Recht, zu wähle
auf gewisse Personen beschränken, wie vormals zu Venedig und Gen
oder gewissen Personen (Wahlherren) das Wahlrecht ausschließlich üb
tragen wird. Die Annahme der Wahl hängt auf Seiten des Gewäh
ten von seiner Willkür ab. Während eines Zwischenreichs, wo k
Monarch existirt, hat das Volk die Regierung, dafern sie nicht Reich
verwesern übertragen wird, deren Rechte vom Willen des Volks a
hängen, oder durch Staatsgrundgesetze bestimmt sind. Der Reichsv
weser ist (interimistischer) Regent, und dem nachfolgenden Monarch
nicht verantwortlich. Das Volk muß das Recht des gesetzlichen Kr

prätendenten anerkennen; aber dieser darf seine Ansprüche keinem Andern übertragen. Ist in einem Erbreiche kein Successionsberechtigter, so kann die Regierungsverfassung durch den Willen sämmtlicher Bürger willkürlich abgeändert, und so auch die Regierung willkürlich Jemanden übertragen werden, jedoch mit Zustimmung aller Bürger. Die Gesellschaft, welche in einer Aristokratie die Regierung führt, nennt man einen souverainen Rath oder Senat. Dieser ist eben so unabhängig als ein Monarch; und die Bürger stehen in eben dem Verhältnisse gegen ihn, wie diejenigen in einer Monarchie gegen den Monarchen. Es kann eine Wahl- oder eine Erb-Aristokratie geben, je nachdem einer gewissen Classe von Bürgern durch Wahl- oder durch Erbrecht und Geburt das Staatsruder gebührt. Es kann seyn, daß die Regierungsberechtigten in einer Wahlaristokratie selbst den Senat aus ihrer Mitte wählen, oder daß dieser vom Volke aus den zur Regierung Berechtigten gewählt wird. Die letztere Art der Wahlaristokratie ist der erstern, und die Wahlaristokratie überhaupt der eigentlichen Erbaristokratie vorzuziehen. Eine Demokratie, wo alle Bürger unmittelbaren gleichen Antheil an der Regierung nehmen, ist nur in sehr kleinen Staaten denkbar. Aber auch ein solcher Staat, wo alle Bürger Ansprüche auf die Ausübung der Regierungsrechte haben, und sowohl activ als passiv wahlfähig zu einem regierenden Senate sind, ist Demokratie. Wird von den Wählenden nur 1. einem Einzigen die Ausübung der Regierungsrechte übertragen, so entsteht eine Wahlmonarchie. Ein Staat hat eine gemischte Verfassung, wenn die Regierung mehreren physischen oder moralischen Personen so übertragen ist, daß sie auf eine ungleiche Weise daran Theil nehmen. Gemischte Regierungsverfassungeh werden eingetheilt 1. in eingeschränkte Verfassungen, wo die Regierung dem größten Theil nach Einem Subjecte so übertragen ist, daß zur Ausübung der Hoheitsrechte andre Subjecte ihre Einwilligung geben müssen; sie kann seyn a) eingeschränkte Monarchie, und zwar beschränkt durch den Willen des ganzen Volks oder der Stellvertreter desselben, oder die Einschränkung wird durch Subjecte aus gewissen Ständen oder Familien bewirkt. Im erstern Fall ist die Einschränkung demokratischer, im andern aristokratischer Natur. So kann auch eine eingeschränkte Aristokratie und eine eingeschränkte Demokratie Statt finden. Das einschränkende Subject kann aber nie ein monarchisches seyn. 2. Gemischte Verfassungen im engern Sinn, wo die Staatsregierung nach den darin enthaltenen verschiedenen Hoheitsrechten unter mehrere Subjecte vertheilt ist. 3. Die theils eingeschränkte, theils gemischte Verfassung (z. B. die brittische). Bei einer eingeschränkten Monarchie heißen diejenigen Hoheitsrechte, in deren Ausübung der Regent nicht beschränkt ist, vorbehaltene Hoheitsrechte (regalia reservata), und dagegen diejenigen Hoheitsrechte, an deren Ausübung er durch verweigerte Ausübung der einschränkenden Gewalt verhindert werden kann, mitgetheilte Hoheitsrechte (regalia communicata). In einem eingeschränkten Wahlreiche kann eine Wahlcapitulation Statt finden, wenn sie eingeführt, oder von den Wählenden nöthig befunden wird. Wählt das ganze Volk, so ist die Sache außer Zweifel, und es können durch die Wahlcapitulation Veränderungen in der Verfassung bestimmt werden. Wählt nur ein Theil des Volks, z. B. ein Stand, oder auch die Stellvertreter des Volks, so müssen alle Bürger zu der Wahlcapitulation ihre Zustimmung geben, wofern dadurch in der Staatsverfassung eine Veränderung bewirkt werden soll. Eine gemischte Ver-

fassung im engern Sinne ist a) monarchisch-aristokratisch, wenn jedes Hoheitsrecht einem einzelnen Mitgliede einer zur Regierung vorzugsweise berechtigten Corporation oder Familie übertragen ist; b) monarchisch-demokratisch, wenn ein oder mehrere Hoheitsrechte einem Einzigen, die übrigen aber dem ganzen Volke zustehen; c) aristokratisch-demokratisch, wenn einige Hoheitsrechte von einem mit dem Regierungsrechte bevorzugten Stande oder Geschlechte, die andern aber von dem gesammten Volke ausgeübt werden; d) endlich monarchisch-aristokratisch-demokratisch, wenn einige Hoheitsrechte einem Einzelnen, andere einer gewissen Classe oder Familie, und noch andere dem gesammten Volke zustehen. Gesellschaften mehrerer zu gewissen Zwecken vereinigter Staaten heißen Staatengesellschaften; besteht ihr Zweck in gegenseitiger Vertheidigung und Aufrechthaltung der Sicherheit, so nennt man sie Staatenbunde oder Staatenverbündungen, z. B. der Rheinbund, der deutsche und der helvetische Bund; welche, wenn sie eine bestimmte Verfassung haben, zusammengesetzte Staaten heißen. Die Verfassung eines zusammengesetzten Staats kann übrigens so mannigfaltig seyn, wie die eines einfachen. Vereinigte Staaten sind solche, welche Einen Regenten haben; sie sind coordinirt, wenn sie zufällig einen Regenten haben, z. B. wie das Königreich Polen und das Churfürstenthum Sachsen unter dem Könige August; oder verbunden, wenn sie nothwendig einen Regenten haben, z. B. die Mark Brandenburg und das Herzogthum Magdeburg. Incorporirt ist ein Staat, wenn er so mit einem andern Staat verbunden wird, daß man ihn nicht mehr als einen besondern Staat betrachtet, wenn gleich der erstere Staat noch fortdauert, z. B. das Königreich Holland und das Oldenburgische u. s. w. unter Napoleon. — Das allgemeine bürgerliche Recht besteht in den Befugnissen, die ein Bürger gegen den andern überhaupt hat, und begreift a) diejenigen Rechte, welche der Bürger gegen den Bürger durch das gemeinschaftliche Verhältniß zum Staat erlangt, und b) die Rechte, welche für ihn aus dem positiven Staatsgesetz unter gewissen Voraussetzungen entspringen. Der letzte Hauptzweig des allgemeinen Staatsrechts ist das allgemeine Völkerrecht, und hierüber sehe man den Artikel Volk. — So wie der Staat selbst, so kann auch die Regierung eines Staats aufgelös't oder verändert werden, und hieraus entspringen Rechte und Verbindlichkeiten sowohl für die an dem Staat und der Regierung Theilhabenden, als für Auswärtige. Die Regierung (nicht Regierungsverfassung eines Staats) wird aufgelös't und verändert: 1. auf eine rechtliche Weise, nämlich a) durch Vertrag. Dem Regierenden können nur so lange die Regierungsrechte zustehen, wie die Staatsgesellschaft ihm dieselben übertragen hat, und nur so lange wie er den staatsgrundgesetzlichen Zwecken entspricht. Er ist aber auch nur so lange zur Regierung verpflichtet, wie die Mittel des Staats zu den Zwecken desselben hinreichen, und er nach seinen individuellen Kräften mit jenen Mitteln die gedachten Zwecke erreichen kann. (S. weiter unten.) b) Durch den Willen des Regenten selbst, wenn er die Regierung aus freien Stücken niederlegt. Er kann zur Fortführung derselben nicht gezwungen werden, hat aber in jenem Falle keine weitern Ansprüche an den Staat. c) Durch den Willen der Mitglieder des Staats. In so fern durch die bestehende Regierung die durch die Staatsverfassung beabsichtigten Zwecke sämmtlich erreicht sind, und erreicht werden können, darf nur die Regierung durch den Willen aller Bürger des Staats aufgelös't u

verändert werden. Entspricht aber die Regierung nicht mehr den staatsgrundgesetzlichen Zwecken, so hören die Wirkungen des Regierungsübernahme- und Unterwerfungsvertrags zwar nicht gleich auf, die Staatsbürger sind aber berechtigt, auf die Vollziehung jenes Vertrags zu dringen, und können, wenn die Unmöglichkeit der Erfüllung erklärt, die Regierung auflösen, und eine andere, die den staatsgrundgesetzlichen und den grundvertragsmäßigen Zwecken entspricht, an ihre Stelle setzen. Dieser Grundsatz ist unumstößlich gewiß. Da aber durch den Vereinigungsvertrag die Staatsgesellschaft Bürge für die Erfüllung der gegen den Einzelnen übernommenen Verpflichtungen ist, so muß der einzelne Bürger, ehe er zu einer eigenmächtigen Veränderung der Regierung schreitet, zuvor sich an die bürgerliche Gesellschaft des Staats verwenden. In einigen Ländern (z. B. im Meklenburgischen die Verwendung ans Land) war wirklich eine solche Verwendung an das Volk eingeführt. Da jedoch eine Regierung den staatsgrundgesetzlichen Zwecken gegen das Ganze und die Mehrheit entsprechen kann, ohne deßhalb gegen den Einzelnen ihren Verbindlichkeiten in dieser Rücksicht zu genügen, so sind in allen wohleingerichteten Staaten auch hohe Gerichtshöfe angeordnet, welche die Streitigkeiten des Oberhaupts und der einzelnen Staatsbürger entscheiden. Diese Gerichtshöfe müssen aber unabhängig seyn von der Gewalt und dem Einflusse des Staatsoberhaupts. Nur wenn eine Verwendung an das ganze Volk, oder eine Berufung an die in dieser Hinsicht etwa competenten Gerichtshöfe unwirksam bleibt, kann die Auflösung der Regierung abseiten einzelner Staatsbürger rechtlich und zulässig seyn. — Die Gesammtheit der Staatsbürger hat jedoch das unbedingte Recht, auch selbst eine solche Regierung, die zwar den staatsgrundgesetzlichen Zwecken, aber nicht mehr den gegenwärtigen Absichten der Staatsbürger entspricht, aufzulösen. Menschliche Dinge wechseln. Der Staat bezweckt durch seine Vereinigung die Sicherheit und das Wohl sowohl des Gesammtkörpers seiner Gesellschaft, als auch jedes einzelnen Theilnehmers. Ist wegen des Wechsels menschlicher Dinge und Ansichten jener Zweck durch die bestehende Regierung, durch die Staatsgrundverträge und Grundgesetze gar nicht mehr, oder doch auf eine andere Weise leichter erreichbar, so können die Staatsbürger die bestehende Regierung nicht allein, sondern auch die Staatsverfassung verändern oder aufheben. Der Staat ist um sein selbst willen da; es kann ihm daher auch nicht zugemuthet werden, den Zweck, der bloß auf sein eigenes Wohl geht, für den Privatzweck eines Einzelnen aufzugeben. Jeder Regent ist Staatsbeamter. Er ist nicht durch sich selbst, sondern durch den Staat Regent. Der Staat hat ihn beauftragt und beamtet. Jeder Auftrag ist widerruflich, und jeder Beamter kann entlassen werden, sobald die Ausführung des Auftrags oder die Fortführung des Amts den Absichten des Auftraggebers nicht mehr entsprechen. Der Beauftragte kann im Fall des Widerrufs des gegebenen Auftrags nur die Entschädigung für die gehabten Kosten, der Beamte nur, wenn er sein Amt vorschriftsmäßig führte, auf eine ehrenvolle Entlassung und einen standesmäßigen Unterhalt auf Lebzeiten Anspruch machen. So gut wie eine solche Auflösung der Regierung eigenmächtig in einem aristokratischen oder demokratischen Staat durch den Willen des Volks geschehen kann, eben so gut und mit eben dem Rechte kann es in einem monarchischen geschehen. So gut, wie der Regent als Stellvertreter (Repräsentant) des Staats den Unterbeamten seines Amts entlassen, oder, wenn er es nicht wohl geführt hat, gar entsetzen und bestrafen darf; eben so gut hat das Volk ein Recht, dem

von ihm eingesetzten obersten Beamten zu entlassen, zu entsetzen, zur Verantwortung zu ziehen, und zu bestrafen. Jeder Regent ist also zur Verantwortlichkeit gegen das von ihm regierte Volk verpflichtet. Ist es in einem monarchisch-aristokratischen Staate, so muß er zunächst sich gegen die Stände oder Familien, die vorzugsweise mitgetheilter Hoheitsrechte genießen, oder das Volk vertreten, ist es in einem monarchisch-demokratischen Staate, so muß er sich gegen das ganze Volk oder die von demselben aus seiner Mitte gewählten Stellvertreter rechtfertigen. Das letztere gilt auch in dem rein-monarchischen Staate, wo zwischen dem Regenten und dem Volke keine aristokratische Mittelmacht existirt, und so auch in der reinen Aristokratie, wo nur gewisse Casten oder Familien das Staatsruder ohne Theilnahme der übrigen Volksclassen führen. Wie weit sich das Bestrafungsrecht des Volks gegen das Staatsoberhaupt erstrecke, kommt natürlich auf die Vergehungen des letztern an. Man hat es in ältern und neuern Zeiten nicht bloß in aristokratischen und demokratischen, sondern auch in rein-monarchischen bis zur Todesstrafe ausgedehnt. Sie kann sich aber gegen den ersten Staatsbeamten rechtlich höchstens nur bis auf Entsetzung und Verurtheilung zum Schadenersatze erstrecken, 1. wenn das Volk oder ein Theil desselben selbst an der Regierung Antheil hatte, und sich der begangenen Fehler mit schuldig machte; 2. wenn die Mittel des Staats ohne Schuld des Regenten zu den Staatszwecken nicht zureichten. Hier kann nur von einer Entlassung, nicht von einer Absetzung die Rede seyn. Bei der erstern bleibt das Volk zum standesmäßigen Unterhalt des entlassenen Beamten, bei der Absetzung aber zu nichts verpflichtet; 3. wenn es dem Regenten an persönlichen und intellectuellen Fähigkeiten zur Führung des Staatsruders gebrach, und das Volk ihm dennoch wissentlich und freiwillig die Regierung ließ. Wenn endlich 4. das Staatsoberhaupt durch äußere unbesiegliche Gewalt verhindert wurde, seinen Verbindlichkeiten zu genügen. Ueberhaupt müssen wir an der Rechtlichkeit einer von dem Volke gegen das Staatsoberhaupt zu verhängende, sich weiter als auf Entsetzung erstreckende Strafe um so mehr zweifeln, als das Volk in diesem Falle zugleich Partei und Richter ist. Durch die Entlassung des höchsten Staatsbeamten, welcher sich gegen die Verfassung verging, thut der Staat aber weiter nichts, als was er sich und seinen Angehörigen schuldig ist. 2) Kann eine Regierung widerrechtlich aufgelös't und verändert werden: a) durch äußere fremde Gewalt; b) durch innere oder einheimische Gewalt. Jedem Staate, als einer für sich selbst bestehenden unabhängigen Gesellschaft, steht das Recht zu, die beliebigen höchsten und andern Staatsbeamten anzuordnen, und kein Fremder ist befugt, sich in die innern Angelegenheiten einer solchen unabhängigen bürgerlichen Gesellschaft zu mischen, und die von ihr gewählten Beamten abzusetzen. Dieses Recht gebührt ausschließlich der Gesellschaft. Daher ist auch jede Regierungsveränderung in einem Staat, welche von einem Auswärtigen geschieht, widerrechtlich, wofern nicht 1. die in dem Staate regierende moralische oder physische Person der Sicherheit des auswärtigen Staats gefährlich ist, und dies bereits durch gefahrdrohende Unternehmungen geäußert hat. Hier erfodert es die Pflicht der Selbsterhaltung von dem auswärtigen Staat, die ihm gefährliche Regierung, wenn es in seinen Kräften ist, umzustürzen. Dies war der Fall bei der napoleonischen Regierung in Frankreich. Keineswegs erlangt aber der auswärtige Staat das Recht, an die Stelle des vorigen ihm gefährlichen Staatsoberhaupts ein anderes einzusetzen. Dies ist und bleibt unveräußerliches Recht der Mitglieder jedes

Staats. Nur diese können rechtlich bestimmen, wer sie regieren soll, und wem sie gehorchen wollen. 2. Kann nur dann eine Regierungsveränderung durch auswärtige Macht rechtlich verändert werden, wenn ein Staat nicht länger sein Staatsoberhaupt behalten will, da es nicht verfassungsmäßig regiert, es sich aber mit Gewalt zu behaupten sucht, und der Staat deßhalb eine auswärtige Macht zu Hülfe ruft. Dies geschah in England bei der Entthronung Jacobs II. durch Wilhelm III. Doch behält auch hier nur die Nation, nicht die äußere Hülfsmacht das Recht, einen andern ihr beliebigen Regenten anzuordnen. Durch innere Gewalt kann eine Veränderung in der Person des Regierenden widerrechtlich bewirkt werden, wenn der Letztere staatsverfassungsmäßig die ihm übertragenen Rechte ausübt, und ein oder mehrere Staatsbürger (wäre es auch die Mehrzahl derselben) ihn seiner Würde entsetzt; denn so lange der Regent verfassungsmäßig regiert, ist zu seiner Entlassung oder Absetzung die Stimme eines jeglichen einzelnen stimmfähigen Bürgers erfoderlich. Regiert ein Staatsoberhaupt hingegen nicht verfassungsmäßig, so kann auch eine Minderzahl der Staatsbürger, wofern sie nur die physische Macht in Händen hat, ihn rechtlich ab-, und einen andern künftig nach den Staatsgrundgesetzen regierenden an seine Stelle setzen. Denn hiezu ist auch eine Minderzahl durch den bürgerlichen Vereinigungsvertrag berechtigt. Dies geschah bei Christian II. in Dänemark. Endlich kann die Regierung eines Staatsoberhaupts natürlich aufhören 1. die moralische oder physische Unmöglichkeit zu regieren auf Seiten des Regenten, nämlich a) durch geistige oder körperliche Krankheit, b) durch den Tod. Doch wird hiedurch keineswegs die Verfassung des Staats oder die Regierungsform aufgehoben oder verändert, wofern nicht alle Mitglieder des Staats es wollen. 2. Hört das Oberhaupt des Staats durch die Auflösung des Staats auf zu regieren. Die Veränderung der Staatsverfassung durch innere Macht kann rechtlich nur durch den Willen aller Mitglieder geschehen, und heißt, wenn es gewaltsam geschieht, Revolution. Eine Reform des Staats ist die Wiederherstellung der einer Staatsverfassung zum Grunde liegenden ursprünglichen Verträge und Gesetze. Hiezu ist auch eine Minderzahl der Staatsbürger befugt, wofern nicht die Veränderungen der Staatsverfassung und Regierungsform in dem Willen aller Mitglieder ihren Grund haben, denn dann können auch nur alle Mitglieder die Staatsverfassung und Regierungsform auf ihre ursprünglichen Grundsätze zurückführen; dann ist kein Einzelner und keine Minderzahl, selbst keine Mehrzahl dazu befugt. — Schließlich bemerken wir noch, daß man die Wissenschaft von den Staatsverfassungen im Allgemeinen Staatslehre nennt. Sie wird eingetheilt in die reine und angewandte oder hypothetische Staatslehre. Die erstere hat die Aufstellung des Ideals eines nach reinwissenschaftlichen Principien vollkommenen Staats zum Gegenstande. Die angewandte oder hypothetische Staatsverfassungslehre oder Staatslehre hat die Darstellung und Entwickelung der innern und äußern Verhältnisse eines Staats, und überhaupt der ganzen innern Organisation desselben zum Object. Zu den wichtigsten Schriftstellern im Fache der Staatslehre gehören bei den Griechen Plato und Aristoteles; bei den Italienern Macchiavell, Fr. Petrarca, Filangieri; bei den Engländern Th. Hobbes, Th. Morus, Algernon Sidney, David Hume, Burke, Ad. Smith; bei den Holländern Hugo Grotius; bei den Deutschen Sleidanus, ferner v. Moser der ältere und jüngere, von Justi, Justus Möser, Spittler, L. H. von Eggers, Schlözer,

Fichte, Kant, Krug, Zachariä, Gönner, Snell, Schmidt, Adam Müller, Pölitz, Harl u. s. w.; bei den Franzosen Montesquieu, Rousseau, St. Real, Mirabeau, Mourier, Mercier, Gorani, des Essarts u. s. w., die aber eben so sehr unter sich in Hinsicht ihrer Ansichten und Grundsätze, als ihres Zeitalters verschieden dachten. (Man vergleiche hiemit die Artikel Politik, Staatsdienst, Staatspapiere, Staatswirthschaft).

N. P.

Staatenbeschreibung, s. Statistik.

Staatsbankrott, Nationalbankrott. Beim Privatmann ist Bankrott Zahlungsunvermögenheit oder die Beurkundung, daß der Schuldner mehr fremdes Vermögen in seinen Besitz aufgenommen hat, als ihm eigenthümlich zugehört. Eine solche Beurkundung läßt sich vom Staate nicht liefern. Das Nationalvermögen ist unberechenbar, weil es nicht einzig von dem Grade des Stoffbesitzes, sondern zugleich von dem Grade der werthschaffenden Kraft der Nation abhängt, durch welche der Stoffbesitz jeder Art bis auf einen nicht bestimmbaren Punkt erhöht werden kann. Die Unverhältnißmäßigkeit der Schuldenmasse einer Nation mit dem Grade ihrer werthschaffenden Kraft müßte also äußerst groß seyn, wenn man annehmen wollte, daß ein Staat in dem Sinne als bankrott, als zahlungsunfähig, zu betrachten wäre, welche auf den Privatmann paßt; ein Staatsbankrott kann daher der Regel nach nur in der augenblicklichen Unfähigkeit der Regierung liegen, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, also in der Nothwendigkeit, diese Erfüllung auf die Folgezeit zu verschieben. Dies aber ist der wahre Begriff von Staatsbankrott, denn durch eine solche Nichterfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten müssen die Staatspapiere (in England Stocks genannt) im Preise fallen, der Eigenthümer derselben muß einen Theil seines dem Staate anvertrauten Eigenthums verlieren. Die Geschichte, selbst der neuesten Zeit, lehrt, wie man in staatswirthschaftlicher Hinsicht mit dem Worte Bankrott gespielt hat, denn sogar da, wo durch bloße Willkür der Regierung den Staatsgläubigern ihr Eigenthum ganz oder zum Theil entrissen wurde, hat man sich feierlich gegen das Wort verwahrt. — Der Staatsbankrott ist entweder total, wenn den Gläubigern des Staats gar kein Ersatz für den Verlust ihrer Foderungen gegeben wird, dieser Fall trat in Frankreich bei den Assignaten ein; oder 2. partiell, wenn die Foderung nur zum Theil verloren geht; es lassen sich in dieser Hinsicht verschiedenerlei Methoden anwenden: entweder man setzt die Staatsschuldscheine unter ihren Nennwerth oder unter den Werth herab, welchen sie im Curse haben, oder die Zinsen werden herabgesetzt, wie in Oesterreich und Schweden geschah, oder man nimmt einen Theil der Schuld, und bestimmt dafür eine Anwendung, wobei man nicht den Werth erhält, welcher auf den Schuldscheinen ausgedrückt ist. So ließ das Directorium in Frankreich 1/3 der Staatsschuld ins große Buch eintragen (tiers consolidé), für die andern 2/3 (les deux tiers mobilisés) wurden Bons ausgefertigt, welche bei dem Ankauf von Nationalgütern nach dem jedesmaligen Curs in Zahlung angenommen werden sollten; auch ist es eine Art von theilweisem Bankrott, wenn die umlaufende Papiermünze vom Staate heruntergesetzt wird. — Der Bankrott, welchen eine Regierung macht, ist entweder ein öffentlicher oder ein heimlicher, versteckter Bankrott; öffentlich ist derselbe, wenn man den Staatsgläubigern das Ganze oder einen Theil ihrer Foderungen geradezu streicht; heimlich oder versteckt, wenn die Metallmünze verschlechtert, d. h. unter demselben Namen ein ge-

ringerer Metallwerth ausgegeben wird, oder wenn eine neue Papiermünze in Umlauf gesetzt wird, der man einen gezwungenen höhern Curs gibt als ihr Marktpreis beträgt. Soll einmal Bankrott gemacht werden, so verdient der öffentliche immer den Vorzug vor dem heimlichen, denn bei jenem werden doch nur die Staatsgläubiger betrogen, bei diesem zugleich alle Privatgläubiger. Unter welcherlei Gestalt übrigens der Staatsbankrott erscheine, immer ist derselbe unrechtlich, und schlägt dem Nationalwohlstande tiefe Wunden; treten daher Fälle ein, wo die Regierung aller Vorsicht ungeachtet für den Augenblick außer Stand gesetzt wird, ihre übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, so ist es hohe Pflicht derselben, dieses Verhältniß für den Staatsgläubiger unmittelbar und für das Nationalwohl mittelbar so unschädlich als möglich zu machen, um eine gewaltsame Erschütterung des öffentlichen Vertrauens, des Staatscredits, und den Raub an fremdem Eigenthum zu vermeiden. (S. **Staatsschulden**). K. M.

Staatsdienst ist die Besorgung der Angelegenheiten eines Staats durch bestimmte, von demselben dazu ernannte Personen, welche man daher Staatsdiener oder Staatsbeamte nennt. Da dem Regenten, als erstem Beamten des Staats, die Hauptverantwortlichkeit für die Erreichung der Staatszwecke obliegt, da er ferner als Regent den Staat selbst repräsentirt, so ist in fast allen Ländern die Uebertragung der Staatsämter oder die Bestätigung der dazu bestimmten Personen ein Zweig der Regierungsgewalt, und den Inbegriff der Kenntnisse, welche zur Ausübung dieses Theils der höchsten Gewalt erfodert werden, nennt man die Staatsbeamtenlehre. Die in derselben befindlichen, aus der Vernunft, der Erfahrung, der Verfassung und den individuellen Verhältnissen jedes Staats hergenommenen Regeln und Grundsätze betreffen 1. den Kreis der Rechte und Verbindlichkeiten jedes Staatsbeamten; 2. die Eigenschaften desselben in physischer, moralischer und politischer Rücksicht, in wie fern er nämlich fähig ist, die erfoderlichen Dienste zu leisten. Je höher der Grad der Cultur der Nationen ist, desto mehr Ausbildung und Einsichten werden zur Staatsregierung, und zu den für ihre Verwaltung angeordneten Aemtern erfodert. Ueberdies theilt sich die Staatsregierung in höchst verschiedene Fächer, wozu wieder besondre Einsichten, Kenntnisse und Fertigkeiten verlangt werden; und daher muß es dem Regenten überlassen seyn, die für die öffentlichen Geschäfte erfoderlichen Unterbeamten auszuwählen, ihre Zahl zu bestimmen, und die Stellen mit den tauglichsten Personen zu besetzen. Nie muß er aber ohne Noth die Staatsämter vermehren, weil die öffentlichen Lasten dadurch steigen, der Geschäftskreis der Verwaltung vervielfältigt, und der Ueberblick erschwert wird. Ueberhaupt gehört die Besetzung der Staatsämter zu den wichtigsten und überlegsamsten Geschäften der höchsten Gewalt, da von ihr das Glück vieler, und häufig aller Staatsbürger abhängt. Daher muß der Regent hier mit der größten Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Umsicht verfahren, und weil es ihm in den meisten Fällen nicht möglich seyn kann, die Fähigkeit seiner Beamten gehörig zu kennen und zu prüfen, den Rath wohlgewählter und unparteiischer Rathgeber zu Hülfe nehmen. Jeder Staatsdiener, der mit einer besondern, den allgemeinen gesellschaftlichen Zweck beabsichtigenden Geschäftsführung beamtet worden, muß für seine Dienste belohnt, für seine Aufopferungen, die er dem Staate bringt, entschädigt werden. Diese Belohnungen und Entschädigungen, welche der Staat seinen Beamten gibt, und welche nach der Verschiedenheit des Standes der letztern mit den Namen **Civilliste**, **Tafelgelder**

(beides bei dem Regenten selbst), **Besoldung**, **Gehalt** u. s. w. benannt wird, muß den Diensten, die der Beamte leistet, dem äußern Aufwande, welchen er zur Erhaltung der Würde seines Amts machen muß, den Entsagungen, welche mit der Führung des letztern für ihn verbunden sind, angemessen seyn. Weil aber nicht bloß Geld, sondern besonders Ehre die Triebfeder der Handlungen bei bessern Menschen ist, so muß mit den Staatsämtern eine ihrer Wichtigkeit und ihrem Ertrage angemessene Würde verbunden seyn, denn dadurch werden taugliche und vermögende Staatsbürger gereizt, auch Aemter von nicht beträchtlichen Einkünften zu übernehmen. Um so vorsichtiger muß eine weise Regierung in Ertheilung von Amtstiteln seyn, die nur an solche nicht **beamtete** Personen gegeben werden müssen, welche sich um den Staat ein ganz besonderes Verdienst erworben haben. Doch thut der Staat hier am besten, solche besonders verdiente, nicht **beamtete** Personen entweder durch Ertheilung des erblichen oder bloß persönlichen Adels, oder durch Geld und Geldeswerth, oder durch andre Auszeichnungen zu belohnen. Am wenigsten müssen Amtstitel an Personen, die nicht zur Führung der Aemter fähig sind, oder gar für Geld ertheilt werden; denn durch eine solche Ertheilung und Vermehrung der Titel fällt die mit den Staatsämtern verbundene Würde, welche dem Diener des Staats als Vergeltung seiner Arbeiten und Aufopferungen angerechnet wird, in ihrem Werthe, und er ist rechtlich befugt, deßhalb auf Ertheilung einer höhern Würde, und ein der Behauptung derselben angemessenes Gehalt zu dringen. Die Staatsbeamten und Staatsdiener bestehen 1. aus dem Regenten, 2. aus den rathgebenden Beamten, oder dem Ministerium, welche mit der Person des Erstern unmittelbar verbunden sind, 3. aus den stellvertretenden Beamten. Diese letztern besonders theilen sich wiederum in die **Behörden** selbst, und in die Subalternen ein. Die **Behörden** werden dagegen wieder in die höhern und niedern, welche letztern den erstern untergeordnet sind, abgetheilt, und bestehen theils aus einzelnen (physischen) Personen, theils aus moralischen (aus mehreren Individuen zusammengesetzten) Personen, und dann heißen sie Collegien. Die Anzahl, die Art, selbst die Titel und Benennungen der Staatsbeamten und ihrer Collegien hängen von der Größe, der Verfassung, den innern und äußern Verhältnissen jedes Staats zu sehr ab, als daß hier allgemeine Normen festgesetzt werden könnten. Gewöhnlich pflegt man die Staatsverwaltungszweige 1. in das Finanz-, 2. das Militärfach, 3. das Fach der auswärtigen, 4. und dasjenige der innern Geschäfte einzutheilen. Die Geschäfte des Letztern werden wieder in öffentliche und besondre (Privatgeschäfte) abgetheilt, und begreifen die Justiz-, politischen und Polizeisachen; 5. kommt in protestantischen und in einigen catholischen Ländern noch das Kirchenwesen unter dem Namen des geistlichen, als ein besonderes Fach hinzu, welchem oft auch das Schulwesen oder der öffentliche Unterricht, vorzüglich in so fern er die sittliche und religiöse Ausbildung der Staatsbürger bezweckt, unter- und beigeordnet zu seyn pflegt. Aus den obersten Staatsbeamten jedes Hauptdepartements würde eigentlich das rathgebende Collegium im Staatsministerium am besten besetzt werden können, wenn anders jenen Oberbeamten es nicht an Fähigkeit und Willen für das Gemeinwohl fehlt. Einen vollständigen Abriß der Staatsgeschäftslehre zu geben, würde uns zu weit führen. Wir beschränken uns daher nur noch auf einige allgemeine Bemerkungen über die Rechte und Verbindlichkeiten, die durch den Staatsdienst oder die amtliche Besorgung bestimmter, auf das Wohl des Staats abzweckender Verrich-

tungen bewirkt werden. Kein Staatsbürger kann eigentlich, so lange fähige Subiecte außer ihm vorhanden sind, die zur Uebernahme eines Staatsamtes sich bereit erklären, dazu gezwungen werden. Jeder Staatsdiener, der ein öffentliches Amt übernimmt, erklärt sich dadurch zufrieden mit den mit dem Amte verbundenen Einkünften und Emolumenten; er kann also nachher auf keine Erhöhung derselben dringen, wofern ihm solche nicht versprochen, oder falls ihm nicht die verheißenen Einkünfte u. s. w. ohne seine Schuld verringert sind. In der Regel wird jeder Staatsdiener, wenn bei seiner Bestallung nicht eine bestimmte Zeit festgesetzt worden, so angesehen, als ob er auf seine Lebenszeit beamtet worden ist. Hieraus folgt, daß der Staat, wenn der Beamte vor seinem Tode ohne seine Schuld entlassen wird, pflichtig ist, ihm für die verlornen Einkünfte eine billige Entschädigung (Pension) zu geben. Da jedoch der entlassene Staatsdiener durch das Aufhören seiner Amtsführung an dem Betriebe anderweitiger Geschäfte nicht verhindert wird, so kann der Staat auch nicht verbunden seyn, ihm in solchem Falle mehr, als das zu seinem nothdürftigen standesmäßigen Unterhalt Erfoderliche, zu bewilligen. Jede Verwaltung eines Staatsamtes gibt nur dem Beamten für seine Person, nicht aber seiner Familie Rechte und Verbindlichkeiten gegen den Staat. Die Familie des Staatsdieners kann daher nach seinem Tode nicht auf Versorgung an den Staat Anspruch machen, wofern ihr dieselbe nicht verheißen ist. In Hinsicht der Predigerwitwen leidet dies rücksichtlich des sogenannten Gnadenjahrs fast allgemein eine Ausnahme. Der im Dienste des Staats krank und unbrauchbar gewordene Beamte kann eine nothdürftige standesmäßige Versorgung für sich und seine Familie, so lange er lebt, fodern, wenn es ihm an Mitteln fehlt, sich dieselbe anderweitig zu verschaffen. Jeder Staatsbeamte kann freilich seines Dienstes entlassen werden, dies muß jedoch, wenn es ohne seine Schuld der Fall ist, auf eine nicht die Ehre kränkende Weise geschehen: dann heißt es **Entlassung**. Geschieht es mit oder ohne Schuld des Staatsbeamten auf eine ehrenrührige Weise, so heißt es **Entsetzung** oder **Amtsentsetzung**; geschieht es nur auf eine bestimmte Zeit, so ist eine Suspension vorhanden, die bei wirklichen oder wahrscheinlichen Vergehungen Statt findet. Die Suspension kommt besonders als Strafe bei protestantischen Geistlichen vor; sie kann bei ihnen aber auch eintreten, wenn bloße noch unerwiesene Anschuldigung ärgerlicher oder schwerer Verbrechen von Seiten wahrhafter Personen vorhanden ist. Der Staatsdiener und seine Erben haften dem Staat für die durch Schuld oder pflichtwidrige Handlungsweise des erstern entstandenen Schäden; die Erben jedoch nur in so fern sie Erben geworden sind. Deßhalb müssen viele Staatsdiener Bürgschaft stellen, und es sollte bei Aemtern, wo von Verwaltung des Staatsvermögens und öffentlicher Einkünfte die Rede ist, besonders auf die Sicherheit, Treue und Vorsicht der Staatsdiener Rücksicht genommen werden. Der Staatsdienst hört auf mit dem Staate selbst. Geschieht dies durch den eigenen freien Willen sämmtlicher Staatsbürger, so sind sie verpflichtet, dem Staatsdiener den nothdürftigen, standesmäßigen Unterhalt, und was ihm sonst in seiner Bestallung versprochen wär, zu geben, wenn er anders seine Amtspflichten erfüllt hat. Hört der Staat auf ohne Schuld und Willen der Staatsbürger, so muß die höchste Gewalt, welche in die Stelle der vorigen tritt, den durch ihr Eintreten und die Auflösung beschädigten Staatsdiener schadlos halten. Dies hätte z. B. geschehen müssen bei allen hessischen, braunschweigischen, oldenburgischen u. s.

Staatsbeamten, die durch Einführung der bonapartischen Herrschaft ihre Stellen verloren, von Napoleon und dem ehemaligen Könige Hieronymus. Hofbeamte, d. h. solche Diener, welche bloß zur Aufwartung und zum äußern Glanze des Fürsten gehalten werden, z. B. Kammerherren, Kammerdiener rc. sind keine Staats- sondern Fürstendiener. Sie haben also als solche an den Staat keine Rechte. Werden sie ihrer Dienste entlassen, so müssen sie sich wegen der Entschädigung an den Fürsten halten. Sie haben aber Rechte an den Staat, wenn dieser durch eigenen Willen seiner Bürger aufhört, sie hingegen zur Erhaltung der Würde des Staatsoberhaupts, als solches, und zu dessen Bedienung unentbehrlich waren, und der Regent durch die Auflösung des Staats außer Stand gesetzt ist, ihnen das nothdürftige standesmäßige Auskommen zu gewähren. Wurde der Staat durch auswärtige unrechtmäßige Gewalt aufgelöst, und kann der Regent seine Hofbedienten deßhalb nicht wegen des Verlustes der ihnen verheißenen Einkünfte entschädigen, so muß dies von demjenigen Regenten geschehen, der jene Auflösung bewirkte, oder davon Vortheil zog. Z. B. die hessischen u. a. Hofbedienten, welche durch die bonapartische Besitznahme jener Länder ihre Diensteinkünfte verloren, sind befugt, den Ersatz aus Napoleons Vermögen zu fodern. Nur ein mit Recht gegründeter Staat kann gültig Staatsämter ertheilen. Die von einem unrechtmäßigen Staate oder Staatsoberhaupt ertheilten Aemter geben dem damit Beamteten keine Ansprüche, so bald das rechtmäßige Oberhaupt und der vorige Staat wieder hergestellt worden. Daher können auch die ehemaligen königlich westphälischen Staatsdiener keine Ansprüche auf Schadenersatz machen, in so fern sie nicht schon unter der vorigen Verfassung ihre Aemter bekleideten, und ihre Verhältnisse unverändert geblieben sind. Dies ist kürzlich der Abriß von den allgemeinen Pflichten und Rechten der Staatsdiener gegen den Staat selbst und gegen Auswärtige. Sehr häufig ist bei den vielen Staatsumwälzungen, welche seit einer Reihe von Jahren Statt hatten, die Rede davon gewesen, aber nur zu oft hat man diese höchst einfachen Grundsätze, die gewiß Jedem einleuchten müssen, verfehlt. So wurden schon im lüneviller Frieden Staatsbeamte (denn wir begreifen hierunter auch die Staatsoberhäupter), welche durch eine äußere fremde Gewalt ihre Stellen oder Regierungsämter verloren hatten, auf Kosten anderer Staaten und ihrer höchsten Beamten, welchen man ihre Rechte nahm, entschädigt, um nachher wieder andern zur Schadloshaltung zu dienen. N. P.

Staatslehre, s. Politik.

Staatspapiere und Papiergeld. Zuvörderst bemerken wir, daß man unter Staatspapieren im Allgemeinen alle solche Papiere versteht, welche sich auf die höhern Angelegenheiten eines Staats beziehen. Im engern Sinne sind Staatspapiere solche vom Staat ausgestellte schriftliche Acten, wodurch derselbe sich zur Leistung einer Capital- oder Zinsenschuld verpflichtet, ohne daß jedoch diese Papiere als ein Austauschungsmittel für den allgemeinen Verkehr gelten sollen. Unter Papiergeld aber versteht man solche Papiere, die unter Autorität des Staats ausgefertigt sind, um bei öffentlichen Cassen sowohl als im Verkehr selbst, statt des baaren Geldes, als Darstellungs- und Eintauschungsmittel des Werths zu gelten; denn jedes Bezeichnungsmittel des Werthes im bürgerlichen Verkehr zum Eintausche von Sachen, oder zur Vergeltung von Arbeiten, heißt Geld. Die Güte desselben hängt hauptsächlich von der Sicherheit des Besitzers ab, zu allen Zeiten den dadurch bezeichneten Werth, oder auch die Einkünfte dieses Werthes (Zinsen)

dafür zu erhalten. Diese Sicherheit entspringt aus der Gewißheit, daß das Geld nicht leicht weder zufälligen Zerstörungen, noch Verfälschungen, oder auch einer solchen Vermehrung unterworfen sey, wodurch es, wegen der Menge des Geldes selbst, unmöglich wird, den Nennwerth an Sachen zu erhalten. Noch mehr wird die Sicherheit des Geldbesitzers erhöht, wenn das Material des Geldes schon als bloße Waare betrachtet, den damit bezeichneten Werth hat. Aus diesen Gründen wählte man ursprünglich bei den meisten Völkern edle Metalle, Gold und Silber zum Gelde. Sie sind nicht leicht zufälligen Zerstörungen oder Verfälschungen ausgesetzt, ihre Seltenheit sichert vor einer allzu großen Anhäufung des Geldes, und selbst durch eine Umwandlung ihrer äußern Form behalten sie als Waare ihren Werth. Anfänglich berechnete man den Werth nicht nach einem äußern Gepräge, sondern nach dem Gewichte des Metalls. Die Verfälschungen, die Verschiedenheit der Güte des Metalls und die Finanzspeculationen der Staatsoberhäupter gaben den Münzen ihre Entstehung. Jetzt berechnete man nicht mehr den Werth nach der Güte und dem Gewichte des Geldes, sondern nach dem Gepräge, und so schlich sich der Grundsatz ein, daß nicht das Material, sondern das Gepräge und die öffentliche Garantie den Werth des Geldes sichern. Dieser Grundsatz brach nach und nach dem Papiergelde die Bahn. Das Geld — es mochte seyn, von welchem Material es wollte, sollte als vorstellendes Zeichen des Werths und des Vermögens dienen. Als solches mußte es denselben Ertrag geben, den wirkliches Vermögen, z. B. liegende Gründe, geben konnten. Dies leitete auf die Idee der Geldzinsen. Es war billig, daß derjenige, welcher einem Andern zum Erwerbe eines wirklichen Vermögens Geld anlieh, dafür so viel erhielt, wie ihm, wenn er selbst dies Vermögen angekauft hätte, dasselbe würde eingetragen haben. Indessen suchten die Juden schon zu Moses Zeiten, dem Charakter ihrer Nation gemäß, den Ertrag ihres Geldes höher zu steigern, als die Einkünfte des damit zu erwerbenden Vermögens seyn konnten. Moses beschränkte ihren Wuchergeist, ohne jedoch die Zinsen selbst zu verbieten. Auch in Rom erregten die Zinsen (usurae) Unruhen, und wurden nach Maßgabe des mit dem Gelde zu erwerbenden Vermögens herabgesetzt. (M. s. Zinsen.) Obgleich man nun freilich schon in frühern Zeiten zur Sicherheit der Darlehne und der Zinsen Privatverschreibungen einführte, so kannte man doch noch nicht die großen öffentlichen Anstalten zum Geldverkehr, denen viele Staaten Europa's ihren Glanz, viele ihren Verfall zuschreiben müssen. Wahrscheinlich lieh auch der römische Schatz in glücklichen Zeiten Geld aus, allein von Bankgeschäften, von Staatslotterien, von Staatspapieren, von umlaufenden Wechseln (nicht Anweisungen) war nicht die Rede. Allein diesem Allen war durch die Idee: daß öffentliche Garantie und Gepräge, nicht bloß innerer Gehalt, dem Gelde seinen Werth gäbe; so wie durch die Privatschuldverschreibungen schon vorgearbeitet. Die Wechsel und Wechselgeschäfte wurden die nähern Grundlagen des Papiergeldes und der Staatspapiere. Sie entstanden höchst wahrscheinlich auf den großen Marktplätzen in Deutschland, und auf denen, welche die germanischen Völker in den neuen Staaten stifteten. Diese Märkte erhielten von den kirchlichen Anstalten, womit sie verbunden wurden, zum Theil den Namen Messen. Der altdeutsche Glaube, man müsse zahlen, was man schuldig sey, oder sich selbst dahin geben, wenn man nicht zahlen könne, wirkte auch auf die Kaufleute und auf die Schuldverschreibungen. So entstanden die Begriffe vom Wechselrecht und vom Wechselarrest, welcher

dem Gläubiger viel Sicherheit gab, und dem Schuldner ein Antrieb zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten ward. Die Wechsel wurden daher ein eigenthümliches Geld der Kaufleute; denn alle Hände, durch welche ein Wechsel läuft, müssen dafür haften, wenn nur die Hand, welche ihn reicht, sicher ist, und wenn man nur weiß, an wen man ihn wieder abgeben soll. (M. s. Wechsel.) Erst spät, oft ohne gehörige Sachkenntniß, mischte sich die Gesetzgebung in die Wechselgeschäfte ein, und der Papst war die erste öffentliche Gewalt, welche sie im Mittelalter zu befördern suchte. Aus allen catholischen Ländern bezog er Einkünfte, und Wechsel waren das bequemste, oft das einzige Mittel, sie nach Rom zu bringen, besonders als die Fürsten einzusehen begannen, daß nicht sie, sondern der Papst nur ein festes Einkommen in ihren Staaten habe. **Ludwig IX.** verbot deßhalb 1269 in Frankreich alle Geldabgaben an den Papst, weil das Reich dadurch verarmt sey. In England ward dem Geldausfuhrverbote jedoch die Erlaubniß hinzugefügt, die Zahlungen nach Rom in Wechseln zu leisten. Der Papst, der reichste Regent des Mittelalters in Europa, stiftete die erste bedeutende Geldanstalt, die Leihhäuser; und die Ablaßzettel, deren Einlösung auf den Himmel angewiesen war, kann man gewissermaßen als das erste Papiergeld betrachten, da der Bau der Peterskirche, welcher 50 Millionen Thaler kostete, dadurch ausgeführt wurde. Das Vertrauen zu den Wechseln hing indessen bloß von dem Vertrauen zu dem Geber ab. Man bedurfte eines Papiers, **dem man auch ohne persönliches Vertrauen zu dem Geber trauen konnte.** Dies wurde durch die **Banken** bewerkstelligt. In diese legten die Kaufleute ihr Geld nieder, ließen sich Scheine darüber geben, die sie als Zahlung gaben und nahmen; wie in der St. Georgenbank zu Genua 1407; oder sie legten auch ihr Geld (wie zu Venedig 1582) in die Bank, und ließen den Betrag ihrer Foderungen in den Bankbüchern sich ab- und zuschreiben. Nun verwandelte sich das Handelspapier in **Papiergeld**. Die Banken zeigten dem Auge des Staats das baare Geldvermögen des Handelsstandes, und übergaben dasselbe in seine Hand. Dadurch ward das Vertrauen zu diesen Einrichtungen von dem Vertrauen zu dem Staat abhängig. Die Girobanken, wie die zu Venedig, Hamburg, Amsterdam, Nürnberg u. s. w., sind an das Staatsgebiet, worin sie sich befinden, ihrer Natur nach gebunden, und ohne öffentliches Unglück, oder ohne Beraubung, keinen Unfällen unterworfen. Die Zettel oder Leihbanken hingegen, wie die zu Genua, Wien, London, Copenhagen, Stockholm u. s. w., erstrecken ihre Wirksamkeit auch über das Staatsgebiet hinaus, und ziehen alle Geldkräfte des Staats in ihren Wirkungskreis. Bei dem Vertrauen, welches ihre Zettel so leicht finden, hat man nie der Versuchung widerstehen können, das Bankvermögen, welches sonst unnützer Weise ruhen würde, auszuleihen, oder zum Ankaufe liegender Gründe (z. B. wie es in Genua der Fall war), zu verwenden, um es solchergestalt zu erhöhen. Dadurch entsteht aber eine Unsicherheit der Zettelbanken und der von ihnen ertheilten Scheine. Der Staat kann, selbst wenn der Bankfonds erschöpft ist, Anleihen fodern, die sich nicht verweigern lassen. Die Bankzettel lassen sich leicht vermehren, und wenn der Staat nur allmählige Rückzahlung leistet, kann man auch der Einlösung der Zettel, welche von der Bank gefodert wird, noch wohl vorkommen. Allein dieser Zustand bleibt immer gefährlich, weil ein kluger Feind durch den heimlichen Ankauf und die plötzliche Ueberreichung der Bankzettel zur Bezahlung den Credit der Bank stürzen, und sie in Verlegenheit bringen kann. Seit Amerika's Entdeckung

war das europäische Geldwesen in Verwirrung und alle Höfe in Schulden gerathen; indeß war die Staatskunst noch in kaufmännischen Geschäften zu unerfahren, um diese in der Staatswirthschaft benutzen zu können. Die päpstlichen Leihhäuser wurden größtentheils nur von Städten, und die italienischen Banken erst 1609 von Amsterdam und 1619 von Hamburg nachgeahmt. Zu Ausgange des 17ten Jahrhunderts, unter dem König Wilhelm III., der das holländische Geldwesen kannte, erhielt London (1694) eine Bank, und nun folgten im 18ten Jahrhundert in den meisten übrigen Ländern Bankversuche mancherlei Art, um mit ihrer Hülfe sich von den Staatsschulden zu befreien, oder den Handel zu beleben, oder Krieg führen zu können. Zuerst in England faßte der Kanzler Montague, mit Newtons und anderer tiefen Denker Beistande den Gedanken auf, alle Anstalten, welche auf den Geldverkehr wirken, als ein Ganzes zu behandeln. Alle alten Münzen wurden eingeschmolzen, um nur mit einem Gelde von bestimmtem Gehalt zu thun zu haben; das Rechnungswesen des Schatzes ward so geordnet, daß es einen Hauptabschluß der Einnahme und Ausgabe ohne Schwierigkeit bilden ließ; Staatswechsel wurden nur unter dem Namen von Staatskammerscheinen ausgegeben, welche Zinsen trugen, und in Zahlungen an den Staatsschatz angenommen wurden; auch die Banknoten wurden in Zahlungen angenommen. So ward der Schatz der allgemeine Verein des Geldumlaufs und des Vermögens aller reichen Engländer, deren Wohlstand mit der Regierung des Königs Wilhelm stand oder fiel. Law begriff die Idee des englischen Staatsgeldwesens. Er entwarf einen noch fester begründeten Plan, und legte, von dem Herzog Regenten von Orleans unterstützt (m. s. Orleans und Law) mit baarem Gelde eine Bank an, die durch die Neuheit ihrer Erscheinung, die prunkhafte Vertheilung des großen damit verbundenen Gewinns, und selbst durch den Umstand, daß Law sein eigenes Vermögen zur Gründung mit hergab, mächtig auf die lebhafte Einbildungskraft und Geldgier der Franzosen wirkte. Jeder Kaufmann wollte Banknoten, jeder Höfling Bankzettel haben. Die Actien stiegen unermeßlich im Preise, und neue, und wieder neue Actien wurden ausgegeben. Dem Andrange des Volks, ja selbst der geschmücktesten Frauen aus den glänzendsten Geschlechtern zu der Bank, konnte nur durch Wachen gesteuert werden, und der vergötterte Law wurde Finanzminister. Er hatte das müßige baare Geld dem Staate geliehen; die Großen, welche bisher den Glanz ihrer Häuser durch Kaufmannshäuser verdunkelt gesehen hatten, begünstigt; er hatte endlich mehr Bankzettel ausgegeben als das baare Vermögen der Bank betrug; alles dies ist auch anderwärts geschehen, und hat kein Unheil gestiftet. Allein je mehr Geld Law dem Hofe lieferte, desto mehr wollte dieser haben, und der Finanzminister konnte nicht verweigern, wie die Parlamente. Nach vier Jahren war endlich seine Kunst erschöpft, die Parlamente traten zu, und Law ward über die Gränze gebracht, ohne daß jedoch die Machthaber die Schuld auf ihn wälzen konnten. Der lawschen Bank waren alle Münzstätten untergeordnet, und im Bunde mit den Handelscompagnien hatte sie alles baare Geld aus dem Umlauf gezogen, und Frankreich mit Papiergeld überschwemmt. Alle Bürgerkriege in diesem Lande brachten keinen größern und schnellern Wechsel des Eigenthums hervor, als Laws Finanzoperationen in jenen vier Jahren. In eben dem Jahre, als Frankreich von dieser Verirrung zurückkam, suchte auch England sich durch Actienhandel von seiner Staatsschuld zu befreien. Der Versuch mißglückte aber, und man kehrte schnell zu den alten Ein-

richtungen zurück. 1726 gab die Leihbank zu Stockholm ihre ersten Banknoten aus. Ihr Vermögen besteht in Pfandbriefen auf liegende Gründe und in überwiesenen Staatseinkünften. (M. s. Schweden). 1736 ward die Bank zu Copenhagen gestiftet, 1772 die Leihbank zu Petersburg, welche die darin niedergelegten Gelder zu fünf Procent Zinsen ausleiht. 1786 ward die für Petersburg und Moskau errichtete Assignationsbank in eine Reichsbank verwandelt. Ihre Noten über fünf Rubel sind blau, über zehn Rubel roth, über fünfundzwanzig bis hundert Rubel weiß. Die in demselben Jahre für den Adel und die Städte errichtete, und mit einer Brandversicherungsanstalt verbundene Leihbank hat das Recht zu münzen und Wechsel zu escomptiren. Außerdem besteht in Rußland eine Hülfsbank, deren Noten bei den Steuern angenommen werden, und die auf Waaren Darlehne gibt, auch Wechsel kauft. — Nach dem siebenjährigen Kriege erweiterte die Leihbank in Berlin zwar ihre Geschäfte, gab aber keine Banknoten, sondern für das eingelegte Geld Bankobligationen aus. Dagegen verdrängte die 1782 zu Madrid errichtete Carlsbank das baare Geld aus dem Umlauf, obgleich ein großer Theil des Papiergeldes von 120 Millionen, welches der amerikanische Krieg veranlaßt hatte, dadurch in die todte Hand gebracht wurde, daß die Corporationen ihre Baarschaften darin umsetzen mußten. Zwar gerieth die caisse d'escompte zu Paris 1783 durch die großen Zumuthungen des Staatsschatzes in Verlegenheit, sie blieb aber doch zahlungsfähig. Die wiener Bank war und blieb bis 1789 eine Handelsanstalt, deren Zettel zu dem blühenden Verkehr nicht hinreichten, und daher höher als ihr Nennwerth standen. Aus dem 1795 zu Genf entstandenen etablissement patriotique zur Unterstützung des Fabrikwesens ging die caisse d'escompte, d'épargne et de dépôt hervor, wozu das Staatsschatzamt 918,000 Fl. hergab. Seit 1798 beschränkt sich diese Anstalt auf Wechselgeschäfte, steht unter Aufsicht der dortigen ökonomischen Societät, und hat sich glücklich unter allen Zeitereignissen erhalten. 1814 wurde eine neue holländische Bank auf 25 Jahre bestätigt. Ihr Fonds beträgt 5 Millionen Fl. in 5000 Actien. Ihre Schulden sind in verzinsliche und unverzinsliche eingetheilt, und die letztern rücken, nach dem Abtrage der erstern in deren Stelle. So führten die Wechselgeschäfte zu den Banken, und diese zu dem Papiergelde. Das eigentliche Papiergeld erschien indessen zu allererst in Amerika. Die allgemeinen Versammlungen der einzelnen nordamerikanischen Staaten, mit Ausnahme von Neuschottland, verordneten die Ausgabe der ersten Papiermünze (Papermoney), wofür es weder eine Einwechselungscasse, noch eine andere Gewähr, als die Uebereinkunft der Staaten gab, welches aber auch schon während des amerikanischen Krieges gegen baares Geld wie 50 zu 1 stand. Nach dem Kriege erholte sich der junge Staat schnell, stiftete 1792 einen Tilgungsfonds, mit Hülfe der Kaufgelder für Staatsländereien, und so verminderten sich die gemeinschaftlichen Staatsschulden (50 Millionen Dollar zu 3 — 6 Procent Zinsen) allmählig, indeß die einzelnen Staaten Schätze sammelten, und überall Handelsbanken entstanden. Aber der englische Krieg mußte durch Anleihen gegen Zinsen von sieben Procent und darüber geführt werden, und nun fielen die Staatspapiere, und mehr als diese die Schatzscheine, oder das eigentliche Papiergeld. Zerstörender noch für den Wohlstand und das Leben vieler Individuen und Familien wirkten die französischen Assignate, ein Papiergeld, von dem zu Anfange der Revolution mit Genehmigung des unglücklichen Königs Ludwig XVI. 400 Millionen Livres ausgegeben, und zu ihrer Sicherheit auf den Verkauf der eingezogenen geistlichen Güter assignirt

wurden. Jene Summe wurde jedoch nachher auf Mirabeau's Vorschlag ungeheuer, und zwar nach und nach bis auf 40 Milliarden vermehrt (m. s. auch Assignate), so daß die Nationalgüter, d. h. die eingezogenen königlichen Domainen, die Grundstücke der Geistlichkeit, der Emigranten u. s. w., nicht hinreichten, ihre Einlösung zu decken. Indessen erhielten die Assignate, dieser außerordentlichen Vermehrung ungeachtet, doch einen Cours, der durch die auf ihre Nichtannahme gesetzte Todesstrafe erzwungen ward; aller Handel, alles Gewerbe stockte, denn für jedes Lebensbedürfniß war ein höchster Preis (ein Maximum) bei Todesstrafe festgesetzt; statt der Künste und Wissenschaften sollte die Nation nur Eisen, Brot und Papiergeld behalten, und die zu starke Bevölkerung, so weit sie durch Feindes Schwert nicht aufgerieben würde, um ein Drittheil durch die Guillotine vermindert werden. Allein der Terrorismus fiel, und mit ihm sank der auf eine höllische Weise erzwungene Werth der Assignate auf nichts herab. An ihre Stelle traten die Mandate, ein anderes Papiergeld, dessen Nennwerth gleichfalls durch den künftigen Verkauf der Nationalgüter verbürgt, dessen Cours ebenfalls erzwungen ward. Bloß durch dies specielle Pfandrecht an gewissen bestimmten, und in jedem Mandat bezeichneten Nationalgütern erhielt dieses Papiergeld einen Vorzug vor den Assignaten, und war nicht ganz so verderblich als diese. Indessen hatte die Regierung durch dieses Papiergeld sich fast aller baaren Geldkräfte des Landes bemächtigt; und so war es möglich, daß Frankreich, trotz des häufigen Wechsels seiner Staatsverfassung, fast gegen ganz Europa so glückliche Kriege führen konnte, wodurch es auch die baaren Schätze vieler der reichsten Länder verschlang, und sich zu einer Art von Wohlstand wieder emporhob. Nachher kehrte Frankreich zum baaren Gelde zurück, und rühmte sich, ungeachtet seiner Scheine für herabgesetzte Staatsschulden, für rückständige Zinsen, für Lieferungen, und ungeachtet es von Wechseln der Steuereinnehmer, der Amortisationscasse und des Schatzes überschwemmt war, daß es kein Papiergeld habe. Indessen wurde doch eine Bank errichtet, deren Fonds 1808 auf 90,000 Actien, jede zu 1000 Franken mit einer festen Dividende von sechs Procent, und einer unbestimmten Dividende von Zweidrittel des Ueberschusses festgesetzt wurde. In den deutschen Staaten hatte, außer Oesterreich und Preußen, nur Sachsen Papiergeld, doch ohne Zwang für den Verkehr. Die Cassenbillete, wovon es seit der Verordnung vom 21sten März 1812. fünf Millionen Thaler gibt, werden nicht allein bei allen Zahlungen an Steuercassen, die über zwei Thlr. betragen, zur Hälfte angenommen, sondern sie müssen auch in diesem Verhältnisse gezahlt, oder auf baare Zahlung neun Pf. für den Thaler Aufgeld gegeben werden. Umgewechselt werden sie gegen baares Geld bei den Disconto-Cassen zu Dresden und Leipzig mit einem Pfennig Verlust für den Thaler; doch findet diese Umwechselung unter den jetzigen Verhältnissen nur in geringem Maße Statt, und die Cassenbillete verlieren daher im Verkehr sehr bedeutend. Indessen haben sie sich wieder gehoben, seitdem (unterm 16ten Jan. 1815) auch die Hälfte der Pachtgelder an öffentliche Cassen in ihnen bezahlt werden darf. Die übrigen sächsischen Staatspapiere betreffen theils Anleihen, die auf das ganze Land aufgenommen wurden, oder die von den einzelnen Landschaften und Stiftern gemacht sind. Die Theilung des Königreichs Sachsen machte auch eine Theilung der Staatsschulden nothwendig, und Preußen übernahm deshalb im März 1815 einen verhältnißmäßigen Schuldenantheil, und die Mitwirkung zur Sicherstellung der Cassenbillett. Bayern ist noch

verschuldeter als Sachsen. Es hat die Schulden seiner einzelnen Länder vereinigt, aber das Ausgleichungsgeschäft ist noch nicht beendigt. Nach der Angabe des Ministers Montgelas beläuft sich jedoch die bayersche Staatsschuld noch nicht auf 100 Millionen Gulden, wovon bereits Mehreres durch Güterverkauf und Aufhebung der Klöster getilgt ist, und man hofft, daß die Amortisationscasse, welche die Zinszahlungen von den ausstehenden Foderungen der ehemaligen Landschaften und einigen andern Einkünften besorgen soll, bald ganz ihren Zwecken entsprechen werde. Auch ist seit dem 9ten März 1815 der Anfang mit Abtragung der rückständigen Zinsen gemacht worden. Die Würtembergische Staatsschuld beträgt nach einer königlichen Bekanntmachung vom 18ten November 1817 29.913,504 Gulden. Das Schuldenwesen dieses Staats war bisher schon in der Ordnung. Es wurden nicht nur die Zinsen richtig bezahlt, sondern auch regelmässig Capitalien abgetragen. Vermöge der obigen Bekanntmachung ist aber nun ein Tilgungsfonds und eine Schuldenverwaltungscommission constituirt, und die gesammte Staatsschuld soll innerhalb 45 Jahren bezahlt seyn. Baden und Darmstadt mußten während des Krieges ihre Schuldenlast bedeutend vergrößern; indeß werden die Zinsen richtig bezahlt. Auf Meklenburg-Schwerin lastete bereits vor 1806 eine mit den Kräften des Landes unverhältnißmäßige Staatsschuld, die durch die Uebernahme der persönlichen Schulden des Landesherrn und die nachherigen Kriegsereignisse noch vergrößert wurde. Die Capitalzahlungen der Staatsschulden wurden daher 1809 auf dreissig Jahre, also bis 1839 sistirt, und die Zinsen von 5 auf 4 Procent herabgesetzt. Um jedoch sich der drückenden Last einigermaßen zu entledigen, schritt man 1811 zum Verkaufe der Domainen, wobei 2/3 der Kaufsummen in Schuldverschreibungen der Staatsrenterei oder der Reluitionscommission an Zahlungsstatt angenommen wurden. Indessen entsprach dieser Güterverkauf den Erwartungen nicht. Auch die allgemeine Landescredit- und Schuldentilgungscommission, deren Papiere sich noch in etwas höherem Werth erhielten, konnten den durch so manche Unfälle von innen und außen her erschütterten Credit dieses ehemals blühenden Staats nicht wieder heben. Eben so zerrüttet ist das Schuldenwesen des waldeckschen Landes. Die großherzoglich frankfurter Staatsschuld ging, in so fern sie aus alten Landesschulden bestand, nach Auflösung des Großherzogthums wieder auf die Länder über, die ursprünglich dafür verhaftet waren. Dasselbe geschah im ehemaligen Königreiche Westphalen und es wurde von preußischer und hannöverscher Seite der Grundsatz aufgestellt, daß alle Schulden, welche bis zur französischen Besitznahme der Länder gemacht waren, in ihrer alten Ordnung verbleiben sollten. Was in Hinsicht der nachherigen westphälischen Schulden geschehen wird, ist uns noch unbekannt. Preußen schuf im Jahr 1806 Papiergeld, aber nur als halbe Maßregel. Die Einlösungscassen der Tresorscheine verschwanden während des Kriegs (1806 und 1807), indeß wurden die letztern bei den Cassen angenommen, und ihr Cours hob sich bis zu ihrem Nennwerth. Die vor dem Kriege von 1813 ausgegebenen gestempelten Tresor- und Thalerscheine müssen, nach einer Verordnung vom 9ten Sept. 1814, bei Berichtigung der Steuerrückstände angenommen, und dann vernichtet werden. Nach einer andern Verordnung vom 14ten März 1815 sollen die Tresorscheine vom 1sten Mai in allen öffentlichen Cassen gleich Silbercourant angenommen werden. So hat Preußen zwar kein eigentliches Papiergeld, aber doch eine Menge von Staatspapieren, und seine Geldanstalten, obgleich sie im Einzelnen vortrefflich sind, haben noch

zu wenig innern Zusammenhang. Ungeachtet der schweren Kriege, welche Oesterreich führen mußte, erhielt es sich lange frei von Verwirrung seines Geldwesens. Die in dringenden Zeiten in Umlauf gesetzten Staatsscheine lös'te es schnell wieder ein; allein in dem Kriege von 1799 nahm die Regierung zu der wiener Stadtbank ihre Zuflucht. Die Bankzettel wurden bis 1811 bis auf 1060 Millionen vermehrt. Der Verkehr in dem ganzen Reiche und die Steuerzahlung geschahen freilich in Bankzetteln, aber weder die öffentlichen Cassen, noch der Verkehr konnten eine solche Menge von Papiergeld, von dem 50 Fl. auf jeden Einwohner, und 200 Fl. auf jede Familie kamen, aufnehmen. Das baare Geld versteckte sich, und da Jeder dieses gegen Papiergeld umtauschen wollte, und alle auswärtigen Zahlungen baar geschehen mußten, so konnte man am Ende 15 Gulden Bankzettel für einen Gulden baar Geld kaufen. Um das Gleichgewicht zwischen seiner Ausgabe und Einnahme wieder herzustellen, verrief jetzt der Staat die Bankzettel, und wechselte sie gegen Einlösungsscheine 1 für 5 ein. Der russische Krieg brach aus, und nun sanken die Einlösungsscheine (212 Millionen) 1812 bis auf die Hälfte des Nennwerthes. 1813 wurde unter dem Namen der Anticipationsscheine ein neues Papiergeld (45 Millionen) auf die Grundsteuer ausgegeben; allein das Werthverhältniß verschlimmerte sich selbst nach dem Frieden und während des Congresses so sehr, daß es 1814 bis über 200, und im Januar 1815 bis zu 303 des Nominal- gegen 100 des baaren Werthes sank. Mit der Herabsetzung des Papiergeldes war im Oesterreichischen auch die Herabsetzung der Zinsen verbunden. Außer den genannten haben alle übrigen deutschen Staaten ihr besonderes Schuldenwesen. Rußland erhielt zuerst durch Catharina II. 100 Millionen Papiergeld. Unter Paul stieg der Rubel in Hamburg zu 28 1/2 Schilling Banco, sank aber 1810 auf 11 Schilling herab. Die Gewähr der russischen Bankassignationen, die sich etwa auf 570 Millionen Rubel belaufen sollen, besteht in der Annahme bei den öffentlichen Cassen, welche sie aber bei weitem nicht sämmtlich aufnehmen können. In Schweden ist die Bank allerdings die Pfandinhaberin eines großen Theils des Grundvermögens der Einwohner, und ihre Papiermünze ist allgemeines Reichsgeld. Dennoch hat dieses einen sehr schwankenden Werth. Außer den Bankzetteln oder dem Reichsgelde sind auch Staatsschuldscheine, Rickgoolds-Sedlar, im Umlauf. Am Ende des Jahrs 1814 betrugen die schwedischen Bankzettel 17,815,000 Thaler, und die Staatsscheine 7,600,000 Thlr., oder 5,067,000 Thaler in Bankgeld. 1750 begann die Papiernoth in Dänemark, indem das dänische Courant an die Stelle der Kronthaler als Normalgeld gesetzt wurde. Schlimmer ward es noch, als 1757 die Bankzettel gezwungenen Umlauf bekamen, und die Bank darauf für Eigenthum des Staats erklärt wurde. Indessen hielt sich das öffentliche Geldwesen der Herzogthümer Schleswig und Holstein, welche 1788 die Erlaubniß zur Errichtung einer Speciesthalerbank erhielten. Doch ward die Ueberhäufung des Papiergeldes immer fühlbarer, der Handel fing an zu stocken, außerordentliche Staatsausgaben kamen hinzu, und die Verwirrung ward allgemein. Das Land war mit einer Menge verschiedenartigen Papiergeldes überschwemmt, welches unaufhörlich in die öffentlichen Cassen zurückfloß. Da ward (1813) eine Reichsbank gestiftet, die alle ähnlichen Anstalten ersetzen, auf nicht 2 1/2 Millionen Einwohner, und höchstens 8 Millionen Einkünfte 46 Millionen Bankzettel in Umlauf setzen, zu ihrer Gewähr eine Schuldfoderung von 6 Procent an den Geldwerth der Grundstücke des Reichs

haben, und hievon 6 1/2 Procent Zinsen beziehen sollte. Die Pfandschuld von 6 Procent ward indeß schon unterm 30sten Juli 1813 in Actien für die Grundeigenthümer verwandelt. Nach der Abtretung Norwegens strömte von daher alles Papiergeld nach Dänemark, und im Mai 1814 galt ein Species noch 34 Thlr. Papiergeld. Ein neues zinsentragendes Papier, die Comitezettel, sanken bis 56 für den Nennwerth von 100, und die Verordnung vom 16ten October 1814 ließ sogar in dem Stift Aalborg zu, daß von bewährten Männern Schillingszettel ausgestellt würden, um dem Mangel an Scheidemünze abzuhelfen. Von allem Papiergelde hielt sich das englische am dauerndsten in seinem Nennwerth. Durch Hülfe seiner Bank setzte England unermeßliche Geldkräfte in Thätigkeit. Die Bank war mit der Regierung auf das engste verbunden, und half zu jeder Zeit; dennoch blieb das Vertrauen auf sie ungeschwächt; sie erhielt das Recht, in baarem Gelde nicht zu zahlen, und ihre Geschäfte vergrößerten sich. Dieses öffentliche Geldwesen bezeugt so sehr als nur irgend Etwas den Tiefsinn der Engländer. Die Bank ist die Geldseele des englischen Handels. Sie gibt ihm, und erhält von ihm Leben und Thätigkeit. Ihre Zettel sind das englische Handelsgeld; nicht das Geld für den kleinen Verkehr. Für Summen bis 20 Pfund zahlt sie baares Geld, wenn es verlangt wird. Die geringste Banknote beträgt ein Pfund. Das Recht, in baarem Gelde nicht zu zahlen, hat die Bank nicht aus Mangel an baarem Gelde, sondern aus Vorsicht erhalten, damit bei Zahlungen des Staats nach dem festen Lande, und bei dem dadurch erhöhten Goldpreise, die Guineen nicht herausgezogen, zu Goldbarren umgeschmolzen, und zu einem höhern Preise verkauft werden können. Dadurch, daß die englischen Reichen ihre baaren Geldvorräthe in der Bank haben, und dadurch, daß diese mit der Regierung in der genauesten Verbindung steht, erhält sich ihr Credit. Die englische Staatsschuld stieg seit 1780 bis 1816 von 184 bis auf 800 Millionen Pfund Sterling; allein daraus entstand kein anderes Uebel, als daß die Preise der Sachen sich um das Vierfache erhöhten, und daß man eine schnelle Tilgung der Staatsschuld für ein Unglück hält. Der Betrag der jährlichen Zinsen dieser Schuld ist 35,973,000 Pf. St., und kommt dem Betrage der umlaufenden Banknoten ziemlich gleich. Die englischen Staatsschulden (die Stocks, nach der alten Quittungsweise mit Kerbstöcken so genannt) sind sehr mannichfacher Art, und ihr Stand richtet sich vorzugsweise nach dem Preise der ältesten und der neuesten Schuld. Die Stocks der erstern kommen unter dem Namen „der consolidirten drei Procent" vor, und bestehen aus Schulden, welche 1749 mit Einwilligung der Gläubiger auf drei Procent herabgesetzt wurden. Im siebenjährigen Kriege sanken sie tief unter 60 für 100 Pfund des Nennwerthes, und auch in den Jahren 1812, 1813 und 1815 fielen sie oft weit unter 60. Die Staatspapiere der jüngsten englischen Anleihen (welche immer nur mit einigen Handlungshäusern abgeschlossen werden, und von denen die Papiere dann in Umlauf kommen) heißen Omnium. Ihr Steigen oder Fallen wird nicht durch das Capital, sondern durch Procente als Prämie oder Disconto bezeichnet, z. B. 30sten Aug. 1813, Omnium 5 3/4 Prämie, 29sten August 1814 Omnium 2 3/8 Disconto. Noch schnellere Zahlungsmittel als diese Anleihen liefern in England die Schatzkammerscheine, welche von der Regierung theils eingelöst, theils in zinsentragende Schuld verwandelt (consolidirt) werden; dies geschah 1813 zu 5 Pf. St. 18 Schill. Procent. Für die englische Staatsschuld und Bank ist also eigentlich keine andre Gewähr vorhanden, als das Staats-

einkommen. Daher ist es leicht zu bestimmen, wie hoch das Papiergeld ohne Gefahr einer bedeutenden Werthverringerung ausgegeben werden kann; der Maßstab für diese Bestimmung ist in dem Betrage der Steuern, welche in Papiergeld entrichtet werden können, enthalten. Wo jener Betrag von dem Papiergelde nicht überschritten ward, hielt es sich im Werthe; wo es aber geschah, fiel es, trotz aller Kunst- und Zwangsmittel, unter seinen Nennwerth. — Aus dieser Darstellung ergibt sich, daß jedes Staatspapier und jedes Papiergeld immer ein sehr unsicheres Tausch- und Bezeichnungsmittel des Sachenwerths ist. Die gewaltsamen Umwälzungen und Erschütterungen, welche die meisten Staaten Europa's seit beinahe dreißig Jahren erfuhren, lehrten die Capitalisten, daß die Sicherheit von Privatpersonen, da sie keiner öffentlichen Willkür so leicht Preis gegeben ist, eine bessere Gewähr sey als die Bürgschaft und die Schuldverschreibungen jedes, selbst des mächtigsten, Staats. Die öffentliche Gewalt kann sich von eingegangenen Verbindlichkeiten lossagen, sie kann Capitalien und Zinsen eigenmächtig herabsetzen, und den Nennwerth ihrer Verschreibungen verringern, ohne daß dem Staatsgläubiger ein Mittel bleibt, sich dagegen zu schützen. In Hinsicht eigentlicher Staatspapiere oder Staatsschuldverschreibungen (die nicht als Papiermünze im Verkehr waren) geschahe dies in England 1749 (s. oben), 1809 in Meklenburg und in andern Ländern. Das eigentliche Papiergeld aber kann hinsichtlich seines Nennwerths durch zu große Vermehrung, durch Verfälschungen und durch Staatsunfälle gar leicht unter seinen Nennwerth herabsinken. Außerdem ist es vielfachen zufälligen Zerstörungen ausgesetzt, und der Besitzer kann immer nur dort, wo man die Sicherheit des Staats, von welchem das Papiergeld herrührt, anerkennt, reelle Geschäfte mit diesem Gelde machen. Das beste, für den Besitzer sicherste Geld bleibt also immer ein solches, dessen Nennwerth schon durch den Werth seines Materials verbürgt wird. Da man jedoch leider, durch die großen Geldanstalten, und die noch größern Geldbedürfnisse, welche in den meisten Staaten Europa's entstanden sind, außer Stande ist, das Papiergeld durch baares Geld zu ersetzen, so ist es Pflicht jedes Staats, dem erstern nach äußerster Möglichkeit den Nennwerth zu sichern. Dies kann nur geschehen, 1. dadurch, daß eine Vermehrung des Papiergeldes über den Betrag der Staatseinkünfte verhütet; 2. daß von allen öffentlichen Cassen das umlaufende Papiergeld gleich dem baaren angenommen wird, und 3. daß man allen Verfälschungen auf das sorgsamste vorbeugt. Leicht ließe sich hier, statt des gewöhnlich zur Papiermünze verwandten Materials, ein anderes vorschlagen, welches, wegen der großen Vorkehrungen, die zur Verfertigung erfodert werden, schwerlich von Privatpersonen nachgemacht werden kann, und wegen seiner Unzerstörbarkeit vor allem Papier den Vorzug verdient. Wir schließen jedoch diesen, schon zu ausführlichen Artikel mit der Bemerkung, daß wir in mancher Rücksicht den sehr lesenswerthen Aufsatz: Ueber das Papiergeld und die Staatspapiere bis zu dem Jahre 1815, von Rudolph von Bosse (im Taschenbuche Kronos) benutzt haben. N. P.

Staatsrecht, s. Staat.

Staatsschuld, Nationalschuld, öffentliche Schuld). Wie der einzelne Privatmann, so kann auch die Staatsregierung in den Fall kommen, Schulden zu machen. Diese Schulden haben ihren Grund entweder 1. in noch nicht liquidirten Foderungen, welche Privatpersonen an die öffentlichen Cassen haben; dergleichen müssen bei jeder Verwaltung Statt finden, weil es immer einer gewissen

Zeit bedarf, ehe die Richtigkeit derselben geprüft und anerkannt worden; sie heißen Buchschulden, tragen keine Zinsen, und werden der Regel nach durch die laufende Staatseinnahme gedeckt. Oder sie haben ihren Grund 2. in Anleihen, welche von der Regierung eröffnet worden; die hieraus entstandenen Verpflichtungen bilden die Staatsschuld im engern Sinn. Diese Anleihen sind entweder 1. gezwungen oder 2. freiwillig. Die gezwungenen lassen sich nur durch die Noth, und nur dann rechtfertigen, wenn durch freiwillige Anleihen weder im Inlande noch im Auslande Rath geschafft werden kann, denn bei dem Ansatze der Beitragsquoten ist eine große Ungleichheit durchaus nicht zu vermeiden; und ein künstliches Steigen des Zinsfußes im Lande ist davon immer die natürliche Folge. Papiermünzen, welchen die Regierung einen gezwungenen Curs verliehen, arten leicht in eine gezwungene Anleihe aus (s. Papiermünze). Die mildeste Art von gezwungenen Anleihen aber sind die sogenannten Cautions- oder Bürgschaftsgelder, welche von gewissen Staatsbeamten als ein Pfand ihrer Treue im Dienste geleistet und vom Staate verzins't werden. Die freiwilligen Staatsanleihen sind doppelter Art. I. Anticipationen, diese bestehen darin, daß die Regierung ein gewisses Einkommen auf kurze Zeit verpfändet, und sich den Betrag vorschießen läßt, so daß die Darleiher das Capital nebst Zinsen vermöge der ihnen angewiesenen Gefälle zurückerhalten. II. Fundirte Schulden, solche, bei deren Begründung ein gewisses öffentliches Einkommen angewiesen wird, entweder bloß zur Deckung der jährlichen Zinsen oder zugleich zur allmähligen Abtragung des Capitals. Die fundirten Schulden sind im Grunde nichts weiter als Anticipationen auf längere Zeit, und zerfallen in zwei Classen: 1. solche, welche auf einen längern Zeitraum lauten, und bei welchen vermöge des angewiesenen Fonds in einer bestimmten Zeit Capital und Zinsen abbezahlt seyn sollen, so daß nach Ablauf dieser Zeit der Gläubiger gar nichts mehr zu fodern hat: man nennt dieselben auch Schulden à fonds perdu, Annuitäten (s. d. Art.), auch wohl Leib- oder Zeitrenten; 2. solche, bei denen bloß für die Bezahlung der jährlichen Zinsen gesorgt, die Abtragung des Capitals aber vorläufig ganz außer Acht gelassen wird; diese heißen fundirte Schulden im engern Sinn, auch perpetuirliche Renten (in England Perpetuities), 5/6 der englischen Staatsschuld gehören in diese Categorie. — Die Aufnahme in diese Schuld geschieht auf folgende Weise: Einzelne Capitalbesitzer schießen der Regierung gewisse Summen von Münze vor, und empfangen dafür Staatsschuldscheine (Staatspapiere), in diesen letztern wird ein jährlicher Capitalzins versprochen, gewöhnlich mit der Bedingung, daß der Staatsgläubiger diese Schuld nicht kündigen dürfe, der Staat hingegen das Recht habe, dieselbe abzutragen, wenn er es für gut finde. Die Regierung ist daher nur zur Bezahlung der versprochenen jährlichen Zinsen verbunden, dennoch wird zuweilen in der Schuldverbriefung die allmählige Abtragung des Capitals nach Verlauf gewisser Jahre versprochen oder auch ohne ein solches Versprechen zur Aufrechthaltung des öffentlichen Credits ein besonderer Fonds (Amortisationscasse, Sinking-fund) ausgemittelt, bestimmt zur Rückzahlung des Capitals. — Ueber den Einfluß der Staatsschulden auf den Nationalwohlstand sind die Urtheile der staatswirthschaftlichen Schriftsteller sehr verschieden ausgefallen: die Einen haben sie in dieser Hinsicht als heilsam und wohlthätig empfohlen, die Andern als unpolitisch und nachtheilig verworfen. Die Lobredner der Staatsschulden gehen von der Idee aus, es würden dadurch neue Ca-

pitale hervorgebracht, die vorher nicht vorhanden gewesen, wenn die Staatsbürger der Regierung Summen vorschössen, so erhielten sie auch die Zinsen davon, es bliebe also die ganze durch die Staatsschuld verursachte Ausgabe beim Volke, und es werde die Nation dadurch nicht ärmer, weil ihre Capitale und Einkünfte unverändert blieben. Mehrere englische Schriftsteller, namentlich Hope, Champion und Lauderdale, haben selbst die brittische Nationalschuld für eine große Wohlthat gehalten. Hope (Letters on Credit p. 19) glaubt, diese Nationalschuld sey eben sowohl ein wirkliches Gut als irgend ein aus Gold und Silber bestehendes Eigenthum; der Werth des Goldes und Silbers beruhe ja nur auf der Menschen Meinung und auf der Schwierigkeit, es zu erhalten. Champion (Reflections on the national debt) behauptet sogar, wenn die brittische Nationalschuld abgetragen worden, müsse man eilen, neue Schulden zu machen, um den mit der Abtragung der Schulden gesunkenen Handel und Wohlstand wieder emporzubringen. In demselben Geiste widerräth der scharfsinnige Lauderdale (Inquiry into the nature and origin of public wealth) die Errichtung eines Schuldentilgungsfonds, aus Besorgniß, es möchten dadurch so viele Capitale in Großbritannien angehäuft werden, daß eine geschickte Anwendung derselben der Nation unmöglich falle, und daß alsdann die Capitalgewinnste bis zu einer so unbedeutenden Kleinigkeit herabsinken würden, daß die englischen Capitale nach Frankreich zur Unterstützung des Gewerbfleißes der Feinde übergehen würden. — Dieser Ansicht liegen offenbar große Irrthümer zum Grunde. Wird nämlich das durch die Staatsanleihe aufgebrachte Capital nicht auf eine für die Nation gewinnbringende Weise angelegt, sondern verzehrt, so geht es verloren, und die Nation muß noch obendrein die Zinsen bezahlen, bis das Capital zurückerstattet worden; dieses Capital wurde, ehe es in die Hände der Regierung kam, großentheils als gewinnbringendes Capital benutzt, die Staatsgläubiger bekommen zwar für ihre vorgeschossenen Capitale Zinsen, aber nicht von dem Producte dieser Capitale, sondern vom Producte der übrigen Capitale der Nation; die Verbriefungen, welche dieselben erhalten, können sie zwar verkaufen und den Erlös wieder zu ihrem Handel und Gewerb verwenden, aber das auf solche Weise zurückbekommene Capital muß doch schon vorher im Besitze der Nation gewesen seyn; ersetzte dasselbe gleich den Staatsgläubigern, was sie der Regierung vorgeschossen hatten, so ersetzte es doch dem Lande nicht, was in die Hände der Regierung gekommen war; hätte der Staat nicht geborgt, so würde jetzt statt eines einfachen ein doppeltes Capital auf die Unterhaltung werthschaffender Arbeit verwendet werden. — Die Beantwortung der Frage über den wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluß der Staatsschuld auf den Nationalreichthum hängt lediglich von der Art und Weise ihrer Verwendung ab; werden die Summen, welche durch die Staatsanleihe aufgebracht worden, so verwendet, daß das Capital der Nation dadurch erhöht wird, so wirkt die Schuld heilsam, im entgegengesetzten Fall hingegen nachtheilig auf den Nationalwohlstand. Eine solche Erhöhung des Nationalcapitals kann aus der Anwendung einer Staatsanleihe bald unmittelbar, bald mittelbar hervorgehen; unmittelbar erfolgt dieselbe z. B., wenn die dargeliehenen Summen verwandt werden zu Anlegung von Canälen, wodurch der Nationalverkehr neues Leben und größere Thätigkeit gewinnt, mittelbar, wenn die Kosten eines Kriegs damit bestritten werden, wodurch Sicherheit, Freiheit und Unabhängigkeit der Nation erhalten, oder, wie es bei der brittischen Nationalschuld so häufig den

Fall war, Inseln im Ocean erobert werden, welche dem auswärtigen Handel der Nation einen neuen und erweiterten Spielraum eröffnen. — Aber welcherlei Nachtheile auch aus Staatsanleihen hervorgehen mögen, deren Verwendung keine Erhöhung des Nationalcapitals zur Absicht hat, so bleiben sie doch oft ein unvermeidliches Uebel, und unter allen Mitteln, sich in der Noth zu helfen, sind sie noch immer das beste, denn sie machen es möglich, die Summe, welche die Regierung mit einemmale und plötzlich braucht, schnell zu erheben, und sie doch das Volk nur allmählig wieder bezahlen zu lassen; das Nationalcapital ist dabei am wenigsten gefährdet, indem die einzelnen Bürger Zeit gewinnen, durch geringe Entbehrungen, d. h. Verminderung ihres Genusses, oder durch erhöhten Fleiß die Beiträge zu erwerben, welche zur Verzinsung und allmähligen Rückzahlung der Schuld erfodert werden. Soll hingegen der außerordentliche Bedarf der Regierung augenblicklich vermittelst einer Besteurung der Bürger gedeckt werden, so kann der dazu erfoderliche Fonds in den Händen der Steuerpflichtigen nicht sogleich vorhanden seyn; es bleibt daher alsdann gewöhnlich dem Staatsbürger kein anderes Mittel übrig, als entweder zu borgen oder den zur Unterhaltung seines Gewerbsfleißes bestimmten Fonds anzugreifen, oder seinen Genuß bedeutend einzuschränken. Im ersten Fall ist er bei der großen Menge von Borgenden stets in Gefahr, dem Wucher in die Hände zu fallen, im zweiten wird seine werthschaffende Thätigkeit vermindert, und durch eine bedeutende Einschränkung des Genusses der Bürger wird der innere Verkehr geschwächt. Alle diese Nachtheile fallen weg, sobald eine Anleihe die Stelle der unmittelbaren Besteurung vertritt, vorausgesetzt, daß dieselbe mit Weisheit geleitet, und auf die Grundsätze der Nationalökonomie gebaut werde. K. M.

Staatsweisheit, s. Politik.

Staatswirthschaft, Staatsökonomie, richtiger: Staats-Nationalwirthschaft, im weitern Sinne ist die Lehre von den Mitteln überhaupt, welche eine Regierung anzuwenden hat, um der größtmöglichen Anzahl von Staatsbürgern den höchstmöglichen Grad von physischem Wohlstand nach ethischen Grundsätzen zu verschaffen und zu bewahren; im engern Sinne aber ist darunter die Wissenschaft von den Regeln zu verstehen, welche eine Regierung hinsichtlich der Leitung und Beförderung sämmtlicher Zweige der Nationalproduction zu befolgen hat, um die größtmögliche Anzahl von Staatsbürgern in Wohlstand zu versetzen, und darin zu erhalten. In diesem letztern Sinn, wornach Finanzwirthschaft und Staatspolizei von dem Bereiche der Staatswirthschaft ausgeschlossen bleiben, und für sich bestehende abgesonderte Wissenschaften bilden, wird die Staatswirthschaft hier genommen. Von der Nationalökonomie, mit welcher die letztere häufig verwechselt wird, ist dieselbe sorgfältig zu unterscheiden; während nämlich jene Wissenschaft die Gesetze lehrt, welche der gesammten Staatshaushaltung als Princip unterliegen, hat es die Staatswirthschaft ausschließlich mit der Nationalproduction, nämlich 1. der Urproduction (Landbau, Fischerei, Jagd, Bergbau), 2. der industriellen Production (Künste, Fabriken, Manufacturen, Gewerbe), und 3. der commerciellen Production (dem Handel) zu thun; während die Nationalökonomie weltbürgerlich ist, und die ganze gesellige Menschheit umfaßt, muß die Staatswirthschaft die einmal bestehende Landesverfassung beachten, und auf Ortsverhältnisse Rücksicht nehmen. Heiterer Lebensgenuß der größtmöglichen Anzahl von Nationalgliedern ist der Zweck der Nationalökonomie, ihn durch zweckmäßige Leitung der Production zu

befördern, der Zweck der Staatswirthschaft, die letztere Wissenschaft will daher den Fortschritt der Bevölkerung, welcher aus Wohlstand quillt, eben so wenig gehemmt, als denselben befördert wissen auf Kosten des Wohlstandes. — Nicht selten hat man auch die sogenannten Cameralwissenschaften, namentlich die Landwirthschaftskunde, die Bergwerkskunde, die Forstwissenschaft, die Handelswissenschaft und die Gewerbkunde, in das Gebiet der Staatswirthschaft aufnehmen zu müssen geglaubt, es sind dieselben aber keine wirklichen Theile sondern nur Hülfswissenschaften der Staatswirthschaft. Erst wenn die Staatswirthschaft im engern Sinn als eine eigene, selbstständige Wissenschaft wird anerkannt worden seyn, läßt sich erwarten, daß die Sorge wegen Aufrechthaltung und Vollziehung der zur Beförderung der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels ertheilten Gesetze einer eigenen obersten Staatsbehörde mit den erfoderlichen Unterbehörden werde übertragen werden, während zeither diese Sorge gewöhnlich Beamten obgelegen hat, die mit andern in das Justiz- Polizei- und Cameralwesen einschlagenden Verwaltungsgeschäften bereits überladen sind. Seit einem halben Jahrhundert haben die Regierungen das Bedürfniß einer solchen abgesonderten Behörde für die Staatswirthschaft geahnt, daher sind in mehreren Ländern besondre Ministerien für den Handel errichtet, in Würtemberg, Preußen und Hannover sind eigene Landesökonomie-Deputationen angestellt, und im Königreich Sachsen ist sogar eine alle Zweige der Staatswirthschaft umfassende Landesökonomie-, Manufactur- und Commerzdeputation niedergesetzt worden. Aber in keinem Staate der Erde sehen wir noch zur Zeit die Idee einer obersten staatswirthschaftlichen Centralbehörde an der Spitze der Regierung, die Idee eines abgesonderten Ministeriums für die Staatswirthschaft verwirklicht, überall ist die Behörde, welche in dieser Beziehung niedergesetzt worden, nicht viel mehr als ein matter Wiederhall der Polizei oder als eine leichte Gondel am Ministerium des Innern oder der Finanzen. Es waren insbesondre finanzielle Rücksichten, welche der Errichtung und dem Gedeihen einer solchen Staatsanstalt bisher im Wege standen, und dennoch sind gerade diese Rücksichten die erbärmlichsten von allen; denn die Finanzwirthschaft würde die wohlthätige Wirkung jener Anstalt am frühesten fühlen und segnen, wenn anders ihr Abgabensystem, wie es überall seyn sollte, auf die Nationalproduction begründet ist, der ganze Aufwand würde nur ein auf Wucherzinsen ausgelegtes Capital seyn, und sich binnen kurzem überschwenglich vergüten. Der Mangel einer solchen obersten Centralbehörde und die Nichtanerkennung der Staatswirthschaft als eines eigenen Zweigs der Staatshaushaltung sind zugleich als die Ursachen zu betrachten, warum es bisher überall an einem Gesetzbuche gefehlt hat über die Grundsätze, wornach die Nationalproduction geleitet werden solle, während andre Zweige der Staatshaushaltung, welche die Verpflichtungen der Staatsbürger gegen den Regenten betreffen, oder deren Zweck Ausdehnung ihrer Macht ist, wie z. B. die Finanzwirthschaft und Staatspolizei, schon längst mit ausführlichen Gesetzbüchern versehen sind. Und dennoch erheischt das Nationalwohl ganz vorzüglich eine feste, gesetzliche Bestimmung der Regenten, wornach in staatswirthschaftlicher Hinsicht zu verfahren ist. Hin und wieder, namentlich in Bayern, hat zwar die Urproduction einzelne Vorschriften und Verordnungen erhalten, aber nirgends ist ein vollständiges Ackergesetzbuch vorhanden. Mehr noch hat die industrielle Production die Sorgfalt der Regierung auf sich gezogen, insbesondre zur Zeit, da Colberts Ministerium in Frankreich fast überall auch im Auslande

als Muster der Nachahmung betrachtet und empfohlen wurde, aber es sind aus dieser Sorgfalt größtentheils nur unvollständige, verkehrte und unpassende Verordnungen hervorgegangen, kein Gesetzbuch, welches das Ganze umfaßt, und die echten Grundsätze ausspricht, nach welchen dieser Zweig der Werthschaffung geleitet werden muß. Auch der dritten Productionsgattung, der commerciellen, fehlt es nicht an gesetzlichen Vorschriften, nämlich an Zoll-, Mauth- und Accise-, so wie an Fiscalverordnungen; der Handel bringt die Ur- und industriellen Erzeugnisse zur öffentlichen Erscheinung, hier war es also, wo die Regierungen den Schatz an der Quelle aufsuchen zu müssen wähnten, und ihre Bemühung, hauptsächlich von der Ansicht des Nehmens und Erhebens für den Staatsschatz geleitet, mußte sich vorzugsweise in Beschränkungen des Handels und in Auflagen aussprechen. Erst, wenn die Regierungen hinsichtlich des Finanzwesens zu richtiger Einsicht gelangt, wenn sie zu der einfachen, aber wichtigen Wahrheit sich werden emporgeschwungen haben, daß das Staatsbedürfniß nur nach dem Ertrage des Nationalvermögens und der Nationalproduction erhoben werden könne, daß also ihre vorzüglichste Sorge seyn müsse, die Werthschaffung zu erhöhen, daß die Fabriken und Gewerbe von der Masse der Urproduction und deren Erzeugnisse, so wie der Flor des Handels von der Masse beider, und wieder das Gedeihen jener Ur- und industriellen Production von der Freiheit und Leichtigkeit des Absatzes, also des Handels, abhange; erst dann dürfen wir uns ein dem Princip der Nationalökonomie zusagendes Handelsgesetzbuch versprechen. So lange es noch an einem nur einigermaßen vollständigen und auf richtige Grundsätze gebauten staatswirthschaftlichen Gesetzbuche fehlt, darf es Niemand wundern, wenn die Maßregeln, welche hinsichtlich der Leitung der verschiedenen Zweige der Werthschaffung getroffen werden, so häufig ihren Zweck verfehlen, und den Nationalwohlstand hemmen, statt ihn zu befördern. Die Grundsätze aber, auf welche ein solches Gesetzbuch gebaut seyn muß, sind, in wenig Worten ausgedrückt, folgende: Vor allen andern ist es die Urproduction, welche die Regierung zu ermuntern und zu befördern hat, alsdann gebührt der industriellen Production hinsichtlich der Veredlung und Verarbeitung der inländischen Urerzeugnisse ihre nächste Sorge, und der Handel bedarf nur Freiheit, um zu gedeihen. So, und nur so kann der Kranz des Nationalwohls durch die verschlungenen Blüthen der verschiedenen Productionszweige unverwelklich erhalten werden; so, und nur so kann die Staatswirthschaft als wohlthätiger Genius kräftig ins Staatsleben eintreten zum Heil der Völker und der Menschheit. (S. Nationalökonomie.) K. M.

Stadion (Joh. Philipp Carl Joseph Reichsgraf von), Kaiserl. Oesterreichischer Staats- und Conferenzminister, Ritter des goldnen Vließes, Großkreuz des Stephansordens &c. wurde den 18. Jun. 1763 geboren. Er war k. k. Gesandter zu Stokholm von 1790—91, zu London bis 1793, und seit 1801 zu Berlin; 1803 aber ging er als Ambassadeur nach Petersburg. Er leitete alle Unterhandlungen, welche die dritte Coalition gegen Frankreich herbeiführten und unterzeichnete den Beitrittsvertrag seines Hofes zur Allianz Englands und Rußlands. Nachdem er dem Kaiser Alexander auf seiner Reise zur Armee in Deutschland gefolgt war, wählte ihn sein Hof zu einem der Bevollmächtigten, die mit Friedensvorschlägen an Napoleon abgeschickt wurden. Nach dem preßburger Frieden trat er an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, und faßte den Plan zur Befreiung Deutschlands. Begeistert für diese hohe Idee, wie für alles Große,

Fruchtbare und Menschenfreundliche, und bei der höchsten sinnlichen Reizbarkeit jeder Aufopferung fähig, sobald der Gegenstand sie erfodert, dabei innig und liebevoll gegen seine Untergebenen, wußte er der umgebenden Welt gleichsam den Stempel seines Geistes aufzuprägen und zuerst 1809 den Kriegen gegen Frankreich die nationale, ja europäische Richtung zu geben, ohne welche der Sieg nie gelungen seyn würde. Als aber auch die von ihm im Stillen vorbereiteten Mittel sich unzureichend bewiesen, wußte er selbst in diesem Unglück die Ehre und Größe Oesterreichs zu erhalten. So treffliche Eigenschaften und große Verdienste sichern ihm eine Stelle unter den ersten Staatsmännern unsrer Zeit. — Gegenwärtig ist er Finanzminister.

Stadium, bei den Alten ein Längenmaß von 600 Fuß. Da aber die Fuße verschieden waren, so waren es auch die Stadien, unter denen folgende die wichtigsten waren: 1. das kleine oder das Stadium des Aristoteles (77 1/3 auf die geographische Meile); 2. das Stadium des Cleomedes (55,65 auf die geographische Meile); 3. das pythische oder delphische (51,18 auf die geographische Meile); 4. das Stadium des Eratosthenes (46,57 auf die geographische Meile); 5. das Stadium des Herodot oder das nautische, auch persische (44,46 auf die geographische Meile); 6. das griechisch-olympische (40,4 auf die geographische Meile); 7. das phileterische (circa 35 1/2 auf die geographische Meile); 8. das große Stadium, auch das ägyptische oder das alexandrinische genannt (33,39 auf die geographische Meile). — Ursprünglich hießen Stadien die zum Wettlauf eingerichteten Rennbahnen, welche gewöhnlich von der angegebnen Länge waren. Sie befanden sich bei den Gymnasien und bestanden aus einem länglichen ebnen Platz mit zwei parallelen Seiten, an dem einen Ende mit einem Halbcirkel geschlossen, an dem andern offen. An den drei verschlossenen Seiten erhoben sich stufenweise über einander Sitze für die Zuschauer.

Stadt ist eine Gemeinheit, welche vorzugsweise vor den Dorf- und Fleckenbewohnern das Recht hat, jede bürgerliche Nahrung (d. h. Handel, Manufacturen, Fabriken und Handwerke) zunftmäßig zu treiben, und welche unter der Aufsicht eines ordentlichen Stadtmagistrats steht. Der Ursprung der Städte fällt in die frühesten Zeiten der Geschichte. Nach Moses erbauete Nimrod drei Städte, unter denen Babylon die vorzüglichste war. Die Juden meinen, aber ohne Grund, daß Sem nach der Sündfluth die erste Stadt gebauet habe. Die Städte hatten folgenden Ursprung. Anfänglich standen die Familien unter Anführung eines gemeinschaftlichen Familien- oder Stammoberhaupts. Verwandtschaft, Hang zur Geselligkeit, und noch mehr das Bedürfniß, sich gegen mächtigere Geschlechtsstämme zu schützen, veranlaßte die getrennten Familien, sich mit einander zu verbinden, und die Fruchtbarkeit des Morgenlandes lud sie ein, sich feste Wohnplätze zu errichten. Nun ließ man sich mit den noch herumziehenden, oder benachbarten Horden in Tauschhandel ein, und so entstand das Städteleben. Umherziehende Horden beunruhigten die Bewohner der für immer gewählten Wohnplätze; man umgab daher die letztern mit Mauern und Befestigungen. So wie die Familienhäupter nach und nach ausstarben, fing man an, ohne Rücksicht auf Geburt und Herkunft, die fähigsten Mitglieder der Gemeinheit zu Vorstehern zu wählen, und so entstanden aus den Städten die ersten Staaten des Alterthums, deren Ursprung größtentheils republikanisch war. Unter den milderen Himmelsstrichen Asiens, Afrika's, Griechenlands und Italiens wurden die

ersten und meisten Städte gebauet. Besonders zeichneten sich die Aegypter und Phönicier durch Anlegung von Städten, welche sich bald zu einem hohen Grade von Wohlstand und Reichthum erhoben, aus. Die Aegypter hielten ihre Stadt Diospolis (Theben) für älter, als alle griechischen, und nach Plinius war die von Cekrops (1582 vor Chr. G.) in Attika erbauete Stadt Cekropia, nachmals Athen, die älteste Stadt Griechenlands. Schon in der alten Welt gab es mehrere Städtebunde, wie z. B. der phönicische, welcher aus den Städten Tyrus, Sidon und andern bestand, und der achäische, zu dem die wichtigsten Städte Griechenlands sich vereinigt hatten, um sich gegen die Uebermacht der Macedonier u. A. wechselseitig zu schützen. Unter der Regierung des Octavianus Augustus und seiner Nachfolger fingen die Römer an, Pflanzstädte in Deutschland anzulegen, z. B. Augusta Vindelicorum (jetzt Augsburg), Drusomagus (Memmingen) und andere. Auch in der jetzigen Schweiz gründeten sie zuerst (ungefähr 70. J. n. Chr. G.) Städte und Flecken, die aber durch die Allemannen größtentheils zerstört, und erst nachmals unter der Herrschaft der Franken (nach 496 J. n. Chr. Geb.) wieder hergestellt wurden. Die Deutschen, an wildes Umherziehen gewöhnt, zeigten anfänglich wenig Neigung zum Stadtleben, bis Carl der Große, eifrig um die Civilisation der deutschen Völker bemüht, anfing, mehrere Städte zu erbauen. Besonders geschah dies aber von Heinrich I., oder dem Vogler, aus dem sächsischen Regentenstamme (919 — 936). Nordhausen, Quedlinburg, Duderstadt und Soest wurden in diesem Zeitraum erbauet, und andere offene Oerter in Thüringen und Sachsen erhielten Mauern, um sie gegen die Ueberfälle der Ungern zu sichern. Durch große Vorrechte, welche Heinrich den Städtebewohnern verlieh, hob er die Abneigung der Deutschen gegen das Leben in Städten, und mehrte durch Anlegung neuer Städte den Wohlstand, die innere Kraft und die Industrie seines Reiches. In vielen derselben befanden sich kaiserliche Burgen; die Befehlshaber ihrer Besitzungen hießen Burggrafen, und die Einwohner in ihren Ringmauern Bürger, welches nachmals die allgemeine Benennung der nicht adeligen, von städtischen Gewerben lebenden Stadtbewohner wurde, obgleich es auch viele Städte gab, die keine Burgen hatten, und wieder Burgen bei denen sich keine Städte befanden. Durch die häufigen Befehdungen, welche sich der mächtige Adel gegen die minder mächtigen Landbewohner erlaubte, wurden diese häufig genöthigt, sich in die Städte zu begeben. Konnten sie dort nicht aufgenommen werden, so legte man außer den Ringmauern oder Pfählen Vorstädte (Pfahlburgen, Fauxbourgs) an, deren Bewohner des städtischen Schutzes, aber nicht immer aller Rechte der eigentlichen Stadtbewohner genossen. Während der Regierung Konrads III. (1138 — 1152) hatten die lombardischen Städte, und besonders Mailand, welches an ihrer Spitze stand, einen hohen Grad von Reichthum und Macht erlangt, und sich zu einem Städtebund vereinigt. Vergebens zerstörte Friedrich I. das übermüthige Mailand. Es ward bald wieder aufgebauet, und die lombardischen Städte zwangen, in Verbindung mit dem Papste, den Kaiser zu Kostnitz einen sehr nachtheiligen Frieden mit ihnen zu schliessen. Zwei eben so mächtige Städtebunde, wie der lombardische, bildeten sich während des Interregnums von 1256 — 1272 in der Hansa (s. diesen Artikel), und in dem von Walpode aus Mainz 1255 gestifteten Bund der oberdeutschen und rheinischen Städte, vom Fuße der Alpen bis zum Ausflusse des Mayns aus. Ein ähnlicher Bund, gleichfalls zum Schutz gegen das Faustrecht errichtet, war der schwäbi-

einkommen. Daher ist es leicht zu bestimmen, wie hoch das Papiergeld ohne Gefahr einer bedeutenden Werthverringerung ausgegeben werden kann; der Maßstab für diese Bestimmung ist in dem Betrage der Steuern, welche in Papiergeld entrichtet werden können, enthalten. Wo jener Betrag von dem Papiergelde nicht überschritten ward, hielt es sich im Werthe; wo es aber geschah, fiel es, trotz aller Kunst- und Zwangsmittel, unter seinen Nennwerth. — Aus dieser Darstellung ergibt sich, daß jedes Staatspapier und jedes Papiergeld immer ein sehr unsicheres Tausch- und Bezeichnungsmittel des Sachenwerths ist. Die gewaltsamen Umwälzungen und Erschütterungen, welche die meisten Staaten Europa's seit beinahe dreißig Jahren erfuhren, lehrten die Capitalisten, daß die Sicherheit von Privatpersonen, da sie keiner öffentlichen Willkür so leicht Preis gegeben ist, eine bessere Gewähr sey als die Bürgschaft und die Schuldverschreibungen jedes, selbst des mächtigsten, Staats. Die öffentliche Gewalt kann sich von eingegangenen Verbindlichkeiten lossagen, sie kann Capitalien und Zinsen eigenmächtig herabsetzen, und den Nennwerth ihrer Verschreibungen verringern, ohne daß dem Staatsgläubiger ein Mittel bleibt, sich dagegen zu schützen. In Hinsicht eigentlicher Staatspapiere oder Staatsschuldverschreibungen (die nicht als Papiermünze im Verkehr waren) geschahe dies in England 1749 (s. oben), 1809 in Meklenburg und in andern Ländern. Das eigentliche Papiergeld aber kann hinsichtlich seines Nennwerths durch zu große Vermehrung, durch Verfälschungen und durch Staatsunfälle gar leicht unter seinen Nennwerth herabsinken. Außerdem ist es vielfachen zufälligen Zerstörungen ausgesetzt, und der Besitzer kann immer nur dort, wo man die Sicherheit des Staats, von welchem das Papiergeld herrührt, anerkennt, reelle Geschäfte mit diesem Gelde machen. Das beste, für den Besitzer sicherste Geld bleibt also immer ein solches, dessen Nennwerth schon durch den Werth seines Materials verbürgt wird. Da man jedoch leider, durch die großen Geldanstalten, und die noch größern Geldbedürfnisse, welche in den meisten Staaten Europa's entstanden sind, außer Stande ist, das Papiergeld durch baares Geld zu ersetzen, so ist es Pflicht jedes Staats, dem erstern nach äußerster Möglichkeit den Nennwerth zu sichern. Dies kann nur geschehen, 1. dadurch, daß eine Vermehrung des Papiergeldes über den Betrag der Staatseinkünfte verhütet; 2. daß von allen öffentlichen Cassen das umlaufende Papiergeld gleich dem baaren angenommen wird, und 3. daß man allen Verfälschungen auf das sorgsamste vorbeugt. Leicht ließe sich hier, statt des gewöhnlich zur Papiermünze verwandten Materials, ein anderes vorschlagen, welches, wegen der großen Vorkehrungen, die zur Verfertigung erfodert werden, schwerlich von Privatpersonen nachgemacht werden kann, und wegen seiner Unzerstörbarkeit vor allem Papier den Vorzug verdient. Wir schließen jedoch diesen, schon zu ausführlichen Artikel mit der Bemerkung, daß wir in mancher Rücksicht den sehr lesenswerthen Aufsatz: Ueber das Papiergeld und die Staatspapiere bis zu dem Jahre 1815, von Rudolph von Bosse (im Taschenbuche Kronos) benutzt haben. N. P.

Staatsrecht, s. Staat.

Staatsschuld, Nationalschuld, öffentliche Schuld). Wie der einzelne Privatmann, so kann auch die Staatsregierung in den Fall kommen, Schulden zu machen. Diese Schulden haben ihren Grund entweder 1. in noch nicht liquidirten Foderungen, welche Privatpersonen an die öffentlichen Cassen haben; dergleichen müssen bei jeder Verwaltung Statt finden, weil es immer einer gewissen

Zeit bedarf, ehe die Richtigkeit derselben geprüft und anerkannt worden; sie heißen Buchschulden, tragen keine Zinsen, und werden der Regel nach durch die laufende Staatseinnahme gedeckt. Oder sie haben ihren Grund 2. in Anleihen, welche von der Regierung eröffnet worden; die hieraus entstandenen Verpflichtungen bilden die Staatsschuld im engern Sinn. Diese Anleihen sind entweder 1. gezwungen oder 2. freiwillig. Die gezwungenen lassen sich nur durch die Noth, und nur dann rechtfertigen, wenn durch freiwillige Anleihen weder im Inlande noch im Auslande Rath geschafft werden kann, denn bei dem Ansatze der Beitragsquoten ist eine große Ungleichheit durchaus nicht zu vermeiden; und ein künstliches Steigen des Zinsfußes im Lande ist davon immer die natürliche Folge. Papiermünzen, welchen die Regierung einen gezwungenen Curs verliehen, arten leicht in eine gezwungene Anleihe aus (s. Papiermünze). Die mildeste Art von gezwungenen Anleihen aber sind die sogenannten Cautions- oder Bürgschaftsgelder, welche von gewissen Staatsbeamten als ein Pfand ihrer Treue im Dienste geleistet und vom Staate verzinst werden. Die freiwilligen Staatsanleihen sind doppelter Art. I. Anticipationen, diese bestehen darin, daß die Regierung ein gewisses Einkommen auf kurze Zeit verpfändet, und sich den Betrag vorschießen läßt, so daß die Darleiher das Capital nebst Zinsen vermöge der ihnen angewiesenen Gefälle zurückerhalten. II. Fundirte Schulden, solche, bei deren Begründung ein gewisses öffentliches Einkommen angewiesen wird, entweder bloß zur Deckung der jährlichen Zinsen oder zugleich zur allmähligen Abtragung des Capitals. Die fundirten Schulden sind im Grunde nichts weiter als Anticipationen auf längere Zeit, und zerfallen in zwei Classen: 1. solche, welche auf einen längern Zeitraum lauten, und bei welchen vermöge des angewiesenen Fonds in einer bestimmten Zeit Capital und Zinsen abbezahlt seyn sollen, so daß nach Ablauf dieser Zeit der Gläubiger gar nichts mehr zu fodern hat: man nennt dieselben auch Schulden à fonds perdu, Annuitäten (s. d. Art.), auch wohl Leib- oder Zeitrenten; 2. solche, bei denen bloß für die Bezahlung der jährlichen Zinsen gesorgt, die Abtragung des Capitals aber vorläufig ganz außer Acht gelassen wird; diese heißen fundirte Schulden im engern Sinn, auch perpetuirliche Renten (in England Perpetuities), 5/6 der englischen Staatsschuld gehören in diese Categorie. — Die Aufnahme in diese Schuld geschieht auf folgende Weise: Einzelne Capitalbesitzer schießen der Regierung gewisse Summen von Münze vor, und empfangen dafür Staatsschuldscheine (Staatspapiere), in diesen letztern wird ein jährlicher Capitalzins versprochen, gewöhnlich mit der Bedingung, daß der Staatsgläubiger diese Schuld nicht kündigen dürfe, der Staat hingegen das Recht habe, dieselbe abzutragen, wenn er es für gut finde. Die Regierung ist daher nur zur Bezahlung der versprochenen jährlichen Zinsen verbunden, dennoch wird zuweilen in der Schuldverbriefung die allmählige Abtragung des Capitals nach Verlauf gewisser Jahre versprochen oder auch ohne ein solches Versprechen zur Aufrechthaltung des öffentlichen Credits ein besonderer Fonds (Amortisationscasse, Sinking-fund) ausgemittelt, bestimmt zur Rückzahlung des Capitals. — Ueber den Einfluß der Staatsschulden auf den Nationalwohlstand sind die Urtheile der staatswirthschaftlichen Schriftsteller sehr verschieden ausgefallen: die Einen haben sie in dieser Hinsicht als heilsam und wohlthätig empfohlen, die Andern als unpolitisch und nachtheilig verworfen. Die Lobredner der Staatsschulden gehen von der Idee aus, es würden dadurch neue Ca-

pitale hervorgebracht, die vorher nicht vorhanden gewesen, wenn die Staatsbürger der Regierung Summen vorschössen, so erhielten sie auch die Zinsen davon, es bliebe also die ganze durch die Staatsschuld verursachte Ausgabe beim Volke, und es werde die Nation dadurch nicht ärmer, weil ihre Capitale und Einkünfte unverändert blieben. Mehrere englische Schriftsteller, namentlich Hope, Champion und Lauderdale, haben selbst die brittische Nationalschuld für eine große Wohlthat gehalten. Hope (Letters on Credit p. 19) glaubt, diese Nationalschuld sey eben sowohl ein wirkliches Gut als irgend ein aus Gold und Silber bestehendes Eigenthum; der Werth des Goldes und Silbers beruhe ja nur auf der Menschen Meinung und auf der Schwierigkeit, es zu erhalten. Champion (Reflections on the national debt) behauptet sogar, wenn die brittische Nationalschuld abgetragen worden, müsse man eilen, neue Schulden zu machen, um den mit der Abtragung der Schulden gesunkenen Handel und Wohlstand wieder emporzubringen. In demselben Geiste widerräth der scharfsinnige Lauderdale (Inquiry into the nature and origin of public wealth) die Errichtung eines Schuldentilgungsfonds, aus Besorgniß, es möchten dadurch so viele Capitale in Großbritannien angehäuft werden, daß eine geschickte Anwendung derselben der Nation unmöglich falle, und daß alsdann die Capitalgewinnste bis zu einer so unbedeutenden Kleinigkeit herabsinken würden, daß die englischen Capitale nach Frankreich zur Unterstützung des Gewerbfleißes der Feinde übergehen würden. — Dieser Ansicht liegen offenbar große Irrthümer zum Grunde. Wird nämlich das durch die Staatsanleihe aufgebrachte Capital nicht auf eine für die Nation gewinnbringende Weise angelegt, sondern verzehrt, so geht es verloren, und die Nation muß noch obendrein die Zinsen bezahlen, bis das Capital zurückerstattet worden; dieses Capital wurde, ehe es in die Hände der Regierung kam, großentheils als gewinnbringendes Capital benutzt, die Staatsgläubiger bekommen zwar für ihre vorgeschossenen Capitale Zinsen, aber nicht von dem Producte dieser Capitale, sondern vom Producte der übrigen Capitale der Nation; die Verbriefungen, welche dieselben erhalten, können sie zwar verkaufen und den Erlös wieder zu ihrem Handel und Gewerb verwenden, aber das auf solche Weise zurückbekommene Capital muß doch schon vorher im Besitze der Nation gewesen seyn; ersetzte dasselbe gleich den Staatsgläubigern, was sie der Regierung vorgeschossen hatten, so ersetzte es doch dem Lande nicht, was in die Hände der Regierung gekommen war; hätte der Staat nicht geborgt, so würde jetzt statt eines einfachen ein doppeltes Capital auf die Unterhaltung werthschaffender Arbeit verwendet werden. — Die Beantwortung der Frage über den wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluß der Staatsschuld auf den Nationalreichthum hängt lediglich von der Art und Weise ihrer Verwendung ab; werden die Summen, welche durch die Staatsanleihe aufgebracht worden, so verwendet, daß das Capital der Nation dadurch erhöht wird, so wirkt die Schuld heilsam, im entgegengesetzten Fall hingegen nachtheilig auf den Nationalwohlstand. Eine solche Erhöhung des Nationalcapitals kann aus der Anwendung einer Staatsanleihe bald unmittelbar, bald mittelbar hervorgehen; unmittelbar erfolgt dieselbe z. B., wenn die dargeliehenen Summen verwandt werden zu Anlegung von Canälen, wodurch der Nationalverkehr neues Leben und größere Thätigkeit gewinnt, mittelbar, wenn die Kosten eines Kriegs damit bestritten werden, wodurch Sicherheit, Freiheit und Unabhängigkeit der Nation erhalten, oder, wie es bei der brittischen Nationalschuld so häufig den

Fall war, Inseln im Ocean erobert werden, welche dem auswärtigen Handel der Nation einen neuen und erweiterten Spielraum eröffnen. — Aber welcherlei Nachtheile auch aus Staatsanleihen hervorgehen mögen, deren Verwendung keine Erhöhung des Nationalcapitals zur Absicht hat, so bleiben sie doch oft ein unvermeidliches Uebel, und unter allen Mitteln, sich in der Noth zu helfen, sind sie noch immer das beste, denn sie machen es möglich, die Summe, welche die Regierung mit einemmale und plötzlich braucht, schnell zu erheben, und sie doch das Volk nur allmählig wieder bezahlen zu lassen; das Nationalcapital ist dabei am wenigsten gefährdet, indem die einzelnen Bürger Zeit gewinnen, durch geringe Entbehrungen, d. h. Verminderung ihres Genusses, oder durch erhöhten Fleiß die Beiträge zu erwerben, welche zur Verzinsung und allmähligen Rückzahlung der Schuld erfodert werden. Soll hingegen der außerordentliche Bedarf der Regierung augenblicklich vermittelst einer Besteurung der Bürger gedeckt werden, so kann der dazu erfoderliche Fonds in den Händen der Steuerpflichtigen nicht sogleich vorhanden seyn; es bleibt daher alsdann gewöhnlich dem Staatsbürger kein anderes Mittel übrig, als entweder zu borgen, oder den zur Unterhaltung seines Gewerbsfleißes bestimmten Fonds anzugreifen, oder seinen Genuß bedeutend einzuschränken. Im ersten Fall ist er bei der großen Menge von Borgenden stets in Gefahr, dem Wucher in die Hände zu fallen, im zweiten wird seine werthschaffende Thätigkeit vermindert, und durch eine bedeutende Einschränkung des Genusses der Bürger wird der innere Verkehr geschwächt. Alle diese Nachtheile fallen weg, sobald eine Anleihe die Stelle der unmittelbaren Besteurung vertritt, vorausgesetzt, daß dieselbe mit Weisheit geleitet, und auf die Grundsätze der Nationalökonomie gebaut werde. K. M.

Staatsweisheit, s. Politik.

Staatswirthschaft, Staatsökonomie, richtiger: Staats-Nationalwirthschaft, im weitern Sinne ist die Lehre von den Mitteln überhaupt, welche eine Regierung anzuwenden hat, um der größtmöglichen Anzahl von Staatsbürgern den höchstmöglichen Grad von physischem Wohlstand nach ethischen Grundsätzen zu verschaffen und zu bewahren; im engern Sinne aber ist darunter die Wissenschaft von den Regeln zu verstehen, welche eine Regierung hinsichtlich der Leitung und Beförderung sämmtlicher Zweige der Nationalproduction zu befolgen hat, um die größtmögliche Anzahl von Staatsbürgern in Wohlstand zu versetzen, und darin zu erhalten. In diesem letztern Sinn, wornach Finanzwirthschaft und Staatspolizei von dem Bereiche der Staatswirthschaft ausgeschlossen bleiben, und für sich bestehende abgesonderte Wissenschaften bilden, wird die Staatswirthschaft hier genommen. Von der Nationalökonomie, mit welcher die letztere häufig verwechselt wird, ist dieselbe sorgfältig zu unterscheiden; während nämlich jene Wissenschaft die Gesetze lehrt, welche der gesammten Staatshaushaltung als Princip unterliegen, hat es die Staatswirthschaft ausschließlich mit der Nationalproduction, nämlich 1. der Urproduction (Landbau, Fischerei, Jagd, Bergbau), 2. der industriellen Production (Künste, Fabriken, Manufacturen, Gewerbe), und 3. der commerciellen Production (dem Handel) zu thun; während die Nationalökonomie weltbürgerlich ist, und die ganze gesellige Menschheit umfaßt, muß die Staatswirthschaft die einmal bestehende Landesverfassung beachten, und auf Ortsverhältnisse Rücksicht nehmen. Heiterer Lebensgenuß der größtmöglichen Anzahl von Nationalgliedern ist der Zweck der Nationalökonomie, ihn durch zweckmäßige Leitung der Production zu

befördern, der Zweck der Staatswirthschaft, die letztere Wissenschaft will daher den Fortschritt der Bevölkerung, welcher aus Wohlstand quillt, eben so wenig gehemmt, als denselben befördert wissen auf Kosten des Wohlstandes. — Nicht selten hat man auch die sogenannten Cameralwissenschaften, namentlich die Landwirthschaftskunde, die Bergwerkskunde, die Forstwissenschaft, die Handelswissenschaft und die Gewerbkunde, in das Gebiet der Staatswirthschaft aufnehmen zu müssen geglaubt, es sind dieselben aber keine wirklichen Theile sondern nur Hülfswissenschaften der Staatswirthschaft. Erst wenn die Staatswirthschaft im engern Sinn als eine eigene, selbstständige Wissenschaft wird anerkannt worden seyn, läßt sich erwarten, daß die Sorge wegen Aufrechthaltung und Vollziehung der zur Beförderung der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels ertheilten Gesetze einer eigenen obersten Staatsbehörde mit den erfoderlichen Unterbehörden werde übertragen werden, während zeither diese Sorge gewöhnlich Beamten obgelegen hat, die mit andern in das Justiz- Polizei- und Cameralwesen einschlagenden Verwaltungsgeschäften bereits überladen sind. Seit einem halben Jahrhundert haben die Regierungen das Bedürfniß einer solchen abgesonderten Behörde für die Staatswirthschaft geahnt, daher sind in mehreren Ländern besondre Ministerien für den Handel errichtet, in Würtemberg, Preußen und Hannover sind eigene Landesökonomie-Deputationen angestellt, und im Königreich Sachsen ist sogar eine alle Zweige der Staatswirthschaft umfassende Landesökonomie-, Manufactur- und Commerzdeputation niedergesetzt worden. Aber in keinem Staate der Erde sehen wir noch zur Zeit die Idee einer obersten staatswirthschaftlichen Centralbehörde an der Spitze der Regierung, die Idee eines abgesonderten Ministeriums für die Staatswirthschaft verwirklicht, überall ist die Behörde, welche in dieser Beziehung niedergesetzt worden, nicht viel mehr als ein matter Wiederhall der Polizei oder als eine leichte Gondel am Ministerium des Innern oder der Finanzen. Es waren insbesondre finanzielle Rücksichten, welche der Errichtung und dem Gedeihen einer solchen Staatsanstalt bisher im Wege standen, und dennoch sind gerade diese Rücksichten die erbärmlichsten von allen; denn die Finanzwirthschaft würde die wohlthätige Wirkung jener Anstalt am frühesten fühlen und segnen, wenn anders ihr Abgabensystem, wie es überall seyn sollte, auf die Nationalproduction begründet ist, der ganze Aufwand würde nur ein auf Wucherzinsen ausgelegtes Capital seyn, und sich binnen kurzem überschwenglich vergüten. Der Mangel einer solchen obersten Centralbehörde und die Nichtanerkennung der Staatswirthschaft als eines eigenen Zweigs der Staatshaushaltung sind zugleich als die Ursachen zu betrachten, warum es bisher überall an einem Gesetzbuche gefehlt hat über die Grundsätze, wornach die Nationalproduction geleitet werden solle, während andre Zweige der Staatshaushaltung, welche die Verpflichtungen der Staatsbürger gegen den Regenten betreffen, oder deren Zweck Ausdehnung ihrer Macht ist, wie z. B. die Finanzwirthschaft und Staatspolizei, schon längst mit ausführlichen Gesetzbüchern versehen sind. Und dennoch erheischt das Nationalwohl ganz vorzüglich eine feste, gesetzliche Bestimmung der Regenten, wornach in staatswirthschaftlicher Hinsicht zu verfahren ist. Hin und wieder, namentlich in Bayern, hat zwar die Urproduction einzelne Vorschriften und Verordnungen erhalten, aber nirgends ist ein vollständiges Ackergesetzbuch vorhanden. Mehr noch hat die industrielle Production die Sorgfalt der Regierung auf sich gezogen, insbesondre zur Zeit, da Colberts Ministerium in Frankreich fast überall auch im Auslande

als Muster der Nachahmung betrachtet und empfohlen wurde, aber es sind aus dieser Sorgfalt größtentheils nur unvollständige, verkehrte und unpassende Verordnungen hervorgegangen, kein Gesetzbuch, welches das Ganze umfaßt, und die echten Grundsätze ausspricht, nach welchen dieser Zweig der Werthschaffung geleitet werden muß. Auch der dritten Productionsgattung, der commerciellen, fehlt es nicht an gesetzlichen Vorschriften, nämlich an Zoll-, Mauth- und Accise-, so wie an Fiscalverordnungen; der Handel bringt die Ur- und industriellen Erzeugnisse zur öffentlichen Erscheinung, hier war es also, wo die Regierungen den Schatz an der Quelle aufsuchen zu müssen wähnten, und ihre Bemühung, hauptsächlich von der Ansicht des Nehmens und Erhebens für den Staatsschatz geleitet, mußte sich vorzugsweise in Beschränkungen des Handels und in Auflagen aussprechen. Erst, wenn die Regierungen hinsichtlich des Finanzwesens zu richtiger Einsicht gelangt, wenn sie zu der einfachen, aber wichtigen Wahrheit sich werden emporgeschwungen haben, daß das Staatsbedürfniß nur nach dem Ertrage des Nationalvermögens und der Nationalproduction erhoben werden könne, daß also ihre vorzüglichste Sorge seyn müsse, die Werthschaffung zu erhöhen, daß die Fabriken und Gewerbe von der Masse der Urproduction und deren Erzeugnisse, so wie der Flor des Handels von der Masse beider, und wieder das Gedeihen jener Ur- und industriellen Production von der Freiheit und Leichtigkeit des Absatzes, also des Handels, abhange; erst dann dürfen wir uns ein dem Princip der Nationalökonomie zusagendes Handelsgesetzbuch versprechen. So lange es noch an einem nur einigermaßen vollständigen und auf richtige Grundsätze gebauten staatswirthschaftlichen Gesetzbuche fehlt, darf es Niemand wundern, wenn die Maßregeln, welche hinsichtlich der Leitung der verschiedenen Zweige der Werthschaffung getroffen werden, so häufig ihren Zweck verfehlen, und den Nationalwohlstand hemmen, statt ihn zu befördern. Die Grundsätze aber, auf welche ein solches Gesetzbuch gebaut seyn muß, sind, in wenig Worten ausgedrückt, folgende: Vor allen andern ist es die Urproduction, welche die Regierung zu ermuntern und zu befördern hat, alsdann gebührt der industriellen Production hinsichtlich der Veredlung und Verarbeitung der inländischen Urerzeugnisse ihre nächste Sorge, und der Handel bedarf nur Freiheit, um zu gedeihen. So, und nur so kann der Kranz des Nationalwohls durch die verschlungenen Blüthen der verschiedenen Productionszweige unverwelklich erhalten werden; so, und nur so kann die Staatswirthschaft als wohlthätiger Genius kräftig ins Staatsleben eintreten zum Heil der Völker und der Menschheit. (S. Nationalökonomie.) K. M.

Stadion (Joh. Philipp Carl Joseph Reichsgraf von), Kaiserl. Oesterreichischer Staats- und Conferenzminister, Ritter des goldnen Vließes, Großkreuz des Stephansordens 2c. wurde den 18. Jun. 1763 geboren. Er war k. k. Gesandter zu Stokholm von 1790—91, zu London bis 1793, und seit 1801 zu Berlin; 1803 aber ging er als Ambassadeur nach Petersburg. Er leitete alle Unterhandlungen, welche die dritte Coalition gegen Frankreich herbeiführten und unterzeichnete den Beitrittsvertrag seines Hofes zur Allianz Englands und Rußlands. Nachdem er dem Kaiser Alexander auf seiner Reise zur Armee in Deutschland gefolgt war, wählte ihn sein Hof zu einem der Bevollmächtigten, die mit Friedensvorschlägen an Napoleon abgeschickt wurden. Nach dem preßburger Frieden trat er an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, und faßte den Plan zur Befreiung Deutschlands. Begeistert für diese hohe Idee, wie für alles Große,

Fruchtbare und Menschenfreundliche, und bei der höchsten sinnlichen Reizbarkeit jeder Aufopferung fähig, sobald der Gegenstand sie erfordert, dabei innig und liebevoll gegen seine Untergebenen, wußte er der umgebenden Welt gleichsam den Stempel seines Geistes aufzuprägen und zuerst 1809 den Kriegen gegen Frankreich die nationale, ja europäische Richtung zu geben, ohne welche der Sieg nie gelungen seyn würde. Als aber auch die von ihm im Stillen vorbereiteten Mittel sich unzureichend bewiesen, wußte er selbst in diesem Unglück die Ehre und Größe Oesterreichs zu erhalten. So treffliche Eigenschaften und große Verdienste sichern ihm eine Stelle unter den ersten Staatsmännern unsrer Zeit. — Gegenwärtig ist er Finanzminister.

Stadium, bei den Alten ein Längenmaß von 600 Fuß. Da aber die Fuße verschieden waren, so waren es auch die Stadien, unter denen folgende die wichtigsten waren: 1. das kleine oder das Stadium des Aristoteles (77 1/3 auf die geographische Meile); 2. das Stadium des Cleomedes (55,65 auf die geographische Meile); 3. das pythische oder delphische (51,18 auf die geographische Meile); 4. das Stadium des Eratosthenes (46,57 auf die geographische Meile); 5. das Stadium des Herodot oder das nautische, auch persische (44,46 auf die geographische Meile); 6. das griechisch-olympische (40,4 auf die geographische Meile); 7. das philetterische (circa 35 1/2 auf die geographische Meile); 8. das große Stadium, auch das ägyptische oder das alexandrinische genannt (33,39 auf die geographische Meile). — Ursprünglich hießen Stadien die zum Wettlauf eingerichteten Rennbahnen, welche gewöhnlich von der angegebnen Länge waren. Sie befanden sich bei den Gymnasien und bestanden aus einem länglichen ebnen Platz mit zwei parallelen Seiten, an dem einen Ende mit einem Halbcirkel geschlossen, an dem andern offen. An den drei verschlossenen Seiten erhoben sich stufenweise über einander Sitze für die Zuschauer.

Stadt ist eine Gemeinheit, welche vorzugsweise vor den Dorf- und Fleckenbewohnern das Recht hat, jede bürgerliche Nahrung (d. h. Handel, Manufacturen, Fabriken und Handwerke) zunftmäßig zu treiben, und welche unter der Aufsicht eines ordentlichen Stadtmagistrats steht. Der Ursprung der Städte fällt in die frühesten Zeiten der Geschichte. Nach Moses erbauete Nimrod drei Städte, unter denen Babylon die vorzüglichste war. Die Juden meinen, aber ohne Grund, daß Sem nach der Sündfluth die erste Stadt gebauet habe. Die Städte hatten folgenden Ursprung. Anfänglich standen die Familien unter Anführung eines gemeinschaftlichen Familien- oder Stammoberhaupts. Verwandtschaft, Hang zur Geselligkeit, und noch mehr das Bedürfniß, sich gegen mächtigere Geschlechtsstämme zu schützen, veranlaßte die getrennten Familien, sich mit einander zu verbinden, und die Fruchtbarkeit des Morgenlandes lud sie ein, sich feste Wohnplätze zu errichten. Nun ließ man sich mit den noch herumziehenden, oder benachbarten Horden in Tauschhandel ein, und so entstand das Städteleben. Umherziehende Horden beunruhigten die Bewohner der für immer gewählten Wohnplätze; man umgab daher die letztern mit Mauern und Befestigungen. So wie die Familienhäupter nach und nach ausstarben, fing man an, ohne Rücksicht auf Geburt und Herkunft, die fähigsten Mitglieder der Gemeinheit zu Vorsteher'n zu wählen, und so entstanden aus den Städten die ersten Staaten des Alterthums, deren Ursprung größtentheils republikanisch war. Unter den milderen Himmelsstrichen Asiens, Afrika's, Griechenlands und Italiens wurden die

ersten und meisten Städte gebauet. Besonders zeichneten sich die Ae
ter und Phönicier durch Anlegung von Städten, welche sich bal
einem hohen Grade von Wohlstand und Reichthum erhoben, aus.
Aegypter hielten ihre Stadt Diospolis (Theben) für älter, als alle
chischen, und nach Plinius war die von Cekrops (1582 vor Chr.
in Attika erbauete Stadt Cekropia, nachmals Athen, die älteste S
Griechenlands. Schon in der alten Welt gab es mehrere Städtebu
wie z. B. der phönicische, welcher aus den Städten Tyrus, Sidon
andern bestand, und der achäische, zu dem die wichtigsten St
Griechenlands sich vereinigt hatten, um sich gegen die Uebermacht
Macedonier u. A. wechselseitig zu schützen. Unter der Regierung
Octavianus Augustus und seiner Nachfolger fingen die Römer
Pflanzstädte in Deutschland anzulegen, z. B. Augusta Vindelico
(jetzt Augsburg), Drusomagus (Memmingen) und andere. Auch in
jetzigen Schweiz gründeten sie zuerst (ungefähr 70. J. n. Chr. G.) St
und Flecken, die aber durch die Allemannen größtentheils zerstört,
erst nachmals unter der Herrschaft der Franken (nach 496 J. n. C
Geb.) wieder hergestellt wurden. Die Deutschen, an wildes Um
ziehen gewöhnt, zeigten anfänglich wenig Neigung zum Stadtleb
bis Carl der Große, eifrig um die Civilisation der deutschen Völ
bemüht, anfing, mehrere Städte zu erbauen. Besonders geschah d
aber von Heinrich I., oder dem Vogler, aus dem sächsischen Reg
tenstamme (919 — 936). Nordhausen, Quedlinburg, Duderstadt u
Soest wurden in diesem Zeitraum erbauet, und andere offene Ort
in Thüringen und Sachsen erhielten Mauern, um sie gegen die Ueb
fälle der Ungern zu sichern. Durch große Vorrechte, welche Heinri
den Städtebewohnern verlieh, hob er die Abneigung der Deutschen g
gen das Leben in Städten, und mehrte durch Anlegung neuer Stä
den Wohlstand, die innere Kraft und die Industrie seines Reiches.
vielen derselben befanden sich kaiserliche Burgen; die Befehlshaber th
Besitzungen hießen Burggrafen, und die Einwohner in ihren Rin
mauern Bürger, welches nachmals die allgemeine Benennung der nic
adeligen, von städtischen Gewerben lebenden Stadtbewohner wurd
obgleich es auch viele Städte gab, die keine Burgen hatten, und wi
der Burgen bei denen sich keine Städte befanden. Durch die häufig
Befehdungen, welche sich der mächtige Adel gegen die minder mäch
gen Landbewohner erlaubte, wurden diese häufig genöthigt, sich in d
Städte zu begeben. Konnten sie dort nicht aufgenommen werden,
legte man außer den Ringmauern oder Pfählen Vorstädte (Pfahlbu
gen, Fauxbourgs) an, deren Bewohner des städtischen Schutzes, ab
nicht immer aller Rechte der eigentlichen Stadtbewohner genossen. Wä
rend der Regierung Konrads III. (1138 — 1152) hatten die lomba
dischen Städte, und besonders Mailand, welches an ihrer Spi
stand, einen hohen Grad von Reichthum und Macht erlangt, u
sich zu einem Städtebund vereinigt. Vergebens zerstörte Friedrich
das übermüthige Mailand. Es ward bald wieder aufgebauet, und d
lombardischen Städte zwangen, in Verbindung mit dem Papste, d
Kaiser zu Kostnitz einen sehr nachtheiligen Frieden mit ihnen zu schli
ßen. Zwei eben so mächtige Städtebunde, wie der lombardische, b
deten sich während des Interregnums von 1256 — 1272 in der Han
(s. diesen Artikel), und in dem von Walpode aus Mainz 1255 gest
teten Bund der oberdeutschen und rheinischen Städte, vom Fuße d
Alpen bis zum Ausflusse des Mayns aus. Ein ähnlicher Bund, gleic
falls zum Schutz gegen das Faustrecht errichtet, war der schwä

sche, der 1488 zu Stande kam, aber nicht nur aus den Städten, sondern auch andern Ständen Oberdeutschlands zusammengesetzt war. Nach und nach erlangten die Städte in allen gebildeten Staaten Europa's das Recht der Reichs- oder der Landstandschaft, und damit einen Antheil an der Regierung, und auf diese Weise gieng von ihnen nicht bloß Reichthum und Wohlstand, sondern auch eine freiere Entwickelung, ein unaufhaltbares Fortschreiten des menschlichen Geistes über Europa aus. Die lombardischen Städte waren indessen, obgleich noch immer wohlhabend und blühend, doch während des Mittelalters größtentheils unter die Herrschaft einzelner Familien gekommen, ihre republikanischen Verfassungen verloren sich nach und nach, und der einst so mächtige lombardische Städtebund hörte auf. Ein gleiches Schicksal hatten die deutschen Bunde dieser Art. (M. s. Hansa, Reichsstadt, Reich, deutsches.) Durch den westphälischen Frieden ward den deutschen Reichsfürsten die Landeshoheit zugesichert, und je höher ihr Ansehen und ihre Gewalt stieg, desto tiefer sanken die Städte, von welchen manche nach und nach in die Hände der benachbarten Fürsten kamen. Von den vielen in Deutschland ehemals befindlichen Reichsstädten haben nur vier, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt, ihre politische Selbstständigkeit wiedererlangt, und in Polen ist durch die Beschlüsse des wiener Congresses Cracau als freie Stadt unter einer republikanischen Regierungsverfassung in die Reihe selbstständiger Staaten getreten. (M. vergleiche mit diesem Artikel noch Athen, Carthago, Genua, Rom, Syracus, Sybaris, Sparta, Theben, Venedig und A.)

Stadtadel, oder Patriciat heißt a) die angestammte Familienwürde, welche in einigen Reichs- und andern Städten zu Bürgermeister-, Rathsherren- und andern Ehrenstellen ausschließlich fähig macht; b) versteht man den Inbegriff derjenigen Familien darunter, welche in einer Stadt einen solchen angebornen Vorzug besitzen; sie heißen auch Patricier, und ihre Würde Patriciat. In Deutschland gab es sowohl Reichs- als andere Städte, in welchen eine erblich aristokratische Regierungsform eingeführt war, z. B. Nürnberg, Lüneburg ꝛc., und wo deßhalb nur gewisse Familien ein Recht zur Verwaltung der Regierung hatten. In der Schweiz hat Bern gleichfalls eine solche Verfassung. Die meisten deutschen Patricier waren ehemals wirkliche Reichsedelleute, welchen Vorzug sie durch Begünstigungen von Seiten der Kaiser im 13. und 15. Jahrh. erlangt hatten. Auch im alten Rom gab es einen Stadtadel oder ein Patriciat, wozu alle diejenigen Familien gehörten, deren Vorfahren im Senate gesessen hatten. Dasselbe war auch neuerer Zeit in Venedig, Genua, Lucca und andern Städten der Fall, wo sie theils Nobili, theils Patricier hießen. Jetzt hat dieser Familienvorzug der Patricier dort, wo solche Städte anderen Staaten unterworfen worden sind, als dem Zeitgeiste nicht mehr entsprechend, größtentheils aufgehört; doch behalten die Patricier ihre übrigen Standesrechte bei. (M. vergleiche hiebei Patricier).

Staël-Holstein (Wilhelmine Baronin von). Diese geistreiche Schriftstellerin ist die Tochter des berühmten Necker und ward 1768 zu Paris geboren. Sie empfing die sorgfältigste und liberalste Erziehung unter den Augen ihrer Aeltern. Schon früh nahm sie an den Gesellschaften Theil, welche sich bei ihrer Mutter zu versammeln pflegten. In diesen Gesellschaften, die einen literarischen Charakter hatten, und denen der Geoffrin, der L'Espinasse und andern Cotterien dieser Art glichen, wurde über Gegenstände der Moral, Metaphysik und Politik gesprochen, aber nicht selten mit mehr Sophistik und glänzen-

dem Schein als Gründlichkeit und Wahrheit. Die verschiedensten Meinungen wurden verfochten, und so erwachte schon früh in der jungen Dame ein disputirsüchtiger, das Paradoxe liebender Geist, dem es an Uebung nicht fehlte. Sie war noch jung, als sie sich mit dem Baron von Staël-Holstein, schwedischem Gesandten am französischen Hofe, einem der liebenswürdigsten Männer dieser Zeit, verheirathete. Aber diese Ehe war nicht glücklich, theils weil sie zu wenig geneigt war, Meinungen und Ansichten, in denen sie von ihrem Gemahl abwich, aufzuopfern, theils weil sie die weiblichen Grazien, die allein die eheliche Zuneigung erhalten können, zu sehr vernachlässigte, und sich oft in einem Aeußern zeigte, worin sie nur mißfallen konnte. Die erste Schrift der Frau von Staël erschien 1789 und war eine Rechtfertigung des Charakters und der Schriften Rousseau's. Drei kurze Novellen, die sie schon früher verfaßt hatte, kamen 1795 zu Lausanne heraus. Beim Anfang der französischen Revolution nahm sie an den Bewegungen, welche die Monarchie umstürzten, einen lebhaftern Antheil, als ihrem Geschlecht und ihrem Verhältniß als Gemahlin eines fremden Gesandten zukam. Sie ward ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, und sah sich im J. 1793 genöthigt, eine Zuflucht in England zu suchen. Als jedoch ihr Gemahl zwei Jahre nachher zum Gesandten bei der französischen Republik ernannt wurde, erhielt sie die Erlaubniß, nach Paris zurückkehren zu dürfen. Sie versuchte um diese Zeit, die Männer, welche an der Spitze standen, zu versöhnen durch ihre „an Pitt gerichteten Gedanken über den Frieden,“ eine Flugschrift voll Sophisterei, die jedoch von Fox mit Beifall genannt wurde. Weder der Tod ihrer Mutter, noch 1798 ihres Gemahls störte sie in ihrer literarischen Thätigkeit. Sie schrieb damals ein Stück: „die geheime Empfindung“ und ein Werk „über den Einfluß der Literatur auf die Gesellschaft.“ Als Bonaparte im J. 1800 durch die Schweiz ging, besuchte er Frau von Staël auf ihrem Landsitze in Copet, und diese theilte ihm ihre Ansichten über die Organisirung Frankreichs mit. Wie wenig sie dem ersten Consul mochten zugesagt haben, geht daraus hervor, daß er statt aller Antwort sarkastisch fragte: „Madam, wer erzieht Ihre Kinder?“ Während ihres Aufenthalts in der Schweiz schrieb sie die Delphine, deren elegante Schreibart schwerlich hinreichen möchte, die Tendenz zu entschuldigen. Bald darauf begleitete sie ihren Vater nach Paris, aber sie verweilte nur kurze Zeit dort. Die Freiheit ihrer Aeußerungen und die Popularität ihres Vaters bewogen Bonaparte, die Verweisung gegen Frau von Staël auszusprechen, welche ihm dreist antwortete: „Sie geben mir eine entsetzliche Berühmtheit, ich werde eine Zeile in Ihrer Geschichte einnehmen.“ Eine Folge dieser starken Aeußerung war, daß der Bannspruch noch geschärft wurde. Sie war kaum in der Gegend von Rouen angekommen, wo sie zu bleiben gedachte, als der Befehl erschien, sie solle sich noch weiter von Paris entfernen. Sie ging daher, begleitet von ihrem Freunde, Benjamin Constant, nach Frankfurt am Main, und besuchte von dort Berlin. Hier bekam sie die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters und reis'te sogleich ab. Allein noch vor ihrer Ankunft in Weimar war derselbe gestorben. Ihr Schmerz war lebhaft und tief. Sie machte es zu ihrem ersten Geschäft, den literarischen Nachlaß ihres Vaters zu ordnen und noch in demselben Jahre erscheinen zu lassen. In Berlin hatte sie A. W. Schlegel kennen gelernt, und Beide knüpfte bald eine auf höhern Grundlagen beruhende Freundschaft an einander. Dieser war seitdem der stete Begleiter der Frau von Staël, und folgte ihr

zunächst auf einer Reise durch Italien, deren Frucht die Corinna war, in welcher auf eine meisterhafte Art der Conflict des Idealen mit dem Realen und der nothwendige Untergang des Erstern dargestellt wird. An den Grundideen dieses berühmten Werks dürfte jedoch A. W. Schlegel einen bedeutenden Antheil haben. Dasselbe ist, wie wir vermuthen, der Fall bei ihren spätern Schriften, von denen unstreitig das wichtigste und merkwürdigste das in England erschienene über Deutschland (De l'Allemagne) ist. (Die beste Ausgabe desselben ist bei Brockhaus in Altenburg in 4 Bänden erschienen und enthält außer einer eignen Einleitung von Villers die Originaltexte aller von der Verfasserin übersetzten zahlreichen deutschen Poesien). Das Schicksal, welches dieses eigenthümliche Werk in Frankreich unter Napoleon und seinem Polizeiminister Savary erfuhr und die Verfolgungen, welche es der Frau von Staël zuzog, haben Beiden eine noch größere Berühmtheit gegeben. Ungeachtet die Handschrift mehrmals auf das ängstlichste censirt und jede Stelle, die nur auf das entfernteste übel hätte gedeutet werden können, gestrichen worden war, wurde dennoch in dem Augenblick, wo das Buch ausgegeben werden sollte, auf Savary's Befehl die ganze aus 10,000 Exemplaren bestehende Auflage in Beschlag genommen und ohne weiteres vernichtet. Die Verfasserin wurde zugleich aus Frankreich verwiesen, und ihr ein Hafen bestimmt, wo sie sich nach Amerika einschiffen sollte. Sie ging indeß nach England, wo bald darauf dasselbe Werk vollständig mit allen früher in Paris gestrichenen Stellen erschien. Der Frau von Staël auf allen ihren weitern Reisen nach Rußland, Schweden, Dänemark, dann wieder nach Frankreich, der Schweiz und Italien zu folgen, fehlt es uns theils an Raum, theils auch an genauen Daten. Wir erwähnen nur, daß sie dem Kronprinzen von Schweden ein kleines Werk Sur le Suicide zueignete. Nach der zweiten Wiederherstellung der Bourbons ließ sie sich wieder zu Paris nieder, wo ihr ihr Reichthum erlaubte, ein glänzendes Haus zu machen. Aber schon am 15. Jul. 1817 übereilte sie der Tod. Sie hinterließ einen Sohn und eine Tochter, die an den Herzog von Broglie, Pair von Frankreich, verheurathet ist. Unter ihrem Nachlasse verheissen ihre „Betrachtungen über die französische Revolution" ein grosses Interesse, welche A. W. Schlegel auf Ostern 1818 französisch und deutsch, in drei Bänden, herausgeben wird.

Staffage nennt man in der Mahlerei einzelne Figuren, oder ganze Gruppen von Menschen oder Thieren, auch Pflanzen, welche im Vordergrunde einer Landschaft angebracht sind, und auf welche die Mahler gewöhnlich besondern Fleiß wenden.

Staffelei (chevalet) heißt bei den Mahlern ein hölzernes Gestell, worauf sie die ausgespannte Leinwand, oder die Tafeln, und überhaupt Materialien, worauf sie mahlen, so wie auch fertige Gemählde selbst feststellen. Es besteht aus einem Rahmwerk, das von einer Latte hinten gestützt wird, und an dessen Seitenlatten sich mehrere gebohrte Löcher befinden. Durch Einstecken der Pflöcke in die höheren oder tieferen Löcher, wird das Gemählde nach Belieben höher oder niedriger gestellt. Daher haben alle Gemählde mittlerer Größe (welche auf Staffeleien gearbeitet werden) den Namen Staffeleigemählde. Aehnliche Gestelle haben die Bildhauer für ihre halberhabenen Arbeiten und die Kupferstecher für ihre Platten.

Stahl (Georg Ernst), geboren zu Ansbach 1660, gestorben 1734, war ein glücklicher Arzt und tiefdenkender Naturforscher. Zu seiner Zeit waren die Erfahrungen in der Chemie durch van Helmont, Rey,

Hemberg, Kunkel, Boyle, Hooke bereits zu einem grossen Umfange angewachsen, aber noch Niemand hatte versucht, in dieser Wissenschaft, gleich Newton in der Physik, eine umfassende Theorie zu geben, denn Bechers Ansicht bezog sich mehr auf Geologie. Stahl unterzog sich der Arbeit, zu welcher das Studium der becherschen Schriften und seine eignen reichen Erfahrungen ihm sehr hülfreich waren. Diese letztern sagten ihm, daß aus schwefelsauern Salzen und kohligen Stoffen im Feuer sich Schwefel, aus Metalloxyden (damals Metallerden) und Kohle sich regulinische Metalle darstellen ließen. Er nahm das Resultat solcher Arbeiten für ein hervorgegangenes Product, deren einer Bestandtheil in den dazu verwandten Salzen oder Erden, der andere in den kohligen Substanzen enthalten sey; diesen letztern nannte er Phlogiston und nahm an, daß sein Beitritt an den durch Reduction erhaltenen Körper diesem die Fähigkeit, wieder zu verbrennen, ertheile; daß während des Verbrennens jener sich in Gestalt des Feuers wieder aus den Körpern entferne und sie als Erde oder Säure zurücklasse. So wenig diese Hypothese mit frühern Erfahrungen von Rey, Cardan Boyle zusammenstimmte, die sämmtlich eine Gewichtszunahme des Verbrannten aus der Luft beobachtet hatten, so ward sie doch überall als wahr angenommen, weil sie die erste allgemeine Ansicht des chemischen Prozesses lieferte. Den Widerspruch der Gewichtszunahme, die während der Entfernung von Stahls Phlogiston vor sich gieng, besiegte sein Genie dadurch, daß er dem Phlogiston die absurde Eigenschaft beilegte, die mit ihm verbundenen Körper leichter, und die verlassenen schwerer zu machen. Denn die Flamme, als Repräsentant des Phlogistons, stieg aufwärts, daher selbiges aller Schwere entgegengesetzt seyn mußte. Obgleich Stahl seine einseitige Theorie dadurch noch einseitiger machte, daß er den chemischen Einfluß der luftförmigen Stoffe ganz vernachlässigte, so haben doch wenige Männer so viel als er zu den Fortschritten der Chemie beigetragen. Er entdeckte viele Eigenschaften der Alkalien, Metallkalke und Säuern, er ertheilte der Wissenschaft eine axiomatische Form und verbannte alle räthselhaften Beschreibungen, welche ihr noch von der Alchemie anhingen. Man schätzt unter andern noch folgende von seinen Schriften: Opusculum chymico-physico-medicum Hal. 1715; Fragmentorum aetiologiae physiologico-chymicae prodromus, Jen. 1683; Experimenta, observationes, animadversiones chymicae et physicae, Berol. 1731; Chymia rationalis L. 1720.

Stahl ist ein veredeltes Eisen und wird entweder durch das Ausschmelzen einiger Eisenerze, oder durch besondre Bearbeitung des Roh- und Schmiedeeisens gewonnen. Diejenigen Eisenerze, aus welchen man Stahl durchs Schmelzen erhält, sind die besten ihrer Art und werden vorzugsweise Stahlsteine oder Stahlerze genannt. Nachdem das ausgeschmolzene Eisen durch wiederholtes Schmelzen von allen Schlacken gereinigt worden, schmiedet und reckt man es zu Stäben, welche den Rohstahl geben. Der Rohstahl wird, um ihn ferner zu veredeln, zu mehrernmalen geglüht, gestreckt, in Stücke gehauen und wieder zusammengeschweißt, welche Arbeit man das Gerben nennt. Ein auf diese Art behandelter Stahl heißt Gerbstahl oder Kernstahl. Aus dem Schmiedeeisen gewinnt man den Stahl vermittelst der Cämentirung, daher auch dieser Stahl cämentirter heißt. Man nimmt dünne Stäbe von gutem reinen Eisen, schichtet sie in den steinernen Kasten eines hiezu eingerichteten Ofens, der Cämentofen heißt, mit Kohlenstaub und Holzasche oder noch besser mit zerstoßenem Glase, und unterhält fünf bis sechs Tage lang ein starkes Feuer, welches das Schmiede-

isen während dieser Zeit in Stahl verwandelt. Dieser cämentirte Stahl, der auch Brennstahl heißt, wird sodann noch gehämmert und gestreckt. Aus dem Roheisen endlich gewinnt man den sogenannten künstlichen Stahl dadurch, daß man es schmelzt, öfters glüht, schmiedet und härtet, d. h. rothglühend schnell in kaltem Wasser ablöscht. Die Ursachen, weßwegen das Eisen einer so großen Veränderung seiner Geschmeidigkeit, Härte, Schmelzbarkeit und seines Glanzes fähig ist, sind noch nicht gehörig aufgefunden. Merkwürdig ist die Entdeckung Guyton Morveau's, daß man mittelst des Diamanten, der ein wunderbar verdichteter Kohlenstoff ist, das Schmiedeeisen in wahren Gußstahl verwandeln könne. Der Diamant liefert also das nämliche Princip wie die Kohle, weil das Product seiner Vereinigung mit dem Eisen dieselben Eigenschaften hat. — Unter den in Europa gangbaren Stahlarten behauptet der feine englische den ersten Rang. Er führt das Zeichen B. Hythmant oder Martial. Er ist gegossen, aber seine Bereitung wird geheim gehalten. Nach ihm folgt die Sorte, welche in Frankreich und der Schweiz Acier poule, aufgeschwellter Stahl, genannt wird. Er ist ein cämentirter Stahl und wird zu Newcastle in England bereitet. Nach den englischen Stahlsorten folgen die deutschen, besonders aus Steiermark und Kärnthen. Nächstdem wird der schwedische und venetianische Stahl geschätzt. Außer unserm Erdtheile gibt es in Asien einen Stahl, der von langen Zeiten her sehr berühmt ist, den damascener Stahl, aus dem die kostbaren Säbelklingen gearbeitet werden, welche die ungeheuerste Härte mit einer unglaublichen Geschmeidigkeit verbinden. Man bezahlt dergleichen Klingen auf dem Platze mit 700 bis 8000 Thalern. Die eigentliche Bereitung scheint noch nicht bekannt zu seyn. Auch in Ostindien hat man eine Sorte Stahl, dort Wutz genannt, welche die höchste Härte und Feinheit verbindet, so daß daraus gearbeitete Messer gewöhnlichen Stahl und Glas angreifen, ohne selbst zu leiden. — Uebrigens ist es bekannt, daß man den Stahl wieder in Eisen verwandeln kann, wenn man ihn wiederholt erhitzt und in der Luft abkühlen läßt.

Stahlmittel, Martialia, werden die Heilmittel genannt, in denen das Eisen den eigenthümlichen und besonders wirksamen Bestandtheil ausmacht. Es scheinen aber diese Mittel besonders auf die Erhöhung der Reproduction in den irritablen Organen und auf die Erhöhung der Irritabilität in den reproductiven Organen einzuwirken; unter diesem Ausdruck scheinen sich die verschiedenen einzelnen Wirkungen dieser Mittel zu vereinigen, die in Vermehrung des Tonus der Fiber, Beschränkung der Secretionen, Vermehrung des Cruors in dem Blute, Bekräftigung des ganzen Organismus bestehen. Hieraus geht hervor, in welchen Krankheitszuständen das Eisen indicirt sey, in solchen nämlich, die sich durch darniederliegende Reproduction und Irritabilität auszeichnen, und es zeigt die Erfahrung, daß das Eisen bei chronischer Verdauungsschwäche, blassem und schwammigem Habitus, bei Schlaffheit der Muskeln, bei Kurzathmigkeit, die von Atonie herrührt, bei langsamem und schwachem Pulse, bei großer Menge wässeriger Flüssigkeiten, sie mögen ausgesondert werden, oder sich im Zellgewebe anhäufen, besonders nützlich sey. Unter den einzelnen Krankheiten wird es am häufigsten und mit dem größten Nutzen in der Bleichsucht und in weißem Flusse und andern Schleimflüssen bei Frauen, in der Rhachitis, den Skropheln, in der Atrophie der Kinder, in Wassersuchten, anomaler Gicht und Rheumatismus, in chronischen Hautausschlägen angewendet. — Der große Nutzen, den man von dem Eisen als Heilmittel erwartet, ist die Veranlassung gewesen, es in verschiedenen For-

men und Präparaten anzuwenden; die gewöhnlichsten unter ihnen sind folgende: 1. das regulinische gepulvert ferrum limatum s. limatura martis; 2. ferrum oxydulatum fuscum, s. Aethiops martialis; 3. ferrum oxydatum fuscum, von den Alten crocus martis operitiocus, oder auch adstringens oder cachecticus, Zwelferi oder Colcothar vitrioli genannt, ist jetzt entbehrlich; 4. ferrum sulfuricum s. vitriolum martis; 5. ferrum muriaticum, aus welchem die tinct. ferri muriatici und die tinct. nervina Bestuscheffii besteht; 6. ammonium muriaticum -niarticetum s. flores salis ammoniaci martiales; 7. ferrum tartarisatum s. tartarus chalybeatus s. tartarum ferri, aus welchem auch die Globuli martiales, Stahlkugeln, bestehen, die zu künstlichen Stahlbädern gebraucht werden; auch die tinct. martis tartarisata besteht aus diesem Präparate; 8. ferrum aceticum, das zur Bereitung der tinct. acetatis ferri, und der tinctura ferri acetici aethera Klaprothii benutzt wird; 9. ferrum malicum s. extractum martis pomatum; 10. extractum martis cyoniatum, die beiden letztern sind auch in der tinct. martis pomata und cydoniata vorräthig; 11. der Stahlwein, vinum chalybeatum. — Endlich befindet sich das Eisen und auch in verschiedener Form und Menge und mit andern Stoffen verbunden in sehr vielen mineralischen Wassern, z. B. im Egerwasser, im Sprudel zu Carlsbad, in der Quelle zu Driburg, Wisbaden, Ronneburg, Spaa, Schwalbach, Pyrmont, Meinberg, Brückenau, Töplitz, Lauchstädt u. s. w. B. P.

Stainer (Jacob), ein geschickter Saiteninstrumentenmacher zu Absom, einem kleinen Dorfe in Tyrol, unweit Inspruck. Er lebte in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und war ein Schüler des berühmten Instrumentenmachers Amati zu Cremona. Stainer verfertigte verschiedene Arten Saiteninstrumente, vorzüglich aber Violinen, die er, wie erzählt wird, hausiren getragen, und das Stück für 6 Fl. verkauft haben soll. Seine Violinen zeichnen sich durch eine besondere Bauart und durch einen ganz vorzüglichen Ton aus; sie stehen in einem sehr hohen Werthe, und dies um so mehr, da die echten nur selten sind, indem Stainer nicht eben viele verfertigt haben soll, und manche Violine fälschlich für sein Werk ausgegeben wird. Stainer Marcus, ein Bruder des Vorhergehenden, war ebenfalls Instrumentenmacher zu Lauten in Oesterreich.

Stalaktit ist ein fraseriger Kalksinter von weißer, gelber, rother, grüner und himmelblauer Farbe, der dem Durchsintern solcher Gewässer seine Entstehung verdankt, die durch einen Ueberfluß von Kohlensäure die Kalkerde aufzulösen im Stande sind. Daher wird er vorzüglich in Höhlen und leeren Räumen der Kalkgebirge gefunden, die er überzieht, und wo er nun die sonderbarsten, abenteuerlichsten Gestalten bildet. Wo er von oben herabtröpfelnd eine tropfsteinartige Gestalt annahm, ward er schon von den Alten Stalaktit genannt; was sich aber davon unten auf dem Boden knollig und nierenförmig absetzte, nannte man Stalagmit. Oft nehmen die Ansätze so von beiden Seiten zu, daß sie endlich sich vereinigen und große Säulen darstellen, welche die imposantesten Hallen bilden und beim Anschlagen einen hellen Klang geben. Der Stalaktit findet sich vorzüglich schön in vielen Höhlen Frankreichs, Frankens, Schwedens, des Harzes und der Insel Creta. Die Künstler kennen ihn unter dem Namen Marmo alabastrino; sonst heißt er auch Tropfstein.

Stambul, Istambul, s. Constantinopel.

Stamm- und Lehngüter sind im Wesentlichen von einander unterschieden. Stammgüter (Erbgüter, Geschlechtsgüter, bona

stemmatica, bona avita) sind solche Güter, welche ein Stammvater seinen Nachkömmlingen unter der Vorschrift hinterläßt, daß sie zur Erhaltung und Vermehrung des Ansehens und Wohlstandes der Familie beständig bei derselben verbleiben sollen. Außer unbeweglichen Gütern können auch bewegliche Sachen, Juwelen, Capitale, und dergleichen ein Gegenstand solcher Verfügungen seyn. Eine Disposition dieser Art enthält a) ein Verbot jeglicher Veräußerung, wohin auch die Verpfändung gehört; b) die Bestimmung der Erbfolge; c) durchaus die Ausschließung der weiblichen Nachkommen; d) gewöhnlich und rathsam, nicht aber nothwendig ist die Verordnung der Untheilbarkeit der Güter, und die Bestimmung der Primogenitur oder des Majorats, (M. s. Majorat und Primogenitur), des Seniorats (die Succession, wo bloß das älteste Mitglied der Familie ohne Rücksicht auf Linie und Grad succedirt, oder des Minorats, wo die Succession unter mehreren Gleichnahen des nächsten Grades bloß dem an Jahren Jüngern gebührt). Stammgut ist jedes Gut, welches noch aus den alten Zeiten Deutschlands herstammt, wo wegen Ausschließung der Töchter jedes unbewegliche Gut ipso jure Familieneigenthum war. Bei der Succession in Stammgütern wird gar nicht auf die Abstammung des Successors gesehen, wenn er nur den Namen der Familie führt, und nicht durch eine Tot- oder Grundtheilung abgefunden ist, d. h. durch eine solche Theilung des Landes oder Gutes unter die Descendenten, durch welche alles künftige wechselseitige Successionsrecht unter ihnen aufgehoben ist. Bei Stammgütern succedirt nie das weibliche Geschlecht, sondern nach Abgang des Mannstammes occupirt der Fiscus das Gut als eine res vacans. Die Eigenschaft eines Stammgutes hört nie von selbst auf, daher auch der letzte des Mannstammes nicht darüber verfügen kann. Durch diese Bestimmungen unterscheidet sich das Stammgut von dem Familienfideicommiß, in welches letztere a) bloß Descendenten, b) aber nach Erlöschung des Mannsstammes auch weibliche Nachkömmlinge succediren, und welches nach Abgang des Mannstammes ipso jure die Qualität eines Familienfideicommisses verliert, so daß der letzte der Familie freie Disposition darüber erhält. Ein Familienfideicommiß kann seyn ein absolutes (Fideicommissum familiae absolutum s. perpetuum), wenn es ewig, d. h. bis zum Aussterben der Familie fortdauern soll, oder es ist ein temporäres oder beschränktes (F. fam. respectivum s. temporarium), wenn es auf eine gewisse Generation eingeschränkt ist. Im Zweifel wird für ein beständiges Familienfideicommiß vermuthet. Familienfideicommiß ist ein Gut nur dann, wenn es durch einen Vertrag oder ein Testament ausdrücklich für ein solches erklärt ist. Daher kann etwas Stammgut seyn, ohne die Eigenschaften eines Familienfideicommisses zu haben. Wenn ein Lehen Familienfideicommiß werden soll, so ist die Einwilligung des Lehnsherrn und der Lehnsvettern oder Agnaten erfoderlich. Jede Veräußerung eines Familienfideicommisses ist nichtig und das Gut wird mit der Eigenthumsklage (Rei vindicatio) zurückgefodert. Diejenigen Mitglieder der Familie, welche nicht Besitzer des Gutes sind, haben bloß das Recht, solche Verfügungen des Besitzers über das Gut zu verhüten, die zu ihrem Nachtheile gereichen. Jeder Besitzer eines Familienfideicommisses succedirt ex pacto et providentia majorum, daher findet in Ansehung dieser Güter, so wie bei Lehen a) keine Enterbung und dergleichen Statt, und b) auch nicht die Verbindlichkeit, die Schulden des Vorfahren zu bezahlen, und seine Pacta zu prästiren. Familienfideicommisse werden aufgehoben, a) wenn sie durch Vertrag festgesetzt sind,

durch Einwilligung aller Interessenten; b) wenn sie durch Testamente es wurden, so können sie gar nicht aufgehoben werden. Eben so ist es mit der Veränderung und Trennung der Familienfideicommisse. Die Mitglieder der Familie haben hinsichtlich des Familienfideicommißguts a) das Vindicationsrecht, d. h. die Befugniß, es mittelst der Eigenthumsklage von jedem dritten Besitzer zurückzufodern; b) das Interventionsrecht, d. i. die Befugniß sich in Ansehung des Familienfideicommißguts in den Rechtsstreit anderer Personen einzumischen, entweder um eigene Rechte wahrzunehmen, oder auch einem der beiden Streitenden beizustehen; c) wenn das Familienfideicommiß durch einen Vertrag gestiftet ist, und die Mitglieder der Familie zur Veräußerung des Guts ihren Consens ertheilt haben, so steht ihnen das Retractsrecht zu, welches nach den Grundsätzen von Familienretracten überhaupt zu beurtheilen ist. Wenn das Familienfideicommiß durch Testament bestimmt ist, so dürfen die Mitglieder der Familie gar in die Veräußerung nicht einwilligen; denn, wäre es auch, so ist doch ihr Consens unwirksam und nichtig. Unrichtig werden oft Familienfideicommisse Stammgüter genannt, obgleich sie im Wesentlichen eben so verschieden von ihnen sind, wie die Lehngüter (s. Lehnswesen). Dies sind nämlich solche Güter, deren Benutzungsrecht von einem Obereigenthümer oder Lehnsherrn (Dominus directus) dem Lehnsmann (Vasallus, vassus, clien, fidelis) unter der Bedingung überlassen sind, daß sie sich gegenseitig eine besondere Treue und der Lehnsmann dem Lehnsherrn gewisse Verbindlichkeiten leisten wollen. Wesentliche Erfodernisse des Lehnsguts sind also 1. die Ueberlassung des Benutzungsrechts (dominii utilis) von Seiten eines Lehnsherrn an einen Vasallen hinsichtlich eines Guts, 2. der Vorbehalt eines Obereigenthums (dominii directi) auf Seiten des Lehnsherrn, 3. die Existenz eines Lehnsmanns (vasallus) und eines Lehnherrn (dominus directus), 4. gegenseitig verheißene besondere Treue, 5. die Leistung gewisser Verbindlichkeiten von Seiten des Lehnsmannes. Vorausgesetzt wird also immer ein Lehngut, welches in Grundstücken bestehen muß. Das Benutzungsrecht des Vasallen besteht 1. in den Früchten und selbst in dem Schatze (Thesaurus) vom Lehn; 2. in dem Besitz des letztern; 3. in der Freiheit, es zu verpachten, und Jemanden ein dingliches Recht am Lehen zu bestellen; 4. wenn der Vasall weiblichen Geschlechtes ist, dem Mann das Lehen als Brautschatz zuzubringen. In diesem Fall muß aber ein Lehnsträger bestellt werden, wozu nur auf ausdrückliche Erlaubniß des Lehnsherrn der Ehemann genommen werden darf; 5. kann der Vasall auch ohne Consens des Lehnsherrn und der Lehnsfolge Jemanden ein Pfandrecht am Lehn bestellen. Auf die Bestellung eines Faustpfandrechts am Lehen aber steht der Verlust des Lehens, welcher nach dem longob. Lehnsrechte auch auf Einräumung oder Bestellung einer Hypothek erfolgt; 6. kann der Vasall auch eine Emphytheusis am Lehen ertheilen; 7. darf er Afterbelehnungen ertheilen; 8. kann er die Gestalt des Lehens ändern, und 9. auch ohne Einwilligung des Lehnsherrn und der Agnaten oder Lehnsfolger ein veräußerliches Lehen (feudum alienabile) veräußern. Indessen hat der Lehnsmann nur so lange das Recht, Andern dingliche und persönliche Rechte an dem Lehngute zu bestellen, als sein eigenes Recht an dem letzten dauert. Eine ohne Einwilligung des Lehnsherrn geschehene Veräußerung eines nicht veräußerlichen Lehnguts an Jemanden, der nicht Lehnsfolger ist, ist nichtig und zieht den Verlust des Lehens, wenn nämlich der Vasall desselben namentlich und ausdrücklich veräußert hat, und ohne das Versprechen, den Consens

des Lehnsherrn herbeizuschaffen, nach sich. Auch die Lehnsfolger können eine solche Veräußerung, wenn ihre Einwilligung dazu fehlte, anfechten. Das Obereigenthum (dominium directum, d. eminens) des Lehnsherrn besteht bloß in der Befugniß, die Ausübung der Eigenthumsrechte des Vasallen zu leiten, zu schützen, und die für das Lehngut zugesicherte besondere Treue und Dienstleistung zu empfangen. Der Lehnsherr kann sein Obereigenthum veräußern und es Jemanden zur Lehn geben. Belehnung mit dem Obereigenthum (dominio directo) ist bloß Belehnung mit den Einkünften desselben. Viele Juristen nennen dies fälschliche Afterbelehnung, aber Afterbelehnung entsteht nur durch eine wirkliche Belehnung, welche ein Vasall vornimmt. Auch kann der Lehnsherr sein Obereigenthum eigenthümlich übertragen, und sich damit zurückbelehnen lassen. Die gegenseitige verheißene besondere Treue ist ein wesentlicher Theil einer jeden Lehnsverbindung, vermöge deren der Vasall besondere Pflichten gegen die Person, Familie und das Vermögen des Lehnsherrn übernimmt: allen Nachtheil von letzterem abzuwenden, seinen Vortheil zu befördern, ihn zu schützen und zu vertheidigen. Dahingegen verheißt der Lehnsherr dem Vasallen ebenfalls Schutz und besondere Treue. Die besondere Treue des Lehnsmanns ist dinglich, d. h. jeder Besitzer der zum Lehn ertheilten Sache muß sie leisten, und gerade durch diese besondere Treue ist das Lehen von allen andern Arten des Nutzungseigenthums, z. B. dem Meierrecht, der Emphytheuse ꝛc. unterschieden. Die besondere Treue des Vasallen besteht darin: a) den Lehnsherrn keiner Verbrechen (mit Ausschluß des Hochverraths und des Majestätsverbrechens) anzuklagen, oder zu denunciren; b) sich gegen denselben keiner ehrenrührigen (famosa) Klage oder Einrede zu bedienen; c) nicht das Juramentum calumniae oder den Eid für Gefährde von dem Lehnsherrn zu fodern; d) weder in Civil- noch in peinlichen Sachen (mit Ausschluß des Hochverraths- und Majestätsverbrechens; so wie der Lehnssachen) gegen den Lehnsherrn zu zeugen; e) dem Lehnsherrn Ehrenbezeugungen zu erweisen. Die Vernachlässigung der vier ersten Verbindlichkeiten bewirkt den Verlust des Lehens. Die besondere Treue des Lehnsherrn besteht 1. in der Verpflichtung, den Vasallen auf keine Weise zu verletzen; 2. in der Pflicht, ihn im ungekränkten Besitze seiner Rechte zu schützen. Die Lehnsdienste sind diejenigen Verbindlichkeiten, welche der Vasall als solcher dem Lehnsherrn leisten muß. Sie sind entweder a) kriegerische, (militaria) oder b) nichtkriegerische (non militaria, pagana), (m. s. Lehnswesen). Zu Kriegsdiensten darf der Lehnsherr heutiges Tages den Vasallen nicht mehr für sich, sondern für den Inhaber der Kriegsgewalt, den Landesherrn, auffodern, wofern er nicht selbst das Recht, Krieg zu führen, hat. Wenn die Lehnsdienste nicht schon durch Vertrag oder Herkommen bestimmt sind, so hat der Lehnsherr das Recht, die Lehnsdienste zu indiciren (anzukündigen) und ihre Größe zu bestimmen. Die Lehnsdienste müssen, wenn das Obereigenthum streitig oder unter mehrere getheilt ist, dem geleistet werden, der sich im Besitz befindet. Ist Keiner im Besitz, dann ruhen die Dienste ganz. Die Zeit der Kriegsdienste hängt vom Lehnsherrn ab. Dieser muß auch während der Zeit der Expedition den Vasallen und sein Vieh unterhalten, braucht aber keinen Schaden zu vergüten. Nur diejenigen Personen können ein Lehen erwerben, welche a) ein Nutzungseigenthum erwerben, b) Lehnsdienste leisten können. Aus dem letztern Grunde sind Frauenzimmer (mit Ausschluß von Weiberlehnen) mit einem Körper- oder Geistesfehler behaf-

tete, Ehelose, moralische Personen, alle, weil sie keine Kriegsdienste leisten können, — auch Geistliche, quia ecclesia non sitit sanguinem, und weil sie sich bloß mit der Religion beschäftigen sollen, zur Erwerbung eines Lehens eigentlich unfähig. Jedoch dispensirt der Lehnsherr wegen dieser Gebrechen sehr leicht gegen Entrichtung gewisser Gebühren. Ist aber adlige Geburt zur Lehnserwerbung erfoderlich, so kann nicht der Lehnsherr, wofern er nicht Landesherr ist, sondern es muß der letztere dispensiren. Die zum Erwerbe eines Lehens unfähigen Personen müssen einen Lehnsträger stellen, dies ist ein solcher, welcher statt des unfähigen Vasallen die von demselben zu leistenden Lehnsdienste verrichtet. Der Lehnsträger muß eine zur Erwerbung des Lehens fähige Person seyn, eine Handlung des Lehnsträgers aber, welche von Vasallen begangen, den Verlust des Lehens nach sich ziehen würde, schadet dem Lehnmann nicht. Das Lehen kann, wenn der Vasall weiblichen Geschlechts ist, auch dem Gatten als Brautschatz zugebracht werden, doch muß man einen Lehnsträger in diesem Falle bestellen, welches nur auf ausdrückliche landesherrliche Erlaubniß der Ehemann seyn darf. Die Lehen werden eingetheilt 1. in Hauptlehen (feudum principale), bei dem nur Ein Lehnherr und Ein Vasall sind; 2. Afterlehen, wo der Vasall das Lehen wieder einem Andern zur Lehen ertheilt, dadurch wird er zugleich Lehnsherr (dominus feudi, dominus directus) und bleibt auch Vasall. Ferner 1. Privatlehen, wo der Lehnsherr bloß Privatperson ist; 2. öffentliches, welches der Staat Jemanden ertheilt. Dies war in Deutschland ehemals a) Reichslehen, dessen Obereigenthum dem deutschen Reiche zustand, und b) Landeslehen, welches von einem Landesherrn ertheilt ward. Geistliches oder Krummstabslehen, wenn eine geistliche, weltliches Lehen, wenn eine weltliche Sache zur Lehen gegeben war. Gegebenes Lehen (faudum datum) ist vorhanden, wenn Jemand seine Sache einem Andern zur Lehen gibt; aufgetragenes Lehen (feudum oblatum) aber, wenn der Vasall seine eigenthümliche Sache dem Lehnsherrn unter der Bedingung zum Eigenthum gibt, daß er ihn, den Geber, damit belehnen soll. Dies that zu den Zeiten des Faustrechts mancher, der zu seiner Vertheidigung zu schwach war, um sich den Schutz des stärkern Lehnsherrn zu sichern. Eigentliches Lehen (feudum proprium), wo alle in der obigen Erklärung bemerkten wesentlichen Lehnserfodernisse vorhanden sind; uneigentliches (inproprium), wo das nicht ist. Männerlehen (f. masculinum), welches allein von Mannspersonen besessen werden kann. Weiberlehen (f. foemininum), welches auch Weibspersonen besitzen können. Erblehen, worin nach der Lehnssuccession, Nichterblehen (f. non hereditarium), wo nach der Allodialerbfolge succedirt wird. Soldatisches (f. militare), wovon Kriegsdienste, nichtsoldatisches, wovon andere Dienste geleistet werden. Adeliges, welches bloß Adelige, nichtadeliges, welches auch Bürgerliche besitzen können. Letzteres wird wieder eingetheilt a) in Bürgerlehen (feuda urbana), zu deren Besitz das Bürgerrecht erfodert wird, b) Bauern=, Schöppen= oder Scholzenlehne (feuda sculteticia), welches Bauern bestimmt ist. Altes Lehen (Stammlehn, feudum antiquum, feudum ex pacto et providentia majorum) welches vom Großvater (oder einem frühern Vorfahren) des gegenwärtigen Besitzers erworben, und auf ihn durch die Lehnssuccession gekommen ist, oder welches des gegenwärtigen Besitzers Vater erwarb, da der jetzige Besitzer schon Kinder hatte. Feudum novum jure antiquo concessum, ein Lehn bei dessen Verleihung der Lehnsherr festgesetzt hat, daß es wie

ein altes besessen werden solle, d. h. daß der erste Erwerber seinen Nachkommen die Succession nicht soll entziehen dürfen. Neues Leben, welches der jetzige Besitzer erst, oder dessen Vater, ehe jener noch Kinder hatte, erst erworben hat. Persönliches Lehen, welches nur auf eine bestimmte Zeit, z. B. bis zum Tode des Vasallen, Jemanden ertheilt ist. Beständiges, welches auch auf die lehnsfähigen Erben des Vasallen übergeht. Bedingtes Lehen, bei dem andere Dienste, als Kriegsdienste oder deren Surrogat, und unbedingtes, bei dem Kriegsdienste oder deren Surrogat ausgemacht sind. Vermuthet wird für das letztere. Die Erbfolge in den Lehngütern, wofern es nicht neue Lehne (s. oben) sind, geschieht, ex pacto et providentia majorum, und daher kann auch von Enterbung rc. hier nicht die Rede seyn. Im Lehen können nur die Descendenten des ersten Besitzers succediren, und von diesen derjenige, welcher dem ersten Besitzer dem Grade nach der Nächste, oder welcher ein Abkömmling des letzten Besitzers ist, z. B. der Sohn des letzten Besitzers geht dem Sohn des ersten Besitzers vor. Ascendenten und Collateralen, d. h. Aeltern und Seitenverwandte succediren dem ersten Besitzer nur dann, wenn der erste Erwerber mit dem Lehnsherrn deßhalb paciscirt hat. Adoptiv- und uneheliche Kinder, auch Kinder aus der Ehe zur linken Hand, selbst wenn sie legitimirt worden, succediren nicht. Doch haben die durch nachfolgende Ehe legitimirten, und die durch Urtel und Recht für ehelich geboren erklärten Brautkinder Successionsrechte. Frauenzimmer und alle Cognaten sind, wenn es kein Weiberlehen ist, von der Erbfolge ausgeschlossen; Geistliche, Gebrechliche, oder auch mit Mängeln der Seele Behaftete haben kein Successionsrecht. Heutiges Tages haben solches jedoch a) protestantische Geistliche, wenn keine eigentlichen (kriegerischen) Lehnsdienste zu leisten sind, b) alle Gebrechliche, c) alle catholischen Geistlichen in solchen Lehen, welche mit Bisthümern und Erzbisthümern verbunden sind. Wenn das Lehen nicht ein Erblehen (f. hereditarium) ist, so wird die Erbfolge in drei Classen getheilt, und zwar 1. alle lehnsfähigen Descendenten des letzten Besitzers bis ins Unendliche (usque in infinitum); 2. die nähern Agnaten, d. h. vollbürtige und Halbbrüder des letzten Besitzers; 3. die entferntern Agnaten, also auch Vaterbrüder, wenn der letzte Besitzer nicht erster Erwerber war. Eine dieser Classen schließt die andere aus, und von jeder succedirt der, welcher dem letzten Besitzer der nächste war. Sind keine Descendenten vorhanden, so succediren nach der deutschen Gesammtbelehnung die Mitbelehnten mit gleichem Rechte. Fehlt es an solchen, so kommen die Eventualbelehnten, nach der Erstigkeit ihrer Eventualbelehnung. Jeder Lehnsfolger kann die Lehn- oder Allodialerbschaft ausschlagen; nur der Sohn muß entweder beide antreten oder beide ausschlagen. Nach dem Gerichtsgebrauche kann indessen der Sohn das Lehen ausschließlich erwerben, a) wenn er beides ausschlägt, und vom Lehnsherrn aufs neue belehnt wird; b) wenn der Vater ihn in Ansehung des Allodiums enterbt hat.

N. P.

Stamm. Dieses Wort hat verschiedene Bedeutungen. 1. In naturhistorischer Rücksicht: derjenige Theil eines Gewächses, welcher zunächst aus der Wurzel entsprossen, und von dem alle übrigen Theile abhängig sind. 2. In bildlicher Rücksicht wird das Wort Stamm (Stipes) sowohl von Personen als von Sachen gebraucht, und da bedeutet a) Stamm eines Regiments rc. diejenigen Krieger, welche bei Errichtung oder Erneuerung eines Regiments rc. zuerst in dasselbe aufgenommen wurden, oder überhaupt dem Dienste nach die ältesten sind.

b) Stammadel (Geburtsadel, Nobilitas gentilitia), ein solcher Adel, welcher sich auf Geburt oder Zeugung (d. h. auf Abstammung) gründet. c) Stammleiter (Hauptleiter in der Musik) die Tonleiter von C zu C, nach welcher alle übrigen Tonleitern desselben gebildet werden. d) Stamm, in genealogischer Rücksicht, entweder diejenige Person, von welcher die andere durch Zeugung abhängig ist, oder auch der Inbegriff derjenigen Personen, die durch Zeugung von einer andern herkommen, e) z. B. Volksstamm; doch wird hier nicht eine gemeinschaftliche Abstammung von einer physischen Person, sondern nur Abstammung von einer Völkerschaft erfodert, deren Einzelwesen sich in eine moralische Person vereinigt hatten. f) Gemeinschaftlicher Stamm heißt eine physische oder moralische Person (Corporation) in Hinsicht auf mehrere von ihr durch Zeugung Abhängige. g) Hauptstamm oder Capital (Sors) in Rücksicht auf Geldsachen, heißt im Allgemeinen der Inbegriff verzehrbarer Sachen, für deren Gebrauch Zinsen entrichtet werden; im engern Verstande versteht man darunter eine Summe Geld, deren Gebrauch Jemanden gegen Zinsenzahlung überlassen ist. Obgleich es Jedem nach dem Naturrecht erlaubt seyn muß, für den Gebrauch seiner Sachen eine so hohe Vergeltung zu fodern, als ihm beliebt, so wurde doch der Zinsenwucher von jeher durch positive Gesetze beschränkt. Die Juden waren, so viel uns bekannt ist, das erste Volk, bei dem eine solche Einschränkung durch das mosaische Gesetz gemacht wurde, und des öffentlichen Wohls wegen nothwendig war, da sie ihre Gelder nur gegen hohe Zinsen ausliehen, so daß der des Darlehns bedürftige Schuldner damit nicht den Betrag der Zinsen erwerben konnte. Bei den Römern durften von einem Darlehn keine Zinsen gefodert werden, wenn nicht ein besonderer Verzinsungscontract (contractus foenoris) hinzu kam. Aus Mißverstand des mosaischen Gesetzes verbot das canonische Recht die Zinsen ganz. Durch deutsche Reichsgesetze (Reichsabschied von 1654) sind in der Regel nur fünf vom Hundert aufs Jahr zu nehmen erlaubt. In Schlesien und einigen andern Ländern sind sechs pro Cent verstattet. Höhere Zinsen, als die gesetzlich erlaubten, darf man indessen von einem Capital nehmen, wenn dasselbe auf Gefahr des Gläubigers geborgt wird, so daß, wenn die Schiffe, Waaren oder Sachen, zu deren Ausbesserung, Ankauf oder Fortschaffung das Darlehn geschehen ist, an ihrem Bestimmungsort entweder gar nicht, oder nicht glücklich aukommen, der Gläubiger auch das Capital nicht wieder bekommen soll. Ein solches Capital heißt pecunia trajectitia, und das ganze Geschäft wird foenus nauticum (See- oder Schifffahrtszinsencontract) genannt, auch wenn der Transport zu Lande geschieht. Die aus diesem Contract entspringende und nach ihm benannte Klage verjährt erst in 30 Jahren. Das übrige sehe man unter Zinsen, Anatocismus, Assecuranz und Bodmerei. N. P.

Standarte ist bei der Cavallerie das, was die Fahne bei der Infanterie ist, der Sammelpunkt der Truppenmassen bei und nach dem Gefecht. Es ist ein besonderes Ehrenzeichen, das den Truppen ertheilt wird, und gewöhnlich mit der Namenchiffer des Landesherrn und dem Nationalwappen versehen ist. Gemeiniglich muß die angehende neue Mannschaft bei der Standarte schwören, selbige niemals zu verlassen. Nur die Husaren führen keine Standarten, wahrscheinlich weil sie mehr zum zerstreuten Gefecht, als in Masse zu agiren bestimmt sind, und sie mithin nicht füglich würden vertheidigen können. P. S.

Stände. Unter Stand in politischer Rücksicht versteht man einen Inbegriff von Personen, denen vermöge ihrer Geburt, oder durch

landesherrliche Verleihung oder durch geistliche Ordination gewisse besondere Rechte und Verbindlichkeiten einerlei Art zukommen, von denen andere Staatsbürger durch ihre Geburt und ihre Nichtordination ausgeschlossen sind. In den meisten europäischen Staaten gibt es jetzt vier solcher Stände, nämlich den Adelstand, die Geistlichkeit, den Bauernstand und den Bürgerstand. Als die Menschen aufhörten, ein Nomadenleben zu führen, als sie anfingen, sich an bestimmten Wohnörtern niederzulassen, und den Acker zu bauen, da bildete sich der Bauernstand, aus dem durch Entstehung der Städte späterhin der Bürgerstand hervorging. Große Naturerscheinungen, Sonnen- und Mondfinsternisse, Erdbeben u. s. w. führten, auch wo es keine positive Offenbarung gab, oder wo diese bereits vergessen war, auf die Idee eines höchsten Urhebers dieser Erscheinungen und des Weltsystems selbst. Kluge und verschlagene Menschen benützten diese Idee und die kindische Furcht der Einfältigen vor dem Zorn der höhern Wesen zu ihrem Vortheil. Sie stellten sich deßhalb als Mittelspersonen zwischen die irdische und überirdische Welt, rühmten sich einer besondern Bekanntschaft mit Gott, oder mit den Göttern, und gewannen durch mancherlei Künste das Vertrauen der Schwachen. Diese nahmen willig die Verordnungen jener Mittelspersonen (Priester) als Göttersprüche an, und so bildete sich nach und nach fast überall der Stand der Geistlichkeit, der es sich zum Geschäft machte, die religiösen und sittlichen Vorstellungen der Völker zu leiten. Das große Ansehen, in welches dieser Stand sich besonders bei dem gemeinen Haufen zu setzen wußte, verschaffte ihm in mehreren Ländern der Urwelt das Grundeigenthum und das ausschließliche Recht auf die Regentenwürde, z. B. in Aethiopien, Aegypten rc., und in andern Ländern einen großen Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte, z. B. in Judäa, Griechenland, Rom rc., denn der Priesterstand mußte durch seine Gebete, seine Opfer, seine Feste und seinen Segen das Gedeihen der öffentlichen Staatsangelegenheiten zu bewirken suchen, oder auch durch seine Orakelsprüche, seine Traumauslegungen, seine Prophezeiungen bestimmen, ob das, was man zu thun beschließen wollte, ein glückliches oder unglückliches Ende nehmen würde. So wie die Vorstellungen der Menschen von höhern, über ihrer Sphäre liegenden Dingen heller oder dunkler waren und wurden, so wechselte auch chamäleontisch die äußere Gestaltung der Geistlichkeit, und die Größe ihres Ansehens und ihrer Macht. Der Priesterstand ist beinahe so alt als die Welt, wenigstens so alt als der Glaube an ein höheres Wesen, für dessen Boten, Versöhner, Dolmetscher und Stellvertreter die Geistlichen der ungebildeten Nationen von jeher sich ausgaben. Auch Erbadel kannte die Urwelt schon. Wilde Räuber- und Jägerhorden bemächtigten sich häufig wehrloser Städte oder ganzer Länder. Die Anführer dieser Horden räumten ihren Kriegern große erbliche Vorzüge vor den unterjochten Volks- und Familienstämmen ein, theils um jene Horden noch mehr an sich zu fesseln, theils um auch ihren Nachkommen den erblichen Besitz der überwundenen Länder zu sichern. So wurde der siegende Volksstamm häufig und oft ausschließlich zur kriegerischen Volkscaste, zum Stützpunkt der usurpirten Staatsgewalt, und zum Mittelpunkte, aus welchem im Erlöschungsfall ein neues Staatsoberhaupt gewählt werden sollte, mit großen Bevorrechtigungen erhoben. Glück und Ansehen einer solchen militärischen Volkscaste hing mit dem Heil des Usurpators und seines Geschlechts zu genau zusammen, als daß sie nicht gegenseitig sich hätten schützen und begünstigen müssen, und dies geschah auf Kosten der Unterjochten, von denen am wenigsten

Widerstand zu erwarten war, nämlich auf Kosten des friedlichen Bürger- und Bauernstandes. Indessen gab es doch auch schon in der Urwelt einen Erbadel bessern Ursprungs, der seine erblichen Vorzüge der Erkenntlichkeit seiner Mitbürger für die von ihm und seinen Ahnen erworbenen Verdienste zu verdanken hatte. In dem Glauben, daß der Sohn auch die Tugenden und Fähigkeiten des Vaters erbe, bildete sich in Griechenland und Rom ein solcher erblicher Verdienstadel, der zum Theil mit ausschließlichen Ansprüchen auf die höchsten Staatsämter verbunden war. (M. s. Adel, Attica, Patricier, Rom, Stadtadel). Höher, als jetzt, wurde jedoch immer bei den meisten ältern Völkern (z. B. den Chaldäern, Phöniciern, Aegyptern, Sinesen und Griechen) der Bauernstand oder der Stand der practischen, das platte Land bewohnenden Ackerbauer geachtet. Dieser Stand genoß häufig mit dem Bürgerstande, oder denjenigen Städtebewohnern, die weder zu den adeligen, noch geistlichen Casten gehörten, gleicher Rechte. Die ländlichen Ackerbauer waren keiner Leibeigenschaft unterworfen; auch kannte man keine Frohn- und Hofdienste. In vielen, besonders in den republikanischen Staaten hatte der Bürgerstand den größten Antheil an der Staatsgewalt, welcher ihm jedoch, so wie diese Regierungsverfassungen monarchisch wurden, nach und nach genommen ward. Mit den durch das Christenthum und die Völkerwanderungen späterhin über Europa ausgehenden Veränderungen gestalteten sich die rechtlichen Verhältnisse der Stände ganz anders. Bei den alten Germanen gab es bis zur Einführung des Lehnswesens vier Volksclassen: 1. Edle (nobiles), in spätern Zeiten der hohe Adel. Aus ihrer Mitte wurden die Könige gewählt, und zu ihnen gehörten die Nachkommen der Fürsten und Stammhäupter. 2. Freie (oder Gemeine, ingenui, späterhin der niedere Adel); sie waren von der ersten Classe ganz unabhängig, und hatten Sitz und Stimme bei den Volksversammlungen. 3. Freigelassene (liberti), die für ihre Schutzherren das Feld baueten, oder ein Gewerbe trieben, und deren Urenkel erst die Rechte der Freien erlangten. 4. Leibeigene (servi, glebae adscripti) waren entweder Kriegsgefangene, oder unterjochte Bewohner des platten Landes, oder mitgebrachte Knechte, die zwar ein gewisses Eigenthum zur eignen Bewirthschaftung erhielten, aber Abgaben und Dienste davon an ihren Herrn zu entrichten und zu leisten hatten. Die Leibeigenschaft war eine Folge der Unterjochung und Besiegung, und hing mit der Abneigung der Sieger gegen den Ackerbau zusammen. Sie war der Grund des sklavischen Verhältnisses des deutschen Bauernstandes, welches bis in die neuesten Zeiten fortdauerte, so daß dieser Stand nie an der Reichsstandschaft, und in höchst seltenen Fällen nur an der Landstandschaft Antheil nahm. Auf die Städtebewohner ward übrigens die Leibeigenschaft nie ausgedehnt. Durch die Einführung des Lehnswesens (s. die Artikel: Burggrafen, Fürsten, Grafen, Herzoge, Kaiser, König, Lehnswesen, auch Deutschland, Reich, deutsches, und Landfriede) wurde der alte, freie (d. h. von den Königen unabhängige) Adel verdrängt, und der Lehnsadel (eigentlich der Adel des Fürstendienstes und der militärischen Knechtschaft) schwang sich empor, und machte, eben so wie die Bischöfe, die ihm zum Theil nur auf Lebenszeit verliehenen Besitzungen zu erblichen und unabhängigen Staaten. Um das lockere Band zwischen ihnen und ihren großen Vasallen nicht ganz von den letztern zerreißen zu lassen, erkannten die Kaiser sie und die höheren Geistlichen als Reichsstände an, und diese Reichsstände führten, nach dem ihnen gegebenen Vorbilde, in ihren Ländern die Landstände ein. Der Grund-

masse des Volks, dem Bauernstande, war jedoch hiermit wenig geholfen, indem die Landstände bloß aus den mittelbaren Edelleuten und Prälaten bestanden. Viele Städte erhielten sich lange frei in ihrer Unmittelbarkeit (m. s. Städte), allein nach und nach wurden auch sie theils durch List, theils durch Gewalt der mächtigen Reichsstände vermittelbart, und nun erhielten sie, so wie die übrigen Vasallen der Reichsstände Sitz und Stimme auf den Landtagen; wie dies auch die unmittelbar gebliebenen Reichsstädte ehemals auf den Reichstagen hatten. Durch die Auflösung der deutschen Reichsverfassung fielen die Reichsstände gleichfalls hinweg, und die souverainen Fürsten des Rheinbundes hoben zum Theil die landständischen Verfassungen in ihren Ländern auf, z. B. Würtemberg, oder führten statt derselben eine aus bestimmten Classen der Stände gewählte Nationalrepräsentation ein, wie Bayern, oder sie beschränkten auch die Befugnisse der bisherigen Landstände, wie Meklenburg-Schwerin. Von einigen andern Rheinbundesfürsten wurde hierin nichts verändert. Durch die deutsche Bundesacte ist allen deutschen Bundesstaaten eine landständische Verfassung verheißen und wirklich in mehreren Ländern schon eingeführt. Hoffentlich wird der seit beinahe 2000 Jahren so sehr zurückgesetzte und bedrückte Bauernstand, von dem der Bürgerstand, und mit diesem alle höhere Geistescultur ausging, auch in diesen ständischen Versammlungen, so wie in Schweden, Sitz und Stimme erhalten, und es ihm vergönnt werden, seine Befugnisse selbst wahrzunehmen. Man behaupte immerhin, daß der Bauernstand noch nicht auf der gehörigen Stufe geistiger Cultur stehe, so ist er doch unstreitig fähiger als ein anderer zu beurtheilen, was für ihn ersprießlich und schädlich ist. Durch die Theilnahme an den öffentlichen Staatsverhandlungen wird der Bauernstand einen höhern Grad von sittlicher und geistiger Ausbildung erhalten, und die Repräsentanten dieses Standes werden die in ihren Geschäftskreisen erlangte Cultur nach Hause bringen und ihren Familien und Umgebungen mittheilen. Auf diese Weise nur kann die Menschheit dem hohen Ziele der Vervollkommnung in allen Ständen mit verhältnißmäßig gleichem Schritte entgegenrücken, und nur hiedurch kann das Wohl der Völker und die Sicherheit der Thronen befestigt werden. Durch die Ausschließung eines Standes von der Theilnahme an den wichtigsten ihn betreffenden Verhandlungen wird Groll und Erbitterung erzeugt, und die Einigkeit der Nation untergraben. In Hinsicht der durch die deutsche Bundesacte zugesicherten landständischen Verfassungen dürfen wir überhaupt uns den größten Segen für unser Vaterland versprechen, da der Willkür, der Vergrößerungssucht und so vielen andern Uebeln heilsame Gränzen gesetzt, die verschiedenen Stände einander näher, und ihre Interessen mehr in Verbindung gebracht werden. Zu wünschen ist es gar sehr, daß alle innern und äußern Verhältnisse der Staaten, ihre Verwaltung und ihre Gesetzgebung zu Gegenständen der landständischen Verhandlungen, so weit dies irgend thunlich ist, gemacht werden mögen; und mit Gewißheit darf man erwarten, daß Deutschlands edle Fürsten ihren Völkern nicht den Namen für die Sache, nicht die Schale für den Kern reichen wollen. Dazu hat Deutschland zu viel gelitten und geblutet. Wird man aber den Völkern eine freie, dem Geiste der Zeit angemessene landständische Verfassung geben, die ihnen das unveräußerliche Recht jedes Menschen und jedes Volkes sichert, nie als Sache gebraucht werden zu sollen, so wird jeder Deutsche sein Vaterland doppelt lieben, und gern, wenn es seyn muß, noch einmal bluten. Bei Bestimmung der Menge der Repräsentanten eines Standes würde man

nicht auf die größern erblichen, oder durch die Staatsverfassung bestimmten persönlichen Vorzüge des Standes sehen dürfen, indem dieser ja schon gerade wegen solcher Vorzüge weniger Ansprüche auf eine Mehrheit der Stimmen, als ein anderer minder bevorzügter Stand hat. Demnach muß sich die Zahl der landständischen Repräsentanten richten: 1. nach der Menge der zu einem Stande gehörigen Individuen; 2. nach der Gemeinnützlichkeit des mit dem Stande verbundenen Gewerbes; 3. nach dem Ertrage des letztern; 4. erst nach dem Werth und Ertrage des Grundvermögens eines Standes. Da aber die größere oder geringere Nützlichkeit eines Gewerbes manchen Zweifeln und Verschiedenheiten in der öffentlichen Meinung unterworfen seyn kann, so dürfte immer der sub 1. angeführte Maßstab der einzig rathsame seyn. Nur Personen, welche ein so beträchtliches Vermögen, oder ein so einträgliches Gewerbe hätten, daß sie nicht dem Verdachte der Bestechung ausgesetzt seyn könnten, müßten zu Repräsentanten gewählt werden, und dies würde auch dem Mindervermögenden nicht kränkend, sondern ein Antrieb seyn müssen, sich ein gleiches Vermögen, und damit zugleich die Wahlfähigkeit zu erwerben. Auch müßte das Recht der Landstandschaft eben so wenig von dem Besitze eines Grundstücks, als von der Geburt abhängen, da mit beiden nicht die Fähigkeit verbunden ist, für andre zu denken und zu sprechen. Dem geistlichen Stande müßte um so weniger die Theilnahme an der Landstandschaft versagt werden, da er die heilsamsten Rathschläge zur Veredlung des Menschengeschlechts, zu Verbesserung öffentlicher Schul- und Erziehungsanstalten u. s. w. geben kann. In Oesterreich, Mähren und Böhmen genoß die Geistlichkeit reichs- und landständischer Rechte, und in Ungern macht sie den ersten Reichsstand aus; auf sie folgen dort die Magnaten, sodann die Edelleute (nicht bloß die Güterbesitzer, Nobiles possessionati, sondern auch die bloß titulirten, Nobiles armatistae), darauf die königlichen Freistädte, deren jede nicht mehr als einen Edelmann vorstellt. Der übrige Bürgerstand und die Bauern nehmen gar keinen Antheil an den reichsständischen Verhandlungen. (M. s. hier noch Reich, deutsches, und Rheinbund, auch Ungern.) In Großbritannien herrscht freilich, so wie in Deutschland, eine Erblichkeit der Standesvorzüge bei dem Adel, die aber doch in mancher Hinsicht beschränkt ist. (M. s. Großbritannien.) Die jüngsten Söhne der vornehmsten englischen Adelsclasse, der Herzoge selbst, werden häufig wieder zu den bürgerlichen, oder doch zum niedern Adel gerechnet, und daher kann bei den Britten nie eine so scharfe Trennung der Stände Statt finden als bei andern Völkern, wo der Adel durch die Geburt auf alle Kinder beiderlei Geschlechts vererbt wird. Hiezu kommt noch der verhältnißmäßige gleiche Antheil, welchen auch der Bürger- und Bauernstand, so wie die Geistlichkeit, an der Staatsverwaltung nehmen, und das Interesse jedes dieser Stände, die bestehende Verfassung aufrecht zu erhalten, um den Unterschied der Stände weniger fühlbar, und für die minder Bevorzügten weniger drückend zu machen. Nur streitet das erbliche Recht der Volksrepräsentation, welches der hohe Adel durch die Geburt erwirbt, mit dem Geiste der Zeit und — mit der Vernunft selbst. Mögen Vorrechte in Hinsicht auf äußere Ehre, mögen Geld und Güter vom Vater auf den Sohn vererbt werden können, deßhalb sind Tugenden und Fähigkeiten der Väter kein nothwendiges Erbtheil der Söhne, und jede Staatsverfassung ist tadelhaft, die das Recht zu Aemtern und zur Volksvertretung von dem geschickten und rechtlichen Vater auf den ungeschickten unrechtlichen Sohn fortpflanzen läßt. — Durch die Staats-

umwälzungen in Frankreich wurden zwei der mächtigsten und bevorzugtesten Stände anfangs ganz aufgehoben und vernichtet: der Adel und die Geistlichkeit; nur der Bürgerstand (Tiers état) und der Bauernstand blieben, als die eigentliche wesentliche Grundmasse des Volks, übrig. Allein die gänzliche Vernichtung nicht bloß des politischen Einflusses, sondern der Existenz der Geistlichkeit selbst hatte jene Irreligiosität und Sittenlosigkeit zur Folge, die nachmals die Mitursache so zahlloser Gräuel ward, von denen jene jedes menschliche Gemüth anfangs erfreuende Revolution begleitet war. Der Glaube an ein höheres Wesen, das Erbtheil vieler Jahrtausende, und die Hoffnung eines ewigen Lebens sind dem menschlichen Herzen zu nöthig und ihm zu tief eingegraben, als daß man der Religion hätte entbehren können. Sie kehrte mit ihren Dienern zurück. Die letztern, welche übrigens vorher den ersten Stand in Frankreich bildeten, verloren jedoch durch das Concordat vom 15ten Juli 1801 ihren politischen Einfluß, und mußten, sonst von dem römischen Bischofe abhängig, sich dem französischen Staatsoberhaupte unterwerfen. (M. s. Pius VII. und Napoleon.) Auch ein Adel entstand wieder. Die Ehrenlegion war die Grundlage zu dem neuen Verdienstadel. (M. s. Ehrenlegion.) Mit diesem Institut waren bereits einige erbliche Vorzüge verbunden. Auf solche Weise suchte Bonaparte den Unwillen des Volks gegen den Adel allmählig zu ersticken, um durch die Einführung eines neuen, von ihm allein abhängigen Adels seiner Regierung Glanz und Festigkeit zu geben. Auch in Italien ward durch den Orden der eisernen Krone der Grund zu einem neuen Adel gelegt, und nachdem Bonaparte mehrere seiner Familienglieder und Vertrauten mit königlichen und fürstlichen Würden bekleidet hatte, gründete er (31sten März 1806) neue Lehen und Titel mit reichlichen Einkünften, um „große Dienste zu belohnen, oder eine nützliche Nacheiferung zu erwecken, oder den Glanz des Thrones zu erhöhen.“ So ward die ursprüngliche Form des alten erblichen Lehnsadels, um dessen Vernichtung Jahre lang Ströme von Blut geflossen waren, hergestellt. Die Sache selbst kehrte, nur modificirt und in andern Individuen, wieder zurück. (M. s. hier Adel.) Merkwürdig ist es übrigens, daß Bonaparte sich in seinen deßhalb erlassenen Decreten niemals des Ausdrucks Adel (noblesse) bediente. Er beurtheilte sehr richtig sein Volk, das mehr auf den Namen als auf die Sache sieht. Als Ludwig XVIII. endlich in Paris wieder seinen Einzug hielt, kehrte mit ihm das vor einem Vierteljahrhundert entflohene Heer des alten Adels, dem sein Vaterland eine fremde Welt geworden war, zurück, um durch große, alle neuern Verhältnisse erschütternde Ansprüche das Mißtrauen der besiegten Landsleute zu erregen, und Zwiespalt und Uneinigkeit zwischen König und Volk zu säen. Unstreitig wird die Geistlichkeit, wenn die bourbonsche Regierung so fortfährt, auch einen großen Theil ihrer alten Rechte wieder erlangen. Sollte der neue französische Adel sich mit dem alten amalgamiren, so wird der Bürger- und Bauernstand in Frankreich einer so mächtigen Verbindung wieder unterliegen müssen. Eine solche Verbindung ist aber leicht möglich, da dem neuen Adel die Politik, dem alten aber seine drückende Dürftigkeit dazu räth. Auch jetzt beginnt man von neuem, den Adel als die Mittelmacht zwischen den Fürsten und Völkern darzustellen, wodurch den erstern ihre Thronen, den letztern ihre Rechte gesichert und erhalten werden. Aber ohne einem Stande seine Verdienste bestreiten zu wollen, fragen wir: wo war der Adel das jemals? In Frankreich unter Philipp August hätte der Adel,

d. h. die größern Vasallen, dem Könige Krone und Scepter entrissen, wenn er nicht ein stehendes Heer errichtet hätte. Nie wurden dem Bürger- und dem Bauernstande ihre Rechte von dem Adel geschützt, aber wohl gekränkt. Jene beiden Stände wurden immer mehr von dem Adel, als von den Fürsten gedrückt, und diesen letztern wurden von ihren übermüthigen Lehnsleuten, die nie mit ihrem Stande zufrieden, immer nach etwas Höherem trachteten, und Keinen über sich dulden wollten, Länder, Würden und Hoheitsrechte entrissen. Das lehrt die Geschichte Deutschlands, Frankreichs, Italiens und aller übrigen europäischen Staaten. Der Bürger und Landbewohner ist zufrieden mit seinem stillen Glücke. Von diesen beiden Ständen hat der Fürst nie etwas zu fürchten, so lange ihre Sicherheit, ihr Wohlstand nicht auf eine ungerechte Weise angetastet werden. Von [illegible] Stande aber, dessen einziges Streben auf Glanz, Hoheit und Ehre gerichtet ist, kann der Regent mehr besorgen, da der Zielpunkt dieses Standes immer nur die höchste Staatsgewalt selbst seyn kann. Der Adel ist daher für die Sicherheit der Rechte seiner Mitstände, wie für die Erhaltung der Throne und Verfassungen eben so wenig vortheilhaft als nothwendig. Bloß die Zufriedenheit der Völker mit ihren Regenten ist die Stütze der letztern. Eben so gut als die Republiken, z. B. Nordamerika, ohne Adel bestehen können, eben sowohl können es Monarchien. Möge also der Adel immer seine Ehrenvorzüge behalten, sie sind ein Erbgut seiner Väter, und ein Antrieb für ihn, sich derselben würdig zu zeigen; nur muß er nie Rechte ausschließlich besitzen wollen, wodurch die andern Stände in ihren Befugnissen beschränkt werden, am wenigsten muß man ihm ein vorzügliches Volksvertretungsrecht seiner Geburt halber zugestehen. Wir glauben diese Abhandlung schließen zu können, indem wir noch auf die Artikel: Dänemark, Frankreich, Holland, mediatisirte Fürsten, Polen, Portugal, Rußland, Schweden, Spanien, Ungern, vereinigte Staaten von Nordamerika verweisen.

N. P.

Standrecht, ein bei dem Militär übliches außerordentliches Kriegsgericht, das besonders im Kriege, auf Märschen und in Fällen, wo die Sache schlechterdings keinen Verzug leidet, über ein auf frischer That entdecktes, und klar erwiesenes Verbrechen, das den Gesetzen und Umständen nach die Lebensstrafe zum warnenden Beispiele für Andre zur Folge hat, sogleich (d. h. innerhalb 24 Stunden), ohne die sonst gewöhnlichen Förmlichkeiten gehalten wird. Der General oder commandirende Offizier, und die dazu befehligten Offiziere der Truppenabtheilung versammeln sich vor dem Lager in einen Kreis, und **stehenden Fußes** (daher auch der Name) wird Erkenntniß gehalten, das Urtheil gesprochen und sofort vollzogen. Ist das Regiment auf dem Marsche begriffen, und kann der Leichnam des Erschossenen oder Gehängten vor Sonnenuntergang nicht beerdigt werden, so wird ihm ein Zettel, worauf das Verbrechen angezeigt ist, auf die Brust geheftet. Schon die Menschlichkeit fodert, daß man nur in der höchsten Noth zu einem solchen Verfahren schreitet, und dabei die äußerste Behutsamkeit anwendet. Das Verbrechen selbst muß auf das klarste erwiesen und auf frischer That entdeckt seyn, und über die Person des Verbrechers, und die Identität desselben mit dem vor Gericht gestellten Menschen muß nicht der mindeste Zweifel obwalten. Wahrscheinlich kommt das Standrecht von dem **Spießrecht** der alten Deutschen her, welches in ähnlichen außerordentlichen Fällen über schwere Verbrecher vom Kriegsheere gehalten wurde. Das Urtheil wurde hier von Geschwornen gefällt und sogleich vollzogen. Der Verurtheilte mußte sodann zwischen einer langen

Gasse von Kriegern hindurchgehn, die ihre Spieße so lange in ihn stießen, bis er todt war.

Standrede heißt eigentlich eine kurze Rede, welche nur stehend gehalten wird; gewöhnlich versteht man aber diejenige Rede darunter, welche bei Einsenkung einer Leiche am Grabe gehalten wird.

Stanislaus August, Graf Poleck Poniatowski, der letzte König von Polen, wurde den 17ten Januar 1732 zu Woleczyn in Litthauen geboren. Er war der Sohn des bekannten Grafen Stanislaus Poniatowski, Castellans von Cracau und der Prinzessin Constanzia Czartorinski. Sein Vater war einer der vorzüglichsten Feldherren Carls XII., und ging mit demselben nach der unglücklichen Schlacht von Pultawa nach der Türkei, wo er die ganze Zeit, welche der König dort sich aufhielt, blieb, und ihm als Gesandter bei der Pforte diente, und den Frieden am Pruth eifrigst zu verhindern suchte. Nachher begleitete er Carl XII. zurück nach Schweden, diente ihm ferner als Feldherr sehr ruhmvoll, und war bei der Belagerung von Friedrichshall, wo der König blieb (m. s. Carl XII.), bei demselben. Späterhin ward er Kronschatzmeister von Polen, und starb 1762. — Stanislaus August war der siebente von elf Geschwistern, und hatte daher wenig Aussicht auf Vermögen und Glück, aber eine schöne Gestalt, Geist und Anmuth, überhaupt ein Verein der liebenswürdigsten Eigenschaften, die er besaß, berechtigten seinen Vater und seine beiden Oheime, die Fürsten Czartorinski, zu großen Hoffnungen für ihn. Sie ließen ihn in Deutschland, Frankreich, England und Rußland reisen, und der Ritter William Hanbury begleitete ihn aus Freundschaft. In Rußland erwarb sich der junge Graf mehr als bloße Freundschaft bei Catharina II., die damals noch Großfürstin war. Sein Vater und seine beiden Oheime, welche zu dieser Zeit in Polen durch ihren Einfluß herrschten, bewirkten, daß er zum polnischen Gesandten am russischen Hofe ernannt wurde; er erschien zu Petersburg auf das glänzendste, und Catharina verhieß ihm die Krone von Polen, wenn sie zum Throne gelangte. Als die Absetzung und der Tod Peters III. (vom 8ten bis 14ten Juli 1763) ihr hierzu verholfen hatten, suchte sie ihrem Lieblinge die polnische Krone zu verschaffen. Vergebens widersetzten sich Oesterreich, Sachsen, die Pforte, Frankreich und Spanien in den heftigsten Manifesten der Wahl des Grafen Poniatowski; Catharina ließ eine Armee in Litthauen einrücken, schickte ein anderes Kriegsheer von 50,000 Mann nach den Gränzen Polens, und befahl ihrem Gesandten Kayserling auf dem Reichstage zu Wilna alles dahin einzuleiten, daß Stanislaus August zum Könige gewählt würde. Den 7ten September 1764 fand die Wahl Statt, und den 26sten November ward der Graf Poniatowski zum Könige gekrönt. Seine persönlichen Eigenschaften versprachen ihm eine glückliche, seinem Vaterlande eine wohlthätige Regierung; allein die eingewurzelten Fehler der polnischen Verfassung und der überwiegende Einfluß Rußlands vereitelten diese Hoffnungen. Es entstanden Unruhen wegen der Religion. Die Nichtcatholiken oder Dissidenten, welchen in dem Vertrage von Oliva gleiche bürgerliche Rechte mit den Catholischen zugesichert waren, bestanden auf dieser Foderung, und wurden von Rußland, welches jenen Vertrag garantirt hatte, unterstützt. Der russische Gesandte verwandte sich auf dem Reichstage 1766 zu Gunsten der Dissidenten auf das lebhafteste, der König war auch geneigt, ihren Beschwerden abzuhelfen; allein der polnische Adel und die Geistlichkeit widersetzten sich. So entstanden die Conföderationen von Litthauen und Radom, denen die von Bar (1767) folgte, welche von den

Bischöfen Soltyk von Cracau, und Masalski von Wilna angesponnen, von Frankreich unterstützt, und von dem Grafen Pac geleitet wurde. Diese letztere Conföderation trieb die Kühnheit so weit, den Thron für erledigt zu erklären, und that mit einer geringen Anzahl von Menschen unter der Anführung des unerschrockenen Casimir Pulawski Wunder der Tapferkeit. Die Kaiserin von Rußland sandte ein Kriegsheer nach Polen, um dem Uebel zu steuern, und auch Stanislaus versuchte Alles, um die Ordnung herzustellen; allein sein Einfluß war zu schwach, da man ihn als ein Geschöpf Rußlands betrachtete. Pulawski trieb es auf das äußerste; er ließ sich von drei andern Anführern der Conföderirten, Strawinski, Krasinski und Lukaski, den feierlichen Eid leisten, den König lebendig oder todt in seine Hände zu liefern. Strawinski wurde mit der Ausführung dieses Entwurfs beauftragt, und die beiden Andern, nebst 40 auserlesenen Dragonern, begleiteten ihn. Als Bauern verkleidet, schlichen sie sich in Warschau ein, und in der Nacht vom 3ten November 1771, als der König gerade von seinem Onkel, dem Fürsten und Großkanzler Czartorinski, zurück nach seinem Palaste fahren will, wird die Kutsche angehalten, die Begleiter des Königs zerstreut, zwei Heiducken auf den Kutschenschlägen getödtet; Stanislaus steigt in der Dunkelheit aus, klopft an die Thüre des Großkanzlers, um wieder eingelassen zu werden; ein Verschworner giebt ihm einen Säbelhieb über den Kopf, und Krasinski, um ihn zu beleuchten, feuert eine Pistole vor seinem Gesichte ab. Bei diesem Feuer wird der König erkannt, übermannt, gefesselt, zwischen zwei Pferden in vollem Gallopp aus der Hauptstadt geschleppt; dann muß er ein Pferd besteigen, und man schlägt den Weg nach Czenstochow ein, welches Pulawski besetzt hält. Die Nacht war außerordentlich dunkel, und die Verschwornen mußten Umwege nehmen, um die russischen Kosaken zu vermeiden. Lukaski und Strawinski kamen auf dem bestimmten Platz zusammen; allein der Trupp Krasinski's hatte sich verirrt, und war in der nächtlichen Dunkelheit immer in einem Kreise herumgeritten, so daß er am Morgen sich noch bei Warschau befand. Die russischen Patrouillen vermehrten sich jetzt; die erschrockenen Verschworenen entflohen, und ließen Krasinski mit dem Könige allein. Stanislaus, dessen Pferd einen Fuß gebrochen hatte, war gezwungen gewesen, seinen Räubern zu Fuß zu folgen; dadurch, und durch seine Wunde äußerst geschwächt, sank er blutig in Ohnmacht. Krasinski von Schrecken und Reue ergriffen, rief aus: „Sie leiden sehr! Sie sind doch mein König!“ „Ja, versetzte Stanislaus, und Ihr guter König, der Ihnen nie etwas zu Leide gethan hat.“ Mit seiner ihm eigenthümlichen Ueberredungskunst stellte er Krasinski jetzt die Ungültigkeit des dem Pulawski geleisteten Eides, die Schrecklichkeit seines Verbrechens vor, und versprach ihm, daß er nicht bestraft werden solle. Krasinski sank ihm gerührt zu Füßen, und überließ sich seiner Großmuth. Sie begaben sich jetzt in eine Mühle, Stanislaus ließ seine Garden kommen, und zog unter lauten Freudensbezeugungen wieder in Warschau ein. Von den Verschwornen wurde allein Krasinski begnadigt, und begab sich nach Romagna, wo er bis zu seinem Tode eine Pension von dem Könige genoß. Die Folge dieser schrecklichen innerlichen Unruhen war die erste Theilung von Polen (m. s. Polen), die den 2ten September 1772 von dem russischen Minister angekündigt, und am 18ten September 1773 von der Republik genehmigt wurde. Von damals bis 1788 genoß Stanislaus August einiger Ruhe, und suchte seine Unterthanen aufzuklären, und Künste und Wissenschaften bei ihnen zu befördern. Sein Hof ge-

hörte in dieser Periode zu den glänzendsten in Europa. Als 1787 Catharina nach Taurien reis'te, hatte er eine Zusammenkunft mit ihr. Sie hatten sich in 23 Jahren nicht gesehn, und die Kaiserin schien etwas verwirrt bei seinem Anblick. Er ersuchte sie, seinen Neffen Joseph Poniatowski (der 1813 bei Leipzig blieb) zum polnischen Thronerben zu erklären, und seinen Unterthanen die freie Schiffahrt auf dem Dnieper zu gestatten. Die Kaiserin schmeichelte ihm mit Hoffnungen, ohne die Absicht zu haben, sie zu verwirklichen. Als sie ihren Krieg gegen die Pforte geendigt hatte, ließ sie im Mai 1792 ein Kriegsheer in Polen einrücken. Jetzt stellte sich der Graf Felix Potocki an die Spitze der Conföderation von Tarnowicz; der König mußte derselben beitreten, und die zweite Theilung dieses Reichs, welche schon im April 1793 angekündigt war, kam im Julius zu Stande. Im November jenes Jahrs überreichte der Fürst Repnin dem Könige einen Brief von Catharina, des Inhalts: „daß die von ihr genommenen Maßregeln das Aufhören der königlichen Gewalt zur Folge haben würden; und daß sie es also seiner Beurtheilung überließe, ob es nicht gerathen sey, förmlich zu entsagen?“ Wirklich fügte sich Stanislaus in den Wunsch der Kaiserin, unterzeichnete am 25sten November 1794 die Entsagungsacte auf einen Thron, den er ihr verdankte, und den er weder vertheidigen noch erhalten konnte. Hierauf ward er nach Grodno gebracht, wo er ein zurückgezogenes Leben führte. Als Paul I. seiner Mutter auf dem russischen Kaiserthron folgte, lud er den König Stanislaus zu sich, räumte ihm eine Wohnung in dem kaiserlichen Palast ein, und suchte ihn mit aller seinem persönlichen Charakter und seinem Unglück gebührenden Achtung zu entschädigen. Er starb den 12ten Februar 1798 in seinem 66sten Jahre. Stanislaus August besaß Tugenden und Vorzüge, die dem Privatmann Liebe und Hochachtung erwerben können; ihm fehlten aber die meisten Fähigkeiten, die er als Regent eines solchen, von innen und außen bestürmten Reichs hätte besitzen müssen. Uebrigens war er geistvoll und kenntnißreich; er sprach und schrieb sieben Sprachen. Sein Vaterland ist ihm wenig Dank schuldig; durch Muthlosigkeit und Mangel an Energie hat er den Augenblick beschleunigt, wo Polen aus der Reihe selbstständiger Staaten schied, und so ward er ein neuer Beweis der alten Wahrheit, daß auf dem Thron Schwäche und Unentschlossenheit die verderblichsten aller Fehler sind. N. P.

Stanislaus I. (Leczinski), König von Polen und Großherzog von Litthauen, nachher Herzog von Lothringen und Bar, einer der weisesten und besten Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts, wurde zu Leopold den 20sten October 1677 geboren. Sein Vater, ein sowohl durch Geburt als durch Muth und Standhaftigkeit ausgezeichneter Mann, war Krongroßschatzmeister von Polen. „Ich will lieber eine gefahrvolle Freiheit haben,“ sagte er einmal, „als eine ruhige Knechtschaft.“ — Stanislaus zeigte frühe dieselben Gesinnungen, und entwickelte Talente, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Er war tapfer, mäßig, bescheiden, sparsam, von seinen Vasallen angebetet, von seinen Freunden geliebt. 1704, als Carl XII. den König August von Polen, Churfürsten von Sachsen, vertrieben, und Polen erobert hatte, wurde der Thron dieses Reichs von den Ständen für erledigt erklärt, und Stanislaus Leczinski, dazumal Woiwode von Posen und General von Großpolen, erst 27 Jahre alt, wurde von der Conföderation zu Warschau an Carl XII. gesandt. Schon 1699 war er außerordentlicher Gesandter bei dem Großsultan gewesen. Seine glückliche Gesichtsbildung voll Kühnheit und Sanftmuth, sein Biedersinn und seine Frei-

müthigkeit gewannen ihm gleich bei der ersten Zusammenkunft das Wohlwollen des Königs von Schweden so sehr, daß dieser beschloß, ihn auf den polnischen Thron zu erheben. Er wurde den 12ten Juli 1704 wirklich in Gegenwart eines schwedischen Generals, auf dem Reichstage zum Könige gewählt, allein die unerwartete Ankunft August's in Warschau, und die Entfernung Carls XII. mit seinem Heere nöthigten Leczinski sich eiligst zurückzuziehen. Aber 1705 im October wurde Stanislaus Leczinski nebst seiner Gemahlin Catharina Opalinska wirklich in Warschau gekrönt, und durch den Frieden von Altranstädt (den 24sten September 1706) mußte August feierlich der Krone Polens zu Gunsten seines Nebenbuhlers entsagen. Stanislaus blieb mit Carl XII., dem er nach Sachsen hin gefolgt war, dort bis zum September 1707, wo er mit dem Könige von Schweden nach Polen zurückkehrte, um die Russen aus diesem Reiche zu vertreiben. Wirklich mußte der Czar 1708 Polen räumen; allein Carl XII. verlor den 27sten Julius 1709 die denkwürdige Schlacht von Pultawa (m. s. Carl XII. und Peter I.), und Stanislaus war außer Stande, sich in Polen zu behaupten. Er ging mit den Schweden nach Pommern, von dort nach Schweden selbst, wo er einige Zeit zurückgezogen lebte, und den Ausgang der angeknüpften Friedensunterhandlungen abwartete. Da seine Thronentsagung als nothwendige Präliminarbedingung gefodert wurde, erklärte er sich gleich bereit dazu, und schrieb an Carl XII. nach Bender, um auch dessen Zustimmung zu erhalten. Weil er den letztern aber zu nichts bewegen konnte, so beschloß er, von zwei Offizieren begleitet, unter einem angenommenen Namen selbst zu ihm zu reisen, und seine Hartnäckigkeit zu besiegen. Kaum war er jedoch in der Moldau angekommen, als er verhaftet, und zu dem Hospodar gebracht wurde, der ihn erkannte, und ihn nach Bender schickte, wo er zwar als Gefangener, aber gut behandelt wurde. 1714 erhielt er die Erlaubniß abzureisen. Er begab sich erst nach dem Herzogthum Zweibrücken, und hier traf er seine Familie wieder. Es ward aber daselbst von einem sächsischen Offizier ein Angriff auf sein Leben gemacht, der jedoch glücklich vereitelt wurde. Stanislaus verzieh großmüthig den Verbrechern, und sie wurden entlassen. Als er 1719 den Tod Carls XII. erfuhr, und also seines Beschützers beraubt war, wandte er sich an den französischen Hof, der ihm Weißenburg im Elsaß zum Aufenthaltsorte anwies. Der König August beschwerte sich durch seinen Gesandten darüber bei dem Herzog-Regenten von Orleans, der aber die edle Antwort gab: „Melden Sie dem Könige, Ihrem Herrn, daß Frankreich immer der Zufluchtsort unglücklicher Könige gewesen ist.“ In Weißenburg lebte Stanislaus übrigens in der Verborgenheit, bis 1723 seine Tochter, die Prinzessin Maria, mit Ludwig XV. vermählt wurde. Nach dem Tode Augusts (1733) begab sich Leczinski wieder nach Polen, mit der Hoffnung, aufs neue den Thron zu besteigen. Eine Partei die von Frankreich kräftig unterstützt wurde, rief ihn als König aus, aber sein Mitbewerber, der Churfürst August von Sachsen, Sohn des verstorbenen Königs August, hatte an dem Kaiser Carl VI. und an der Kaiserin von Rußland zu mächtige Freunde, und erlangte die Oberhand. Stanislaus begab sich nach Danzig, allein die große Anzahl derer, die ihn gewählt hatten, wich bald der Minderzahl, welche gegen ihn war. Er mußte fliehen, und entkam nur mit vieler Gefahr und durch mancherlei Verkleidungen nach Königsberg, da von dem russischen General sogar ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war. Durch die Friedenspräliminarien von Wien (am 3ten October 1735) ward endlich zwischen dem Kaiser und dem

önige von Frankreich bestimmt: „der König Stanislaus solle abdan-
n, aber den Titel als König von Polen und Großherzog von Litthauen
f Lebenszeit behalten; ihm sollte gleichfalls auf Lebenszeit der fried-
che Besitz der Herzogthümer Lothringen und Bar eingeräumt werden,
doch unter der Bedingung, daß sie nach dem Tode dieses Fürsten mit
ller Souverainetät an Frankreich fallen sollten; auch sollte ihm und
iner Gemahlin ihr in Polen eingezogenes Vermögen — die sämmtlichen
zinskischen und opalinskischen Güter — zurückgegeben werden." Sta-
slaus ward in Lothringen der Nachfolger geliebter, sehr verehrter Für-
en, deren Verlust von ihren Unterthanen tief betrauert wurde. Der
önig von Polen kam an, und diese Völker fanden in ihm ihren alten
errn wieder. Er hatte jetzt das Glück, welches er so lange sich ge-
ünscht hatte, Menschen glücklich zu machen; und er hätte, gleich Ti-
is, den Tag für verloren gehalten, der von ihm mit keiner Wohlthat
zeichnet worden wäre. Er unterstützte seine neuen Unterthanen, ver-
hönerte Nancy und Lüneville, traf viele nützliche Einrichtungen, steuerte
rme Mädchen aus, stiftete Schulen, und bauete Kranken- und Armen-
äuser; kurz, er zeigte sich in Allem als den wärmsten Freund der
Menschheit und Menschlichkeit. Seine Tugenden erwarben ihm den
einamen „des Wohlthätigen." Lothringen genoß lange das Glück,
on ihm regiert zu werden, bis ein trauriger Vorfall das Leben dieses
ortrefflichen Fürsten endigte. Er saß am Kamin, das Feuer ergriff,
on ihm nicht bemerkt, seine Kleider, und seine Bedienten kamen zu
ät, um ihn retten zu können. Unter großen Schmerzen endete er den
5sten Februar 1766 im 89sten Lebensjahre. Sein Tod ward allgemein
dauert. In seiner Jugend hatte er sich an Mühseligkeiten und Ent-
hrungen gewöhnt, und seinen Geist gestärkt, indem er seinen Körper
bhärtete. Er schlief immer auf einer Art von Strohlager, und foderte
lten für seine Person einen Dienst von seinen Umgebungen. Er war
nft, freigebig, theilnehmend, gesprächig; er unterredete sich mit seinen
nterthanen, wie mit seines Gleichen, theilte ihre Bekümmernisse, und
östete sie, wie ihr Vater. Er glich vollkommen dem Bilde, welches er
lbst von einem Philosophen in seinen Schriften entworfen hat. „Der
ahre, von Vorurtheilen freie Philosoph," sagte er, „muß den Werth
r Vernunft erkennen; die großen Verhältnisse des Lebens nicht über
ren Werth, die niedrigen nicht unter demselben schätzen. Er muß der
ergnügungen genießen, ohne ihr Sklave zu seyn; der Reichthümer,
ne sich daran zu fesseln; der Ehren, ohne Hochmuth und Eitelkeit.
r muß die Unfälle ertragen, ohne sie zu fürchten, und ohne ihnen zu
otzen; alles, was er nicht hat, als unnütz betrachten; als genügend
s, was er besitzt. Strenge gegen sich selbst, muß er duldsam gegen
ndre, und freimüthig und offenherzig ohne Rohheit, geschliffen ohne
lschheit, zuvorkommend ohne Niedrigkeit seyn." — Stanislaus hatte
l Geist; er liebte und schätzte Wissenschaften und Künste. Wenn er
ivatmann gewesen wäre, so würde er durch sein Talent für die Me-
nik sich ausgezeichnet haben. Als Fürst erscheint er uns in zwei
stalten. Würdig war er, Regent eines friedlichen Landes zu seyn,
d Unterthanen zu beglücken, die durch keine Uneinigkeit getheilt, bloß
ihrem Gedeihen der väterlichen Sorgfalt ihres Leiters bedürfen.
igegen war er wegen der Schwäche seines Charakters unfähig, einen
nkenden Thron zu befestigen, und leichtsinnige, unruhige, in ihren
igungen unbeständige, stets zur Empörung gegen ihren Monarchen
igelegte Völker zu beherrschen. Doch wenn er auch nicht alle Fähig-
en eines großen Monarchen besaß, so hatte er doch alle die Eigen-

schaften eines tugendhaften Fürsten. Sein Gemüth war vortrefflich; und das Unglück hatte es vielleicht noch mehr veredelt. Er besaß eine überzeugende, männliche und kunstlose Beredsamkeit, und einen thätigen, durchdringenden Verstand. Auch in seinem letzten jammervollen Zustande verließ ihn sein Witz nicht. Bei dem Fieber, welches seine Brandwunden verursachten, rieth ihm die Königin: er möchte sich vor der Kälte in Acht nehmen! „Sie hätten mir," versetzte er, „früher rathen sollen, daß ich mich vor der Hitze hüten möge!" Wir haben unter dem Titel: Oeuvres du Philosophe bienfaisant (Paris 1765, 4 Vol. 8.) eine Sammlung seiner Schriften, die philosophischen, moralischen und politischen Inhalts sind. Die Liebe zur Menschheit, das Verlangen, sie glücklich zu sehen, die Weisheit der Grundsätze, die herrlichen Lehren, welche den Fürsten darin ertheilt werden, machen diese Schriften überaus schätzbar, wenn sie gleich von vielen andern ähnlichen Inhalts in mancher Hinsicht übertroffen werden. Außer jener, mit typographischer Eleganz gedruckten Ausgabe, giebt es noch eine kleine in Duodezformat, gleichfalls in vier Bänden, die wohlfeiler ist, und auch eine deutsche Uebersetzung. N. P.

Stanniol oder Zinnfolie sind dünne geschlagene und geglättete Zinnblättchen, welche in ihrer natürlichen Farbe vornehmlich zum Belegen der Spiegel, grün, roth, blau gefärbt aber zu Verzierungen an allerhand Sachen gebraucht werden. Die Färbung soll mittelst des Dampfes von angezündeten Pflanzenblättern und Blüthen bewirkt werden.

Stanze (ital.), ursprünglich jede Strophenabtheilung eines kürzern oder längern Gedichts, oft auch ein ganzes lyrisches Gedicht von einer einzigen Strophe. So spricht schon Dante in seinem Werke de vulgari eloquentia (Buch 2, Cap. 3 folg.) von Cantionibus (Canzonen) und Stantiis. Später ward vorzugsweise die Ottava rima so genannt, die von Sicilien aus, dessen Dichter sich ihrer im 13ten Jahrhundert schon bedienten, nach Italien überging, und hier von Giov. Boccaccio in der Mitte des 14ten Jahrhunderts jene regelmäßige Gestaltung erhielt, die seitdem stehende Form des epischen Gedichts der Italiener geblieben ist. Boccaccio wendete sie zuerst in seiner Theseide an. Trissino, der es im 16ten Jahrhundert wagte, ein erzählendes Gedicht in reimlosen Versen zu schreiben, blieb ohne Nachfolger. Die ottava rima oder Stanze des Boccaccio (so mag sie zum Unterschiede von der sicilianischen heißen, die einen fortlaufenden Reimwechsel ohne den Doppelreim der beiden letzten Zeilen bildet) besteht aus acht eilfsylbigen Versen, von denen die ersten sechs mit zwei regelmäßig wechselnden Reimen einander folgen, die zwei letzten aber, mit einander reimend, dem Ganzen einen gefälligen Schluß geben, und die Stanze zu einer leicht fortschreitenden, in sich abgeschlossenen Periode ründen. Gewiß konnte für eine Sprache, die des griechischen Rhythmus entbehrt, die aber durch die Eigenthümlichkeit ihrer Sylbenzählung und durch den Wechsel der Accente der reizendsten Mannichfaltigkeit fähig ist, keine passendere epische Versart erfunden werden, als die gefällige, und ungeachtet des immer gleich wiederkehrenden Reimverhältnisses, doch keineswegs einförmige Ottava rima. Bojardo, vorzüglich aber Ariosto und Tasso gewannen ihr, jener durch seine unübertreffliche Grazie, dieser durch seine reine Musterthümlichkeit, auch unter uns Deutschen Verehrer und Nachbildner. Einer der Ersten wagte es Göthe, diese Form in ihrer ganzen Regelmäßigkeit nachzuahmen. Viele herrliche Stanzen in Gries gelungenen Uebersetzungen zei-

gen, was unsere Sprache auch in dieser Gattung vermag. Gleichwohl wird die deutsche Stanze wegen der geringern Anzahl volltöniger Reime in unserer Sprache an Wohlklang der italienischen immer nachstehen, und sich bei der strengern Bestimmtheit der Sylbenquantität, trotz aller Freiheiten, die man sich in neuerer Zeit dagegen erlaubt hat, nie jenes ernsten, gehaltenen Schritts entäußern können, der gegen den leichten, rhythmischen Tanz des italienischen Verses so auffallend absticht. Dies erkennend, hatte Wieland schon früher für seine episch-romantischen Dichtungen sich eine eigene freiere Stanze gebildet, die der italienischen nur ähnlich seyn, mehr ihren Geist, als ihre äußere Form haben sollte. Diese wielandische Stanze hat von der italienischen nur den achtzeiligen Bau und den gleichen Reim der beiden letzten Zeilen, im Uebrigen bewegt sie sich ganz frei in kürzern und längern Versen, mischt männliche Reime unter weibliche (die italienische kennt nur weibliche), läßt in den ersten sechs Zeilen bald zwei, bald drei Reime wechseln, und verschmäht selbst den Dactylus nicht, wenn derselbe dem Zwecke oder vielleicht auch der Bequemlichkeit des Dichters zusagt. K. F.

Stapel, Stapelrecht. Der Ort an großen Flüssen und in Seehäfen, wo neue Schiffe gebauet, und alte ausgebessert, und kalfatert werden, heißt Stapel. Wenn daher ein neugebauetes oder auch ausgebessertes Schiff von dieser Werkstätte auf untergelegten Rollen oder Walzen in das Wasser gelassen wird, so nennt man das: ein Schiff vom Stapel laufen lassen. Bei neugebaueten Schiffen geschieht dies gewöhnlich mit großen Festlichkeiten und Ceremonien. Auch bezeichnet man mit dem Worte Stapel oder Stapelstadt einen Hafen oder eine Stadt, wo entweder viele fremde Waaren vorhanden sind, oder wo sich eine Niederlage für die daselbst abzuladenden und weiter zu verführenden Waaren befindet. Daher kommt das Stapelrecht, die Stapelgerechtigkeit oder Stapelfreiheit, welches das Recht einer Stadt oder eines Orts bedeutet, daß die zu Schiffe oder zur Achse dahin gebrachten Waaren nicht gerade durch- oder vorbeigeführt, sondern erst daselbst abgelegt, oder eine Zeit lang zum öffentlichen Verkauf ausgeboten werden müssen, ehe man sie weiter bringen darf. Nicht immer erstreckt sich dies Recht auf alle, sondern häufig nur auf gewisse, in den Urkunden der Stapelstadt gewöhnlich benannte Güter und Waaren, die deßhalb Stapelgüter oder Stapelwaaren heißen. Das Stapelrecht kann seyn 1. ein unumschränktes, wenn es sich auf alle Waaren und Zeiten, und nicht bloß auf die Abladung, sondern auch auf die Feilbietung erstreckt; 2. ein beschränktes, wenn es nur zu gewissen Zeiten, in Hinsicht bestimmter Waaren und Güter ausgeübt werden darf, oder sich villeicht gar nur auf ihre Abwägung, nicht auf ihre Niederlage und Feilbietung bezieht. Die Zeit, wie lange stapelmäßige Waaren liegen bleiben müssen, ist sehr verschieden, und es kommt hier auf die Stapelgerechtigkeit des Orts an. Die Stapelstadt muß übrigens für die zur Niederlage und Feilbietung der Waaren nöthigen Gebäude sorgen. Dagegen dürfen Schiffer, Kauf- und Fuhrleute keineswegs den Umkreis einer Stapelstadt umfahren, sondern müssen genau die nach derselben führende Landstraße halten, auch die Waaren innerhalb der Ringmauern abladen, und binnen der bestimmten Zeit feilbieten. Nach Ablauf der Zeit und nach Entrichtung eines gewissen Zolls dürfen sie wieder abfahren.

Stärke, Kraftmehl, Amydum, Amylum, bezeichnet das reinste Mehl der Getraidearten und anderer mehlartigen Vegetabilien, wovon

das gewöhnliche Mehl wohl unterschieden werden muß, das außer dem Kraftmehle noch Kleber, Zucker, Schleim und Hülsen enthält. Der geschrotene Weizen wird gewaschen, im Quellbottiche eingeweicht, und so viel Wasser zugegossen, daß nach 24 Stunden die Masse von einem herausgezogenen Rührscheide gut abfließt. Man wartet die saure Gährung ab, schüttet den Brei in einen Tretsack, bindet ihn zu, legt ihn in das Tretfaß, und tritt mit den Füßen das milchichte, stärkehaltige Wasser aus, das man durch ein Haarsieb schüttet. Aus diesem milchigten Wasser setzt sich die Stärke ab, wird abgesüßt und getrocknet. Die übriggebliebenen Hülsen dienen als Viehmast. Der Zucker, das Gummi und das Wasser gehen mit dem Kleber erst eine Weingährung und nachmals eine Essigährung ein, und trennen sich vollständig von dem Kraftmehle, welches dann leichter durch mechanisches Auswaschen abgesondert werden kann. Besser soll die Stärkefabrikation so zu veranstalten seyn, daß der ungeschrotene Weizen nach dem Waschen in Wasser eingequellt wird, bis sich die Körner zerdrücken lassen und Milch geben. Der gequellte Weizen wird hierauf, ohne zu gähren, zwischen zwei hölzerne Walzen geschüttet und zerquetscht, die zerquetschten Körner ausgedrückt, mit Wasser angemengt, zum zweitenmale zerquetscht, auch wohl im Tretsacke getreten, und dann wie oben gesagt ist, die Abscheidung und das Trocknen vollendet. Aus andern Vegetabilien, welche wenig oder gar keinen Kleber enthalten, scheidet sich das Kraftmehl leichter, man verkleinert sie, weicht sie in Wasser, knetet oder tritt sie in Leinwand aus, und sammelt die Stärke durch Absetzen aus der milchichten Flüssigkeit. So bereiten die Amerikaner aus der scharfen Mahniotwurzel die milde Cassara, so gibt die Aronwurzel, Zaunrübe, Kastanie, der türkische Weizen medicinische oder ökonomische Satzmehle. Gleichergestalt wird die Stärke aus den Kartoffeln geschieden. Diese werden zerrieben, der Brei in einem Siebe ausgewaschen, aus der milchichten Flüssigkeit durch Absetzen die Stärke getrennt, abgesüßt und getrocknet. Weizen gibt 30 — 40 Procent Stärke. Das bei dem unzerschrotenen Weizen erhaltene erste Absüßwasser gibt durch Gährung Essig. Fein gestoßene oder zermahlene Stärke gibt den Haarpuder. F.

Starosten (Capitanei), sind in Polen Edelleute, die zu den Landbewürdeten (Dignitarii terrarum) gerechnet werden, und die der König mit einem Schlosse oder Landgute belehnt hat. Es waren nämlich in frühern Zeiten den Königen von Polen zu ihrem Unterhalte gewisse Güter (königliche Güter, mensa regia) angewiesen. Diese Güter wurden nach und nach durch Schenkungen, Verkauf und Verpfändung, zum Theil auch durch Verleihung auf Lebenszeit sehr vermindert. Zu den letztern gehörten die Starosteien, die der König, wenn auch ihre zeitigen Inhaber abstarben, nicht wieder an sich ziehen konnte, sondern sie einem andern Edelmann ertheilen mußte. Man schätzte ehemals den jährlichen Ertrag dieser königlichen Güter, wenn sie nämlich gehörig verwaltet worden wären, auf zwölf Millionen polnische Gulden. Die Könige hatten durch die ihnen ertheilte Gewalt, diese Starosteien nach Gefallen zu vergeben, allerdings ein Mittel in Händen, sich Anhänger zu verschaffen. Aber der veränderliche Charakter der Polen, die dem Könige immer nur so lange ergeben waren, als sie ein Geschenk von ihm hofften, machte, daß die Erwartungen des Königs oft getäuscht wurden. Einige dieser Starosten haben die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise (Grod), und können über peinliche Sachen und persönliche Klagen der Edelleute entscheiden (Starosteigerichte). Andre genießen bloß die Einkünfte der ihnen auf Lebenszeit verliehenen Güter (Tenutarii).

Starrsucht, (Starrkrampf, tetanus), ist ein tonischer Krampf (s. d. Art. Krampf), der den ganzen Körper befällt, so daß dieser dadurch unbeweglich und steif, wie eine Leiche wird. In heißen und feuchten Gegenden ist er sehr häufig, und entsteht dort oft nach leichten und unbedeutenden Verwundungen, sogar von Erkältung. Wunden, wodurch Nervenfäden halb getrennt, gequetscht, gespannt werden, oder auch Wunden flechsiger Theile, sind auch in unsern Gegenden oft Veranlassung dieser Krankheit; ferner begünstigen sie unreine Spitalluft und die Pubertät. Endlich hat man auch diesen, so wie jeden andern Krampf von Unreinigkeiten der ersten Wege, Giften und Würmern entstehen sehen, so wie er auch dem Tode bisweilen vorhergeht. Nach diesen verschiedenen Ursachen modificirt sich auch das Ansehn der Krankheit. Rührt sie von einer Verwundung her, so tritt der Anfall gewöhnlich unter heftigen Schmerzen des verletzten Theils ein, bisweilen schreit der Kranke heftig auf, oder es gehen auch Magendrücken, Ekel, Ziehen der Glieder und im Rücken, Nackenschmerz, Betäubung, Kopfschmerzen, Engbrüstigkeit, Angst, Schwindel, Verdunkelung der Augen vorher, und der Anfall selbst tritt mit Steifigkeit des Nackens, Krämpfen im Schlunde und Schauder ein. Da liegt denn der Körper unbeweglich und steif, gekrümmt oder gerade da; die Wärme bleibt natürlich, der Puls verändert sich oft wenig, bisweilen ist er aber auch wankend, wellenförmig, oder aussetzend; die Respiration erschwert, ängstlich, keuchend; der Schlaf fehlt ganz, das Bewußtseyn ist unverletzt, aber der Kopf betäubt, die natürlichen Ausleerungen sind unterdrückt. Bald aber stellt sich Fieber ein, wenn es vorher noch nicht zugegen war, der Puls wird hart, frequent, das Gesicht glühend roth und schon nach wenig Tagen verläuft die Krankheit tödtlich, und wird mit Recht zu den allergefährlichsten gerechnet. Denn obwohl die kräftigsten Mittel, Opium, Moschus, Kampfer, Bäder u. s. w., in sehr großen Gaben versucht worden sind, so hat die Krankheit dadurch doch wenig von ihrer Bösartigkeit verloren. Mehr nützt die Berücksichtigung der Ursachen, wo sie bekannt und zugänglich sind; und es wird unter andern in dieser Hinsicht mit Recht die völlige Durchschneidung des verletzten Nerven u. s. w. angerathen. B. P.

Statik. Diese Wissenschaft ist ein Zweig der Mechanik, und hat die Lehre von dem Gleichgewicht der Kräfte, die auf feste Körper wirken, zum Gegenstande. Hierher gehören jene wichtigen Naturgesetze: Jeder Körper bleibt in seinem Zustande der Ruhe oder Bewegung ungeändert, wenn keine bewegende Kraft auf ihn wirkt; dann, Körper, die einmal von irgend einer bewegenden Kraft nach einer gewissen Richtung eine gewisse Geschwindigkeit erhalten haben, brauchen keiner besondern Kraft weder von innen noch von außen, um sie in der gleichförmigen Bewegung zu erhalten. Wirkt aber eine unveränderliche bewegende Kraft immer nach einerlei Richtung auf einen Körper, der sich frei bewegen kann, so wird seine Geschwindigkeit immer größer und zwar in gleich großen auf einander folgenden Zeittheilen wird sie gleich große Zusätze erhalten, d. h. der Körper wird mit gleichförmig beschleunigter Bewegung fortgehen. Jede veränderliche Kraft kann während eines unendlich kleinen Zeittheiles für unveränderlich angesehen werden, u. s. w. P. S.

Statistik. Dieser von Achenwall zuerst gebrauchte Ausdruck ist unglücklich gewählt — ein Zwitterwort, vox hibrida, wie Schlözer sagt, — und hätte nie das seinen Begriff recht gut bezeichnende deutsche Wort Staatskunde verdrängen sollen. Das Object dieser

letztern ist der Staat, und zwar nicht der Staat an sich, sondern gegeben in der empirischen Welt; denn der Staat an sich ist Gegenstand der Wissenschaft, Gegenstand der Kunde aber kann nur etwas in der Wirklichkeit existirendes seyn. Dadurch bildet sich die Aufgabe als streng historisch; aber das Object erscheint nicht in seiner Fortsetzung in der Zeit, sonst wäre die Rede von Staatsgeschichte, sondern in einem fixirten Zustande, also stehend in einem Punkte der Zeit; und indem wir ihn hier anschauen, gewinnen wir von ihm eine Kunde. Also schließt die Statistik auf der einen Seite alle Geschichte, in so ferne sie das fortschreitende Leben der bürgerlichen Gesellschaft verfolgt, und auf der andern alle Philosophie aus, in so ferne sie das was im Staate recht und nützlich ist, entwickelt; und es soll der Statistiker weder erzählen, noch urtheilen, sondern das in einem gegebenen Moment Bestehende darstellen. Die Statistik erscheint also als Darstellung des Lebens der bürgerlichen Vereine in bestimmten Zeitpunkten. Indem sie nun das Leben des Staats darstellt, zählt sie erst die Kräfte desselben, als die Bedingungen des Lebens auf; dann bezeichnet sie die Organisation dieser Kräfte; und endlich beschreibt sie die Richtung und Anwendung derselben im Innern und Aeussern des Staats, als dessen eigentliches Leben. So leistet sie, was Hassel in seiner Manier, in vier Capiteln darstellt, nämlich die Ansicht der Grundmacht des Staats, seiner Verfassung und seiner Regierung, von welcher letztern das auswärtige Verhältniß als ein Nebenzweig ausgeht; oder was Meusel unter den beiden Gesichtspunkten, dem Geographisch-Staatswissenschaftlichen und dem Staatswissenschaftlich-diplomatischen gleich erschöpfend umfaßt; — oder was der geniale Schlözer in seiner für die Statistik ersonnenen Formel ausdrückt: Vires (die Kräfte des Staats) unitae (deren Organisation) agunt (deren Leben.) Die Statistik ist aber keine Wissenschaft im eigentlichen Sinne, sondern eine wissenschaftlich geordnete Reihe historischer Notitzen, folglich entwickelt sie sich nicht aus sich selbst, sondern sucht und findet ihren Stoff in fremdem Boden, aus dem sie dann der Verstand planmässig construirt. Das Staatsrecht gewährt ihr die Kunde von der Form und Richtung der Staatskräfte, während dieses von diesen Kräften selbst, ihrer Natur und ihrer Stärke keine Kenntniß nimmt. Die Notitzen aber, welche die physische und politische Geographie von dem Zustande der Länder und ihrer Bewohner in jeder Beziehung und im Einzelnen enthält, faßt sie unter allgemeine Gesichtspunkte und stellt sie zusammen, um eine Totalansicht der Länder zu geben, in so ferne sie bürgerliche Gesamtheiten bilden. (S. über den Begriff der Statistik, von J. G. Pahl, im Cameral-Correspondenten ꝛc. 1810. Nr. 6. 7.) Erst im 18ten Jahrhundert, und zwar in Deutschland, erhielt die Statistik eine eigene wissenschaftliche Form und Selbstständigkeit, da sie vorher nur als Theil der Erdbeschreibung oder der Geschichte behandelt wurde. Um die Statistik, als Wissenschaft, haben sich bei den Deutschen, besonders Achenwall, Schlözer, Sprengel, Crome, Remer, Meusel, Niemann, Büsching, Hassel und Andere, die auf ihrer Bahn fortschritten, verdient gemacht. Bei den Engländern zeichneten sich Colqhoun, Sinclair, Arthur Young ꝛc. vortheilhaft aus. (Man vergleiche hiermit Staat, Politik, Staatsverfassung ꝛc.)

Statius (Publius Papinius), ein ausgezeichneter römischer Dichter, geboren zu Neapel entweder um das Jahr 80, oder um das Jahr

61 nach Christi Geburt, kam frühe nach Rom, und gewann in den poetischen Wettstreiten dreimal den Preis. Der Kaiser Domitian schenkte ihm eine goldene Krone zur Belohnung seines dichterischen Talents, und war ihm überhaupt sehr günstig. Weil Statius indessen für seine Thebaide nicht den Preis erhielt, so begab er sich aus Verdruß darüber auf sein Landgut bei Neapel, wo er im 35sten Jahre seines Alters starb. Wir besitzen von ihm noch 1. die Thebaide, ein episches Gedicht, worin er die Eroberung Thebens besingt, und wobei er wahrscheinlich ein verlorenes Gedicht des Griechen Antimachus vor Augen hatte; 2. die Achilleis, von den Begebenheiten vor dem trojanischen Kriege, zwei Gesänge. Dies Gedicht ist unvollendet und nach einem fehlerhaften Plan, da es durchaus an einer Haupthandlung darin fehlt, und das ganze Leben Achills darin besungen werden sollte. In beiden Gedichten herrscht, aber nicht immer, gut angebrachte Belesenheit. Der Ausdruck ist schön, zuweilen jedoch schwülstig, dunkel und gezwungen, und größtentheils vom Virgil entlehnt. 3. Silvae (Wälder) oder vermischte Gedichte in fünf Büchern, theils Gelegenheitsgedichte, theils mitunter gut gelungene Spiele der Phantasie und mancherlei Einfälle. Statii Opera ex ed. Caspari Barthii, Cygn. 1664, 4. Vol. 4. accuratissime illustrat. a J. Veenhusen, Lugd. Bat. 1671. 8. Handausgabe, Zweibrücken 1785. 8.

Statif nennt man ein dreibeiniges Gestelle, das aus einander genommen und festgestellt werden kann, wo es dann entweder zur Unterlage eines Meßtisches, Scheibeninstruments, Astrolabiums und jedes andern großen Meßinstruments zu Land- und Himmelsbeobachtungen dient. Die drei Beine des Statifs sind gemeiniglich mittelst Lappenschrauben an ein cylinderförmiges Stück befestigt, das eine Kugel von Messing in sich schließt, auf welche die Fortsetzung des Meßtisches geschraubt ist. An dem obern Theile des Meßtisches befindet sich eine Schraube ohne Ende, wodurch dem Aufsatze eine cirkelförmige Bewegung ertheilt wird. Beim Fortbringen des Statifs wird selbiges mittelst Oeffnung der drei Lappenschrauben zusammengelegt. P. S.

Statthalter ist überhaupt derjenige, welcher, statt eines Höhern, einem Orte oder Lande vorsteht, und die Geschäfte besorgt. Insbesondere aber wurde in der Republik der vereinigten Niederlande der Oberbefehlshaber der Kriegsmacht Statthalter (holländisch Stadhouder) genannt. Diese eigentlich nach obiger Erklärung unpassende Benennung kam von der burgundischen und spanischen Herrschaft her, unter welcher die gesammten Niederlande von einem allgemeinen oder Oberstatthalter, und die einzelnen Provinzen durch besondere Statthalter regiert wurden. Die Republik der vereinigten Niederlande behielt die Statthalterschaft bei, theils aus Dankbarkeit gegen das Haus Nassau-Oranien, theils und besonders auch um das Volk, das an eine statthalterische Regierung gewöhnt war, besser im Gehorsam zu erhalten, welches die Stände oder Staaten, da ihre Gewalt noch neu und unbefestigt war, nicht konnten. König Philipp II. hatte, als er die Niederlande verließ, dem Prinzen Wilhelm I. von Oranien die Statthalterschaft über Holland, Seeland und Utrecht aufgetragen, allein als der Herzog von Alba mit den spanischen Truppen 1567 nach den Niederlanden kam, um hier die catholische Religion durch Feuer und Schwert auszubreiten, ging Wilhelm nach Deutschland, um sich der drohenden Gefahr zu entziehen. Wie man ihn jedoch abwesend gerichtlich verfolgte, ergriff er die Waffen, und suchte die Niederlande von der Tyrannei des Herzogs von Alba zu befreien. Der erste Versuch mislang, und erst nach der Ein-

nahme der Stadt Briel (1572) durch die Wasser-Geusen (m. s. Geusen) begann ein besseres Glück, weil hierauf die meisten Städte Hollands und Seelands sich mit dem Prinzen gegen die Spanier verbanden; und er wurde nun wieder als königlicher Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht erkannt. Zwei Jahre nachher trugen ihm die beiden erstern Provinzen unter dem Titel eines Haupts und höchster Obrigkeit während des Krieges die Regierung auf. Diese Regierung war aber sehr ungewiß und wankend; denn die landesherrlichen Verordnungen in Holland wurden bald im Namen des Königs von Spanien, bald im Namen der Ritterschaft und der Städte, bald des Prinzen von Oranien und der Ritterschaft und Städte, bald wieder des Prinzen allein erlassen. Diese Unbeständigkeit dauerte selbst nach der utrechtischen Vereinigung bis zur Absetzung des Königs von Spanien von seiner Herrschaft über die Niederlande fort. Denn hierauf ward die dem Prinzen schon vormals aufgetragene Regierung (1582) ohne Einschränkung erneuert, und die öffentlichen Befehle und Verordnungen ergingen allein in seinem Namen. Endlich wollten ihm Holland und Seeland die förmliche Oberherrschaft übertragen, als er, wie man ihm eben huldigen wollte, auf Anstiften der Spanier meuchelmörderisch 1584 erschossen wurde, (m. s. Nassau). Nach Wilhelms Tode erklärten die Generalstaaten den Grafen von Leicester, welchen die Königin Elisabeth von England ihnen mit einigen Truppen zur Hülfe gegen Spanien geschickt hatte, zu ihrem Oberstatthalter. Die Staaten von Holland und Seeland hatten jedoch dem Prinzen Moriz, zweitem Sohn des ermordeten Prinzen von Oranien, die besondere Statthalterschaft über ihre Provinzen gegeben, und dieser war der erste Statthalter, den die Staaten der besondern Landschaften bestellt haben. Als der Graf von Leicester seine Statthalterschaft niedergelegt hatte, ward Moriz auch 1580 von Geldern, Utrecht und Oberyssel zum Statthalter gewählt. Ihm folgte nachmals sein Bruder Friedrich Heinrich und dessen Sohn Wilhelm II. in der Statthalterschaft über die gedachten fünf Provinzen. Der Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, ein Sohn des Grafen von Nassau-Dillenburg, des jüngern Bruders von Wilhelm I., war Statthalter von Friesland, und wurde es später auch von Gröningen. Ihm folgte, nach seinem Tode in Friesland sein Bruder Ernst Casimir, Graf von Nassau Dietz; allein Gröningen und die Landschaft Drenthe wählten den Prinzen Moriz, so daß nun die Statthalterschaft über sechs Provinzen in seinen Händen war. Nach seinem Tode wurde aber der Graf Ernst Casimir auch von Gröningen und Drenthe gewählt. Ihm folgte als Statthalter in Friesland und Gröningen sein Sohn Heinrich Casimir, nach dessen Ableben der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien die Statthalterschaft über diese Provinzen mit der über Holland, Seeland, Utrecht, Oberyssel und Geldern, welche er bereits besaß, zwar zu vereinigen strebte; allein er erhielt nur die von Gröningen, worin ihm auch sein Sohn Wilhelm II. folgte. In Friesland ward aber des Grafen Heinrich Casimirs Bruder, Wilhelm Friedrich, Statthalter, und nach des Prinzen von Oranien, Wilhelms II., frühzeitigem Tode, wählten ihn auch die Staaten von Gröningen dazu. Die Statthalterschaft über diese beiden Landschaften blieb nachher fortwährend bei der männlichen Nachkommenschaft Wilhelm Friedrichs. In den fünf andern Provinzen, Geldern, Holland, Seeland, Utrecht und Oberyssel ward sie nach Wilhelms II. Tode nicht wieder besetzt. Er hatte sich durch die Streitigkeiten mit den Staaten Hollands viele Feinde gemacht, und durch die Künste des damaligen holländ. Rathspensionärs Johann

de Witt wurde sein Sohn Wilhelm III. erst durch die 1654 von der Provinz Holland an O. Cromwell, Protector von England, ausgestellte Ausschließungsurkunde und hernach 1667 durch das sogenannte ewige Edict von der Statthalterschaft ganz ausgeschlossen. Als aber 1672 Ludwig XIV. die vereinigten Staaten angriff, wurden die Obrigkeiten in den holländischen Städten durch die Empörungen des Volks gezwungen, das ewige Edict aufzuheben und den Prinzen Wilhelm III. von Oranien zum Statthalter zu erklären. In Seeland, Geldern, Utrecht und Oberyssel erfolgte bald dasselbe, und in diesen fünf Provinzen wurde für Wilhelms III. männliche Nachkommen die Statthalterschaft erblich gemacht. Er behielt sie auch, nachdem er 1688 König von England geworden war. Als Wilhelm III. 1702 kinderlos starb, blieb in den fünf Provinzen die Statthalterschaft viele Jahre lang unbesetzt, bis 1722 Wilhelm Carl Heinrich Friso (ein Sohn von Johann Wilhelm Friso, Fürsten von Nassau und Oranien, und Statthalter von Friesland und Gröningen) von der Provinz Geldern zum Statthalter erwählt wurde. Die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht und Oberyssel blieben in ihrer bisherigen Verfassung, bis 1747 Frankreich die Generalitätslande angriff. Nun wurden durch einen allgemeinen Volksaufstand, erst in Seeland, darauf in Holland, die Staaten dieser Landschaften gezwungen, den gedachten Prinzen Wilhelm Carl Heinrich Friso zum Statthalter zu ernennen, welches bald nachher auch in Friesland und Oberyssel geschah. Wilhelm IV. war also der erste, der die Statthalterschaft über alle sieben Provinzen führte. Sie ward in der männlichen und weiblichen Nachkommenschaft für erblich erklärt; doch wurden Könige und Churfürsten, so wie alle sich nicht zur reformirten Kirche Bekennende, sie mochten männliche oder weibliche Nachkömmlinge seyn, ausgeschlossen. Im Fall, daß die Statthalterschaft einem Minderjährigen zufiele, sollte dessen Mutter, unter dem Titel Gouvernantin, so lange sie Wittwe wäre, und sich in den vereinigten Staaten aufhielte, die Statthalterschaft führen, und berechtigt seyn, auf den Fall eines Krieges den Staaten einen Feldherrn vorzuschlagen. In Ermangelung der Mutter sollten die Staaten das Recht haben, in Hinsicht der Vormundschaft zu verfügen. Wilhelm IV. starb 1757, und ihm folgte sein dreijähriger Sohn Wilhelm V. unter Vormundschaft seiner Mutter, einer Tochter Georgs II. von England, die noch am Todestage ihres Gemahls die Stelle einer Gouvernantin übernahm. Sie starb aber schon 1759, und der Prinz Ludwig von Braunschweig, seit 1750 Generalfeldmarschall in holländischen Diensten, wurde zum Vormunde des jungen Prinzen bestellt, der 1766 in seinem 18ten Jahre die Verwaltung seiner Aemter selbst übernahm. Die Gewalt des Statthalters war nicht in allen Provinzen gleich, weil er von jeder seine Würden besonders, und damit mehrere oder wenigere Rechte erhielt. Mit der allgemeinen oder Generalstatthalterschaft war die Würde eines Generalcapitains und Admirals des vereinigten Staats verbunden, und seine Gewalt bestand in Ausübung gewisser hoher Rechte 1. in Staats- und Regierungssachen, und 2. über die Land- und Seemacht. In Hinsicht der erstern konnte er aus einer von den Staaten einer Landschaft vorgeschlagenen Anzahl von Personen die Vorsitzer der Gerichtshöfe und anderer Collegien, und die Obrigkeiten in vielen Städten ernennen, nach Umständen ab- und andere wieder einsetzen. Dies Recht übte er vorzüglich in den Provinzen Utrecht, Geldern und Oberyssel, weil sie 1672 wegen des geringen Widerstandes gegen die Franzosen aus der Union gestoßen, und 1674 nur unter der Bedingung wieder aufge-

nommen waren, daß die Stadtmagistrate von dem Statthalter bestellt werden sollten. In Holland hatte er das Recht, durch Empfehlungen auf die Besetzung der Magistratsstellen zu wirken. Als Statthalter hatte er in den General- und Provinzialstaaten den Vorsitz, und durch seine berathende Stimme großen Einfluß auf die Gesetzgebung. Von der vollziehenden Gewalt übte er die meisten, das Allgemeine betreffenden Zweige aus. Er hatte das Begnadigungsrecht, wenn die Missethäter keine Mordthaten oder andere große Verbrechen begangen hatten. Vermöge der utrechtschen Vereinigung war er auch Schiedsrichter der Streitigkeiten der Provinzen unter einander. Seine Obliegenheiten dagegen waren die Rechte und Freiheiten der Landschaften und Städte zu vertheidigen, die Gesetze und Verordnungen der Staaten zur Vollstreckung zu bringen, und Ordnung und Ruhe in den Provinzen zu erhalten. Die Kriegsmacht stand unter ihm und seinen Befehlen; denn als Generalcapitain war er oberster Feldherr der Truppen, die ihm eben sowohl als den allgemeinen und besondern Staaten Treue schwören mußten. Er ernannte die Officiere bis zum Obersten und aus einem Vorschlage auch die Befehlshaber in den Festungen. An der Spitze des Heeres konnte er oft allein die Generale ernennen. Aber er durfte keinen Feldzug, noch andere Kriegshandlungen ohne Genehmigung der Generalstaaten unternehmen, und diese schickten zuweilen Abgeordnete oder Felddeputirte zu dem Kriegsheere, ohne deren Zustimmung nichts geschehen durfte. Doch konnte er die Verlegung der Truppen in den Provinzen und Festungen überall nach eigenem Belieben verfügen. Als General-Admiral gebot er über die Seemacht des Staats, und hatte den Vorsitz in den Admiralitätscollegien, wo er seine Stellvertreter ernannte, und viele zum Seedienste gehörige Bedienungen vergab. Ihm gehörte der zehnte Theil der zur See gemachten Beute, welches in vorigen Zeiten ein Großes betrug. Diese wichtigen, in mancher Hinsicht den landesherrlichen Befugnissen gleichkommenden Rechte wurden 1747 bei Einführung der Generalerbstatthalterschaft noch vermehrt. Wilhelm IV. wurde von den allgemeinen Staaten 1748 auch zum Generalcapitain und Admiral über die Generalitätslande (m. s. **Generalitätslande**) ernannt. Die ostindische Gesellschaft erwählte ihn zu ihrem Obervorsteher, welches nie ein Statthalter vor ihm gewesen war, und die westindische that bald ein Gleiches. Dies gab ihm in beiden ein großes Ansehen, und hierdurch stieg die statthalterische Gewalt weit höher als jemals. Seine Einkünfte flossen aus vielen Quellen, waren äußerst beträchtlich, und sein Hofstaat hatte königlichen Glanz. In dem Kriege, den Frankreich von 1778 an wider England führte, und in welchen die Republik der vereinigten Niederlande mit verwickelt wurde, entstand großes Mißvergnügen gegen Wilhelm V., den viele beschuldigten, daß er die holländische Seehandlung wider die Gewaltthätigkeiten der Engländer nicht ernstlich schützen wollte, und daß er selbst während des Krieges die Seemacht der Republik nicht wirksam gebraucht, und die Unthätigkeit derselben zum Theil bewirkt und befördert habe. Die Partei, welche ihm entgegen war, und theils aus Kaufleuten, theils aus Magistratspersonen bestand, hatte es auf Einschränkung der statthalterischen Gewalt angelegt. Da Wilhelm V. eine Nichte Friedrichs des Großen zur Gemahlin hatte, so nahm sich der berliner Hof der Rechte des Statthalters mit größtem Eifer an, und der preußische Gesandte im Haag mußte nachdrückliche Vorstellungen gegen die Schmälerung jener Rechte thun. Dessen ungeachtet nahmen die Stände dem Statthalter das Commando im Haag und suspendirten ihn in der E-

genschaft als Generalcapitain. Endlich ward durch das Einrücken preussischer Truppen der Streit zum Vortheil des Statthalters entschieden. Er bekam alle Rechte und Vorzüge wieder, die man ihm genommen hatte, und die Macht in den Regierungen der holländischen Städte solche Aenderungen zu machen, die ihm die Stimmenmehrheit sicherten. Auch wurde 1788 die Statthalterschaft im weitesten Umfange ihrer Vorrechte für einen wesentlichen Theil von der Staatsverfassung jeder einzelnen Provinz und des ganzen Staats der vereinigten Niederlande erklärt. Er bekam den Titel Hoheit, welcher so viel heißt als: Durchlaucht, wie das französische Altesse, welches letztere Prädicat Prinz Friedrich Heinrich 1637 von Frankreich zuerst erhielt, da er vorhin eben so wie sein Bruder, der Prinz Moriz, nur Se. Excellenz war titulirt worden. Der Statthalter und seine Gemahlin benutzten die auf solche Weise erhaltene Ueberlegenheit in vollem Maße, und erklärten die angesehensten Männer der Gegenpartei, welche sich Patrioten nannten, aller Staatsämter für unfähig. Darüber entstanden Auswanderungen und Misvergnügen bei den Zurückbleibenden über die Lage der Dinge. Frankreich benutzte diese Umstände zur Zeit seiner Revolution. Es erklärte den Krieg nicht gegen die Republik, sondern gegen den Statthalter; und im Jahre 1794 wurde Holland nach geringem Widerstande von den Franzosen unter Pichegru eingenommen, und die Würde des Generalerbstatthalters für immer aufgehoben. Der Erbstatthalter erhielt durch den Reichsdeputationsschluß von 1803 in Deutschland Entschädigungen für seinen Verlust. (Das Uebrige sehe man unter Holland, Nassau und Niederlande).

Statue (von dem lateinischen Statua, wörtlich Standbild), Bildsäule, ist die durch Kunst in irgend einer Masse ausgebildete volle Gestalt; vornehmlich wenn sie stehend dargestellt wird, weil dies die freieste Ansicht der Gestalt gibt. Die Statue ist der Mittelpunkt der Bildnerei oder Plastik (s. diese Art.); denn die Gestalt lebendiger Wesen ist der höchste, ideenreichste, und ausdrucksvollste Gegenstand der sichtbaren Dinge, welche ohne Farbe darstellbar sind. Vorzüglich aber ist es die Menschengestalt, die Blüthe der Schöpfung, das Bild der Freiheit, deren Umrisse der Bildner in den mannichfaltigsten Charakteren im ganzen Körper darstellt, und die Statue ist als Werk der schönen Kunst das einfachste und erhabenste Kunstwerk zugleich. Sie wirkt durch die reine Form, und die Farbe ist ihr außerwesentlich. In diese Form legt sie den geistigen Ausdruck der Idee, und gibt so der Masse den Schein des höhern Lebens. Was die Erfindung dieser Idee anlangt, so unterscheidet man die Idealstatue und die Porträtstatue (Statua iconica, iconische Statue bei den Griechen und Römern, welches zugleich eine Statue in natürlicher Größe bedeutet). Die erstere steht in der Erfindung höher, und am höchsten, wenn sie wie in dem griechischen Alterthum höhere und göttliche Wesen versinnbildet. Letztere haben die Eigenschaften jedes Porträts (s. d. Art.), in so fern es nicht auf Farbendarstellung beschränkt ist. In Griechenland erhielten dergleichen die dreimaligen Sieger in den olympischen Spielen; die ersten Porträtstatuen aber scheinen zu Athen dem Harmodius und Aristogiton, den Rächern der Freiheit und Mördern der Pisistratiden, gesetzt worden zu seyn. In der ersten Zeit scheint es nur Götterstatuen gegeben zu haben; so wie dagegen in der letztern Zeit und noch mehr zur Zeit des Verfalls der römischen Republik, als Schmeichelei und Sklaverei eindrangen, eine unendliche Menge Porträtstatuen, man erinnere sich des Demetrius Phalereus. Die Götter und Fürsten wurden

trähet der Idee, welche sie darstellten, gemäß in einer, die natürliche Lebensgröße weit übersteigenden Größe (colossal) gebildet, so wie überhaupt im Alterthum die verschiedene Größe der Statuen symbolische Bedeutung hatte. In Hinsicht ihrer äußern Stellung unterschied man pedestres (stehende), sedentes (sitzende), equestres (Reiterstatuen), und fahrende (curules und zwar bigatae, quadrigatae), wie viele Gottheiten und triumphirende Feldherren vorgestellt wurden. In der Reinheit der bildenden Kunst liegt auch die Darstellung des Nackten, welches bei verderbter Cultur den kunstreichen Gewändern weicht. Doch hängt auch hier viel von nationaler Sitte ab (s. d. Art. Plastisch und Bildnerei). So ging auch die bildende Kunst von einzelnen Statuen zu ganzen Gruppen fort, die jedoch in dem Wesen der Darstellung nichts verändern und größtentheils auch selbstständig eine vollkommene Anschauung gewähren. Ueber die Massen, aus welchen Statuen gearbeitet werden, und die Arbeit selbst s. d. Art. Plastik und Bildhauerei. Jetzt nennt man gewöhnlich nur eine in harten Massen gegossene oder gehauene Figur Statue. Die berühmtesten Statuen sind unter dem Art. Bildnerei, Bildhauer der Griechen, Römer und der Neuern und Plastik in geschichtlicher Folge aufgeführt. Ueber Beiwerke siehe diesen Artikel.

Statut (aus dem Lateinischen von statuere) heißt dasjenige Gesetz, welches ein Ort oder eine bürgerliche Gesellschaft sich selbst zur Beobachtung vorgeschrieben hat. Besonders gehören die Stadtrechte oder die Statuten einer Stadt hieher, welche bisweilen auch Willkür genannt werden. Das älteste deutsche Stadtrecht ist das soestische, welches schon zu Anfange des 12ten Jahrhunderts in lateinischer Sprache gemacht wurde. Auch das lübische (oder lübeckische), hamburgische u. a. Statuten sind sehr berühmt und oft von andern Städten angenommen, die jenen nicht unterworfen waren. Solche Statuten bestimmen gewöhnlich einzelne Rechte, in wie fern sie von dem gemeinen abgehen, z. B. das lübeckische über die eheliche Gütergemeinschaft, die leipziger Statuten in Ansehung der Gerade, und sie verlieren, wenn sie vom Landesherrn bestätigt worden sind, auch keineswegs ihre verbindliche Kraft durch neue entgegenstehende Landesgesetze, wofern nicht diese ausdrücklich das Statut aufheben. Noch ist zu bemerken, daß die Rechte derjenigen Einwohner einer Stadt, welche von der Gerichtsbarkeit derselben ausgenommen sind, nicht nach den Statuten, sondern nach den Vorschriften des gemeinen Rechts beurtheilt werden müssen. — Statutarisch heißt demnach dasjenige, was zufolge der Statuten eines Orts oder einer bürgerlichen Gesellschaft gesetz- und verfassungsmäßig ist. Statutarische Erbportion ist derjenige Erbtheil eines Gatten — sey es der Mann oder die Frau — den derselbe entweder nach bestehenden Landesgesetzen, oder dem Herkommen, oder nach den Statuten eines Orts aus dem Vermögen des verstorbenen Ehegatten als einen Pflichttheil erhalten muß. Sie besteht in einer bestimmten Quote des Nachlasses, ihre Quantität richtet sich also nicht nach der Anzahl der Erben. Die statutarische Erbportion kann dem überlebenden Ehegatten durch kein Testament entzogen werden. Der überlebende Ehegatte braucht, in der Regel, nicht die Schulden des Verstorbenen zu bezahlen, bekommt aber die statutarische Erbportion erst nach geschehener Bezahlung der Schulden aus dem Nachlasse.

Staubfäden sind diejenigen Theile einer Pflanzenblüthe, welche mit dem Staubbeutel das Staubgefäß ausmachen und jenen tragen. Zuweilen fehlen sie ganz, wiewohl selten.

Staufen, s. Hohenstaufen.

Staunton (Sir George Leonard), Baronet von Irland, war geboren zu Galway in Irland von nicht eben vermögenden Aeltern und kam frühe nach Montpellier, wo er Medicin studirte. Nach vollendeten Studien nahm er den Doctorgrad an und ging nach London, wo er mehrere schriftstellerische Arbeiten übernahm, unter andern eine Uebersetzung einiger Schriften des berühmten wiener Arztes Stärk, eine Vergleichung der englischen und französischen Literatur für das Journal etranger u. s. w. Um das Jahr 1762 erhielt er eine Einladung nach Westindien, wo er sich als Arzt ein ansehnliches Vermögen erwarb. Lord Macartney, Gouverneur der Insel Granada, der ihn kennen lernte, machte ihn zu seinem Secretär. In diesem Posten lernte Staunton die Gerichtsverfassung genau kennen und wurde Generalfiscal. Als Macartney die Statthalterschaft von Madras übernahm, folgte er diesem als Secretär auch dorthin. Hier zeigte er sich in vielen schwierigen Fällen als einen sehr geschickten Geschäftsmann, besonders bei den Friedensunterhandlungen mit Tippo Saib, bei welchen er den französischen Admiral Suffrein zur Einstellung der Feindseligkeiten bewog, noch ehe dieser von dem zwischen Frankreich und England abgeschlossenen Tractate Nachricht erhalten hatte; eben so zeigte er eine seltene Unerschrokkenheit bei der Gefangennehmung des Generals Stuart, die er ohne Blutvergießen ausführte. Als Staunton aus Ostindien nach England zurückkam, sah er sich für seine geleisteten Dienste von der ostindischen Gesellschaft mit einem Jahrgehalte von 500 Pfund, von dem Könige mit dem Titel eines Baronets von Irland und von der Universität Oxford mit der Würde eines Doctors der Rechte belohnt. Von neuem ward er Macartney's Gefährte, als dieser 1792 zum Gesandten nach China bestimmt wurde. Er wurde nicht nur zum Legationssecretär ernannt, sondern erhielt zugleich, um nöthigen Falls die Stelle des Lords vertreten zu können, den Titel eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers. Diese Gesandtschaftsreise verfehlte in der Hauptsache ihren Zweck (s. Macartney). Nach seiner Rückkehr begann Staunton aus den Papieren Macartney's, seinen eigenen Bemerkungen und den Tagebüchern und Beobachtungen des Commandeurs der Expedition, Sir E. Gower, und der Gelehrten und übrigen Begleiter des zahlreichen Gefolges eine Beschreibung dieser Reise, die mit vielen trefflichen Karten und Kupfern ausgestattet und einem dem innern Werth angemessenen äußern Aufwande ausgeführt dem Publicum übergeben wurde, unter dem Titel: An authentic accourt of an embassy from the king of Great-Britain to the Emperor of China, Lond. 1797, Vol. II. 4., und ein Folioband Karten und Kupfer (deutsch von Hüttner, Zürich 1798, 2 Bde. 8.). Großen Antheil an diesem Werke hatte der Gelehrte Barrow. — Staunton starb zu London den 12ten Januar 1801. Der Erbe seines Titels und Vermögens war ein Sohn, der ebenfalls die Reise nach China mitgemacht hatte.

Stedinger, oder Stettländer hieß eine aus Friesland stammende Völkerschaft im heutigen Oldenburg und Delmenhorst, die sowohl über den Druck ihrer weltlichen Herren, welche auf ihren Kirchfahrten ihre Weiber und Töchter raubten, als auch über die Habsucht der Geistlichen empört, im 12ten und 13ten Jahrhundert in aufrührerische Unternehmungen ausbrach. Da die Stedinger als Seeleute häufig an die Küsten von Holland und Frankreich kamen, mochten sie wohl auch freiere Begriffe von den Verderbnissen des Priesterthums und Gottesdienstes mit nach Hause bringen, daher sie mit den Albigensern ver-

glichen und verwechselt, ja selbst Albigenser genannt wurden (s. d. Art. Secten). Von den Erzbischöfen von Bremen wurden sie seit dem Ende des 12ten Jahrhunderts als hartnäckige Ketzer verfolgt, weil sie den Zehnten verweigerten. Der Papst Gregor IX. verhängte 1232 das Interdict wider sie und der Erzbischof Gerhard II. von Bremen überzog sie mit einem Kreuzkriege, worin sie 1234 bei Tausenden getödtet, ihre Gefangenen verbrannt, ihre Wohnsitze mittelst durchstochner Deiche überschwemmt oder durch Brand und Raub verwüstet wurden. Die Reste dieses freisinnigen, fast ganz aufgeriebenen Volkes beugten sich 1235 unter ihre Tyrannen.

Steele (Sir Richard), ein ausgezeichneter politischer und dramatischer Schriftsteller, wurde zu Dublin entweder 1671 oder 1679 geboren. Sein Vater war von englischer Herkunft und einige Zeit Secretär des Herzogs von Ormond, durch dessen Einfluß Richard frühe nach England auf die Schule zu Charterhouse gesandt wurde. 1691 trat er in das Morton Collegium zu Oxford. Von seinem akademischen Leben weiß man nichts, als daß er dort eine Komödie schrieb, die er aber auf den Rath eines seiner Mitstudenten vernünftiger Weise verbrannte. Nachher verließ er die Universität, und trat als Freiwilliger unter die Leibgarde zu Pferde. Sein offener und großherziger Charakter erwarb ihm Freunde, und verschaffte ihm eine Fähnderichstelle bei der Garde. Da er nicht Kraft genug fühlte, den Versuchungen seines Alters und seiner Lage zu widerstehen, so schrieb er einen kleinen Aufsatz zu seiner eigenen Ermahnung „der christliche Held;" und um noch mehr sich dadurch vor Ausschweifungen zu schützen, ließ er ihn 1701, wo er Privatsecretär des Lords Cull war, und sich eine Compagnie bei einem Füsilierregiment erkauft hatte, drucken. Die Ernsthaftigkeit dieses Werks setzte ihn manchen Spöttereien seiner Cameraden aus, besonders da er wohl durch seine Sitten nicht dem Inhalte seiner Schrift entsprach. Er hielt es daher, wie er sagt, für gut, als Lustspieldichter aufzutreten, um dadurch seinem Charakter einen heitern Anstrich zu geben. Es erschien auch in gedachtem Jahre das „Begräbniß oder Kummer nach der Mode" (Funeral, or Grief à la Mode). Dies Stück machte Glück, und wird noch jetzt auf den englischen Bühnen gegeben. Entweder auf diese oder andere Weise war er dem König Wilhelm bekannt geworden, der gewilligt war, ihm einen Beweis seiner Gunst zu geben, welches jedoch sein Tod verhinderte. Addisons Empfehlungen aber an die Lords Halifax und Sunderland verschafften ihm zu Anfange der Königin Anna Regierung einen Posten als Zeitungsschreiber, ein erniedrigendes Pertinenzstück des Ministeriums, wozu bloß Finger, Gehorsam und Behutsamkeit erfodert wurden. Steele's Lustspiel: der zärtliche Ehemann, wurde 1704 mit großem Beifall gegeben. 1709 begann er unter dem Titel: „der Plauderer (Tatler) von Sir John Bickerstaff Esquire" (m. s. Swift), eine Zeitschrift, welche noch mehr als seine frühern Hervorbringungen ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Schriftstellern der englischen Literatur verschaffte. Sein Hauptbestreben war indessen, durch dieses Blatt die Sitten und Gebräuche der Nation zu verbessern, die Modethorheiten und Laster jeder Art lächerlich und verächtlich zu machen, und über öffentliche Gegenstände richtige und großherzige Gesinnungen zu verbreiten. Hiezu war Steele durch die Kenntniß der Welt, die er durch den freien Umgang mit derselben erlangt hatte, völlig geeignet, da es ihm an natürlicher Laune und Lebhaftigkeit und an einer edeln, wohlwollenden Denkart nicht fehlte. Er hatte auch das Glück, sich Mitar-

beiter zu verschaffen, von denen einige ihn weit an Genialität übertrafen, und von denen wir nur Swift und Addison nennen. Den Namen des erstern findet man fast auf allen Blättern jener Zeitschrift. Der Plauderer oder Tatler wurde allgemein bekannt, und da er es in politischer Hinsicht mit den Machthabern hielt, so bekam Steele zur Belohnung eine Anstellung als Commissionär des Stempelpapiers, welche er nach Entlassung der Minister, die sie ertheilt hatten, behielt. 1711 folgte dem Plauderer der noch berühmter gewordene „Zuschauer,“ dem ein reiferer Plan zum Grunde lag, wonach alle politischen Tagesereignisse daraus verbannt waren, und an welchem Addison und andere ausgezeichnete Schriftsteller einen beständigern Antheil nahmen, obgleich Steele ferner den Marktplatz füllen half. Als der Zuschauer endigte, ward der „Aufseher“ (Guardian) begonnen, und eine Zeit lang in demselben Geiste fortgesetzt; allein Steele war jetzt zu ernstlich mit der Opposition des Ministeriums verbunden, um seine Feder zu zähmen; und jenes Blatt hörte noch in demselben Jahre auf. Er versuchte es nachher mit andern periodischen Werken, aber sie schienen alle dem Parteigeist zu dienen, und sind längst vergessen. Um einen entschiedenen politischen Charakter zu behaupten, verzichtete er auf seine Bedienung und auf einen Jahrgehalt, den er bis dahin erhalten hatte. Er bemühte sich um einen Sitz im Parlament, und ward bei Zusammenberufung desselben für den Flecken Stockbridge erwählt. Bald nachher aber wurde er als Verfasser einiger für aufrührerisch und verleumderisch angegebenen Schriften von dem Parlamente ausgeschlossen. Addison, die Walpole's und die Lords Finch, Lumley und Hinchinbroke vertheidigten ihn zwar, allein die machthabende Partei bestand auf einem Opfer, und er verlor seine Stelle. Er fing hierauf wieder an, sich mit schriftstellerischen Arbeiten zu beschäftigen. Indessen verbesserten sich durch Georgs I. Thronbesteigung, der ihn zum Oberstallmeister zu Hamptoncourt und zum Friedensrichter im Middle-Essex ernannte, seine Verhältnisse. Auch erhielt er die Direction des königlichen Theaters auf Lebenszeit. Bei dem ersten Parlament unter der neuen Regierung trat er für Boroughbridge wieder als Parlamentsglied ins Unterhaus ein, und im April 1715 wurde er bei Ueberreichung einer Adresse zum Ritter ernannt. Für noch wichtigere Dienste erhielt er von Sir Robert Walpole 500 Pfund Sterling, und auf solche Weise ermuthigt, lieferte seine fruchtbare Feder eine Menge politischer Aufsätze, die mit gleichem Eifer die Sache der Partei, welche er ergriffen hatte, sowohl in ihren glücklichen als zweifelhaften Verhältnissen vertheidigten. 1717 wurde er zum Commissarius bei der Auskundschaftung der durch die Empörung in Schottland verwirkten Güter bestellt, und ungeachtet dieses gehässigen Auftrags mit großer Achtung empfangen. Dort machte er den Versuch, die englische und schottische Kirche mit einander zu vereinigen, und hatte wegen der Wiederherstellung der bischöflichen Gewalt mit mehreren presbyterianischen Geistlichen Zusammenkünfte; allein sein Eifer bei diesem Geschäfte wurde wahrscheinlich durch zu wenig Einsicht geleitet. Ueberhaupt war Projectirsucht ein Hauptzug in Steele's Charakter, und sie war sowohl die Wirkung als die Ursache der beständigen Verwickelungen, in denen er sich befand, und die aus seinem Mangel an Wirthschaftlichkeit und seinem Hange zur Verschwendung entsprangen. Seine erste Gattin war von Barbados, und der Tod ihres Bruders verschaffte ihm eine sehr bedeutende Pflanzung; auch durch eine zweite Gattin erhielt er ein beträchtliches Vermögen, und doch war er immer in Geldnoth. Ein Project, „die

Fische lebendig zu Markte zu bringen," worüber er 1718 ein Patent erhielt, brachte seine Umstände, statt sie zu heben, noch mehr in Verfall. Zu wünschen wäre es gewesen, daß seine Unfälle bloß Aufopferungen von Geld erfodert hätten; allein er kam dadurch auch mit seinem Gewissen häufig in Widerspruch. Ein englischer Schriftsteller Whiston erzählt in seinen Denkwürdigkeiten: er habe einmal mit Steele, der eine, seinen frühern Erklärungen widersprechende, Stimme im Parlamente gegeben hätte, über dessen Unbeständigkeit gesprochen, und der Ritter habe ihm geantwortet: „Herr Whiston, Sie können zu Fuß gehen, das kann ich nicht." Steele war indessen nicht zu blinder Unterwürfigkeit geschaffen; und wegen seiner Widersetzung gegen die Pairschaftsbill, welche die Minister 1719 vorgeschlagen hatten, wurde er seines Patents als Director der Schauspiele beraubt. In einer Flugschrift „das Theater" appellirte er deshalb an das Publicum, und vertheidigte 1720 die Sache der Nation gegen das verderbliche Südseeproject in einer andern Flugschrift. 1721 ward er wieder als Director des Drury-Lane Theaters hergestellt. Bald darauf schrieb er die „gewissenhaften Liebenden," ein Lustspiel, welches 1722 zum erstenmal aufgeführt wurde, und welches viel zur Vergrößerung seines Ruhms und seines Glücks beitrug. Dies Stück wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, und war lange das vorzüglichste unter den rührenden Lustspielen der Engländer. Der König schenkte ihm für die Zueignung 500 Pfund Sterling, allein seine beständigen Geldverlegenheiten nöthigten ihn, seine Stelle beim Theater zu verkaufen. Dazu hatte er noch das Unglück, einen Prozeß gegen die Unternehmer des letztern zu verlieren, und jetzt, in Hinsicht auf Vermögen und Gesundheit zu Grunde gerichtet, zog er sich auf sein Landgut in Wales zurück, wo ein Schlagfluß seine Geisteskraft schwächte, und im September 1729 sein Leben endete. Im geselligen Leben wurde er wegen seines freundlichen, zuvorkommenden und offenen Charakters eben so sehr geliebt als wegen seiner gänzlichen Freiheit von Eifersüchtelei und Uebelwollen gegen Andere. In Hinsicht seiner Geisteswerke gehört er mehr zu den Männern von Talenten, als zu denen von Genie. In seinen Schriften herrscht übrigens eine lebhafte Phantasie, die sich über eine Mannichfaltigkeit von Gegenständen, aber mit wenig Kraft und Sorgsamkeit, verbreitet. Seine Schreibart und seine Gedankenfolge sind gleichfalls schlaff und incorrect. Er war ein Freund der Tugend, und mahlte sie oft mit den reizendsten und anziehendsten Farben, allein sein Beispiel war keineswegs untadelig. Seinen Ruf als Schriftsteller verdankte er hauptsächlich seinen Theilnehmern an jenen Zeitschriften, und sein Name gehört kaum zu denen, welche einen vorzüglichen Glanz auf die damalige Periode der englischen Literatur warfen. N. P.

Steganographie, auch **Kryptographie**, ist die Kunst, sich auf geheime Weise schriftlich mitzutheilen, **Geheimschreiberei**. Dies kann geschehen durch besondere, auf Verabredung beruhende Zeichen und Schriftzüge (Chiffren, s. d. Art. Dechiffriren), oder durch ungewöhnlichen und verborgenen Gebrauch der Schreibmaterialien (besondre sympathetische Dinten, die erst durch Anwendung gewisser Mittel sichtbar werden, besondere Zusammenlegung und Zusammensetzung der Gegenstände, auf welche geschrieben wird, oder eine ungewöhnliche Stellung und Anordnung der Schriftzüge selbst) oder durch unbemerkte Mittel der Uebersendung (z. B. dazu abgerichtete Thiere, Brieftauben, Hunde u. s. w.). Die gewöhnlichste Art der Geheimschrift besteht in neuerfundenen Buchstaben, mathematischen Figuren, Zahlen u. s. w.,

tit ganze Worte, Sylben oder Buchstaben bezeichnet werden, und ist, um so vorzüglicher, je weniger irgend jemand, der in das eimniß nicht eingeweiht ist, sie ohne Schlüssel dechiffriren kann, und eichter ihr Gebrauch und ihre Erlernung ist. Letzteres ist ein seltner rzug der Chiffren, da sie, um Verdacht zu vermeiden, gewöhnlich r zusammengesetzt sind, und manches enthalten muß, was den For- enden irre führen soll; daher selbst die sogenannten nonvaleurs ichts bedeutende Zeichen, welche zur Verwirrung des Uneingeweihten gesetzt werden). Ueber verschiedne Arten der Geheimschriften, z. B. r Multiplications-, Transpositions- und Netzchiffre siehe das weitere Klübers Kryptographik oder Lehrbuch der Geheimschreibekunst, übingen, 1809, 8. — Die Steganographie ist sehr alt. Im Orient idet man schon im Alterthum verschiedene Arten; selbst die Hierogly- en- und Bilderschrift war nur Eingeweihten bekannt. In Rom be- enten sich Cäsar und August einer Geheimschrift zu ihrer politischen orrespondenz. Die Römer nannten eine solche Geheimschrift caecas tteras.

Stehendes Capital (Nationalökonomie), ist derjenige Güter- orrath, welcher, wenn er zu Hervorbringung neuer Güter verwandt wird, noch über die Hervorbringung des Guts fortdauert, und im Be- itze dessen bleibt, der denselben zu diesem Behufe verwandte. Das tehende Capital kann sowohl geistig als sinnlich seyn. Zu dem geistigen ist der bleibende Zusatz zu den bloßen Naturgaben zu rechnen, der sich in den Menschen durch Ausbildung der Talente und Geschick- lichkeiten, so wie durch Erlernung von Künsten und Wissenschaften erzeugt. Zu dem sinnlichen Gütervorrath dieser Art gehören die Werkzeuge und Maschinen jeder Gattung, vom Spaten und Pfluge an bis zu dem zusammengesetztesten Kunstwerke; es gehören dazu die Gebäude, sowohl diejenigen, welche selbst gewissermaßen Maschinen und Werkzeuge sind, z. B. Mühlen, Schmieden, Sägen u. s. w., als auch solche, welche zur Aufbewahrung der Werkzeuge oder der Güter dienen, z. B. Waarenlager, Magazine u. s. w., wie nicht weniger die eigentlichen Wohngebäude der Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute und sonstigen Arbeiter; auch sind dahin zu rechnen alle Mittel zur Fort- schaffung der Güter, sowohl in so fern sie der Einzelne besitzt, wie Wa- gen, Pferde, Schiffe u. s. w., als auch in so fern sie dem Staate gehören, wie z. B. Kunststraßen, Canäle, Häfen u. s. w.; eben so gehören dahin die bleibenden Veränderungen des Grundes und Bo- dens durch Besserung und Urbarmachung desselben. (S. Capital.)

K. M.

Steibelt (N.), ein berühmter Virtuos auf dem Pianoforte, und Claviercomponist, geb. zu Berlin 1756. Friedrich Wilhelm hörte von seinen Anlagen zur Musik, und ließ ihn durch den berühmten Kirch- berger unterrichten. Sein Clavierspiel ist glänzend, auch improvisirt er sehr glücklich. Seine Compositionen sind gefällig und einschmeichelnd, aber ohne Tiefe und Originalität, und viele triviale Stellen stören ihre Wirkung. Steibelt hält sich bald in London, bald in Paris und Pe- tersburg auf. Zu Paris hat er auch ein Ballet Le retour du Zephir, und eine Oper Juliette et Romeo mit Beifall gegeben. Von einer andern La Princesse de Babylon ist weniger bekannt worden. Auch in London ließ er zwei Ballets (das schöne Milchmädchen und das Urtheil des Paris) aufführen. Die größte Zahl seiner Compositionen steht in Concerten, Sonaten, Variationen und Potpourris für das Pianoforte.

Stein (Joh. Andr.), einer der ausgezeichnetesten deutschen Orgel- und Instrumentenmacher in Augsburg, wurde 1728 zu Heidelsheim in der Rheinpfalz geboren, ließ sich 1750 in Augsburg nieder, bekleidete daselbst auch die Stelle eines Organisten, und starb am 29sten Febr. 1792. Seine Pianoforte's, die ihn durch ganz Europa berühmt machten, wurden von allen Kennern, wegen Beziehung und Proportion der Saiten und Leichtigkeit des Anschlags und des Spiels, gepriesen. Eines seiner Meisterstücke ist die 1755 und 1756 erbaute herrliche Orgel in der Barfüßerkirche zu Augsburg, welche 37 klingende Register hat. Sein Sohn Matthäus Andreas, und seine Tochter, die bekannte treffliche Clavierspielerin Nannette (geb. 2ten Jan. 1769 und seit 1791 vermählt mit dem Musikus Andreas Streicher in Wien) setzen noch immer, unter seinem Namen, die Fertigung sehr guter Instrumente fort.

Stein (Carl, Freiherr von). Dieser in der neuesten Geschichte unseres Vaterlandes so berühmt gewordene Minister ist im October 1757 zu Nassau an der Lahn geboren, und stammt aus einem altadeligen Geschlechte, das Urkunden vom J. 1000 hat. Vor etwa dreißig Jahren suchte er um preußische Civildienste im Berg- und Hüttendepartement nach, und erhielt die Bergrathsstelle in Wetter in der Grafschaft Mark. Im J. 1784 erschien er als Gesandter in Aschaffenburg, und der Churfürst von Mainz, Carl Joseph, trat zum Fürstenbunde. Stein war voll Feuer und Kenntnisse in der Staatswirthschaft, worin er von einer unbeschränkten Gewerbe- und Handelsfreiheit ausging. Seine Untergebnen nannten ihn damals stolz und streng, aber auch gerecht und eifrig für das Beste. Er stiftete in seinem Departement viel Gutes, und zeichnete sich aus. Sein Stand, sein Vermögen, seine Verheirathung mit der reichen Gräfin Wallmoden-Gimborn, mehr als alles aber seine Verdienste bahnten ihm unter des Ministers v. Heinitz Präsidium im westphälischen Departement eine schnelle Beförderung. Er wurde Kammerdirector in Hamm, dann Präsident, und bald darauf Oberpräsident aller westphälischen Kammern. In diesem Posten erwarb er sich unter andern das große Verdienst, die unfahrbaren Landstraßen Westphalens in treffliche Chausseen umzuschaffen. Was noch von Domainenpachten übrig war, vertheilte er unter die Bauern. Er belebte das Fabrikwesen und den Handel; auf seine Anträge wurde Ordnung in die Forstwirthschaft gebracht. Er organisirte die neu acquirirten westphälischen Provinzen. Nach Struensee's Tode erhielt er das Ministerium des Accise- Zoll- und Fabrikendepartements. Sobald er sich in dies ihm fremde Fach einstudirt hatte, griff er mit starker Hand alle Mißbräuche an, und eine Reform folgte der andern. Bald gerieth er mit dem damaligen Cabinetsrath Beyme in Zwist, dessen Einwirkung in die Staatsgeschäfte er nicht ertragen wollte. Der Feldzug 1806 erfolgte, und Stein flüchtete nach Königsberg. Hier erhielt er wegen neuer Differenzen mit dem Cabinet seinen Abschied in ungnädigen Ausdrücken. Dies geschah im Frühjahr 1807. Er ging auf seine Güter. Als man aber nach dem tilsiter Frieden aussahe, welcher erfahrnen und kraftvollen Hand man das Steuer des schwankenden Staatsschiffes anvertrauen sollte, da rief man ehrenvoll Stein zurück. Er lag am Fieber darnieder, als des Königs Ruf an ihn erging. Krank warf er sich in den Reisewagen, und durchflog eine Strecke von 150 Meilen. Im Jahr 1808 war er Premierminister. Mit welcher Energie er zur Rettung, Erhaltung, Wiederherstellung Preußens wirkte, ist bekannt. Die Unterhandlungen, welche er im Frühjahre 1808 in Ber-

lin mit der französischen Regierung anknüpfte, waren erfolglos. Er kehrte nach Königsberg zurück, und begann ins Geheim für die Befreiung Deutschlands Vorbereitungen zu treffen. Ein aufgefangener Brief verrieth den Plan, und Napoleon erklärte den patriotischen Mann in die Acht. Der Baron von Stein verließ die preußischen Staaten, und ging den 6ten Januar 1809 nach dem Oesterreichischen, wo er bis 1812 lebte. Zu Ende jenes verhängnißreichen Jahrs begab er sich von dort zum Kaiser Alexander nach Rußland. Ueber seine Wirksamkeit in diesem wichtigen Zeitpunkte, wo die Befreiung Europens von der schmachvollsten Unterjochung eines sich ihm aufgedrungenen Despoten vorbereitet wurde, hat das Publicum keine genauere Kenntniß erhalten, aber man darf annehmen, daß sie höchst bedeutend gewesen. Nach dem Vordringen der vereinten russisch-preußischen Armeen in Sachsen wurde Stein an die Spitze des gebildeten Verwaltungsraths der eroberten und befreiten deutschen Lande gestellt. Wir verweisen über seine Thätigkeit in diesem wichtigen Posten auf den Artikel Centralverwaltung (der sich im Supplementbande befindet), und bemerken nur, daß Stein zwar auf mannichfaltige Weise zu der Entwickelung der Streitkräfte Deutschlands, und was damit in Verbindung stand, mitwirkte, aber auch durch tausend Conflicte sich begegnender und durchkreuzender Interessen in den großen Bestimmungen der Centralverwaltung gestört war, besonders als in dem Frieden zu Ried (mit Bayern) Grundsätze aufgestellt, und bald auch in den spätern Verträgen mit den andern deutschen Rheinbund-Fürsten Norm wurden, die der Centralverwaltung Steins nur eine geringfügige Wirksamkeit übrig ließen. Die Grundsätze, welche bei dem ersten pariser Frieden befolgt wurden, waren mit Steins Ansichten in Widerspruch, und es blieb dem kräftigen deutschen Manne, dessen Charakter mit allem, was zu Accommodationen gehört, unverträglich ist, nichts übrig, als sich von den Staatsverhandlungen dieser Zeit zurückzuziehn. Er war auch nur wenige Tage auf dem wiener Congreß anwesend. Er lebte seitdem größtentheils im Nassauischen auf seinen Gütern und auf den neuen Besitzungen die er sich in Westphalen erworben hat. — Ueber den Werth, die Verdienste und Talente des Freiherrn von Stein schon jetzt ein bestimmtes und sicheres Urtheil zu fällen, ist kaum möglich. Einige trauen ihm Gewalt für Ideen zu, und reine Liebe für dieselben, Andre halten ihn mehr für einen eifrigen, auch kenntnißreichen Geschäftsmann. Uns scheint, daß seine ursprüngliche geistige Anlage unverkennbar auf Ideen gerichtet war, doch nur auf solche, die unmittelbar in das praktische Treiben eingreifen, und daß seine frühe Bestimmung für die Staatsgeschäfte seine Neigung auf dasjenige Ideale lenkte, das auf den Staat unmittelbare Anwendung litt. Sein stets gespannter Eifer, ein practisches Ziel zu erreichen, mußte natürlich seinen Sinn für Schönheit beeinträchtigen, und so erscheint sein heftiger Wille noch schroffer. In dieser ungemeinen Kraft des Willens kommen Alle überein. Seine Rechtschaffenheit bezweifeln selbst die nicht, welche den Ehrgeiz als die erste Triebfeder seiner Handlungen ansehn. Er kann Einzelnen Unrecht gethan haben, aber niemand weiß ein Beispiel, daß er dabei einen Vortheil für sich suchte. Mit Aufopferung seines Vortheils trat er zurück, sobald er für Preußens und Deutschlands innere Freiheit nicht nach seiner Ueberzeugung handeln konnte; und um alle Macht, die ihm auf die Dauer in Rußland nicht entstehen konnte, war er unbekümmert, sobald er einmal dem Sturm der Russen eine Richtung für die deutsche Freiheit gegeben hatte. Nicht unter andern Nationen wollte er herrschen, sondern im Gefühl

und in der Kraft des deutschen Ritters für die Nationalfreiheit wirken, und wohl mochte er sich dabei in dem Gedanken gefallen, daß einer von den alten unmittelbaren Reichsfreiherrn von Stein wieder für Adel und Volk der deutschen Gauen rüstig sey. — Seine Entfernung von den Geschäften ist als ein Verlust für das Vaterland anzusehn.

Stein der Weisen, philosophischer Stein, ist nach der Meinung der Alchimisten eine Materie, welche unedle Metalle in edle verwandeln, und ein Mittel zur Heilung aller möglichen Krankheiten seyn soll. Diese Idee vom Stein der Weisen, als Mittel zur Verwandlung in Gold, ist seit dem 5ten Jahrhundert sichtbar, und hat noch in neuern Zeiten eine Menge Köpfe verdreht, die zu spät durch Schaden klug geworden sind.

Steindruckerei, Lithographie, ist die Kunst, allerhand Umrisse auf Stein zu zeichnen oder zu schreiben, und dann durch den Abdruck mittelst einer Presse zu vervielfältigen. Der Ruhm dieser wichtigen Erfindung gebührt Herrn Aloys Senefelder, von welchem, so wie von der Art, wie er auf diese Erfindung geführt wurde, wir folgendes mittheilen können. Aloys Senefelder, geboren zu Prag 1772, lebte von früher Jugend in München, wo sein Vater als ein talentvoller Schauspieler in Ansehn stand, und ist seit 1812 bei der königlich bayrischen Steuer-Cataster-Commission als Lithograph angestellt. Er besuchte das Gymnasium in München, zeichnete sich in allen Classen aus, bezog in einem Alter von sechzehn Jahren die Universität Ingolstadt, und studirte dort drei Jahre die Rechte. Das Theater interessirte ihn, und nach seiner Rückkehr zu seinem Vater versuchte er sich als Schauspieler und Dichter. Der Mädchenkenner, ein Lustspiel; Mathilde von Altenstein, ein Ritterschauspiel; der Bruder aus Amerika; die Gothen im Orient sind von ihm. Die beiden ersten sind auch im Druck erschienen. Er war im Begriff, nach Ingolstadt zurückzugehn, um dort zu promoviren, als 1792 sein Vater starb, und eine Witwe mit neun Kindern ohne Vermögen zurückließ. Er war der älteste von seinen Geschwistern. Die Noth der Familie war groß. Nachdem er ohne Erfolg um eine Rechnungsstelle nachgesucht, entschloß er sich als gemeiner Artillerist Dienste zu nehmen. Aber auch hier ward er als Ausländer abgewiesen. Tief bekümmert kam er nach München zu seiner Mutter zurück, und beschäftigte sich bei einigen chemischen Kenntnissen mit allerlei Färbereiversuchen, ohne daß ihm etwas gelingen wollte. Auf einem Spaziergange hob er einst ein Stück Kalkschiefer von jener Gattung, die man kelheimer Marmor nennt, auf, schnitzte mit dem Messer daran, und kam, als er die gleiche innre Textur des Steines bemerkte, auf den Gedanken, wie auf diesem Kalksteine leicht durch Aetzwasser erhabene Figuren, besonders Schrift und Musiknoten, hervorzubringen seyn möchten, und wie man diese dann, gleich Holz- oder Metalltafeln, würde abdrucken können. Diesen Gedanken verfolgte er. Nachdem er eine Schrift, so daß sie hoch erhaben da stand, geätzt, betupfte er sie mit Druckerschwärze, und das Abdrucken gelang. Hocherfreut bat er seinen Freund, den Hofmusikus Gleißner, um eine Musikkomposition, ätzte sie, und druckte sie ab. Im Fortgange seiner Versuche fand er aber bald, daß die Theile des Steins, die mit dem Aetzwasser benetzt waren, die fettige Schwärze nicht annahmen, daß sie nur an den zuvor mit fettiger Masse darauf geschriebenen Figuren hafte, daß diese also nicht besonders erhöht zu werden brauchten, sondern ohne dies mit dem Auftragen der Schwärze verfahren werden könne. Damit war im Jahr 1796 die Erfindung in der Hauptsache gemacht;

alles folgende war nur weitere Ausbildung und Vervollkommnung. Die beiden Momente, worauf die Erfindung beruht, sind einmal die Entdeckung, daß Steine, auf denen durch Scheidewasser wirklich hervorragende Figuren hervorgebracht sind, abgedruckt werden können, wie Holztafeln; zweitens die Entdeckung, daß nach chemischen Gesetzen nur die fettige Zeichnung die aufgetragene Schwärze annimmt, nicht die übrigen mit Aetzwasser berührt gewesenen Theile des Steins, daß man also nur die verlangten Figuren mit einer fettigen Masse auf den Stein zeichnen, ihn mit Aetzwasser überfahren, dann mit Schwärze übergehn und abdrucken dürfe. — Aloys Senefelder dachte jetzt auf Herstellung einer Presse, wozu die Mutter das Letzte hergab. Da aber die Erfindung noch nichts eintrug, gerieth er über den Vorschuß bald in Mißstimmung mit seiner Mutter, und zog ganz zu seinem Freunde, dem Hofmusikus Gleißner, mit dem er in eine Handelsverbindung für das Unternehmen trat. Mehrere Musikstücke erschienen unter dieser Firma. Außer einer Belohnung von hundert Gulden aus der churfürstlichen Hofkammer fehlte es an aller öffentlichen Unterstützung und Aufmunterung; selbst das nachgesuchte Privilegium ward erst beim Regierungsantritt Maximilian Josephs ertheilt. Dagegen interessirten sich einige Privatpersonen für die neue Erfindung, namentlich der Rath Steiner, Professor Kefer und der Musikverleger Falter. Durch Hülfe des letztern ward eine größere und vollkommnere Presse hergestellt, mit welcher zwei Werke gedruckt wurden: das erste Heft von Grünbergers Orgelstücken, und die Zauberflöte in Quartett gesetzt von Danzi. Beide sind aber noch sehr mangelhaft, und der Ertrag kam noch nicht den Kosten gleich. Durch viele Versuche kam A. Senefelder endlich auf die Erfindung der Stangenpresse, die als bewährt noch jetzt für Noten- und Tabellendruck im Gebrauch ist. Nun wurde die in Paris gestochene Polonaise favorite von Steibelt so vollkommen in Steindruck geliefert, daß dieser den Kupferstich an Reinheit und Schönheit übertraf. Von jetzt an lohnte die Sache. Aloys zog nun auch seine Brüder, Theobald und Georg, ins Geschäft. Sie arbeiteten in seiner und Gleißners Officin, und Falter beschäftigte die Presse mit seinem Verlag. So erstarkte die neue Kunst von 1797 bis 1799 an dem Musikverlag, der ihr Unterhalt und Nahrung gab, während Aloys auf immer größere Vervollkommnung sann. Dem Rath Steiner war die Erfindung besonders in der Hinsicht wichtig, daß sie wohlfeile Hülfsmittel für die Schulen zu liefern versprach. Er ließ „Materialien zu Vorschriften für Mädchen,“ zwei Hefte, drucken, und dachte darauf, wie die neue Kunst auch zu Musterblättern für Zeichnungen in den Schulen angewendet werden könnte. Auf seine Veranlassung legte Aloys dem Professor Mitterer einige Versuche in Kreidemanier vor, die gute Hoffnung gaben. Allein Senefelder verließ bald München, und Mitterer verlor ihn und die Sache auf einige Zeit aus den Augen. Als die Brüder Senefelder und Gleißner in den Jahren 1798 und 1799 sich mit dem Notendruck beschäftigten, trat der Musikverleger André aus Offenbach hinzu, und erkaufte die Mittheilung des gesammten Verfahrens für eine bedeutende Summe von mehreren tausend Gulden. Aloys folgte ihm nach Offenbach; Theobald und Georg aber, die in ihrer Wohnung auch eine Presse errichtet hatten, und darüber mit ihrem Bruder in Zwist gerathen waren, verließen München, und theilten in Augsburg die Kunst dem Musikverleger Gombart um 400 Gulden mit. Auf die Erlaubniß ihres Bruders aber, den Steindruck in München zu üben, kehrten sie dahin zurück, übernahmen Gleißners Druckerei, und arbeiteten 1800 für Falter,

gingen aber dann auch nach Offenbach. Im folgenden Jahre reis'te Alops nach London, ließ sich dort ein Patent über die Erfindung geben, das er späterhin an André verkaufte, und kam nach vier Monaten nach Deutschland zurück. Inzwischen hatte ein gewisser Niedermayr aus Straubingen sich der Lithographie bemächtigt, und fing an in Regensburg zu drucken. Er wurde von Pleyl nach Paris gerufen, wo jedoch die wahrscheinlich nur sehr unvollkommen dahin verpflanzte Kunst damals nicht eben gedeihen wollte. Niedermayr ging bald nach Wien, wollte dort eine Druckerei errichten, und suchte um ein kaiserliches Privilegium nach. Alops Senefelder that sogleich Schritte dagegen, reis'te 1801 mit seinen Brüdern selbst nach Wien, und bekam wirklich das Privilegium für Oesterreich, in dessen Besitz sich jetzt der Kunst- und Musikverleger Steiner in Wien befindet. Während Alops dort verweilte, kehrten seine Brüder nach München zurück, und beschäftigten sich 1802 und 1803 wieder mit Notendruck für Falter. Aber in ihrer Abwesenheit hatte Niedermayr, was er vom Steindruck wußte, dem Professor Keser um drei Friedrichsd'ors für die Feiertagsschule mitgetheilt, und es waren in der Zwischenzeit einige Kleinigkeiten gedruckt worden. Jetzt wurden auf des Raths Steiner Betrieb einige Proben von Kunstgegenständen in Kreidemanier durch Mitterer gemacht, welche so gut ausfielen, daß dieser das Zeichnungswerk: Anleitung zur Figurenzeichnung in Umrissen in Kreidemanier, ausführte. Die Folge dieses Gelingens war, daß mittelst eines Contracts vom 7ten November 1804 das Geheimniß des Steindrucks von den Brüdern Theobald und Georg um eine jährliche Besoldung von 700 Gulden für beide als Eigenthum der Feiertagsschule erkauft wurde. Mitterer trat als Curator an die Spitze dieser lithographischen Anstalt, das Mercantilische besorgte der Inspector Weichselbaumer; die Direction des Ganzen führte Rath Steiner. Jetzt machte die Kunst, gepflegt von so wackern Männern, schnelle und mächtige Fortschritte. Mitterer dachte darauf, mehrere Kunstsachen herauszugeben, und gab die zu diesen Zwecken passendere Rollenpresse an. Es erschienen sechs Blätter bayerischer Gegenden von Wagenbauer, und diesen Landschaftsversuchen folgten die Prachtblumen von Mayerhofer. Der Erfolg war so günstig, daß man den Muth faßte, 1805 ein Abonnement über Lieferungen von Kunstblättern zu eröffnen, die nach und nach in 30 Heften erschienen. Seitdem hat diese lithographische Anstalt bei der Feiertagsschule in München ähnliche und noch größere und gelungenere Kunstgegenstände geliefert, bei deren Anführung wir nicht verweilen wollen. — Gegenwärtig hat der Steindruck sich ungemein verbreitet, und man findet lithographische Anstalten zu Durlach, Mannheim, Cassel, Stuttgart, Regensburg, Dresden, Leipzig u. s. w., wiewohl der Hauptsitz derselben München bleibt. Hier in dieser letztern Stadt scheinen so mancherlei Vortheile bekannt zu seyn, die den übrigen lithographischen Anstalten größtentheils noch abgehen und ihre Erzeugnisse hinter denen der Mutteranstalt noch zurücklassen. Das Verfahren ist gegenwärtig im Wesentlichen folgendes. Man bedient sich zweier Substanzen zum Zeichnen auf Stein: der chemischen Tusche und der chemischen Kreide. Die chemische Tusche wird so gefertigt: Man nimmt 2 Loth Unschlittseife, 5 Loth reines, weißes Wachs, 1/4 Loth ausgelaßnes Unschlitt und ein Loth abgeriebenen trocknen Kienruß. Die Seife wird, nachdem sie fein geschabt worden, in einem eisernen oder irdenen Gefäße über Feuer gesetzt, und nachdem sie in Fluß gerathen, mit kleinen Wachs- und Unschlittstücken vermehrt. Hierbei muß man die Masse unaufhörlich

umrühren, und wenn sie zu einem sehr hohen Grade der Hitze gekommen, zugleich während dieses Geschäfts mit einem brennenden Spane anzünden. Nach kurzer Zeit muß die Flamme gedämpft, und während des Kochens der Kienruß langsam hinzugeschüttet werden. Ist dies geschehen, so nimmt man die Masse allmählig vom Feuer, und gießt sie auf eine eiserne oder steinerne Platte aus, worauf man ihr eine beliebige Form ertheilt. Die chemische Kreide besteht aus einem Loth Unschlittseife, 5 Loth weißen Wachses, und einem Quentchen ausgelassenen Unschlitts, wozu man, wenn alles kocht, 5—6 Tropfen an der Luft zerflossener Potasche fügt. Bei diesem Hinzuthun der Potasche braus't aber die Masse stark auf, und muß folglich wohl in Acht genommen werden, damit sie nicht überlaufe; auch muß sie so lange über dem Feuer umgerührt werden, bis sie nicht mehr schäumt. Beim Ausgießen muß man sehr behutsam seyn, und eine Platte mit einem kleinen Rande haben, in welche man die Masse gießt, und eine andere glatte Platte, die man darauf legt, und mit Gewichten beschwert, damit alle sonst nachtheilige Blasen herausgepreßt werden. Der Stein, welcher zum Steindruck taugt, ist ein schiefriger, mergelartiger Kalkstein, welcher im Pappenheimischen und Eichstädtischen gefunden wird; den besten liefert das pappenheimische Dorf Solnhofen. Die Steine sind gewöhnlich nur auf einer Seite bearbeitet, auf der andern roh, und müssen so behandelt werden, daß sie von gleicher Dicke sind, worauf man sie schleift, bis sie eine ganz ebne, glatte Fläche zeigen. Die besten Steine sind die von feinem Bruch und gleicher Farbe; die fleckigen oder weiß punktirten sind mehr oder weniger unbrauchbar, indem das Scheidewasser beim Aetzen nicht gleichmäßig eindringt. Die Steine werden durch einander selbst geschliffen, indem man feinen Silbersand zwischen zwei derselben schüttet, und sie so lange auf einander herumreibt, bis sie rein geschliffen sind. Da der untere bisweilen eher als der obere brauchbar wird, so macht man in diesem Falle den obern zum untern, und fährt mit Schleifen fort. Greift der Sand nicht mehr an, so wird die Platte abgewaschen, und neuer Sand aufgesiebt. Für alle Arten der Zeichnung, die Kreidenmanier ausgenommen, bereitet man die Platte folgendermaßen: Man reibt dieselbe, nachdem der Sand alles rein geschliffen hat, so lange mit Wasser und Bimmstein ab, bis die Oberfläche derselben glänzend wird. Ist der Stein so bearbeitet, so ist er für alle Arten von Schrift, für Pinsel- und Federzeichnung u. s. w. brauchbar. Soll aber der Stein für die Kreidemanier zugerichtet werden, so muß derselbe eine rauhere Oberfläche erhalten, und nach der oben beschriebenen Bimmsteinglättung, mit ganz feinem gleichkörnigem Sande überstreut werden. Hierauf überreibt man die Oberfläche mit einem andern glatt geschliffenen und polirten Steine in die Runde herum, ohne Wasser, wodurch die Oberfläche die nöthige Rauhigkeit bekommt. Alle auf beide Art zubereitete Platten, müssen vor Fettigkeit, Schweiß, und Berühren mit der Hand sorgfältig verwahrt werden, weil sich jede Fettigkeit sonst mit abdrucken würde, da sie die fettige Schwärze annimmt. Will man nun zur Zeichnung mit Tusche auf den so zubereiteten Stein schreiten, so ist es nöthig, daß man sie entweder mit echtem Terpentinöl oder Seifenwasser übergehe, und so das Auseinanderfließen der Striche verhindere. Sodann kann man die Zeichnung mit Blei- oder Rothstift auf die Platte tragen; doch ist Rothstift besser, weil man dann deutlich wahrnimmt, welche Striche wirklich mit Tusche überzogen sind, was bei dem Bleistift nicht so bemerkbar ist. Hierauf umzieht man diese Vorzeichnungsstriche, und führt

das Ganze nach Belieben aus, nachdem man die Tusche in Regen- oder Flußwasser aufgelöst hat; hierbei ist Regenwasser, welches lange gestanden, das beste. Ist der gemachte Strich schwarz oder wenigstens dunkelbraun, so kann man sicher seyn, daß er beim Abdruck kommen werde, da hingegen ein hellbrauner durchsichtiger Strich gewöhnlich sich nicht abdruckt. Man kann diese Tusche mittelst des Pinsels oder der Feder auftragen. Zu der letztern Art sind freilich, besonders wenn die Striche fein werden sollen, Schreibfedern nicht wohl anwendbar, weil sie zu leicht stumpf werden. Aber mit desto größerm Vortheil bedient man sich stählerner Federn, die, aus Uhrfedern gemacht, welche man etwa eine Minute lang in Scheidewasser gelegt, oben wie eine Rinne ein wenig umbogen, und mittelst einer englischen Scheere mit einem Spalt und ordentlichem Schnabel versehen hat, in einen Federkiel gesteckt, und so zum Zeichnen gebraucht werden. Nach der Zeichnung läßt man die Platte einige Stunden liegen, und bringt sie dann erst unter die Presse. Das Zeichnen mit der chemischen Kreide verlangt nur, daß die feinsten und sanftesten Töne zuerst, die stärksten zuletzt genommen werden. Ist der Effect durch die Kreide in den Vordergründen nicht ganz zu bewirken, so hilft man mittelst des Pinsels oder der Feder mit chemischer Tusche nach. Enthält der gezeichnete Gegenstand sanfte Töne, so ist nöthig, daß der Abdruck der Platte sogleich geschehe, weil sonst das wenige Oel leicht verdunstet oder vertrocknet, und dann die Schwärze an diesen Stellen nicht haftet. Der anzuwendende Oelfirniß muß von der besten Beschaffenheit seyn. Ehe nun der Stein mit Schwärze überzogen wird, muß derselbe mit Scheidewasser, das so stark mit Wasser verdünnt ist, daß der Stein nur schwach aufbraust, überzogen oder darein getaucht werden; dadurch wird der Stein an den hellen Stellen für das Einsaugen des Wassers desto geschickter. Hierauf wird er in gemeinem Wasser abgespült. Nur muß man sich hüten, das Scheidewasser zu stark anzuwenden, weil sonst dadurch die feinen Striche und Dinten abgehoben werden. Hat der Stein dann hinlängliches Wasser eingesogen, so ist es nöthig, daß er mit einer Flüssigkeit, die aus 1/6 Leinöl, 2/6 Terpentinöl, und 3/6 gemeinem Wasser besteht, übergossen und diese dann rein weggewischt, und er endlich mit Gummi überfahren werde: hierauf schwärzt man ihn sogleich ein. Das Einschwärzen geschieht mittelst lederner, mit Haaren ausgestopfter, Ballen, wie Buchdruckerballen, deren man von verschiedener Größe haben muß, und mit welchen man, nachdem sie nur sparsam mit Schwärze bestrichen worden, auf die Zeichnung der Platte heftig stößt, und schnell wieder zurückzieht, bis die Zeichnung bedeckt ist. Die ersten Exemplare werden aber selten rein genug. Außer diesen Ballen bedient man sich noch zum Einschwärzen cylinderförmiger mit Leder umwundner Walzen, die an beiden Enden eine Art von Handhaben zum Festhalten haben, und womit man die Platten überwalzt oder auch der von über einander gerollter, fest geschnürter Leinwand gefertigten Stampen. Nach jedem Abdruck wäscht man den Stein mit Wasser ab, und überfährt ihn von Zeit zu Zeit mittelst eines Schwammes mit Gummiwasser, das aus 2 Loth fein gestoßenem arabischen Gummi auf 1/2 Pfund Wasser bereitet seyn muß. Die auf einer weißen Stelle festsitzende Schwärze muß sogleich mit einem reinen, oder auch mit einem in verdünntes Scheidewasser getauchten Schwamme weggenommen und mit Wasser abgespült werden. Zur Beschreibung der Presse selbst bedarf es einer Zeichnung. Der Steindruck wird aber nicht nur auf die oben beschriebene Weise bewirkt; man gräbt auch Zeichnungen, wie bei Kupferstichen

und Holzschnitten in den Stein, und druckt diese sodann ab. Auch kann man Kupferstiche so vervielfältigen, daß man sie, wenn sie aus der Kupferdruckerpresse kommen, naß auf einen Stein legt, und diesen durch die Steindruckerpresse gehen läßt, wodurch der Stein eben solche Abdrücke liefert, als die Kupferplatte. Obschon diese Erfindung von großem Nutzen ist, und im Steindruck, namentlich in München, treffliche Blätter gefertiget werden, so ist es doch eine große Unvollkommenheit, daß sich, besonders im Landschaftlichen die zarten Töne und Fernen nicht genug zurückdrängen lassen; die Striche haben nicht die nöthige Zartheit. Auch gibt eine gut gearbeitete Kreidenplatte nicht viele Abdrücke, und man hat Beispiele, daß nach 300 Abdrücken die feinsten Dinten nicht mehr so erscheinen wollen, wie sie sollen. Vielleicht erhält jedoch diese Erfindung in der Folge der Zeit die Vollkommenheit in der Einrichtung, die jeder Freund der Kunst wünscht.

Steine sind selbstständige, unorganisirte, leblose, natürliche Körper, welche die feste Masse unsers Erdkörpers ausmachen; sie heißen sonst auch Mineralien und Fossilien. S. Mineralogie.

Steingut ist feines irdenes Geschirr, von meistens weißer oder blaßgelber Farbe, das aus einem weißen feinen Töpferthon und calzinirten, kleingestoßenen und durch Seidenflor gesiebten Feuersteinen oder derbem Quarz bereitet wird. Der Thon wird vorher geschlämmt und gesiebt. Die ganze Mischung wird im Wasser durchgearbeitet, und dieses dadurch verflüchtigt, daß man die Masse in ein über einem geheizten Ofen angebrachtes Behältniß schüttet und fleißig umrührt. Hierauf formt oder dreht man die Gefäße nach dem Bedürfniß. Wenn diese nun einige Stunden hindurch im Ofen gestanden, wirft man Kochsalz hinein, oder überstreicht sie auch mit einer Salzlake, wodurch die Verglasung und zugleich auch größere Festigkeit bewirkt wird. Das beste Steingut wird in England zu Derby, Worcester, Burslem und Newcastle verfertigt, obgleich man auch dergleichen in andern Ländern bereitet. Das gewöhnliche weiße oder gelbliche Steingut hat gar keine Glasur. Das gelbe, welches auch Biscuit genannt wird, überzieht man nach dem Brennen mit einer schwefelgelben Glasur, oder bemahlt es auch mit Farben, oder bringt nasse, frische Abdrücke von Kupferstichen darauf. Zuletzt wird es nochmals in Kapseln im Ofen gebrannt. Eine dritte Art des Steinguts ist die, welche durchgängig gefärbt ist, z. B. braun durch Zusatz von Braunstein, schwarz durch den Rauch von grünem Holze. — Gemeiniglich nennt man auch die Fayence Steingut, welche ebenfalls aus feinem Thon besteht, und auf der Glasur bemahlt ist, jedoch bei weitem nicht so starke Glasur als das Porzellan erhält. Schon unter den ägyptischen Alterthümern finden sich Stücke von guter Fayence. Aber zu Anfange des 16ten Jahrhunderts fertigte man dergleichen von vorzüglich guter Art, in der Stadt Fayence (vergl. Fayence und Majolika) in Italien und mehreren umliegenden Städten, von wo sie sehr weit versendet wurden. In so großes Ansehen brachten sie die Mahlereien von Raphael, Titian u. s. w., wiewohl einige an der wirklichen Theilnahme Raphaels zweifeln. Die ältesten derselben führen die Jahreszahl 1537. In noch ältern Zeiten hieß die Fayence Majolica. Man hat auch bunte Fayence, und zwar in sehr vielen Ländern.

Steinhuder Meer ist ein Landsee in dem fürstlich lippeschen Antheile der Grafschaft Schaumburg in Westphalen, von dem dabei liegenden Städtchen Steinhude benannt, über eine Meile lang, und 1 1/2 Meile breit, über 10 Fuß tief, von gelblicher Farbe und torfähn-

lichem Geruche. In der Mitte dieses Sees liegt, auf einem durch die Kunst hervorgebrachten festen Boden, eine kleine Festung oder Sternschanze, der Wilhelmsstein, die, da sie wegen der den See umgebenden Moräste, vom Lande aus mit keinem Geschütz erreicht werden kann, für unüberwindlich gehalten wurde. Wilhelm, regierender Graf zu Lippe-Bückeburg, portugiesischer und braunschweigischer General-Feldmarschall, einer der edelsten, aber auch sonderbarsten Männer unter den deutschen Großen, legte sie in den Jahren 1761 bis 1765 mit großen Kosten an. In dieser Schanze ist ein Schloß mit verschiedenen Wohnzimmern und Sälen, in denen sich eine Bibliothek und einige wissenschaftliche Sammlungen befinden; im Souterrain sind trockne Casematten für 400 Mann (denn mehr sind zur Vertheidigung der Festung nicht nöthig) und um Vorräthe aufzubewahren.

Steinkohlen sind eine Gattung brennbarer Mineralien, meist von schwarzer und brauner Farbe. Die erstere Art wird gemeiniglich Steinkohle genannt, und heißt in der Mineralogie Schwarzkohle; die zweite Art begreift man unter dem Namen der Braunkohle. Zur Schwarzkohle gehören: die Pechkohle, Stangenkohle, Schieferkohle, Kännelkohle, Blätterkohle und Grobkohle; zur Braunkohle zählt man: das bituminöse Holz, die Erdkohle, die Alaunerde, die Papierkohle, die Moorkohle, die bastartige und die gemeine Braunkohle. Das Brennmaterial der Steinkohlen überhaupt ist von den organischen Körpern herzuleiten, deren ölichte und harzichte Bestandtheile durch Schwefelsäure in Bitumen oder Erdpech umgewandelt wurden. Daß die Steinkohlen aus Hölzern und andern Vegetabilien bestehen, welche vom Wasser herbeigeführt, aufgeschichtet, und durch Schwefelsäure umgewandelt wurden, dafür sprechen die Holzstructur der Steinkohlen, die inneliegenden versteinerten Hölzer, die Abdrücke von Farrenkraut, Schilf und andern Pflanzen, und die unbekannten Sämereien und Nadeln von Schwarzholz in der Braunkohle. Die Steinkohlen von höherm Alter, folglich die Schwarzkohlen, haben die meiste Veränderung erlitten, die jüngern, wie die Braunkohle, zeigen ihren Ursprung noch am deutlichsten. Indessen haben die Steinkohlen auch Brennstoff aus dem Thierreiche entlehnt, wie der bituminöse Mergelschiefer darthut, in welchem die Fische zu Steinkohlen umgewandelt sind, und einige Steinkohlenflötze in der Schweiz, in Tyrol, Oesterreich und Bayern, welche eine ungeheure Menge Muscheln enthalten. — Die Steinkohlen sind gewöhnlich durch dazwischen liegende Steinlagen in viele Flötze getheilt, die von 2 Zoll bis zu 6 Lachtern Mächtigkeit steigen, und bis zu 12 bis 60 Flötzen über einander anwachsen; jedoch sind sie nicht alle bauwürdig. Die ältere Art der Steinkohlen hat viele Ueberbleibsel aus dem Pflanzenreiche in ihrem Gefolge, und zwar fast immer Wald- und Sumpfpflanzen von ungeheurer Größe; auch führt dieselbe Metalle mit sich. Bisweilen entzünden sich die Steinkohlen von selbst, oder durch äußere Veranlassungen, wodurch Erdbrände entstehen. Dergleichen sind zu St. Gilles im Lüttichschen, zu Carmeans in Languedoc, zu Duttweiler im Saarbrückischen, zu Milsau bei Kaaden in Böhmen, zu Planitz im sächsischen Erzgebirge u. s. w.; von Ueberbleibseln ausgebrannter Kohlenlager ist das ganze nordwestliche Böhmen angefüllt. Höchst wahrscheinlich sind eben auch diese brennenden Schwarz- und Braunkohlenlager Ursache der Vulkane. Die Steinkohlen sind sehr weit verbreitet. In England sind sie unstreitig am häufigsten, und zwar im nördlichen Theile bei Lancashire, Newcastle und Staffordshire; auch Schottland ist damit versehen. In Frankreich sind die vorzüglichsten am Fuße der

Cevennen, in der Franche Comté, in Bretagne, zu Chaumont und St. Etienne. In den Niederlanden sind die in der Gegend von Lüttich bekannt. In Deutschland sind Hessen, Sachsen, Böhmen und andere Länder ziemlich reich daran. China hat ungeheure Vorräthe davon, die schon seit Jahrhunderten benutzt worden, und Amerika mag einen ähnlichen Reichthum besitzen. Die zur Schwarzkohle gehörige Pechkohle ist unter dem Namen Gagat (vom Flusse Gagas in Lybien, wo man sie fand) bekannt, und wird zu Knöpfen und allerhand andern Dingen verarbeitet.

Steinkrankheit besteht in den Beschwerden, die von Steinen, welche sich im Körper erzeugen, abhängen. Auch die Entstehung der Steine oder steinartigen Concremente ist etwas Krankhaftes, das zunächst von Fehlern der Secretionsflüssigkeit, in welcher sie sich befinden, und der Secretion selbst herrührt; aber die Störung der Absonderung mag wohl in den meisten Fällen von allgemeinen Fehlern in der Mischung der Säfte, besonders des Bluts, und von Fehlern der Assimilation hervorgebracht werden. Dies ist zu vermuthen, weil bei Gries- und Gichtbeschwerden, die nicht selten mit einander abwechseln, fast immer die Verdauung leidet, Säure in den ersten Wegen ist, und weil das Rindvieh im Frühjahr gewöhnlich Gallensteine hat, die sich beim Genuß des grünen Futters wieder verlieren. — Die Steine bilden sich in solchen Absonderungsstoffen, die viele Bestandtheile enthalten, welche Neigung haben, eine feste Gestalt anzunehmen, vorzüglich in solchen Absonderungsstoffen, die sich in eignen Behältern (der Gallen- und Urinblase) sammeln; jedoch auch in den Speichelgängen sind sie gefunden worden. — Sie bestehen aus einem Kern, um den sich mehrere Schichten, welche entweder gleich oder verschieden erscheinen, ansetzen. Ihre Bestandtheile sind nach der Flüssigkeit, in welcher sie entstanden, verschieden. — Sie verstopfen die Canäle, und verhindern dadurch die Ausleerung der abgesonderten Flüssigkeit, sie reizen theils die Wände der Theile, in denen sie sich befinden, und bringen dadurch Krämpfe, Schmerzen, Entzündungen und Vereiterungen hervor, theils wirken sie auch per consensum auf andere Organe ein, z. B. auf den Magen, wodurch Uebelkeit, Erbrechen erfolgt; die Blasensteine erregen auf diese Weise Jucken in der Eichel, Schmerzen im Schenkel, den Hoden u. s. w. — Besonders wichtig sind a) die Gallensteine (calculi fellei), welche sich oft in großer Zahl in der Gallenblase, bisweilen auch in der Leber vorfinden; sie finden sich von der Größe einer Erbse bis zu der einer Haselnuß, sind dunkel, braun, schwarz, an mehreren Stellen der Oberfläche gewöhnlich abgeglättet, bestehen aus verdickter Galle und wallrathähnlichem Fett; sie erregen gewöhnlich nur dann krankhafte Zufälle, wenn sie sich bewegen, oder sehr zackicht sind. Alsdann aber treten heftige Schmerzen ein, die sich aus der Gegend, wo die Gallenblase liegt, bis zum proc. xiphoid. hin erstrecken; ferner verursachen sie öfters periodische und hartnäckige Gelbsuchten. — Um sie aufzulösen, sind die sogenannten resolvirenden Mittel, von einigen der aeth. sulfur. und der spir. therebinth. als specifisch empfohlen worden. Der Zustand der Krämpfe und Schmerzen macht die palliative Anwendung der schmerz- und krampfstillenden Mittel nothwendig; alsdann gehen sie oft durch Erbrechen oder Stuhl ab. — b) Die Urinsteine (calc. urinarii) bestehen aus Blasensteinsäure, blasensteinsaurem Ammonium, kleesaurer Kalkerde, phosphorsaurer Kalk-Talkerde und Ammonium. Sie sind bald ein grobkörniger Sand (Gries), der sich auf den Boden des Gefäßes, in welches der Urin gelassen wird, unmittelbar, nachdem

dies geschehen, senkt, bald wirkliche Steine von der Größe einer Erbse, Haselnuß, bis zu der einer Faust. — Sie finden sich entweder um die Nieren herum, und erregen dann Schmerzen, Entzündung, Vereiterung, oder in dem Becken der Nieren; dann gehen von Zeit zu Zeit unter heftigen Schmerzen, die dem Verlaufe der Uretheren folgen, einzelne Steine in die Blase über, und werden mit dem Urin ausgeleert; oder endlich in der Blase selbst, wo sie vorzüglich oft eine beträchtliche Größe erreichen. Sie verursachen Schmerzen in der Blasengegend und in dem Mittelfleische, und große Beschwerden beim Urinlassen; dieser geht oft nur in gewissen Stellungen tropfenweise unter großen Schmerzen ab, ist schleimig, riecht häßlich, ist mit Blut und Sand untermischt; die Untersuchung mit dem Katheter gibt endlich über das Daseyn des Steins die gewisseste Auskunft, wenn er nicht etwa in einem Theil der Blase eingesackt oder mit Schleim überzogen ist. Um die Urinsteine aufzulösen, sind wohl auch innere Mittel, die lithontriptica genannt werden, z. B. die uva ursi, manche Arten juncus, aqua calcis, Laugensalze, Seife, kohlensaures Gas, empfohlen worden; indessen sind sie ziemlich unsicher, und gewöhnlich wird man genöthigt, durch palliative Mittel, unter welchen das Opium oben an steht, die großen Beschwerden zu erleichtern; in dieser Hinsicht erweisen sich auch milde, schleimige Dinge, Milch und selterser Wasser zum Getränk nützlich. — Wächst dann aber der Blasenstein so sehr an, daß er den Urinabgang ganz verhindert, so ist es Zeit, ihn durch eine, freilich schmerzhafte chirurgische Operation zu entfernen, die der Steinschnitt (lithotomia) heißt. Er kann auf eine vierfache Weise gemacht werden, und zwar, wie man sich ausdrückt, a) mit der kleinen Geräthschaft (apparatus parvus), eine Operation, die schon Celsus beschreibt, und die sehr einfach ist, wenig Instrumente erfodert, und daher den obigen Namen erhalten hat. Der Operateur drückt den Stein zuvörderst vermittelst des Zeige- und Mittelfingers der linken Hand, die er in den Anus bringt, indem er mit der rechten Hand über den Schambeinen gelinde andrückt, so stark nach auswärts gegen das Mittelfleisch, daß er an der linken Seite der Raphe eine Erhabenheit bildet. Hier schneidet er alsdann mit einem bauchigen Scalpell so tief ein, daß er den Stein ganz entblößt. Alsdann kann der Stein durch einen gelinden Druck entfernt werden, oder er wird vermittelst eines Steinlöffels, oder einer krummgebogenen Steinsonde herausgefördert. Ist dies geschehen, so wird der Verband angelegt. b) Vermittelst der hohen Geräthschaft (apparatus altus) wird die Blase an der entgegengesetzten Stelle über den Schambeinen geöffnet. Um dies aber, ohne das Bauchfell zu verletzen, möglich zu machen, muß erst in die Blase 1 1/2 Pfund Flüssigkeit eingespritzt werden. Fühlt nun der Wundarzt durch den After und über den Schambeinen, daß die Blase hinreichend ausgedehnt ist, so erhebt er die äußern Bedeckungen in eine Hautfalte, und schneidet diese dergestalt durch, daß sich der Schnitt gerade über der Vereinigung der Schambeine befindet, nahe an derselben anfängt, und sich vier bis fünf Finger breit nach dem Nabel herauf erstreckt. Alsdann schneidet er mit wiederholten Zügen die Muskeln und die weiße Linie, bis er die Blase erblickt. Nun setzt er den Zeigefinger der linken Hand in den obern Winkel der Wunde auf die schwappende Blase, stößt dicht an demselben ein gerades Bistouri in die Blase, macht aber in der Geschwindigkeit die Oeffnung so groß, daß er mit dem Zeigefinger der linken Hand in die Blase hineingleiten und die Wände derselben an die Bauchbedeckungen andrücken und befestigen kann, ehe das

Wasser ausfließt und die Blase herabsinkt. Nachdem dies geschehen, erweitert er den Schnitt nach den Schambeinen hin, so daß er ungefähr drei Zoll lang wird, und sucht und nimmt den Stein entweder mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, oder mit einer Zange heraus. Bei dem Verbande ist vorzüglich dahin zu sehen, daß alle kleine Verbandstücke vermieden werden, die leicht in die Blase fallen könnten. c) Die große Geräthschaft (apparatus magnus) ahmt die Art und Weise nach, wie Steine bei Frauenzimmern blos dadurch entfernt werden, daß man ihre kurze, weite und dehnbare Harnröhre allmählig so erweitert, daß man eine Zange hineinbringen, und den Stein hervorziehen kann. — Bei Männern öffnet man in dieser Absicht die Harnröhre am Bulbus, und bringt in diese Oeffnung Dinge, wodurch man die Harnröhre dergestalt auszudehnen sucht, daß man die Zange einbringen, und so den Stein entfernen kann; sie heißt die große Geräthschaft, weil sie mehrere Instrumente erfodert als die kleine. d) Die Seitengeräthschaft (apparatus lateralis) wird jetzt für die sicherste und beste Steinoperation gehalten und am häufigsten verrichtet; ihr Zweck ist, den Theil der Harnröhre, der durch die große Geräthschaft so sehr gedrückt und nachtheilig ausgedehnt wird, nämlich vom Bulbus bis in den Blasenhals, sammt der Prostata zu spalten, und da dies nach unten nicht ohne Verletzung des Mastdarms geschehen kann, so muß man den Schnitt auf der Seite der Harnröhre machen. Dies ist der Grund des Namens. Die Operation zerfällt in drei Zeiträume oder Perioden. Der Zweck der erstern ist der Einschnitt in das Mittelfleisch. Es wird zu dem Ende zuerst eine Steinsonde in die Harnröhre gebracht, und so gestellt, daß die hervorstehende Beugung derselben dem Operateur in dem Mittelfleische fühlbar wird, und den Ort andeutet, wo er einschneiden muß. Hierauf wird mit einem Scalpell Bistouri oder dem le catschen Urethrotom zuerst der Einschnitt gemacht, welcher einen Daumen breit über der Oeffnung des Hintern, einen kleinen halben Zoll von der linken Seite der Raphe anfangen, sich links schief herunterwärts durch die Mitte zwischen dem Anus und dem Sitzbeine erstrecken, und wenigstens einen starken Zoll unter dem Sitzbeine am Schenkel sich endigen und wenigstens vier Zoll lang seyn muß. Mit dem zweiten und dritten Messerzuge werden die Muskeln und die Fetthaut durchschnitten. Ist dies geschehen, so sucht der Operateur mit dem Zeigefinger der linken Hand den Bulbus und die Sonde, die der Gehülfe in diesem Augenblicke stärker andrücken muß, schiebt den Bulbus und den Mastdarm mit diesem Finger weg, setzt den Nagel des Fingers in die Rinne der Sonde, und stößt dann die Spitze des Urethrotoms in die Harnröhre, so, daß sie bis in die Rinne der Steinsonde gelangt. Hierauf faßt er den Urethrotom mit der linken Hand, und bringt mit der rechten auf der Rinne die Spitze des Lithotoms bis in die Rinne der Sonde; und es beginnt hiermit die zweite Periode der Operation, in welcher die Urethra bis in den Blasenhals und die Prostata durchschnitten werden sollen. Dies aber geschieht eben durch den Lithotom, welcher sehr verschiedenartig eingerichtet worden ist, unter Handgriffen, die der Construction des Instruments entsprechen müssen, auf sehr mannichfaltige Weise. Nun tritt die letzte Periode ein, eine Zange wird auf dem Gorgeret eingebracht, der Stein sorgfältig und gehörig gefaßt und ausgezogen. Es sind auch hierbei nach Maßgabe der einzelnen Umstände eine Menge von verschiednen Regeln zu beobachten, von denen das Gelingen der Operation gar sehr abhängt. Besonders üble Fälle sind die, wenn der Stein sehr groß ist (man sucht ihn

dann in der Blase zu zerbrechen, und zieht die einzelnen Stücke aus), oder wenn er in der Blase festsitzt. — Nach vollendeter Operation wird zuerst die Blutung gestillt und der Verband angelegt; die Wunde heilt immer erst durch Eiterung, weil der ausfließende Urin die schnelle Vereinigung hindert. Viel einfacher lößt sich der Blasenstein bei Frauenzimmern entweder nach Ausdehnung der Harnröhre durch das Hervorziehen, oder, wenn er sehr groß seyn sollte, so wird auf einer geraden Sonde mit einem Bistouri der Schnitt so seitwärts gemacht, daß er die Mutterscheide nicht verletzt, und der Stein durch die Zange, die alsdann auch auf dem Gorgeret eingebracht werden muß, hervorgezogen. — Nierensteine verursachen bisweilen Absceſſe, die auf dem Rücken erscheinen, und geöffnet werden müssen; bei dieser Gelegenheit untersucht der Wundarzt mit dem Finger, und findet er den Stein lose, so kann er ihn herausnehmen; findet er ihn dagegen festsitzen, so erhält er die Wunde offen, und wartet, bis sich der Stein von selbst loslös't. — Bisweilen endlich bleiben auch wohl Steine in der Harnröhre stecken, und sie müssen dann entweder hervorgezogen, oder wenn dies nicht angeht, durch einen Einschnitt entfernt werden. B. P.

Steinregen. Diese in früherer Zeit zwar vielfach behauptete, aber von den Naturforschern bezweifelte Naturerscheinung hat durch neuere Beobachtungen und Untersuchungen Bestätigung erhalten. Wir führen die merkwürdigsten Beispiele des Steinregens neuerer Zeit an. Am 16ten Junius 1794 erschien Abends gegen 7 Uhr in der Gegend von Siena eine länglichrunde, ganz isolirte finstere Wolke von ganz ungewöhnlichem Ansehen, und plötzlich fiel unter schrecklichen Explosionen und Blitzen, wobei zugleich Rauch und Nebel aus der Wolke hervorbrachen, eine Menge glühender, schlackenartiger Steine herab. Manche waren einige Pfund schwer, und schlugen ellentief in die Erde. Einer traf die Hutkrempe eines Knaben, und versengte den Filz; andere, die auf Bäume fielen, ließen daran Spuren der Gluth zurück; ein großer fiel in einen Teich, und erhitzte an der Stelle das Wasser bis zum Sieden. Tags vorher war ein Ausbruch des Vesuvs erfolgt; man vermuthete, daß der Steinregen damit in Verbindung stehe, fand aber bei der Vergleichung, daß zwischen den gefallenen und ausgeworfenen Steinen ein großer Unterschied sey. Einer dieser Steine war inwendig aschgrau, von erdigem Bruch, matt und mit metallisch-glänzenden Theilchen vermengt; äußerlich sah er auf der runzlichten Oberfläche graulich-schwarz aus, und verrieth Spuren von Schmelzung. — In englischen Journalen findet sich eine andre Nachricht von einem 56 Pfund schweren Steine, welcher den 13ten December 1795 in Woldnewton in Yorkshire mit heftigem Getöse fiel, und nach Einigen 18, nach Andern 21 Zoll tief in die Erde drang. Er war noch warm, als man ihn fand, äußerlich schwarz, inwendig mit glänzenden Theilchen versehen und roch schweflicht. — Der berühmte Joseph Banks besitzt Steine, welche in der Gegend von Benares aus der Luft fielen, während sich bei heiterm Himmel unter donnerähnlichem Getöse eine Leuchtkugel zeigte. Die Steine waren ungefähr 6 Zoll tief in die Erde geschlagen, von einem aschgrauen, puzzolanartigen Gemenge, mit dünnem, schwarzen, uneben gekörnten Ueberzug, und meistens einige Pfund schwer. — Eine noch neuere Nachricht ist vom 26sten April 1803 aus dem Orne-Departement in Frankreich. Biot, der die Sache in Auftrag der Regierung untersuchte, berichtet, daß sich Spuren von der Wirkung des Meteors in einer Fläche von 15 französischen Meilen im Halbmesser gezeigt hätten. Die Untersuchung derselben stimmte mit der

Aussage der Leute in der Gegend überein, und ging dahin, daß daselbst am 26sten April ein fürchterlicher Steinregen erfolgt sey. Die Ausdehnung des Platzes, wohin die meisten Steine gefallen waren, betrug dritthalb französische Meilen in der Länge, und eine Meile in der Breite. Von den gefallenen Steinen fand man 2000; der geringste wog zwei Quentchen, der größte 17 1/2 Pfund. Die Bestandtheile waren wie bei den übrigen Meteorsteinen, nämlich Kieselerde, Talkerde, Eisen, Nickelmetall und Schwefel. Ueber die Erklärung dieses Phänomens sind die Naturforscher sehr verschiedener Meinung, wie schon unter den Artikeln Feuerkugel und Meteorsteine angeführt worden. Chladni gibt ihnen einen kosmischen Ursprung; La Place einen lunarischen, und letztere Meinung hat den meisten Beifall gefunden.

Steinschneidekunst ist diejenige Kunst, mittelst welcher durch Hülfe einer Maschine die Steine in beliebige Form geschnitten werden. Das Schneiden der Steine geschieht durch Anwendung des Demants, des Schmirgels und einer kleinen Maschine, das Rad genannt; ferner durch Sägen, Spitzen von Eisen und Zinn und kleine Räder. Am ältesten ist die Kunst, vertieft in Steine zu schneiden, und Steine dieser Art heißen Intaglios. Weniger alt ist die Kunst, erhabene Figuren auf Steine zu schneiden, und solche Steine werden Cameen genannt. Beide Arten umfaßt man mit dem allgemeinen Namen Gemmen. Die Aegyptier sind das erste Volk, welches Steinschneidekunst trieb, nach ihnen beschäftigten sich Israeliten, Phönicier, Etrurier, Griechen und Römer damit. Die Aegyptier schnitten die härtesten Granite, Syenite, Porphyre und Basalte zu Gefäßen und Figuren, wie man glaubt, durch Anwendung roher Diamanten; aber sie schnitten dieselben nicht erhaben, sondern vertieft. Ihre Gottheiten schnitten sie in Lapis Lazuli. Unter den Israeliten war als Steinschneider Bezaleel bekannt, der auf Moses Anordnung in die Steine des hohenpriesterlichen Mantels und des Brustschilds Aarons die Namen der zwölf Stämme schneiden mußte. Die Griechen brachten diese Kunst zur Vollkommenheit, und schnitten zuerst die erhabenen Figuren oder Cameen; der älteste ihrer Steinschneider ist Theodor von Samos, der um 3440 vor Chr. Geb. lebte. Einer der berühmtesten Steinschneider des Alterthums war Pyrgoteles, zur Zeit Alexanders des Großen; auch Sokrates hat sich als Edelsteinschneider bekannt gemacht. Solon, Dioscorides und Cronius trugen unter dem August diese Kunst nach Italien über, und die Römer wurden bald sehr geschickt darin; doch verschwand sie mit der römischen Macht und dem guten Geschmack. Juden aus Alexandrien sollen die Steinschneidekunst in die Abendländer gebracht haben. Als aber im 15ten Jahrhundert die aus Constantinopel geflüchteten Griechen sich nach Italien wandten, brachten sie, mit Hülfe der Medicis, die Steinschneidekunst wieder empor; namentlich hält man den Johannes Bernardi, einen trefflichen Künstler, für den Wiederhersteller dieser Kunst in Italien. Die ersten Spuren deutscher Steinschneidekunst zeigen sich im 14ten und 15ten Jahrhundert in Nürnberg und Straßburg, und Lukas Kilian wurde wegen seiner herrlichen Arbeit der deutsche Pyrgoteles genannt.

Stellionat (Stellionatus, ein im römischen Rechte vorkommender Ausdruck) heißt 1. im weitern Sinne jede Art des Betrugs oder der Verfälschung (d. i. bösliche Verheimlichung und Entstellung der Wahrheit zum Nachtheil eines Andern), welche in den Gesetzen nicht ausdrücklich benannt ist; 2. im engern Sinn heißt der Betrug, welcher bei Verträgen, im Handel und Wandel begangen wird, gleich-

falls Stellionat. Bei den Römern waren besonders die Erbschleicherei und die Betrügereien durch Testamente herrschend, und es wurde, um sie zu verhindern, ein eigenes Gesetz (die Lex Cornelia de Falsis) gegeben. So wie man nun diese letztern Arten des Betrugs falsa nannte, so hießen die vielen hieher nicht gehörigen Betrügereien Stellionatus. Bei uns wird zwischen Falsum und Stellionatus kein Unterschied gemacht, und die Beschaffenheit des Betrugs und die Größe des angerichteten Schadens dienen hauptsächlich zum Maßstabe der Strafe.

Stempel- oder Stämpelpapier ist ein, nach landesobrigkeitlicher Verordnung mit einem Siegel oder Stempel bezeichnetes Schreibpapier, welches für die schriftliche Ausfertigung und Verhandlung rechtlicher Geschäfte bestimmt ist, und wofür eine gewisse Summe bezahlt werden muß. Man hat das Alter des Stempelpapiers aus dem zweiten Capitel der vierundvierzigsten Novelle beweisen wollen, worin der Kaiser Justinian befahl, daß die Gerichtsschreiber die Documente nur auf solches Papier schreiben sollten, wo am Protokoll, d. i. zu Anfange, der Name des Intendanten der Finanzen, die Zeit, wenn das Papier verfertigt worden, der Name dessen, der es gemacht habe, und der Titel, der die Beschaffenheit und den Inhalt der Acte anzeigte, angegeben sey. Ferner verbot Justinian, diese Zeichen und Titel abzuschneiden oder zu ändern, damit die Verwechselung und Verfälschung der Acten verhütet werde. Dies war also vermuthlich der einzige Zweck jenes Stempelpapiers. Damit kann aber das Alter des unsrigen nicht erwiesen werden, denn unser Stempelpapier ist eine Art von Steuer, die zur Vermehrung der Einkünfte des Staatsoberhaupts oder des Staatsschatzes bestimmt ist, und die ohne Einwilligung der Landstände weder eingeführt noch erhöht werden sollte. Unerweislich ist es, daß schon 1555 Stempelpapier der letztern Art in Spanien eingeführt gewesen ist; aber mit mehr Wahrscheinlichkeit vermuthet man, daß man zuerst in Holland das Papier zu obigem Zweck gestempelt habe, weil die Stempelsteuer dort schon im Jahr 1624 eingeführt war. 1668 war dies gleichfalls in Spanien, und besonders in den spanischen Niederlanden der Fall. Auch Ludwig XIV. erließ im März 1655 ein Edict, wornach ein gewisses Zeichen auf das Papier und Pergament gedruckt werden sollte, wovon die Gültigkeit aller im Königreiche ausgefertigten Acten abhängen sollte. Dieses Edict kam aber nicht zur Vollziehung, und deßhalb ward 1673 der Gebrauch des Stempelpapiers aufs neue angeordnet. In Chursachsen wurde das Stempelpapier am 22st. März 1682, in Churbrandenburg am 15ten Julius desselben Jahres, und in Nürnberg 1690 eingeführt. Am 20sten Febr. 1709 war dies im Hannöverschen, den 1sten Julius 1809 im Mecklenburg-Schwerinschen und unter der französischen Herrschaft auch in Hamburg und Lübeck der Fall. In Würtemberg hatte der Herzog Eberhard Ludwig 1720 das Stempelpapier eingeführt; die landschaftlichen Protestationen zwangen ihn aber es schon im folgenden Jahre wieder zurück zu nehmen. So scheiterten ähnliche Versuche der Herzoge Alexander und Carl an dem Widerspruche der Stände. Als aber der König Friedrich durch den Preßburger Frieden zur unumschränkten Macht gelangt war, erging am 8ten August 1806 eine allgemeine Stempelordnung, nachdem schon 1805 die Neu-Würtembergischen Lande dieser Art von Besteuerung waren unterworfen worden. Mehrere folgende Rescripte dehnten die Anstalt immer weiter aus, und machten die Stempelabgabe immer drückender. Eine Verordnung des jetzigen Königs vom 1. Febr. 1817 erleichterte dieselbe sehr, indem der Gebrauch des gestempelten Papiers bei ge-

schriebenen Aufsätzen abgeschafft und blos bei Gegenständen, wofür gedruckte Formularien bestehen, beibehalten, auch nur gewisse in der Verordnung bestimmte Aufsätze einer Abgabe, als Stempelsurrogat unterworfen wurden. — Einen höchst wichtigen welthistorischen Erfolg hatte (1765) die Einführung des Stempelpapiers in den nordamerikanischen Provinzen (m. s. Vereinigte nordamerikanische Staaten), indem dasselbe und das darauf folgende Theemonopol die Hauptursachen der nordamerikanischen Revolution wurden, welche auch auf die übrigen Welttheile so wichtigen Einfluß gehabt hat. Kein Stempelpapier war drückender als das französische, da der Ertrag der Rechtsgeschäfte, für welche es bestimmt war, oft gar nicht mit dem Preise des Stempels im Verhältniß stand. Dennoch mußte es in Hamburg und an andern Orten fürs erste beibehalten werden, um wichtige Staatsausgaben durch den Stempelertrag zu decken. Die Bezeichnung oder Stempelung dieses Papiers ist freilich willkürlich, indessen geschieht sie doch meistens an dem obern Theile des Bogens oder Blatts. — Das Stempelpapier scheint freilich eine der am wenigsten beschwerlichen Steuern und Auflagen zu seyn, und deßhalb zu den bessern zu gehören. Allein diese Art von Auflage kann überaus drückend für einen Theil der Staatsbürger werden, während der andere nichts von dem Drucke empfindet, und deßhalb ist es — nach unserer Ansicht — die ungerechteste Steuer. Man hat das Stempelpapier zu der Abfassung schriftlicher Verhandlungen, welche eine rechtliche Wirkung haben sollen, bestimmt. Es werden also nur bloß diejenigen Staatsbürger von dieser Steuer ergriffen, welche Rechtsgeschäfte schriftlich abzumachen haben, sey dies nun gerichtlich oder außergerichtlich. Zur Entschuldigung, oder gar zur Rechtfertigung des Stempelpapiers für prozessualische Sachen führt man zwar an, daß dadurch die Prozeßsucht unterdrückt werde. Der Staat ist aber verpflichtet, dem Bürger die möglichst wohlfeile Rechtspflege zu leisten; und die Erlangung des Rechts muß eher erleichtert als erschwert werden. Das Letztere ist sie ohnehin schon genug durch die ungeheuern Sporteln der Gerichte und der Advocaten. Durch Erhöhung der Gerichtskosten mittelst des Stempelpapiers wird es oft dem minder wohlhabenden Staatsbürger unmöglich gemacht, sein Recht gegen den reichern zu verfolgen, oder sich gegen ihn zu vertheidigen; für jenen wird also der Zweck des Staats: Sicherstellung der Rechte des Einzelnen, durch den Staat selbst vereitelt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, muß schon das Stempelpapier für gerichtliche Verhandlungen als eine höchst unbillige Auflage erscheinen. Denn wie oft wird der Unvermögende bloß, indem er sein Recht verfolgen, und also nur von seinen staatsbürgerlichen Befugnissen Gebrauch machen will, in die Nothwendigkeit gesetzt, dem Staat in einem Jahre eine größere Abgabe zu zahlen, als der reichste seiner Mitbürger vielleicht sein ganzes Leben hindurch leistet? So weit ist man also in den meisten Staaten gekommen, daß man, außer den Sporteln, noch mittelst des gerichtlichen Stempelpapiers einen Impost auf Recht und Gerechtigkeit gelegt hat! Das für außergerichtliche, aber rechtliche Folgen habende Geschäfte bestimmte Stempelpapier ist eben so ungerecht, und für die Bürger jedes Staats eben so unverhältnißmäßig drückend; denn nur eine solche Steuer ist gerecht, welche alle Staatsbürger verhältnißmäßig, und in gleichem Maße ergreift. (M. s. auch Steuern.) — Dort, wo leider das Stempelpapier eingeführt ist, hängt die Gültigkeit eines rechtlichen, schriftlich eingegangenen Geschäfts entweder durchaus von dem Gebrauch des dafür bestimmten Stempelpapiers ab, oder der Nichtgebrauch des letztern zieht zwar nicht die Un-

gültigkeit des Geschäfts selbst, allein doch eine Strafe nach sich. So verschieden nun die Stempelordnungen unter sich sind, eben so verschieden sind auch die, auf Verletzung der Stempeltaxen gesetzten Strafen. In den meisten Staaten wird es übrigens zugestanden, daß man in Ermangelung eines Stempelbogens bei einem eiligen Geschäft, den Bogen nachher um die Acte legen, und bloß den Inhalt der letztern darauf bemerken darf. Bei eiligen Gerichtssachen, wo man zu den zu überreichenden Vorträgen keinen Stempelbogen zur Hand hat, bemerkt man gewöhnlich, daß man sich entweder der Stempelstrafe unterwerfe, oder den Stempelbogen nachreichen wolle, oder man ersucht auch das Gericht, ihn beizulegen, und den Werth bei der Decretur wahrzunehmen. In einigen Ländern, z. B. in Meklenburg, wird ein beschmutzter, oder sonst unbrauchbar gewordener, und noch nicht beschriebener Stempelbogen, selbst wenn er 100 und mehrere Thaler kosten sollte, von den ausgebenden Behörden gegen einen Bogen gleichen Werthes eingewechselt. In andern Ländern ist man weniger human, und läßt sich den Stempelbogen nochmals bezahlen. Die Preise des Stempelpapiers sind in allen Staaten sehr ungleich. In einigen richtet man sich nach der Art des Geschäfts, in andern nach dem Werth des Gegenstandes, wofür der Stempelbogen bestimmt, oder worüber die Schrift abgefaßt ist. Die Verfälschung der Stempelbogen und das Nachmachen derselben ist übrigens wie jedes andere Fälschungsverbrechen zu betrachten und zu bestrafen, wofern nicht in einem Staate besondere Strafen dafür geordnet sind. N. P.

Stempelschneidekunst ist die Kunst, mittelst gut gehärteter, stählerner Instrumente Figuren, Buchstaben u. s. w. in Stempel oder derbe Stücke weichen Stahls zu schneiden. Nachdem dies geschehen, wird der Stahl erst gehärtet. Die Gegenstände, welche in den Stempel gearbeitet werden sollen, werden entweder erhaben dargestellt oder vertieft, je nachdem es das Bedürfniß des Abdrucks fodert. Buchstaben werden hereingeschlagen, mittelst gewöhnlicher gut gehärteter Punzen. Die ältere starke Art der Stempel für Münzen wird eigentlich Stempel genannt; die neuern weniger starken Stempel hingegen nennt man Blättchen. Die Stempel für Medaillen führen den Namen Stöcke, Medaillenstöcke.

Stenbock (Magnus), einer der berühmtesten Feldherrn Carls XII., der Sohn von Gustav Otto Stenbock, einem General unter Carl X. und XI., wurde 1664 zu Stockholm geboren. Nachdem er einige Zeit zu Upsala studirt hatte, begab er sich 1683 auf Reisen, trat in holländische Dienste, und focht mit den verbündeten Truppen unter den Prinzen von Baden und von Waldeck in den Niederlanden und am Rhein. Durch Tapferkeit und gute Aufführung zeichnete er sich so sehr aus, daß er 1697 zum Obersten eines deutschen Regiments in Wismar ernannt wurde, wo er ein Werk über die Kriegskunst zu schreiben begann, welches aber unvollendet blieb. Er begleitete Carl XII. auf seinen meisten Feldzügen, trug viel zu dem Siege von Narwa bei, und gewann sich bei dieser Gelegenheit die Freundschaft des Grafen Rhenskiöld. Im polnischen Kriege bis 1706 war er gleichfalls bei dem Könige und der Hauptarmee, erhielt den Oberbefehl über ein Truppencorps, welches besonders zur Erbauung von Brücken über die Ströme, welche die schwedische Armee passiren mußte, und zur Eintreibung von Contributionen gebraucht werden sollte; das letztere war ein Dienst, wozu Stenbock ganz gemacht war. 1706 begleitete er den König nach Sachsen, und wurde nunmehr zum Statthalter von Schonen ernannt.

Diese Provinz war durch des vorigen Statthalters Rhenskiöld Beschäftigungen im Kriege ganz in Verfall und Unordnung gerathen. Stenbock stellte die Ordnung her, bestrafte strenge die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der Beamten, und zeigte sich in jedem Geschäftskreise gleich wachsam und thätig. Doch der Krieg hinderte ihn an der Ausführung seiner Verbesserungsplane. Der König von Dänemark, Friedrich IV., von dem Unglück der Schweden bei Pultawa benachrichtigt, rüstete sich zu einem Einfall in Schonen. Einem so mächtigen Feinde Widerstand zu leisten, war, in Schwedens [illegible]maliger Lage, ein schwieriges Unternehmen. Stenbock nahm indess[illegible] schnell seine Maßregeln, und überwand auf eine bewundernswürdige Weise die vielen Schwierigkeiten. Auf Befehl der Regentschaft stellte er sich an die Spitze von 8000 Mann alter, und 12,000 Mann neu ausgehobener Truppen, um dem Feinde, der das ganze Land um Helsingborg her verwüstete, und schon beträchtliche Contributionen ausgeschrieben hatte, Einhalt zu thun. Weder Zeit noch Umstände gestatteten es, die neuen Truppen zu kleiden. Viele dieser Menschen waren bloß in Kittel gehüllt, und hatten ihre Pistolen mit Stricken an den Gürtel gebunden. Stenbock, an der Spitze dieser seltsamen Armee, begegnete den Dänen in der Nähe von Helsingborg den 10ten März 1710. Er wollte sich auf einige Tage verschanzen, um die Truppen an den Krieg zu gewöhnen; doch alle Bauern bestanden darauf, daß noch an dem nehmlichen Tage, wo sie ankamen, eine Schlacht geliefert werden solle. Stenbock benutzte diese Stimmung, die am Schlachttage oft den Mangel an kriegerischer Uebung ersetzt. Die Dänen wurden angegriffen, und die rohen glichen an Muth und Standhaftigkeit den gedienten Soldaten. Zwei Regimenter ungeübter Bauern hieben ein Garderegiment des Königs von Dänemark bis auf zehn Mann nieder. Die Dänen, gänzlich in Unordnung, zogen sich unter die Kanonen von Helsingborg zurück. Ihr König, noch an dem nehmlichen Tage von der Niederlage seines Kriegsheers benachrichtigt, sandte eine Flotte, um die Uebriggebliebenen abzuholen. Sie verließen eiligst Schweden fünf Tage nach der Schlacht; ihre Pferde, die sie nicht mitnehmen konnten, tödteten sie, und verbrannten ihr Gepäck und ihre Mundvorräthe. Viertausend Verwundete blieben zurück, von denen ein Theil an einer, durch die vielen todten Pferde verursachten Seuche, und aus Mangel an Lebensmitteln starb, deren sie durch ihre eigenen Landsleute selbst beraubt waren. Als Schonen befreit war, verstärkte Stenbock die Festungswerke von Christiansstadt, welches ein für die Vertheidigung Schwedens höchst wichtiger Platz ist. 1712 erhielt er den Auftrag, so schnell als möglich mit mehreren Regimentern zu den pommerschen Truppen zu stoßen, und unter dem Oberbefehl des Königs Stanislaus Leszinski die Rückkehr Carls XII. aus der Türkei zu decken. Obgleich der Senat diese Maßregel nicht genehmigte, und Wachtmeister deßhalb mit großen Schwierigkeiten, besonders mit Mangel an Geld zu kämpfen hatte, so brachte er doch in Stockholm mehr als 300,000 Thlr. zusammen, und rüstete einige Schiffe zu der Expedition aus. Allein von einer dänischen Flotte angegriffen, verloren die Schweden 30 Schiffe; Stenbock selbst suchte sein eigenes Betragen bei diesem unglücklichen Ereignisse durch eine Schrift, die er unterm 18ten Sept. 1712 von Stralsund aus an das schwedische Volk richtete, zu rechtfertigen. Nachdem er Rostock eingenommen und beträchtliche Verstärkung erhalten hatte, gewann er im Dec. 1712 die denkwürdige Schlacht bei Gadebusch im Meklenburgischen über die Dänen und ihre Verbündeten, machte 4000 Gefangene, und erbeutete mehrere Trophäen,

die nach Wismar gesandt wurden. Darauf ging er nach Holstein, verbrannte 1713 Altona, wurde aber in dem nehmlichen Jahre zu Tönningen von der vereinigten dänischen, russischen und sächsischen Armee eingeschlossen, und mußte sich zum Kriegsgefangenen auf Capitulation ergeben. Er ward zu Copenhagen in enger Verwahrung gehalten, und nur zwei Bedienten wurden zur Aufwartung zu ihm gelassen. Ein Versuch zur Flucht veranlaßte seine noch engere Einschließung in einen Kerker, der über einem mit faulem Wasser angefüllten Keller angelegt war. Die Ausdünstungen dieses Kellers verursachten den schrecklichsten Geruch. Die Fenster waren mit eisernen Gittern verwahrt, die Thüren auf das stärkste verriegelt, und Stenbock ward von acht Soldaten bewacht. Nach mehreren Weigerungen erlaubte man ihm geistlichen Zuspruch, allein der Prediger wurde beim Sprechen von ihm abgesondert. Seine Nahrung war abscheulich, und nach seiner eigenen Nachricht so, daß kein Hund sie genießen konnte. Er machte mehrere Vorstellungen gegen diese Behandlung, jedoch vergebens. Endlich durch Elend, Kummer und Herzeleid erschöpft, schrieb er 1716 eine Nachricht von seinen Leiden, um, nach seinen eigenen Worten, zum Troste seiner unglücklichen Familie zu dienen, und zugleich seinen Namen und guten Ruf der Nachwelt zu erhalten. Diese, auf einzelne Stückchen Papier geschriebene Schilderung seiner Leiden verbarg er in einen mit einem doppelten Boden versehenen Kasten. Als sein Leichnam und seine Verlassenschaft von Copenhagen nach Schweden gebracht wurde, fiel diese Nachricht in die Hände seines Sohnes, und erschien 1773 in „Lönboms Anekdoten von berühmten und ausgezeichneten Schweden." Sie ist in dem rührendsten und ergreifendsten Tone geschrieben. 1717, den 23sten Febr. starb er, und ward in der Garnisonkirche zu Copenhagen beerdigt; aber nach dem Frieden wurde sein Leichnam nach Upsala gebracht. Stenbock war ein Mann von den größten Talenten, und von Carl XII. sehr hoch geachtet, welches die Briefe dieses Fürsten an ihn noch jetzt beweisen. In seinen politischen Gesinnungen stimmte er den Grundsätzen seines Schwiegervaters, des berühmten Benedict Oxenstierna, bei. Er war freimüthig in dem Ausspruche seiner Ansichten, und ein eifriger Freund seines Vaterlandes. Selbst von den Feinden Schwedens, vom Könige August von Polen zum Beispiel, wurde er sehr hoch geachtet. Die Verbrennung Altona's hat man ihm noch in den neuesten Zeiten zum bittersten Vorwurf gemacht. Allein Stenbock betrachtete dies Verfahren als eine nothwendige Wiedervergeltung des Betragens der Sachsen und Dänen, welche Stade abgebrannt hatten. Er gab auf die Vorwürfe der Letztern zur Antwort: „daß er bloß zu dieser Maßregel geschritten sey, um die Feinde seines Königs abzuhalten, in Zukunft keinen Krieg als Barbaren zu führen, und die Rechte der Völker zu achten." Gewiß kann man auch mit Recht Stenbock nichts über jene Handlung vorwerfen; denn in einem Kriege sind oft selbst Grausamkeiten erlaubt, wenn dadurch größere Grausamkeiten von Seiten des Feindes verhindert werden können. N. P.

Stenographie ist die Kunst, durch Abkürzungen und allerlei willkürliche Zeichen, die ganze Worte und Redensarten bezeichnen, geschwinder zu schreiben, als es auf die gewöhnliche Art möglich ist. Sie ist besonders da anwendbar, wo es darauf ankommt, den mündlichen Vortrag eines Andern vollständig nachzuschreiben.

Stentor, ein berühmter Trompeter bei dem griechischen Kriegsheere, welches Troja belagerte, von welchem Homer versichert, daß er so stark habe schreien und auf der Trompete blasen können, wie fünfzig

andere Männer zugleich. Juno nahm seine Gestalt an, und ermahnte die Griechen zum tapfern Kampfe gegen die Troer. Von ihm rührt die Benennung eine Stentorstimme her, wenn man eine ungewöhnlich starke Stimme bezeichnen will.

Stephan Bathori, einer der berühmtesten Könige von Polen, geboren in Siebenbürgen 1532, stammte von einer vornehmen gräflichen Familie dieses Landes ab, und erwarb sich durch Tapferkeit und Klugheit so groses Ansehen, daß er nach dem Tode des Fürsten Johann Siegmund von seinen Landsleuten (1571) zum Fürsten erwählt wurde. Als Heinrich von Valois (nachmaliger König Heinrich III. von Frankreich) des polnischen Throns für verlustig erklärt wurde, schritten die Reichsstände zu einer neuen Wahl, und der Kaiser Maximilian II. und Stephan Bathori traten als Kronbewerber auf. Der letztere ward von einer mächtigen Partei unter der Leitung des Grafen Zamoyski, eines eben so grossen Staatsmannes und Feldherrn als Gelehrten, unterstützt. Indessen wurde Maximilian wirklich zum Könige gewählt und von dem Primas des Reichs ausgerufen. Allein Zamoyski rief den Fürsten Stephan Bathori unter der Bedingung, daß er die nachgelassene Tochter des polnischen Königs Siegmund I. heirathen sollte, gleichfalls aus, und der vornehmere Adel, so wie die hohe Geistlichkeit stimmten für Bathori's Wahl. Auf diese Weise bekamen die Polen auf einmal zwei Könige, welche beide die ihnen vorgelegten Pacta conventa (Wahlcapitulationen) beschworen hatten. Auch die Prinzessin Anna, welche jedoch weit älter war als Stephan, war mit diesem zugleich als Königin ausgerufen. Ein furchtbarer innerlicher Krieg wäre die Folge dieser doppelten Königswahl gewesen, wenn Maximilian ernsthafte Maßregeln angewandt hätte, um sich den Besitz des Thrones zu verschaffen. Er ließ es jedoch bei leeren Drohungen bewenden, ohne ein Kriegsheer von Ungern oder Oesterreich her in Polen einrücken zu lassen. Stephan Bathori hingegen sammelte sogleich nach seiner Wahl ein bedeutendes Kriegsheer, und ersetzte durch Entschlossenheit und Muth, was ihm an Mannschaft abging. Bald trat der ganze Adel zu ihm über und auch der übrige Theil der Nation schlug sich zu ihm. Danzig allein hing an dem Kaiser und wollte den König Stephan nicht anerkennen. Nach einer muthigen Gegenwehr mußte es sich jedoch ergeben, und als Maximilian II. endlich ein Kriegsheer in Polen einrücken lassen wollte, starb er, noch ehe dies geschah. Damit war alles aus dem Weg geräumt, was den König Stephan in dem Besitz seiner Krone hätte stören können, und binnen Jahresfrist war alles ruhig. Mit Kraft behauptete er sein königliches Ansehen gegen die Stände, und vertheidigte muthvoll und tapfer sein Reich auch gegen auswärtige Feinde. Gleich nach seiner Thronbesteigung kündigte er den Russen, die mehrere Jahre hindurch seit Siegmund II. August Liefland unaufhörlich beunruhigt hatten, den Krieg an, und führte selbst mit vielem Glück den Oberbefehl. In drei auf einander folgenden Feldzügen schlug er seine Feinde einmal über das andere, und nöthigte im J. 1582 den Czar Iwan II. zu dem zapolischen zehnjährigen Waffenstillstande und zur Abtretung aller in Liefland gemachten Eroberungen. Die Kosacken, welche er seinem Reiche unterwarf, zwang er, polnische Gesetze anzunehmen, und stiftete für Polen drei höchste Reichsgerichte, eins zu Willna für Litthauen, das zweite zu Petrikau für Großpolen, und das dritte zu Lublin für Kleinpolen. Er selbst war, wenn er von seiner Hitze sich nicht übereilen ließ, äußerst gerecht, und wurde deßhalb von seinem Volke ungemein geliebt und verehrt. Gegen seine protestantischen Unterthanen

bewies er sich sehr duldsam, und pflegte, wenn man ihm zur Ausrottung der Ketzer rieth, zu antworten: drei Dinge kämen Gott allein zu: 1. aus nichts etwas zu machen, 2. künftige Dinge vorher zu wissen, 3. über die Gewissen zu herrschen. Er starb den 12ten Dec. 1586, in seinem 54sten Lebensjahre, nach einer zehnjährigen ruhmvollen Regierung, vermuthlich an Gift. Außer seiner Hitze wirft man ihm seine zu große Neigung zur Jagd vor, welche man jedoch seinem Wunsche, von seiner sehr bejahrten Gemahlin entfernt zu seyn, zuschrieb. Wären übrigens Stephans Nachfolger so muthig und entschlossen gewesen als er, so würde Polen noch jetzt in der Reihe selbstständiger Staaten glanzvoll dastehen. Er hinterließ keine Kinder, und nach ihm bestieg der Kronprinz Siegmund von Schweden, von Stephans nachgelassener Gemahlin Anna empfohlen und von Zamoyski gleichfalls unterstützt, den polnischen Thron.

Stephanie (Christian Gottlob), ein berühmter Schauspieler, wurde 1733 zu Breslau geboren, entsagte aus Neigung für die schönen Künste dem Kaufmannsstande, für den sein Vater ihn bestimmt hatte, engagirte sich bei der schuchschen Gesellschaft, und trat unter dem veränderten Namen Stephanie, da er ursprünglich Stephan hieß, zuerst 1756 zu Breslau als Gusman in Voltaire's Zaire mit Beifall auf. Er besuchte mit derselben Gesellschaft Magdeburg, Potsdam, Berlin, Stettin, Frankfurt an der Oder und Cüstrin, und fand bald in Ekhof und Kirchhof gleichgesinnte Freunde, mit denen er sich zur Veredlung der Bühne verband. Da indeß Schuch diesem Streben entgegen war und die extemporirte Komödie sammt ihrem Harlekin in Schutz nahm, verließen jene die Gesellschaft und gingen nach Altona. Stephanie spielte Liebhaber- und Charakterrollen mit ungetheiltem Beifall; dennoch fehlte der Bühne die gehörige Unterstützung des Publicums. Er begab sich daher nach Mietau, und folgte von dort 1760 einem Ruf als Hofschauspieler nach Wien. Hier mußte er sich zwar anfangs dem Geschmack des Publicums bequemen und an der beliebten extemporirten Komödie Theil nehmen; nach und nach aber wußte er den regelmäßigen Stücken Eingang zu verschaffen, und schon 1762 wurde bestimmt, daß wöchentlich wenigstens ein regelmäßiges Stück gegeben werden sollte; zugleich suchte Stephanie durch eine Monatsschrift, die er 1766 unter dem Titel: *gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht*, herausgab, in gleichem Sinne auf den Geschmack des Publicums zu wirken. Schon 1768 wurden wöchentlich nur noch zwei Burlesken gegeben, und als Affligio um diese Zeit das deutsche Theater wieder übernahm, war der Geschmack der Zuschauer schon so verändert, daß dieser sich umsonst bemühte, sie zur extemporirten Komödie zurückzuführen. Dadurch entstand die höchste Erbitterung zwischen Affligio und Stephanie, welcher letztere den Cabalen seines Gegners würde haben unterliegen müssen, wenn nicht Maria Theresia selbst seine gerechte Sache in Schutz genommen hätte. Auch als dramatischer Schriftsteller hat sich Stephanie durch *die neueste Frauenschule*, *die Liebe in Corsica* und *den neuen Weiberfeind* vortheilhaft bekannt gemacht. In spätern Jahren spielte er mit eben so großem Beifall edle zärtliche Väter, Vormünder u. dgl., als früher Liebhaber und Helden. Diderots Hausvater war sein Triumph. Ohne Kaiser Josephs gütiges Anerbieten, ihn mit seinem ganzen Gehalt in Ruhestand zu versetzen, anzunehmen, blieb er bis an seinen Tod thätig. Er starb den 10ten April 1798, allgemein als ein talentvoller Künstler und rechtschaffener Mann betrauert.

Stephanus. Außer dem aus der Zeit der ersten christlichen Kirche bekannten Märtyrer Stephanus gibt es in der catholischen Kirche noch zwei Heilige dieses Namens: Stephanus I., Papst und Märtyrer aus dem dritten Jahrhunderte, und Stephanus I., König in Hungarn, der gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts die christliche Religion in Hungarn einführte, und deßwegen nach seinem Tode canonisirt wurde. Seine Nachfolger im Reiche haben auch aus diesem Grunde den Titel: Apostolische Majestät, von dem Papste erhalten. Der St. Stephansorden in Toscana ist dem ersten, und der hungarische St. Stephansorden dem zweiten zu Ehren gestiftet worden.

Stephanus (Robertus und Henricus), eigentlich Robert und Henri Estienne, die beiden als Gelehrte und Buchdrucker berühmtesten Männer einer Familie, die eine Reihe von tüchtigen Gelehrten und Buchdruckern hervorgebracht hat. Robertus Stephanus (der erste dieses Namens) war 1503 zu Paris geboren und widmete sich den gelehrten Studien. Er besaß nicht nur die gründlichste Kenntniß des Lateinischen und Griechischen, sondern auch des Hebräischen, wie die von ihm besorgten Ausgaben in diesen Sprachen beweisen. Nach seines Vaters Tode arbeitete er einige Jahre gemeinschaftlich mit Simon de Colines, und besorgte eine Ausgabe des neuen Testaments, welche correcter und von bequemerem Format ist, als alle früher erschienenen. Der schnelle Absatz dieser Ausgabe beunruhigte die Doctoren der Sorbonne, die gern einen Vorwand gefunden hätten, um die Ausbreitung eines Buchs, woraus die Anhänger der neuen Lehren ihre Beweisgründe schöpften, zu verbieten. Robertus heirathete bald darauf die Tochter des Buchdruckers Josse Badius, Petronella, welche so gut lateinisch verstand, daß sie ihre Kinder und Dienstboten darin unterrichtete, so daß keine Person im ganzen Hause war, die nicht geläufig lateinisch sprach. Gegen 1526 errichtete Robertus Stephanus eine Druckerei unter seinem eigenen Namen, aus welcher eine Reihe der schätzbarsten Werke hervorging. Seine Ausgaben griechischer und römischer Classiker bereicherte er größtentheils mit Noten und interessanten Vorreden. Dabei sorgte er für die möglichste Correctheit, und heftete zu dem Ende die Probebogen öffentlich an, indem er für entdeckte Fehler Belohnungen versprach. Anfangs druckte er mit den Schriften seines Vaters und Simons de Colines; aber gegen 1532 ließ er eine zierlichere Schrift verfertigen, mit welcher er die schöne lateinische Bibel von jenem Jahre ausführte. Sie zog ihm aber neue Verfolgungen zu, vor denen er sich nur durch den besondern Schutz des Königs Franz I. und durch das Versprechen sichern konnte, ferner nichts ohne Zustimmung der Sorbonne zu drucken. Darauf gab er die erste Ausgabe seines trefflichen Thesaurus linguae latinae heraus, den er in jeder folgenden mehr vervollkommnete, und den später Geßner bei dem seinigen zum Grunde legte. Im Jahr 1539 wurde er zum königlichen Buchdrucker für das Lateinische und Hebräische ernannt, und auf sein Ansuchen ließ Franz I. die schönen Schriften gießen, welche die königliche Druckerei in Paris noch besitzt. Neue Anfechtungen, die er wegen seiner Bibel von 1545 hatte, wurden zwar abermals von dem Könige abgewehrt; da sie aber nach dem Tode desselben nur heftiger wieder begannen, sah er sich endlich genöthigt, Frankreich zu verlassen. Er ging 1552 nach Genf, wo er mit seinem Schwager Conrad Badius das neue Testament französisch druckte, dann eine eigene Druckerei einrichtete, aus der noch mehrere gute Werke hervorgingen, und 1559 starb. Sehr geschätzt sind unter andern, seine hebräischen Bibeln, vier

Bände 4. und acht Bände 16.; die lateinische Bibel, Fol. 1538—40; das neue Testament, Fol. 1550, das man als das schönste in griechischer Sprache gedruckte Buch ansieht; seine Historiae ecclesiasticae scriptores, Eusebii praeparatio et demonstratio evangelica, sein Dionysius von Halicarnaß, Dio Cassius (sämmtlich zum erstenmal von ihm herausgegeben), ferner sein Cicero, Terenz, Plautus u. s. w. — Nicht minder berühmt als der Vater, ist sein Sohn Henricus Stephanus, geboren zu Paris 1528. Er war mit glücklichen Anlagen ausgerüstet, und widmete sich mit besonderer Vorliebe dem Griechischen. Der berühmte Peter Danes war sein Lehrer. Auch genoß er den Unterricht eines Tusan, Turnebus, und wurde so in kurzem einer der geschicktesten Hellenisten. Wie schnell er aber auch in der lateinischen Sprache fortschritt, beweisen seine Anmerkungen zum Horaz, die er als zwanzigjähriger Jüngling herausgab. Außerdem hatte er die mathematischen Wissenschaften mit Eifer studirt. Im Jahr 1547 begab er sich nach Italien, um die Schätze der dortigen Bibliotheken zu benutzen. Er sagt selbst, daß er drei Jahre in Florenz, Rom, Neapel und Venedig verweilt habe. Er brachte von dort mehrere kostbare Abschriften von Classikern mit. Auch England und die Niederlande besuchte er und kehrte 1552 nach Paris zurück, als eben sein Vater sich zur Abreise nach Genf anschickte. Diesem folgte er vielleicht dorthin, aber 1554 war er wieder in Paris, wo er mit Beziehung auf das seinem Vater von Franz I. gegebene Privilegium um Erlaubniß zur Anlegung einer Druckerei anhielt. In demselben Jahre besuchte er nochmals Italien, um Handschriften des Xenophon und Diogenes Laertius zu vergleichen, und mit Anfang des Jahres 1557 begann er, zu Paris in einer eigenen Druckerei einige der so mühsam und sorgfältig herbeigeschafften Werke herauszugeben. Er würde die dazu erfoderlichen Kosten nicht haben bestreiten können, wenn nicht Ulrich Fugger ihn auf das großmüthigste unterstützt hätte. Aus Dankbarkeit nannte sich Henricus Stephanus bis zum Tode seines Beschützers einen Buchdrucker Fuggers. Der Tod seines Vaters 1559 versetzte ihn in einen so anhaltenden Kummer, daß seine Kräfte langsam hinschwanden. Diesem Uebel Einhalt zu thun, verheirathete er sich, wie seine Freunde ihm riethen. So genas er zu neuer Thätigkeit. Da er aber der neuen Lehre öffentlich anhing, sah er nur zu oft seine Ruhe gestört und sich in seinen Arbeiten unterbrochen. Im Jahr 1566 gab er die lateinische Uebersetzung des Herodot von Valla aufs neue heraus, und vertheidigte in einer Vorrede diesen Vater der Geschichte gegen den Vorwurf der Leichtgläubigkeit. Diese Abhandlung lieferte er zugleich in einer französischen Uebersetzung, vermehrt mit vielen satirischen Ausfällen auf die Priester und Mönche, die sich gewiß hart gerächt haben würden, wenn sie den Urheber gekannt hätten. Schon Robertus Stephanus hatte für ein griechisches Wörterbuch zu sammeln angefangen; Henricus, der die Materialien geerbt hatte, setzte diese große Arbeit fort, und gab jenen noch jetzt unübertroffenen Thesaurus der griechischen Sprache heraus, der in der That ein Schatz von Gelehrsamkeit und Kritik ist, und allein hinreichen würde, seinem Verfasser einen dauernden Ruf zu sichern. Aber der nothwendig hohe Preis dieses Werks und der Auszug, den Scapula gleich nach seiner Erscheinung besorgte, bewirkten, daß der Absatz nur sehr langsam erfolgte, und so gerieth der treffliche Verfasser in die äußerste Verlegenheit. Er machte eine Reise nach Deutschland, entweder um sich zu zerstreuen oder um sich Hülfsquellen zu eröffnen. Heinrich III. bewilligte ihm zwar für sein Werk De la

Précellence du Langage françois eine Belohnung von 3000 Livres, außerdem noch, um ihn zur Aufsuchung von Handschriften anzufeuern, ein Jahrgeld von 300 Livres, und zeichnete ihn auf das ehrenvollste aus; aber wahrscheinlich wurden jene Gelder gar nicht bezahlt. Henricus Stephanus blieb wenigstens in zerrütteten Glücksumständen, zog sich endlich vom Hofe zurück, um sich nützlicher zu beschäftigen, und lebte unstät zu Orleans, Paris, Frankfurt, Genf, Lyon. Auf einer Reise nach letzterem Orte ward er krank und starb im Hospital im Jahr 1598, wahrscheinlich geistig zerrüttet. So traurig endigte einer der gelehrtesten Männer, die es je gegeben. Wenn seine Drucke minder schön sind als jene, die wir seinem Vater verdanken, so stehen sie ihnen um nichts nach an Gehalt und Correctheit und übertreffen sie der Anzahl nach. Seine Ausgaben von Classikern haben fast alle den spätern in Ansehung des Textes zur Grundlage gedient. Ungerecht ist der Vorwurf, daß er mit dem Text der Autoren willkürlich verfahren sey. Er machte mit größter Leichtigkeit lateinische Verse. Von Geist war er lebhaft und zartfühlend; dabei liebte er Scherz und Spott, aber Widerspruch ertrug er nicht und erlaubte sich beißende Epigramme gegen Andersdenkende. Unter seinen zahlreichen Ausgaben zeichnet man vornehmlich aus: Poetae graeci, principes heroici carminis, 1566, fol.; Pindari et caeterorum octo lyricorum carmina, 1560, 1566, 1586, 24; ferner den Maximus Tyrius, Diodor, Xenophon, Thucydides, Herodot, Sophokles, Aeschylus, Diogenes Laërtius, Plutarch, Apollonius Rhodius, Callimachus, Plato, Herodian und Appian, den Horaz, Virgil, Plinius jun., Gellius, Macrobius, die Sammlung römischer Historiker u. s. w. Viele griechische Schriftsteller hat er ins Lateinische übersetzt. Gern würden wir auch noch die vielen schätzbaren Werke, deren Verfasser er war, anführen, wenn wir nicht fürchten müßten, zu weitläuftig zu werden. — Er hinterließ mehrere Kinder, von denen eine Tochter mit dem gelehrten Casaubonus verheirathet war.

Steppe, vom russischen Worte Step, eine Wüste, auch ein flaches, dürres Feld. Die Steppen im russischen Reiche, die den Landes im ehemaligen Guienne in Frankreich, und den Heiden im nördlichen Deutschlande nicht unähnlich sind, bleiben zum Theil nur aus Mangel an arbeitsamen Händen unangebaut; der Boden selbst ist nicht immer ganz unfruchtbar, und gibt Weiden für die zahlreichen Heerden der nomadischen Völkerschaften. In den weitläuftigen Steppen des Gouvernements Astrachan, zwischen der Wolga und dem Jaik, ziehen Kalmücken und nogaische Tatarn im Sommer mit ihren Heerden von einem Platz zum andern; es wachsen in denselben viele Arten Blumen, Kräuter und Gemüse wild, auch halten sich Hasen, wilde Ziegen und mehrere Arten Vögel darin auf, und hie und da findet man Salzseen. In den Steppen der Statthalterschaft Woronesch am Don sind Maulthiere häufig anzutreffen.

Sterbe- oder Leichencassen sind geschlossene Gesellschaften, deren Mitglieder entweder zu verschiedenen Zeiten, z. B. wöchentlich, monatlich rc., etwas an Geld zusammenbringen, aus welchen bei ihrem Ableben ihre Erben einen bestimmten Beitrag zu ihren Begräbnißkosten erhalten; oder wo erst bei dem erfolgten Absterben eines Mitgliedes der bestimmte Beitrag zu den Begräbnißkosten zusammengeschossen wird. Die Sterbethalercasse (in Hildesheim) ist gleichfalls eine Art von Leichencasse.

Sterbelehen. Das auf die ehelichen Erben des ersten Erwerbers übergehende Nutzungsrecht an einer fremden Sache, ohne Bedingung einer Verbesserung derselben, und ohne Verpflichtung zu einer besondern Treue gegen den Obereigen-

thümer, bloß gegen Entrichtung eines Zinses zur Anerkennung (Recognition) des Obereigenthums oder zur Vergütung der Nutzung heißt Erbleihe, Erbzinsgut (Emphytheusis im Sinne des deutschen Rechts). Oft sind die Erben des Erbzinsmannes verpflichtet, nach dem Tode des Letztern von einem solchen Gute eine Summe Geldes zu zahlen, welches Sterbelehen genannt wird. Die Größe dieser Geldsumme richtet sich entweder nach dem Herkommen, oder nach dem Vertrage des Erblassers mit dem Obereigenthümer, oder nach dem letzten Kaufschilling, oder auch nach einer Taxation des Grundstücks und es werden im Zweifel zwei pro Cent des Werthes vermuthet. So wie die Erbleihe selbst, ist auch das Sterbelehen deutschen Ursprungs, aber wahrscheinlich durch das römische Recht und zwar durch l. 3. C. de Jure emphyteutico veranlaßt, wornach der Obereigenthümer von dem neuen Emphyteutmann zwei pro Cent zu fodern berechtigt seyn soll. Da aber in jenem Gesetze unter einem neuen Emphyteuta nur ein Successor singularis, aber kein Erbe (kein Successor universalis verstanden wird, da unsere Erbleihe ferner sich wesentlich von der römischen Emphyteusis nach der oben gegebenen Erklärung unterscheidet; so findet jene Verordnung hier hinsichtlich der Erben Anwendung. Verlangt der Obereigenthümer des Erbenzinsgutes von den Erben ein Sterbelehen oder Lehnwaare, so muß er da, wo nicht Vertrag, letzter Wille, Gesetz oder Herkommen für ihn spricht, seine Befugniß zu der Foderung beweisen. Das Laudemium oder die Lehenwaare übrigens, welche ein Successor singularis, z. B. ein Käufer der Erbleihe, davon zu entrichten hat, heißt nicht Sterbelehen, sondern dieser Name kommt ausschließlich dem Laudemium zu, welches die Erben des Erbzinsmannes, als solche, von der Erbleihe an den Obereigenthümer zahlen müssen. N. P.

Stereometrie, oder die Lehre von der Ausmessung der Räume eines Körpers, ist einer der wichtigsten Hauptabschnitte der Geometrie. Da ein Körper die Ausdehnung nach Länge, Breite und Dicke ist, so theilt man die Körper vorzüglich in regelmäßige und unregelmäßige ab, zu erstern rechnet man besonders: 1. prismatische Körper, die von zwei vollkommen gleichen und parallelen Vielecken und von so vielen Parallelogrammen eingeschlossen sind, als jedes der zwei Vielecke Seiten hat. Man hat demnach dreiseitige, vierseitige u. s. w. Prismen, gerade und schiefstehende. Ein vierseitiges Prisma, dessen Grund- und Seitenflächen Parallelogramme sind, wird insbesondere ein Parallelepipedum genannt. Ein senkrechtes Parallelepipedum, dessen Grund- und Seitenflächen Quadrate bilden, heißt ein Cubus (Würfel). Sind des Prisma Grund- und Oberfläche Kreise, so nennt man den Körper einen Cylinder (Rundsäule); 2. die pyramidalischen Körper, dieses sind solche, deren Grundfläche eine ebene Figur ist und von so vielen Dreyecken eingeschlossen wird, als die Grundfläche Seiten hat; daher entstehen dreiseitige, vierseitige 2c. Pyramiden. Pyramiden heißen regelmäßig, wenn ihre Grundflächen regelmäßige Vielecke bilden. Hat eine Pyramide zur Grundfläche einen Kreis, so nennt man solche einen Kegel; 3. die Kugel, diese ist ein Körper der von einer einzigen krummen Fläche dergestalt eingeschlossen ist, daß alle Punkte derselben von einem im Körper befindlichen Mittelpunkte gleich weit entfernt sind. Die einschließende krumme Fläche heißt die Kugelfläche. Die dreieckige gleichseitige Pyramide, von vier gleichseitigen Dreiecken eingeschlossen, kennt man unter dem Namen des Tetraedrum, das Octaedrum ist von acht gleichseitigen Dreiecken, und das Dodekaedrum von zwölf regelmäßigen Fünfecken eingeschlossen. P. S.

Stereotypie ist die Kunst, mit stehenbleibenden Formen zu drucken. Sie hat ihren Namen von στερεος, fest, feststehend und τυπος, Form, Gestalt, aus dem Griechischen entlehnt. Die ersten Versuche wurden im 18ten Jahrhundert in Schottland gemacht. Später (1785) versuchten Hoffmann in Paris und Carez in Toul etwas Aehnliches, was der erstere Polytypage, der zweite Homotypage nannte. Endlich kamen Herhan und Pierre und Firmin Didot bei Verfertigung der Assignaten auf die jetzige Art des Stereotypendrucks und erhielten im 6ten Jahr der Republik (1798) von der Regierung ein Patent für ihre neue Erfindung. Die Herren Didot bedienten sich für ihre Lettern einer härtern Materie als diejenige ist, welche zu den gewöhnlichen Drucklettern genommen wird. Diese Lettern setzten sie in der gewöhnlichen Seitenform zusammen, verschlossen dieselben in einem Formenrahmen und schlugen sie dann in eine bleierne Tafel, wo sie ihre Eindrücke zurückließen. Durch ein Verfahren, welches man Klatschen (clicher) nennt, ließ man nun eine Masse auf die Tafel oder Form laufen, welche, nachdem sie ausgekühlt und abgehoben worden, die erhabenen Schriftzeichen lieferte. Zuletzt ebnete man sie und richtete sie vollends zum Gebrauch zu. Herhan verfährt noch etwas anders. Die Vortheile dieser Erfindung sind klar und bestehen hauptsächlich in größerer Wohlfeilheit und Correctheit. Die einmal verfertigte Form kann, ohne daß es eines neuen Satzes bedarf, so oft und zu welcher Zeit man will, aufs neue abgedruckt werden. Man hat daher nicht nöthig, bei Werken, deren großer Absatz gewiß, aber successive erfolgt, gleich auf einmal die ganze Auflage zu drucken. Ferner kann die höchste Correctheit erreicht werden, da das Richtige stets unverändert bleibt, ein unrichtiger Buchstabe aber aus der Form herausgeschlagen und durch den richtigen ersetzt werden kann. — Die erste und bis jetzt einzige Stereotypengießerei in Deutschland hat Hr. Carl Tauchnitz in Leipzig angelegt; er hat mit derselben eine schöne deutsche Bibel bearbeitet, welche zum Reformationsfeste erschienen ist. Stereotypen sind jene oben erwähnten fest gegossenen Buchstaben, welche den Stereotypendruck liefern.

Sterling, eine Rechnungsart oder fingirte Münze in England. Der Name kommt wahrscheinlich von dem englischen Worte Easterling, das so viel heißt, als einer der gegen Osten von England wohnt, her. So wurden die hanseatischen Kaufleute, auch zuweilen die Niederländer benannt. Von diesen sollen unter der Regierung Königs Johann, zu Anfang des 13ten Jahrhunderts verschiedene in England bei der Münze gebraucht worden seyn, weil sie Vortheile kannten, welche die Engländer damals noch nicht wußten, daher gab man den neuen Münzen, an denen die Easterlinge gearbeitet hatten, den nämlichen Beinamen, der in der Folge abgekürzt und Sterling ausgesprochen wurde. Ein Pfund Sterling hält 20 Schillinge, und hat den Werth von 6 1/5 Reichsthaler Conventionsgeld oder 11 fl. 9 kr. Die Guineen, welche zuerst unter Carl II. ausgemünzt wurden, sollten eigentlich ein Pfund Sterling gelten, sie stiegen aber um einen Schilling höher.

Sternbilder sind gewisse Gruppen von Fixsternen, in welche die Astronomen dieselben zur leichtern Uebersicht und Bezeichnung abgetheilt haben. Die Kenntniß derselben macht die Astrognosie aus. Schon im Alterthume machte man den Anfang damit. Die Bilder, unter welchen man sich gewisse beisammen stehende Sterne vorstellt, nahm man von Gegenständen auf der Erde, z. B. von Thieren her, und benannte sie auch nach diesen. Daß hiebei die Willkür ziemlich freies Spiel hatte, sieht jeder, der z. B. das bekannteste Sternbild, den

großen Bär oder Himmelswagen, betrachtet. Die sieben dazu gehörigen großen Sterne könnten eben sowohl mit hundert andern Dingen verglichen und nach ihnen benannt werden. Das ist jedoch gleichgültig, und es ist genug, daß alle in dieser Bezeichnung übereinkommen und wissen, welche Sterne gemeint sind, wenn in schriftlichen oder mündlichen Vorträgen von diesem Sternbilde die Rede ist. Diese Art, die Sterne zu bezeichnen und von einander zu unterscheiden, ist einfach und natürlich; man hat sie daher aus dem frühern Alterthume beibehalten, ja selbst die Sternbilder der Alten am Himmel stehen lassen und für die noch unbezeichneten Sterngruppen ähnliche neue gewählt. Wann, wo und von welchem Volke die ersten Sternbilder aufgebracht wurden, ist nicht bekannt; gewiß aber ist, daß die Griechen ihre Sternbilder wenigstens zum Theil von den Aegyptiern hernahmen, bei welchen sich ihr Gebrauch in das vorgeschichtliche Dunkel des Alterthums verliert. Von den Griechen giengen die Sternbilder zu den Römern, und von diesen zu den übrigen Europäern über. Ptolemäus führt in seinem Almagest 48 Sternbilder auf, welche noch jetzt die ptolemäischen heißen. Sie haben folgende Namen: I. Die zwölf Sternbilder des Thierkreises: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütz, Steinbock, Wassermann, Fische; II. 21 Sternbilder in der nördlichen Halbkugel: große Bär, kleine Bär, Drache, Cepheus, Cassiopeja, Andromeda, Perseus, Pegasus, kleine Pferd, nördlicher Triangel, Fuhrmann, Bootes, nördliche Krone, Ophiuchus, Schlange, Hercules, Adler, Pfeil, Leier, Schwan, Delphin; III. fünfzehn Sternbilder in der südlichen Halbkugel: Orion, Wallfisch, Eridanus, Hase, kleine Hund, große Hund, Hydra, Becher, Rabe, Centaur, Wolf, Altar, südlicher Fisch, Schiff Argo, südliche Krone. — Die Dichter des Alterthums verknüpfen sehr sinnreich die Sternbilder mit den unter ihnen beliebten Mythen und Sagen. — Es sind mit diesen Sternbildern mancherlei Veränderungen vorgegangen, auch kamen schon bei den Alten noch mehrere hinzu, z. B. das Haupthaar der Berenice, der Antinous. Aber immer blieb den neuern Astronomen noch eine reichliche Nachlese. Hevel hat folgende zwölf neue Sternbilder eingeführt: Sobieskische Schild, Eichhorn, Camelparder, astronomische Sextant, Jagdhunde, kleine Löwe, Luchs, Fuchs mit der Gans, Eidechse, kleine Triangel, Cerberus, Berg Mänalus. — Als die Europäer anfingen, die südliche Halbkugel der Erde zu beschiffen, mußten ihnen natürlich eine Menge Sterne erscheinen, welche sie vorher noch nie gesehen hatten, weil sie in Europa unsichtbar sind. Auf diese Weise kamen im sechzehnten Jahrhundert zwölf neue Sternbilder hinzu: Indianer, Kranich, Phönix, Fliege, südlicher Triangel, Paradiesvogel, Pfau, amerikanische Gans, Wasserschlange, Schwertfisch, fliegender Fisch, Chamäleon. Hierzu fügte noch Halley im Jahr 1675 bei seinem Aufenthalt auf St. Helena die Carlseiche und La Caille im Jahre 1750 bei seinem Aufenthalte am Vorgebirge der guten Hoffnung folgende vierzehn: Bildhauerwerkstatt chemischer Ofen, Pendeluhr, rautenförmiges Netz, Grabstichel, Staffelei, Seecompaß, Seeoctant, Luftpumpe, Cirkel, Lineal und Winkelmaß, Telescop, Mikroscop, Tafelberg. Zu den genannten sind nach und nach noch hinzugekommen: das lappländische Rennthier, der Einsiedler, Messier oder der Erntehüter, der poniatowskische Schild, Friedrichsehre, das brandenburgische Scepter, der Georgs Psalter, Herschels Telescop und andre, die sich nicht füglich alle anführen lassen, da sie nicht allgemeine Gültigkeit erlangt haben. So fand das von der

leipziger Universität aus einem Theil des Orion geschaffene Napoleonsgestirn keinen Beifall und ist wie jener Eroberer in sein Nichts zurückgekehrt. — Die einzelnen Sterne eines Sternbildes bezeichnet man nach ihrer Größe mit griechischen Buchstaben, mehrere haben auch ihre eigenen Namen.

Sterndeuterei, s. Astrologie.

Sterne nennen wir jene glänzenden und funkelnden runden Massen am Firmament, von denen wir mit aller Wahrscheinlichkeit sagen können, daß es Weltkörper sind, wie unsere Erde einer ist. Der gemeine Sprachgebrauch begreift zwar Sonne und Mond nicht mit unter diese Benennung, wohl aber die Astronomie, welche lehrt, daß sowohl sie als auch die Erde Sterne sind. Sie gehen uns scheinbar ungefähr in Osten auf, beschreiben am Himmel gewisse parallele Kreise, die man Tagekreise nennt, wobei sie sich mehr oder weniger über den Horizont in Süden erheben, dann uns scheinbar am höchsten stehen und hierauf im Westen wieder untergehen. Man muß diese Bewegung, welche man auch die tägliche oder gemeine nennt, von einer andern Bewegung der gesammten Sterne unterscheiden, die eine Axen-Bewegung zu seyn scheint und um zwei feste Punkte, die Weltpole heissen, erfolgt. So gibt es auch an der Himmelskugel einen Nordpol und einen Südpol. Alle diejenigen Sterne, die nicht so weit vom Nordpole entfernt sind, als dieser Pol über dem Horizont steht, können daher für uns gar nicht untergehen, indem ihr ganzer Tagekreis für uns sichtbar ist. Die meisten uns sichtbaren Sterne behalten immer unverändert einerlei Lage gegen einander, man nennt sie daher Fixsterne, zum Unterschiede von solchen, die ihre Lage unter sich und in Absicht auf die Fixsterne ändern, wohin die Planeten und Cometen gehören, über welche die einzelnen Artikel nachzusehen sind. Man hat dies unzählige Heer der Sterne in Gruppen geordnet, und diese Sternbilder, (s. den Art.) genannt. In Absicht auf ihre uns scheinbare Größe unterscheidet man Sterne von der ersten bis sechsten Größe, und hat denen sich besonders durch Glanz und Größe auszeichnenden, noch gewisse Namen gegeben, als Arktur, Altair, Aldebran, Regulus, Vindemiatrix, Antares, Bellatrix ꝛc., alles Sterne erster Größe. Nebelsterne sind gewisse Flecken von mehr oder weniger mattem Lichte, welche man bei heiterm Wetter am Himmel erblickt, und welche, wenn man sie durch das Fernrohr betrachtet, dreierlei Verschiedenheiten zeigen. Ein Theil besteht aus einzelnen in Nebel gehüllten Sternen, ein andrer wird durch mehrere kleine Sternhaufen gebildet, und ein dritter zeigt nichts, als einen lichtähnlich schimmernden Nebel. Dies sind die eigentlichen Nebelsterne, deren man einige tausend kennt. Vielleicht machen sie eigne Fixsternsysteme aus. Bode zählt sie nicht mehr zu dem Fixsternsystem unsrer Milchstraße, sondern glaubt, daß sie weit jenseit derselben in den unermeßlichen Gefilden des Weltraums liegen. La Place vermuthet, daß es noch mehrere sogenannte Milchstraßen oder Sammlungen zahlloser Fixsternsysteme im Weltraume gebe, und daß uns einige derselben in diesen Nebelflecken sichtbar würden. Herschel ist nicht geneigt, sie alle für Sterngruppen zu halten, da er manche darunter kreisförmig sah. P. S.

Sterne (Lorenz), einer der berühmtesten humoristischen Schriftsteller der Britten, war der Sohn eines Offiziers und wurde den 24sten November 1713 zu Clommell in Irland geboren. Nach vielen Reisen, die seine Mutter, ihren Gatten auf seinen Märschen begleitend, mit ihm und ihren übrigen Kindern machte, erhielt er endlich zu Halifax

einigen Schulunterricht, durch welchen aber seine Talente wenig entwickelt wurden. 1732 ging er nach Cambridge, um Theologie dort zu studiren. Hier zeichnete er sich mehr durch seine Fröhlichkeit als durch seinen Fleiß, mehr durch den eigenthümlichen Gang seiner Ideen, als durch seine Kenntnisse aus, und die Akademie ertheilte ihm deßhalb das ruhmvolle Zeugniß, daß er zwar ein harmloses, aber höchst seltsames Subject sey. Indessen erhielt er doch durch die Vermittelung seines Oheims die Pfarre zu Sutton, und späterhin noch die Pfarre zu Stillington, und eine Präbende an der Kathedrale zu York. 1741 verheirathete er sich, und stand seinen beiden Pfarren zwanzig Jahre hindurch vor. Sutton war sein Wohnort und er belustigte sich, wie er sagt, hier die Zeit über mit Büchern, Zeichnen, Mahlen und Schießen. 1759 erschienen die beiden ersten Bände von seinem „Leben und Meinungen des Tristram Shandy" (the Life and Opinions of Tristram Shandy), ein Roman von einem höchst eigenthümlichen Charakter, der mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde. Den beiden ersten Theilen folgten von 1761 bis 1766 noch sieben andere. Ein bejahrter Landedelmann, der sich einbildet, ein Philosoph zu seyn, und seine seltsamen, wunderlichen Grundsätze durch die Erziehung eines einzigen Sohnes, welche er bereits vor dessen Geburt beginnt, offenbart, spielt in diesem Buche die Hauptrolle. Das Lächerliche der Schulphilosophie und Gelehrsamkeit, die Menge komischer, mit rührenden Zügen untermischter Schilderungen von Auftritten und Charakteren aus dem häuslichen Leben, die feinen Bemerkungen über das menschliche Herz, und die launichten Ansichten und Meinungen, welche mit auffallender Uebertreibung hier ausgesprochen sind, bilden ein so buntes Ganzes, wie vielleicht keine Sprache ein ähnliches aufzuweisen hat. Tristram Shandy's Leben und Meinungen sind fast in alle gebildete Sprachen übersetzt, und wir erhielten eine sehr gute Verdeutschung von J. J. C. Bode (2te Auflage, Hamburg 1776, 8. 9 Theilchen). 1767 gab Sterne seine „Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" (Sentimental Journey through France and Italy, 2 Vol.) heraus. Sie ist das Resultat einer Reise, die Sterne 1762, durch seine Gesundheitsumstände, seine Unbeständigkeit und seine Neigung zum Umgange mit Menschen veranlaßt, nach jenen Ländern unternahm. Er gab jedoch die Beschreibung unter dem Namen „Yorik" heraus, welches der von Shakspeare in seiner Tragödie Hamlet angeführte Narr des Königs von Dänemark war. Daß er aber auch seinen Predigten eben diesen Namen vorsetzte, ist wohl ein Beweis, daß er entweder ihnen, oder dem geistlichen Stande keine große Achtung schuldig zu seyn glaubte. Yoriks Reisen sind übrigens ein Werk voll der feinsten Kenntniß des menschlichen Herzens, der lieblichsten, schalkhaftesten Laune und zarter Empfindungen. Wir haben gleichfalls von J. J. C. Bode von diesem Buche eine Uebersetzung, 2 Theile, (3te Auflage, Hamburg 1771 und 1775, den 3ten und 4ten Theil hat Bode selbst geschrieben). Als Sterne von seiner Reise nach London zurückkam, fragten seine Freunde zu London ihn: ob er in Paris einen originellen Charakter kennen gelernt habe, welchen er schildern könne? „Nein," versetzte er, „die Menschen sind dort, wie die Münzen, deren Gepräge durch die Reibung verlöscht ist." Seine oben erwähnten Predigten unter dem Namen Yorik erschienen schon 1760 (Sermons by Mr. Yorick, Lond. 8. 2 Vol.) und im Jahr 1766 ließ er ihnen noch zwei Bände folgen, denen er aber seinen eignen Namen vorsetzte. Es sind lehrreiche moralische Aufsätze, die durch die unmethodische, aber geistvolle und launichte Schreibart

an die übrigen Werke ihres Verfassers erinnern. Sterne belustigte nicht bloß durch seine witzigen Einfälle, sondern auch durch seine auffallende Gestalt, und durch seine noch sonderbarere Art, sich zu kleiden. Viele Männer von Geist, sowohl in England als Frankreich, schätzten und liebten ihn, obgleich er sich zuweilen auf eine unanständige Art ausdrückte, die durch seinen Priesterrock noch unanständiger ward. Ungeachtet der großen Einkünfte von seinen Pfründen und von dem Ertrage seiner Schriften (die letzte Ausgabe allein brachte ihm 24,000 Pfund Sterling ein), fanden doch seine Gattin und Tochter, als er im März 1768 starb, in seinem Nachlasse nur Schulden; doch wurden sie durch die Geschenke, welche sie von Sterne's Freunden erhielten, vor der Dürftigkeit gesichert. Seine Tochter, die an einen französischen Edelmann verheirathet war, gab 1775 eine Sammlung von ihres Vaters Briefen in 3 Duodezbänden heraus, denen Denkwürdigkeiten über sein Leben und seine Familie vorgesetzt sind. Diese Briefe sind in dem vertraulichen und eigenthümlichen Styl des Verfassers geschrieben. In eben dem Jahre erschienen auch die: Letters from Yorick and Eliza, welche für einen Briefwechsel zwischen Sterne und Mistreß Draper, einer westindischen Dame, gehalten werden. Sie sind in dem Tone der glühendsten Freundschaft geschrieben. Traurig ist es, bemerken zu müssen, daß Sterne's häuslicher und Privatcharakter auf keine Weise den Gesinnungen der Zärtlichkeit, Gutmüthigkeit und Großmuth entsprach, welche so häufig in seinen Werken sich finden. Von seinen Schriften sind einzeln und gesammelt verschiedene Ausgaben erschienen. Wir führen hier nur noch an: Sterne's Works, 8. Vol. 8. Lond. 1795.

Sternkarten. Hierunter versteht man alle Arten Karten, die den ganzen Himmel oder einen Theil desselben, also die Verbindung der Sternbilder, der vorzüglichsten Sterne in ihnen und mehrere zur Verdeutlichung gezogene mathematische Linien, zum Gegenstande haben. Man hat sie von verschiedener Einrichtung und Größe; die Polarentwürfe einer Himmelskugel nennt man Planiglobien oder Planisphären. Die Bewegung und Lage der Planeten um die Sonne und der Trabanten wiederum um ihre Planeten lassen sich durch Scheiben, die um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt beweglich sind, und Planiglobien heißen, versinnlichen. Eine größere Maschine der Art, wo Planeten und Trabanten als Kugeln durch künstliches Räderwerk um die Sonne geführt werden, wird in England unter dem Namen Orrery gekannt. Zum einfachen Gebrauch beim Unterricht bedient man sich mit vielem Vortheile der Sternkegel, deren hohle Fläche man mit einem gezeichneten oder in Kupfer gestochenen Netze, das die Sternbilder vorstellt, überziehet. P. S.

Sternkunde, s. Astronomie.

Sternschnuppen, die wir zuweilen als starke, glänzende Funken aus der Luft herunterfallen sehen, sind höchst wahrscheinlich eine electrische Erscheinung und die Wirkung fetter Dünste in dem Luftkreise und wesentlich von den Irrlichtern unterschieden, die phosphorische Theile enthalten. P. S.

Sternwarte. Die astronomischen Beobachtungen und darauf sich gründenden Berechnungen geschehen gemeiniglich auf einem besonders hierzu eingerichteten Gebäude, Sternwarte oder Observatorium genannt, auf welchem man sich frei umsehen kann, und das durch keine Bewegung die außerhalb desselben geschieht, Erschütterung erleidet. In diesem Gebäude sind die großen astronomischen Werkzeuge stets in gleicher Richtung nach dem Meridian des Orts aufgestellt und

überhaupt die innere Einrichtung desselben so getroffen, als es die Zweckmäßigkeit der Sache erheischt; wohin denn auch gehört, daß zur freien Betrachtung des Horizonts das Dach zum darauf Stehen platt ist. P. S.

Sternzeit, oder die Zeit der ersten Bewegung, ist die Zeit, binnen welcher sich scheinbar das ganze Himmelsgewölbe um die Erde wälzt, also der tägliche Umlauf des gesammten Fixsternheeres. Man findet sie, indem man zwei unmittelbar auf einander folgende Durchgänge eines und desselben Fixsterns durch den Mittagskreis beobachtet. Die Zeit von einem Durchgange bis zum andern heißt ein Sterntag, und dieser wird in 24 Stunden, die Stunde in 60 Minuten, die Minute in 60 Secunden u. s. w. eingetheilt. Für das bürgerliche Leben ist die Sternzeit nicht geeignet (s. Sonnenzeit), wohl aber bei astronomischen Beobachtungen, da ihre Gleichförmigkeit durchaus unveränderlich ist. Zu diesem Zwecke haben die Astronomen eigne Sternuhren. Die Verwandlung der Sternzeit in Bogen des Aequators ist sehr leicht. Da während eines Sterntages die ganze Erde sich einmal um sich selbst dreht, so folgt, daß alle 360 Grade ihres Aequators binnen dieser Zeit durch den Mittagskreis geschoben werden, mithin gehen jede Stunde fünfzehn Grade, jede Minute fünfzehn Minuten und jede Secunde fünfzehn Secunden des Aequators durch den Meridian. Jeder Grad braucht, um durch den Meridian zu gehen, vier Minuten, jede Minute vier Secunden u. s. w.

Sterzinger (Ferdinand), regulirter Priester des Theatinerordens, Professor und Director der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften in München, war auf dem sterzingerschen Schlosse Lichtenwörth in Tyrol 1721 geboren, trat 1740 in den Theatinerorden, studirte zu Rom und Bologna, ward 1750 Professor der Moraltheologie in Prag, 1754 Professor der Philosophie in München, lehrte von 1756 die geistlichen Rechte in Prag und von 1759 in München, wo er zugleich in die Akademie trat, und starb 1786. Als ein Mann von hellem Geist und vielen Kenntnissen wirkte er für die Aufklärung des Volkes besonders durch viele Schriften, worin er den Glauben an Zauberei und Wunder, Gespenster und dergl. bekämpfte, und machte sich für die damalige Zeit allerdings dadurch verdient.

Stesichorus, ein berühmter lyrischer Dichter der Griechen, geboren zu Himera in Sicilien, der nach den Bestimmungen der Gelehrten zwischen den Jahren 684 und 560 vor Christi Geburt lebte. Plinius erzählt, daß, als er noch ein Kind war, eine Nachtigall oder Lerche sich auf seinen Mund setzte und lieblich sang; eine bekannte Fabel, die sein Verdienst als Dichter symbolisiren sollte. Er wurde anfänglich Tisias genannt, als er aber die damaligen Musik- und Tanzchöre änderte und den dritten Satz (Epodos) einführte, erhielt er den Namen Stesichorus. Die Einwohner von Himera ließen ihm in seinem Alter eine Bildsäule setzen, welche ihn in gebogner Stellung mit einem Buche in der Hand vorstellte. Nach einer Erzählung des Plato wurde er wegen einer Satire auf die Helena von der Venus mit Blindheit gestraft, erhielt aber sein Gesicht wieder, als er ein Lobgedicht auf sie machte. Das wichtigste, was man von seinen musikalischen und poetischen Verdiensten angeführt findet, ist die Nachricht Plutarchs, daß er zu seinen Versen auch die Melodie gesetzt habe. Er schrieb 26 Bücher Gedichte in dorischem Dialect, von denen nur noch wenige Fragmente übrig sind.

Stettin, die Hauptstadt von ganz Pommern, an der linken Seite der Oder, im stettinschen District, welcher den Titel eines Her-

zogthums führt, und das Land zwischen der Oder und Peene und den Inseln Usedom und Wollin unter sich begreift. Diese Stadt ist groß, und wohlgebaut, gut befestigt, und enthielt im Jahre 1797 an 1600 Häuser und mit Einschluß des 4884 Mann starken Militärs 22,963 Einwohner. 1802 waren ohne das Militär 18,400 Einwohner. Zur Nachtzeit wird sie mit 315 Laternen erleuchtet. Es sind hier allerhand Manufacturen und Fabriken, besonders von Feuereimern und Schläuchen, Seife, Leder, Tabak, Tuch, Rasch, Zeugen, Hüten, Strümpfen, Baumwolle, Garn, Bändern, Segeltuch, auch eine Ankerschmiede, worin die Anker für alle Schiffe der preußischen Staaten verfertigt werden. Auch werden hier sehr viele Seeschiffe und andere Fahrzeuge erbaut. Der Handel, vorzüglich der Speditionshandel der Stadt ist ansehnlich, besonders erstreckt sich der Seehandel nicht nur auf die Plätze an der Ostsee, sondern auch nach Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien. Der Seehandel würde noch weit beträchtlicher seyn, vorzüglich mit den Producten und Manufacten Schlesiens, wenn nicht der Swinestrom oder das Fahrwasser der Stadt für große Schiffe zu seicht wäre, der Sundzoll den Transport vertheuerte, und die Schiffe immer Rückladung hätten. Diese Nachtheile fallen bei Hamburg weg, und daher werden viele Waaren dahin geschickt, die sonst ihren natürlichen Abzug von Stettin aus haben sollten. Der Holzhandel ist einer der wichtigsten Erwerbszweige. Hier befindet sich auch das Hauptmagazin der Seesalzhandlungscompagnie. Die Stadt besitzt zum eigenen Handel über 160 Schiffe. Die Oder theilt sich hier in vier Ströme, davon der eine, welcher die Stadt berührt, die Oder, die andern drei aber die Parnitz und die große und kleine Reglitz heißen. An der linken Seite der Oder liegt die eigentliche und am meisten befestigte Stadt, an der rechten die sogenannte Lastadie, welche in die Länge angelegt ist, und durch die Parnitz, durch Wälle und einige Sümpfe eingeschlossen wird. Außerhalb der Befestigungen liegen die Vorstädte Ober- und Unterwieck und der Tornei. Die Lastadie ist durch eine lange Brücke mit der eigentlichen Stadt verbunden. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das große Schloß, das Gouvernementshaus, das Landschaftshaus mit einer bedeutenden Bibliothek, das alte Zeughaus, die große Caserne, drei Lazarethe und das Seglerhaus mit der Börse und einem Schauspielhause. Die Deutschreformirten, die sehr zahlreiche französisch reformirte Colonie und die Catholiken haben ihre Religionsübung auf dem Schlosse. Die Stiftungen für Hülfsbedürftige sind sehr erheblich. Bei der Stiftskirche zu St. Maria, welche 1789 durch den Blitz zerstört wurde, ist ein königliches akademisches Gymnasium, welches sieben Professores hat, und in welchem die Theologie Rechtswissenschaft, Medicin, die hebräische, griechische, lateinische, englische und französische Sprache, Mathematik, Philosophie, Geschichte und schöne Redekünste gelehrt werden. Außerdem ist hier noch eine Rathschule mit elf Lehrern. Beide Anstalten sind 1805 unter dem Namen eines königlichen und Stadtgymnasiums mit einander vereinigt worden. Auf dem königlichen Schlosse befindet sich die Regierung über den Vorpommerischen oder Stettinischen Regierungsbezirk der Provinz Pommern, die Kriegs- und Domainenkammer, das vorpommerische Hofgericht, das Gouvernement, das Consistorium u. s. w. Seit dem westphälischen Frieden bis 1713 gehörte Stettin mit seinen Zubehörungen der Krone Schweden. Im gedachten Jahre wurde diese Stadt von den nordischen Verbündeten eingenommen, und der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. nahm sie in Sequestration. 1720

wurde sie ihm völlig abgetreten. Am 29sten Oct. 1806 ergab sich die Festung Stettin ohne Widerstand den Franzosen, und blieb gleich mehreren andern Festungen Preußens auch nach dem tilsiter Frieden von ihnen bis 1813 besetzt (s. Russisch-deutscher Krieg). Der Hafen von Stettin heißt Swinemünde, bei dem sich eine Stadt von 2500 Einwohnern gleiches Namens, und eine Festung, die Swine- oder Swinemünder Schanze befinden.

Steuermannskunst, s. Schifffahrtskunde.

Steuern. Das eigentliche Staatsvermögen ist selten, wenigstens nicht immer zur Bestreitung der Staatsverwaltungskosten und der außerordentlichen öffentlichen Ausgaben zureichend. Deßhalb muß die Regierung häufig zu dem Privatvermögen der Staatsbürger ihre Zuflucht nehmen. Die Abgaben nun, welche von allen und jeden Privatpersonen, als solchen, und als Mitgliedern der Staatsgesellschaft zur Erreichung des Staatszwecks an die öffentlichen Cassen gezahlt werden, heißen Steuern oder Contributionen. Nach der gewöhnlichen Praxis zerfällt das gesammte Steuerwesen in zwei Classen: 1. die der persönlichen Steuern, wozu vorzüglich die eigentlichen Personen-, Kopf-, Schutz-, Rang- und Würdensteuern, die Erlegung für persönliche Dienste und Frohnen, die Consumtionsabgaben (Accise) und andere Erlegnisse gehören, die sich bloß auf persönliche Voraussetzungen und Verhältnisse beziehen; 2. die Classe der Real- oder dinglichen Steuern, wohin die Abgaben von baarem Vermögen und Einkommen, die Auflagen auf Grund und Boden, Gewerbe, Häuser und dergleichen zu rechnen sind. Außerdem theilt man die Steuern ein in ordentliche, welche immer fortdauern, und in außerordentliche, welche nur zur Erreichung eines gewissen Zwecks angeordnet sind, und nachher aufhören. Drittens endlich macht man einen Unterschied zwischen eigentlichen (directen) und uneigentlichen (indirecten) Steuern. Die erstern müssen nämlich von allen Unterthanen entrichtet werden, die indirecten Steuern treffen aber nur einzelne Unterthanen, oder Volksclassen in gewissen Fällen und unter gewissen Voraussetzungen, z. B. Accise, Gewerbesteuern, Stempelpapierabgaben, Geleits-, Brücken-, Chausseegeld und dergleichen. Die Steuern der erstern Art, die eigentlichen, findet man fast bei allen Völkern; denn nur selten langte das eigentliche Staatseinkommen, welches dem Staat seiner Person nach zustand, zur Deckung der öffentlichen Bedürfnisse und zur Erreichung der Staatszwecke aus, und deßhalb mußten die Mitglieder des Staats das Fehlende aus ihrem Vermögen hergeben. Die indirecten Steuern entstanden erst späterhin, und wurden nach Maßgabe der verschiedenartigen Vortheile, welche einzelne Classen oder Individuen vorzugsweise von einigen besondern Staatseinrichtungen hatten, bestimmt. Es lag hierin die natürliche Billigkeit zum Grunde, da kein Einwohner mit seinem Schaden den Vortheil des andern befördern sollte. Die indirecten Steuern wurden aber unbillig und ungerecht gegen die einzelnen Classen und Individuen, als sie höher gesteigert wurden, wie der besondere Zweck, für den sie angeordnet waren, es heischte, und als man nun den Ueberschuß zur Bestreitung von allgemeinen Staatslasten verwandte, wozu jeder Staatseinwohner hätte beitragen müssen; denn auf diese Weise mußten einzelne Staatsbürger Kosten tragen, welche rechtlich dem Ganzen zur Last gefallen wären. Am unbilligsten aber sind solche Abgaben und Steuern, wodurch dem einzelnen Unterthanen die Erlangung der Sicherstellung seiner Person und seiner Rechte, welches der höchste Staatszweck ist, und zu dessen Erreichung daher auch alle

Mitglieder in gleichem Maße beitragen müssen, vorzugsweise erschwert wird. Dies geschieht namentlich durch das Stempelpapier und Geleitsgeld, in so fern das erstere für prozessualische Verhandlungen bestimmt ist; denn schon durch den Aufnahmevertrag ward dem Staatsbürger die Sicherstellung seiner Befugnisse, als höchster gemeinschaftlicher Zweck des Staats verheißen, und rechtlich sollte man daher die Erlangung dieses Endzwecks nicht durch eine besondere Belästigung erschweren. Nur da, wo die für die Gerichtspflege und die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit bestimmten eigentlichen Steuern nicht ausreichen, kann man rechtlich den Ausfall für diese beiden Gegenstände durch uneigentliche oder indirecte Steuern ergänzen; doch müssen die letztern nie das Bedürfniß des beabsichtigten Zwecks übersteigen, und zur Abbürdung anderer alle Staatsbürger gleichmäßig treffenden Lasten verwandt werden. Ueberhaupt ist die verhältnißmäßig gleiche Vertheilung sowohl der directen, als der indirecten Steuern einer der wichtigsten Gegenstände der Finanzwissenschaft; denn hiervon hängt nicht bloß das Glück der einzelnen Volksclassen und Individuen, sondern auch der Wohlstand und der innere und äußere Verkehr aller Staatseinwohner ab. Nächstdem muß besonders auf eine möglichst einfache Art der Erhebung, die kein Heer von Unterbeamten, keine verwickelten, oder die bürgerliche Freiheit beeinträchtigenden Förmlichkeiten nöthig macht, gesehen werden. Eigentliche Lebensbedürfnisse der Einwohner müssen so viel als möglich mit Abgaben verschont, hingegen die Luxusartikel damit belegt werden, wenn die Steuern nicht für die geringern Volksclassen drückend seyn sollen. In Deutschland bildete sich erst in spätern Zeiten das Steuerwesen aus; denn vor dem 16ten Jahrhundert wußte man außer dem gemeinen Pfennig, welches eine allgemeine Viehsteuer war (m. s. deutsches Reich), weder von Real-, noch Personalsteuern etwas. Bei Reichskriegen mußten (oder sollten doch) die deutschen Fürsten und Stände, dem Lehnssystem gemäß, dem Kaiser mit ihren Vasallen beistehen, und sie durften von ihren Unterthanen keine Beihülfe an Geld oder sonst etwas zur Ausrüstung des Contingents fodern, sondern mußten allen hiezu erfoderlichen Aufwand, ingleichen die Besoldungen ihrer Beamten und Staatsbedienten und die Kosten ihres Hofstaats aus ihren Kammergütern bestreiten. Oft reichten aber die Einkünfte der letztern nicht zur Deckung der Kriegskosten, der Erhaltung des Hofstaats, der Ausstattung der fürstlichen Kinder, und anderer außerordentlichen, nöthigen und unnöthigen Ausgaben hin. Häufig mußten deßhalb die Landesherren die Länderverpfändungen an Andere vornehmen, einzelnen Classen und Individuen gegen Geld Vorrechte vor Andern ertheilen, ja selbst manche ihrer Hoheitsrechte an einzelne Corporationen und Staatsbürger abtreten. Indessen waren dies nicht die einzigen Mittel, Geld zu erhalten. Die Vorzüglichsten und Reichsten des Volks, der Adel und die Vorsteher der Städte, wurden zusammenberufen; ihnen wurde die Noth und das Anliegen der Fürsten vorgetragen, und diese baten dann um Bezahlung ihrer Schulden, und um Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Beides ward gewöhnlich bewilligt, nur suchte der Adel sich von den öffentlichen Abgaben deßhalb auszuschließen, weil er in Kriegszeiten seinem Lehnsherrn entweder persönlich beistehen, oder auch ein Aequivalent an Gelde (Ritterpferdsgeld) geben mußte; dagegen wurden aber die Bewilligungen des Adels von dessen Unterthanen nach Verhältniß ihrer Anzahl und ihres Vermögens beigetrieben. Dasselbe war bei den Unterthanen der Geistlichkeit der Fall, welche, als unmittelbar unter dem römischen

Stuhl stehend, von keiner weltlichen Besteuerung für ihre Personen wissen wollte. Daher kommt die von diesen beiden Ständen in den meisten Staaten behauptete Immunität von vielen öffentlichen Abgaben. Desto leichter wurden die Bürger in den mittelbaren Städten zur Entrichtung der Bewilligungen ihrer Magistrate verbindlich gemacht. In diese Zeiten fällt die Entstehung der Landstände und der Landtage (m. s. Landstände und Landtage). Doch waren alle jene Steuern nicht bestimmte und fortdauernde, sondern bloß außerordentliche Abgaben, die nicht auf den Befehl sondern auf die Bitte der Fürsten gegeben wurden, weßhalb man sie auch Beden oder Bitten nannte. Oft mußten sich die Landesherren auch reversiren, daß sie diese Abgaben nicht als eine Schuldigkeit, sondern als bloße Bewilligungen ansehen wollten. Durch den Reichsabschied von 1543 wurde den Reichsständen förmlich verstattet, ihre Unterthanen zu besteuern, weil sie nicht mehr im Stande waren, die Reichsabgaben an Römermonaten (s. Reich, deutsches), und Kammerzielern aus ihren Kammergütern zu entrichten. Leicht dehnten die Fürsten dieses Besteuerungsrecht über die Gränzen des bestimmten Bedürfnisses der Reichsanlagen aus. Der Adel und die Geistlichkeit, zufrieden, für ihre Personen von den meisten Steuern ausgenommen zu seyn, oder sie doch von ihren Unterthanen beitreiben zu können, willigten ohne Schwierigkeit in die oft großen Foderungen der Landesherren. Die Repräsentanten der Städte wurden leicht überstimmt oder bestochen, zumal da ihr Verhältniß immer abhängiger von den Fürsten wurde, und der Bauernstand in Deutschland, der gequälteste und gedrückteste, hatte keine Stimme. Jetzt fing man auch an Steueranschläge oder Steuerregister zu verfertigen, worin die liegenden Gründe und Güter der Unterthanen verzeichnet, und auf eine gewisse jährliche Abgabe angeschlagen waren; um dadurch den Besorgnissen der Stände wegen künftiger Erhöhung der Steuern zu begegnen. Dessen ungeachtet wurden doch häufig die letztern selbst, wo man die Steueranschläge, dem Scheine nach, unverändert ließ, verdoppelt, und manche außerordentliche Steuern wurden zu ordentlichen und fortwährenden gemacht. Ueberdies wurden durch die Errichtung der stehenden Heere die Landesherren veranlaßt, das Besteurungsrecht immer weiter auszudehnen, indem besonders die größern unter ihnen auch in ihren Landen stehende Heere zu halten anfingen, der Hofstaat, und die Zahl der Beamten immer mehr zunahmen, und häufige Beiträge zu der eingeführten Kreisverfassung erfoderlich waren. In wie fern das Besteuerungsrecht der jetzigen deutschen Bundesfürsten ihrer Willkür überlassen bleiben, oder durch Landstände und Volksrepräsentationen beschränkt werden wird, müssen wir erwarten. Das von dem Kaiser den ehemaligen Reichsständen verstattete Besteuerungsrecht ihrer Unterthanen hieß, in Beziehung auf Kaiser und Reich, Unterbesteurungsrecht (Jus subcollectandi). Bei den Steuern von liegenden Gründen wird der Maßstab nach der Größe und der Güte der Grundstücke genommen. Die Abschätzung der Grundstücke zu diesem Zweck nennt man Taxation oder Bonitirung. Die Steuern selbst haben in jedem Lande verschiedene Benennungen, z. B. Hufensteuer, Quatember u. s. f. Es sind theils feststehende (ordentliche) theils nur für einen Zweck angeordnete (außerordentliche) Abgaben. Bei den Gewerbesteuern sieht man 1. auf den Ertrag des Gewerbes, 2. auf die Nützlichkeit desselben für den Staat, um darnach die Größe der Abgabe zu bestimmen. Je größer und nothwendiger die Consumtion der Waaren ist, desto größere Abgaben werden darauf ge-

legt; doch sollte eigentlich die Consumtion der unentbehrlichen Bedürfnisse nie einen Maßstab zur Erhöhung der Steuern, wohl aber zu deren Verminderung abgeben dürfen. Von allen Realsteuern ist die Vermögenssteuer die lästigste, und sie müßte, wo möglich, nur die Personen treffen, welche notorisch bloß von dem Ertrage ihrer Capitalien leben, nicht aber solche, die vom Handel, von einem Gewerbe, oder von den Einkünften ihrer Grundstücke sich ernähren, und auf eine gemeinnützige Weise thätig sind, da Personen dieser Art oft die Bekanntwerdung ihres Vermögensbestandes höchst nachtheilig seyn kann. Die Personensteuern schränken sich bloß auf das Leben, und den individuellen Stand und Rang eines Staatsmitgliedes ein; je höher der Rang, je größer die Steuer. In einigen Ländern sind von der gewöhnlichen Kopfsteuer der Adel und die Geistlichkeit ausgenommen, nicht aber deßhalb immer von der Rangsteuer. Unterofficiere und gemeine Soldaten, Witwen, welche außer ihrem Witwengelde kein Vermögen und Gewerbe haben, Studenten u. m. A. sind von der Personensteuer gewöhnlich frei. Die Verbindlichkeit zu der letztern beginnt in der Regel mit den Jünglingsjahren. N. P.

Steyermark (Herzogthum), hat seinen Namen von der Markgrafschaft Steyer im Lande ob der Ens. In den ältesten Zeiten gehörte der östliche Theil des Landes zu Pannonien, der westliche zum Noricum der Römer; bewohnt wurden diese Theile von den Pannoniern und Tauriskern. Um Christi Geburt bemächtigten sich dieses Landes die Römer, von denen noch einige Städte, wie Zilli und Pettau, herrühren. Bei der Völkerwanderung besetzten die Avaren Obersteyermark und die Vineten Untersteyermark, woher das letztere später die windische Mark genannt wurde. Carl der Große setzte Markgrafen hieher. Da nun unter den Herren des Landes auch die Grafen von Steyer waren, mit deren Gütern die Markgrafschaft Steyer vereinigt ward, so hieß das Land von dieser Zeit Steyermark. Ottokar VI. erhielt 1180 die herzogliche Würde, und ernannte, da er ohne männliche Erben verstarb, Herzog Leopold von Oesterreich zu seinem Nachfolger, der 1192 Steyermark mit Oesterreich vereinigte. Der Flächeninhalt Steyermarks beträgt 411 Quadratmeilen. Es wird in fünf Kreise getheilt: den Judenburger, Brucker, Grätzer, Marburger und Zillier Kreis. Die ersten zwei kennt man unter dem Namen Oberst., die drei südlichen heißen die Unterst. In Oberst. ist das Clima ziemlich rauh, in Unterst. mild. Die bedeutendsten Flüsse, alle schiffbar, sind die Ens, die Muhr, die Drau und die Sau. Seen gibt es genug und an Gesundbrunnen ist ebenfalls kein Mangel; der letztern zählt man wenigstens dreizehn. Fast das ganze Land ist mit hohen, mächtigen Gebirgen bedeckt, deren Gebirgsart der Flötzkalk der großen Alpenkette ist, zu welcher die steyrischen Gebirge gehören. Mehrere Gebirgsspitzen sind mit ewigem Schnee bedeckt; und düstre Höhlen an ihren Seiten führen in des Gebirges innerstes Heiligthum. Zu den Naturproducten des Herzogthums gehören: Wasserblei, Porzellanerde, Walkerde, Bol, Talk, Marmor, Bergcrystall, Jaspis, Chalcedon, Quarz, Glimmer, Granat, Schwefelkies, Gyps, Torf, Steinkohlen, Schwefel, Eisen in vorzüglicher Güte und Menge, Kobalt, Nickel, Arsenik, Wismuth, Zink, Galmei, Kupfer, Blei, Gold, Vitriol, Alaun, Salpeter, Kochsalz in Menge. In Untersteyermark ist viel Laubholz, und in Obersteyermark viel Nadelholz, woraus man Harz und Terpentin zieht. Vortreffliche Weine zieht man an der ungerischen Gränze; auch Flachs und etwas Hopfen. Aus dem Thierreiche hat man allerhand schmack-

hafte Fische, viele hühnerartige Vögel, Gemsen und weiße Hasen. Die Volksmenge beläuft sich auf 835,000, worunter 513,000 Deutsche und 322,000 Wenden; die deutsche Sprache ist Gerichtssprache. An ihrer Kleidung lieben Männer und Weiber die grüne Farbe. Der deutsche Steyermärker ist arbeitsam, tolerant und grob wollüstig; der wendische gutmüthig, bigott und zur Trunkenheit geneigt; alle haben den Fehler der Grobheit und des Egoismus. In Obersteyermark kommt bisweilen auf acht Kinder schon ein uneheliches. Der Diebstahl ist sehr gewöhnlich. Die Hauptnahrungszweige der Einwohner sind: Landwirthschaft, Bergbau, Gewerbe, Handlung und Frachtfuhrwesen; für die ärmere Classe Holz-, Salz- und Kohlenhandel im Kleinen, Vorspannen, Kohlenbrennen, Speick- und Enziansammeln, Flachs-, Schaf- und Baumwollenspinnen, Geflügel-, Obst- und Holzverkauf, etwas Bienenzucht und Tagarbeit. Im allgemeinen wird die Landwirthschaft in Obersteyermark besser betrieben als in Untersteyermark. Man theilt die Aecker in Joche, deren jedes 1600 Quadratklaftern hält, zu 30 Joch Acker braucht man in Obersteyermark drei Pferde, oder sechs Ochsen und sechs Menschen, in Untersteyermark zwei Pferde oder vier Ochsen und vier Menschen. Weizen und Korn gibt vier- bis sechsfach, Hafer fünf- bis sechsfach, Gerste fünf- bis zehnfach und türkischer Weizen 30- bis 50fach in den Körnern. Die Wiesen werden drei- bis viermal gemäht. Der Kleebau ist im grätzer Kreise am stärksten, und man führt hier bisweilen 15 bis 1800 Centner Saamen aus. An Wein erbaut Untersteyermark viele und gute Arten; an Flachs hat Obersteyermark Ueberfluß. Die Rindviehzucht ist bedeutend und das Vieh wird den ganzen Sommer hindurch auf den Alpen geweidet; man zählt gegen 75,000 Ochsen. Im höchsten Schwunge ist das Eisenberg- und Hüttenwesen, und das Werk im Erzberg zwischen Vordernberg und Eisenerz liefert allein jährlich über 300,000 Centner. Die sämmtlichen Kupfergruben des Landes gaben 1789 gegen 5489 Ctr. Von den Bleigruben gewann man in eben dem Jahre auf 4308 Ctr. 75 Pfund Bleiglätte. Das Salzbergwerk am Sandling gibt jährlich 160,000 Ctr. Die Steinkohlen benutzt man noch nicht gehörig, den Torf aber wendet man beim Salzsieden und den Eisenhämmern an. Verarbeitet werden die Producte des Landes auf vielen Blech- und Eisenhämmern, Gußwerken, Klingenfabriken, Drathhämmern, Kupferhämmern, Sensenschmieden, Stahl- und Schwefelfabriken, Salpeter- und Vitriolsiedereien, Druckereien, Papiermühlen u. s. w. Der Handel ins Ausland erstreckt sich größtentheils auf Metallwaaren. Im ganzen Lande sind 20 Städte, 98 Märkte, und 3486 Dörfer. Grätz ist die Hauptstadt, und in einer der reizendsten Gegenden des österreichischen Staats gelegen.

Sthenie, auch Hypersthenie (von ὑπερ, über und σθενος, Stärke abzuleiten) genannt, ist im brownischen Systeme und der darauf gebauten Erregungstheorie (s. d. Art.) die Form der Krankheit, die in vermehrter Erregbarkeit besteht, die sich während der Opportunität durch vermehrte Verrichtungen des Körpers und Geistes, in der Krankheit selbst aber durch Vermehrung einiger, und daher rührende Störung andrer Verrichtungen kund gibt. Ursache der Sthenie ist besonders die sthenische Anlage und alle äußern Reize, wenn sie schnell und kräftig wirken. Die Symptome bei entstehender Krankheit sind: Schauder, ein Gefühl von Kälte, Mattigkeit und Müdigkeit, wie nach starker Arbeit,

der Puls ist mäßig, frequent, stark und hart, die Hitze heftig, der Durst groß, die Secretionen unterdrückt, der Stuhl verstopft, die Haut trocken, der Urin roth, Entzündungen und Exantheme. Als einzelne Krankheiten, die nach Brown sthenischer Natur sind, werden folgende von ihm betrachtet: Peripneumonie, Phrenitis, heftige Blattern, heftige Masern, heftiger Rothlauf, Rheumatismus, gelinder Rothlauf, sthenische Bräune, Catarrh, einfache Synocha, Scharlachpyrexie, gelinde Blattern, gelinde Masern, Wahnsinn, krankhafte Schlaflosigkeit, übermäßige Fettigkeit. — Bei der Heilung findet die einzige Anzeige Statt, die Erregung so zu vermindern, daß der Mittelgrad derselben, von dem die Gesundheit abhängt, wieder hergestellt wird; und es geschieht dies besonders durch das Entziehen gewohnter Reize, der Säfte. Als wirksamstes antisthenisches Mittel wird daher Blutlassen und ferner auch das Purgiren und Vomiren empfohlen. Eine kühle Temperatur, Enthaltung von Speisen, wässerige Getränke, Enthaltung von Anstrengungen des Geistes wirken ähnlich, und unterstützen obige Mittel, die nach dem Grade der Sthenie in verschiedner Intensität angewendet werden sollen. Wird die Sthenie nicht gehoben, so geht sie in indirecte Asthenie über (s. den Art. Asthenie). B. P.

Stichomantie (griechisch) heißt eine Wahrsagung durchs Loos, deren man sich schon bei den Römern auf folgende Weise bediente. Man schrieb Verse aus den sibyllinischen Büchern auf mehrere kleine Zettel, mengte diese in einem Gefäß unter einander, und zog dann eins heraus, um dadurch sein künftiges Schicksal zu erfahren. Aehnliches Spiel wird unter den Christen mit der Bibel getrieben. Man steckt eine Nadel aufs Ungefähr zwischen die Blätter der zugeschlagnen Bibel, öffnet sie, wo die Nadel haftet, und der Vers, den diese eben getroffen hat, muß als Orakelspruch nach wahrscheinlicher Auslegung über schwankende Entschlüsse und künftige Schicksale entscheiden. Unter den Herrnhutern und Methodisten ist diese Art von Stichomantie sehr gewöhnlich.

Sticken ist die Kunst, mit der Nadel vermittelst bunter Fäden auf allerhand Zeugen Schrift, Figuren, Landschaften, Porträts und Verzierungen aller Art anzubringen. Diese Kunst wurde im Morgenlande erfunden, wahrscheinlich von den Phrygiern. Zu Moses Zeiten war Ahaliab, aus dem Stamme Dan, als guter Sticker bekannt; und die Frauenzimmer von Sidon galten schon vor dem trojanischen Kriege für berühmte Stickerinnen. Obschon die Griechen die Erfindung der Stickkunst der Minerva beilegen, so ist es doch gewiß, daß sie durch die Perser nach Griechenland gekommen. Der König von Pergamus, Attalus († 621 nach Erbauung Roms), erfand die Kunst, mit Goldfäden zu sticken. In neuern Zeiten ist diese Kunst noch mehr erweitert worden. Im J. 1782 erfanden drei Fräulein von Wyllich im Hannöverschen die Kunst, mit Menschenhaaren zu sticken, wodurch eine völlige Aehnlichkeit mit radirten Blättern und Kupferstichen hervorgebracht wird.

Stickstoff, Azote, d. i. lebensvernichtend, ist ein allgemein verbreiteter Stoff, der dem thierischen Reiche vorzugsweise angehört. Er entwickelt sich aus den faulenden Organismen, so wie während ihres Verbrennens mit ihrem Wasserstoffe verbunden, als flüchtiges Laugensalz. Luftförmig, als Stickluft oder mephitische Luft, ist er ein beständiger Bestandtheil der atmosphärischen Luft, und schränkt die heftige Wirkung des Sauerstoffes auf die Verbrennungsprozesse und das Athmen der Thiere etwas ein, weil sie selbst allein weder das Verbrennen noch das Athmen unterhalten kann. Stickstoff mit Sauerstoff ge-

sättigt, gibt Salpetersäure, mit etwas weniger Sauerstoff die salpetrige Säure, mit noch weniger die Salpeterluft. Diese entweicht während der Auflösung von Kupfer oder Silber in Salpetersäure, ist farbenlos, macht aber mit dem Sauerstoff der gemeinen Luft rothe Nebel, d. i. salpetrige Säure; über angefeuchteter Eisenfeile verliert die Salpeterluft etwas Sauerstoff, und wird oxydirte Stickstoffluft, welche zwar in geringer Menge athembar ist, aber berauschende Wirkungen hervorbringt. Viele der wirksamsten Arzneien haben Stickstoff in ihrer Mischung, wie Weingeist, Aether, flüchtiges Laugensalz, Opium, Moschus u. m. F.

Stiergefechte. Die Stiergefechte gehören zu den Lieblingsvergnügungen der Spanier, die, wie die meisten Völker des Südens, öffentliche Kampf- und Schauspiele, bei denen es auf körperliche Stärke und Gewandtheit ankommt, leidenschaftlich lieben. Daher haben auch die schärfsten Verbote der Päpste die Spanier nicht dahin bringen können, dieser Lustbarkeit zu entsagen. Der Vorwurf der Grausamkeit, den man den Spaniern deswegen macht, scheint wohl übertrieben zu seyn; die Fälle, daß Menschen bei diesen Kampfspielen getödtet würden, sind sehr selten. Die Stiergefechte, welche der König ehemals bei feierlichen Gelegenheiten gab, waren sehr glänzend, und verursachten großen Aufwand. Alles hing dabei von den Befehlen des Königs ab. In der Hauptstadt und in allen größern Städten des Reichs werden diese Stiergefechte (die Spanier nennen sie Corridas) entweder von Entrepreneurs, oder für Rechnung einer öffentlichen Casse veranstaltet. Zu Madrid werden den Sommer hindurch regelmäßig zweimal in jeder Woche Stiergefechte gegeben, die für Rechnung des allgemeinen Hospitals administrirt werden. Die gewöhnliche Einnahme bei einem solchen Schauspiele wird auf 2000, und die Ausgabe (wozu besonders die Bezahlung der Fechter gehört, deren jeder seinen bestimmten Lohn erhält) auf 1000 Piaster angegeben. Diese Spiele werden zu Madrid in dem Coliseum gehalten, einem großen Circus mit stufenweisen Sitzen umgeben, über welchen sich eine Reihe Logen erhebt. Alles erscheint dabei im Putz. Die Fechter, welche dieses Geschäft als ihr eigentliches Metier betreiben, kommen in einem bunten, feierlichen Zuge, von einer Magistratsperson angeführt, zu dem Kampfplatze; sie sind von verschiedner Art: Picadores (Piqueurs), Fechter zu Pferde, in alter spanischer Rittertracht; Banderilleros, Fechter zu Fuß, in kurzen bunten Wämschen mit Fahnen, und endlich der Matador (der Würger, dessen Name auch in unsern Kartenspielen sein Ansehn behauptet), oder der eigentliche Hauptfechter. Sobald der Corregidor das Zeichen gibt, wird der Stier aus dem Stalle gelassen. Die Picadores, die sich in der Nähe aufgestellt haben, nehmen den ersten Angriff an. Bisweilen wird ein Pferd verwundet, dann muß der Reiter sich durch schnelle Flucht retten. Eine besondre Art Fußkämpfer, Chulos, unterstützen die Reiter, indem sie den Stier mit ihren Fahnen beschäftigen, und im Nothfall sich durch einen Sprung über die breterne Wand, welche den Circus einschließt, retten können. Die Banderilleros machen dann ihre Künste, sie suchen dem Stier ihre Banderillas — ausgehöhlte, mit Pulver angefüllte, und mit Papierschnitzeln umwundne Stäbe, an deren Enden kleine Widerhaken angebracht sind — anzuhängen; gelingt es ihnen, so gehen dann die Schwärmer, die im Stocke waren, los, und der Stier läuft wüthend im Circus umher. Nun tritt der Matador mit bloßem Schwerte gravitätisch hervor, und sucht dem Stier den letzten Stoß beizubringen. Wenn dies geschehen ist, so wird der getödtete Stier fortgeschafft, und ein andrer aus dem Stalle gelassen. Ist einer der Stiere zu träg, so

werden Hunde auf ihn gehetzt; ist er zu wüthend, so gehen bisweilen viel Pferde verloren. Je größer die Hitze ist, desto wüthender sind die Stiere. Es gibt auch burleske Auftritte dabei; man hat abgerichtete Affen, die auf den Nacken des Stiers springen, ohne von ihm erreicht zu werden; man hält dem Stiere Strohmänner vor, an denen er seine Wuth ausläßt, auch verkleiden sich einige Fußkämpfer auf eine groteske Art, um den Stier zu necken, und die Zuschauer zu unterhalten.

Stift heißt eine mit milden Vermächtnissen und geistlichen Rechten begabte, ursprünglich zu kirchlichen und religiösen Zwecken bestimmte und einer geistlichen Corporation anvertraute Anstalt mit allen dazu gehörigen Personen, Gebäuden und Besitzungen. Die ältesten, dem Begriff des Stifts entsprechenden Anstalten sind die Klöster (s. d. Art.), nach deren Vorgange sich das Institut des canonischen (geregelten) Lebens der Geistlichen an Kathedral- und Collegiatkirchen bildete, welche jetzt, wie die ihnen ähnlichen Vereinigungen der Canonissinnen und Stiftsdamen, am gewöhnlichsten Stifter genannt werden. Das ausschweifende Leben der Weltpriester und Diaconen bewog den Bischof Chrodogang von Metz in der letzten Hälfte des 8ten Jahrhunderts, die an seiner Kirche angestellten Geistlichen zu klösterlicher Gemeinschaft zu vereinigen, eine Einrichtung, die auf dem Concilium zu Achen 816 in der carolingischen Monarchie gesetzlich, und bald bei allen Domkirchen der lateinischen Christenheit nachgeahmt wurde. Seitdem machten die Geistlichen an Metropolitan-, Kathedral- und Collegiatkirchen mit ihren Bischöfen oder Decanen, wie die Conventualen in den Klöstern mit ihren Aebten, ein eng verbundenes Ganzes aus. Sie wohnten in einem Gebäude (Münster), schliefen in einem Saale, speis'ten an einer Tafel zusammen, und wurden von dem Ertrage eines Theiles der Stiftsgüter und Zehnten, den der Bischof oder Decan zu ihrem Unterhalt bestimmte, mit jedem Lebensbedürfnisse versorgt. Wegen ihres canonischen, an die Gelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams gegen die Obern (s. d. Art. Orden) gebundenen Lebens erhielten sie den Namen Canonici, erwarben als Collegium die Rechte eines geistlichen Senats (Capitel), der seinem Bischof oder Decan berathend zur Seite steht, wie das Collegium der Cardinäle dem Papste. So bildeten sich die Domcapitel, deren Glieder, die Canoniker, sich Capitularen, Domherren oder Stiftsherren nannten, weil sie nach und nach in den Besitz eines bestimmten Antheils der zu ihrer Kirche gehörigen Güter kamen. Ihre anwachsende Macht mußte ihre Prälaten immer mehr beschränken, je häufiger Söhne aus adeligen Familien in ihre Mitte traten, und von ihren Verwandten, wie von den Fürsten unterstützt, ihre Einkünfte und ihre Lebensart von der bischöflichen Willkür unabhängig zu machen wußten. Schon im 11ten Jahrhundert entzogen sie sich der Verpflichtung des Zusammenwohnens (Clausur) und dem Gelübde der Armuth, genossen die ihnen angewiesenen Tafelzehnten oder Präbenden einzeln in besondern Amtswohnungen, und vernachlässigten immer mehr die Abwartung der canonischen Stunden (horae), des Gebets und Gesanges in den Domkirchen. So kam es mit der Verfassung der Domcapitel dahin, daß ihre Glieder, ohne regelmäßig Residenz zu halten (an dem Orte ihrer Domkirche zu bleiben), und kirchliche Geschäfte zu verrichten, doch die Würde geistlicher Personen zu behaupten, und ein durch bedeutende Einkünfte und Rechte ausgezeichnetes Collegium zu bilden fortfuhren. Sie erwarben die Befugniß, über die Aufnahme neuer Capitularen zu entscheiden, bei Vacanzen (Sedisvacanzen) durch ihre ältesten Glieder das bischöfliche Amt zu

verwalten, und die Regierung der Stiftslande zu führen, den neuen Bischof aus ihrer Mitte zu wählen, und ihn durch förmliche Constitutionen zur Bestätigung ihrer Rechte zu nöthigen. Im 14ten Jahrhundert fingen die Capitel an, sich auf eine bestimmte Anzahl von Capitularen zu beschränken, um den zudringlichen Empfehlungen der Päpste und Fürsten, und den willkürlichen Verleihungen und Theilungen der Präbenden, die sich die Bischöfe zu Gunsten ihrer Schützlinge erlaubten, Einhalt zu thun. So entstanden Capitula clausa, geschlossene Capitel von festgesetzter, wenn schon nach Verhältniß des Herkommens und der Stiftsgüter nicht bei allen Stiftern gleicher Anzahl, die bei den unmittelbaren deutschen **Hochstiftern** und **Erzstiftern** (in den Capiteln der Bisthümer und Erzbisthümer) von altem Adel seyn und ihre **Stiftsfähigkeit** durch sechzehn Ahnen beweisen müssen. Während nun diese adeligen Capitularen sich den Genuß aller Rechte ihrer Canonicate vorbehielten, wurden ihre Pflichten den regulirten Chorherren, deren mönchsartige Vereinigungen schon seit dem 12ten Jahrhundert blühten, aufgelegt. Daher schreibt sich der Unterschied der **weltlichen Chorherren** (Canonici seculares), welche die eigentlichen Capitularen sind, von den **regulirten Chorherren** (Canonici regulares), welche die Mönchsgelübde ablegen, und theils förmlich in Klöstern zusammenleben, und nach Art der geistlichen Orden mehrere Congregationen (s. d. Art. geistliche **Orden**) bilden, theils zu Verrichtung des Kirchendienstes bei den Kathedralen gebraucht werden, aber auch dann weder an den Präbenden, noch an dem Stimmrechte der Capitel Antheil haben. In Stiftern, welche dergleichen Regular-Canoniker nicht aufnehmen mochten, sind bürgerliche Kleriker als Domvicare angestellt, um für eine geringe Besoldung die kirchlichen Geschäfte der Säcular-Domherren zu versehen. Zu den Capiteln gehören diese Vicare eben so wenig, als die regulirten Chorherren. Bis auf unsre Zeiten haben die weltlichen Domherren, die ihren geistlichen Stand nur noch durch die Beobachtung der Ehelosigkeit und des Gehorsams gegen ihre Prälaten beurkunden, die Freiheit behauptet, ihre Einkünfte zu verzehren, wo sie wollen, wenn sie nur eine gewisse Zeit des Kirchenjahrs Residenz halten, und sich zu den Sitzungen des Capitels einfinden. Expectanten ihrer Pfründen und Titel sind die **Domicellaren** oder Canonici minores, welche zur Anwartschaft auf die Rechte und Einkünfte der Capitularen, die im Vergleich mit ihnen Canonici majores heißen, vermöge einer meist von Familienverbindungen und Einkaufsgeldern abhängigen Wahl der Capitel gelangen. Sie müssen wenigstens vierzehn Jahr alt seyn, und bei dem Scrutinium ihre Geschicklichkeit im Lateinlesen und Singen, so wie das stiftsfähige Alter ihres Adels beweisen. Bei eintretender Vacanz einer Domherrnstelle rückt der älteste unter ihnen in das Capitel ein, muß aber vorher ein Probejahr hindurch bei der Kathedrale ohne Einkünfte Residenz halten, und in Person dem Gottesdienst abwarten, die Horas singen und andre Kirchendienste verrichten, wobei er für jedes Versehn um Geld gestraft wird. Das wesentliche Recht des Canonicats, Sitz und Stimme im Chor und Capitel, haben alle Capitularen mit einander gemein, doch findet nach Verhältniß der Dauer ihrer Theilnahme am Capitel eine Rangordnung und Stufenfolge der Einkünfte unter ihnen Statt, und die ältesten führen die Amtstitel: Propst, Dechant, Senior, Scholasticus, Cantor und Custos. Die beiden ersten sind wie der im Range dem Bischofe am nächsten stehende Coadjutor (erwählte Nachfolger des Bischofs) Prälaten der Kirche.

Der Dompropst hat den Vorsitz im Capitel, und hält als Vertreter desselben bei dem Bischof beständig Residenz; der Domdechant führt die Aufsicht über die Domicellaren, der Domscholasticus und Domcantor haben ihre Titel von den sonst mit ihren Canonicaten verbundenen Lehrerstellen an der Stiftsschule. Die Priesterweihe erhalten nur solche Säcular-Domherren, die zugleich wirklich ein geistliches Amt bekleiden. Vor der durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25sten Februar 1803 verfügten Säcularisation hatten die deutschen Erz- und Hochstifter Mainz, Trier, Cöln, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speyer, Costanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freisingen, Regensburg, Passau, Trient, Brixen, Basel, Münster, Osnabrück, Lüttich, Lübeck und Chur, so wie die Propsteien Ellwangen, Berchtesgaden u. s. w., die gefürsteten Abteien Fulda, Corvey, Kempten u. s. w. Landeshoheit und Stimmrecht auf dem Reichstage, daher sie unmittelbare Stifter hießen, und den Fürstenthümern gleich geachtet wurden. Anderwärts hatte es auch vor dieser Säcularisation keine unmittelbaren, mit politischen Souverainitätsrechten begabten Stifter gegeben, doch war die Verfassung der Domcapitel auch bei denjenigen deutschen Erz- und Hochstiftern beibehalten worden, welche zur Zeit der Reformation zum Protestantismus übergetreten waren. Die Verwendung des Papstes und der catholischen Fürsten, welche diese abgefallnen Stifter immer noch wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen hofften, sicherte ihnen auch im westphälischen Frieden den Genuß ihrer Güter und Rechte, ausgenommen die mit der evangelischen Confession unverträgliche bischöfliche Würde und die Landeshoheit, welche evangelischen Fürsten zufiel. Nur das ganz protestantische Bisthum Lübeck und das gemischte, aus catholischen und protestantischen Capitularen zusammengesetzte Domcapitel zu Osnabrück, dessen Bischof abwechselnd ein Catholik und ein evangelischer Prinz aus dem Hause Hannover seyn sollte, behaupteten die Reichsunmittelbarkeit und die Bischofswahl. Jetzt sind alle Stifter mittelbar, d. h. in bürgerlichen und Staatsangelegenheiten der Landeshoheit derjenigen Fürsten untergeben, in deren Gebiet ihre Güter liegen. Die Capitularen der säcularisirten Stifter wurden in Folge jenes Reichsdeputationshauptschlusses, wie ihre auf das geistliche Amt eingeschränkten Bischöfe auf Pensionen gesetzt, und über die fernere Fortdauer ihrer Domcapitel so wenig beruhigt, daß es nur auf das Ermessen der Fürsten und die Nachgiebigkeit des Papstes ankommt, wie lange es noch weltliche Domherren geben soll. Die überrheinischen Domcapitel sind unter französischer Hoheit völlig aufgehoben worden, und können auch nach der Rückkehr ihrer ehemaligen Lande unter den Scepter deutscher Fürsten von dem deutschen Bundestage nicht mehr, als die Sicherstellung der Sustentation ihres noch übrigen Personals auf Lebenszeit, aber keinesweges eine Wiederherstellung ihrer ehemaligen Blüthe erwarten. Das Domcapitel zu Münster hatte seine Privatrechte zwar auch unter Napoleon zu behaupten gewußt, ist aber von seinem jetzigen Landesherrn, dem Könige von Preußen, nur einstweilen in seiner bisherigen Form anerkannt worden, um unter päpstlicher Mitwirkung so umgebildet zu werden, daß die Ausschließung der Nichtadeligen, die Zulassung von Minderjährigen (Domicellaren) und Nichtgelehrten, und überhaupt von Personen, die dem Dienst der Kirche nicht ihr ganzes Leben widmen, völlig aufhören, und eine dem kirchlichen Zweck und den Foderungen des Zeitgeistes angemessenere Verfassung an die Stelle der bisherigen trete. Aus diesem Beispiele läßt sich erkennen, welches Schicksal die Ansprüche des

alten Adels auf den ausschließlichen Genuß der Pfründen von andern deutschen Stiftern haben werden, wenn auch diese Stifter selbst in veränderter Form fortbestehen sollten. Die meiste Hoffnung auf eine ungestörte Fortdauer können sich gewiß diejenigen machen, welche entweder schon bisher verdiente akademische Lehrer aufnehmen mußten, wie in den evangelischen Hochstiftern Meißen und Merseburg je zwei Domherrnstellen den beiden ältesten Doctoren und Professoren der Theologie und der Jurisprudenz gehören, oder ganz in den Händen von Gelehrten und wirklich beamteten Geistlichen sind. In diesem letztern Falle befinden sich die meisten Collegiatstifter, welche auch Neben- und Unterstifter heißen, weil sie, wenn der Papst sie nicht eximirt, und seinem Stuhle unmittelbar untergeben hat, zu dem Sprengel eines Hochstifts gehören. Auch die Collegiatstifter bilden Capitel unter dem Vorsitze eines Propstes oder Dechanten, der ein Prälat der Kirche und der eigentliche Herr und Verwalter der Stiftsgüter ist. Unter ihm stehen der Senior, Scholasticus und Cantor, die übrigen Capitularen heißen nicht Domherrn, sondern Canonici, und ihre Kirche nicht Kathedrale, sondern Collegiatkirche. Uebrigens haben die Capitel der Collegiatstifter in Ansehung des Wahlrechtes ihrer Glieder und der Berathung mit ihrem Dechanten oder Propste eine den Domcapiteln ähnliche Verfassung, nur sind die Cononici bei den catholischen Stiftern dieser Art in der Regel bürgerlicher Herkunft, und stets wirklich ordinirte Geistliche, die entweder beständig Residenz halten, oder Pfarrämter bekleiden, die Vicarien aber, die den Dienst bei der Stiftskirche verrichten, die Expectanten ihrer Pfründen, wie die Domicellaren bei den Hochstiftern. Die Canonicate und Präbenden der envangelischen Collegiatstifter, z. B. in Zeitz, welches zu Naumburg, in Wurzen, welches zu Meißen gehört, erhalten bürgerliche Gelehrte entweder als akademische Lehrer, oder zufolge einer durch Familienverbindungen und Einkaufsgelder motivirten Wahl, oder kraft einer landesherrlichen Verleihung, wie im Preußischen, wo der König als oberster Bischof der protestantischen Kirche gewisse Canonicate zu vergeben hat. Ein solcher Canonicus war Gleim zu Halberstadt. Evangelische Domherren und Canonici sind an keine Gelübde gebunden. Außer diesen Erz-, Hoch- und Unterstiftern gibt es noch weibliche Stifter, welche, wie die männlichen, von zweifacher Gattung, entweder geistliche oder freie weltliche sind. Die geistlichen weiblichen Stifter entstanden durch die Vereinigung regulirter Chorfrauen (s. d. Art. geistl. Orden), und gleichen ganz den Klöstern, die freien weltlichen weichen aber in vielen Stücken von der Klosterverfassung ab. Da der stiftsfähige Adel seinen Töchtern das ausschließliche Recht auf die Pfründen dieser Stifter zu verschaffen gewußt hat, werden sie insgemein freie weltadelige Damenstifter, und ihre Canonissinnen Stiftsdamen genannt. Gewöhnlich wohnen die letztern in einer Communität beisammen; es gibt aber auch Stifte wo kein Beisammenleben besteht, und die Damen jährliche Pensionen an Geld geniessen. In katholischen Stiften dieser Art ist in der Regel die Abbtissin eine wirkliche geistliche Person, und an das Gelübde der Ehelosigkeit gebunden; die Stiftsdamen aber können sich verheirathen. Einige dieser Stifter machen sich dadurch gemeinnützig, daß die Stiftsdamen jüngere Fräulein im Stiftsgebäude aufnehmen und erziehen. Dieser vernünftige Zweck ist in dem evangelischen Magdalenenstifte zu Altenburg verfassungsmäßig, welches daher unter die vorzüglichsten Bildungsanstalten für die weibliche Jugend des stiftsfähigen Adels gehört. Das freie weltadelige Fräuleinstift Joachimstein in der sächsischen

Oberlausitz, welches seine Fundation der Familie von Ziegler und Klipphausen verdankt, hat dagegen nur die Bestimmung, unvermögenden ledigen Fräulein aus dieser und den ihr verwandten Familien einen anständigen Unterhalt zu gewähren. Die Vorsteherin desselben führt den Titel Stiftshofmeisterin und der die Geschäfte eines weltlichen Propstes besorgende Aufseher heißt Stiftsverweser. Die Stiftsdamen und Fräulein der protestantischen Stifter verlieren im Fall ihrer Verheirathung die genossenen Präbenden. E.

Stiftshütte, Bundeshütte (nach der veralteten Bedeutung des Wortes Stift, Bund, Verbindung) heißt in Luthers Bibelübersetzung der Reisetempel, den Moses auf dem Zuge aus Aegypten nach Canaan zum Gottesdienste der Israeliten verfertigen ließ. Wie jedes Zelt war auch dieses Tempelzelt so eingerichtet, daß es aus einander genommen, und in einzelnen Stücken von den dazu bestimmten Geschlechtern der Leviten getragen werden konnte. Wo die Israeliten auf jenem Zuge rasteten, wurde die Stiftshütte zusammengesetzt, und nahm einen Raum von 30 Ellen in der Länge und 10 Ellen in der Breite ein. Ihre drei verschlossenen Seiten bestanden aus 48 übergoldeten Bretern von Akazienholz, welche durch goldene Ringe zusammengehalten, und mit Pfählen in die Erde befestigt wurden. Ueber diesen Wänden hingen vier Decken von Leinwand, Camelot, Saffian und Fellen, welche zugleich das Dach bildeten. Die vordere, zum Eingang bestimmte Seite war mit einem an fünf Säulen befestigten Vorhange bedeckt. Das Innere theilte ein Zwischenvorhang, der das Allerheiligste, die hintere Abtheilung, von dem Heiligen, der vorderen Abtheilung sonderte. Im Heiligen stand der Tisch mit den ungesäuerten Schaubroten, der goldene Leuchter und der Räucheraltar nebst andern Opfergeräthschaften, weil hier die Priester ihre Gebete und die unblutigen Opfer verrichteten. Im Allerheiligsten wurde die Bundeslade verwahrt, welche das mosaische Gesetzbuch oder Tempelarchiv (anfangs nur die steinernen Gesetztafeln) in sich schloß. Der Deckel dieser Lade war an den vier Ecken mit den allegorischen Figuren der Cherubim geschmückt, und hieß der Gnadenstuhl auf dem Jehovathrone. Allein der Hohepriester ging einmal im Jahre am großen Versöhnungstage in das Allerheiligste, um für das Volk zu beten. Das Volk durfte nur den mit reich umhangenen Säulen eingefriedigten Vorhof der Stiftshütte betreten, in welchem vor ihrem Eingange die Altäre und Geräthschaften zu den Brandopfern standen. Die Zubereitung, und die an Gold, Silber, Stickereien und Mahlereien sehr reiche Ausschmückung aller Bestandtheile dieser Wohnung Jehova's gibt einen hohen Begriff von den Kunstfertigkeiten, welche die Israeliten sich in Aegypten erworben hatten. Die zum Theil kostbaren und seltenen Stoffe konnte der damals schon belebte Handel Arabiens und Aegyptens ihnen zugeführt haben. Sie brachten die Stiftshütte mit nach Canaan, wo sie während der Kriege unter den Richtern mit dem Personal der dazu gehörigen Priesterschaft abwechselnd an verschiedenen Orten aufgestellt, doch stets der Versammlungspunkt der zwölf Stämme war. Bekanntlich ersetzte Salomon dieses tragbare Gebäude, welches der Würde einer fixirten königlichen Residenz nicht mehr entsprach, durch den von ihm erbauten prächtigen Tempel. E.

Stiftskirche (Kathedralkirche, Dom-, Hochstifts- oder bischöfliche Kirche) heißt eine solche Kirche, mit welcher ein Bisthum oder ein Hochstift verbunden ist, oder doch vor Zeiten verbunden war. Auch die den Hochstiften untergeordneten Stifte, die Nebenstifte, Unter-

oder Niederstifte, haften und hafteten von jeher auf gewissen Kir[chen,] welche man deßhalb gleichfalls im gemeinen Leben Stiftskirchen ne[nnt,] die aber eigentlich zum Unterschiede von der Kathedralkirche Co[lle]giatkirchen heißen. (M. s. auch Stift.)

Stiftung oder milde Stiftung (pia causa), eine Ans[talt,] welche einen mildthätigen oder frommen Endzweck hat, z. B. Arm[en]häuser, Hospitäler, Waisenhäuser u. s. w. Eine milde Stiftung [ist] nur dann eine moralische Person, und hat nur dann die Rechte de[rsel]ben, wenn sie vom Landesherrn gestiftet oder bestätigt ist. Solche m[ilde] Stiftungen genießen nach dem gemeinen Recht auch die Vorzüge [der] Minderjährigen, nur müssen sie wegen geschehener Verletzungen in[ner]halb vier Jahren von dem Zeitpunkte an, wo sie Kunde von dem [erlit]tenen Schaden erhielten, um Wiedereinsetzung in den vorigen S[tand] (Restitutio in integrum ex capite minorennitatis) nachsuchen. [In] manchen Ländern gehören die milden Stiftungen auch zu den privil[egir]ten chirographarischen Concursgläubigern. In andern Ländern [sind] Veräußerungen unter Lebenden von Grundstücken an milde Stiftu[ngen] verboten, weil die Grundstücke dadurch in die todte Hand, d. h. [aus] dem Verkehr kommen. Auch können hinsichtlich milder Stiftungen [gül]tig Pollicitationen, d. h. Gelübde, die auch ohne Annahme für [den] Gelobenden verbindend sind, geschehen, nur muß das Gelübde eine [ge]rechte Veranlassung (justam causam) haben. Wer z. B. einer mi[lden] Stiftung wegen Befreiung aus einer Gefahr ein Geschenk gelobt [hat,] kann rechtlich gezwungen werden, es zu geben. War aber keine ger[echte] Veranlassung da, so kann die Erfüllung des Gelübdes nur dann [gefor]dert werden, wenn der Gelobende schon mit der Leistung angefa[ngen] hat. Die in einem jeden Staate bestehenden frommen Stiftungen [stehen] übrigens unter der Aufsicht der Regierung, und diese hat die h[eilige] Verpflichtung, darob zu wachen, daß die Fonds der Stiftungen e[rhal]ten und gemehrt, und der Ertrag derselben genau nach dem Sinn[e der] Stifter verwendet werden. (S. Was ist der Staat den fr[om]men Stiftungen schuldig? (von J. G. Pahl) in der [all]gem. Staatscorrespondenz von Bauer, Behr und Sch[...] 1814 3tes Heft.) Am schreiendsten verletzen aber die Regierungen [diese] Pflicht, wenn sie selbst ihre Hand an das Heiligthum legen, das [der] fromme Sinn der Alten ihrer Hut und ihrer Pflege anvertraut hat. [Es] sind in dieser Beziehung, während der schändlichen Rheinbundespe[riode,] durch Incameration, Centralisirung, willkürliche Besteuerung und [Ver]wendung der Stiftungen zu fremdartigen Zwecken schwere Sünden be[gan]gen, die zu versöhnen ein heiliger Beruf der jetzigen Regenten ist.

Stigma (griechisch), ein eingebranntes Mahl, zum Kennzei[chen] eines begangenen Verbrechens. Bei den Römern wurden den Skla[ven,] die gestohlen hatten, oder entlaufen waren, gewisse Buchstaben [zum] Zeichen ihres Vergehens eingebrannt, wie noch heut zu Tage es in [eini]gen Ländern denen zur Galeere Verurtheilten geschieht.

Stilicho oder Stilico, der berühmte Minister des abend[län]dischen Kaisers Honorius. Er war von Geburt ein Vandale, sein [Va]ter ein Feldherr unter dem Kaiser Valens, und er selbst stieg d[urch] seine Talente bis zum Magister utriusque exercitus, d. h. bis zum [An]führer der Reiterei und der Fußvölker, und war bei allen Kriegen [des] Theodosius gegenwärtig. Dieser hatte seine Nichte Serena mit [ihm] vermählt, welche ihm den Eucherius und zwei Töchter, Maria [und] Thermantia, nachherige Gemahlinnen des Kaisers Honorius, g[ebar.] Als Theodosius das Reich (395 nach Chr. Geb.) unter seine b[eiden]

Söhne theilte, übergab er dem Stilicho die Obervormundschaft über den Honorius, und damit die ganze Regierung des abendländischen Kaiserthums. Da Theodosius ein eifriger Christ war, so ist es wahrscheinlich, daß auch Stilicho sich zum Christenthum bekannte. Von manchen Geschichtschreibern jener Zeit wird er sehr gerühmt, von andern wiederum getadelt. Mit dem Vormunde des Kaisers Arcadius, dem Rufinus, gerieth er bald in heftige Streitigkeiten, die, durch Beider Herrschsucht entflammt, blutige und höchst verderbliche Kriege zur Folge hatten. Um sich des Thrones zu bemächtigen, hatte Rufinus die Gothen unter Alarich in das römische Reich gerufen, welche mit unglaublicher Wuth Alles verwüsteten. Stilicho, nachdem er ein Bündniß mit den Franken geschlossen hatte, eilte mit einem Heere den Morgenländern zu Hülfe; durch die Ränke des Rufinus aber wurden die Völker des Arcadius von ihm getrennt, so daß er, ohne etwas unternehmen zu können, wieder zurückkehren mußte. Indessen gelang es ihm doch, den allgemein gehaßten Rufinus ermorden zu lassen, und mit einem neuen Heere gegen die Gothen aufzubrechen. Er erfocht in Griechenland einige Vortheile über sie, mußte sich aber auf Befehl des Arcadius zurückziehen, weil dessen Staatsminister Eutropius ihn zu einem Frieden mit dem Alarich beredet hatte; und Stilicho wurde nun sogar für einen Feind erklärt. Er, der gern auch die Verwaltung der morgenländischen Provinzen gehabt hätte, rüstete sich zu einem Zuge nach Griechenland, wurde aber durch Empörungen, welche Eutropius in Afrika anstiftete, daran verhindert, und nachdem diese gestillt waren, kam eine Aussöhnung zwischen den beiden Kaisern zu Stande. Bald nachher hatte Italien sehr heftige Anfälle von den Gothen unter Alarich auszustehen, bis Stilicho, durch innere Uneinigkeiten bei den Barbaren unterstützt, sie besiegte, und (403 nach Chr. Geb.) sie nöthigte, Italien zu verlassen. Im folgenden Jahre brachen die Gothen wieder ein, wurden aber von Stilicho geschlagen; dagegen ging Gallien größtentheils durch die Einbrüche der Alanen, Vandalen und Sueven verloren, und in Britannien warf sich ein gewisser Constantinus zum Kaiser auf, der Gallien und Spanien größtentheils eroberte, und vom Honorius als Augustus anerkannt wurde. Stilicho, um sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, machte ein Bündniß mit den Gothen; seine Verrätherei wurde aber von einem gewissen Olympius dem Kaiser entdeckt, der ihn (408) hinrichten, und sich von der Thermantia, die er nach dem Tode der Maria geheirathet hatte, scheiden ließ, und Stilicho's sämmtliche Güter einzog.

Stimme ist der Inbegriff der Töne, welche durch die Respiration der Thiere hervorgebracht und namentlich in dem Kehlkopfe (s. d. Art.) erzeugt werden. Sie kann daher auch nur in den Thieren sich entwickeln, in denen das Respirationssystem ausgebildeter, und die Lunge und der Kehlkopf wirklich zugegen sind. Viele Insecten bringen freilich mit Willkür ein Geräusch mit den Flügeln hervor, das statt der Stimme anzusehen, aber nicht wirklich Stimme ist; die Fische, obwohl groß, aber nur durch Kiemen athmend, sind stumm; erst in den Amphibien, bei denen es zur Bildung der Lunge und des Larynx kommt, ist sie zugegen, aber wenig modulirt, denn der Larynx ist hier noch wenig ausgebildet, hat keine Epiglottis, Ventrikeln und Vocalsaiten. In den Vögeln dagegen, in denen die Lunge und die Luft so sehr vorherrschen, in denen der Larynx nicht nur vollkommen ausgebildet ist, sondern die auch an der Bifurbation der Bronchien eine zweite Stimmritze und überdies noch zum Theil (die Singvögel nämlich) in den Bronchien

mehrere der Vibration fähige Lamellen besitzen, ist sie sehr reich an den verschiedenartigsten Tönen. Die Säugthiere besitzen nur einen Kehlkopf, und hier bildet sich der Ton durch stärkeres Ausathmen der Luft, in dem die Vocalsaiten entweder nach Ferreins Meinung in Schwingung versetzt werden, die nach der verschiedenen Anspannung verschiedene Töne gewähren müssen, oder nach Bedarf eine bestimmte Höhle bilden, in welcher der Ton auf ähnliche Weise wie in den Blasinstrumenten erzeugt wird, oder vielleicht auf beide Weise zugleich. Aber auch die Länge der Luftröhre, die vermehrt oder vermindert werden kann, die Capacität der Lungen im Verhältniß zur Weite der Stimmritze trägt wenigstens zur Verstärkung das ihrige bei. Mehr aber wird sie modificirt durch die Epiglottis, durch die größere oder geringere Länge des Canals, der von der Stimmritze bis zur Mundöffnung sich bildet, und durch alle die willkürlichen Veränderungen, die hier noch der Ton erfahren kann. Auch der Einfluß des Stimmnerven ist bemerkenswerth: wird dieser auf der einen Seite durchschnitten, so wird die Stimme schwächer, wird er es aber auf beiden Seiten, so verstummt sie natürlich ganz und gar. Der positiv galvanische Pol erzeugt hohe, der negative tiefe, dumpfe und heisere Töne, wenn sie auf den Stimmnerven wirken. Wie bedeutend und eigenthümlich die Geschlechtsfunctionen auf die Stimme wirken, ist bekannt, aber das warum auch hier nicht erklärt. Es zeigt sich aber dieser Einfluß schon in den Vögeln, die zur Begattungszeit mit ihren Melodien ergötzen, im Weibe, das nach der Pubertät erst Metall und sichere Völle der Stimme bekommt, in dem Manne am auffallendsten, der nach der Pubertät und durch dieselbe den ihm eigenthümlichen Ton, Baß oder Tenor, erhält; Veränderungen, die durch frühere Castration verhindert werden. Aber auch viele andere Affectionen des Organismus, besonders des Nervensystems, erzeugen bedeutende Veränderungen der Stimme, die dieselbe in Krankheiten zu einem wichtigen Zeichen machen. Sie kann aber im krankhaften Zustande entweder ganz fehlen (aphonia) oder krankhaft verändert seyn (paraphonia, cacophonia). In dem letztern Falle ist sie entweder zu stark oder zu schwach, zu tief (vox clangosa, wenn sie zugleich zu stark, und raucitas gravis, wenn sie zugleich zu schwach ist), oder zu hoch (oxyphonia, die wieder in die vox cucurlens s. rudens, die zugleich zu stark, und raucitas acuta, die zugleich zu schwach ist, zerfällt). Die mehrsten dieser Affectionen kommen symptomatisch vor, nur selten wird der eine oder die andre als primäre Krankheit beobachtet. Aus ihnen aber ist der Arzt gar oft im Stande, Schlüsse auf das Wesen und die Gefahr der Krankheit zu machen, die den selten trügen werden, der die rechte Beobachtungsgabe besitzt. Freilich läßt sich hier gar nicht alles mit Worten wiedergeben, was man beobachten kann, denn die feinen Nuancen, die zahllosen graduellen Unterschiede lassen sich gar nicht gut beschreiben, und am wenigsten das Talent geben, die nachgeahmte, affectirte Modulation von der natürlichen zu unterscheiden. — Ein sehr schlimmes Zeichen ist aber besonders die Stimmlosigkeit (Aphonie), indem sie von Krampf, Schwäche und Lähmung erzeugt wird. Rühet sie von Krämpfen her, so ist sie noch am wenigsten bedenklich, die Schwäche aber, die Stimmlosigkeit erzeugen kann, ist immer sehr groß, von Lähmung herrührend, ist sie beinahe absolut lethal. — Ist sie mit irritabler Constitution verbunden, so deutet sie auf starke Congestion und nahen Schlagfluß, nach der Geburt auf Gefahr und Zuckungen, in der Bräune auf Erstickung und Brand, in acuten Krankheiten auf sehr bedeutende Affection der Sensibilität hin. Die zu starke

Stimme ist ein sehr gewöhnlicher Zufall in der Raserei; die zu schwache gibt in ihren Graden Kunde von den verschiedenen Graden der Schwäche. Die vox clangosa, die so klingt, als ob Jemand in einen hohlen Topf spräche, gewährt in den schwerern Krankheiten ein sehr böses Zeichen, wie z. B. in Metastasen nach dem Kopfe, bei gallichtem Erbrechen, im Sonnenstich, bei der gangränösen Bräune. Die Heiserkeit, wobei die Stimme zu tief ist, deutet im Gallenfieber, im Scharlach, in der Lungensucht, Brustwassersucht, in der Wasserscheu u. s. w. große Gefahr an, unbedenklich ist sie, wenn sie von der Pubertät, Catarrh, eingeathmetem Staub veranlaßt wurde. Die vox cucurlens s. rudens s. pipiens (welche klingt, als ob ein Hahn krähte oder Esel wieherte), ist pathognomonisch in der häutigen Bräune und im Keuchhusten, wird zuweilen auch in der Kopfwassersucht beobachtet, und ist dann ein böses Zeichen, so wie auch in bösartigen Blattern. Die raucitas acuta rührt theils von denselben Ursachen her, als die raucitas gravis, und verändert dann wenig im Urtheile, bei Hysterischen zeigt sie einen bevorstehenden Anfall an. B. P.

Stimme ist ursprünglich die Fähigkeit lebendiger Wesen, und zwar insbesondre der durch Lungen athmenden Thiere, sich durch Laute zu äußern. Beim Menschen verwandelt sich die Stimme in Sprache und Gesang. In der Musik nun insbesondre wird mit dem Worte Stimme zunächst bezeichnet, die auf den physischen Organen (des Halses und der Kehle) beruhende Fähigkeit, musikalische Töne von einem gewissen Umfang hervorzubringen, so wie auch die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Töne selbst. Die Güte der Stimme beruht vorzüglich auf der Gesundheit und Kraft der Gehörs- und Stimmorgane, und äußert sich durch Deutlichkeit in der Angabe des musikalischen Tons (im Treffen), Reinheit, Leichtigkeit, Stärke, Dauer, Gleichheit, Wohlklang und Fülle der Töne, dagegen natürliche Fehler oder Krankheit jener Organe (z. B. Engbrüstigkeit, schwache Lunge), eine fehlerhafte und schlechte Stimme oder Heiserkeit und andere Mängel derselben bewirken. Einige Fehler der Stimme entstehen jedoch durch falschen Gebrauch der Stimme und Sprachorgane, z. B. das Singen durch die Nase, durch die Zähne, die Gaumstimme u. s. w. Die Bildung der Stimme ist früherhin unwillkürlich; die Stimme erhält durch Uebung nach und nach immer mehr Umfang, Kraft. Die methodische Uebung darf nicht leicht vor dem neunten oder zehnten Jahre beginnen; mit ihr beschäftigt sich die Singschule. Zu welchen Zeiten die Singübungen angestellt werden, und wie lange sie jedesmal dauren, ferner, in welcher Haltung der ganze Körper, und insbesondere die Stimmorgane sich dabei befinden sollen, endlich wie diese Uebungen selbst stufenweise und zusammenhängend fortschreiten müssen, um die Stimme ganz zu beherrschen, dies lehrt jene mit mehr oder minder Allgemeinheit. Die Verschiedenheit der Stimmen ist so groß, als die der Individuen. In Hinsicht der Höhe und Tiefe, des Umfangs und der mit ihm verbundenen Stärke, Weichheit, Fülle und Klarheit nimmt man vier Hauptgattungen der Stimme, die man auch die vier Stimmen nennt, an, nämlich Sopran oder Discant, Alt, Tenor und Baß (s. d. besondern Artikel). Die erste nennt man die Oberstimme, auch Hauptstimme, weil sie in der Regel die Melodie hat, die letztere ist die eigentliche Grundstimme, auf deren Tönen die Accorde ruhen, die zwei mittleren heißen Mittelstimmen. Auch gibt es Uebergänge, so unterscheidet man z. B. den hohen Sopran von dem niedern oder halben Sopran (mezzo soprano), den zweiten Discant,

welcher jedoch oft mit dem Alt zusammenfällt, den hohen Tenor von dem Barytenor, und zwischen Tenor und Baß den eigentlichen Barytono. Dann hat man das Verhältniß der vier Singstimmen auch auf die Instrumentalmusik übergetragen, und redet auch da von vier Stimmen und vom vierstimmigen Satze; auch spielt jedes Instrument des Orchesters in dem Charakter einer der vier Hauptstimmen, daher Discantinstrumente, Baßinstrumente u. s. w. Die weiblichen Stimmen sind von Natur Discantstimmen oder Altstimmen; die Knabenstimmen dem Tone nach gewöhnlicher Altstimmen, wenn sie auch den Umfang des hohen Discants haben. Bei dem Uebertritt der Knaben in das Jünglingsalter verändert sich die Stimme (s. d. Art. Mutiren), und geht aus Discant oder Alt in den Tenor oder Baß, oder eine der genannten Zwischengattungen über. — Ferner nennt man Stimme ohne Rücksicht auf diese Verhältnisse jeden einer Singstimme oder einem Instrumente übertragenen Antheil an einem Tonstück (Partie), mag nun derselbe entweder begleitend oder Hauptstimme, oder beides abwechselnd seyn, dann auf abgeleitete Weise auch die besondre Abschrift einer solchen Partie, in welchem Sinne man die (einzelnen) Stimmen der Partitur entgegenstellt. Die Besetzung der Partien durch mehrere Instrumente und Singstimmen derselben Art bewirkt den Unterschied von Solostimmen und Ripienstimmen, in ersteren befinden sich auch diejenigen Stellen, welche nur einmal besetzt vorgetragen werden sollen. Endlich wird auch Stimme ein in den Geigeninstrumenten aufgerichtetes Stäbchen genannt (eigentlich der Stimmstock), welches dem Drucke der Saiten auf die Decke des Instruments zum Widerhalte dient.

Stimmstock, s. Stimme.

Stimmung (in musikalischer Hinsicht). Die musikalische Stimmung besteht in dem Verhältnisse, welches die Töne der musikalischen Instrumente oder Stimmen, nach einem gewissen dabei zum Grunde gelegten Tone erhalten. Diese Bestimmung auf einen festen Normalton (Stimmton genannt) ist nothwendig, da alle Instrumente und Stimmen in Höhe und Tiefe ihre bestimmte Gränzen haben, und namentlich dem Sänger wegen gewisser Abschnitte und Verhältnisse in seiner Stimme eine feste Stimmung sehr wünschenswerth ist, um dieselbe mit Sicherheit bewegen zu können. Um einen solchen Normalton zu haben, bedarf man eines tönenden Körpers, dessen Ton sich so wenig als möglich verändert. Hierzu bediente man sich sonst der Stimmpfeife, einer hölzernen Pfeife, durch welche man einen Ton, oder auch (durch abgemessenes Herausziehen der in einander geschobnen Stücke) die Töne einer ganzen Octave, wie sie auf dem herauszuziehenden Stücke schriftlich verzeichnet sind, angeben kann. Doch ist der Ton der Stimmpfeife von dem stärkern oder schwächern Einblasen abhängig, und daher schwankend und veränderlich. Die Orgelstimmer bedienen sich zur Stimmung des offnen Pfeifenwerks des sogenannten Stimmhorns, eines trichterförmigen Instruments, welches in die Pfeife gesteckt wird. Gewöhnlicher und zweckmäßiger als die Stimmpfeife ist die Stimmgabel, ein gabelförmiges, stählernes Instrument, mit deren einer Spitze man an einen festen Körper anschlägt, indem man schnell die Gabel umdreht, und den Griff oder Stiel auf die angeschlagene Stelle aufsetzt, wodurch Erzitterung der Gabel der Ton anklingt, welchen man als Maßstab beim Stimmen anwendet. Letzteres ist bei einigen Gabeln der Ton C, bei andern A (daher C- und A gabeln). Die Verschiedenheit der Stimmung beruht zum Theil hiernach auf der Verschiedenheit der Gabeln, theils auf Herkommen und Willkür. Die verschiedene Stim-

mung der Orchester betrifft, gewöhnlich einen geringen Gradunterschied der Höhe und Tiefe; das Maximum mag jedoch das Intervall eines und einen halben Tons betragen. Sonst gab es auch den Unterschied des Kammer- und Chortons (s. Kammermusik).

Stipendium hieß bei den Römern die Löhnung der Soldaten. In den neuern Zeiten bezeichnet man damit eine bestimmte Summe, welche jungen Studierenden, die daher Stipendiaten heißen, zur Unterstützung bei ihrem Studieren zu gewissen Zeiten ausgezahlt werden. Auf den deutschen Universitäten gibt es landesherrliche und Familien-Stipendia; die erstern werden von der Behörde verliehen, welche der Landesherr dazu beauftragt hat, die andern gewöhnlich von dem ältesten Gliede der Familie, deren Namen die Stiftung führt, und zwar entweder bloß an Mitglieder der Familie, oder auch an Fremde. Im mittlern Zeitalter nannte man den Fond, aus welchem junge Studierende Unterstützung erhielten, mit einem unlateinischen Worte, Borsa, und die Empfänger hießen Borsarii; woraus in der Folge das noch jetzt bekannte Wort Bursche entstanden ist.

Stoa, eine öffentliche Säulenhalle oder Gallerie im alten Athen, welche wegen ihrer Ausschmückung mit Gemählden ποικίλης die bunte, hieß, wurde von dem Philosophen Zeno aus Cittium auf Cypern bei seinen Lehrvorträgen und Unterredungen als Hörsaal benutzt, daher die von ihm gestiftete philosophische Schule den Namen der stoischen erhielt. Zeno, ein Zeitgenosse Epicurs, 362 bis 261 vor Chr. Geb., vorher ein Kaufmann, genährt durch den Unterricht der Sokratiker, Cyniker und Akademiker, entschied sich für einen Eklecticismus, der die Resultate seiner Forschung ungeachtet seiner vorwaltenden Tendenz zum Anbau der practischen Philosophie auch für die speculative Seite derselben wichtig machte. Philosophie war ihm der Weg zur Weisheit, die Weisheit selbst die Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge und ihre Anwendung im Leben Tugend. Die Haupttheile seines Systems, Logik, Physik und Ethik, ordnete er zu einem festverbundenen Ganzen. In der Logik, nach seiner Idee der Wissenschaft von den Kriterien des Wahren und Falschen, nannte er die Erfahrung Grundlage aller Erkenntniß, solche Vorstellungen, deren Merkmale mit allen eigenthümlichen Merkmalen ihrer wirklichen Gegenstände übereinstimmen, wahr und die Fertigkeit, nach Gründen zu urtheilen, das Kennzeichen der gesunden Vernunft. Seine Physik findet in der Natur selbst den höchsten Grund der menschlichen Pflichten, und leitet die sittlichen Gebote aus den Gesetzen der Weltordnung ab. Er nahm in diesem Theile seiner Philosophie zwei unerschaffene, ewige und doch körperliche Principien aller Dinge, die passive Materie und die active Intelligenz oder Gottheit, an, die in der Materie wohnt und sie belebt. Diese Gottheit ist die ursprüngliche Vernunftkraft und ätherisch-feuriger Natur, hat die Welt durch Absonderung der Elemente aus der Materie und Gestaltung der Körper als ein organisches Ganzes geschaffen, regiert auch diese Welt, wird aber bei dem Wirken ihrer Vorsehung durch das unabänderliche Fatum oder die Nothwendigkeit natürlicher Gesetze eingeschränkt. Das Weltganze ist nach Zeno's Meinung von der göttlichen Vernunft als seiner Seele durchdrungen, darum auch lebendig und vernünftig, aber zum Untergange durch Verbrennung bestimmt. Die Weltkörper und Kräfte hält er für Wesen göttlicher Art, daher die Verehrung mehrerer Götter erlaubt, und ihre Verbindung mit den Menschen diesen wohlthätig sey. Die menschliche Seele läßt er durch Verbindung des schöpferischen Feuers mit der Luft entstanden

und mit acht Vermögen, den fünf Sinnen, der Zeugungskraft, dem Sprachvermögen und der Vernunft begabt seyn, letztere aber als ein thätiges Princip das ganze Gemüth beherrschen. Die stoische Ethik erklärt den Willen Gottes, der auch die Seele des Menschen belebt, für die Quelle des Sittengesetzes, das den Menschen verpflichte, nach göttlicher Vollkommenheit zu streben, weil nur dieses Streben zu einem harmonischen, mit Gott und der Natur einstimmigen tugendhaften Leben führe, welches die wahre Glückseligkeit sey. Daher war den Stoikern die Tugend das höchste Gut, und das Laster das einzige Uebel, jedes andere Ding aber gleichgültig oder nur relativ annehmlich oder unannehmlich. Die menschlichen Handlungen nennt ihre Moral geziemend, wenn sie in der Natur des Handelnden einen vernünftigen Grund haben; vollkommen schicklich, und daher pflichtmäßig, wenn sie an sich gut sind, mittlere oder erlaubte, in so fern sie an sich gleichgültig, nur in gewisser Beziehung rathsam oder zulässig werden, Sünden aber, wenn sie der vernünftigen Natur des Handelnden widersprechen. Die Tugend erklärten sie demnach für die wahre, von Lohn und Strafe ganz unabhängige Harmonie des Menschen mit sich selbst, die durch richtiges moralisches Urtheil und Herrschaft über die Affecten und Leidenschaften erlangt werde; diese Tugend setze die höchste innere Ruhe und Erhabenheit über die Affectionen sinnlicher Lust und Unlust (Apathie) voraus, sie mache den Weisen nicht gefühllos, aber unverwundbar, und gebe ihm eine Gewalt über seinen Körper, die auch den Selbstmord erlaube. Zeno und sein berühmter Schüler und Nachfolger auf dem stoischen Lehrstuhle, Cleanth von Assos, nahmen sich beide im hohen Alter selbst das Leben. Letzterer, vorher ein Faustkämpfer, gab der stoischen Philosophie die Eintheilung in Dialektik, Rhetorik, Ethik, Politik, Physik und Theologie. Die Theologie erweiterte er durch Beweise für das Daseyn Gottes (nach Art des ontologischen), und sprach seine Verehrung des einigen Gottes in einem noch aufbehaltenen trefflichen Hymnus aus. Cleanthis hymnus in Jovem ed. Sturz 1785, übersetzt von Cludius, Gedicke, Conz und Mohnike. Cleanths Nachfolger, Chrysipp von Soli, bearbeitete die Logik und Dialectik ausführlicher, und erwies in der Physik, daß der Einfluß des Schicksals oder des nothwendigen Causalverhältnisses der Dinge weder die Wirksamkeit der göttlichen Vorsehung, noch die Freiheit des Menschen nach vernünftigen Gründen zu handeln, aufhebe. In der Moral unterschied er mit seinen Vorgängern ein natürliches Recht von dem positiven, und bezog jenes auf das gegenseitige Verhältniß der Menschen als gleichartiger Wesen. Bedeutenden Einfluß hatte dieser fruchtbare Schriftsteller und Führer der stoischen Schule auf die Bildung der römischen Philosophen, unter denen sich Seneca, Epictet und Marcus Aurelius Antoninus, der philosophische Kaiser (vergl. diese Art.) für den Stoicismus entschieden; doch haben sie hauptsächlich die practische Seite desselben bearbeitet, und seinen moralischen Rigorismus in lehrreichen und erbaulichen Abhandlungen dargestellt, deren häufige Berührungspuncte mit den Grundsätzen der christlichen Moral die Meinung veranlaßten, als wären ihre Ideen die Frucht eines geheimen Verkehrs mit den Christen gewesen, was aber keineswegs erweislich ist. E.

Stobäus, oder Johannes von Stobi, einer Stadt in Macedonien, gebürtig, lebte im 5ten Jahrhunderte nach Chr. Geb. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt. Man hat von ihm noch eine Blumenlese, d. i. eine Auswahl merkwürdiger Sitten und Denksprüche,

theils in Prosa, theils in Versen, welche darum wichtig ist, weil sie eine Menge von Bruchstücken verloren gegangener Schriften enthält. Sie besteht aus vier Büchern, von welchen das 3te und 4te unter dem Titel: „Sermonen" auch ein besondres Werkchen ausmacht, und gewissermaßen eine Geschichte der Philosophie in vielen kurzen Auszügen alter Schriftsteller liefert. Der Inhalt des ganzen Werks ist sehr lehrreich und wichtig. Die beste Ausgabe ist die von Heeren, welche zu Göttingen in 2 Bänden 1792-1801 erschienen ist. Man hat von dieser Schrift nur Eine, und zwar sehr alte deutsche Uebersetzung von Georg Frölich unter dem Titel: Joannis Stobei Scharpffsinniger Sprüche u. s. w. Basel 1551, Fol. Kl.

Stockfisch, s. Kabeljau.

Stockholm ist die Haupt- und königliche Residenzstadt von Schweden, in der Provinz Upland. Sie liegt theils auf Inseln, theils auf Halbinseln, welche durch verschiedene Brücken zusammenhängen, und solche Aussichten, wie die zu Venedig, bilden. Die Stadt besteht aus sieben Haupttheilen, als Stockholm, Ritterholm, Helgeandsholm (d. h. heiligen Geists-Insel), Schiffsholm, Blasiiholm, Königsholm und Ladugardsland; die beiden Vorstädte heissen Norder- und Süder-Malm. Sie hat mehrentheils breite und reinliche Straßen; die Häuser in der Stadt sind meistens von Stein, vier bis fünf Stockwerke hoch, und zum Theil mit Eisenblech und Kupfer gedeckt. In den Vorstädten gibt es noch viele hölzerne Häuser. Stockholm hat zwei schwedische Meilen im Umfange. Man zählt hier zwanzig Kirchen, zwölf Brücken, über 6000 Häuser, und 75,000 bis 76,000 Einwohner. Es werden jährlich von dem Lande 23,000 Stück Rindvieh, 20,000 Kälber, 30,000 Lämmer und Schafe, 80,000 Liespfund Speck, 240,000 Liespfund Butter und 40,000 Liespfund Talg nach der Stadt gebracht. Die St. Nicolaikirche, nicht weit vom Schlosse, wird auch die große Kirche genannt. Bei der Gertrudenkirche, welche ein sehr schönes Glockenspiel hat, ist auch eine lateinische Schule. Auf dem Südermalm stehen die nach dem Brande von 1759 erbaute Marien-Magdalenen- und die St. Catharinenkirche, und auf dem Nordermalm sind die St. Jacobi-, die St. Clara-, die Johannis- und die Oluffskirche, welche letztere ansehnlich erweitert, und 1773 Adolf-Friedrichskirche genannt worden ist. Ferner sind bemerkenswerth die Ritterholmskirche mit den königlichen Begräbnissen, die Ulriken-, Eleonoren- und die Graumönchekirche. Unter den Brücken sind die ansehnlichsten die lange Schiffbrücke, die vortreffliche Brücke aus der Stadt nach dem Nordermalm, auch auf Ladugardsland und Königsholm, welche fast 1000 Schritte lang ist, so wie die neue Brücke aus der Stadt nach dem Südermalm. Die sogenannte Drottningsgata ist an 2000 Schritte lang. Die Marktplätze sind mehrentheils geräumig. An öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das königliche Residenzschloß mit seiner Capelle und seinen Kostbarkeiten, welches 1754 fertig geworden ist, und auf welchem sich die königliche Bibliothek seit 1768 befindet; sodann das Ritter- und Zeughaus, die Bank, die Rathhäuser in der Stadt und auf dem Südermalm, der königliche Marstall, die Münze 2c. Von der Königsholmer Brücke sieht man viele herrliche Privatpaläste. In dem wrangelschen Palaste hat die königliche Familie bis 1754 gewohnt. Der vormalige tessinsche, nachmals Prinz carlsche Palast ist seit 1774 die Wohnung des Oberstatthalters, und der gräflich eckebladsche auf dem Nordermalm wurde 1773 vom Könige erkauft, um ein Opernhaus daraus zu bauen. Auf

dem Ritterhausmarkte findet man seit 1774 die nach dem Modell d Ritters L'Archeveque gegossene metallene Bildsäule Königs Gustavs I auf einem Piedestal von grünem schwedischen Marmor. Unter die g lehrten und gemeinnützigen Anstalten zu Stockholm gehört vorzügli die 1739 errichtete, und 1741 bestätigte Akademie der Wissenschafter welche eine ansehnliche Bibliothek und Naturaliensammlung besitzt, un 1748 das ausschließliche Privilegium erhielt, alle schwedischen Calend drucken zu lassen; ferner die von der Königin Luise Ulrike 1753 gesti tete Akademie der schönen Wissenschaften und der Geschichte, das An tiquitätencollegium oder Archiv, das königliche Landmessungscomptoi die Navigationsschule, die Militärakademie, die Mahler- und Bil haueraakademie, das 1688 errichtete, aber 1766, 1773 und 1774 ve besserte Collegium medicum, unter dem 40 Aerzte stehen, die in de Provinzen unterhalten werden, und von denen jeder 600 Thlr. Silbe münze Gehalt bekommt; das Inoculationshaus, die Anstalt für V nerischkranke, die drei Waisen- und Findelhäuser, von denen die zw ersten 1632 und 1755 auf Kosten der Stadt, das dritte 1753 von de Freimaurern gestiftet ist; die zwei Entbindungshäuser, das 1772 g stiftete Assistenzcomptoir, und das 1773 errichtete freiwillige Arbeit haus. Der Hafen von Stockholm ist groß und sicher, aber die Ei fahrt wegen der vielen felsichten Inseln oder Scheeren gefährlich. An den Schiffswerften werden sowohl für die Krone, als für Ausländ Schiffe gebaut. Auch gibt es hier zwei Kanonengießereien. Die Ma nufacturen sind sehr merkwürdig. Gleichfalls sind vier Zuckersiedereie eine Glashütte und Spiegelfabrik, echte und unechte Porzellan-, Se den-, Wollen-, Tuch-, Barchent- und Segeltuchfabriken, einige vo treffliche Papiermühlen u. s. w. vorhanden. Auf Ladugardsland tri man eine Maulbeerpflanzung an, von ungefähr 30,000 Bäumen, n der Seidenbau eifrig betrieben wird. Vom Brunkenberge oder de neuen astronomischen Observatorium kann man die ganze Stadt übe sehen. Bei dem Sabbathsberge ist ein Gesundbrunnen. Auf dem S dermalm befindet sich eine holländisch-reformirte Kirche, und auf de Rathhause eine russische Capelle. Die Handlung wird durch die Schi fahrt auf dem großen Mälersee ungemein befördert, weil aus allen a diesem See liegenden Städten, Eisen-Kupfer-und Messingwerken d Transport der Waaren bis nach Stockholm geschehen kann. Stockhol führt auch den wichtigsten eigenen Handel von allen Städten des K nigreichs. Von den 1003 Kauffahrteischiffen, welche Schweden im 2805 zählte, besaß die Stadt 235, Gothenburg nur 152. Unter d Lustgärten und Spazierorten sind der königliche Garten, der königlic Thiergarten mit zwei Gesundbrunnen, verschiedene Privatgärten, un die Umgebungen der Lustschlösser Friedrichshof, Carlberg und Ulrich thal, vorzüglich. In Stockholm liegen die königliche Garde und d Artilleriecorps beständig in Besatzung. Es befinden sich hier noch au ßerdem die höchsten Collegia, ein Oberstatthalter, ein Landeshauptman das sogenannte schwedische Hofgericht, eine Admiralität, ein Hallg richt, welches die im Reich verfertigten Waaren prüft, und die Stre tigkeiten unter den Manufacturisten schlichtet, eine Generalzollarrend societät, ein Lootsencomptoir und ein Brandassecuranzcomptoir, au vorzüglich gute Anstalten wider Feuersbrünste. Bei der Geburt d jetzt abgesetzten Königs von Schweden (den 1sten Nov. 1778) stift der königliche Bibliothekar eine Gesellschaft für den öffentlichen Unte richt, die den Namen einer Société litteraire führt.

Stocks, s. Fonds und Fundirte Schuld.

Stoiker; s. Stoa.

Stola, ein Kleid, welches in spätern Zeiten die römischen Frauenzimmer trugen, da sie anfangs eben sowohl als die Männer sich mit der Toga bekleideten. Es war eine lange Tunica mit Aermeln, die bis auf die Füße reichte. Sie wurde nicht nur von Vornehmern, sondern auch von Geringern getragen, nur mit dem Unterschiede, daß die Stola der Letztern einen einzigen goldenen Streif, der Erstern aber Streifen von Gold und Purpur hatte, und daß bei diesen unten noch eine breite Borte oder Franze (instita) angenäht war. Oeffentliche Mädchen und Weiber, welche wegen Ehebruchs verurtheilt waren, durften die Stola nicht tragen, daher sie togatae, (die mit der Toga Bekleideten) hießen. Stola im Gegentheil setzte man für ein sittsames, oder auch vornehmes Frauenzimmer, eben so ward auch Instita gebraucht. Wenn daher Ovid in seiner Kunst zu lieben sagen will, daß er mit ehrbaren Frauenzimmern nichts zu thun haben mag, so sagt er: Fern sey von mir die Stola, fern die Instita. Die Sittsamkeit der Frauenzimmer nannte man auch stolatus pudor. —

Stolberg (das gräfliche Haus), ist eines der ältesten deutschen Geschlechter, dessen ursprüngliche Herkunft noch nicht gehörig ausgemittelt ist. Nach Urkunden des Mittelalters führte es ehemals den Namen Stalberg. Sonst blühte es in zwei Hauptlinien, nämlich die Harz- und die Rheinlinie. Die erstere erlosch im vorigen Jahrhundert gänzlich. Der Stammvater der sämmtlichen noch blühenden Linien war Christoph (geb. 1567, gest. 1638). Sein ältester Sohn Heinrich Ernst (geb. 1592, † 1671) stiftete die ältere Hauptlinie, in zwei Aesten, nämlich 1. zu Ilsenburg (ging schon 1710 aus) und 2. zu Gedern. Dieser letztere Zweig der ältern Hauptlinie theilte sich wieder in drei Branchen, nämlich a) Stolberg-Wernigerode, welches noch blüht; b) Stolberg-Gedern. Diese Linie erhielt 1742 die reichsfürstliche Würde, erlosch aber 1804 in männlichen Erben. Von den zum Theil noch lebenden Vaterbrudertöchtern des letzten Fürsten Carl Heinrich sind zu merken aa) Luise, Gemahlin des verstorbenen Prinzen Carl Stuart, Prätendenten von England; bb) Caroline, erste Gemahlin des Herzogs Carl Bernhard von Berwick, Marquis von Jamaica, gleichfalls eines Abkömmlings des Hauses Stuart-Berwick und zweite Gemahlin des Prinzen von Castelfranco; cc) Franzisca Claudia, gewesene Ehrendame der französischen Kaiserin Josephine, und Gemahlin des Grafen Nicol. von Arberg und Valentia, ehemaligen österreichischen Generalfeldmarschalllieutenants und Generaloberstallmeisters, nachherigen kaiserlich französischen Kammerherrn und Präfecten des Depart. der Elb- und Wesermündungen. Der dritte Zweig der ältern stollbergischen Hauptlinie war c) Stolberg-Schwarza, der 1748 wieder mit seinem Stifter Heinrich August erlosch, worauf der Flecken Schwarza (im königlich sächsischen Antheil vom Henneberggischen) an Stolberg-Wernigerode fiel. Johann Martin, der jüngere Sohn des obengedachten Christoph, wurde durch seine Nachkommen Stifter der jüngern stolbergischen Hauptlinie, von welcher nun noch die Aeste zu Stolberg-Stolberg und zu Stolberg-Roßla blühen. Die ältere Hauptlinie, oder die gräfliche Linie zu Stolberg-Wernigerode, besitzt: a) die Grafschaft Wernigerode im ehemaligen obersächsischen Kreise auf dem Harze gelegen. Sie gränzt an das Halberstädtische, Blankenburgische, Hildesheimische und Hannöverische, hat auf fünf Quadratmeilen 14,000 Einwohner, die so wie der Graf größtentheils lutherisch sind, und ist sehr fruchtbar an Ge-

traide, Flachs, Zugvieh, besonders aber mit vielem Eisen und Wal
dungen versehen. Das Land ist übrigens sehr gebirgicht, und der be
kannte große Brocken oder Blocksberg ist eins der Hauptgebirge
Bis 1807 stand die Grafschaft unter preußischer Landeshoheit, jedoch
so, daß der Graf seine eigene Regierung hatte, die Civil- und Crimi
nalgerichtsbarkeit, das Bergwerksregal, Münzrecht ꝛc. besaß. Im ge
dachten Jahre aber wurde das Wernigerodische zum Königreich West
phalen, und zwar zum Departement der Saale, Bezirk Blankenburg
geschlagen. Nach Auflösung des westphälischen Königreichs wurden di
vorigen Verhältnisse sowohl hinsichtlich der Krone Preußen, als auch
des Grafen wieder hergestellt. Einen kleinen Antheil an der Grafschaf
Wernigerode besitzt Preußen unmittelbar. Die jährlichen Einkünfte de
Grafen aus dieser Grafschaft schätzt man auf 20,000 Rthlr. Di
Hauptstadt heißt gleichfalls Wernigerode. Sie hat 855 gut gebaut
Häuser, 5000 Einwohner, und besteht aus der Neustadt, Altstadt un
Vorstadt Neschenrode. Gleich neben der Stadt auf einem sehr hohe
Berge liegt das gräflich stolberg-wernigerodische Residenzschloß, mi
mehreren Jagd- und Lustgebäuden, einem schönen Garten, einem an
sehnlichen Thiergarten, und einer auserlesenen und kostbaren Bibliothe
von mehr als 40,000 Bänden, in welcher eine zahlreiche Bibelsamm
lung ist. Die Fahrwege und Fußsteige auf dieses Schloß sind laute
Alleen. Die Branntweinbrennereien und das Mühlenwesen, besonder
die Oelmühlen der Stadt, so wie die Eisenwerke in der Nähe sind be
trächtlich. Sie war während der Dauer des Königreichs Westphale
der Hauptort des Cantons Wernigerode im Saaldistrict. b) Gehör
dem Grafen von Stolberg-Wernigerode (seit 1804) die Grafschaft Ge
dern in der Wetterau, unter großherzoglich hessischer Souverainetät
Gedern, ein Flecken, ist der Hauptort dieses Ländchens. c) Die dre
Herrschaften Peterswaldau, Kreppelholz und Jannowitz in Schlesien
ein großer Wald in der Grafschaft Hohenstein, der Flecken Schwarz
im Hennebergischen, ꝛc. Zur Entschädigung für den Verlust der Graf
schaft Rochefort in den österreichischen Niederlanden und für die An
sprüche auf die Grafschaft Königstein erhielt die gräflich stolbergische Fami
lie 1803 eine ewige Rente von 30,000 Gulden auf die Schiffahrtsoctr
angewiesen. — Der jüngern gräflich stolbergischen Linie und zwar de
beiden Aesten Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla gehört di
Grafschaft Stolberg in Thüringen, zwischen den Grafschaften Mans
feld, Schwarzburg, Hohenstein und dem Anhaltschen. Diese Grafschaf
hat ungefähr sechs Quadratmeilen, gegen 20 000 Einwohner und au
der Nordwestseite, am Abhange des Harzes, rauhe Berge mit viele
Waldungen, Silber- und andern Bergwerken; auf der Südostsei
aber, in der sogenannten goldnen Aue, überaus fruchtbare Gegen
den. Den größern Theil der Grafschaft besitzt die gräfliche Linie Sto
berg-Stolberg, unter königlich sächsischer Landeshoheit. Stolberg a
Harze ist die Hauptstadt der ganzen Grafschaft und die Residenzstadt de
letztgedachten Linie. Sie hat 310 Häuser, beinahe 2000 Einwohner
ist der Sitz des gräflichen Amtsgerichts, einer Superintendentur, un
einer lateinischen Schule. In der Nähe sind Kupfer- und Eisenberg
werke. Roßla, ein Flecken mit 1200 Einwohnern am Flusse Helm
ist die Residenz der gräflichen Linie Stolberg-Stolberg, welche hi
ein Schloß, eine Regierungskammer und ein Consistorium hat. Auc
der stolberg-roßlaische Landesantheil steht unter königlich sächsisch
Lehens- und Landeshoheit. Flachsbau und Viehzucht ist sehr beträch
lich. Von 1807 bis zur Auflösung des Königreichs Westphalen wa

die Grafschaft Stolberg auch ein Theil desselben, und wurde zum Harz-departement gerechnet. Nachher traten aber die vorigen Verhältnisse gegen Sachsen wieder ein. Diese beiden Zweige der jüngern gräflichen Hauptlinie besitzen noch gemeinschaftlich die Aemter Heringen und Kelbra im Schwarzburgischen, und Stolberg-Stolberg hat auch einen eigenen Antheil an der Grafschaft Hohenstein, steht aber Schulden halber unter königlich sächsischer Sequestration. Stolberg-Roßla besitzt auch einen Theil der Grafschaft Königstein. Beide Linien bekennen sich, so wie das gräfliche Haus Stolberg Wernigerode, zu der evangelisch-lutherischen Religion, jedoch mit Ausschluß des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg, der mit seiner Familie 1800 zur römisch-catholischen Kirche übertrat, (m. s. weiter unten Friedrich Leopold Graf zu Stolberg). Zur Zeit der noch bestehenden deutschen Reichsverfassung gehörten die Grafen von Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla zum wetterauischen Grafencollegium. N. P.

Stolberg (Christian, Graf zu), einer unsrer vorzüglichen Dichter, geboren zu Hamburg den 15ten Octob. 1748. Sein Vater, Christian Günther, war königlich dänischer Kammerherr, Geheimrath und Oberhofmeister der Königin Sophia Magdalena von Dänemark. Der Graf Christian studirte, nachdem er und sein Bruder Friedrich Leopold (s. unten) in dem väterlichen Hause eine vortreffliche Erziehung genossen hatten, in den Jahren 1769 bis 1774 in Göttingen. Hier gehörte er nebst seinem genannten Bruder zu dem schönen Freundes- und Dichterbunde, welchen mit ihnen Boie, Bürger, Miller, Voß, Hölty, Hahn, Closen, Leisewitz, Overbeck, Cramer bildeten, und dem unsere schöne Literatur so viel verdankt. 1777 ward Graf Christian Amtmann zu Tremsbüttel in der holsteinischen Landschaft Stormarn, nachdem er schon vorher längere Zeit königlich dänischer Kammerjunker (späterhin Kammerherr) gewesen war, und vermählte sich mit der in mehreren von seinen Gedichten hoch gefeierten Luise, Gräfin von Reventlau, verwitweten Hofjägermeisterin von Gramm. 1800 legte er sein Amt zu Tremsbüttel freiwillig nieder, und lebt seitdem auf seinem Gute Windebyn bei Eckernförde im Holsteinischen. Nicht immer erreicht dieser herrliche Dichter in Hinsicht des Feuers, der lebhaften blühenden Phantasie, der Hoheit und Erhabenheit der Bilder seinen jüngern Bruder; aber doch herrscht auch in seinen Gedichten eine edle hohe Begeisterung, eine tiefe Innigkeit des Gefühls, ein starker kraftvoller Ausdruck, Neuheit der Gedanken, Zartheit und Lieblichkeit, und eine meist glückliche leichte Versification. Wir verdanken ihm nicht bloß als Dichter, sondern auch als Uebersetzer aus dem Griechischen manches. Außer den vielen, in Musenalmanachen und Zeitschriften zerstreuten Gedichten, welche leider noch immer nicht gesammelt sind, erschienen in eigenen Sammlungen von diesem Dichter 1. Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, Leipzig 1779. Von dem Grafen Christian sind in dieser Sammlung mehrere lyrische und elegische Stücke, Balladen und einige Uebersetzungen aus dem Anakreon und Theokrit enthalten, 2. Schauspiele mit Chören von den Brüdern Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, erster Theil, Leipzig 1787. Von den in diesem ersten Bande (ein zweiter erschien bis jetzt nicht) enthaltenen vier Schauspielen: Theseus, Belsazar, Otanes und der Säugling, gehören dem Grafen Christian das zweite und das dritte. Obgleich es anfangs scheint, daß die beiden Dichter sich das griechische Trauerspiel zum Vorbilde genommen hätten, so haben sie doch eine ganz neue Gattung, die das Drama, so viel

möglich, episch zu machen sucht, geschaffen. Offenbar sind also di
Schauspiele weder für theatralische Darstellung geeignet, noch von d
beiden Verfassern bestimmt. Es scheint übrigens mehr Fleiß auf d
Bearbeitung des iambischen Dialogs, und besonders der Chöre, als a
die Oekonomie der Handlung verwandt zu seyn. Seine gesammelt
Uebersetzungen sind: 1. Gedichte aus dem Griechischen, übersetzt v
Christian Gr. zu Stolberg, Hamburg 1802, 8, enthaltend dreißig h
merische Hymnen, und unter ihnen den Hymnus an Dämätär, ne
Idyllen Theokrits, mehrere Gedichte des Moschus, Bion, Prokl
und Anakreon, auch Hero und Leander von Musäos; 2. Sophokl
übersetzt von Chr. Grafen zu Stolberg, Leipzig, 2 Bde. Voran ste
das Leben des griechischen Dichters, und jedem Stücke ist ein von de
Uebersetzer selbst verfertigter Prolog vorgesetzt. Die Uebersetzung sel
ist in fünffüßigen Jamben, die Chöre sind in lyrischen Sylbenmaß
verfaßt. Im deutschen Museum befindet sich, außer mehreren ande
Uebersetzungen, auch eine der Batrachomyomachie oder des Frosch- u
Mäusekriegs des Homer, von Chr. Grafen zu Stolberg. Das Neu
ste, was er uns geliefert hat, ist: die weiße Frau, sieben Ballade
Berlin 1814, 12. Herrliche Gedichte, in denen die edelsten Gesinnu
gen mit jugendlicher Kraft dargelegt sind. N. P.

Stolberg (Friedrich Leopold, Graf zu), Bruder des vorige
und ein noch berühmterer Dichter und Schriftsteller, wurde geboren d
7ten November 1750 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt. (M
vergleiche den vorhergehenden Artikel.) Er war anfangs königl. dän
scher Kammerjunker, und seit 1777 fürstbischöflich lübeckscher bevo
mächtigter Minister in Copenhagen. 1782 vermählte er sich mit A
nes von Witzleben, welche er in mehreren schönen Gedichten besung
hat, die aber schon 1788 starb, und ihm einen Sohn und drei Töc
ter hinterließ. 1789 wurde er königlich dänischer Gesandter zu Berli
und vermählte sich 1790 mit der Gräfin Sophie von Redern. 17
ward er Präsident der fürstbischöflichen Regierung zu Eutin und Do
herr zu Lübeck, 1797 Ritter des russischen St. Annen- und Alexa
der-Newskiordens. Im Jahre 1800 legte er seine sämmtlichen Aem
ter nieder, begab sich nach Münster, und trat mit seiner ganzen F
milie (bis auf die älteste Tochter Agnes, welche jetzt mit dem Graf
Ferdinand von Stolberg-Wernigerode vermählt ist) zur römisch-cath
lischen Kirche über. Dieser Uebertritt erregte um so größeres Aufseh
im protestantischen Deutschland, als der Graf Friedrich Leopold sich
einem so betitelten: Sendschreiben an einen holsteinischen Kirchspielvo
in Schweden, auf das heftigste der Einführung der neuen schleswi
holsteinschen, vom Generalsuperintendenten Adler verfaßten Kirchenagen
widersetzt, und sich, was er früherhin nicht war, als einen eifrigen o
thodoxen Lutheraner gezeigt hatte. Die nicht geringen Opfer, die
seinem Entschluß bringen mußte, unter denen der Verlust vieler Gü
tern, für seine zahlreiche Familie sehr wichtigen Vortheile noch d
geringste war, die Gefahr, nicht nur von der vorlauten Meng
sondern selbst von ehrenwerthen Menschen, ja von geliebten und ho
geachteten Freunden verkannt, gemißdeutet und getadelt zu werde
konnten ihn nicht davon abhalten, und gewiß haben wenige einen
bedenklichen Schritt mit solcher Besonnenheit und solcher Aufrichtigk
gethan, als Er! — Er gab nach seinem Uebertritte heraus: Zw
Schriften des heiligen Augustinus von der wahren Religion und v
den Sitten der catholischen Kirche, Münster und Leipzig 1803. S
1807 erschien von ihm seine Geschichte der Religion Jesu Christi, e

in vieler Hinsicht sehr schätzbares, durch eine wahrhaft classische Darstellung ausgezeichnetes Werk. Als Dichter ist Friedrich Leopold durch Oden und Lieder, Elegien, Romanzen, Satiren, poetische Gemählde und Dramen, als Prosaist durch seinen Roman die Insel und durch seine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien, als Uebersetzer durch die Iliade. Platons auserlesene Gespräche, einige Tragödien des Aeschylos, und Ossians Gedichte rühmlichst bekannt. Seine eigenen Gedichte unterscheiden sich von denen seines Bruders durch größere Kühnheit der Gedanken und Bilder. In allen waltet das wärmste Gefühl für Natur, Freundschaft und Freiheit, und für alles, was je dem edlern Menschen lieb und theuer gewesen ist. Die Lieder und Romanzen oder Balladen nähern sich dem einfachsten, lieblichsten, klarsten Gesange, und es ist überraschend, daß die Hymne auf die Sonne und auf die Erde, oder der Dithyrambe, die Meere, und das liebliche Abendlied eines Mädchens, einen Verfasser haben. (S. deutscher Merkur 1779, December.) Auch die meisten von Friedrich Leopolds dichterischen Werken sind noch, gleich denen seines Bruders, in vielen Sammlungen und Zeitschriften zerstreuet. Seine Jamben (Leipzig 1784) sind ernsthafte Strafgedichte über Sittenverderbniß und gelehrte und politische Vorurtheile der Zeit. Seine letzten poetischen Ergüsse sind lyrische Zeitgedichte, wozu ihn die Jahre 1812 bis 1814 veranlaßten. Ein erhabener kühner Schwung, große, glänzende Gedanken, ein heiliger Eifer für Freiheit, Recht und Vaterland, blühende Phantasie, und ein meist glücklicher Versbau geben auch diesen Gedichten einen hohen Werth. Möchte es bald den beiden edlen Sängern gefallen, eine vollständige Sammlung ihrer Werke erscheinen zu lassen! Als Historiker hat sich Friedrich Leopold auch ausgezeichnet durch sein „Leben Alfreds des Großen," 1815 erschienen, das schon durch seine einleitende Darstellung der angelsächsischen Geschichte, und durch die ganze gründliche, feine und gewandte Behandlung des herrlichen Gegenstandes sich an die besten vaterländischen Werke der Art anschließt.

N. P.

Stoll (Maximilian), ordentlicher öffentlicher Lehrer der Clinik auf der Universität zu Wien, war geboren am 12ten October 1742 in dem fürstlich schwarzenbergischen Flecken Erzingen, wo sein Vater Wundarzt war. Nachdem er den ersten Unterricht von einem verwandten Priester erhalten, sollte der neunjährige Knabe unter Anleitung des Vaters die Wundarzneikunst erlernen. Ungern fügte er sich in den Willen des Vaters, denn sein Sinn war für höhere Weisheit; als er aber nach anderthalbjähriger Lehrzeit einst seinem Vater in der Behandlung eines Landmanns, der sich beim Baumfällen die linke Hand abgehauen hatte, Hülfe leisten sollte, ward er von dem Anblick der Wunde so erschüttert, daß der Vater nachgeben mußte. Der junge Stoll verließ die Wundarzneikunst, erlernte in seiner Heimath Latein, und begab sich dann nach Rotweil ins Collegium der Jesuiten, wo ihn zuerst der berühmte und orthodoxe Merz in den Humanioribus unterrichtete. Der Vater hoffte immer noch, sein Sohn werde einst zur Chirurgie zurückkehren, allein dieser entschloß sich, den geistlichen Stand zu wählen, und ließ sich 1761 in den Orden der Gesellschaft Jesu aufnehmen. Nach dreijährigem Noviciat ging er als Lehrer der Humaniora nach Halle in Tyrol, konnte seinen Vortrag aber nicht genug nach den Regeln des Ordens modeln, ward deßhalb nach Ingolstadt, und bald darauf nach Eichstädt versetzt, und als er sich endlich ganz mit seinen Vorgesetzten entzweite, trat er 1767 aus dem Orden. In Straßburg fing er an

Arzneikunde zu studieren, nach einem Jahre wählte er die hohe Schul zu Wien, und den berühmten Haen zum Lehrer, 1772 erlangte er daselb die Doctorwürde. Seine erste Anstellung fand er bald als Kreisphysiku in Ungarn, wo er seine Beobachtungen über das ungarische Fieber ni derschrieb. Sein großer Eifer, die Natur treu zu studieren, und d Ungewißheit aus den Resultaten seiner Kunst zu verdrängen, beschäftig ihn rastlos, hätte ihn aber beinahe vermocht, die Arzneikunst abermal zu verlassen. Zwei Jahre lang blieb er in Ungarn; viele Arbeit un schwere Krankheiten hatten seine Gesundheit geschwächt, er kehrte, se bige wieder herzustellen, nach Wien zurück. Hier fand er seinen Lehr Haen krank, und nahm nach dessen Tode 1776 aus Störks Händen d öffentliche Professur der practischen Arzneikunde an. Er glänzte hi als einer der ersten Lehrer Deutschlands durch Talent und Erfahrung die Fürsten Kaunitz, Czatorinsky, die Feldmarschälle Haddick und Lau don waren seine Freunde und er ihr Arzt. Viel that er während diese Zeit für das Einimpfen der Blattern, wozu er jeden Sommer eine eigenen Garten miethete. Außerdem war Stoll ein Kenner und Freun der griechischen Sprache; er verheirathete sich zu Wien, seine Ehe wa mit zwei Kindern gesegnet, einer Tochter, welche in der Blüthe d Jahre starb, und einem Sohn, dem später als Dichter rühmlich b kannt gewordnen Ludwig Stoll, der 1816 zu Wien starb. Im Jahr 1788 herrschte in Wien ein entzündliches rheumathisches Fieber, da die leere Sage zu einer ansteckenden Krankheit umschuf, und wovo Stoll selbst befallen wurde. Seine Genesung war von kurzer Daue eingewurzelte Gicht verursachte ihm am 22sten Mai ein plötzliches un heftiges Fieber, woran er schon am 23sten starb. Wir besitzen von ih sehr getreue Beobachtungen unter dem Titel: Ratio medendi, deren dr letzte Theile nach seinem Tode erschienen. Ferner Aphorismi de co noscendis et curandis febribus. Vienn. apud nob. de Kurzbeck 178 Er besorgte die Herausgabe von de Haen opera posthum., Vien sumpt. Graeffer 1779, und van Swieten constitutiones epidemica Lips. Rudolph. 1782. Nach seinem Tode erschienen, meist von Eyer herausgegeben: Praelectiones in diversos morbos chronicos. Vindel Wappler 1788. Briefe an die Frau von *, über die Pflicht der Mü ter, ihre Kinder zu stillen, Wappler 1788. Ueber die Errichtung öffen licher Krankenhäuser, bei Wappler. J. Eyerel commentarii in Maxi miliani Stollii aphorismos de cogn. et cur. febribus, 1788. Disserta tiones medicae in universitate Vindebonensi habitae, ad morbo chronicos pertinentes 1788. Fc.

Stollen sind beim Bergbau unterirdische, in den Berg hineinge triebene, und in horizontaler Richtung angelegte Gänge, welche zur Be fahrung der Bergwerke, zur Herausförderung der Erze, zum Ablau der Wasser und zur Beförderung des Luftzuges dienen. Man theil sie ein in Tagestollen, welche bei nicht tiefen Schachten die Wass ableiten; in Versuchsstollen, deren Zweck es ist, Erzlagerstätte zu untersuchen; Wasserstollen, welche die in dem Berge befind lichen Wasser sammeln, und zum Maschinenbetrieb herbeiführen sollen Wetterstollen, um Wetter oder guten Luftzug zu verschaffen; Erb stollen, welche die sogenannte Erbteufe (zehn Lachter und eine Spann einbringen müssen, und dann einer besondern Gerechtigkeit genießen und Hülfsstollen, die den Erbstollen zu Hülfe kommen, wenn s die Wasser nicht mehr tragen können.

Storace, ein italienischer Tonsetzer, Bruder der berühmten Sän gerin Storace (einer Schülerin Sacchini's), welche 1780 im Theat

zu Florenz sang, dann von 1784 — 1787 in Wien, und seit 1790 in London am Drurylanetheater angestellt war. Storace war mit ihr zwei Jahre in London, und hat drei englische Opern componirt, welche größtentheils mit Beifall gegeben wurden. Auch hat er die italienische Oper gli sposi malcontenti geschrieben. In Deutschland ist er durch seine Cavatinen und Duetts für Singstimmen mit Begleitung des Fortepiano's bekannt, und seine Stücke sind wegen ihres einschmeichelnden, fließenden Gesangs sowohl bei Dilettanten beliebt, als auch angehenden Sängern zur Uebung des guten Vortrags zu empfehlen.

Storax, das Harz des Storaxbaumes, welcher in den wärmern Ländern von Europa, vornehmlich aber in Asien und Afrika wächst. Es quillt aus der Rinde nach künstlichen Einschnitten oder Verletzungen, und wird in der Medicin zum Beräuchern kalter Geschwülste, zu Pflastern und Salben gebraucht. Man unterscheidet eigentlich drei Sorten Storax, von denen die eine in Körnern, die andre in Stücken, die dritte (das gemeine Storax) in großen hellbraunen Klumpen besteht. Die beiden ersten Sorten sind wohlriechend und theuer; ob die dritte überhaupt vom echten Storaxbaume, und nicht vielmehr vom Amberbaum herrührt, ist zweifelhaft. Es sind Holzspäne mit einer balsamartigen Flüssigkeit durchdrungen, welche sich zwischen zwei heißen Platten auspressen läßt.

Storchschnabel. Dieses ist ein Instrument zum proportionirten Verkleinern gezeichneter Gegenstände. Das Ganze besteht aus fünf Linealen, wovon vier mit Wirbeln, und daher beweglich in quadratischer Form verbunden sind. Diese Lineale haben in gleichen Entfernungen Löcher, so daß ein fünftes Lineal quer von einer parallelen Seite zur andern gelegt und befestigt werden kann. In einer Ecke der vier verbundenen Lineale befindet sich statt des Wirbels eine Schraube angebracht, und in der gegenüber stehenden Ecke an gleicher Stelle ein Stift befestigt. Die Schraube wird in einen Tisch oder in ein Brett befestigt, und in eines der Löcher des querüberliegenden fünften Lineals, genau in der Diagonale zwischen Schraube und Stift, ein Bleistift eingefestigt. Fährt man nun mit dem obern Stifte längs des Umrisses einer Zeichnung hin, so wird, weil dadurch die Lineale sich alle bewegen, und daher das Viereck bald zu einem Quadrate, bald zu einer Raute wird, die in dem Mittellineale eingesetzte Bleifeder die Zeichnung auf einer ebenen Fläche (gemeiniglich Papier) nachbilden. Je näher das Mittellineal nach der Schraube zu liegt, also je entfernter vom Zeichenstifte, um desto kleiner wird die Verjüngung werden. Man wendet dieses Instrument besonders bei Verjüngung von Schattenrissen an. P. S.

Storr (Dr. Gottlob Christian), königlich würtembergischer Consistorialrath und Oberhofprediger in Stuttgart. Dieser in der Geschichte der würtemberger Gelehrten Epoche machende Theologe war den 10ten September 1746 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater in hohen geistlichen Würden und glücklichen Vermögensumständen lebte. Früh entwickelte sich hier jene christliche fromme Lebensansicht, die ihn stets begleitete. Schon als Knabe zeigte er, unbeschadet der jugendlichen Heiterkeit und Lebendigkeit, eine gewisse ernste Würde, eine Hinneigung zu dem Wahren und Gehaltvollen. Eine langwierige Augenkrankheit, die auch später von Zeit zu Zeit wiederkehrte, erlaubte ihm nur das letzte Jahr vor dem Anfang seiner akademischen Studien das Gymnasium seiner Vaterstadt zu besuchen. Häuslicher Unterricht theils seines Vaters, theils andrer Privatlehrer mußte diesen Mangel möglichst ersetzen.

Einen wichtigen Einfluß auf ihn hatte dies Augenübel, das oft Wochen lang ihm jede Beschäftigung unmöglich machte, auf seine Denkweise dadurch, daß es ihn gewöhnte, in sich selbst einzukehren, und in der Stille des Selbstdenkens jene Gründlichkeit zu entwickeln, die, mitunter fast peinlich, immer aber ein sehr wichtiger Vorzug seiner gelehrten Arbeiten ist. Sechzehn Jahre alt, bezog er die Universität Tübingen und trat sofort in das theologische Seminar, eine in jeder Hinsicht musterhafte Anstalt. Drei Jahre lang beschäftigten ihn hier vorbereitend Philologie, Geschichte, Philosophie, und besonders Mathematik. Sein philosophisches Studium mit einer Dissertation: De physica ad majorem simplicitatem reducenda 1765, beschließend, ging er zum dreijährigen Cursus der Theologie über, wo Cotta, Sartorius, Clemm, Reuß seine vornehmsten Lehrer waren, deren letzterer nachher sein Schwiegervater wurde. Auch diese Periode seiner theologischen Bildung beschloß er mit der berühmt gewordenen Abhandlung: Qua insigne de Christo oraculum Esaj. 52, 13-53, 12. illustratur (1768). Im nächsten Jahre ging er mit seinem Bruder, dem Arzt, auf Reisen. Er durchreis'te die Niederlande, England, Frankreich und Deutschland. Der gelehrte Valkenaer und J. J. Schultens, deren Schüler er in Leyden ward, führten ihn in die Tiefen des classischen Alterthums ein, und gaben seiner Theologie die philologische Richtung, die ihr so sehr zum Vorzug gereicht. In Paris traf er mit Schnurrer und Griesbach zusammen, die gleiche Studien zu den Schätzen der dortigen Bibliothek geführt hatten, und schloß mit ihnen eine dauernde Freundschaft. Im J. 1772 kehrte Storr in sein Vaterland zurück, und bald machten seine Bemerkungen über die syrischen Uebersetzungen des N. T. (1772), und über die arabischen Evangelien (1775) seinen Namen im In- und Auslande berühmt. Er stieg schnell von einer Stufe der Beförderung zur andern. Im J. 1772 wurde er Repetent im theologischen Seminarium zu Tübingen; 1775 kam er als Vicarius nach Stuttgart. Im nämlichen Jahre kehrte er als außerordentlicher Professor der Philosophie wieder nach Tübingen zurück. 1777 trat er ein außerordentliches theologisches Lehramt an, und erhielt die theologische Doctorwürde. 1780 wurde er vierter Professor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger; 1786 dritter ordentlicher Professor der Theologie, Superattendent des theologischen Seminars und dritter Frühprediger; und 1797 rief ihn sein Fürst als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Stuttgart, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. — Würtembergs Theologen haben sich stets durch Gründlichkeit und durch kräftiges Festhalten an evangelischer Rechtgläubigkeit ausgezeichnet, und auch in diesen Eigenschaften stand Storr als der Tonangebende an ihrer Spitze. Alles, was er aussprach, sollte auch streng und unwiderleglich bewiesen werden; und wenn darüber freilich bisweilen die höhere im Gemüth erzeugte Ansicht der Religion, welche den untersuchenden Verstand mit einem universalen, klaren und innigen Glauben gefangen nimmt, verloren geht, so ist doch die Innigkeit und Aufrichtigkeit sehr wohlthuend, mit welcher Storr in die Tiefen der Dogmatik, der orientalischen Philologie, der biblischen Kritik hinabstieg, der ernste Wille, mit dem er aus dem tiefen Schacht der Untersuchung nur edles Erz zu Tage zu fördern strebte. Große Schätze hat er niedergelegt, die ein rechter theologischer Zauberer in Kraft des Geistes und Glaubens hebend, zum Nutz und Frommen der Kirche noch in späten Zeiten verarbeiten und in Umlauf bringen möge. Die größten Verdienste hat er um Exegese, Dogmatik und hebräische Sprachkenntniß. Seine Obser-

vatt. ad analogiam et syntaxin hebraicam pertinentes, 1779, haben ihm unter den orientalischen Sprachforschern einen bleibenden Ruhm erworben. Sein Commentar über den Brief an die Hebräer mit der ungemein gelehrten Abhandlung über den eigentlichen Zweck des Todes Jesu (2te Auflage, Tübingen 1809) zeigt ihn in seiner Größe als Exeget. Als solchen und als Kritiker hat er sich nicht weniger in seiner Schrift über den Zweck der evangelischen Geschichte und der Briefe Johannis (1786), in seiner neuen Apologie der Offenbarung Johannis (1783) und den dazu gehörigen Dissertatt. in Apocalyps. quaedam loca beurkundet. Einen eigenthümlichen Weg ging er in der Dogmatik, wo seine Verdienste vielleicht noch nicht genug anerkannt sind. Sein Compendium: Doctrinae christianae pars theoret. e sacr. Lit. repetita (1793) zeichnet sich durch Gründlichkeit, Schärfe in den Bestimmungen und exegetische Umsicht und Tiefe aus, wogegen man aber in demselben die Klarheit und leichte Faßlichkeit vermißt, die bei einem Lehrbuche unerläßlich sind. Ein Catarrhal- und Schleimfieber endigte im Januar 1805 das Leben dieses trefflichen Mannes. Nach seinem Tode gaben seine Freunde, Süskind und Flatt, zwei Bände seiner Predigten heraus, denen eine sanfte, wohlthuende Wärme nicht fehlt, wiewohl sie allerdings — mit unendlicher Gelehrsamkeit den Grund des Glaubens erforschend — zu rein lehrend, zu sehr entblößt von allem Schmuck sind.

Stosch (Samuel Johann Ernst), ein gelehrter und scharfsinniger deutscher Sprachforscher, geboren den 18ten September 1714 zu Liebenberg bei Potsdam, studirte zu Frankfurt an der Oder, wurde schon 1735 auf dem Schweizercolonistendorfe Lino bei Rheinsberg als Prediger angestellt, und 1769 nach dem nicht weit davon gelegenen Schweizercolonistendorfe Lüdersdorf gleichfalls als Prediger berufen. 1782 wurde er königlicher Hofprediger, Consistorialrath und Inspector einiger reformirten Gemeinden in der Neumark bei der Schloßkirche zu Cüstrin. Seine letzten Jahre verlebte er, von seinen Amtsgeschäften entbunden, in Berlin bei seiner Familie, und starb den 27sten Junius 1796. Als Sprachkundiger, und besonders um die deutsche Synonymik hat er sich durch äußerst lehrreiche und gründliche Untersuchungen verdient und bekannt gemacht: Versuch einer richtigen Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache, 3 Theile, 2te Auflage, Frankfurt an der Oder 1777, 8. — Kritische Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache, Ebend. 1775, 8. — Kleine Beiträge zur nähern Kenntniß der deutschen Sprache, drei Stücke, Berlin 1778, 8., und Neueste Beiträge u. s. w. Nach seinem Tode und mit seinem Leben herausgegeben von C. L. Conrad 1798. Außerdem war er in diesem Fache ein sehr thätiger Mitarbeiter an der Allgem. deutschen Bibliothek.

Stosch (Philipp von), ein berühmter Archäologe, geboren den 22sten März 1691 zu Cüstrin, wo sein Vater Leib- und Provinzialarzt, Bürgermeister und Mitglied der kaiserlichen Akademie der Naturforscher war. Er studirte von 1706 an mehrere Jahre zu Frankfurt a. d. O. Theologie, und besonders Alterthümer, reiste, um die berühmtesten Kunstwerke kennen zu lernen, und selbst Antiken zu sammeln, durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien, war nachher englischer Agent zu Rom, und lebte seit 1731 in Florenz, wo er 1757 starb. Er besaß eine für einen Privatmann ungemein große und wichtige Sammlung von Antiken, alten und neuen Münzen, Originalstücken der berühmtesten Mahler, Kupfer- und Holzstichen, Naturalien, Handschriften u. s. w.; besonders aber geschnittene Steine und Pasten, in

welchen sich die Ideen der Künstler am mannichfaltigsten zeigen. Winkelmann theilte eine Beschreibung davon in einem eigenen Werke: Description des pierres gravées du feu Baron Stosch, Flor. 1760 mit. Er selbst hatte schon 1724 zu Amsterdam: Gemmae antiquae caelatae sculptt. imaginibus insignitae etc. in Fol. herausgegeben, welche Bernard Picard in Kupfer stach, und Limiers ins Französische übersetzte. Das Hauptcabinet der stoschischen Gemmen kaufte Friedrich der Große von Preußen. Der Kunsthändler Frauenholz in Nürnberg besitzt dies Cabinet in Schwefelabdrücken, und ließ davon eine Auswahl der schönsten und lehrreichsten in Kupfer stechen, und mit gelehrten und artistischen Anmerkungen von Schlichtegroll begleiten.

Strabo. Dieser berühmte griechische Geograph ward zu Amasea in Cappadocien um das Jahr 19 nach Chr. Geb. geboren. Er studirte in seiner Jugend Rhetorik und aristotelische Philosophie. Später machte er sich auch mit den Grundsätzen der stoischen Schule bekannt, denen er dann folgte. Er machte große Reisen nach Griechenland, Italien, Aegypten, und durchwanderte auch sein Vaterland, Asien. Alle diese Gegenden und Länder suchte er genau zu erforschen, und möglichst genaue Nachrichten über Politik und Statistik einzuziehn. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Von ihm haben wir noch ein großes geographisches Werk in 12 Büchern. Dasselbe enthält nicht bloß magere Namenverzeichnisse der Länder und Oerter, sondern auch ausführliche Berichte über Sitten und Regierungsverfassung. Es ist daher ein historisch-statistisches Werk. Er schöpfte seine Nachrichten theils aus eignen Beobachtungen, theils aus den damals vorhandenen geographischen Werken eines Hekatäos, Artemidoros, Eudoxios und Eratosthenes. Uebrigens benutzte er auch Geschichtschreiber und Dichter, und brachte dadurch ein Werk zu Stande, das an Reichhaltigkeit und Gründlichkeit alle früheren übertraf, und für uns von der größten Wichtigkeit ist. Der berühmte Isaak Casaubonus fällt von demselben das Urtheil, daß kaum ein oder zwei Werke des Alterthums die Vergleichung mit demselben aushielten. Die beste Ausgabe ist diejenige, welche Siebenkees angefangen und Tzschucke fortgesetzt, jedoch nicht vollendet hat. Sie besteht aus sieben Bänden, und ist zu Leipzig von 1796 — 1811 erschienen. Eine Uebersetzung dieses Werks von Abr. Jac. Penzel in vier Bänden mit Landkarten und Rissen ist in Lemgo 1775 — 1777 gedruckt worden. Kl.

Strafe nennt man im Allgemeinen jedes mit einer freien Handlung willkürlich verknüpfte Uebel, welches den Zweck hat, den Thäter, oder auch Andre von der Begehung oder Wiederholung der Handlung abzuschrecken. Verbrechen und Strafen in criminalistischer Hinsicht sind Correlate, die letztern sind Folgen der erstern, und daher müssen wir hier im Allgemeinen die Lehre von den Verbrechen mit abhandeln. Die letztern sind nämlich solche freie Handlungen, welche durch ein Strafgesetz verboten sind. Freiheit, d. h. die Fähigkeit, sich zur Begehung oder Unterlassung einer Handlung zu bestimmen, ein strafedrohendes Gesetz, und die Verpflichtung, dem Gesetze zu gehorchen, sind nothwendige Erfodernisse zum Begriffe eines Verbrechens und zur Vollziehung der Strafe an dem Thäter. Je nach dem die Verbrechen in dem Vorsatze (dolus) des letztern, oder bloß in seiner Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit (culpa) ihren Grund haben, theilt man sie wiederum in vorsätzliche, eigentliche oder wahre Verbrechen (delicta dolosa), oder in schuldhafte oder Scheinverbrechen (delicta culposa) ein. Unter zufälligem Verbrechen (delictum casuale) versteht man solche erlaubte, aber schädliche Handlung, deren Schädlichkeit weder in

dem Vorsatze, noch in der Schuld des Thäters, sondern bloß in einem zufälligen Ereignisse ihren Grund hat. Es gehört bloß dem Namen nach zu den Verbrechen, ist keiner Strafe, aber wohl der criminalrichterlichen Untersuchung unterworfen. Ferner werden die Verbrechen eingetheilt in schwere (atrocia) und nicht schwere (non atrocia); in solche, welche Spuren hinterlassen (delicta facti permanentis), und in solche, die keine Spuren hinterlassen (delicta facti transeuntis). Die erstere Eintheilung hat auf die Strafbestimmung, die letztere auf das Untersuchungsverfahren Einfluß. Die Unterlassungen der durch Gesetze bei Strafe gebotenen Handlungen heißen Unterlassungsverbrechen (delicta amissionis), im Gegensatze der Begehungsverbrechen (delicta commissionis). Im Zweifel nimmt man bei Unterlassungsverbrechen an, daß sie aus Fahrlässigkeit, nicht aus Vorsatz, begangen sind. Die Eintheilung in kirchliche (ecclesiastica), und weltliche Verbrechen (delicta saecularia) hat bei den Protestanten keinen Nutzen. Practisch wichtiger ist aber bei Bestimmung der Strafen die altdeutsche Eintheilung in handhafte oder nicht übernachtete (die nicht zur Nachtzeit begangen sind), und in nicht handhafte oder übernachtete, ingleichen die Eintheilung in prämeditirte und nicht prämeditirte Verbrechen. Der Unterschied zwischen Verbrechen, die an Haut und Haar, und solchen, die an Hals und Hand gehen, hat in der Gränzbestimmung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit noch practischen Werth. Mehrere von einem Subject an einem und demselben Gegenstand, aber zu verschiedenen Zeiten, begangene Verbrechen von Einer Gattung heißen fortgesetzte (delicta continuata); sind sie an unterschiedenen Gegenständen verübt, so heißen sie wiederholte Verbrechen (delicta repetita). Hat Jemand mehrere Verbrechen verschiedener Gattung begangen, so nennt man diejenigen, welche nicht die Hauptmissethat der Statt habenden Untersuchung ausmachen, zusammenfliessende (delicta concurrentia). Unter peinlichen oder Criminalverbrechen im engern Sinn versteht man solche, worauf eine Todes-, eine entehrende Leibes- oder eine der letztern gleich geachtete Strafe steht. Verbrechen, denen eine geringere Strafe folgt, heißen Civil- oder geringe Verbrechen, geringe Frevel, Begünstigungen. Strafbare Handlungen gegen die allgemeinen, bürgerlichen und natürlichen Pflichten nennt man gemeine, hingegen solche, welche bloß wider besondre Verpflichtungen eines Subjects gehen, besondre Verbrechen. Sind die gewöhnlichen peinlichen Rechtsvorschriften hinsichtlich der Gerichtsbarkeit, des Verfahrens und der Bestrafung bei einem Verbrechen anzuwenden, so ist es ein delictum non exceptum, im entgegengesetzten Fall ein delictum exceptum. Gemeindeverbrechen (delicta universitatis) sind solche, die in dem Willen und der vereinten Thätigkeit, oder doch in dem Auftrage aller Gemeindeglieder ihren Grund haben. Bei der Bestrafung der Missethat sieht man darauf, ob der Urheber seine That so weit ausgeführt habe, als er sich vorgesetzt hatte; dann ist ein vollbrachtes Verbrechen (delictum consumatum) vorhanden. War das nicht der Fall, und war bloß die Absicht ohne äußere Handlungen da, so heißt es ein vorgesetztes Verbrechen; zeigte sich jedoch der Vorsatz schon in äußern Handlungen, so ist ein versuchtes, und wenn der Verbrecher bereits mit der wirklichen Begehung der Missethat beschäftigt war, ein angefangenes Verbrechen (delictum inchoatum, conatus delinquendi proximus) vorhanden. Die bloßen Anstalten zur Begehung einer Missethat nennt man versuchtes Verbrechen in

engerer Bedeutung (attentatum delictum, conatus delinquendi remotus). Je nach dem die Strafe in den Gesetzen ausdrücklich bestimmt ist, oder nicht, theilt man die Verbrechen in benannte und unbenannte ein. Zur Anwendung einer gesezlichen Strafe wird der Vorsatz des Verbrechers erfodert, und daß er von der Missethat deutliche Begriffe gehabt habe. Bei jeder an sich unerlaubten Handlung wird dieser Vorsatz zwar vermuthet, allein scheinbare Entschuldigungsgründe und starke Vermuthungen werden zugelassen, um die Größe und Strafbarkeit des Vorsatzes zu mindern. Der Vorsatz, zufolge dessen der Missethäter ein Verbrechen nach seinem ganzen Umfange wollte, heißt der eigentliche oder dolus directus; hier findet die ordentliche gesetzliche Strafe Statt. Wollte der Verbrecher das Verbrechen nicht seinem ganzen Umfange nach begehen, so heißt es ein entfernter Vorsatz (dolus indirectus), und es findet in der Regel hier nicht die gesetzliche, sondern eine außerordentliche Strafe Statt. Ein Verbrecher aus Nachlässigkeit wird nach den verschiedenen Graden der Schuld bestraft. Die höchste Fahrlässigkeit (culpa lata) wird, wenn von Schadenersatz oder Bestrafung geringerer Frevel die Rede ist, dem Vorsatze gleich geachtet. Eine gesetzliche Lebens- oder schwere Leibesstrafe ist hier nur dann zulässig, wenn die Gesetze sie auch ausdrücklich für das schuldhafte Vergehen bestimmten, oder die begangene Nachlässigkeit für den ganzen Staat schädlich geworden ist. Das zufällige Verbrechen, oder eine nicht unerlaubte, aber durch Zufall schädlich gewordene Handlung, wird nicht bestraft, wenn nur der Thäter diese Handlung am rechten Orte, zur rechten Zeit und auf die gehörige Weise vornahm. Um den Gesetzen, welche theils an sich unerlaubte, oder den Staats- und gesellschaftlichen Zwecken zuwiderlaufende Handlungen verbieten, Kraft und Nachdruck zu geben, wurden Strafen eingeführt. Diese sind nun entweder Criminal- oder Civil- oder Polizeistrafen. Die Criminal-, peinlichen oder schweren Strafen sind solche, welche größere Verbrechen zum Gegenstande haben. Sie bestehen 1. in Lebensstrafen. Diese sind entweder geschärfte (poenae capitales qualificatae), wenn nämlich die Hinrichtung zur Schärfung der Strafe noch mit besondern, für den Missethäter schimpflichen oder schmerzhaften Umständen verbunden wird; oder die Lebensstrafen sind auch einfache (poenae capitales simplices), wo weder vor, noch nach der Tödtung schmerzliche oder beschimpfende Umstände Statt haben. Die gewöhnlichen, noch zum Theil in Deutschland üblichen Todesstrafen sind a) die Enthauptung oder die Strafe des Schwerts, b) der Galgen, (das Henken), c) das Rädern, von oben und von unten auf (das Letztere ist die schärfere Strafe), d) das Säcken oder Ersäufen (nicht mehr gebräuchlich), e) das Viertheilen, f) das Verbrennen, g) das Pfählen, ist gleichfalls außer Gebrauch. Die Schärfungen dieser Lebensstrafen haben Statt wegen des Zusammentreffens mehrerer Capitalverbrechen, wegen der besondern Größe des Vorsatzes, des verursachten Schadens und der Gefahr, und wegen der Wiederholung der Missethat. Sie sind a) das Reißen mit glühenden Zangen, b) das Schleifen zur Gerichtsstätte, c) das Rädern von unten auf (s. vorher), d) das Verbrennen des Körpers nach der Enthauptung, e) das Begraben des Enthaupteten unter dem Galgen, f) das Abhauen der Hand vor der Tödtung und das gewöhnlich damit verbundene Aufstecken des Kopfes und der Hand auf den Pfahl, g) das Niederreißen des Hauses und die Errichtung eines Schandpfahls, welches ehedem auch das Zimmerbrechen hieß. Die Einziehung aller Güter findet neben der Todesstrafe nur bei dem Hochverrathsverbrechen

Statt. (Doch ist sie, in den neuesten Zeiten, in den meisten Staaten, auch in diesem Falle, mit Recht abgeschafft worden, weil sie das Strafübel auch auf Unschuldige wälzt, und für den Richter eine gefährliche Versuchung zur Ungerechtigkeit enthält). Die Leibesstrafen sind a) blos freiheitbeschränkend, als Gefängniß und Verweisung außerhalb Landes, b) freiheitsbeschränkend und mit Beschwerlichkeiten verbunden, Zuchthausstrafe, Karrenschieben u. s. w., c) eben solche, die noch durch schmerzhafte Uebel geschärft sind, z. B. Zuchthausstrafe mit Willkommen und Abschied, Karrenschieben mit Tragen eines eisernen Halsringes u. s. Bloße körperlichen Schmerz erregende Strafen sind a) Verstümmelungen, die aber in besser geordneten Staaten abgeschafft sind, b) schmerzerregende, dem Körper unschädliche Uebel, z. B. Ruthenstreiche u. s. w. Diese finden häufig bei geringern Vergehungen, oder bei jungen, noch nicht ganz verderbten Missethätern Statt. 3. Die Ehrenstrafen sind theils als Folgen der peinlichen Strafen überhaupt zu betrachten, oder es sind auch für sich bestehende Strafen, die einen größern oder geringern Verlust der Ehre bewirken. Man kann sie eintheilen: a) in solche Ehrenstrafen, wodurch alle Ansprüche auf gemeine bürgerliche Ehre vernichtet werden, z. B. Zerbrechung des adeligen Wappens durch den Schinder, Brandmarkung und der gewöhnlich damit verbundene Staupenschlag, Verlust des ehrlichen Begräbnisses, bürgerlicher Tod, Aufhängen des Bildnisses an den Galgen; 2. in solche, wodurch eine besondre bürgerliche Ehre, jedoch ohne nachtheilige Folge für die gemeine Ehre entzogen wird, als: Cassation, Verlust des Adels, Ausschließung von Gilden und Zünften, Absetzung vom Amte, 3. in solche, die bloß Beschämung und Züchtigung zum Zweck haben. Diese können nach dem Stande des Verbrechers und der Größe der Missethat auch mit körperlich empfindbaren Uebeln verbunden seyn, z. B. Halseisen, spanischer Mantel u. s. w., oder sie sind das nicht, wie Suspension vom Amte, Kirchenbuße, gerichtlicher Verweis, Abbitte, Widerruf einer Injurie u. s. w. Diese letztere Classe der Ehrenstrafen, wodurch hauptsächlich die Besserung des Gezüchtigten bezweckt werden soll, zieht häufig die Anrüchigkeit nach sich, besonders dann, wenn sie in einem, für den Bestraften körperlich beschwerenden Uebel besteht. Der höchste Grad der Ehrenstrafe ist immer der Todesstrafe gleich zu achten. Der bürgerliche Tod ist eine Rechtsvorstellung (fictio Juris), vermöge welcher Jemand hinsichtlich aller oder einiger rechtlichen Handlungen als wirklich todt betrachtet wird. Nicht immer ist dies als Ehrenstrafe anzusehen, da Jemand durch Abwesenheit, Nachlässigkeit oder Unwissenheit Veranlassung zu einer bürgerlichen Todeserklärung geben kann, die dann nur hinsichtlich der von ihm versäumten Handlungen rechtliche Wirkung hat. Vermögensstrafen haben nicht allemal einen Verlust oder eine Kränkung der Ehre zur Folge. Sie finden hauptsächlich Statt a) bei Wucherern, b) Falschmünzern, c) Zollbetrügern, d) Pasquillanten, e) Ehebrechern, f) Aufkäufern von Lebensmitteln, g) wegen begangener Lehnsfehler, h) Weinverfälschung, i) andern Fälschungsverbrechen und Defraudationen, k) bei Pfuschern und Böhnhasen, l) bei entlaufenen Soldaten, die in fünf Jahren nicht zurückkehren, und besonders in polizeilichen und fiscalischen Fällen. Außer dem Verbrechen des Hochverraths erstrecken sich die Vermögensstrafen gewöhnlich nur auf einen Theil der Güter, und vorzüglich auf die Werkzeuge, womit die Verbrechen verübt worden sind. Auch auf Vermögensstücke, die nach der That veräußert wurden, hat der Fiscus Ansprüche, wofern nicht die Veräußerung rechts-

mäßig war. Bürgerliche Strafen sind solche, welche nicht als Folge eines peinlichen Verbrechens, sondern als Strafe eines geringen Vergehens zu betrachten sind, und daher auch von dem Civilrichter verhängt werden können. Sie sind hauptsächlich 1. Geldbußen; doch behält eine von dem Landesherrn in eine Geldbuße verwandelte peinliche Leibesstrafe ihre Natur als Criminalstrafe bei, ohne jedoch in der Regel mit Ehrlosigkeit verbunden zu seyn; 2. Gefängnißstrafe, z. B. Bürgerzwang oder Bürgergehorsam, welche jedoch mit einer peinlichen Gefängnißstrafe nicht in Verhältniß steht; 3. solche Geldstrafen, die weder einer Leibesstrafe gleich sind, noch in eine solche verwandelt werden dürfen; 4. Ausstellung an den Straf- (nicht an den Schand-) pfahl; 5. Verurtheilung zu gewöhnlichen Hand- und Feldarbeiten; 6. der Stockschilling, oder die Züchtigung mit Schlägen; 7. die Confination, oder Landes-, Stadt- und Bezirksumzäunung, wodurch Jemand verpflichtet wird, sich außerhalb eines gewissen Bezirks nicht zu entfernen; 8. Absetzung vom Dienst ohne Infamie; 9. Suspension von der Amtsführung auf eine gewisse Zeit; 10. gerichtlicher Verweis; 11. gerichtlicher oder öffentlicher Widerruf; 12. gewissermaßen auch die Abbitte und die Ehrenerklärung. Die Fälle, wo diese Strafen erkannt waren, sind nach Maßgabe des Vergehens, des Verhältnisses und der Schuld des Thäters sehr verschieden. Bei Bestrafung der Verbrechen kommt besonders der Grad der Zurechnung desselben in Anschlag. Dieser wird bestimmt 1. durch die Größe des Vorsatzes, 2. durch die Größe des angerichteten oder zu befürchtenden Schadens, 3. durch die größere oder geringere Kenntniß des Verbrechers, welche er von der Schädlichkeit und Strafbarkeit der Missethat hatte; 4. bei bloßen Leibesstrafen auch durch die Unvermögenheit zum Schadenersatze. Je mehr Gründe der Missethäter hatte, eine Unthat zu unterlassen, je strafbarer ist er. Je mehr Versuchungen zur Begehung eines Verbrechens vorhanden waren, je weniger kann es zugerechnet werden. Die Strafe kann nur den Urheber eines Verbrechens und seine vorsätzlichen oder schuldhaften Theilnehmer treffen. Geldbußen, die bei Lebzeiten des Verbrechers nicht erkannt worden sind, können auch nach seinem Tode nicht Statt finden, wofern er nicht, um der Strafe zu entgehen, sich selbst ermordet, oder auf andere widerrechtliche Weise das Urtheil zu verzögern suchte. Nur selten, und bloß zur Abschreckung wird an dem Leichnam des nicht hingerichteten, und vor seinem Tode nicht verurtheilten Verbrechers eine Strafe vollzogen. Strafen am Bildnisse eines Missethäters erfodern gerichtliches Bekenntniß oder Ueberweisung, und beide müssen durch vorhandene Vermuthungen unterstützt werden. Die Strafe am Bildniß, welche bloß vom Oberrichter erkannt werden kann, hebt, wenn sie nur subsidiarisch gegen einen abwesenden Verbrecher vollzogen worden, die wirkliche Strafe nicht auf. Die Folgen der Strafe am Bildnisse sind Ehrlosigkeit, Fortdauer der etwa verhängten Aufzeichnung und Sequestration der Güter, und daß der Verbrecher für geächtet gehalten wird. Zur Strafe an dem Leichnam ist erfoderlich 1. gehörige Untersuchung der Missethat, 2. Ueberweisung oder Bekenntniß des Verbrechers, 3. gesetzlich wegen des Verbrechens verordnete Todesstrafe, 4. daß ein peinliches Verfahren nicht schon durch Verjährung, Abolition oder Begnadigung unzulässig geworden sey, 5. daß die Todesstrafe nicht durch Milderungsgründe hätte abgewandt werden können, 6. die Nothwendigkeit einer abschreckenden Strafe wegen häufiger Begehung des Verbrechens, 7. Erkenntniß des Oberrichters oder der Rechtsgelehrten. Ein Missethäter, welcher der lebenswierigen Zuchthausstrafe oder der Verurtheilung zu lebenslängli-

chen, öffentlichen Arbeiten sich schuldig gemacht hat, wird überhaupt nicht auf dem Gottesacker, sondern durch den Büttel an einem andern Ort, jedoch nicht auf eselsmäßige Weise, eingescharrt. Wenn die Gesetze des Orts, wo das Verbrechen begangen war, von denen, wo der Missethäter zur Untersuchung gezogen worden, sich unterscheiden; so hat die gelindere vor der schärfern Strafe den Vorzug. Bei schweren oder eigentlichen Halsverbrechen wird jedoch die Strafe in gedachtem Falle nach gemeinem Rechte bestimmt. Die Strenge der Landesgesetze trägt zur Schärfung der Strafe eines auf fremdem Gebiet begangenen Verbrechens nichts bei. Bei Verschiedenheit des Gerichtsgebrauchs hat der des Untersuchungsgerichts den Vorzug. Die Strafen theilt man ein in ordentliche oder gesetzliche und außerordentliche oder willkürliche Strafen. Erstere sind durch das Gesetz ausdrücklich für einen vorkommenden Fall bestimmt; letztere werden von dem Richter in solchen Fällen erkannt, wo die gesetzliche Strafe nicht Statt haben kann, oder wo überhaupt die Bestimmung der Strafe dem richterlichen Ermessen überlassen ist. Die Veränderung gesetzlicher oder auch durch richterlichen Ausspruch erkannten Strafen findet Statt, 1. wenn der Hauptzweck der Strafe durch die Anwendung derselben nicht erreicht worden, 2. wenn die Vollziehung überhaupt unmöglich, oder doch höchst schwierig ist, 3. wenn die Strafe nicht sowohl dem Verbrecher, als einem Unschuldigen nachtheilig seyn würde, 4. wenn der Stand oder die persönlichen Verhältnisse des Verbrechers eine Ausnahme nothwendig machen. Doch muß der Unterrichter wegen einer solchen nothwendigen Strafveränderung erst bei dem Oberrichter anfragen. Die willkürlich erkannten Strafen kann er ohne Anfrage bei dem Oberrichter verändern, wenn hinreichende Gründe dazu vorhanden sind. Milderungsgründe der Strafen sind entweder allgemeine, welche in Hinsicht jedes Verbrechens, oder besondre, welche nur hinsichtlich einiger Verbrechen Statt finden. Zu den allgemeinen Milderungsgründen gehören 1. der Mangel an Vorsatz und Ueberlegung, 2. schlechte Erziehung, 3. ein vorher geführter guter Lebenswandel, 4. langwieriges, von dem Missethäter nicht verschuldetes Gefängniß, 5. unverschuldete Trunkenheit, wodurch das Verbrechen veranlaßt worden, 6. Reue, 7. freiwilliges Geständniß, 8. weibliche Schwäche und Leichtsinn, 9. Leibesstrafen werden bei Schwangern und Säugenden gemildert, und so sind auch 10. Jugend, 11. ein sehr hohes Alter, 12. Verführung, 13. Armuth des Verbrechers, 14. Mangel an Verstand und Kenntnissen, 15. besondre Kunstfertigkeit des Missethäters, 16. eine zahlreiche Familie desselben, die durch seine Bestrafung, wenn diese in einer Leibesstrafe besteht, brotlos würde, 17. Krankheit bei Leibesstrafen, 18. Nachlaß und Fürbitte des Beleidigten, 19. bei geringern Verbrechen auch der Vergleich mit demselben, 20. die Ersetzung des gestifteten Schadens, häufig als Milderungsgründe sehr in Betracht zu ziehen. Bei den Strafen des Ehebruchs und der Injurien findet die Gegenrechnung oder Compensation, wo nämlich der Beleidigte sich gleiche Vergehungen erlaubt hat, als Milderungsgrund Statt. Die Strafen fallen überhaupt weg im Falle 1. der unbedingten Freisprechung, 2. der völligen Begnadigung, denn oft kann die Begnadigung auch beschränkt seyn, und nur in einer Milderung der Strafe bestehen, 3. der völligen Abolition oder Aufhebung des Prozeßverfahrens, 4. der Verjährung des Verbrechens, welche in der Regel zwanzig Jahre, bei Unkeuschheitsverbrechen, mit Ausschluß des Ehebruchs und der Blutschande fünf Jahre dauert, 5. der

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, 6. der Lossprechung von Instanz, wenn keine neuen Anzeigen und Beweise sich ergeben, 7. Todes des Verbrechers, wofern er kein Hochverräther war, oder nicht ein solcher Fall vorhanden ist, daß eine Strafe am Bild Statt gefunden hätte; 8. bei geringen Vergehungen im Falle des Vergleichs, der Compensation, des Schadenersatzes, der Fürbitte des Beleidigten; Leibesstrafen fallen überhaupt weg, 9. wenn der Verbrecher vor Vollziehung derselben wahnsinnig oder auf solche Weise krank wird, daß die Strafe einen unheilbaren Nachtheil an seiner Gesundheit haben würde. Gewöhnlich werden im letztern Fall die Leibesstrafen in Geldbußen verwandelt. Die Verbindlichkeit zum Ersatze des Schadens erlischt aber nicht mit der Strafe. Noch bemerken wir, daß häufig die peinlichen Ehren-, Freiheits- und Vermögensstrafen mit zu den Leibesstrafen gerechnet werden. Man sehe hier ferner noch die Artikel Criminalrecht, Strafrecht, Todesstrafen, Verbrechen, ingleichen Beccaria.

Strafford (Thomas Wentworth, Graf von), von einer sehr ausgezeichneten englischen Familie, geboren 1593, ein berühmter englischer Minister, und einer der muthigsten und beredtesten Vertheidiger der Partei des Volks gegen die königliche. Er stimmte für die Anklage des Herzogs von Buckingham, des bekannten schlechten Ministers Jacobs I. und Carls I., und widersetzte sich eifrig den Anmaßungen der Krone. Nach dem Tode jenes Günstlings, der sich und dem Könige so großen Haß zugezogen hatte, wählte Carl I. Wentworth zu seinem Minister, entweder um dadurch das Andenken an Buckingham, und den durch ihn bei der Nation erregten Unwillen zu verlöschen, oder auch um sich selbst durch jenen großen und talentvollen Mann eine kräftige Stütze zu verschaffen. Wentworth widmete sich jetzt ganz der Sache des Königs, der ihn dafür zum Grafen von Strafford, zum Lordlieutenant, ferner zum Vicekönig von Irland, zum Präsidenten des Raths von York und zu seinem Minister ernannte. Die Partei aber, welche Wentworth verlassen hatte, verzieh ihm das nicht. Länger als zehn Jahre vor seinem unglücklichen Tode, als der Graf sich wegen seiner Veränderung entschuldigte, sagte ihm ein Mitglied der Volkspartei, Namens Pym: „Sie verließen uns, ich werde Sie aber nicht verlassen, so lange Sie noch den Kopf auf den Schultern haben." Pym hielt Wort. Seiner Seits hatte Strafford Feinde, die es theils aus Eifersucht waren, theils durch seinen stolzen und festen Charakter wurden. Seine Talente und seine muthvolle Verwaltung machten, daß seine Gegner lange schwiegen. Aber bloß durch sein Ansehn und durch strenge Maßregeln erhielt er die Gewalt in den schwachen Händen des Königs. Als die Gemeinen sich stark genug fühlten, um ihn anzugreifen, benutzten sie alle jene Umstände gegen ihn. Strafford, der das Ungewitter kommen sah, wollte sich in Sicherheit begeben, aber Carl hielt ihn zurück mit der Versicherung, daß er ihn schützen würde, und daß das Parlament ihm kein Haar auf seinem Haupte berühren solle. Das Haus der Gemeinen setzte indessen gegen Strafford in einer geheimen Sitzung die Anklageacte auf, und sandte dieselbe an das Oberhaus, wo der Minister verhaftet wurde. Um die Anklage zu verfolgen, ernannte das Unterhaus eine Commission, welche sich unausgesetzt vier Monate lang mit dem Prozeß beschäftigte. Es ward für die Anklagezeugen, welche man aus den drei Königreichen hervorgesucht hatte, ein großes Amphitheater gegen die Sitze der Pairs errichtet. Der König und die Königin wohnten allen Sitzungen

welche achtzehn Tage dauerten, in einer besonders für sie errichteten Tribune bei. Die Mitglieder, welche als Ankläger auftraten, griffen den Beklagten mit aller der Umständlichkeit und Heftigkeit, welche nur durch lange Vorbereitung und den bittersten Groll begründet werden können, an; der Graf hingegen hatte viele Rücksichten zu nehmen. Als seine Richter ihm einige, durch Herkommen oder Umstände gerechtfertigte Handlungen einer willkürlichen Gerichtspflege vorwarfen, antwortete Strafford: Wenn Sie die Minister des Königs über unbedeutende Kleinigkeiten verhören wollen, so wird das Verhör unerträglich seyn, und wenn Sie gar wegen geringer Fehler die Minister zu harten Strafen verurtheilen wollen, so werden die öffentlichen Angelegenheiten verlassen werden. Nie wird ein vernünftiger Mann, der eine Ehre oder ein Glück zu verlieren hat, sich um Dinge von so geringem Werth den schrecklichsten Gefahren aussetzen wollen." Er vertheidigte sich mit Würde und Bescheidenheit, und so geschickt, daß die Gemeinen ihn auf gesetzlichem Wege nicht verurtheilen konnten. Deßhalb entwarfen sie eine Ueberführungsbill, welchem revolutionären Verfahren sich 59 Mitglieder widersetzten. Allein die Häupter der Volkspartei ließen die Kanzeln der Puritaner von Declamationen über die Nothwendigkeit, gegen große Verbrecher streng zu verfahren, ertönen, und ungefähr 6000 Menschen aus dem Pöbel, mit Degen und Knitteln bewaffnet, umgaben die Säle des Parlaments. Die Namen der 59 Gegner jener Bill wurden angeschlagen, und mit den Beiworten: Straffordianer und Verräther, bezeichnet. Hierauf gab man sie und die Pairs den Mißhandlungen und Drohungen des Volks Preis. Die Pairs wurden hiedurch so in Schrecken gesetzt, daß von 80, welche beständig während des Prozesses den Sitzungen beigewohnt hatten, nur 45 erschienen, als die Ueberführungsbill übergeben wurde. Neunzehn erklärten sich dagegen; und Strafford wurde verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Nun bedurfte man jedoch noch der Zustimmung des Königs. Man führte die nach Blut schreienden Volkshaufen gegen das königliche Schloß, und die Königin beredete den schwachen Carl, nachzugeben. Man sagt, der König habe noch widerstanden, als Strafford selbst ihm geschrieben habe, daß er ihn seinem Schicksale überlassen möchte. Indessen schien der Graf doch erstaunt, als man ihn benachrichtigte, daß Carl in seine Hinrichtung gewilligt habe. „Setzet euer Vertrauen," sagte er mit der Bibel, „nicht auf Fürsten, denn es ist kein Heil von ihnen zu erwarten." Er starb den 12ten Mai 1641 mit großem Muthe 49 Jahr alt. Ehe er sein Haupt auf den Block legte, sagte er: „Ich lege meinen Kopf eben so gern hin, wie ich ihn jemals zum Schlafe gelegt habe. Nur fürchte ich," setzte er hinzu, „daß es für die beabsichtigte Staatsreform ein übles Vorzeichen ist, daß man sie mit unschuldigem Blutvergießen beginnt." Strafford wiederholte seinem Gebieter häufig einen denkwürdigen Grundsatz: „wenn die Nothwendigkeit einen Fürsten zwingt, die Gesetze zu verletzen, so muß dies mit der größten Vorsicht geschehen, und so bald als möglich muß man den Gesetzen für Alles wieder Genüge leisten, was sie durch das gefährliche Beispiel gelitten haben. Dieser Minister, sagt der Abbé Millot, war unstreitig nicht vorwurfsfrei. Allein Rapin-Thoyras scheint uns zu sehr gegen seine Verdienste eingenommen. Während seiner Statthalterschaft in Irland erwarb er sich in diesem wichtigen und schweren Posten einige Ansprüche auf die öffentliche Dankbarkeit. Durch seine Bemühungen, seine Wachsamkeit und Standhaftigkeit erhielt er dort den Frieden, vermehrte die Hülfsquellen, ermunterte den Ackerbau und den

Gewerbfleiß, errichtete Manufacturen, machte die Marine hundertmal so stark, wie er sie gefunden hatte, und vereinigte stets das Interesse des Volks mit dem des Königs. Wenn man die Geschichte der Macaulay lies't, glaubt man Straffords persönliche Feinde zu hören. Sie findet nichts gegen den Prozeß auszusetzen; sie treibt die Parteilichkeit so weit, dem Grafen seine großen Talente abzusprechen, und seine Vertheidigung zu verachten. Zwischen der Macaulay, die durch ihren Republikanismus irre geleitet wird, und Hume, den man der Parteilichkeit in anderer Hinsicht anklagt, gibt es ein unzweideutiges Zeugniß von Whitlocke, der Vorsitzer der Anklagecommission gegen Strafford war, und der mit Aufrichtigkeit sagt: „daß nie Jemand eine solche Rolle auf einem solchen Theater mit mehr Standhaftigkeit, Beredsamkeit, Vernunft, Einsicht und Mäßigung, ja selbst mit mehr Anstand gespielt habe, als dieser große und herrliche Mann. Daß er in dem Herzen aller seiner Gegner, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl, Mitleiden und Gewissensbisse erregt habe." Die Geschichte sagt, daß Carl I. sich auf dem Blutgerüste noch den Tod des Grafen von Strafford vorgeworfen habe. Man darf weder an der Aufrichtigkeit, noch Gerechtigkeit dieses Vorwurfs zweifeln. Aber, wofern man nicht den Königen bis ins Grab schmeicheln will, kann man diese unnütze Reue nicht anführen, um dadurch Carls Andenken zu ehren. Die Schriftsteller, welche ihn deßhalb gelobt haben, hätten besser gethan, ihn mit dem heiligen Flor seines Unglücks zu umhüllen. Das Andenken Straffords wurde von Wilhelm III. rehabilitirt. P. N.

Strafpfahl muß nicht mit dem Schandpfahl oder Pranger verwechselt werden. Die Stellung an den letztern zeugt allemal von einem schweren Verbrechen, und daß der Missethäter eine Leibesstrafe verdient habe. Auch ist gewöhnlich mit der Stellung an den Schandpfahl die Ehrlosigkeit verbunden, besonders da jene gewöhnlich von dem Büttel vollzogen wird. Zuweilen pflegt auch die Stellung an den Schandpfahl oder eigentlichen Pranger durch das Anheften eines Zettels an die Brust, worauf die eigentliche Missethat mit kurzen Worten beschrieben ist, verbunden zu werden. Besonders ist diese Schärfung bei großen Betrügern anzuwenden. Der bloße Strafpfahl folgt nur auf geringe Verbrechen (Begünstigungen s. d. Art. Strafen) und zieht keine eigentliche Ehrlosigkeit, sondern höchstens nur solchen Schimpf nach sich, welchen man infamia facti oder Anrüchtigkeit zu nennen pflegt. Das Recht, einen Schandpfahl oder eigentlichen Pranger zu errichten, setzt allemal den Besitz der peinlichen Gerichtsbarkeit voraus, und ist ein Zeichen derselben. Die Stellung an das gemeine Halseisen oder an den Strafpfahl geschieht nicht vom Schinder, sondern vom Schließer, Pförtner oder Stadt- und Gerichtsknecht. Die Befugniß, den letztern zu errichten, ist in Deutschland als ein Ausfluß der niedern Gerichtsbarkeit zu betrachten. Nur muß man dies Halseisen nicht mit demjenigen, welches an einem öffentlichen Pranger oder Schandpfahl befestigt wird, für einerlei halten, indem letzteres, wie angeführt worden, einer peinlichen oder Leibesstrafe gleichzuachten ist. N. P.

Strafrecht (man vergl. auch Strafen) ist die Befugniß, Andern wegen rechts- oder vertragswidriger Handlungen ein Uebel zuzufügen. Das peinliche Strafrecht ist ein Ausfluß der Criminalgerichtsbarkeit, und hat die Bestrafung eigentlicher Verbrechen, die es entweder an sich, dem Naturrecht nach, oder vermöge eines positiven Gesetzes sind, zum Gegenstande. Das Strafrecht des Civilrichters beschränkt sich nur auf solche Strafen, die nicht zu den peinlichen ge-

hören, und mehr zur Züchtigung des Bestraften, als zur Abschreckung für Andere dienen sollen. Das Strafrecht der Aeltern, Ehemänner, Dienstherren, Lehrer, u. s. w. darf nie die Gränzen der Züchtigung überschreiten, und so fern ein wirklich körperliches Uebel verhängt wird, nur mit der größten Mäßigung, nicht zum Schaden für die Gesundheit, und nicht als Abschreckungsmittel für Andere gebraucht werden. Das Strafrecht der Ehemänner gegen ihre Frauen ist überhaupt sehr zu bezweifeln, da die Ehe in weltlicher Hinsicht beiden Theilen gleichmäßige Rechte, und nur in so fern dem Ehemann ein Vorrecht ertheilt, als in gemeinschaftlichen Angelegenheiten, wo beide Theile verschiedener Meinung sind, die Stimme des Mannes entscheidet. Alle übrigen Begriffe einer Oberherrschaft des Ehemannes über die Frau stammen aus dem rohen Zeitalter der Barbarei her, wo der Mächtigere sich mit dem Schutze des Schwächern auch das Strafrecht über ihn anmaßte. Es sollte daher, obgleich man dem Ehemanne noch hin und wieder in Gerichten ein Züchtigungsrecht zugesteht, diese unserer sittlichen Ausbildung ganz widerstreitende Meinung auch als unstatthaft verworfen, und die Aufhebung der Ehen lieber erleichtert werden. So ist auch das Straf- oder Züchtigungsrecht der Dienstherren gegen ihre Dienstboten durchaus verwerflich, da die erstern weder ein Recht, noch eine Pflicht haben, die letztern in sittlicher oder anderer Rücksicht zu bessern. Auch ist in mehreren besser geordneten Staaten das Strafrecht der Dienstherren gänzlich abgeschafft; und das um so mehr, da die Ausübung desselben gewöhnlich mit Selbstrache verbunden ist. Ein vertragsmäßiges Strafrecht gibt die zwischen zwei oder mehreren Contrahirenden bedungene Conventionalstrafe (poena conventionalis), d. h. den Verlust oder die Leistung desjenigen, wozu sich Jemand verpflichtet, wenn er eine ihm obliegende Verbindlichkeit nicht erfüllen wird. Es kann seyn 1. eine auf den Reuefall stipulirte Strafe (Mulcta poenitentialis), d. h. eine solche, durch deren Leistung der, welchem die Verbindlichkeit obliegt, sich von der Erfüllung der letztern befreien kann. Hier hat er die Wahl. Oder es ist 2. eine Conventionsstrafe auf den Contraventionsfall (Mulcta conventionalis stricte sic dicta), d. h. wenn der Verpflichtete seine Verbindlichkeit binnen einer gewissen Zeit nicht erfüllt; dann kann der Gläubiger oder Berechtigte außer der Conventionalstrafe auch noch die Erfüllung der Verbindlichkeit fodern. Diese letztere Art wird im Zweifelsfalle vermuthet. Der Berechtigte kann ohne richterliche Hülfe die Conventionalstrafe nur dann vollziehen, wenn sie 1. freiwillig von dem Verpflichteten geleistet wird; oder 2. wenn bereits eine Leistung oder Zahlung geschehen, die auf den Fall der Nichterfüllung für verfallen, und für Conventionalstrafe erklärt ist. Auch darf keine Ehrenkränkung und außer dem Wechselarrest und Einlager, kein körperlich empfindliches Uebel Gegenstand einer Conventionalstrafe seyn, wenn sie richterlich vollstreckt werden soll. Gilden und Zünfte haben ein Strafrecht hinsichtlich ihrer Zunftgenossen, nicht aber gegen Fremde. Doch darf jenes Strafrecht nur in der Geldbuße von einigen Gulden bestehen. Alle ehrenrührige Strafen, welche die Handwerker sich ehemals gegen Zunftgenossen und Fremde erlaubten, sind durch die Reichsgesetze abgeschafft. Ein besonderes Strafrecht, welches Privatpersonen unter gewissen Bedingungen ausüben, ist das Recht der Pfändung. (M. s. Pfändung). N. P.

Strahlenbrechung, s. Brechung der Lichtstrahlen.

Stralsund ist die Hauptstadt vom ehemaligen schwedischen Pommern an der Ostsee, und zwar an der Meerenge Gella, der

Insel Rügen gegenüber. Sie ist sowohl von Natur durch die umliegenden Moräste, Teiche und Seen, als auch durch Kunst wohlbefestigt, und diese Befestigungen wurden in dem Jahr 1806 noch vermehrt. Nachmals wurden sie jedoch zum Theil geschleift, 1813 aber von den Schweden, auf Befehl des Kronprinzen Carl Johann, wieder hergestellt. Die Zahl der Häuser betrug 1811 1223, und zu Ende des Jahrs 1800 zählte man 11,164 Einwohner, ohne das sehr bedeutende Militär. Die Stadt hat einen sehr ansehnlichen und sichern Hafen, und treibt beträchtlichen Handel. Zur Zeit des hanseatischen Bundes, dessen Mitglied Stralsund war, befanden sich hier viel Tuch- und andere Wollenmanufacturen; allein jetzt, da diese größtentheils verschwunden sind, beschäftigen sich die Einwohner hauptsächlich mit Malzmachen, einem Artikel, wovon jährlich 6—7000 Lasten ausgeführt werden. An Weizen, Gerste, Roggen, Erbsen, pommerischer Wolle wird ebenfalls viel nach Holland, Frankreich, England, Spanien und der Levante verschifft. Vier hiesige, mit Kupfer gedeckte Kirchen haben sehr hohe und ansehnliche Thürme. Sehenswerth sind die Hauptkirche zu St. Nicolai mit ihrem schönen Taufstein und Altar, ihren vielen Grabmählern und Alterthümern, so wie die Marienkirche wegen ihrer Bauart, ihrer guten Gemählde und vortrefflichen Orgel. Durch Vermittelung und Hülfe des Fürsten von Hessenstein (eines natürlichen Sohns des Königs Friedrich von Schweden), der Gouverneur von Schwedisch-Pommern war, ist zu Stralsund eine catholische Kirche gebauet, und durch Veranstaltung des Raths ist die Stadt mit Gassenlaternen, und die Kirchen- und andere öffentliche Gebäude sind mit Blitzableitern versehen worden. Unter den öffentlichen Gebäuden sind das Gouvernementshaus, das Rathhaus mit zwei sehr großen Sälen und einer ausgezeichneten Bibliothek, welche noch immer vermehrt wird, das Gymnasium, das Waisenhaus, die Münze, das Commandanten- und Zeughaus, die Magazine, das Zucht- und Irrenhaus, und die vor dem Külerthor angelegte Wasserkunst vorzüglich merkwürdig. Rühmliche Erwähnung verdient die 1800 von dem hiesigen Magistrat angelegte Arbeitsschule. Bei dem erwähnten Gymnasium befindet sich auch eine Bibliothek und ein vortreffliches Münzcabinet. Als die Herrschaft Wismar nebst Poel von Schweden an Meklenburg abgetreten wurde, ward zwar das zu Wismar befindliche Oberappellationstribunal von dort nach Stralsund verlegt; allein da bei Gelegenheit einer von dem abgesetzten Könige von Schweden verfügten Landwehr in Pommern die schwedisch-pommerschen Landstände sich widersetzten, so wurde von jenem die Auflösung des erwähnten Tribunals unterm 18ten Jun. 1806 beschlossen und ausgeführt, und das ganze Land vom deutschen Reichsverbande getrennt, und dem Königreich Schweden gänzlich einverleibt. Uebrigens war hier vormals der Sitz des schwedischen Generalgouverneurs und der schwedisch-pommerschen Landesregierung. Jetzt ist hier eine preußische Landesregierung eingesetzt. Die Stadt hat in drei Belagerungen 1628, 1678, 1715 viel gelitten. 1809 fand der edle Schill hier seinen Tod. Die hiesigen Rathsglieder genießen der Vorrechte des Adels.

Strandrecht (Grundruherecht, Jus litoris) bedeutet 1. im bessern Sinne die Gerichtsbarkeit über Alles, was sich am Strande (d. h. an der Fläche des ans Meer stoßenden, und von der Fluth überschwemmten, festen Landes) und auf dem Ufer und Gestade befindet; 2. das Recht des Landesherrn, sich Alles das zuzueignen, was an den Ufern anwächst, oder gefunden wird; z. B. in Persien die Perlen, an den

afrikanischen Küsten das Gold, im baltischen Meere der Agat und der Bernstein, am Mittelmeere die Corallen u. s. w. 3. Bedeutet aber Strandrecht im schlimmern Sinne die verabscheuungswerthe Befugniß, sich der sämmtlichen Güter und Sachen, welche sich auf einem gestrandeten Schiffe befinden, ohne Rücksicht ob der wahre Eigenthümer sich meldet oder zugegen ist, zu bemächtigen. Dieses Recht ist sehr alt, und war ehedem in Deutschland, und in andern Ländern fast allgemein üblich; ja man flehete sogar in den Kirchengebeten zu Gott, daß er den Strand segnen, d. h. recht viele Menschen Schiffbruch möge leiden lassen. Indessen wurde dieses die Menschheit schändende Denkmal der Barbarei größtentheils stillschweigend aufgehoben, und in Deutschland wurde es sogar durch ausdrückliche Reichsgesetze abgeschafft. Doch ward den Landesherren und ihren Unterthanen ein sogenanntes Barg- oder Bergerecht zugestanden, wornach ein Theil der geretteten Güter denen, die sie retteten (den Bergers oder Bergern), ein Theil dem landesherrlichen Fiscus, und endlich erst der dritte Theil!! dem Eigenthümer wieder zufällt. Im Preußischen und Meklenburgischen machte man schon seit langen Zeiten von dem Bergerecht keinen Gebrauch mehr; in Dänemark aber ward es noch vor wenigen Jahren gegen die Unglücklichen ausgeübt.

Straßburg, eine große und wohlbefestigte Stadt im Niederelsaß, und ehemals die Hauptstadt der ganzen Provinz, jetzt die Hauptstadt im französischen Departement des Niederrheins, wo die kleinen Flüsse Ill und Breusche zusammenfließen. Die größte Länge beträgt 1400 und die Breite 1030 Toisen. Straßen hat die Stadt 200, Häuser gegen 4000. Bis 1681 gehörte sie als freie Reichsstadt zu Deutschland, damals mußte sie sich aber der französischen Hoheit unterwerfen, welcher sie durch den ryswicker Frieden (1697) auf immer überlassen wurde. Die Straßen der Stadt sind unregelmäßig, und besonders schöne Gebäude sind wenig. Desto beträchtlicher sind die Festungswerke um Straßburg bis zu der fast an den Rhein reichenden Fortification der Citadelle, welche ein regelmäßiges Fünfeck ausmacht, und von Vauban 1682 angelegt wurde. Der Wall hat sehr schöne, jetzt aber in Verfall gerathene Spaziergänge. Doch ist die Hauptpromenade, die Ruprechtsau, unbeschädigt geblieben. Für die Garnison, welche in Friedenszeiten wenigstens 6000 Mann ausmacht, sind Casernen vorhanden. Vor der Revolution wurde die Einwohnerzahl ohne das Militär auf 50,000 geschätzt; 1807 waren 49,902. Die Bürgerschaft besteht aus Lutheranern und Catholiken. Die letztern haben hier seit 1801 wieder einen Bischof, zu dessen Sprengel die Departements vom Ober- und Niederrhein gehören, und der unter dem Erzbischof von Besançon steht. Die bischöfliche Kathedralkirche oder der Münster (s. d.) mit seinem hohen Thurm ist bewundernswürdig. In der Kirche selbst ist ein großes Orgelwerk, welches 39 Register und 2242 Pfeifen hat. Den prachtvollen Ornat, die Meßgewande, Altartücher und großen silbernen Leuchter hat die Revolution hinweggenommen. Der Thurm ist die höchste Pyramide in der Welt, mit Ausschluß der größten in Aegypten, welche 30 Fuß höher ist. Ihm nähert sich nur die Kuppel der St. Peterskirche in Rom und der St. Stephansthurm in Wien. Er hat 725 Stufen bis in die Krone. Man hat von da herrliche Aussichten. Das Uhrwerk des Münsters, welches drei Habrecht, Vater, Sohn und Enkel nach der Zeichnung des Mathematikers Conrad Dasypodius verfertigten, wird mit Recht für ein Meisterstück gehalten. Außerdem sind merkwürdig: der ehemalige bischöfliche Palast (jetzt das Gemeinhaus), das

Collegium der vormaligen Jesuiten, mit seiner Bibliothek, verschiedene Klöster, das königl. Münzhaus, das Zeughaus die wichtige Kanonengießerei, das Rathhaus, das wohleingerichtete Bürgerarmenhaus, und mehrere andere öffentliche Gebäude. Unter den Plätzen dieser Stadt zeichnet sich der große Paradeplatz aus, wo der Freiheitsbaum stand. In Straßburg war eine, besonders für junge Aerzte, vortrefflich eingerichtete Universität, die anfangs (1538) ein Gymnasium, von 1566 eine Akademie war, und 1621 als Universität eingeweiht wurde. Zur Zeit der Revolution ging sie zu Grunde, und an ihre Stelle trat eine Centralschule. Den 19ten Jun. 1803 wurde die Akademie der Protestanten wieder hergestellt, und soll zufolge des Decrets zwei Facultäten, eine juristische und eine philosophische, wie auch zehn Professoren haben. Den Catholiken dient das neu errichtete Lyceum zur Bildung, und für die Aerzte ist eine der fünf großen Arzneischulen (école de médecine) Frankreichs hier angelegt. Das Lyceum führt den Titel Akademie. Die Bibliothek, welche an Büchern, die im 15ten Jahrhundert gedruckt sind, sehr reich ist, und alle Dienstage, Donnerstage und Sonnabende geöffnet wird, der medicinische Garten und das anatomische Theater sind sehr merkwürdig. Die vier ältesten Professoren besaßen Canonicate an der St. Thomaskirche, welcher letztern das herrliche Grabmahl des Marschalls Moritz, Grafen von Sachsen, zur Zierde gereicht. Der 1771 verstorbene berühmte Geschichtschreiber Schöpflin hat seine kostbare Bibliothek nebst dem Antiken- und Münzcabinet der Stadt zum öffentlichen Gebrauche geschenkt. Hiezu kam 1783 die silbermannsche Sammlung von Schriften, die sich auf die Alterthümer und die Geschichte der Stadt Straßburg und des Elsaß beziehen. Die Handlung ist sehr blühend. Man verführt Safflor, Anis, rheinischen Branntwein, Wein, Weinstein, Pottasche, Hanf, Krapp und viele hiesige Fabrikate, Galanteriewaaren, wollene Decken, Barchent, schöne Stickereien, Spitzen, Tücher u. s. f. Das wichtigste Landesproduct, welches in der Stadt verarbeitet wird, ist der Tabak. Vor der Revolution zählte man über 100 Fabriken, vorzüglich von Schnupf- aber auch Rauchtabak, welche 60,000 Centner Blätter gebrauchten, und 10,000 Menschen beschäftigten. 1811 waren noch 45 Fabriken übrig. Auch die straßburger Wagenfabriken zeichnen sich durch Güte und Schönheit ihrer Kutschen aus. Die Zahl der Catholiken, welche 1687 kaum zwei Familien ausmachten, verhielt sich 1779 zu den Protestanten wie 22 zu 19. Doch ist zu merken, daß die Stadt, seit sie keine Reichsstadt mehr ist, um die Hälfte mehr Einwohner bekommen hat. Die Catholiken haben sechs Pfarrkirchen mit Einschluß des Münsters oder der Domkirche. Die Lutheraner haben sieben, und die Reformirten hielten ihren Gottesdienst in dem Dorfe Wolfisheim, 1 1/2 Stunden von der Stadt, zum Theil auch zu Bischweiler im Zweibrückschen. Die Gegend um Straßburg ist fruchtbar und sehr sorgfältig angebauet, mit schönen Gärten, Landhäusern und Dörfern angefüllt, unter denen sich Schillitheim, Bischheim u. a. auszeichnen. Straßburg war 1815 eine der ersten Städte, die sich wieder für Napoleon Bonaparte erklärten. — Straßburg, ein ehemaliges römisch-catholisches Hochstift im Elsaß, zu beiden Seiten des Rheins, gehörte zwar, seitdem die Reichsstadt Straßburg und der Elsaß an Frankreich gekommen waren, mit seinem jenseit des Rheins befindlichen Gebiete unter französische Landeshoheit; wegen seiner diesseitigen beiden Aemter Oberkirch und Ettenheim aber war es ein deutsches Reichsland. Die ganzen Besitzungen hatten 30,000 Menschen, und einen Flächenraum von 23 Quadratmeilen, und trugen gegen

356,000 Gulden ein. Der elsassische Theil ist gut bevölkert und fruchtbar. Die Franzosen hatten ihn gleich zu Anfange der Revolution eingezogen, und behielten ihn im Frieden von Luneville (1807). Der schwäbische Theil von 3 Quadratmeilen, 5000 Menschen und 35,060 Gulden Einkünften besteht meist aus rauhen Bergen und Waldungen, und wurde bei der Ausgleichung 1802 als Fürstenthum Ettenheim dem Churfürsten von Baden mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath zu Theil. Seit 1806 ist dies Fürstenthum mit dem badenschen Kinzigkreise vereinigt. Der Bischof stand unter dem Erzbischof von Mainz.

Straßen. Hierunter versteht man alle Arten Wege, die zur Verbindung zweier oder auch mehrerer Orte dienen. Man theilt die Straßen gemeiniglich ab, 1. in Landstraßen, die besonders von Frachtfuhrleuten befahren werden (siehe Landstraße), 2. Poststraßen, die für den regelmäßigen Postenlauf eingerichtet sind, und Kunststraßen (siehe Chaussée) die in möglichst geraden Linien mit festem Untergrunde, Durchzügen und Gräben an den Seiten versehen sind. — Zuweilen gibt man den Straßen noch Zunamen von der Fracht, die auf ihnen fortgeschafft wird, so gibt es Salzstraßen, Kohlenstraßen u. s. w. Zum Wohlstande eines Landes rechnet man auch gute Straßen, d. h. solche, wo der Fuhrmann auch bei nasser Witterung ohne Aufenthalt weiter kommen kann, und die daher nicht Ellen tiefe Löcher haben, oder mit großen Steinmassen versehen sind. Der Bau der Straßen wird entweder vom Staate besorgt, oder es ist eine Obliegenheit der angränzenden Grundstücksbesitzer und gewisser Communen. Gemeiniglich stehet aber alles Straßenwesen im Lande noch unter einer besondern commissarischen Aufsicht, die sowohl zu den neuen Anlagen der Straßen Vorschläge zu thun, als auch über die stete Unterhaltung der vorhandenen zu wachen hat. P. S.

Straßenbau, s. die Artikel Chausséen und Landstraßen.

Strategie. Hierunter versteht man gemeiniglich den Zweig der Militär-Wissenschaften, der von dem geschickten und zweckmäßigen Gebrauch ganzer Kriegsheere, und der von ihnen anzuwendenden Angriffs- und Vertheidigungsmittel handelt. Mit wenig Worten könnte man Strategie wohl die Lehre, Krieg zu führen, nennen. Wie wesentlich nöthig zu wissen sie jedem Feldherrn ist, leuchtet daher wohl ein. Sie setzt nicht allein die Kenntniß der niedern militärischen Wissenschaften, als Tactik, Fortification, Artillerie-Wissenschaft, Militär-Geographie u. s. w. voraus, sondern sie verlangt sogar gehörige Kenntniß der Politik, der befreundeten und feindlichen Staats-Einrichtungen, die Kräfte, Hülfsquellen, Einnahme und Regierungsweise der Völker zu kennen. Daher ist zu einem Feldherrn wohl ein tapferer, wissenschaftlicher Mann, der eines schnellen und richtigen Urtheils fähig ist, und der in einem gewissen Ansehen und in Achtung bei den Armeen steht, keinesweges aber ein sogenannter Haudegen nöthig, der sich bei unbedeutenden Dingen persönlich in die größte Gefahr wirft. Die Welt, die gemeiniglich nach dem Erfolg urtheilt, hat manchen, der von glücklichen Ereignissen begünstigt, eine blutige Schlacht gewonnen hat, einen großen Feldherrn genannt, und der wahre Feldherr, der hinter den Coulissen die große Kriegsmaschine geschickt leitete, ist unbemerkt geblieben. Friedrich der Einzige war ein großer Feldherr, weil er mit schwachen Mitteln viel leistete, und bei drohenden Gefahren, beim Weichen des Glücks seine Truppen mit vieler Klugheit aus großen Verlegenheiten zu ziehen wußte. P. S.

Strazze heißt in der Handlung das Buch, in welches der Kaufmann alle Vorfallenheiten des Tages ohne Ordnung, wie sie vorkommen, einschreibt, und aus welchem er sie nachher in die Rechnungsbücher überträgt, in welchen das Einzelne gesondert, und Debet und Credit berechnet wird.

Streitaxt, Streithammer, Streitkolben, verschiedene Arten der Waffen im Mittelalter, ehe noch die Erfindung des Pulvers Waffen anderer Art nothwendig machte. Die **Streitaxt** bestand in einem, über eine Elle langen eisernen Stab oder Stiel, welcher oben auf der einen Seite mit einem schneidenden, wie eine Axt geformten Instrumente, auf der andern aber mit einem Hammer versehen war. Der eiserne Stab war häufig mit eingelegter Arbeit verziert, auch wohl mit Gold- oder Silberdrath überstrickt; denn in den Verzierungen der Waffen herrschte bei unsern Vorfahren großer Luxus. — Der **Streithammer** war hauptsächlich dadurch unterschieden, daß er oben, nebst dem Hammer auf der einen Seite, eine etwas gekrümmte Eisenspitze oder Haken, anstatt der Axt auf der andern Seite hatte. — Der **Streitkolben** hatte einen kürzern Stab als die beiden vorhergehenden, und oben einen starken eisernen Knopf, der entweder in Gestalt eines Sterns ausgeschnitten, oder mit eisernen Spitzen oder Stacheln rings herum versehen war. Diese letztere Art führte noch den besondern Namen **Morgenstern.** Alle Arten wurden vorzüglich gebraucht um in der Nähe auf den beharnischten Kopf des Gegners betäubende Streiche zu führen, oder den Helm zu zerschmettern. In Ungern und der Türkei sind diese Waffen noch jetzt, jedoch nur zum Staate gewöhnlich.

Strelitzen (russisch Strielzi oder Strelzi, d. h. Schützen) waren von Iwan Wasiliewitsch an, der sie in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts errichtete, bis zu Peters des Großen Regierung die Leibwache der russischen Czars, machten zugleich die sämmtliche stehende Infanterie des Reichs aus, und begriffen zuweilen 40.000 Mann, oft aber weniger. Sie waren die besten und tapfersten der damaligen russischen Truppen, aber ihre Kriegskunst und Mannszucht waren schlecht. Dabei wurden die Strelizen wegen ihrer vielen Vorrechte und ihrer häufigen Empörungen der Regierung eben so furchtbar, wie die Janitscharen es in der Türkei sind. Peter der Große (m. s. diesen Artikel) schaffte sie 1697 ganz ab, weil sie auch gegen ihn sich mehreremale empört hatten; ließ mehrere an dem Leben bestrafen, und verbannte die übrigen nach Astrachan. Als sie auch dort sich unruhig zeigten, wurden sie 1705 gänzlich zerstreut und vernichtet.

Stricken ist schon eine alte Erfindung, aber das Stricken mit Nadeln kennt man erst seit dem Anfange des 16ten Jahrh. Nach der Behauptung der Engländer soll das Stricken in Spanien erfunden, sodann nach Italien und noch 1560 auch nach England gebracht worden seyn. Aber die Franzosen, welche schon vor 1527 mit Nadeln strickten, sagen, daß sie diese Kunst den Schottländern zu danken hätten. Ein Schweizer, Dübois, ist der Erfinder einer Verbesserung beim Stricken, wodurch die Arbeit sehr erleichtert und beschleunigt wird. — Die ersten gestrickten **seidenen Strümpfe** wurden von Heinrich II. in Frankreich 1547, und in England von der Königin Elisabeth 1561 getragen. Man nannte in Deutschland die ersten Strumpfstricker Hosenstricker, da nach alter Sitte Hosen und Strümpfe ein Ganzes machten. In Berlin gab es schon 1590 Hosenstricker.

Strommesser, ist ein Werkzeug, um die Geschwindigkeit des

Wasserzugs im Strome zu messen. Man hat deren von verschiedener Art und Brauchbarkeit. Alle die, welche sich auf die Theorie des schiefen Stoßes gründen, und theils aus schwimmenden Korkkugeln, theils aus Rädern mit Schaufeln versehen, bestehen, sind größtentheils unsicher, und daher nicht zu empfehlen. Weit sicherer sind die Strommesser, die sich auf den geraden Stoß des Wassers gründen, und von denen man weiß, daß sie dem Gewichte einer Wassersäule gleich sind, die die gestoßene Ebene zur Grundfläche, und die Höhe der Geschwindigkeit des Stoßes zur Höhe haben. Hieher gehöret die Röhre des Pitet, die nach unten zu gekrümmt ist und die man bei dem Experiment ins Wasser stößt, wo dann der wagerechte Theil der Vorrichtung sich füllen, und in dem senkrechten sich das Wasser mit einer solchen Geschwindigkeit erheben wird, die dem abzumessenden Wasserzuge gleich ist. Ein anderes Werkzeug ähnlicher Art ist von Bougrer erfunden worden, und bestehet aus einem Bleche von einem Quadratfuße Flächenraum mit einem hinten in seiner Mitte befestigten Stiele. Es wird dieses Blech vom Wasser, dem man es gerade entgegen hält, in einem Futterale gegen eine darinnen angebrachte Stahlfeder getrieben, und durch eine besondere Vorrichtung darinnen fest gehalten, so daß es nicht wieder zurück kann. Wenn man durch Versuche ausmittelt, wie viel man Gewicht braucht, um das Blech eben so tief ins Futteral zu treiben, als dieses der Stoß des Wassers bewirkte, so wird dieses Gewicht der Kraft jenes Stoßes gleich seyn.

Strophe ist unser deutsches Wort Drehung selbst, was es auch ursprünglich bedeutet. Man wird sich davon leichter überzeugen, wenn man das in der Familie ihm näher verwandte Streben mit dem griechischen στρεφειν, wovon Strophe abgeleitet ist, zusammenstellt. Streben aber und drehen gehören zu Einer Familie. Denn daß im erstern t mit d, also verwandte Zungenbuchstaben und dann Hauch mit Consonant (h mit b oder ph) der eben nur verkörperter, gleichsam geronnener Hauch ist, wechselt, daß dem einen Worte das, allen Arten von Buchstaben in allen Sprachen vorgesetzte s fehlt, kann nur so lange befremden, bis jene Weise des Sprachbildungsspiels als gesetzlich nachgewiesen wird, welches allerdings gar wohl möglich, hier aber nicht am Orte ist. Also Strophe ist Drehung, oder Wendung. Warum dasjenige, wovon unter diesem Artikel die Rede ist, so benannt worden, wird sich tiefer unten von selbst bestimmen. Hier zuvörderst denke man sich unter Strophe nur eine verbundene Anzahl, oder um das gesetzlich gegliederte Gefüge zu einem Ganzen nicht zu übersehen, ein Gebäude aus Versen, welches man jedoch nicht mit Versbau zu verwechseln hat. Hier sieht nun ein etwas aufmerksamer Leser sogleich, daß Verse die Baumaterialien sind, Strophe also gleichsam Gipfel und Zinne der Verskunst, daß also, wenn die Factoren eines Erzeugnisses einander und dem Ganzen verwandt seyn müssen, indem ja Erzeugniß nur Vereinung, Aufnahme, Ausgleichung derselben in eigner höherer Einheit ist, nothwendig die Uranfänge und die Fortbildung der Factoren (hier Verse) bekannt seyn müssen, wenn die Erkenntniß des Erzeugnisses selbst klar und deutlich seyn soll. Aus der Metrik also ist diese Kenntniß zu schöpfen. Für diejenigen nun, welche nicht, gleich heutigen philologischen Metrikern, den Schall gemahlt sehen wollen und zu können meinen, sondern ihn als Gegenstand des Gehörs mit dem Ohr allein vernehmen zu können und zu müssen überzeugt sind, mögen folgende kurze Erörterungen bis zum ernsteren Studium einer echt wissenschaftlichen Metrik, wo sie bereits hinlänglich und bündig

begründet und erwiesen sind, einstweilen als Lehrsätze gelten. — Rhythmus ist Zeitfigur, oder sinnlich angeschaute Evolution von Momenten des Schalls, welcher Element, oder Moment des Rhythmus ist (s. Rhythmus). Eine rhythmische Evolution ist ein Ganzes, mithin Einheit in der Mannichfaltigkeit. *Ein Schall* also gibt noch keine auffaßbare rhythmische Evolution; es bedarf mithin mehrerer, so wie erst in der Linie der Punkt sich ausdehnt oder spannt, und Linien die Figur abgränzen. Rhythmus also, als Ureinheit, worin noch die Momente gebunden und verschlossen liegen, muß sich aufschließen und darstellen. *Sich*; also die Einheit muß sich entzweien. Sie setzt sich mithin sich selbst entgegen, oder A, wie sie bezeichnet werden mag, erzeugt, projicirt A. Dem erzeugenden projicirenden A kommt, gegenüber dem erzeugten, projicirten, mithin abhängigen, Kraft, Stärke zu, im Gegensatz gegen Schwäche. Diese uranfänglichen Momente für die sinnliche Wahrnehmung heißen Bild und Gegenbild, Thesis und Antithesis, Arsis und Thesis, Hebung und Senkung, Hall und Widerhall, oder guter und schlechter Tacttheil, sind übrigens für erste zwei, in welchen der *Accent* als Princip sogleich hervortritt, und zwar als innere Spannung, oder wie man dies auch sonst ausdrückt, als Intensives. Intensives aber fodert, wenn eine Größe (Quantität) erscheinen soll, Extensives. Jene uranfänglichen Momente, die als solche *stark* und *schwach* waren, werden hiermit *lang* und *kurz*, und mit — ◡, 𝅗𝅥 ♩, oder ♩ ♪ bezeichnet. Lang gegen Kurz aber zeigt schon Ungleichheit, Doppelheit der Momente, wie 2 zu 1. Zerlegt sich also — in zwei Momente, so wird aus jener Figur (— ◡, ♩ ♪) diese ◡ ◡ ◡, ♪ ♪ ♪ ein Fuß, den man Tribrachys nennt (s. Rhythmus), mithin aus dem zweigetheilten ein dreitheiliges, also ungleiches Verhältniß. Wird die Arsis geschärft, wie der Stimmanlauf fodert, so entsteht leicht ♪. 𝅘𝅥𝅯 ♪ d. i. der flüchtige Daktylus. Dies Verhältniß nun zwischen Bild und Gegenbild mißt das *Metrum*, welches sonach Verhältnißmaß des Rhythmus, inneres organisirendes Princip desselben ist, wodurch Accent und Quantität für den Rhythmus bestimmt werden. Hier sehen wir also den Rhythmus in zwei Gattungen zerlegt, das *gerade* Metrum, welches nach Zwei, und das *ungerade* Metrum, welches nach Drei fortschreitend mißt. Ferner: jedes rhythmische Moment, als geflossen aus und Theil habend an der Ureinheit, kann sich nach dem Vorbild und Muster der Ureinheit aufs neue zerlegen, woraus Momente der zweiten Ordnung, oder Untermomente entstehen. Diese sind an sich eben noch bloß durch Accent verschieden; aber im Bezug auf das Hauptmoment hat jedes natürlich nur die Hälfte des Zeitgehalts von jenem, und hier schließt sich die Quantität des Verhältnisses auf, wie vorher die Qualität. Der Ausdruck ist 𝅗𝅥 𝅗𝅥 = ♩ ♩ ♩ ♩. So ergibt sich der Wechsel der Momente verschiedener Ordnungen, als Quantitätsprincip (𝅗𝅥 ♩ ♩ / ♩ ♩ 𝅗𝅥). Das *gerade* Metrum schreitet gesetzlich in der Entwickelung der Zwei fort, gleichviel, ob sich beide oder nur Ein

Moment lösen. Es heißt von seiner Grundform ♩ ♩ auch das spondeische und ist also, nach Doppelfüßen gemessen, Viervierteltact. Zerlegen sich nun seine Hauptmomente extensiv, oder in drei Untermomente, so entsteht áaa áaa, wo á das Uebergewicht der Arsis ist, das Untermoment aber quantitativ das Drittel des Hauptmoments hat, wie diese Figuren zeigen:

oder oder

also Sechsachteltact; wobei nur zu merken, daß die zweite Figur nach unserer heutigen halbirenden, mithin wo eine Note drei Zeiten gelten soll, sich mit einem Punkte helfenden, Notirung angegeben ist. Dies ist nun das gemischte Metrum, dessen Charakter also ungleiche Zerlegung der ursprünglich gleichen Hauptmomente ist, und dessen mannichfaltige Formen, entstehend aus der Unaufgelös'theit, oder Lösung beider, oder eines von beiden Hauptmomenten dem Versuch des Wißbegierigen überlassen werden müssen; wo sich denn neben der zweizeitigen Länge des geraden Tacts auch die dem gemischten Metrum eigenbehörige dreizeitige Länge (♩.) vorfinden wird, indem nämlich ♪ ♪ ♪ durch die inwohnende Kraft der Arsis zu ♩. ♬ ♪, also zum flüchtigen oder dreizeitigen Daktylus wird, der sich vom schweren oder vierzeitigen ♩ ♪ ♪ wesentlich unterscheidet. So daß also die Bezeichnungen der Längen mit ♩., ♩, ♩., ja ♪ als repräsentirende (s. Sylbe), und der Kürzen mit ♪, ♬ natürlich genauer seyn müssen, als die metrischen — und ◡. — Zerlegt sich endlich eins der Hauptmomente in zwei, das andere in drei Untermomente, also A A in áa áaa oder umgekehrt in áaa áa, so bezeichnet sich dies musikalisch

♩ ♩ = ♪ ♪ ♪ ♪ ♪ oder ♪ ♪ ♪ ♪ ♪,

wo der [illegible] i Achtel so viel gelten, als drei (♪♪ = ♪♪♪ 3)

im[illegible] r Zeiten bleiben. Dies heißt gemengtes, oder au[illegible] miolisches Metrum. — Das ungerade Metrum ♩ ♩ = - ◡ kann seine Arsis (Bild) wieder zerlegen in ♪ ♪ ♪ = ◡́ ◡ ◡ oder áaa. Hier können sich nun entweder die Hauptmomente gegen die Untermomente als Längen charakterisiren

(A A A = áa áa áa = ♩ ♩ ♩ = ♪ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪)

oder die zweizeitige Arsis lös't sich auf, aus - ◡ wird ◡ ◡ ◡. Im

jenem Fall entsteht das schwere ungerade, auch molossisch genannte Metrum, gleich dem Dreivierteltact, in diesem das leichte ungerade, oder trochäische, gleich Dreiachteltact. Dabei ist noch zu merken, daß im schweren ungeraden Metrum A A A = ♩. ♩. ♩. sich nach dem ungeraden Tact zerlegen in

áaa áaa áaa = ♪ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪.

So entsteht das tripodische Metrum, gleich unserm Neunachteltact, wohin denn die sogenannten dochmischen Verse gehören. Dies tripodische Metrum bleibt, sollten sich auch zwei Momente in drei, und Eins in zwei zerlegen (♪♪ ♪♪♪ ♪♪♪). — In diesem Verfolg der Bewegungen des Rhythmus zeigt sich als wesentlich 1. der Unterschied zwischen accentuirenden und quantitirenden Rhythmen, jener als ursprünglicher und in Momenten derselben Ordnung, dieser als abgeleiteter und in Momenten verschiedener Ordnungen; jener als näher der Musik sich anschließender, dem Uralterthum so wenig fremder, daß sie vielleicht gar Urerscheinung seyn möchten, dieser als dem Alterthum eigenbehöriger, sich mehr in ungeradem Tacte bewegender, obwohl sie in Arsis und Thesis noch den Accent kund geben und nur im Haupt- und Untermomentenwechsel durch das Zusammentreffen zweier Aeste ihn stören, beider aber als gleich wesentlich begründet. 2. Der Rhythmus fängt an in Arsi. Diese Arsis aber kann im Ideellen liegen und also nicht zur Erscheinung kommen; dann fängt er in Thesi an, oder im Auftact. Er schließt auf einem der Momente, also arsisch, thetisch, oder schwebend, wobei der quantitirende die Haupt- und Untermomente unterscheidet. 3. Man hat wohl zu unterscheiden metrische und rhythmische Formen oder Reihen. Metrische Form oder Reihe ist die metrische Periode, oder der Tact als Monopodie, Dipodie, oder Tripodie. Rhythmische Form ist dagegen jede rhythmische Reihe, gleichviel, ob sie als metrische Form sich in ihrer Stelle finde, oder in mehr als eine Periode sich ausdehne, oder die metrische Periode nicht ausfülle. Füllt sie eine metrische Periode zugleich, dann ist sie zugleich metrische Form, fängt in Arsi an und endigt in Thesi, wenn auch durch Punkt oder Pause. Eine rhythmische Form also kann auch nur eine Stelle, ein Moment, einen Theil des Tactes füllen, oder sie kann aus einem in den andern übergreifen. Die bestimmte Schlußsylbe einer rhythmischen Reihe duldet statt der Länge eine Kürze, wenn sie auf die Versarsis fällt, und umgekehrt, eine Länge statt der Kürze, wenn sie zugleich Schlußsylbe einer metrischen Reihe ist. Ein Metrum kann mehrere rhythmische Formen haben

(z. B. ♩. ♪. ♬ ♪ und ♩ ♪ ♩ ♪, beide $\frac{6}{8}$);

aber metrisch verschiedene Bewegung gründet auf verschiedene Bewegung

(z. B. ♩ ♪ ♪ $\frac{2}{4}$, aber ♩. ♩ ♪ $\frac{6}{8}$).

Es können also Reihen rhythmisch verschieden und metrisch gleich seyn, in wie fern sie die metrischen Momente begränzen (s. Cäsur) und umgekehrt kann sich die metrische Bewegung bei bestehendem Rhythmus ändern, wie in der Musik der Tact variirt. Kurz Metrum und Rhythmus spielen in einander und durchdringen sich. 4. Sind die rhythmi-

schen Reihen aus derselben, zumal zweigetheilten, Einheit entwickelt, und stehen einander im Vers (einem rhythmisch organisirten Ganzen) als große (nicht uranfängliche, sondern eben organisirte) Arsis und Thesis entgegen, so ist hiermit lyrische Verbindung, oder auch, weil die verbundenen Glieder Gegensätze sind, lyrische Antithese vorhanden, wo also die Glieder sich als Arsis und Thesis verhalten, so daß alle Formen desselben Metrum in lyrische Verbindung treten und sich decken. Cäsur ist nun eben die Gränze der rhythmischen Figur auf der metrischen Reihe, und lyrisch, wo sie auf das Ende einer metrischen Reihe dergestalt fällt, daß Metrum und Rhythmus sich decken. Also endet mit jeder lyrischen Cäsur ein Satz, und Wortrhythmus. Die Zahl drei, der Trimeter, verwischt die lyrische Antithese. Stammen aber dagegen Rhythmen nicht von derselben Einheit ab, sondern werden nur durch das Metrum zusammengehalten, so ist die Rhythmenverbindung declamatorisch; so wie demgemäß auch die Cäsur declamatorisch oder Einschnitt heißt, wenn sie in die Mitte einer Reihe fällt, und rhythmische und metrische Form nicht gleichen Schritt halten. Die lyrische Antithese eignet sich mehr den accentuirten Melodien, und ist also älter und ursprünglicher, weßhalb auch oft in accentuirenden Sprachen weniger Wort- und Zeitfüße, als Wort- und Versaccent, logischer und rhythmischer Accent gegen einander abstechen. Etwas Aehnliches, mindestens aus derselben Wurzel der Duplicität, die wir hier in der Entwickelung des Rhythmus durchgängig fanden, Hervorgehendes ist der Parallelismus der orientalischen Dichtungen. — Wie nun Rhythmen lyrisch oder declamatorisch zu Versen sich einen, so werden auch auf dieselbe Weise Verse unter einander verbunden, und heißen dann Systeme oder Strophen, bei uns in einem eingeschränktern, engern Sinne Vers (wie man vom Vers eines Liedes spricht). Und hier zeigt sich also, daß Rhythmus und Metrum vereint in den Momenten ihrer Erscheinung von Perioden zu Versen, von Versen zu Strophen sich aus- und aufbauen, in jedem dieser Erzeugnisse aber ein strenges Gesetz und eine genaue Verwandtschaft sey. Haben wir nun aber oben bereits aus der Natur und dem Gesetz des Rhythmus das quantitirende und accentuirende Princip, gleichsam als zweigetheilte Wurzel, hervorgehen sehen, so werden wir auch die accentuirenden und die quantitirenden Strophen zu unterscheiden haben. Unter den quantitirenden scheint die einfachste und älteste Strophe das Distichon zu seyn. Dies aber kann sich zu mehrern Versen erweitern, welche nach innen so organisirt sind, daß auf drei oder vier gleich gebaute längere Verse ein kürzerer, freilich gleicher Art, gleiches Tactes folgender schließt, bei mannichfaltigem Wechsel der Bewegung; wie denn der sogenannte pherekratische

(– ◡ – ◡ ◡ | – – = ♩. ♪ ♪. ♬ ♪ | ♩ ♪ 𝄾 𝄿)

die asklepiadische, der adonische

(– ◡ ◡ – ◡ = ♪. ♬ ♪ ♩ ♪)

die sapphische, der glykonische in seinen mannichfaltigen trochäischen Veränderungen andere Strophen beschließt. Außer den genannten Strophen gibt es noch eine alcäische, asklepiadische und andere, welche aufzählen nichts anderes seyn würde, als die wechselnden rhythmischen Bewegungen selbst aufzählen. Am weitesten ausgebildet und durchgeführt erscheint dieser in den Strophen waltende Gegensatz in den dra-

matischen Chorgesängen, wo theils mehrere Verse unter einander gegliedert werden, theils der Strophe (oder Ode) eine Antistrophe (Antode) entgegensteht, die ihr an Zahl und Gliederung entspricht, beide aber auch durch ein drittes Moment, welches Epodos heißt und, wie der Schlußreim der modernen Strophe, in der Schlußperiode des lyrischen Trimeters wurzelt, doch seinen eigenen Gang hat, verbunden werden. Die pindarischen Oden und die Chorgesänge in den Dramen gehören hieher, bestehen aber nicht nur aus zwei- und dreigliedrigen Einheiten, sondern auch aus vier und fünf, wie denn wohl drei Epoden kehren. Wie denn aber in diesen größern Strophen bis jetzt noch manche Dunkelheit obwaltet, so würden sich bei genauerer Prüfung vielleicht nur die Zwei- und Dreigliedrigkeit als die beiden einzigen gleichsam in der Natur begründeten Momente der Strophe ergeben, wovon die Vier- und Fünfgliedrigkeit nur vollkommene oder unvollkommene Wiederholungen wären, wie dies z. B. auch in der Pflanzenwelt der Fall ist. Auf der Bühne war das Absingen der Strophen mit einer Bewegung oder Wendung von rechts nach links zu den an den Seiten des Orchesters (Chortanz- oder Prunksaales) aufgestellten Götterbildern, der Gesang aber der Antistrophe mit einer entgegengesetzten Wendung von links nach rechts verbunden; woher denn eben die Benennung Strophe und Antistrophe gekommen, die mithin dem mimisch-dramatischen Chor eigen gewesen zu seyn scheinen, so wie Ode und Antode bloß dem Gedicht gegeben waren, das nicht mimisch begleitet ward. In der Epode sammelten sich beide. Der früherhin aus fünfzig bestehende, nachher allmählig bis auf fünfzehn herabgesetzte Chor bildete sich eben darum zuweilen auch zu zwei Halbchören. Die Bewegungen waren rhythmisch tanzend, und darum, wie überhaupt die antike Musik unselbstständiger war, mit Flöten begleitet, welche, da die alte Musik ihrer Natur nach das rhythmische Element vorwalten ließ, die Bewegungen des Verses wie der Tanzenden zusammen und im Tacte hielt. Dies ergibt sich auch daraus, daß der Anführer des Chors mit Eisen beschlagenen Schuhen den Takt angab, etwa wie in unsern heutigen Ballets wohl noch mit Holzschuhen oder Klappern geschieht. Diese Verrichtung, deren mehrere oder mindere Bemerkbarkeit, wohl auch, wie bei uns in den Concerten, von der mehr oder minder fertigen Ausführung der Tanzenden abgehangen haben mag, war um so nöthiger, da der alte Rhythmus, seinem Princip nach, sich mehr im ungeraden Tact bewegte. Jene Glieder der Strophe nun schnitten den in iambischen, oder trochäischen Trimetern oder Tetrametern (d. h. drei oder viertactigen Versen im Sechsachteltact mit oder ohne Auftact) verfaßten Dialog der handelnden Personen scharf ab, und gestatteten, wie bemerkt, alle Arten von Metris in ihren wechselnden Formen, nur so, daß ein Satz und Gegensatz (Strophe und Antistrophe) in Zahl und Gliederbewegung der Verse gleich waren, wie in der Epode, wenn sie ein- oder zweimal wiederkehrte. Da unsere Sprache, gehörig gewürdigt, die Mitte zwischen quantitirenden und accentuirenden hält, so ist es Voß, Solger, Apel und andern gelungen, jene Versarten nachzubilden, wo sich denn jeder über das hier Gesagte näher unterrichten kann. — Indem wir nun zu der modernen Poesie übergehen, sehen wir einerseits das ursprünglich im Rhythmus gegebene Princip des Accents hervor-, das quantitirende zurücktreten, ander Seits eben damit ihr Wesen aus dem Plastischen sich mehr in das Lyrische hineinbilden, wie denn überhaupt die nähere Verwandtschaft des Accentirenden mit dem Lyrischen sich schon oben ergab,

und der Reim das Versende, wie die entgegensetzende Zusammenstellung bezeichnet. Die moderne Poesie individualisirte also den Schall gewissermaßen zum Tone, und stellte im Reime, oder dem gleichförmigen Zusammenklang der Wörter das ursprüngliche Familienverhältniß derselben dar, in der Assonanz, oder dem Gleichlaut der Vocale, den Ton, woraus das Stück ging. In diesen reizenden Verschlingungen und dem zarten Tanz der Laute erreicht die moderne Gliederung mehrerer Verse zur Strophe innerhalb einer Strophe, welche keiner Antistrophe bedarf, den Ausdruck des ursprünglichen Gegensatzes, in dessen bewegtem Leben die Glieder gleichsam zu einer tönenden Gestalt anschießen. Die provençalen, italischen, spanischen Strophen, wie Terzett und Terzinen (Serventesi), Madrigale, Ballaten, Sestinen, Ottave rime oder Stanzen (auch der einhällige Epodengesang hieß stasimon oder der feststehende, und der Ausdruck Stanze mag wohl ursprünglich daher kommen, daß die Gegensätze auch hier zu einem Ganzen verbunden, in einem Ganzen fest geworden waren), Sonette und Canzonen sind uns früher bekannt geworden, als die in unsern alten Minneliedern mit gleicher Kunst und Liebe gegliederten und verflochtenen Systeme. Es kann hier nicht von allen diesen Compositionen einzeln gehandelt werden. Nur dies ist durchgehends auffallend, daß die kunstgerechte Anordnung der Stanzen nach dem Grundschema der sogenannten Fronte und den zwei Volte, oder nach den zwei Base und der Syrmia, oder in den Ballaten nach den zwei Mutazioni mit und ohne Ripresa, und der Volta auf jenen Gegensatz von Strophe und Antistrophe unverkennbar hinweisen, nur, wie es die Natur des Modernen verlangt, hier innerhalb der Sphäre der logischen Symmetrie und Reimharmonie. Darum müssen auch die Sestinen und Coronen nur als übertriebene, weil dem Wesen fremdartige, Künsteleien erscheinen. Um dieß sich deutlicher zu machen, nehme man nur den Bau des Sonetts vor sich. Es besteht bekanntlich aus zwei Quaternarien, oder Vierheiten, und zwei Terzetten. Die Quaternarien, die von einigen Kunstrichtern auch piedi (Füße) oder base (prima und seconda) genannt werden, ordnen ihre Reime abba, abba, oder abab, abab; die Terzetten, auch volte genannt, entweder abc, abc, oder abc, bac, oder aba, bab. Wer sieht hier nicht sogleich in der Entgegenstellung und wie im Tanze sich verlierenden und wiederfindenden Bewegung der Reime und Symmetrie der Sätze den lyrisch antithetischen oder strophischen Charakter, der sich in der antiken Strophe nur in größern besonderten einander gegenüber stehenden Massen, die, wie das einzelne System mit einem Verse, so mit einer Epode schließen? So also potenzirt sich im Antiken, wie im Modernen der Rhythmus durch Reihe und Vers zur Strophe, indem er den in seiner Ureinheit gebundenen und in Reihe und Vers entwickelten Gegensatz der gleichen und ungleichen Elemente, der lyrischen und declamatorischen Antithese, in System und Strophe der Form und dem Inhalte nach gleich setzt und sich selbst wiederholt. Wa.

Strube (David Georg), einer der berühmtesten deutschen Rechtsgelehrten, geboren den 19. Decemb. 1694 zu Zelle, wo sein Vater Oberappellationsrath war. Er studirte zu Halle und Leyden, bereiste Holland, Frankreich und England, ward 1720 Landsyndicus zu Hildesheim, und bald nachher bei dem dortigen Consistorium und Hofgericht angestellt, gieng 1740 als geheimer Justizrath und Consulent der Landesregierung nach Hannover, und wurde 1758 Kanzleidirector daselbst, in welcher Stelle er unter dem später erhaltenen Titel als Vi-

cekanzler im September 1775 starb. In allen seinen Amtsverhältnissen ward er hochgeachtet, und genoß dabei eines ausgebreiteten schriftstellerischen Ruhms. Seine vorzüglichste Geschicklichkeit beruhte auf einer überaus gründlichen Kenntniß der Rechte Deutschlands überhaupt, und einzelner deutscher Provinzen insbesondere, vorzüglich in den mittleren Zeiten. Ohne weder ein systematisches noch compendiarisches Werk geschrieben zu haben, hat doch fast kein Schriftsteller größere Verdienste um diese Wissenschaft als Strube. Alles, was er schrieb, zeichnet sich durch eine Fülle historischer und juristischer Gelehrsamkeit, practische Erfahrung, gesunde Beurtheilung und eine kraftvolle Sprache aus. Reich an wichtigen Abhandlungen, welche ins Staatsrecht und die Geschichte einschlagen, sind seine Nebenstunden, 6 Theile, Hannover 1742 — 1765, 8. 2te Auflage, ebend. 1780 — 1783, 4. Nicht minder schätzbar sind seine rechtlichen Bedenken, 5 Theile. Hannover 1761 — 1772, 4. Neue Ausgabe 1787, 4. Außerdem hat man von ihm viele gehaltreiche Abhandlungen, Deductionen u. a. m. Seine Vindiciae juris venandi nobilitatis Germanicae (Hildesh. 1739. 4.) veranlaßten einen heftigen Streit zwischen ihm und dem Freiherrn von Cramer; auch hatte er mit dem Hofrath Hanselmann einen Zwist über die Landeshoheit deutscher Reichsstände. — Von seinem Sohne Julius Melchior, der 1777 als geheimer Justizrath zu Hannover starb, einem gelehrten und helldenkenden Manne, hat man gleichfalls höchst schätzbare rechtliche Gutachten und Deductionen.

Struensee und Brandt, zwei durch ihr anfängliches Glück, noch mehr aber durch ihren nachherigen gemeinschaftlichen Untergang, den ihnen das Schicksal unverdienter Weise bereitete, bekannt gewordene Männer. — Struensee (Johann Friedrich Graf von) wurde 1737 zu Halle im Saalkreise geboren. Sein Vater war dort Prediger, und seine Mutter war die einzige Tochter des königlich dänischen ersten Leibarztes Anel. Schon frühe entwickelten sich bei dem jungen Struensee große Talente. Nachdem er in Halle seine erste Schulbildung erhalten hatte, studirte er dort mehrere Jahre die Arzneikunde, und erhielt 1757 die Doctorwürde. Hierauf ging er nach Altona mit seinem Vater, der dort eine Anstellung als Prediger erhalten hatte. Er erlangte hier bald eine große medicinische Praxis, überließ sich den Vergnügungen, und machte die Bekanntschaft mit dem Grafen von Rantzau-Aschberg und dem nachherigen Grafen Brandt, die beide auf verschiedene Weise mit seinem nachherigen unglücklichen Schicksale verflochten wurden, indem der erstere das Werkzeug seines Sturzes, der letztere der Theilnehmer seines Unglücks ward. Als Arzt erlangte er auch die Freundschaft der verwittweten Generalin von Berkenthin, durch deren Empfehlung und Einfluß er 1768 zum Leibarzte des Königs ernannt wurde. Als solcher mußte er den letztern auf allen seinen Reisen durch Deutschland, England und Frankreich begleiten. Nach der Verheirathung Christians VII. mit der Prinzessin Mathilde von England entstand eine Kälte zwischen dem königlichen Paare, die bald in einen offenbaren Unfrieden ausbrach. Diesen Umstand suchte die verwittwete Königin Marie Juliane, geborne Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel zum Besten ihres Sohnes, des Prinzen Friedrich, eines Halbbruders des Königs, zu benutzen, und wußte schlau genug für sich und ihre Zwecke die Stimmung der Nation, besonders des Adels, zu gewinnen. Die Geburt des Kronprinzen (jetzigen Königs von Dänemark) erhöhte die Mißhelligkeiten zwischen der regierenden und verwittweten Königin. Auch Christian VII. war nicht dazu geeignet die Gleichgültigkeit gegen seine Ge-

ahlin zu vertilgen, so sehr auch die letztere ein besseres Schicksal ver-
ient hätte. Bei der Zurückkunft des Königs zeigte sich das öffent-
che Mißvergnügen noch deutlicher. Die Nation war in zwei Haupt-
artheien getheilt. An der Spitze der zahlreichsten, welche durch die
Minister und vornehmsten Staatsbeamten unterstützt wurde, stand der
unge Graf Holk, der Liebling des Königs. Die verwitwete Königin
atte ihre Partei zu Friedensburg. Die Königin Caroline Mathilde
offte durch die Fortschaffung des Grafen Holk sich die Gunst des Kö-
igs und die ihren Verhältnissen gebührende Achtung wieder zu ver-
chaffen. Holk dagegen that sein Möglichstes, die Zwistigkeiten zwi-
chen dem Könige und der Königin zu vergrößern, und da er glaubte,
aß Struensee die Königin eben so sehr, wie er selbst, haßte, so bere-
ete er Christian VII. immer statt seiner (Holks) den Leibarzt Stru-
nsee zur Königin zu schicken. Allein dies gerade war Holks Unglück.
Der König ward Struensee immer gewogener, und die Königin, welche
iesen Wechsel bemerkte, und das stolze Betragen des vorigen Günst-
ings mit dem ehrfurchtsvollen Benehmen des neuen verglich, glaubte,
aß Struensee es bedauerte, ihr durch seine Gegenwart so oft wehe thun
u müssen. Sie ward überdies nach und nach an seine Gesellschaft
ewöhnt, und ihrer Abneigung gegen ihn folgte bald die Bewunderung
einer Talente und Kenntnisse. Um diese Zeit wurden dem Kronprin-
en die Kinderpocken eingeimpft, und Caroline Mathilde verhieß Struensee
um Lohn für seine Bemühung die Stelle eines Hofmeisters bei dem
Prinzen. Die Einimpfung ging glücklich genug, und Struensee ward
etzt geadelt und zum Conferenzrath und Vorleser des Königs und der
Königin mit einem Gehalte von 1500 Reichsthalern ernannt. In die-
em Amte erwarb er sich das Vertrauen beider Majestäten so sehr, daß
hm eine Aussöhnung zwischen ihnen gelang. Jetzt verfolgte Struensee
ie Plane seines Ehrgeizes mit doppeltem Eifer. Um Bernstorf immer
nehr zu entfernen und zu verdrängen, empfahl er den Grafen von
Rantzau-Aschberg. An die Stelle Holks trat Enewald v. Brandt als
Director der Schauspiele und Maître des plaisirs und ward in den
Grafenstand erhoben. Endlich wagte man, dem Grafen Bernstorf an-
uzeigen, daß seine Dienste ferner nicht nöthig seien. Nach dem Sturze
ieses würdigen Staatsministers wurden auch die verhaßten Beamten
ntlassen, und ihre Stellen von Struensee und den Freunden der Kö-
igin besetzt. Graf Schimmelmann allein, der schlau genug sich für
eine Partei erklärt, und während der gefährlichsten Crise sich nach
Hamburg begeben hatte, theilte nicht das Schicksal seiner Collegen.
Die verwitwete Königin Maria Juliana blieb während dieser Ereignisse
uhige Zuschauerin zu Friedensburg, und bezeigte allen, die durch die
Ministerialveränderung gelitten hatten, ihr Beileid. Endlich ward der
Triumph der Königin Mathilde vollendet. Der König begegnete ihr
wieder mit aller ihr schuldigen Liebe und Achtung, und Struensee besaß
hr Vertrauen, welches er nebst seiner Gewalt auf alle Weise sich zu erhalten
uchte. Deßhalb bemühte er sich, den König von allen Gesellschaften zu ent-
ernen, und Brandt war beauftragt, ihn beständig durch Lustbarkeiten zu
eschäftigen. Diese Lebensweise war dem Könige eben so angenehm, als
ie Struensees Entwürfe begünstigte. Besonders suchte der letztere
ede persönliche Verhandlung Christians VII. mit seinen Ministern zu
erhüten. Im Jahre 1770 trat ein Ereigniß ein, wodurch die Ge-
talt der dänischen Verfassung durchaus geändert, und die ganze
Gewalt in die Hände der jungen Königin und ihres Ministers kam.
Der König hob nämlich, auf Antrieb Struensees, den Staatsrath

auf, und errichtete an dessen Stelle eine Conferenzcommission, die aus den Vorstehern der verschiedenen Staatsverwaltungszweige bestand. Die Mitglieder dieser Commission hatten nur sehr beschränkte Befugnisse; sie konnten bloß zu gewissen Zeiten versammelt, und nach Belieben entlassen werden; sie hatten weder Rang und Titel, noch Einfluß. Der dänische Adel, welcher Sitz und Stimme in dem Staatsrath gehabt hatte, hielt die Aufhebung desselben für einen Eingriff in seine Rechte, und beschloß von diesem Augenblicke an den Sturz des Ministers, der dem Könige jene Maßregel angerathen hatte. Unter dieser Partei befand sich auch der Graf von Rantzau Aschberg, welcher mit dem Verluste seiner Stelle als Staatsrath auch seines Einflusses und Ansehens beraubt war. Struensee seiner Seits vernachlässigte kein Mittel, seine Macht zu befestigen, und um sie desto besser behaupten zu können, bewog er die Königin, ihm die Führung aller Cabinetsgeschäfte zu verschaffen. Der Cabinetssecretär Kamming, welcher durch russischen Einfluß seine Stelle erhalten, wurde entlassen, alle alten Minister wurden nach und nach entfernt, die ganze Verfassung neu gestaltet, und alle Geschäfte im Namen des Königs von dessen Umgebungen betrieben. Doch Struensee besaß weder Klugheit, noch Festigkeit genug, seine Macht zu behaupten. Während seiner kurzen, aber stürmischen Verwaltung zeigte er die Extreme seiner Gemüthsart. Die Kühnheit, die er anfangs bis zum Uebermuth trieb, verwandelte sich in Bangigkeit, sobald einer seiner Maßregeln widersprochen wurde. Seiner Entwürfe waren viel und mancherlei, und obgleich er die auswärtigen Angelegenheiten nach einer gesunden Politik leitete, so entsprachen doch seine Maßregeln hinsichtlich der innern Verwaltung keinesweges den beabsichtigten Zwecken. Er wollte den Finanzzustand verbessern, welcher unter der Leitung Einer Person besser konnte übersehen werden; auch wollte er die Taxen vermindern, und solchen Gewerben, die dem Boden und Clima Dänemarks nicht angemessen sind, Gränzen setzen, unnütze Jahrgehalte sollten eingezogen, der Ackerbau aufgemuntert, und alle Dinge in ein solches Verhältniß gebracht werden, daß die Abgaben künftig baar bezahlt werden könnten. So wollte er auch eine Reform der Rechtspflege einführen, den Prozeßgang abkürzen, und die Armee und Seemacht ohne größere Kosten verstärken. Sein Lieblingsplan war indessen, den Adel zu demüthigen, ihn vom Hofe zu entfernen, und ihm seine erblichen Vorzüge und Stellen zu entziehen. Zur Verbesserung der Finanzen führte er in allen Verwaltungszweigen ein neues Staatswirthschaftssystem ein. Mehrere Hofämter wurden aufgehoben, Jahrgehalte eingezogen, die Zahl der königlichen Bedienten verringert, und mehrere der vornehmsten, so wie auch viele der niedrigen Beamten ihrer Stellen entlassen. Die Collegien der Admiralität, der Accise und des Handels wurden aufgehoben, und statt ihrer Commissionen ernannt. Durch einen Cabinetsbefehl wurde 1771 der Magistrat von Copenhagen aufgelös't, und an dessen Stelle wurden zwei Bürgermeister eingesetzt. Die Vorrechte der fremden Minister wurden sehr geschmälert; die Leibgarde zu Pferde ward entlassen, und durch 300 Dragoner ersetzt. Durch alle diese Anordnungen wurden viele Menschen brotlos, und das Mißvergnügen des Volkes stieg. Sein nachmals in Dänemark ausgeführter Entwurf, die Hofdienste der Bauern aufzuheben, und statt dessen einen Geldpacht einzuführen, fand von Seiten des Adels einen so kräftigen Widerspruch, daß er ihn aufgeben mußte, obgleich es erst bloß zur Probe auf den Domainengütern der Krone versucht werden sollte. Indessen war Struensee überaus auf-

merksam, sowohl in der Beobachtung seiner Pflichten als Minister, als auf die Erziehung des Kronprinzen (jetzigen Königs). Der König ward von Tage zu Tage gegen die öffentlichen Geschäfte gleichgültiger, seine Zeit verging unter einem beständigen Wechsel von Vergnügungen, und seine Geisteskräfte wurden sichtlich schwächer. Im Julius 1771 wurde die Königin von einer Prinzessin entbunden, und da sie wußte, was für Vermuthungen man bei dieser Gelegenheit von Friedensburg aus gegen sie ausgestreuet hatte, so fürchtete sie, daß man diese Gerüchte zum Anlasse nehmen würde, ihr die errungene Gewalt zu entreißen. Wenn die Lage dieser unglücklichen Fürstin, welche zu dieser Zeit ganz von Struensee abhing, das Mitleiden eines jeden erregte, so verdiente dagegen das Betragen des Ministers, der gerade jetzt seine Macht auf die schmählichste Weise mißbrauchte, gerechten Abscheu. Berauscht durch sein großes Glück, und geblendet durch seinen Ehrgeiz, war er nur besorgt, seinen Namen in den Verzeichnissen des dänischen Adels zu sehen, deßhalb wurde er zum Grafen ernannt; und da dies seinen Wünschen noch nicht genügte, so wurde für ihn die Würde eines Cabinetsministers geschaffen, mit welcher ein Ansehen verbunden war, wie es vor ihm noch kein dänischer Minister gehabt hatte. Er ward dadurch befugt, solche Befehle zu schreiben, wie er sie mündlich vom Könige empfangen hatte, und sie ohne königliche Unterschrift an alle Departementer zu senden; nur sollte das Cabinetssiegel beigedruckt seyn, und ein Auszug davon jeden Sonntag Abends dem Könige vorgelegt werden. Hierin erblickten seine Feinde die Absicht, das königliche Ansehen zu vernichten. Sie benutzten die Preßfreiheit, welche er, um sich in der Volksgunst zu befestigen, eingeführt hatte, seine Fehler öffentlich, und in dem ungünstigsten Lichte darzustellen, und selbst die boshaftesten Beschuldigungen gegen die Königin zu verbreiten. Deshalb wurde die Preßfreiheit beschränkt. Aber das Volk, dessen Gemüther entflammt waren, wurde immer unruhiger. Struensees Freunde fingen an gegen ihn kalt und gleichgültig zu werden. In diesen drohenden und kritischen Verhältnissen verließ ihn seine Festigkeit, und seine Unruhe stieg aufs höchste, als unter 300 Matrosen, die aus Norwegen nach Copenhagen gebracht waren, um auf einer Expedition gegen Algier zu dienen, ein Aufruhr ausbrach. Die Ursache ihres Mißvergnügens war nicht erhaltener Sold. Jetzt nahm Streuensee neue Veränderungen mit der Polizei in Copenhagen vor, welche er nach der Pariser modeln wollte, dadurch zog er sich noch mehr Feinde zu, der Haß des Volkes in der Hauptstadt stieg gegen ihn immer höher, und brach selbst öffentlich aus. So wurde die Lage des Ministers mit jedem Tage gefährlicher. Der brittische Gesandte, welcher voraussah, welche Folgen der Fall dieses Günstlings haben könnte, suchte aus Rücksicht gegen die junge Königin Struensees Entfernung zu beschleunigen. Der letztere wünschte dies selbst. Der Gesandte bot ihm großmüthig eine Unterstützung an Gelde dar, falls er damit nicht hinlänglich versorgt wäre, um das Land verlassen zu können; allein die Königin widersetzte sich standhaft diesen Maßregeln, indem sie fürchtete, ihre Feinde möchten sodann den König in ihre Hände bekommen, und ihr möchte ihre bisherige Gewalt entrissen werden. Struensee sah, daß er seine Furcht nicht länger seinen Feinden verbergen konnte. Er nahm alle Maßregeln, um nur seine persönliche Sicherheit zu decken. Die Wachen vor dem königlichen Schlosse und an den Plätzen wurden verdoppelt, Kanonen in mehreren Gegenden der Stadt aufgeführt, und an jedes Regiment 5000 Patronen ausgetheilt. Diese Maßregeln hatten jedoch sehr schlimme

Folgen. Das Publicum schloß, Struensee sey sich bewußt, die Nation beleidigt zu haben; des Königs Ansehen wurde verachtet, und die Gewalt des Ministers schien ein Trugbild, welches bald verschwinden müsse. Endlich geschahe der lang gefürchtete Schlag. Mit Erstaunen hörten die Einwohner Copenhagens am 17ten Jan. 1772, daß in der abgewichenen Nacht die Königin Caroline Mathilde, der Graf Struensee, sein Bruder, der Graf Brandt, Sturz und alle ihre Freunde und Anhänger verhaftet wären. Am Abend vorher ward bei Hofe ein Ball gegeben, und das Regiment des Obersten Koller, eines alten Feindes von Struensee, hatte die Wache vor dem Schlosse. Die junge Königin, wenig ahnend, was erfolgen würde, tanzte viel, und schloß um 1 Uhr mit dem Prinzen Friedrich (dem Sohn ihrer Feindin, der verwittweten Königin), den Ball. Um drei Uhr Morgens ließ Koller ins geheim eine Officiere in den Pallast, sagte ihnen, der König habe ihm befohlen, die Königin zu verhaften, und verlangte, daß sie ihm folgen sollten. Sie gehorchten unweigerlich, und der Obrist Eichstädt umzingelte mit seinen Dragonern den Palast. Jetzt ging Rantzau-Aschberg in des Königs Schlafzimmer, setzte die Hofleute in Verwirrung, weckte den König und sagte ihm, ohne ihm Zeit zum Nachdenken zu lassen, sein Leben sey in Gefahr. „Was soll ich thun!“ rief Christian voll Angst. „Soll ich fliehen? Stehen Sie mir bei! Geben Sie mir ihren Rath!“ — „Unterzeichnen sie dies!“ erwiederte Rantzau; „ich will meinen Mongrchen und seine ganze königliche Familie retten!“ Schon hielt der König die Feder in der Hand, aber er ließ sie fallen, als er den Namen seiner Gemahlin erblickte. Endlich ließ er sich bereden, und Rantzau, von Eichstädt und einigen andern Officieren gefolgt, führte den traurigen Befehl aus. Die unglückliche Mathilde wurde nach Kronenburg geführt. Nach Struensees Verhaftung wurde eine außerordentliche Commission aus verschiedenen Mitgliedern, die zum Theil seine persönlichen Feinde waren, niedergesetzt, um ihn zu richten. Man verfuhr, wie leicht zu denken ist, mit der äußersten Strenge gegen ihn. Die Anklage des Generalfiscals, welche in den ungemäßigtsten Ausdrücken abgefaßt war, und am 21sten April 1772 dem Hofe übergeben wurde, enthielt neun Anklagepunkte. In der ersten Woche seiner Verhaftung suchte sich Struensee bei seinen Grundsätzen zu beruhigen; auch hoffte er, daß durch ein Zusammentreffen von unvorhergesehenen Umständen sein Schicksal eine andere Wendung erhalten könne. Doch bald gerieth er in einen Zustand von Angst und Unruhe, und da ward es dem Doktor Münter und einem andern Geistlichen, welche am 1ten März 1772 ihn besuchten, leicht, den Tröstungen der Religion Eingang bei ihm zu verschaffen, und diese halfen ihm seine Leiden mit Stärke und Verzichtleistung ertragen. Als er verhört wurde, bemühte sein Sachwald sich, in einer kurz geschriebenen Vertheidigung die Anklagepunkte, mit Ausschluß eines einzigen, der ein ungebührliches Verhalten gegen den König betraf, zu widerlegen. Dies letztere erkannte Struensee selbst als gegründet an, und überließ sich der Gnade seines Monarchen. Der Hof hatte indessen beschlossen, daß Struensee eines schmachvollen Todes sterben sollte, alle Gegenvorstellungen wurden verworfen, und am 25sten April wurde das Urtheil gefällt: daß er zu eigner wohlverdienter Strafe und andern Gleichgesinnten zum Beispiel und Abscheu seiner gräflichen und andern Würden entsetzt, ihm seine rechte Hand und sein Kopf abgehauen, sein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gesteckt werden sollten. Als Doctor Münter ihn

Tages darauf benachrichtigte, daß der König dies Urtheil in allen Punkten genehmigt habe, und daß der 28ste April zu seiner Hinrichtung bestimmt sei, hörte der Unglückliche diese Nachricht mit der größten Gemüthsruhe an, bloß die beschimpfenden Umstände kränkten ihn; doch bewies er sich ruhig bei dem Bewußtseyn eines künftigen bessern Lebens. Er verwandte die kurze Zeit, welche ihm noch übrig blieb, auf eine seinen Verhältnissen gemäße Weise. Als er das Schaffot bestieg, sagte er zu dem Doctor Münter: „Ich will glauben, daß diejenigen, welche mein Unglück beförderten, es aus Liebe zum Guten thaten." Er hatte den Schmerz, es noch ansehen zu müssen, daß sein Freund Brandt vor ihm hingerichtet wurde. Gewiß wäre Struensee unter andern Verhältnissen einer der größten Minister gewesen. Seine Entwürfe waren oft vortrefflich, nur paßten sie nicht für sein Zeitalter, nicht für die Nation, unter welcher er lebte, und ihre Ausführung wurde oft von zu wenig Klugheit geleitet. Bei allem persönlichen Ehrgeiz bezweckte er stets das Beste des Volkes und des Königs, der zu schwach war, um seinen Minister zu begreifen, zu unterstützen und zu leiten. — Enewald von Brandt war der Abkömmling einer angesehenen adeligen Familie in Dänemark. Er wurde wegen seines liebenswürdigen Charakters von Struensee geschätzt, aber er war leichtsinnig und dem Vergnügen aufs äußerste ergeben. In einem Wortwechsel mit dem Könige hatte er sich einst nicht nur unziemlicher Ausdrücke erfrecht, sondern selbst frevelhafter Weise an die Person seines Monarchen Hand gelegt. So groß auch dieses Vergehen war, so konnte doch eigentlich von einer Bestrafung desselben nicht mehr die Rede seyn, da der König ihm verziehen hatte. Sein Todesurtheil war in der Hauptsache dem struenseeschen gleich.

Struensee (Carl August von), königlich preußischer Staats- und dirigirender Minister beim General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainendirectorium zu Berlin, Ritter des rothen Adlerordens u. s. w., war 1735 zu Halle geboren, wo sein Vater damals Prediger war, und besuchte hier die Schule des Waisenhauses, und nachher die akademischen Hörsäle. Er war eigentlich den theologischen Studien bestimmt, aber Mathematik und Philosophie zogen ihn weit mehr an. Nachdem er 1756 Magister geworden, fing er an, über Mathematik und hebräische Grammatik Vorlesungen zu halten, und erwarb sich vielen Beifall; aber schon im folgenden Jahre bekam er eine Professur der Philosophie und Mathematik an der Ritterakademie zu Liegnitz. Hier fand er jedoch, wegen des ausgebrochnen Kriegs, nur wenig Zöglinge, und benutzte seine Muße, die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunst mit solchem Eifer zu studiren, daß er 1760 seine Anfangsgründe der Artillerie (dritte Auflage 1788) herausgeben konnte. Dadurch gewann er Friedrichs II. Beifall, der ihm mehrere junge Offiziere zusandte, um sie für den Dienst zu bilden, und seinen Gehalt vermehrte. Struensee verfolgte mit Eifer seine Studien, von denen eine neue Frucht seine Anfangsgründe der Kriegsbaukunst, 3 Bände 1771 — 1774 (2te Auflage 1786) waren, das beste Werk, welches in diesem Fache in Deutschland erschienen ist. Im Jahre 1769 ging er auf Veranlassung seines Bruders nach Copenhagen, wo er eine Anstellung als dänischer Justizrath und Finanzintendant erhielt. Mit ungemeiner Anstrengung lebte er ganz dem ihm angewiesenen Geschäft, und wußte sich von jedem Vorwurfe so rein zu bewahren, daß er nach dem Sturze seines Bruders nicht nur frei in sein Vaterland entlassen wurde, sondern auch späterhin (1789) vom Könige von Dänemark in den Adelstand mit Beilegung des Namens von Carlsbach erhoben wurde. Friedrich II. nahm

Struensee wohlwollend auf, und bot ihm die noch offene Stelle bei der Ritterakademie in Liegnitz an, die dieser aber ausschlug, um in wissenschaftlicher Muße auf seinem Gute Alzenau bei Haynau in Schlesien zu leben. Hier gab er nicht nur eine Uebersetzung von Pinto's Aufsätzen, die größtentheils wichtige Punkte der Staatswirthschaft betreffen (1776), sondern auch als zweiten Theil eigne Abhandlungen (1777) heraus, welche vermehrt 1800 in drei Theilen erschienen; ferner eine kurzgefaßte Beschreibung der Handlung der vornehmsten europäischen Staaten (vollendet von Sinapius), die besonders wegen der Nachrichten von dem Handel der preußischen und polnischen Staaten wichtig war. Ein Ruf, den er 1777 zum Director eines in Elbingen errichteten Bank-Etablissements erhielt, versetzte ihn abermals in ein ganz neues Fach. Durch seine einsichtsvolle Thätigkeit gelangte der Handel bald zu einer ansehnlichen Höhe, und diesem glücklichen Streben hatte er es wahrscheinlich zu danken, daß er 1782 als geheimer Oberfinanzrath in das dritte Departement des Generaldirectoriums und als Director der Seehandlung nach Berlin berufen wurde. Auch hier zeichnete er sich durch tiefe Einsichten und ungemeinen Diensteifer aus, hob die gesunkene Seehandlung bald wieder empor, und gelangte 1791 auf dem Wege des Verdienstes zur Stelle eines Staatsministers und Chefs des Accise- und Zolldepartements, dem er bis an seinen Tod 1804 mit großem Vertrauen seiner Monarchen und allgemeiner Achtung des Publicums vorstand. Er war ein Mann von hellem, vielumfassendem Blicke, von besondrer Geistesgegenwart, festen Grundsätzen und strenger Ordnungsliebe, daher in Geschäften kurz, bestimmt, schnell und sicher. Das Talent wußte er zu erkennen, und ihm seinen Wirkungskreis anzuweisen, wiewohl er nicht frei vom Nepotismus war. Reformen scheute er, selbst wo seine Einsicht sie ihm als nöthig und nützlich zeigen mußte; was ihm allerdings zum Tadel gereicht. Indessen erleichterte er möglichst öffentliche Lasten, und war im Innern von den edelsten Gefühlen belebt, frei von Eigennutz wie von aller Verstellung und Niedrigkeit.

Strumpfwirkerei soll von einem Franzosen erfunden worden seyn, der, als er in Frankreich nicht die gewünschte Belohnung fand, nach England ging. Ein andrer Franzose, Jean Hindret, sey hierauf, jedoch viel später, nach England gegangen, habe dort die Einrichtung des Strumpfwirkerstuhls kennen gelernt, und einen ähnlichen in Paris aufgestellt, worauf ihm 1656 das erste Privilegium zur Strumpfwirkerei in Seide ertheilt worden sey. Nach Leibnitz soll der Strumpfwirkerstuhl von einem Schottländer erfunden worden seyn. Dieser sah einst sein Mädchen Strümpfe knütten, und spottete darüber; worauf das Mädchen lachend erwiederte, daß er doch mit aller seiner Weisheit nie Strümpfe zu machen lernen würde. Wahrscheinlich hat diese Kunst aber William Lee, ein Magister aus St. Johannes Collegio in Cambridge, 1589 erfunden, und lange Zeit war sie in England allein einheimisch. Im J. 1614 ließ der venetianische Gesandte heimlich den ersten Stuhl nebst Strumpfwirkern nach Venedig schaffen; worauf diese Kunst auch die Deutschen allmählig kennen lernten. Durch Moisson, einen französischen Geistlichen, ward der Stuhl so verbessert, daß er 600 Theile weniger hat, und nicht mehr als 80 Pfund wiegt. Er ist ein Meisterstück der Erfindungskraft, hat mehr als drittehalbtausend Theile, und war doch schon bei seiner Erfindung in solcher Vollkommenheit, daß er seit nun 200 Jahren nur sehr wenige Veränderungen erhielt.

Stuart (das Haus), war eine der ältesten adeligen Familien

Schottlands, welche diesem Reiche und dem Königreiche England eine beträchtliche Reihe von Beherrschern gegeben hat, von denen die meisten jedoch sich mehr durch Mangel wirklicher Regententugenden, und daher entsprungene unglückliche Schicksale, als durch eine für ihre Völker wohlthätige Regierung ausgezeichnet haben. Die vollständige Geschichte dieses Hauses darzustellen, würde uns über die Gränzen dieses Werks hinausführen; wir begnügen uns daher mit der Darstellung der wichtigsten Hauptmomente, und verweisen zugleich auf die Artikel Jacob I., Jacob II. und III., Maria Stuart, Carl I., Carl II., Carl Eduard, Prätendent, und Wilhelm III. Walter Stuart, einer der ausgezeichnetsten und vornehmsten Schottländer, war mit Marjoria, der Tochter Roberts I. Bruce, Königs von Schottland vermählt. Walters Sohn, Robert Stuart bestieg nach dem Tode seines Mutterbruders, des Königs David II., mit welchem der königliche Mannsstamm des Hauses Bruce erlosch (1370), den schottischen Thron, unter dem Namen Robert II., und ward so der Stifter des königlichen Geschlechts Stuart. Die Regierung seines Großvaters Robert I., und seines Oheims David II., war durch England sehr beunruhigt worden; Robert II. hatte hingegen das Glück in Frieden zu regieren, und dasselbe war bei seinen Nachfolgern bis zu Jacob V. der Fall. Erst unter der Tochter dieses letztern Königs, der Königin Maria von Schottland, auch Maria Stuart genannt (geboren 1542, gestorben 1587 auf dem Blutgerüste), wurde Schottland durch innere und äußere Unruhen erschüttert, woran manche Unvorsichtigkeiten dieser unglücklichen Fürstin nicht wenig Schuld waren, und wofür sie am Ende mit dem Verluste ihres Lebens büßen mußte. Hiemit begann eine merkwürdigere, aber auch eine unglücklichere Epoche in der Geschichte des Hauses Stuart. Maria's Sohn, Jacob VI. als König von Schottland genannt, erhielt 1603 nach dem Tode der Königin Elisabeth unter dem Namen Jacob der Erste den englischen Thron. Die Regierung dieses schwachsinnigen, eiteln und feigherzigen Fürsten, der dem entehrendsten aller Laster ergeben, die Zügel der Verwaltung den Händen der verderbtesten Günstlinge überließ, wurde durch die glanzvolle Regierung seiner großen Vorgängerin zu sehr verdunkelt, um in den Herzen der Engländer etwas anders als Unwillen zu erregen. Er war Schuld daran, daß England in einer der wichtigsten Epochen Europa's die unrühmlichste Rolle spielte. Statt seinem Schwiegersohn, dem Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz, der von den Böhmen zum Könige gewählt war, ernstlich und mit gewaffneter Hand zu helfen, sich in dem Besitze jenes Königreichs zu erhalten, sprach er laut und gegen Friedrichs Feinde sein Mißfallen an jener Wahl, wodurch nach seiner Ansicht die Rechte der Fürsten verletzt wurden, aus, und wagte auch nicht einmal einen ernsthaften Versuch, dem Pfalzgrafen zu seinen Erblanden, die von den Oesterreichern und Bayern eingenommen und verheert wurden, wieder zu verhelfen. Ohne Tugend und Religion wollte er ein großer Gottesgelehrter seyn; von seinen Unterthanen verachtet und von ganz Europa verlacht, wollte er während des dreißigjährigen Krieges in der Welt den Friedensvermittler machen; von Günstlingen despotisch und auf die verächtlichste Weise beherrscht, verlangte er eine unbedingte Herrschaft in seinen Reichen, und die Freiheit, seine Unterthanen zu tyrannisiren; ohne auch nur gemeinen richtigen Menschenverstand zu besitzen, wollte er für den Salomon seines Zeitalters gelten. Doch als solcher wurde er in den Leichenreden schmeichlerischer Priester — wenn dies anders zum Ruhme gereicht, noch nach seinem Tode gerühmt. Durch unge-

heure Verschwendungen brachte er England an den Rand des Verderbens, und legte den Grund zu dem Unglücke seines Sohnes und Nachfolgers Carl I. Dieser, mit manchen bürgerlichen Tugenden geschmückt, besaß leider keine der Fähigkeiten, welche von einem großen Regenten besonders dann erfodert werden, wenn ein Reich in einer Crise sich befindet. Ohne die Laster seines Vaters hatte er dessen Neigung zum Despotismus, dessen Anhänglichkeit an Günstlingen und dessen Wankelmuth und Unentschlossenheit geerbt. (M. s. Carl I.) Die Unbesonnenheiten mancher Art, die er beging, besonders die Heftigkeit, mit der er die bischöfliche Kirche zur herrschenden zu machen suchte, stürzten ihn ins Verderben, und er war der zweite königliche Sprößling aus dem Hause Stuart, der auf dem Blutgerüste das Leben verlor. Der Muth dieses Fürsten, womit er bis auf das äußerste seine Krone zu vertheidigen suchte, und als er sie bereits verloren sah, noch seine Würde als Mensch und als König behauptete, verlöscht die meisten Flecken seiner Regierung, und macht ihn doppelt jener Achtung werth, auf welche jeder Unglückliche Anspruch hat. 1660 wurde zwar Carls I. Sohn, Carl II. wieder auf den väterlichen Thron eingesetzt. Er zeigte aber zu bald, daß nicht das Unglück seines Vaters ihn belehrt, und daß er bloß durch Geburt, nicht durch persönliche Eigenschaften Recht auf die Krone habe. Ein entehrendes Verhältniß, worein er sich gegen Ludwig XIV. von Frankreich stellte, von dem er sogar sich einen Jahrgehalt geben ließ, seine Ausschweifungen, wodurch er so nachtheilig auf die Sitten des Volks wirkte, seine Neigung zur Willkür, und sein Hang zur catholischen Religion, zu welcher er sich auch vor seinem Tode ganz offen bekannte, machten ihn der Nation theils verhaßt, theils verdächtig. Nach seinem Tode (1685) bemühte sich Carls II. natürlicher, mit einer Lady Barlow erzeugter Sohn, der Herzog von Monmouth, ein erklärter eifriger Protestant, König zu werden. Er nahm deßhalb mit seinem Freunde, dem Grafen von Argyle, nach Schottland seine Zuflucht. Allein die Schotten ließen ihn gefangen nehmen, und ihm und Argyle den Kopf abschlagen. Jetzt bestieg Carls II. Bruder Jacob unter dem Namen Jacob II., als der einzige Stuart, obgleich wenig geliebt, den brittischen Thron. Er war ein guter Seeheld und ein erfahrner Staatsmann, und betrieb seine Regierungsgeschäfte mit Kraft und Thätigkeit. Allein er suchte nicht bloß, so wie es von seinem Vater und Bruder geschehen war, die catholische Religion, zu welcher er sich schon vor seinem Regierungsantritt bekannt hatte, auf Kosten des Protestantismus zu begünstigen, sondern er bekannte sich auch sogar öffentlich nach seiner Throngelangung zu jener Kirche. Seine erste Gemahlin Anna, war die Tochter eines angesehenen Privatmannes, Namens Hyde, eines großen und sehr tugendhaften Rechtsgelehrten, der, als Carl II. und sein Bruder Jacob, damaliger Herzog von York, nach der Enthauptung ihres Vaters aus England entfliehen mußten, ihnen mit seiner ganzen Familie folgte. Jacob lernte Anna Hyde kennen, liebte sie, und wurde wieder geliebt. Sie ward schwanger von ihm, und Carl willigte aus Dankbarkeit und Schonung gegen Hyde in die Vermählung ein, und erkannte seines Bruders Ehe für rechtmäßig; er ernannte überdies Hyde zu seinem ersten Staatsminister und zum Grafen von Clarendon. Acht Kinder, die jedoch bis auf die Prinzessinnen Anna und Maria starben, waren die Frucht dieser Ehe. Anna und Maria wurden freilich in der protestantischen Religion erzogen, aber ihre Mutter, eine sonst eifrige Protestantin, ward von ihrem Gemahl wider den Willen ihres Vaters, des Grafen von

Clarendon, verleitet, zur catholischen Kirche überzutreten. Sie starb jedoch, noch ehe ihr Gemahl König wurde. Nach ihrem Tode vermählte sich Jacob mit einer Prinzessin von Modena, einer eifrigen Catholikin, und suchte überhaupt auf alle Weise die Catholiken zu begünstigen, die Protestanten zu unterdrücken. Die beiden Prinzessinnen Maria und Anna waren an zwei protestantische Fürsten vermählt, die erstere an den Prinzen Wilhelm von Oranien, den Statthalter der vereinigten Niederlande, die andre an den Prinzen Georg von Dänemark. Die Engländer, in der Hoffnung, daß diese Fürstinnen ihnen dereinst, wenn sie zum Throne gelangten, die Rechte und Freiheiten, welche Jacob II. ihnen entzogen hatte, wieder ersetzen würden, ertrugen geduldig seine Bedrückungen. Allein 1688 kam Jacobs zweite Gemahlin mit einem Prinzen nieder. Manches ließ die Echtheit dieser Geburt bezweifeln; der Zweifel aber ward verstärkt durch die Furcht, der Prinz möchte catholisch erzogen werden. Ueberdies waren nicht einmal die in den Häusern der Regenten üblichen Feierlichkeiten bei der Geburt beobachtet, wodurch die Echtheit derselben sich hätte beweisen lassen. Jene Furcht möchte aber auch alle Beweise dieser Echtheit für nichtig erklärt haben. Die ganze Nation, vorhin durch politische Factionen und religiöse Secten getheilt, selbst die Episcopalen und Presbyterianer, sonst erbitterte Feinde, vereinigten sich jetzt gegen den König. Man rief seinen Schwiegersohn, den Prinzen Wilhelm von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, zu Hülfe. Dieser, von einer großen See- und Landmacht durch die vereinigten Provinzen unterstützt, landete (1688) bei Torbay. Ihm lief Alles zu, Adel und Bürger, Soldaten und Bauern, ja ganze Abtheilungen der englischen Armee traten zu ihm über. Die Königin entfloh mit ihrem kaum ein halbes Jahr alten Prinzen nach Frankreich. Jacob dankte förmlich, wahrscheinlich um seinen Rechten auf künftige Dienstleistungen nichts zu vergeben, sein ganzes noch übriges Heer ab, und dies schloß sich sogleich an die niederländische Armee an. Am Ende des Jahrs 1689 flüchtete auch der König nach Frankreich, und Wilhelm nahm die ihm und seiner Gemahlin dargebotene Krone 1689 unter der Bedingung an, daß er allein regieren, und Maria nach seinem Tode ihm folgen sollte. Zur Zufriedenheit der ganzen Nation regierte er von 1689 bis 1702 über Großbritannien und Irland. Seine Gemahlin Maria starb aber schon früher als er, und daher folgte ihm nach seinem Tode Jacobs II. jüngere, an den Prinzen Georg von Dänemark vermählte Tochter, Anna, die ihre kurze, nur zwölf Jahre (bis 1714) dauernde Regierung eben so glücklich führte. Nach ihrem Ableben bestieg der Churfürst Georg von Hannover, dessen Mutter Sophia eine Tochter Friedrichs V. von der Pfalz und seiner Gemahlin Elisabeth, der einzigen Tochter Jacobs I. war, den brittischen Thron. So hörte das Haus Stuart mit der Königin Anna auf zu regieren, nachdem es von 1370 bis 1630 (also 233 Jahre) den schottischen Thron allein, und von 1603 bis 1714 (also 111 Jahre) den schottischen und englischen Thron zugleich besessen hatte. Die wenigen guten unter diesen Fürsten zeichneten sich mehr durch häusliche als durch Regententugenden aus, und man erstaunt, wie ganze Nationen sich Jahrhunderte lang von einem kleinherzigen, schwachsinnigen Geschlecht als Mittel der eigenwilligsten Herrscherlust, und als Sachen konnten betrachten lassen; man erstaunt, wie nach Cromwells Tode es den Britten einfallen konnte, den Sprößling ihrer alten Zuchtruthen, Carl II., wieder als ihren höchsten Staatsbeamten zurückzurufen. Jacob II. ließ sich noch wenige Jahre vor seinem Tode in den Jesuiterorden aufnehmen, und

bedauerte weniger den Verlust von drei Königskronen, als das F
schlagen seines Entwurfs, in Großbritannien und Irland die catholi
Religion wieder zur herrschenden zu machen. Er starb 1701 zu
Germain in Frankreich. Das Uebrige sehe man unter den bereits o
angeführten Artikeln und unter Jacobiten. Noch bemerken
daß ein schottischer Edelmann, Watson, vor kurzem die Archive
Hauses Stuart in Rom entdeckt, von dem päpstlichen Auditor Tass
dem Testamentsvollzieher des Cardinals von York erkauft und 1
nach England gebracht hat. Die darin enthaltenen Schriften
zahlreich, authentisch und von großem Werthe. Sie klären alles
was in der Geschichte der letzten Stuarts noch dunkel war, und
breiten ein neues Licht über einen sehr interessanten Theil der neu
Geschichte. Im literarischen Fache bemerkt man einen Briefwech
zwischen dem Könige Jacob und Fenelon, dem Lord Bolingbrok, d
Marschall Keith und andern berühmten Männern. Im politisc
Fache zählt man mehr als 10,000 eigenhändige Briefe von der Fam
Stuart, so wie von Carl XII., Peter dem Großen, Ludwig XIV.
von beinahe allen europäischen Souverains. N. P.

Stufenjahre heißen diejenigen Jahre, welche von den Al
und auch manchen Neuern für gefährlich gehalten werden, weil
ihnen sich eine völlige Veränderung in der körperlichen Beschaffenl
des Menschen zutragen soll. Gewöhnlich nimmt man jedes siebe
Jahr des menschlichen Lebens als ein Stufenjahr an, obgleich Ein
das neunte dafür halten. Wahrscheinlich hat die erstere Berechnun
art des siebenten, als des Stufenjahrs, in dem mit jener Zahl verbu
denen Aberglauben ihren Grund. Weil nun in dem neunundvierzig
Jahre siebenmal sieben, in dem dreiundsechzigsten aber siebenmal ne
zusammen kommen, so werden sie für die großen Stufenjah
gehalten.

Stukkaturarbeiter nennt man solche Personen, welche
einer Masse von Gyps und Kalk, wenn sie noch weich ist, an Deck
Wänden und Gesimsen der Zimmer und Häuser Verzierungen a
Art anbringen. Der Name kommt aus dem Italienischen, wo sow
die Masse als die Arbeit Stucco genannt wird. Die Römer ka
ten nicht nur diese Arbeit, sondern waren auch sehr geschickt dar
Vitruv nennt sie coronarium opus. Diese Kunst ging hierauf ver
ren, und Margaritone, der um 1300 lebte, soll sie wieder auf
funden haben. Zu ihrer Vollkommenheit gedieh sie aber durch
Mahler Nanni von Udine, zur Zeit Raphaels, von welchem noch
sogenannten Logen Raphaels im Vatican zeugen. In Deutschla
ward sie gegen das Ende des vorletzten Jahrhunderts bekannt. Zu
Masse selbst muß der feinste und weißeste Gyps und Kalk genomm
und etwas Sand hinzugesetzt werden, so daß sie dem Mauermör
gleich wird. Anfänglich ist sie ganz weich, und wird nun in dieser G
stalt auf die Stelle, wo man Zierrathen anbringen will, aufgetrag
Aber bald wird sie dichter und zäher, so, daß sie sich mittelst der F
ger in beliebige Formen bilden läßt. Zuletzt kann man sie sogar
einem Poussireisen beschneiden und schaben, damit der Umriß sch
oder rund werde. Bisweilen bildet man auch die Verzierungen in e
zelnen Blumen, Blättern, Arabesken u. s. w. und klebt sie alsdann
den Ort, wohin sie kommen sollen. Doch muß vorher immer die Grun
fläche mit sehr weichem Stuck bestrichen, oder aufgehackt, oder mit h
vorragenden Nägeln und Holzspänen versehen werden, damit die V
zierungen nicht abfallen. Wenn die Stukkaturarbeit mit gehöri

Vorsicht unternommen wird, und zu einer Zeit, wo sie hinlänglich austrocknen kann, so ist sie ungemein dauerhaft, und trotzt jeder Witterung. Zu der Stukkaturarbeit gehört auch der sogenannte Gypsmarmor, mit welchem der Stukkaturarbeiter Säulen, Altäre u. s. w. so täuschend bekleidet, daß man sie für wahren Marmor hält.

Stunde nennt man den 24sten Theil eines Tages, und fängt die erste Stunde des Tages im bürgerlichen Leben nach dem Eintritt der Mitternacht an zu zählen, so daß der Tag in zweimal 12 Stunden zerfällt. Jede Stunde wird wiederum in 60 gleiche Theile getheilt, und jeder Theil eine Minute genannt, wo dann wiederum Unterabtheilungen von 60 zu 60 Theilen in Secunden, Tertien u. s. w. vorkommen. Viele Völker kennen die Eintheilung des Tages in 24 gleiche Theile gar nicht, bei andern werden die Stunden des eigentlichen oder natürlichen Tages bald größer, bald kleiner, als die Stunden der Nacht.
P. S.

Sture (Sten), Reichsstatthalter von Schweden, stammte von einer vornehmen schwedischen Familie, sein Vater hieß Gustav Sture, und seine Mutter war eine Schwester König Carls VIII. Knutson. Nach dessen Tode (1470) wurde er Reichsstatthalter, und unter seiner Verwaltung gewann Schweden sehr viel, da er sich durch seltene Geistesgröße auszeichnete. Wenn auch, während seiner Administration der König, den die Dänen gewählt hatten, bisweilen zugleich als König von Schweden anerkannt wurde, so war dies doch gewöhnlich nur eine vorübergehende Erscheinung, die eben so schnell verschwand, als sie entstanden war, und trotz der Factionen des Adels, die oft lieber einen fremden König als einen aus ihrer Mitte an der Spitze des Reichs sahen, trotz einiger Revolutionen, wodurch häufig die Gewalt des Reichsverwesers völlig vernichtet zu werden schien, erhielt sich doch Sten Sture mit einem mehr als königlichen Ansehen. Er führte die Buchdruckerei in Schweden ein, stiftete die Universität zu Upsala, und zog zum Besten des Landes gelehrte Männer nach Schweden. Die Unabhängigkeit des Landes behauptete er so schlau gegen Dänemark, daß er das calmarische Band nicht ganz auflös'te, und es doch völlig unschädlich machte. — Auch die beiden nachfolgenden Reichsvorsteher Suante Nielsson Sture (1504—1512), und dessen Sohn Sten Sture der jüngere (1512—1520) verdienen Bewunderung und Dank der Nachwelt. Sechszehn Jahre lang schützten sie ihr Vaterland gegen alle Unternehmungen Dänemarks, und das Volk gegen den Druck der Geistlichkeit und den oft noch härtern Druck der Großen. Der Kampf aber, den Sten Sture der jüngere gegen den Erzbischof Gustav Trolle bestehen mußte, war ein Kampf gegen die vereinigte Macht der schwedischen Geistlichkeit und der mächtigsten aristokratischen Faction, und diese beiden hatten dem Scheine nach diesmal ein Interesse mit Dänemark. In einer Schlacht gegen die Dänen wurde Sten Sture tödtlich verwundet, und starb den 8ten Februar 1520.

Sturlason (Snorro), ein Isländer aus einem alten adeligen Geschlechte entsprossen, geboren 1179, lebte lange an den Höfen von Schweden und Norwegen, war zuletzt isländischer Lagmann, und wurde 1241 auf seinem Schlosse ermordet. Ein Mann von großen Talenten, berühmt als Dichter, Gesetzgeber, eifriger Republikaner und Geschichtschreiber. Aus den alten Skaldenliedern, den echten poetischen Sagen und andern historischen Denkmälern, die er auf weiten Reisen gesammelt hatte, stellte er eine allgemeine Geschichte des Nordens mit Geschmack und historischer Treue (so weit dies bei seinen Quellen mög-

lich war), zusammen; sie ist reich für Schweden und Island, etwas ärmer für Norwegen, und nicht ohne Ausbeute für Rußland. Ihr Titel ist: Heims Kringla (d. i. Orbis Terrarum) edr Noregs Konunga Soegor s. Historiae regum septentrionalium a Snorrone Sturlonide conscriptae, ed. Jo. Peringskiöld. Holmiae 1697. Eine neuere vermehrte und verbesserte Ausgabe von G. Schöning und S. Th. Thorlacius erschien in 3 Foliobänden zu Copenhagen von 1777 — 1782. Die Fortsetzungen von Sturla Thordson (aus Norwegen) und einem Ungenannten, s. in Christ. Jacobi Norvegia monarchica et christiana. Tychopol. 1712, 4.

Sturm. Hierunter versteht man 1. in der Kriegswissenschaft den Angriff auf Truppen oder Verschanzungen mit gefälltem Bajonnet, Eindringen in ihre Colonnen und Reihen, und Ersteigung ihrer Werke; 2. in der Physik nennt man Sturm eine sehr heftige Bewegung der Luft. Die Winde sind sich nämlich nicht immer gleich, sie haben zuweilen eine gleichförmige, zuweilen eine ungleichförmige Bewegung, oftmals gehen sie in einer Secunde kaum 12 Fuß fort, Stürme hingegen können an 80 und 100 Fuß in einer Secunde zurücklegen. Die meisten und stärksten Stürme kommen vom Meere her, da dort die electrischen Niederschlagungen, besonders über den kalten Meeren, häufiger sind, als über dem festen Lande; daher sind denn auch in Mitteleuropa die heftigsten Stürme von Westen herkommend. Um die Stärke und Geschwindigkeit der Winde zu messen, hat man verschiedene Werkzeuge angegeben, die man Anemometer nennt, die aber noch nicht die gewünschte Vollkommenheit erlangt haben. P. S.

Sturmbalken sind an die äußern Abdachungen der Brustwehren, oder an die Böschungen der Berge befestigte Baumstämme, die man in dem Augenblick, als der Feind selbige ersteigt, herabrollen läßt, wo sie alles mit fortreißen, was ihnen im Wege steht. Bei Vertheidigung der Gebirgsländer werden die Sturmbalken mit Vortheil gebraucht, wovon der Feldzug in der Schweiz und Tyrol mehrfache Beispiele gibt. P. S.

Sturmpfähle nennt man in der Befestigungskunst liegende Pallisaden oder zugespitzte Pfähle von 4 Ellen Länge und 8 bis 12 Zoll Stärke. Man legt die Sturmpfähle gemeiniglich zwischen Graben und Brustwehr auf die Berme einer Schanze in die Erde, und verbindet selbige zuweilen mit angenagelten Latten unter einander. Die Sturmpfähle hindern bei einer Verschanzung das Ersteigen der Brustwehr, und werden dieserhalb in holzreichen Gegenden mit Vortheil gebraucht. P. S.

Sturz (Helfrich Peter), ein berühmter deutscher Schriftsteller, geboren den 16ten Februar 1736 zu Darmstadt, studirte von 1754 bis 1757 zu Göttingen die Rechtswissenschaften, und beschäftigte sich nebenher mit dem Studium der Aesthetik und der schönen Redekünste. 1759 wurde er zu München Secretär bei dem Baron von Widmann, damaligem kaiserlichen Gesandten an verschiedenen deutschen Höfen. Indessen da er als Protestant keine Aussichten eines bessern Glücks hatte, verließ er München, und wurde 1760 Privatsecretär des Kanzlers von Eyben in Glückstadt, in dessen Angelegenheiten er zwei Reisen nach Wien und eine nach Wetzlar machte. Eyben, der seinen Werth als Geschäftsmann erkannte, sandte ihn mit den besten Empfehlungen und einer großmüthigen Unterstützung 1762 nach Copenhagen, wo er in einem halben Jahre der dänischen Sprache sich völlig bemächtigte, und von dem berühmten Staatsminister, dem ältern Grafen von Bernstorf, mit 400 Thlr. Gehalt als Privatsecretär angenommen wurde, und da-

zu 1765 eine Stelle im Departement der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, die eben so viel eintrug. In Bernstorfs Hause, wo Sturz sehr viele Güte genoß, lebte er überaus glücklich, besonders in dem Umgange mit Klopstock, und erinnerte sich dieser Zeit noch in seinen Schriften mit Wehmuth und Entzücken. Unter den Augen eines großen Staatsmannes und Menschenfreundes, bekannt mit Hof und Welt, mit den Wissenschaften vertraut, und in stetem Umgange mit den trefflichsten Männern bildete sich Sturz schnell zum Staats- und Weltmanne, zum Dichter und Schriftsteller, und zum Künstler, denn er zeichnete viel und vortrefflich. Die „Erinnerungen aus Bernstorfs Leben," welche er 1777 schrieb, sind ein Denkmal der Dankbarkeit, welche Sturz gegen seinen großen Wohlthäter hegte, und welche er bei jeder Gelegenheit laut verkündigte. 1768 wurde er dänischer Legationsrath, und begleitete Christian VII. auf seiner Reise nach England und Frankreich. Diese Reise erweiterte seine Kenntnisse, und verschaffte ihm ehrenvolle Verbindungen mit den größten Geistern beider Länder, die seine wärmsten Freunde wurden, und mit denen er nachher in beständigem Briefwechsel blieb. Auch verdanken wir diesen Reisen die schönen „Briefe eines Reisenden," die zuerst im Deutschen Museum von 1777 und nachher in der ersten Sammlung seiner Schriften erschienen. Noch vor Bernstorfs Abgange vom Ministerium ward Sturz 1770 bei dem Generalpoßdirectorium mit einem Gehalt von 2500 Thlr. angestellt, und hatte noch glücklichere Aussichten, allein Struensee's Fall (am 17ten Januar 1772) zog auch den seinigen nach sich. Fast an dem nämlichen Tage, an dem er sich verheirathen wollte, wurde er verhaftet. Er ertrug zwar den Ruin seines Glücks mit Gelassenheit, aber seine Gesundheit wurde von dieser Zeit an untergraben. Nach viermonatlichem Arrest sah man seine Unschuld ein, er ward freigegeben, und erhielt bis zu einer anderweitigen Abfindung eine Pension, wovon er einige Zeit in Glückstadt und Altona lebte. Jetzt wollte man ihn zum Zollinspector machen, auf Gegenvorstellungen unterblieb es jedoch, und er wurde 1772 dänischer Seits mit 800 Thlr. Gehalt als Regierungsrath zu Oldenburg angestellt. Bei der Vertauschung von Oldenburg und Delmenhorst gegen das großfürstlich russische Holstein erhielt er (1773) 200 Thlr., und als er 1775 herzoglich oldenburgscher Etatsrath wurde, noch 200 Thlr. Zulage, und hatte also ein, wenn auch seinem Geschmack nicht ganz entsprechendes, doch einträgliches Amt. Allein weder dies, noch eine liebenswürdige Gattin, noch der Beifall, den er als Schriftsteller erhielt, noch die aufrichtige Hochschätzung seiner Freunde konnte ihn jene Unglücksepoche vergessen machen. Die Erinnerung seiner vorigen Leiden lag zu tief in seiner Seele, und so drückten ihn, obgleich unter wechselnden hellen Stunden, ein siecher Körper, Unmuth und Verdruß. Nach mehreren Reisen, theils in seinen eigenen, theils in den Geschäften seines Fürsten, kam er auf seiner letzten Reise 1779 krank zu Bremen an. Hier erhielt er Briefe aus Dänemark, deren Inhalt ihn bis zur Ohnmacht rührte. Vielleicht hätten sich ihm neue und angenehme Aussichten eröffnet. Allein dies war zu spät, denn nach zwei Tagen ergriff ihn ein bösartiges Fieber, woran er den 12ten November 1779 in dem Hause eines seiner Freunde zu Bremen, im 43sten Jahre seines Alters starb. Sturz gehört zu unsern geistreichsten und geschmackvollsten Prosaikern. Mit der feinsten Kenntniß alles Schönen und Guten, mit einem durch richtige Beurtheilung geleiteten Geschmack, und mit einer sehr veredelten Empfindung verband er echten und überaus anziehenden Witz. Seine Schriften tra-

gen sämmtlich das Gepräge dieser selten in so hohem Grade vereinten Eigenschaften. Durch ihren geistvollen, unterhaltenden Inhalt, durch die Anmuth und den Reiz der Schreibart, und durch die leichte, lebhafte und treffende Darstellung hat sich Sturz den Beifall des bessern Theils der deutschen Leser gesichert. Die Kunstrichter haben an seiner Prosa die Ueppigkeit und überströmende Fülle getadelt; allein diese die meisten Leser mehr anlockenden als abschreckenden Fehler übersah man der zahlreichern und wesentlichern Schönheiten wegen leicht, und einer seiner Kunstrichter hatte nicht so ganz Unrecht zu wünschen, daß man diesen Vorwurf vielen deutschen Schriftstellern möchte machen können. Auch herrscht in seiner Schreibart ein Bestreben nach Kunst, Feinheit und Rundung, worüber oft Leichtigkeit, Faßlichkeit und Einfachheit verloren gehen, und zu häufig bedient er sich fremder und fremdartiger Bezeichnungsmittel, da wo rein deutsche Wörter den ausländischen nicht nur gleichgeltend gewesen wären, sondern sie auch oft noch übertroffen hätten. Doch trifft dieser letztere Vorwurf hauptsächlich nur seine Briefe und leichtern Aufsätze, weniger die ausgearbeiteteren und wichtigern Theile seiner Schriften. Die neuesten Ausgaben sind: Schriften von Helfrich Peter Sturz, erste und zweite Sammlung, Leipzig 1779 bis 1782, gr. 8., und eine andre unter eben diesem Titel, Leipzig 1786, 8. Diese letztere enthält nicht alle Schriften, die in die vorige aufgenommen sind.

Stuttgart, die Hauptstadt des Königreichs Würtemberg und erste Residenz des Königs, liegt unter 48° 46′ 32″ N. Breite, 26° 50′ 38″ Länge, 700′ über der Meeresfläche, in einem sehr schönen und fruchtbaren Thale, durchflossen von dem Nesenbache, der eine starke halbe Stunde nordöstlich in den Neckar fällt. Die Stadt besteht aus 4 Haupttheilen, der innern (oder alten) Stadt, der Eßlinger Vorstadt, der obern (reichen) Vorstadt und den neuern Stadttheilen, die seit dem Jahre 1807 entstanden sind, und unter denen sich besonders die Königsstraße auszeichnet. Sie hat 9 Thore, 87 Straßen, 9 Plätze, und ohne die öffentlichen Gebäude 2632 Wohn- und Nebenhäuser, die zu 7,487,500 fl. in der Brandkasse versichert sind. Die Straßen sind meistens regelmäßig, breit und reinlich; unter den Privathäusern, die beinahe ohne Ausnahme in Riegel gebaut aber übertüncht sind, finden sich wenige, die in architektonischer Rücksicht Aufmerksamkeit verdienten. Unter den Spaziergängen zeichnen sich die Planie, im Umkreise der Stadt, und dann vorzüglich die prächtigen königlichen Anlagen hinter dem neuen Schlosse aus. — Die Zahl der Einwohner betrug 1814 ohne das Militär und den Hof (die etwa 3000 Seelen ausmachen) 23,202 Seelen, von denen die meisten (18,917) dem lutherischen Glaubensbekenntniß zugethan sind. 1815 hatte sich die Bevölkerung um 492 Köpfe vermehrt; 1817 aber erlitt sie wieder eine Verminderung, da viele von den hiesigen Kanzleipersonen in die in den Kreisen errichteten Dicasterien versetzt wurden. Ein großer Theil der Einwohner zieht seine Nahrung von dem Wein- und Gartenbau; der Handel besteht meistens in Detailgeschäften; doch ist auch der Zwischenhandel, der Handel mit Producten und das Wechselgeschäfte nicht unbedeutend. Auch ist der Buchhandel in neuern Zeiten ein wichtiger Gegenstand des Verkehrs geworden. Gerberei, Barchent- und andere Baumwollenweberei werden fabrikmäßig betrieben. Sonst finden sich Künstler und Handwerker aller Art, die zum Theil in großer Vollkommenheit arbeiten. — Ihren eigentlichen Glanz und ihre Lebhaftigkeit erhält aber die Stadt durch den königlichen Hofstaat, und durch die in ihr sich befindenden Ministerien und Landescollegien. In Ansehung der letztern ist aber seit dem

Ende des Jahres 1817 eine wichtige Veränderung vorgegangen, indem das Königreich in vier Kreise eingetheilt, und die verwaltenden und richterlichen Behörden in denselben vertheilt worden sind. Doch finden sich noch in Stuttgart außer den Ministerien, dem Oberhofrath und der Hof- und Domainenkammer und den höhern Militairbehörden, das Obertribunal, das evangelische Consistorium, der katholische Kirchenrath, der Studienrath, das Medicinalcollegium, der Oberbaurath, die Staatscontrole, die Oberrechnungskammer, das Steuercollegium, der Forstrath, der Bergrath, die Staatshauptkasse und die Staatsschuldenverwaltung. Zur nämlichen Zeit wurde auch eine Direction für Stuttgart errichtet, und derselben zugleich die benachbarte Stadt Canstadt untergeordnet. — Unter den Gebäuden zeichnet sich vor allen das neue Residenzschloß (erbaut von dem Herzoge Carl seit 1746) aus, das aus einem Hauptgebäude und zween Flügeln besteht, weniger den Charakter der Größe, als den des Angenehmen und Gefälligen trägt, prächtig und geschmackvoll eingerichtet ist, und einen unschätzbaren Reichthum von Producten der bildenden, darstellenden und mechanischen Kunst enthält. Die neben demselben liegenden Gebäude der ehemaligen Akademie (gestiftet von dem Herzoge Carl auf der Solitude 1770; zur Universität erhoben 1781, und von dem Herzoge Ludwig aufgelöst 1794) haben nun andere Bestimmungen, und enthalten die geschmackvolle Hofcapelle, und die 50,000 Bände starke königliche Privatbibliothek. Das alte Schloß (erbaut vom Herzoge Christoph seit 1553) enthält das Naturalien- Pflanzen- Münz- Kunst- und Alterthümer-Cabinet. Das Hoftheater (erbaut 1580 — 1593) hat durch den Herzog Carl und den letztverstorbenen König Friedrich seine jetzige Einrichtung bekommen, und zeichnet sich durch Größe, Geschmack und Zweckmässigkeit aus. Der Marstall (840′ lang und 245′ breit) ist wegen seiner Einrichtung und des darin verwahrten Wagen- und Geschirrwerks sehenswerth. In der ansehnlichen Stiftskirche (erbaut seit 1432) verdienen die fürstliche Gruft, mehrere Grab- und Denkmäler und die große Orgel Beachtung. Die 1811 erbaute katholische Kirche zeichnet sich durch ihr schönes Portal und ihren geschmackvollen Hochaltar aus. Sonst sind unter den öffentlichen Gebäuden noch bemerkenswerth das Kronprinzliche Palais, der Prinzenbau, der Redoutensaal, die Kanzleigebäude, die Spital- und die St. Leonhardskirche. — Die öffentliche Bibliothek ist eine der größten und wichtigsten in Deutschland, (200,000 Druckschriften, 1765 Manuscripte); die dazu gehörige Bibelsammlung aber (8256 Bibeln in 56 Sprachen) ist die einzige in der Welt. Das Gymnasium (gestiftet 1686), besteht aus vier Abtheilungen, ist seit 1794 sehr verbessert worden, und hat 24 Professoren und Präceptoren, neben einigen andern Lehrern, und gegen 700 Schüler. Das Waisenhaus (errichtet 1712) ist in Hinsicht auf die Pflege und den Unterricht der Kinder sehr gut eingerichtet. Die Zahl der letztern ist auf 275 gesetzt, wovon aber 100 auf dem Lande erzogen werden. Eine treffliche Anstalt für gesellschaftliches Verkehr von edlerer Art ist das Museum, das im Besitz eines sehr schön eingerichteten Locals ist, 600 Mitglieder zählt, und für Lectüre und Unterhaltung alles wünschenswerthe gewährt. Dem Freunde und Kenner der Kunst und Natur bieten mehrere Sammlungen hohen Genuß oder interessante Belehrungen dar, namentlich das königliche Cabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen im neuen Schlosse, (von jenen über 20,000, von diesen gegen 2000 Blätter) die Holz- und Samensammlung

des Forstdepartements, Danneckers Werkstätte, mit einer auserlesenen, dem Könige gehörigen Sammlung von Gypsabgüssen antiker Kunstwerke, die Frommannische und Wengische Gemäldesammlung, Matthissons Naturalien- und Vasensammlung, Hartmanns Vögelsammlung, Guckenbergers und Kerners botanische Sammlungen, Kleins Blasensteinsammlung, Schüblers alterthümliche Merkwürdigkeiten, Härlins Münzsammlung ꝛc. — Stuttgart ist der Wohnort mehrerer ausgezeichneten Schriftsteller und Künstler. Wir bemerken von jenen: C. C. Flatt, G. F. v. Griesinger, J. C. F. Haug, C. C. F. v. Jäger, J. G. v. Kerner, F. v. Matthisson, G. Reinbeck, J. A. v. Reuß, J. C. Schwab, F. G. v. Süskind, v. Theobald, F. C. Weisser, B. M. v. Werkmeister, J. F. Wurm ꝛc. Von diesen: die Musiker Abeille und Hummel; den Bildhauer v. Dannecker; die Maler v. Hetsch, E. Wächter; den Kupferstecher v. Müller ꝛc. In den Umgebungen von Stuttgart sind die höchsten Reize der Natur und der Kunst vereinigt. Der botanische Garten zeichnet sich durch Reichthum und Seltenheit der Pflanzen aus; die oben bemerkten königlichen Anlagen bieten einen herrlichen Raum zum Genusse der Natur dar, und durch sie führt die schönste Wandelbahn in die Meierei, die Retraite, das Königsbad, in das reizende Bellevue und nach dem durch so manche natürliche und alterthümliche Merkwürdigkeit interessanten Canstadt. Auf der auf einem nahen Rebenhügel liegenden Silberburg aber übersieht man mit einem Blicke die ganze Stadt, das freundliche und gesegnete Thal, und ein weites fruchtbares und schönes Land, das im Nord-Osten waldigte Gebirge umschliessen. Sehr anziehende Gegenstände der Beachtung des Reisenden in der Nähe von Stuttgart waren ehmals die beiden Lustschlösser Solitude und Hohenheim, als sie noch in ihrem Flore standen; aber in ihrem jetzigen Zustande bieten sie nur ein beschränktes Interesse dar. Die Solitude, die anderthalb Stunden von Stuttgart auf einem eine sehr weite Aussicht beherrschenden Bergrücken liegt, wurde von dem Jahre 1763 an von dem Herzoge Carl erbaut, seit 1775 aber von ihm ihrem Schicksale überlassen. Von allen Herrlichkeiten, die einst dort zusammengehäuft waren, ist nichts mehr übrig, als das Schloß mit seinen Nebengebäuden, die es rückwärts in einer halbmondförmigen Linie umgeben. Es ist eines der schönsten Werke der Baukunst, von großem Charakter, ein Oval, an das sich zu beiden Seiten 2 Pavillons anschliessen. In seinem Innern ist besonders der Saal sehenswürdig, der mit einer auf 28 korinthischen Säulen ruhenden und mit einem herrlichen Deckengemälde von Guibal gezierten Kuppel gedeckt ist. — Hohenheim wurde von demselben Herzoge Carl angelegt, als ihm die Solitude anfing zu entleiden, und er brachte hier die letzten Jahre seines Lebens zu. Unter den ländlichen Sitzen der deutschen Fürsten war dieser in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts einer der prächtigsten und geschmackvollsten; aber seit dem Regierungsantritte des Königs Friedrich ward derselbe verlassen, und von den herrlichen Gartenanlagen, Landschaftspartieen, römischen und griechischen Tempeln und Ruinen, englischen Dörfern ꝛc. sieht man jetzt nur noch Trümmer. Das Schloß wurde in den letzten Kriegsjahren als Militärspital gebraucht. Die Stätte ist ein trauriges Bild von dem Unbestande menschlicher Herrlichkeit. — Noch fügen wir einige Worte über die Geschichte von Stuttgart hinzu. Der Name kommt zuerst in einer Urkunde von 1229 zuverläßig vor; aber die Stadt muß damals

schon von einiger Bedeutung gewesen seyn. Denn 1286 belagerte Rudolf von Habsburg den Grafen Eberhard den Erlauchten in ihr geraume Zeit, und die Belagerung endigte mit einem friedlichen Vertrage. Derselbe Eberhard trug aber viel zum Aufblühen der Stadt bei, indem er 1320 seine Residenz, und dann auch das Chorherrenstift von Beutelsbach dahin verlegte. Sehr vergrößerte sie sich aber unter Ulrich dem Vielgeliebten, der in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Eßlinger- und die obere Vorstadt anlegte. Auch die Herzoge Christoph, Ludwig und Friedrich I. verschönerten die Stadt durch Aufführung vieler öffentlichen Gebäude. Aber ihr Umkreis blieb von den Zeiten Ulrichs des Vielgeliebten so ziemlich derselbe, bis auf die Zeit des Königes Friedrich, da die Vergrößerung des Staats auch ansehnliche Erweiterungen der Hauptstadt nöthig und thunlich machten. — Man sehe J. D. G. Memmingers Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen. Mit einer Karte, einem Plane und einem Grundrisse. 8. Stuttg. und Tübing. 1817.

Styl (στύλος), ursprünglich der Griffel, mit welchem die Alten ihre Schrift in harte Materien eintrugen; dann die eigenthümliche Art des Gedankenausdrucks in Sprache oder Bild (daher Styl in der Mahlerei, Bildhauer- und Baukunst), subjectiver Styl; endlich die zweckmäßigste Art des Gedankenausdrucks überhaupt, objectiver Styl. — Alles Geistige strebt nach äußerer Gestaltung, der Gedanke sehnt sich nach seinem Bilde. Er findet es in der Sprache, am unmittelbarsten in der eigentlichen Bilder- und in der Geberdensprache, mittelbarer in der Wortsprache. Wir haben es hier lediglich mit der letztern zu thun. — Wahrheit ist das Grundgesetz aller Sprache, der Gedanke will sich im Bilde in seiner vollsten Eigenthümlichkeit wieder finden. Aber es soll auch für Andre ein Spiegel seyn, der das fremde geistige Leben ihnen treu zurückstrahle, mit andern Worten, es soll auch für Andre Wahrheit haben. Wahrheit ist Correctheit und Schönheit im Bunde, d. h. größtmöglichste Angemessenheit des Bildes zum Gedanken, der Form zur Materie. Wo ein Gedanke innen zum vollen lebendigen Daseyn gekommen ist, da will er sich nicht nur darstellen nach außen, sondern er findet auch, falls ihm der Wortreichthum einer ausgebildeten Sprache zu Gebote steht, ohne Lehre und Beispiel, von selbst die rechte Umkleidung. Künstlichkeit kann nie die Natur ersetzen, und eine nicht aus dem Innern hervorgegangene, mit dem Gedanken selbst gegebene, sondern bloß nach Regel oder Muster von außen angebildete Darstellungsweise ist nur ein nachgeäfftes Seyn ohne wahres eigenthümliches Leben, ohne Kraft und Selbstständigkeit. Bis zu diesem Puncte hat Moritz ganz recht, wenn er die Regel verwirft. Aber er geht zu weit, wenn er sie für völlig untauglich, ja für verderblich erklärt; nicht, indem er den subjectiven und objectiven Styl, wie seine Beurtheiler meinen, verwechselt, sondern, indem er den erstern in jener Vollendung sich denkt, wo er, seine Subjectivität verlassend, in freier Objectivität als Kunstwerk sich darstellt. Wären es immer nur die trefflichsten Geister, die, gleich mächtig des Gedankens wie der Sprache, in Rede und Schrift zu dem Volke sprächen, wie bei den Griechen, dann würden auch wir mit Moritz jede Regellehre des Styls für überflüssig erklären; aber unsre Welt gestaltet sich anders, als die der Alten; die Masse des Lichts, die sonst wenigen hervorragenden Geistern ausschließlich gehörte, hat sich vertheilt, und neben dem Stande der Gelehrten und Dichter hat sich ein Stand der Gebildeten erhoben, dem es, was wenigstens für einen Anfang

höherer Bildung gelten kann, um mündliche und schriftliche Mit
lung eben so zu thun ist, wie jenen. Diesen nun kommt die Lehr
Hülfe, indem sie ihnen nicht nur die allgemeinen Grundsätze für
mündliche oder schriftliche Darstellung an die Hand gibt, sondern
durch Aufstellung besonderer Regeln sie vor Fehlern des Ausdrucks
Einzelnen sichert. Der Inbegriff dieser Grundsätze und Regeln ist
was wir unter dem Namen einer Theorie des Styls verste
Sie geht von dem Grundsatze der Wahrheit aus, d. h. sie f
als erste Bedingung alles stylistischen Ausdrucks die möglichst voll
dige Uebereinstimmung der Rede mit dem Gedanken. Jedes in
vollendete stilistische Erzeugniß nämlich soll, wie es aus dem Gesam
leben eines reichen Gemüths hervorgegangen ist, eben so auch ungeth
auf das ganze Gemüth des Hörers oder Lesers hinüberwirken. Wie
Erkenntniß- und das Empfindungsvermögen bei seiner Hervorbring
thätig waren, so sollen durch dasselbe beide Vermögen auch in An
in Thätigkeit gesetzt werden. Das Erkenntnißvermögen fo
Correctheit, das Empfindungsvermögen Schönhe
und nur in der Verbindung beider ist Wahrheit. Die Correcth
oder die vollkommene Angemessenheit zu den Gesetzen der äußern
scheinung, umfaßt Sprachrichtigkeit, Deutlichkeit und gedrungene K
(Das Gesetz der Vollendung des Gedankens an sich — logis
Correctheit — sollte unsers Bedünkens nicht in die Gränzen
Theorie des Styls herübergezogen werden.) — Die Schönheit,
die Versinnlichung des Gedankens in einer idealischen Form, erhebt
stylistische Darstellung aus dem Gebiete bloß mechanischer Zusamm
setzung in das höhere Reich der Kunst, und äußert sich theils für
äußern Sinn, als Wohlklang in dem harmonischen Verschme
des Einzelnen zu einem dem Ohre wohlgefälligen Ganzen, theils
den innern Sinn 1. als Würde in der Beobachtung des sittlich S
nen durch Vermeidung alles dessen, was gegen die herrschenden
griffe von Anstand und Schicklichkeit verstößt; 2. als Lebhaft
keit in der Erhebung des Unsinnlichen zur sinnlichen Anschauung
die Einbildungskraft vermittelst der Symbolik der Sprache, namen
durch Tropen und rhetorische Figuren. — Die stylistische D
stellung zerspaltet sich in zwei Hauptäste: Prosa und Poesie.
über deren Eigenthümlichkeit die ihnen gewidmeten Art.). Einer j
derselben ist eine dreifache Sphäre gegeben, die man, nach dem V
gange der alten Rhetoren, welche von einem genus dicendi tenue,
dium und sublime sprechen, mit dem Namen der niedern, mi
lern und höhern Schreibart bezeichnet, ohne damit behau
zu wollen, daß ein Werk des Styls sich nothwendig vom Anfange
zum Ende in einer und derselben Sphäre halten müsse. Der Ausd
ist das Erzeugniß des Gedankens, hebt und senkt sich mit ihm.
im Begriffe scheidet sich Manches, dessen Gränzen in der Wirklich
in einander laufen, und der Beurtheilung bleibt es immer erwünsc
ein Gesetz zu haben, woran sie sich halten könne, während der frei
kräftig schaffende Geist sich selbst das Gesetz gibt. — Die Mannich
tigkeit der Verhältnisse, in die das Leben sich verzweigt, und die
aus hervorgehende Verschiedenheit der Zwecke schriftlicher Mittheil
scheint die Eintheilung der prosaischen Darstellung in mehrere
listische Gattungen um so nöthiger zu machen, da einigen
selben gewisse feststehende Formen eigenthümlich sind, die nur durch V
schrift erlernt werden können. Aus dem Beisammenseyn gebildeter
nach Bildung strebender Menschen geht das Bedürfniß des Unterri

hervor, und dieses erzeugt den didactischen Styl; das Verhältniß des Bürgers zum Bürger, gegründet auf gegenseitige Hülfreichung, gibt den Geschäftsstyl; das Bedürfniß der Mittheilung auch gegen entfernte Personen den Briefstyl; das idealische Verhältniß des Menschen zu seinem Geschlecht im Ganzen und Einzelnen bringt die Geschichte hervor, und mit ihr den historischen Styl (s. d. Art.). Früh schon fing man an, die Lehre vom schriftlichen Ausdrucke zu bearbeiten. Unter den Griechen, die sich jedoch in ihren Entwickelungen fast allein auf das Rednerische des Ausdrucks beschränkten, verdienen Aristoteles, Demetrius Phalereus, Dionysius von Halikarnaß, Hermogenes und Longin genannt zu werden; unter den Römern Cicero und Quinctilian. Aber unsern Zeiten erst war der Versuch vorbehalten, die Theorie des Styls philosophisch zu begründen, so wie wir ihnen eine fast unübersehbare Menge von practischen Anweisungen und Methodenlehren verdanken, von denen jedoch nur die wenigsten, mit einem eigenthümlichen Geiste ausgestattet, diesen Zweig des Unterrichts weiter zu bringen im Stande seyn möchten. Mit Glück haben unter uns auf einen oder den andern dieser Zwecke hingearbeitet: Adelung (Ueber den deutschen Styl, 2 Thle. 1785), Snell (Lehrbuch der deutschen Schreibart, 2te Aufl. 1801), Moritz (Vorlesungen über den Styl. Fortgesetzt von Jenisch, 1808), Pölitz (Versuch einer Theorie des deutschen Styls, 2 Thle. 1801, u. m. a. Werke), Heinsius (Teut oder Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts, 4 Thle. 1807 — 1811, u. m. a. Werke) u. A. m. K. F.

Styliten, Säulenheilige, unstreitig die wunderlichsten unter den Heiligen der Christenheit, wurden solche christliche Einsiedler genannt, die eine besondre Bußübung darin suchten, daß sie den größten Theil ihres Lebens auf den Spitzen hoher Säulen zubrachten. Simeon, ein syrischer Mönch, der in der ersten Hälfte des 5ten Jahrhunderts lebte, erfand diese ganz neue Art von Märtyrerthum. Er brachte unweit Antiochien unter freiem Himmel auf einer Säule, deren Spitze kaum zwei Ellen Umfang hatte, neun Jahre zu, sodann versuchte er es mit Säulen von 6, 12, 22, 36 Ellen Höhe, und bestieg endlich eine Säule von 40 Ellen, auf der er 30 Jahre lebte. Daß er doch bisweilen herabgestiegen seyn muß, läßt sich daraus schließen, daß er nicht nur durch Händeauflegen Kranke geheilt und viele Wunder verrichtet, sondern auch Briefe geschrieben und sich in politische Händel gemischt haben soll. Das Beispiel dieses nach seinem Tode canonisirten Schwärmers fand in Syrien und Palästina häufige Nachahmung, und bis in das 12te Jahrhundert hat es dergleichen Styliten gegeben. Im Occident war man aber nie geneigt, dieser seltsamen Bußübung Eingang zu gestatten, und bei jedem Vernünftigen mußte sie schon dadurch allen Werth verlieren, daß die Styliten sich mit ihren Säulen an belebte Straßen stellten, da sie doch ihren vorgeblichen Zweck, dem Himmel auch physisch näher zu kommen, auf einsamen Berggipfeln viel besser hätten erreichen können. E.

Stymphaliden (mythologisch), gewisse Raubvögel, welche von der Stadt oder dem See Stymphalus, bei dem sie sich aufhielten, oder von einem alten Heros Stymphalus, für dessen Töchter sie gehalten wurden, den Namen hatten. Es waren große Raubvögel mit eisernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, von der Größe der Kraniche, und an Gestalt dem Ibis gleich, aber nicht mit gekrümmtem, sondern geradem Schnabel. Ihre Federn konnten sie wie Pfeile fortschießen,

und damit Thiere und Menschen tödten. Sie hielten sich am See Stymphalus auf, wohin sie, wie Pausanias meint, aus Arabien gekommen waren. Wenn dem Mnaseas aus dem alexandrinischen Zeitalter zu glauben ist, so dachte man sie sich auch als halb Weib und halb Vogel, und Einige deuten daher auf einem Denar aus dem valerischen Geschlechte das Bild eines Vogels mit gehelmtem Weiberhaupte, einem Schilde und einer Lanze, für eine Stymphalide. Den Argonauten fügten die Stymphaliden auf der Insel Aretias vielen Schaden zu, verwundeten unter andern den Oileus mit dem Pfeilgeschoß ihrer Federn, und wurden endlich auf den Rath des Phineus durch das Aneinanderschlagen von Spießen und Schilden verscheucht. Eurystheus ertheilte endlich dem Hercules den Auftrag, sie aus ihrem Wohnsitze zu verjagen. Pallas gab ihm zu dem Ende eine vom Vulkan verfertigte Klapper, deren Geräusch sie aus dem Gesträuche emporscheuchte, und in die Flucht trieb. Nach Einigen wurden sie beim Auffliegen vom Hercules mit seinen Pfeilen erlegt.

Styx, ein Bach in Arkadien, der aus einem hohen Felsen bei der Stadt Nonakris entsprang. Sein Wasser wurde für giftig gehalten, und man erzählte, daß es Menschen und Thieren, wenn sie es genössen, schädlich sey, Metalle zerfresse und Gefäße zersprenge. Es soll dagegen kein Mittel gegeben haben, weil es sich gleich nach dem Trinken verhärtete. Der Styx schlängelte sich durch ein Thal, und fiel an der Gränze von Achaja in den Krathis. Die Eidschwüre bei demselben wurden für heilig gehalten. — Styx, eine Nymphe, nach Hesiodus die Tochter des Oceanus und der Thetis, nach Andern des Erebus und der Nacht. Vom Pallas, dem Sohne des Krius, gebar sie den Zelos und Kratos, die Nice und Bia (Eifer, Kraft, Sieg und Stärke); nach Pausanias, von einem gewissen Piras die Hydra, nach Apollodor, vom Jupiter die Persephone u. s. w. Ihre (nach Hesiodus) mit dem Pallas erzeugten Kinder genossen die Ehre, bei Jupiter zu wohnen, und unzertrennlich mit ihm verbunden zu seyn, weil sie mit ihrer Mutter in dem Kriege mit den Titanen dem Jupiter zuerst zu Hülfe gekommen waren. Die Styx selbst wurde mit der Ehre belohnt, daß die Götter bei ihr schwören sollten. Nach einer andern Stelle des Hesiodus wohnte die Styx mit ihren Kindern in der Gegend des Tartarus in einem, von den übrigen daselbst wohnenden Gottheiten abgesonderten Felsenpalaste, oder in einer Grotte, die auf Säulen ruht, und oben mit Felsen bedeckt ist. Aus diesem Felsen sprudelt ein kaltes Wasser hervor, das weit unter der Erde ungesehen hinfließt. Dieser Quell ist ein Arm des Oceans, und zwar der zehnte. Neun nämlich umfließen die Erde und das Meer, und fließen dann in dieses; der zehnte aber (Styx) senkt sich in die Unterwelt hinab, und indem er den Felsen durchdringt, bildet er hier die berühmte stygische Flut. Bei dieser nun schwören die Götter. Dieser Eid wird nicht ohne eine schreckliche Strafe übertreten. Der meineidige Gott wird aus der Gesellschaft der Götter und von Nectar und Ambrosia verbannt, liegt ohne Leben stumm auf einem Lager, und wird vom Schimmel überzogen. Dieser Zustand dauert ein Jahr; darauf muß er noch neun Jahre hindurch andre Plagen erdulden, bleibt bis zum Ablauf dieser Zeit von der Gesellschaft der Götter ausgeschlossen, und nimmt weder an ihren Mahlzeiten noch an ihren Versammlungen Antheil.

Suada oder Suadela, bei den Griechen Pitho (mythologisch), die Göttin der Ueberredungskunst. Theseus verordnete ihre Anbetung in Athen zum Andenken, daß die Einwohner der verschiedenen

Districte von Attica sich von ihm zur Vereinigung in einen Staat bewegen ließen. Auch hatte sie einen Tempel zu Sicyon. Als nämlich Apollo und Diana den Python erlegt hatten, und nach Sicyon kamen, überfiel sie plötzlich eine so große Furcht, daß sie die Stadt wieder verließen, und nach Creta zum Karmanor gingen. Die Sicyoner oder damaligen Argialeer aber wurden von einer Pest überfallen, welche nicht eher aufhörte, als bis sie auf den Rath der Wahrsager den Apoll und die Diana zu besänftigen suchten. Sie sandten sieben Knaben und sieben Mädchen an den Fluß Sythas, auf deren Zureden die Götter nach dem Schlosse von Sicyon zurückkehrten. Übrigens war die Suada nebst den Grazien eine Begleiterin der Venus.

Subah war ehemals ein Titel der Statthalter des Mogols oder Schachs von Indien. In der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts machten sich der Subah von Dekan — dem auch das wegen seiner Diamantgruben bekannte Golconda unterworfen ist — und der Subah von Bengalen von der Oberherrschaft des Mogols unabhängig. Später brachten die Engländer die unumschränkte Regierung von Bengalen an sich, und der Subah dieses Landes hat jetzt nur noch den Titel.

Subalternen werden alle die einem Chef, einem Collegium oder einer Behörde untergeordneten Personen genannt, die die Verordnungen desselben auszuführen, und überhaupt das gesammte Detail des Geschäfts zu besorgen haben. So sind die Kanzelleien Subalternen der Collegien, die Offiziere niederer Grade Subalternen der Corps und Regimenter u. s. w. P. S.

Subhastation (im Gegensatz von Auction) ist die Versteigerung oder der öffentliche meistbietende Verkauf unbeweglicher Güter, so wie Auction hingegen der öffentliche Verkauf von beweglichen (z. B. Mobilien), oder sich selbst bewegenden (Moventien), z. B. Thieren ist. Oeffentliche Versteigerung kann unter der Autorität der Obrigkeit oder auch privatim geschehen. Notorisch insolvente oder zahlungsunfähige Personen können vom Bieten ausgeschlossen werden. Dem Zuschlage muß eine Auffoderung zum Ueberbot vorhergehn, sonst kann jeder Anwesende gegen den Zuschlag protestiren. Immer hat der Meistbietende den Vorzug, außer wenn durch Landesgesetze das Jus primi liciti oder das Recht des ersten Bots eingeführt ist, wornach derjenige, der zuerst auf eine Sache geboten hat, verlangen kann, daß ihm die Sache für eben den Preis, der zuletzt geboten worden, zugeschlagen werde. Er muß jedoch seinen Willen, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, noch vor dem Zuschlage erklären, nur brauche er dann den letzten Bot nicht zu überbieten, sondern bloß zu erklären, daß er das Gebotene auch geben wolle. In Hinsicht eines in öffentlicher Versteigerung erstandenen Gegenstandes findet so wenig von Seiten des Verkäufers, wie des Käufers ein Rechtsmittel wegen außerordentlicher Verletzung (Remedium ex L. 2. C. de rescindenda emtione venditione) Statt. Die Benennung Subhastation hat ihren Ursprung von dem römischen Gebrauch, bei öffentlichen Versteigerungen (sowohl Verkäufen als Verpachtungen) an dem Orte, wo dies geschehen sollte, einen Spieß (hasta) aufzustecken.

Subject, Subjectiv, Subjectivität. — Subject wird in logischer Hinsicht der Grundbegriff eines Urtheils, d. i. diejenige Vorstellung genannt, welcher eine andre als Merkmal beigelegt (Prädicat); oder weil doch in jeder Vorstellung etwas vorgestellt wird, der Gegenstand über welchen man urtheilt (s. Urtheil); in grammatikalischer Hinsicht, das Wort, welches den Haupt-

griff eines Satzes bezeichnet. Dann wird in philosophischer Bedeutung auch das Subject dem Object entgegengesetzt, und bezeichnet dann das vorstellende und erkennende Wesen in dieser seiner Thätigkeit, wiewohl das erkennende Wesen sich auch zugleich zum Gegenstande der Erkenntniß macht, und in so fern Subject-Object genannt worden ist. In der Ethik wird das freie Wesen, entgegengesetzt der Sache oder der unlebendigen Substanz, Subject genannt. Subjectiv heißt nur, was sich auf ein vorstellendes und fühlendes Subject bezieht, und was dem Subjecte angehört, d. h. in der Natur, namentlich in der Erkenntniß- und Gefühlsweise eines einzelnen Subjects, oder in der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens überhaupt seinen Grund hat (s. den Art. Object.) Letzteres ist in gewisser Hinsicht zugleich objectiv, und man redet daher von einer subjectiven und objectiven Vernunft, oder von der persönlichen und der menschlichen Vernunft, welche durch erstere erscheint. In weiterer Bedeutung wird das Subjective und Objective, als das, was sich auf die Thätigkeit des Vorstellenden und was sich auf das Vorgestellte bezieht, entgegengesetzt, und es ist dieses einer der Hauptgegensätze, um deren Lösung die philosophischen Systeme sich drehen, welcher aber mit dem Gegensatze des Idealen und Realen nicht schlechthin zusammenfällt. — Leicht erhellt nun, daß Subjectivität die Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit eines Subjects, und im Gebiete der Aesthetik eine solche Beziehung der Kunstwerke auf das schaffende Subject bezeichnen, vermöge deren sie statt ihren Gegenstand selbstständig und rein im Geiste der Kunst für die allgemeine Anschauung zu bringen, denselben durch eine einseitige und beschränkte Anschauung des Subjects getrübt, und von derselben abhängig darstellen. — Noch wollen wir anführen, daß im gemeinen Leben der Ausdruck Subject von einer Person, namentlich in Hinsicht ihrer Tauglichkeit zu etwas, oder in Hinsicht ihrer in Betracht kommenden Vorzüge und Fehler überhaupt; in der Musik aber von dem Hauptsatze oder Thema einer Fuge gebraucht wird. T.

Sublimat. Der Chemiker belegt mit diesem Namen das Product jeder Verflüchtigung, welches in starrer Form, fest oder pulverig, erscheint. Wird Schwefel in einem verschlossenen Gefäße erhitzt, so erhebt er sich als Dunst, welcher sich am kühlsten Theile des Gefäßes wieder als gelber Schwefel ansetzt. Insbesondre begreift man unter ätzendem Sublimat diejenige Quecksilberbereitung, welche mit Hülfe der Salzsäure zu Stande gebracht wird, aus dem Grundstoffe derselben und Quecksilbermetall besteht, und sehr ätzend und giftig ist. Die Alchemiker des 10ten Jahrhunderts gedenken ihrer zuerst. Fc.

Subordination. Hierunter versteht man die unbedingte Vollstreckung der Befehle der Obern, wenn sie auch der Ansicht desjenigen, der sie auszuführen hat, entgegen wären. Sie hat vorzüglich Anwendung beim Soldatenstand, wo von der schnellen und pünktlichen Ausführung eines Befehls oft sehr viel abhängt, und wo es nothwendig ist, eine große Masse verschiedenartiger Individuen unter drohenden Gefahren immer zusammenzuhalten. Sie wird daher zur ersten und unerlaßlichen Pflicht des Kriegers. Subordinationsverbrechen oder Auflehnungen gegen die Befehle der Obern werden deshalb auch gemeiniglich mit dem Tode bestraft. P. S.

Subscription heißt die Unterzeichnung seines Namens, um sich dadurch zu einer bestimmten Theilnahme, die gewöhnlich in einer Geldzahlung besteht, an einem Unternehmen verbindlich zu machen,

und dagegen gewisse Vortheile zu genießen. Am häufigsten kommt dieser Ausdruck im Buchhandel vor, wo er von der Pränumeration dadurch unterschieden ist, daß man sich bei der Subscription auf ein Werk nur verbindlich macht, ein oder mehrere Exemplare eines Werks, sobald dasselbe fertig ist und geliefert wird, gegen Erlegung des Preises zu nehmen, bei der Pränumeration aber diesen Preis gleich im voraus und noch vor Erscheinung des Werks erlegt. In der Regel sind die Pränumerations- und Subscriptionspreise niedriger als die später eintretenden, und daher dem Käufer vortheilhaft. Der Verleger hat den Vortheil, daß er auf diesem Wege schneller als auf dem gewöhnlichen wieder zu seinem Gelde kommt.

Subsidien. Subsidia hieß bei den Römern das dritte Treffen (Reservetreffen) der Schlachtordnung, welches den beiden vordern Treffen im Fall der Noth zu Hülfe kam; daher Subsidium, figürlich, Unterstützung, ein Hülfsmittel in der Noth. — Subsidien sind Gelder, die vermöge geschlossener Bündnisse oder Tractaten ein Staat dem andern zahlt, um von ihm bei einem mit einem dritten Staate entstehenden Kriege entweder nicht beunruhigt, oder welcher letztere Fall der gewöhnlichste ist, mit einer in den Tractaten festgesetzten Anzahl Truppen unterstützt zu werden. In früheren Zeiten gereichte es einem Regenten nicht zum Ruhme, wenn er von einem andern Subsidiengelder empfing, oder wie man sich damals ausdrückte, in fremdem Solde stand. In den neuern Zeiten hat man darüber ein anderes System angenommen, und allerdings können Subsidiengelder für den Staat, der sie empfängt, als eine außerordentliche Vermehrung der Einkünfte angesehen werden. — In England heißen diejenigen aus den öffentlichen Einkünften herrührenden Gelder, die vorzüglich für die Land- und Seemacht von dem Parlamente jährlich bewilligt werden, Subsidiengelder (Grants, Bewilligungen). — Subsidia charitativa waren bei der ehemaligen Verfassung Deutschlands diejenigen Gelder, welche die unmittelbare Reichsritterschaft dem Kaiser gegen einen Revers bewilligte, von ihren Unterthanen erhob, und dann der freien Disposition des Kaisers überließ. Diese Beisteuer kam unter Carl V. im Jahr 1546 auf.

Substantivum, Nomen Substantivum (Hauptwort), der Name dessen, was als selbstständig gedacht wird, gehöre es nun in den Kreis äußerer, sinnlich vorhandener Gegenstände, wie Mensch, Feld, Baum u. s. w. oder in das Reich der bloßen Begriffe, wie Tugend, Gerechtigkeit, Höhe u. a. Jene heißen mit einem lateinischen Namen Concreta, diese Abstracta. Die ersteren bezeichnen wiederum entweder einen einzelnen (individuellen) Gegenstand zum Unterschied von allen andern gleichartigen, wie Carl, Vesuv, Leipzig, u. s. w. (nomen proprium, Eigenname), oder einen Gegenstand, sofern er einer ganzen Gattung oder Art von Gegenständen zugehört, d. h. mit mehreren gleichartigen Gegenständen gewisse wesentliche Merkmale theilt, z. B. Consul, Dichter, Haus u. a. (nomen appellativum, Gattungsname). Es gibt Gattungsnamen, welche den Begriff einer Menge von Dingen als Einheit bezeichnen, wie Volk, Heer, Wald u. a.; man nennt sie Sammelwörter (nomina collectiva). Einige Gattungsnamen (Diminutiva, Verkleinerungswörter) bezeichnen die Kleinheit des Gegenstandes durch angehängte Sylben, in der lateinischen Sprache durch lus, la, lum, in der deutschen durch chen und lein, in der italienischen durch Endungen, wie ino, uccio, etto u. s. w., in der französischen durch let, lette, in der englischen

[illegible] lein und kin, in der slawischen durch ek, ik u. s. w.; an-
e (augmentativa, Vergrößerungswörter) zeigen die Größe
selben an, wie im Italienischen durch die angehängten Sylben one
) ona, z. B. casa, casone. — In Hinsicht ihrer Bildung zerfallen
Substantiva in drei Classen: 1. Stammwörter: Haus; 2.
sammengesetzte: Hausherr; 3. Abgeleitete: Häuslichkeit.
e Ableitung geschieht theils durch Vor- theils durch Nachsylben. —
ie alles Lebende in der Natur entweder männlich oder weiblich ist,
s Leblose aber geschlechtslos, so bezeichnet auch die Sprache die Art
Geschlechts (genus) oder die Geschlechtslosigkeit durch gewisse
enthümliche Formen: 1. männliche Form, genus masculinum;
weibliche Form, genus femininum; 3. geschlechtslose oder
e sächliche Form, genus neutrum. Diese drei Bezeichnungsar-
finden sich jedoch nicht in allen Sprachen, vielmehr geht die der
schlechtslosigkeit den meisten ganz ab, ein Umstand, der vielleicht in
n Hange jugendlicher Völker, sich alles als belebt zu denken, seinen
und hat. Eben daher mag es kommen, daß selbst diejenigen Spra-
n, welche die geschlechtslose Form haben, dieselbe nicht für alle un-
ebte Gegenstände ohne Ausnahme gebrauchen, dagegen aber oft die
men wirklich lebender Wesen geschlechtslos lassen. — Die mancher-
Verhältnisse, in denen ein Hauptwort im Satze vorkommen kann,
rden theils durch die Form des Wortes selbst, theils durch vorge-
te oder (wie in den morgenländischen Sprachen vorn angehängte Ver-
ltnißwörter (Präpositionen) ausgedrückt. Die Veränderungen (Um-
gungen), die das Hauptwort zu dem Ende erfährt, heißen Beug-
lle (casus), deren eine Sprache mehr, die andere weniger zählt.
as Umbiegen selbst heißt mit einem lateinischen Worte decliniren,
eclination. Die ursprüngliche Form des Wortes (casus rectus,
minativus, Hauptfall) bezeichnet das Subject; die übrigen durch
bbiegung der Endsylben gebildeten Formen (casus obliqui) drücken
e verschiedenen Beziehungen des Hauptwortes zum Prädicate aus. —
les Selbstständige, sobald es nicht Einzelwesen ist, kann unter dem
egriffe der Einheit oder der Mehrheit gedacht werden. Daher die
ahlbezeichnung (numerus) der Hauptwörter. Diese ist in den
eisten Sprachen eine doppelte: Form der Einheit (singularis nu-
erus) und Form der Mehrheit (pluralis numerus). In einigen
nigen Sprachen kommt noch eine dritte, die Form der Zweiheit
lualis numerus) hinzu. Doch haben nicht alle Hauptwörter einen
ural. Die deutsche Sprache zeigt auch hier, wie in so vielen andern
ücken ihre geistigere Natur. Die meisten Sammelwörter, wie Sand,
staub u. a., können nur in der Einheit gebraucht werden; eben so die
eisten Namen abstracter Gegenstände, wie Verstand, Wille u.
w. Ganz anders die in ihrem Wesen ungleich sinnlichere italienische
prache. — Uebrigens können auch andere Wörter, die keine Sub-
antiven sind, unter dem Begriffe der Selbstständigkeit, folglich haupt-
örtlich (substantivisch) stehen, z. B. „Irren ist menschlich;" „das
rhabene ist für wenige, edlere Gemüther;" „Er vergißt über dem
etzt das Vormals." K. F.

Substanz, (Substantia) Substanzialität, Substanziell.
Substanz wird im philosophischen Sinne der Accidenz entgegen-
setzt und bezeichnet das für sich Bestehende, d. i. das Selbststän-
ge und Unwandelbare in den Erscheinungen, was also nicht an einem
ndern ist, noch selbst verändert wird; dahingegen die Accidenz
is an diesem Selbstständigen und Beharrlichen wechselnd Erscheinende

ist, sey dies nun nothwendig oder zufällig (dann Accidenz im engern Sinne). Das Verhältniß der Accidenz zur Substanz wird das Verhältniß der Inhärenz (des Bestehens in einem Andern) genannt, und entspricht dem logischen Verhältnisse vom Subject und Prädicat; denn die Substanz ist das Subject, welchem man die Eigenschaften, Zustände und Verhältnisse als Prädicate beilegt, sie selbst ist das Wesen, welches dieser Veränderungen fähig ist, und trotz dieser Veränderungen dasselbe bleibt. Leibnitz nennt die Substanz dasjenige, was den Grund seiner Veränderungen in sich trägt. Hierauf ist Substanzialität Selbstständigkeit, Wesentlichkeit; substanziell wesentlich, selbstständig. In den Naturwissenschaften und im gemeinen Leben bedient man sich des Ausdrucks Substanz von einem materiellen Wesen, namentlich von einfachen unorganischen Körpern, und den Grundbestandtheilen der organischen, z. B. eine flüssige Substanz. — Eine jede Substanz aber, wenn darunter das Bleibende der Erscheinungen verstanden wird, ist eine relative, d. i. eine solche, die es nur in Hinsicht eines Andern ist, und die nicht schlechthin selbstständig, sondern von einem Urgrundprincip der Dinge abhängig gedacht werden muß. Man hat daher im Gegensatz der relativen Grundwesen, von einer absoluten Substanz, als dem einen Grundwesen aller Dinge gesprochen, und das Verhältniß dieser zu jenen in den philosophischen Systemen verschieden entwickelt. So hat vorzüglich Spinoza die Idee der absoluten Substanz ausgebildet, und ihr das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung als unzertrennliche Attribute beigelegt.

Substitution in Erbschaftsfällen heißt die Einsetzung eines nachfolgenden Erben an die Stelle des ersteren. Sie kann geschehen auf den Todes- oder Nichtantretungsfall des erstern Erben, dann ist es eine directe Substitution; oder sie geschieht so, daß dem erstern Erben aufgetragen wird, die Erbschaft dem Substituten (oder nachfolgenden Erben) zu überliefern, dann ist eine fideicommissarische Substitution vorhanden. Die erstere Art nennt man auch Vulgarsubstitution. Die Pupillarsubstitution hingegen ist die Erbeinsetzung, welche der Vater oder Großvater im Namen und statt seines unmündigen, in seiner väterlichen Gewalt stehenden Kindes vornimmt, auf den Fall, daß dieses in der Unmündigkeit versterben sollte. Die Mutter kann pupillarisch nicht substituiren, wohl aber der Großvater seinen, in seiner väterlichen Gewalt sich befindenden Enkeln, wenn sie nach seinem Tode nicht in die Gewalt des Vaters fallen. Der Vater oder Großvater muß, wenn er pupillariter substituirt, auch sich selbst einen Erben ernennen, der aber nicht der Unmündige zu seyn braucht, sondern auch ein Fremder seyn kann. Die Ernennung seines eigenen Erben und des Erben des Unmündigen muß zu einer Zeit geschehen, obgleich nicht mit doppelten Testamentsfeierlichkeiten. Die Pupillarsubstitution hört auf 1. durch den vor dem Ableben des Testators erfolgten Tod des Unmündigen; 2. durch Erreichung der Mündigkeit; 3. dadurch, daß die väterliche Erbeinsetzung wegfällt; 4. durch Befreiung des Unmündigen aus der väterlichen Gewalt. Die Quasipupillarsubstitution ist die Erbeinsetzung, welche die Aeltern statt eines blödsinnigen Kindes auf den Fall vornehmen, wenn es in der Blödsinnigkeit sterben sollte. Hat das Kind lucida intervalla (solche Zeiten, wo es des Gebrauchs seiner Vernunft fähig ist), so dürfen die Aeltern nicht quasipupillarisch substituiren. Sonst kann aber auch die Mutter es thun.

Sub utraque (sc. forma), ein Ausdruck, womit man das Abend-

l unter beiderlei Gestalt bezeichnet (daher die Hussiten auch Utraqu-
isten hießen) im Gegensatz von sub una, worunter man das Abend-
l unter einerlei Gestalt, der Gestalt des Brotes allein, versteht.
Abendmahl.

Succumbenzgelder heißen diejenigen Gelder, welche eine Par-
entrichten muß, die sich eines devolutiven Rechtsmittels gegen das
heil des Richters zweiter Instanz bedient, und an den Richter der
ten Instanz geht. Bestätigt der letztere das Urtheil der zweiten In-
z, so verliert die Partei die Succumbenzgelder, welche dem Richter
iter Instanz anheim fallen. Diese Gelder wurden vielleicht zur Be-
änkung der Prozeßsucht eingeführt; da man aber diese, durch klare
deutliche Gesetze, nicht aber durch Erschwerung des Rechtsganges
chränken sollte, so verdienten die Succumbenzgelder in allen gesitte-
Staaten abgeschafft zu werden.

Südamerika, oder das, nach seinem Entdecker benannte eigent-
e Amerika (s. d. A.,) die Südseite der neuen Welt, bildet ein
h Süden zugespitztes Dreieck, vom 12° nördlicher Breite bis zum
' 30' südlicher Breite. (Die Inseln Staatenland und Feuerland
der Südspitze und Cap Horn mitgerechnet, bis zum 55°), und vom
' bis 63° westlicher Länge. Es hängt durch die, wo sie am schmal-
n ist, zwölf Meilen breite Erdenge von Panama, welche aus einer
hten bis 612 Fuß hohen, Felsenmasse besteht, wodurch der Durch-
uch des atlantischen Oceans in die 20 Fuß tiefer liegende Südsee bis
t aufgehalten wurde, mit Nordamerika zusammen, und enthält un-
fähr 350,000 Quadratmeilen. Das Land erhebt sich allmählig von
r Küste des atlantischen Meeres an, vorzüglich in der niedern Erd-
ppe (los Lanos) an dem Ufer des Oronoko, bis es zu der hohen
ergkette ansteigt, die an der Westküste, nirgends über 18 Meilen vom
llen Meere entfernt, jäh herabstürzt. Diese Kette, die Anden (von
m peruanischen Antis Kupfer) oder Cordilleras (spr. Cordilhe-
n) von dem spanischen Cordel, Seil, d. i. Kettengebirge genannt,
reicht fast in Polrichtung durch die ganze neue Welt hin, vom Vor-
birge Froward an der magelhaenischen Straße bis zur Landenge von
anama, wo es sich etwas verflacht. Man kennt dies Gebirge vor-
glich durch Humboldt nur unter dem Gleicher genau. Die höchste
ergkuppe liegt in der Gegend vom Chimbo 1° südlich. Hier erhebt
h der Chimborasso, (3627 Toisen) 20,142 Fuß hoch über das
eer. Dieser Porphyrkegel, auf dem kein beseeltes Wesen athmet,
nd den kaum kleine Moose decken, steht auf der 1483 Klafter hohen
bene von Tapia. Humboldt erstieg ihn bis zur Höhe von 3031 Toi-
n. Nördlich dabei liegen der eingestürzte Vulcan Carguirasso u. a. m.
ine zweite Kuppe lagert sich unter 0° um das hohe Thal von Quito,
nit den Spitzen: Cayambe, unter 0° 18,180, Antisana 17,958, Coto-
paxi, ein Feuerberg 17,712 Fuß u. a. m. In dieser Gegend, (im
önigreiche Neu-Granada) befindet sich das höchste Thal Quito,
156 Fuß über der Seefläche, wo Erdbeben sehr gewöhnlich sind. Das
hrecklichste war 1797; es raubte in einer Länge von 30 und einer
reite von 20 Meilen in wenig Secunden 40000 Menschen das Le-
n. In Chili zählt man 14 Vulcane. Auf dem Pichincha neben
uito, 2477 Toisen hoch, zählte Humboldt in nicht vollen 30 Minu-
n 18 Erdstöße. Blickt man in die ungeheuere Tiefe seines kreisför-
igen Schlundes, so unterscheidet man darin mehrere Berge, die neben
nander stehen. Ueberhaupt ist fast das ganze Andenland vom innern
uer durchwühlt; rauchende Schwefelfelder und Schwefelberge zeigen

den weit verbreiteten brennbaren Stoff dieses Landes an. Doch statt Lava und Bimsstein, wie es bei den Feuerbergen Südeuropa's der Fall ist, wird hier wasserstoffhaltiger Schwefel oder kohlenstoffhaltiger Lehm, oft mit einer ungeheuern Menge von Fischen, ausgeworfen. Südlich nach dem Plata hin gibt es auch große Ebenen mit Salz- und Salpeterstrichen, wo das Erdreich nach jedem Regen ganz weiß vom Salpeter anschießt, und wo auch die Quellen und Flüsse salzig sind. Dieses alles, nebst dem diesem Lande bis jetzt wenigstens allein eigenthümlichen Erz Platina (s. d. A.), das in dem zertrümmerten Geröll in den Ebenen nördlich vom Gleicher gefunden wird, setzt einen Mischungsunterschied der unbelebten Erdoberfläche der alten und neuen Welt voraus, welcher vielleicht die Verschiedenheit der belebten Schöpfung in beiden bei gleicher Höhe über dem Pole und dem Meere erklärt. Auch gedeihen in Südamerika die meisten der aus Europa dahin versetzten Pflanzen und Thiere in größerer Kraft und Fülle. — Aus der Gegend der westlichen Einbiegung des Meerbusens von Arica zieht sich nach der östlichen Ausbiegung beim Vorgebirge St. Roque, mannichfach gewunden, durch Brasilien hin, das Gebirge Chikitos (spr. Tschikitos), das die großen Stromgebiete des Plata und des Maranhon (oder Amazonenstromes) durch seine doppelte Abdachung, die östliche südliche und die nördliche, scheidet. Nördlich davon erhebt sich, wie ein abgeschiedenes Eiland, der Gebirgsstock von Guyana, oder westlich das Gebirge Mei, wo der Oronoko entspringt, welcher mit dem Maranhon durch den Cassiquiare und den Rio Negro zusammenhängt, und östlich das Gebirge Tamucaraque. Noch nördlicher, an der Küste des karibischen Meeres, erheben sich die Gebirge von Caracas mit der 7896 Fuß hohen Silla, östlich von der Landenge Panama. Diese drei Bergreihen umschließen ein 50,000 Quadratmeilen großes Binnen- oder Insellland, das östlich vom Meere, südlich vom Maranhon, westlich vom Rio Negro, und nördlich vom Oronoko mit merkwürdigen Wasserfällen (Raudales) umgeben ist. Der Oronoko bildet bei seiner 50fachen Mündung eine Menge, während der Regenzeit wohl 8—12 Fuß tief unter Wasser stehender Inseln, die dessen ungeachtet einem ganzen Indianerstamme zum steten Aufenthalte dienen. Der Maranhon nimmt über 60 Ströme auf, unter andern den Madera, und den mächtigen, durch viele Wasserfälle zur Schiffahrt wenig geeigneten Tokantin. Er entspringt am Fuße des Chimborasso, und fällt nach einem Laufe von beinahe 1000 Meilen durch die fast 40 Meilen breite Mündung ins Meer, wo er noch 18 Meilen weit sein süßes Wasser behält. Auf jener Inselfläche erhebt sich eine Erdsteppe von 14,000 Quadratmeilen kaum 200 Fuß über das Meer; das südöstliche Uferland ist die sumpfigste Gegend der neuen Welt. In Brasilien und im südlichen Theile von Südamerika bilden die drei Hauptströme, der Parana, der Paraguay und der Uraguay, vereinigt, den la Plata oder Silberstrom. Mit dem nördlichsten und westlichsten, dem Paraguay, vereinigt sich der Rio Cuyaba. Der Paraguay ergießt sich in den Parana. Oestlich fallen in den Paraguay der Xejuy, mit dem sich der Aguarey, ein Fluß der Seine gleich, von den Anden her, vereinigt, der sich unter 23° 28′ durch einen perpendiculären Wasserfall von 384 Fuß auszeichnet. Die westlichen Ströme, der Pilcomayo und der Vermejo, kommen an Größe dem Paraguay selbst beinahe gleich. Dreißig Meilen vor dem Ausflusse bildet der Pilcomayo eine Insel gleiches Namens, von etwa 250 Quadratmeilen. Da, wo sich der südlichste Arm des Pilcomayo in den Paraguay ergießt, liegt Assumption, die ehemalige

auptstadt von Paraguay. Der Hauptstrom, Parana, fließt in der
itte der drei Arme des la Plata. Unter seinen Wasserfällen ist der
alto grande bei der jetzt zerstörten Stadt Guaira merkwürdig. Hier
ird der 2000 Toisen breite Strom plötzlich in ein Felsenbette von we-
ger als 100 Toisen eingezwängt. Der große an seinen Ufern befind-
he Sumpfsee Ybera gibt vier Flüssen den Ursprung, wovon zwei sich
den Parana, die andern beiden aber in den Uraguay sich ergießen.
er Zusammenhang dieser beiden Ströme, des Parana und des Ura-
uay, die ihres Gleichen in Europa kaum haben, ist eine dem Schul-
stem sehr widersprechende Erscheinung. Der Uraguay, der süd-
chste der drei Ströme, ist kleiner als die beiden andern Arme des
lata, und entspringt in den Gebirgen von Brasilien. Diese Ströme
erschwemmen jährlich das Land, und bewirken dadurch eine große
ruchtbarkeit. Der Plata selbst fließt südlich und fällt 20 Meilen
eit ins Meer. Außerdem fallen östlich der San Francesco, südlich
Patagonien der Collorado und nördlich in Granada der Magdale-
nfluß, als große Küstenströme, in das Weltmeer. In keinem Theile
r Erde bieten die Flußsysteme so merkwürdige Resultate dar, als in
üdamerika. Man erhält nur dann ein deutliches Bild von der Ab-
eilung von Südamerika, wenn man die Gebiete des Oronoko, des
aranhon und des Plata unterscheidet. S. Faden's Karte von Süd-
merika, 4. Bl. London 1807, und Azara's Voyages dans l'Amé-
que septentrionale, 4. Vol., Paris 1809, mit einem Atlas. Die
ochebenen in Südamerika haben nicht den Umfang der nordameri-
nischen, sondern höchstens 40 Stunden im Umkreise, sind aber höher,
on 8400 bis 9000 Fuß, und durch ungemein tiefe Thäler von einan-
r getrennt. Die niedrigen Ebenen hingegen, Llanos oder Pam-
as, erstrecken sich in einem Raume von 12,000 Quadratmeilen von
er Küstenkette von Caracas bis zu den Wäldern von Guyana, und
is zu dem Delta der Mündung des Oronoko. Dort ist die Ebene ein
nübersehbarer grüner, unter Wasser stehender Wald. Hier ist sie im
anzen baum- und quellenleer. Doch steht hin und wieder die Fächer-
alme zerstreut. In der trocknen Jahrszeit zerfällt die verkohlte Gras-
ecke in Staub, der Boden zerspaltet sich, und Wirbelwinde heben
taubwolken empor, die den Wasserhosen des Weltmeeres gleichen.
elbst das Krokodill und die Boasschlange erstarren und liegen unbe-
eglich im trocknen Letten, bis sie durch die ersten Regen wieder erweckt
erden. Dann aber verwandelt sich die Steppe in kurzer Zeit in eine
ppige Grasflur. Insbesondere zeigt sich in Guyana am deutlichsten,
aß Amerika ein Land zu seyn scheint, das erst spät und lange nach
er Epoche, da die alte Welt gebildet wurde, aus dem Meere geko
nen ist. — Das Clima ist in Südamerika durchaus kühler, als in
ndern Erdtheilen unter gleicher Breite. Selbst unter und im Süden
er Linie ist die Hitze erträglich, weil das Land hier schmal und hoch
st. Die meisten Riesenberge in der heißen Zone sind mit ewigem Schnee
edeckt. Humboldt bestimmt die Schneelinie unter dem Aequator auf
4,779 Fuß. Auf den Cordilleras in Granada und Peru regnet es
aß das ganze Jahr. Auf der Küste regnet und donnert es niemals.
In andern Gegenden wird die Wärme durch die großen sumpfigen Nie-
erungen gemildert, oder durch häufige Regen. So liegen um den
Maranhon Länder, die nur zwei trockne und zehn Regenmonate zählen.
Guyana ist darum ein äußerst ungesundes und lebenverkürzendes Land.
In der 22,348 Quadratmeilen großen Halbinsel Patagonien oder
Magelhaens Land ist die Luft äußerst rauh, der Himmel selten heiter,

die Küsten sind fast immer mit Nebeln bedeckt, und Sturmwinde we-
hen oft fürchterlich. Auf den 1522 Quadratmeilen großen Feuer-
landsinseln sind die Thäler auf der Nordseite in der Nähe hoher
kahler Gebirge mitten im Sommer mit Schnee bedeckt. — Die Eigen-
thümlichkeit des Bodens und des Clima stellt sich nothwendig auch in
den Naturerzeugnissen dar. Vorzüglich ist die tropische Pflan-
zenwelt merkwürdig. S. das große und kostbare bonplandhum-
boldt'sche Werk: Nova Genera et Species Plantarum quas in pe-
regrinatione ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt, Parisiis
1816 fol. In dem Andeslande sind einheimisch unter mehreren an-
dern die Kartoffel, der China- oder Quinquinabaum, von dem man
vierzehn Arten kennt, und 12 bis 14000 Ctr. Rinde jährlich zwischen
dem 2 und 6° südlicher Breite für Europa einsammelt; ferner Cacao,
Vanille und Mais; auch ist der Boden reich an Heil- und Färbe-
pflanzen und an Harzarten. Besonders merkwürdig sind die Arraka-
scha, aus deren Wurzeln man ein mehliges und wohlschmeckendes Nah-
rungsmittel erhält, und die Wachspalme, etwas nördlich vom Glei-
cher, die nur in einem Bezirke von 9 bis 12 Meilen im Umkreise, zu
der erstaunlichen Höhe von 160 bis 180 Fuß wächst. Ueberhaupt sind
aus Amerika allein 87 Palmenarten bekannt, deren Familie sich eben
so durch ihren Nutzen (sie liefern Wein, Oel, Wachs, Mehl, Zucker
und Salz), als durch Schönheit der Formen und Größe des Wuchses
vor allen andern Pflanzenfamilien auszeichnet. Von den Orchiden, der
Hauptzierde der tropischen Pflanzenwelt, hat man in Amerika bereits
244 Arten erforscht. Um den 680 Schuh hohen Wasserfall von Tequen-
dama, den die Bogota bei Santa Fé macht, scheint die Natur ein
Füllhorn von unbekannten Pflanzen ausgeschüttet, und seltenen Thieren
vorgeworfen zu haben. Ganze Wälder sind von Bäumen, Gesträuchen
und Pflanzen so dicht verwachsen, daß nur wilde Thiere, die Wasser
suchen, einige Lücken gebahnt haben. Chili ist überaus reich an Heil-
pflanzen, Weihrauch und nützlichen Bäumen, wie die Cocospalme und
Ceder. In den brasilianischen Wäldern findet man mehr als 80
verschiedene schönfarbige Holzarten zu Tischlerarbeiten und zum Färben
brauchbar (z. B. das Fernambukholz). In dem Niederlande, am
Oronoko, und in den sumpfigen Küstengegenden, wo die lästigen
Moskiten und Vampire hausen, schwitzen bei der großen Hitze und
starken Bewässerung jene berühmten Harze Guajak und Leder- oder
Federharz aus, wovon das letzte von den Einwohnern über thönerne
Formen gezogen, geräuchert, und dann als Flaschen mit andern Spe-
[illegible] gefüllt, nach Europa gesendet wird. Die Pflanzungen in
Guyana liefern alle westindischen Erzeugnisse ohne Dünger und Pflug.
Im französischen Guyana werden die Producte der Molukken- und
Südseeinseln gewonnen. — Im Thierreiche sind den Andenländern ei-
genthümlich die Llama, Guanaco und Vicunna von der Schafform,
und Tapir und Tajassu vom Schweinegeschlecht. Die Vögel sind in
den hohen Gegenden nicht zahlreich, aber mannichfaltig in der Farbe,
wie in der Größe, vom Colibri bis zum Condor; desto reicher ist das
Niederland an Geflügel, so wie an Fischen. Wichtig ist insbesondere
der Wallfischfang, der von der brasilianischen Insel St. Catharina
aus getrieben wird. Der Manati oder die Seekuh ist in den Flüssen
von Guyana so zahlreich, daß das Rudern der Böte durch sie aufge-
halten wird. Am reichsten ist der Fischfang an den Küsten von Chili.
Noch sind merkwürdig die mit wilden Hunden (Alcos) und dem ka-
suarähnlichen Tuju bevölkerten Pampas oder Grasebenen; ferner die

Zitteraale in der Erdsteppe los Llanos: so wie die auf den menschen- und baumleeren Falklandsinseln oder Malouinen befindlichen Pinguinstädte, wo diese Gänse in dem frischgrünen, oft sechs Fuß hohen Pinguingrase dicht an einander ihre Nester anlegen. Auf, den großen Grasebenen zwischen den Armen des Plata bis zum Madera weiden die durch die Europäer dahin verpflanzten wilden Pferde und wilden Rinder zu vielen Tausenden. In der brasilianischen Provinz Rio grande und am Plata werden die letztern bloß der Haut wegen geschlachtet; so groß ist ihre Menge. Giftige Thiere sind besonders auf den Bergsteppen häufig; vorzüglich finden sich auf den Abhängen der Cordilleras oder in der Montanna real in Menge die giftigsten und gefährlichsten Schlangen, z. B. die Klapper-, Amaru- oder Abgottsschlange, die nicht giftige mannsdicke und 30 Fuß lange Abomaschlange in Guyana, u. a. m.; ferner Hundertfüße, Skorpionen, Kröten (z. B. die häßliche Rana Pipa im Oronoko) und Eidexen, die an den größern Ameisen die schlimmsten Feinde haben. In Guyana durchschneiden die Lüfte Schmetterlinge von den buntesten Farben. Die sogenannten Laternenträger leiten mit ihrem hellleuchtenden Kopfe den Reisenden in der Nacht. — Das Steinreich hat dem golddurstigen Europäer die größten Schätze gezeigt. In Brasilien finden sich die größten und schönsten Demanten, die jedoch den orientalischen an Güte nachstehen, hauptsächlich in den Gebirgen von Cujabo, in den Capitanias Minas Geraes und Matto grosso. Man schätzt den jährlichen Ertrag auf 60,000 Karat Demant, nebst 168 Centner gemünztem und Stangengolde, an Werth auf sieben Millionen Thlr. In der Capitania St. Vincent sind Goldgruben; doch wird das meiste Gold aus dem Sande der Flüsse gewaschen. Damit durch die Menge der Demanten der Preis nicht zu sehr sinke, so dürfen die Pächter der Demantgruben nicht über 600 Neger dabei gebrauchen, und müssen den Fund nach Rio Janeiro, an den königlichen Aufseher verkaufen. Die übrigen Mineralien, als Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber, Salz u. s. w. werden, obgleich in Menge vorhanden, wenig aufgesucht. Eine der wunderbarsten Erscheinungen ist in Brasilien der ungeheure Magnetenberg, die sogenannte Serra di Pietade bei Sabara, von einer Capelle der Jungfrau di pietade so genannt, die auf der Spitze in Wolken gehüllt liegt. Von da, wo der Magnetberg auf Thonschiefer aufsetzt, bis zum Gipfel, beträgt die Höhe noch 350 Toisen. Dieser Magnetkegel zeigt merkwürdige Erscheinungen im magnetischen Polaritätwechsel. In Granada und Peru findet man Gold in den Minen um Santa Fe und in der Provinz Quito, und in dem Sande der Flüsse in der Provinz Caracas, Platina in den Bergwerken von Choco und Barbacoas, Silber aber nur in den kältern peruanischen Provinzen häufig; doch sind die Silberbergwerke von Potosi schon längst nicht mehr so ergiebig, wie in vorigen Zeiten. Desto reicher sind die in der Provinz Arica. Quecksilber und Salz wird ebenfalls in Peru gewonnen. Kupfer und Zinn werden aus Lima nach Europa ausgeführt. Im Jahre 179– wurden in der königlichen Münze zu Lima 534,000 Mark Silber und 6380 Mark Gold geschmolzen und gemünzt. Auch in Chili ist fast kein Berg ohne Gold, kein Fluß ohne Goldsand. Die Silbergruben liegen fast alle auf den beschneiten Gipfeln der Cordilleren, was ihren Bau sehr erschwert. Kupfer findet man von der vortrefflichsten Art, jährlich an 20 000 Zentner. Alle übrigen Gaben des Steinreichs sind reichlich vorhanden, wenn sie gleich nicht sorgfältig aufgesucht werden. Nur im Königreiche la Plata sind verhältnißmäßig die Bergwerke von geringer Bedeutung.

— Eben so merkwürdig, als die Pflanzen- und Thierwelt, ist für den Ethnographen in Südamerika die Menschennatur und das Völkerleben. Zu den Ureinwohnern gehört in dem Andenlande der große Stamm der kupferfarbigen Peruer oder Quitschua, deren gegenwärtige Erniedrigung das Verbrechen der Spanier ist. Die äußerlich sich zur catholischen Religion bekennen, heißen Fideles, die noch den Lehren des Inka folgen, Barbaros. Jene schmachten außer der drückenden Kopfsteuer und andern Lasten unter der Mita oder Bergwerkspresse, werden als Unmündige angesehen, und können zu keinem Amte gelangen. Zu den einträglichen Aemtern gelangt nicht einmal ein Creole, geschweige denn ein Mestize. Hierdurch sind die Peruaner von einem hochcultivirten Volke, das seine Ueberwinder an Einsichten und Sitten übertraf, zu einem rohen, unwissenden, armen und trägen Volke herabgesunken. Am Hofe des Königs von Bogota verstanden die Priester eine Mittagslinie zu ziehen, und den Augenblick des Solstitiums zu beobachten. Sie verwandelten das Mondenjahr durch Einschaltungen in ein Sonnenjahr. Spuren von astronomischen Kenntnissen findet man noch unter den Wilden zu Erivan in der Provinz Parima. Die Ruinen der Paläste der Inkas in Cusco und Quito, die über die Cordilleras in Felsen gehauene Landstraße, welche über den 13,800 Fuß hohen Paramo von behauenen Steinen in schnurgerader Richtung nach Cusco geht, ein Werk, das die appische Straße weit hinter sich zurückläßt, die Pyramiden und andere Denkmäler erwecken hohe Begriffe von der Kunstfertigkeit der Peruaner in alten Zeiten. Noch jetzt ist die Inkasprache die gewöhnliche zu Quito und Lima. In Chili sind die Ureinwohner in den Gebirgen eine große, starke Menschenart. Die in den östlichen Thälern der Anden wohnenden Patagonier sind Nomaden. Unter ihnen sind die Araucani und Puelchi gefährliche Nachbarn der Spanier. In Paraguay hatten die Jesuiten unter den Wilden, die in den dichten, und zur Regenzeit fast ganz unter Wasser gesetzten Wäldern lebten, vorzüglich den Guaraniern Colonien angelegt, und die Bekehrten, deren in 32 Flecken 200,000 gezählt wurden, an den Feldbau gewöhnt. Unter ihnen sind die berittenen Indianer, die Abixones, Mocobis, Tobas u. A. die erbittertsten Feinde der Spanier. Im Magelhaens-Lande oder Patagonien unterscheiden die Spanier die Ureinwohner in Pampas, Feldbewohner, und in Serranos, Gebirgbewohner. Sie selbst nennen sich Puelches, Moluches, Thuelches u. s. f., sind beritten, sehr kriegerisch, grausam im Kriege, sehr geschickt im Steinschleudern, und größtentheils Menschen von ansehnlicher Länge, aber keine Riesen. Die Einwohner des Feuerlandes, die Pescherähs, ein munteres, dienstfertiges Völkchen von kaum 2600 Menschen, stehn, stumpfsinnig und gedankenlos, auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung. In Brasilien gehören zu den Ureinwohnern die Tobinambuer, nördlich am Tokantin, ferner die wilden Ouetakapen, die Morosindier u. A. Der Portugiese braucht die Eingebornen zum Rudern, zu andern Dienstverrichtungen hat man sie nicht gewöhnen können. Voll von Liebe zu einer regellosen Freiheit und von Haß gegen die Portugiesen, meiden sie die europäischen Niederlassungen, und machen die Straßen so unsicher, daß zwischen den Städten an der See zu Lande wenig Verkehr ist; dasselbe ist auch in Peru und Granada der Fall. In Guyana heißen die Ureinwohner Kariben und Maipuren; die Omegaer wohnen am See Parima, dessen Ufer aus Kalkstein bestehen, der in der Sonne wie Gold und Silber glänzt; daher das Mährchen vom Goldland Eldorado. Außer den Europäern

(Spanier, Portugiesen, Franzosen, Britten, Niederländer), aus deren Vermischung mit Indianerinnen die Mestizen entstanden sind, gibt es in Südamerika noch Juden und eine große Zahl Afrikaner, meistens Negersklaven. In dem holländischen Guyana haben die Juden große Rechte und Besitzungen; in ihrer Stadt, Juden-Savannah, 10 Meilen oberhalb Paramaribo, wohnen lauter portugiesische Juden. Sie sollen durch die Mißhandlungen der Neger mit Anlaß gegeben haben, daß viele Sklaven in unzugängliche Moräste und Waldungen entflohen sind, von wo sie den Pflanzungen großen Schaden zufügen. Von diesen Maronen-Negern sind zu unterscheiden die verbündeten oder freien Neger an der Plantage Occa und am Saramaccafluß, ungefähr 5000 Menschen, die von der holländischen Regierung als eine freie Nation anerkannt werden, und Geschenke bekommen, dagegen aber verpflichtet sind, keine zu ihnen gelaufenen Neger aufzunehmen, und ihren Capitain vom Gouverneur ernennen zu lassen. — Die gesammte Volksmenge von Südamerika wird auf 9 — 10 Millionen geschätzt. Freie Indianer gibt es überhaupt eine Million. Sie bewohnen eigene Landstrecken in Guyana, z. B. die Kariben, etwa 5000, die Ottomachen, etwa 4000 Menschen, in Peru, wo man wenigstens zehn freie Stämme unterscheidet; ferner in Paraguay, Chili, Brasilien und in Magelhaensland. Sie reden verschiedne Sprachen, unter denen die guaranysche fast überall verstanden wird. Ihre Oberhäupter mit beschränkter Gewalt heißen Caziken. Die meisten Stämme treiben Jagd und Fischerei, oder leben vom Kriege. Feld- und Hausarbeit überlassen sie den Weibern. — Der politische Zustand der südamerikanischen Colonien hat seit zehn Jahren große Veränderungen erfahren. Noch größere stehen ihm bevor. a) Der wichtigste Staat ist Brasilien, mit Einschluß eines Stücks von Guyana bis an den Aravari, des größten Theils des Amazonenlandes, des südöstlichen Peru und eines Stücks vom östlichen Paraguay (vergleiche den Art. und Portugal). Nach dem Decrete des damaligen Prinz-Regenten vom 16ten December 1815, bildet dieser Staat mit Portugal und Algarve ein vereinigtes Königreich. Seit der Ankunft der königlichen Familie in Bahia, die am 19ten Januar 1808 erfolgte, befindet sich der Sitz der Regierung, und die Residenz des Königs Johann VI., der seiner am 20sten März 1816 verstorbenen Mutter Maria folgte, in Rio Janeiro. Die Lage des ganzen Landes ist dadurch sehr verbessert worden. Der Brasilianer fühlt nun seine Wichtigkeit, da die Colonie dem Mutterlande Gesetze vorschreibt. Durch das Decret vom 18ten November 1814 ist allen Völkern die freie Schifffahrt von und nach Brasilien erlaubt. Die Bevölkerung dieses 100,000 Quadratmeilen großen Landes, wovon aber kaum 1500 Quadratmeilen angebaut sind, beträgt jetzt etwa 2,400,000 Einwohner, von denen die Portugiesen der sechste Theil, Mulatten und Neger aber ein Drittheil sind. Bisher bedurfte das Land jährlich eines Nachschusses von 16 bis 20,000 Negern. Die reinen Einkünfte belaufen sich auf 20 Mill. Fl. Die regulären Truppen betragen an 24,000, und die Miliz 50,000 Mann. Die Seemacht zählte im Jahre 1814 fünf Linienschiffe und vier Fregatten. Mit Europa ist die Verbindung des portugiesisch-brasilianischen Hofes durch die Vermählung der beiden Töchter des Königs mit dem König von Spanien und dessen Bruder, so wie durch die Vermählung des Kronprinzen von Brasilien mit der Erzherzogin Leopoldine, Tochter des Kaisers von Oesterreich, welche auf Handel und Wissenschaften gleich vortheilhaft einwir-

ken kann, vielfach enger geschlungen. Die 800 Meilen lange Küste bietet außer der Allerheiligen-Bai und Rio Janeiro nur wenig sichre Häfen an. Die Insel Catharina ist für die Ostindienfahrer ein wichtiger Hafenplatz. — Der Sklavenhandel und die Inquisition sind abgeschafft, zum Theil schon als Folge des am 19ten Februar 1810 zu Rio Janeiro zwischen England und Portugal abgeschlossenen Vertrages, nach welchem die Engländer Kriegsschiffe in den Häfen von Brasilien bauen und ausbessern können. Zur nähern Kenntniß dieses der europäischen Cultur jetzt mehr als je zugänglichen Landes haben Engländer und Deutsche das Meiste beigetragen. Der erste, der es genau erforschte, war der große deutsche Fürst, Moriz von Nassau, 10 Jahre lang Statthalter in Bahia; er ließ durch seinen deutschen Leibarzt Markgraf alle Merkwürdigkeiten jener Küste genau zeichnen und abmahlen. Dieses Werk befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Naturhistorische Forschungen haben in der neuesten Zeit der Graf Hofmannsegg und dessen Freund Gomez in Bahia angestellt. Der Prinz von Neuwied bereis't noch jetzt das Land; und die einsichtsvolle Thätigkeit andrer Deutschen in portugiesischen Diensten, wie der Oberstlieutenant von Eschwege, Begründer der nassen Pochwerke und Aufseher des königlichen Mineraliencabinets in Rio Janeiro, der Major von Fellner, und der Hofrath Langsdorf, läßt wichtige Aufschlüsse über die Beschaffenheit dieses Landes erwarten. Auch Heinrich Koster, dessen Letters in Brazil from Pernambuco to Seara ein treues Sittengemählde enthalten (London 1816, mit Kupfern), ist ein Deutscher. Damit vergleiche man die schätzbaren Werke von Lobo da Silveira, Stockholm 1809, von Lindley, London 1805, von Mave, London 1814, und Southey's History of Brazil. I. Lond. 1810. 4. — Was der Hof von Brasilien bei der immer mehr um sich greifenden südamerikanischen Revolution für eine Stellung gegen die Republik von Buenos Ayres nehmen werde, ist noch nicht bekannt. Indeß hat derselbe, unter dem Vorwande der Sicherstellung der bisherigen Gränze der spanisch-portugiesischen Besitzungen, Monte Video in Besitz nehmen lassen. Das endliche Schicksal der Republik Buenos Ayres wird auch über Monte Video entscheiden. — b) Das französische Südamerika begreift einen Theil von Guyana zwischen den Flüssen Maroni und Araovari, mit der Insel und Stadt Cayenne, nördlich vom portugiesischen Guyana. Es besteht aus etwa 50 Pflanzungen, unter denen Gabrielle der hieher verpflanzten Gewürznelken wegen bemerkenswerth ist. Auch gedeihen der Zimmt-, der Sago-, der Brotfruchtbaum u. a. m. Portugal war bis 1816 im Besitze des französischen Guyana. — c) Von dem vormals holländischen Guyana gehören seit 1814 die Niederlassungen zu Essequebo, Demerary und Berbice den Engländern. Sie haben zusammen etwa 3000 Weiße, 1200 Freie und 23,000 Sklaven. Die Niederländer besitzen also nur noch Surinam, die wichtigste. Das Ganze ist ein Denkmal des holländischen Fleißes. Ein unermeßlich großer Sumpf, mit Wurzelbäumen bewachsen, ist, nachdem das Holz abgeschlagen worden, durch Canäle und Gräben ausgetrocknet, mit Dämmen umgeben, und in Gärten umgeschaffen, welche mit schönen Gebäuden geziert sind. Man zählt in Surinam über 400 Pflanzungen, die von 7000 Europäern und 70,000 Negersklaven, ohne die Besatzung, bewohnt werden. Aus dem Hafen Paramaribo, einer Stadt, wo der Statthalter wohnt, werden jährlich über 24 Mill. Pf. Zucker ausgeführt. Die Brüdergemeinde unterhält hier eine Mission unter

den Negern und Indianern. — Das spanische Amerika war bisher in neun große, von einander unabhängige Statthalterschaften und Königreiche abgetheilt, die zusammen 235,652 Quadratmeilen mit 15,820,000 Menschen enthielten. Zwei davon (große von den Cordilleren durchschnittene Hochebenen), Neuspanien und Guatimala, gehören zu Nordamerika: 1. Neuspanien, mit dem größern Theile von Altmexico, ganz Neumexico, und den beiden Californien, ist die wichtigste unter allen, und nach Humboldt 42,652 Quadratmeilen groß, mit 7,550,000 Einwohnern. Der Vicekönig hat seinen Sitz zu Mexiko. Die Einkünfte der Krone schätzte man auf 40 Mill. Fl., wovon 11 aus dem Bergregal. In 36 Bergbezirken betrug die jährliche Ausbeute aus 500 Minen über 44 Mill. Fl. an Gold und Silber; die Ausfuhr überhaupt über 56 Millionen. 2. Das Generalcapitanat Guatimala, ein zum Theil ungesundes Tropenland mit dem 444 Quadratmeilen großen Nicaragua-See, gränzt durch die Erdenge von Panama an das spanische Südamerika. Auf 15,498 Quadratmeilen wohnen etwa 1 1/2 Millionen Menschen. Die Hauptstadt ist Guatimala. Wichtig sind die Perlenfischerei am Isthmus von Panama, der Purpurschneckenfang, der Indigo-, Zucker- und Bergbau u. s. f. 3. Das Generalcapitanat Havana besteht aus der Antilleninsel Cuba und den beiden Floridas, einer Halbinsel in Nordamerika, mit 692,000 Einwohnern auf 1114 Quadratmeilen. 4. Das Generalcapitanat Puerto Rico besteht aus der Antilleninsel d. N., aus den zwei spanischen Jungferninseln und dem spanischen Antheile von St. Domingo; zusammen 1010 Quadratmeilen mit 439,000 Einwohnern. (Vergl. d. Art. Westindien.) — In Südamerika liegen: 5. das Königreich Neugranada, ein Tropenland, das Erderschütterungen und Orkanen unterworfen ist, von 64,956 Quadratmeilen, mit 1,600,000 Menschen. Es hat unter allen Colonien die reichsten Goldminen, mit einer jährlichen Ausbeute von 18,000 Mark; an Werth 5,250,000 Fl. Der Vicekönig hatte bisher seinen Sitz zu Santa Fe de Bogota. Außerdem sind wichtige Städte Cartagena und Quito. 6. Das Generalcapitanat Caracas, ein theils von Bergen umzogenes, theils mit ungeheuern Llanos angefülltes Tropenland, mit ewig milder Frühlingsluft und frei von giftigen Insecten, enthält mit dem spanischen Guyana 23,242, ohne Guyana 12,960 Quadratmeilen mit 900,000 Einwohnern, worunter 218,000 Neger. Die Ottomaken, zu deren Nahrungsmitteln auch eine fette Thonerde mit gehört, die Kariben und Aruwaken sind unabhängig im Besitz des innern Landes geblieben. Die Pflanzungen liefern vorzüglich Cacao, jährlich 120,000 Centner, und Tabak mehr als eine Mill. Ct. Die Viehzucht ist sehr bedeutend, der Bergbau gering; der Handel lebhaft, vorzüglich der Schleichhandel mit der britischen Insel Trinidad. Durch die Revolution sind die Hauptstädte Caracas, Maracaibo, Cumana, San Thome, und die Insel S. Margareta im karibischen Meere, der Schauplatz eines grausamen Bürgerkrieges geworden. — 7. Das Königreich Peru, ein weites, zwischen den Andes und dem Weltmeer liegendes Thal, ist in den Valles an der Küste sumpfig und fruchtbar, auf den Sierras steinig und minder fruchtbar. Die Größe berechnet Fischer zu 44,650 Quadratmeilen. Die Volksmenge mit dem Chiloe-Archipel wird auf 1,500,000 geschätzt. Der Vicekönig wohnt zu Lima. — 8. Das Generalcapitanat Chili, ein schmales Küstenland, das herrliche Thäler und Ebenen einschließt, von 10,440 Quadratmeilen, mit 750,000 Einwohnern. Der Generalcapitain hat abwechselnd seinen Sitz zu San Jago und Concepcion. 9. Das Königreich Rio de la Plata,

oder Buenos Ayres, eine ungeheure, durch die Cordilleras von Chili und Peru geschiedene Niederung, mit einzelnen Hügelreihen von etwa 500 Fuß Höhe; südlich am linken Plataufer ohne Waldungen, auf dem rechten Pampas und dichte Wälder. Das Land nebst den Falklandsinseln hat auf 52,076 Quadratmeilen 989,000 Einwohner. Die Hauptstadt Buenos Ayres ist ein Stapelplatz für die europäischen Kunsterzeugnisse, die von hier zu Lande nach Peru und Chili geschafft werden. — Spanien ist in Gefahr, alle diese reichen Colonialstaaten nach und nach zu verlieren. Das Volk befindet sich in sichtbarer Gährung, und sein Wunsch nach Unabhängigkeit ist allgemein. Bei den empörenden Bedrückungen, welche sich die europäischen Spanier gegen die Eingebornen erlauben, läßt sich diese Erscheinung, welche von welthistorischen Folgen seyn muß, leicht erklären. In allen Zweigen der Verwaltung herrschte die gröbste Willkür; die Regierung war vollkommen militärisch; das Volk in unbedingter Abhängigkeit von den Statthaltern; die dem Namen nach bestehenden Behörden aber waren aller Orten nur leere Formen; selbst die Gerechtigkeitspflege war durchaus willkürlich; nur die Geistlichkeit, vornehmlich die höhere, behauptete noch eine gewisse Unabhängigkeit; dagegen aber waren die Weltgeistlichen der untern Classen beinahe sämmtlich Eingeborne, ohne alle Aussicht, ihre Lage je verbessert zu sehen; sie sind daher am meisten gegen die Spanier aufgebracht, und zur Verbreitung der Insurrection vorzüglich thätig. Der Aufstand in Caracas und Venezuela, in Mexico und am la Plata, zum Theil selbst in Peru nimmt einen immer drohendern Charakter an, welcher an eine friedliche Aussöhnung mit dem Mutterlande nicht glauben läßt. In Tucuman hat sich der Congreß der Republik von Buenos Ayres, in Piruaran der Congreß der unabhängigen Mexicaner versammelt. Caracas und Venezuela scheinen jetzt die Ketten, welche der grausame General Morillo und der Inquisitor Torres ihnen aus Europa brachten, zum zweitenmale zu zerbrechen. Das einzige spanische Westindien, Cuba, Portorico und die Floridas, sind noch nicht von diesem Brande der Freiheit ergriffen. Von Domingo und Cuba ging der spanische Despotismus aus, um Amerika zu entvölkern. Dort wird er zuletzt ersticken. Daher kann die Geschichte des spanisch-amerikanischen Freiheitskrieges am schicklichsten bei dem Artikel Westindien erzählt werden. Vergl. übrigens die Art. Miranda und die einzelnen Länder von Amerika. K.

Südermannland, s. Schweden.

Südersee, ein Meerbusen des deutschen Meers, 15 Meilen lang und 10 Meilen breit. (S. Holland.)

Sudeten, ein Gebirgszug, der, wie aus dem Ptolemäus erhellet, schon den Alten bekannt war; an der Seite desselben wohnten die Hermundurer. Jetzt begreift man im weitern Sinne unter Sudeten das lausitzer, Riesen- und etwa das mährische Gebirge; im engern nur das Riesengebirge mit seinen nächsten Fortsetzungen nach den Karpathen und der Lausitz. Der höchste Gipfel derselben ist die Schneekoppe, 4949 pariser Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Südländer werden im weitern Verstande alle diejenigen Länder und Inseln genannt, welche an und auf der Südsee liegen. Im engern Sinne nennt man Südländer die Länder von Süd-Europa.

Südlicht oder Australschein ist eine dem Nordlicht ähnliche Erscheinung am Südpol. Nachdem man lange eine solche in dieser Gegend vermuthet, da man das Nordlicht am Nordpol kennen gelernt, bemerkten das Südlicht plötzlich die Seefahrer unter Cook und Forster

Jahre 1773 zwischen dem 58sten und 60sten Grad südlicher Breite
rklich, und beobachteten dasselbe mehrere Tage hinter einander. Nach
olina werden die Südlichter auf den Inseln von Chili nicht selten
sehen.

Südpreußen, ein ehemals zu Großpolen gehöriges, und im J.
93 davon abgerissenes, und dann zur Krone Preußen gehöriges Land.
eine Gränzen waren: nach Morgen die Weichsel, mit Ausnahme ei-
s kleinen Districts auf der rechten Seite derselben, bis an den Bug
arschau gegenüber, nach Abend Schlesien und die Neumark, nach
ittag Westgallizien, bis an den Fluß Pilica, und nach Mitternacht
e Neumark nebst dem Netzdistrict. Der Flächenraum dieses Districts
trug 958 Quadratmeilen. An Flüssen hatte das Land: die Weichsel,
artha, Bzurra, Prosna und Obra; außerdem mehrere Seen. Die
evölkerung von 1803 schätzte man zu 1,387,800 Seelen. Der größte
heil der Bewohner dieses Districts sind Polen, obschon es hier auch
e Menge Deutsche und Juden gibt. Die ersteren sind meistens Ca-
oliken, die Deutschen größtentheils Protestanten. Im Departement
n Warschau gibt es vorzüglich viele Griechen. Das Land ist sehr
egnet, und eines bessern Anbaues fähig; aber noch sind zu viele
rüche und Sümpfe. Im Ganzen nimmt man, wiewohl offenbar nach
iem zu geringen Anschlage, das sechste Korn als Fruchtertrag an.
ie Producte bestehen in Waizen, Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen, Lin-
, Wicken, Hirse, Buchwaizen, allen Arten von Gartengewächsen,
bst, Vieh, Wolle, Flachs, Holz u. s. w. Die hiesigen Pferde haben
ht die Güte der in den übrigen südlicher gelegenen Provinzen von
len. Der Ackerbau wird meist mit Ochsen betrieben. Die Schaf-
cht ist nur gegen Schlesien hin bedeutend, und die Wolle wird im
nde verarbeitet. Ueberhaupt sind Wollen- und Leinweber die einzigen
brikanten im Lande, und die erstern liefern viele grobe und Mittel-
her. Ganz Südpreußen wurde früher in die Departements Posen,
lisch und Warschau geschieden. Durch den tilsiter Frieden kam es
n Herzogthum Warschau. Nach Beendigung des Befreiungskriegs
rte ein Theil unter dem Namen „Herzogthum Posen" wieder an
eußen zurück, das übrige steht beim Königreich Polen unter russischer
rrschaft.

Südsee wird auch das große Weltmeer, das stille Meer genannt.
re Theile sind unter andern: das kamtschatkische und anadyrsche
eer, der penschinskische Meerbusen, das japanische, chinesische, das
be Meer, der nördliche Archipelagus u. s. w. — Sie heißt auch das
lle Meer, und für eine gewisse Gegend mit Recht; denn vom 12ten
ad südlicher bis zum 5ten Grad nördlicher Breite, nicht aber außer-
lb dieser Zone, wird ihre Oberfläche durch keine Stürme beunruhigt.
ergl. d. Art. Australien.)

Südseeländer, s. Australien.

Suetonius (Cajus Tranquillus), aus einer plebejischen Familie
sprossen, hatte zum Vater den Suetonius Lenis, welcher Kriegstribun
r. Er ward unter Nero's Regierung geboren, und widmete sich den
önen Wissenschaften, im Sinne der damaligen Zeit, d. i. der Rheto-
und Grammatik. Als Rhetor führte er auch gerichtliche Prozesse,
d zeichnete sich aus, so daß der jüngere Plinius ihn sehr schätzte,
d mit großen Beweisen seiner Achtung und Freundschaft überhäufte.
rch die Vermittelung dieses Beschützers und Lieblings der Musen
ielt Sueton das Tribunat, und das Recht der drei Kinder (jus
um liberorum), ungeachtet er in einer kinderlosen Ehe lebte. Die

Briefe des Plinius enthalten außerdem noch manche Aeußerungen der herzlichsten Freundschaft, welche auf den moralischen Werth des Suetonius das günstigste Licht werfen. Nach dem Tode des jüngern Plinius, seines Freundes und Gönners, ward er bei dem Kaiser Hadrian Geheimschreiber (magister epistolarum). Doch verlor er diese Stelle, da er, nach dem Ausdruck des Spartianus im Leben des Hadrian, zu viel Vertraulichkeit der Kaiserin Sabina, gegen des Hadrians Willen, bewiesen hatte. Er zog sich nun in die Einsamkeit des gelehrten Stilllebens zurück, und wendete wahrscheinlich diese Muße zur Ausarbeitung seiner historischen Werke an, zu welchen er, als Secretär des Kaisers, die besten Materialien zu sammeln Gelegenheit gehabt hatte. Er schrieb mehrere Werke, welche aber verloren sind. Wir besitzen noch von ihm die Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Imperatoren, vom Julius Cäsar an. Es sind also in diesem Werke Julius Cäsar, Octavianus Augustus, Tiberius, Cajus Caligula, Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius, Vespasianus, Titus und Domitianus geschildert, und zwar nicht bloß als Kaiser, sondern auch als Menschen. So wenig diese Gemählde von Seiten der Kunst sich auszeichnen, so wichtig sind sie als Materialiensammlungen. Sie enthalten eine große Menge der interessantesten und lehrreichsten Notizen aus der Geschichte dieser Kaiser, und geben sehr oft, wenn alle andre Schriftsteller uns verlassen, die wichtigsten Aufschlüsse. Dabei tritt der günstige Umstand ein, daß diese Erzählungen größtentheils das deutliche Gepräge der Wahrheit an der Stirn tragen, indem sie nicht nur mit den bewährtesten Historikern der damaligen Zeit, die wir besitzen, übereinstimmen, sondern auch durch ihre innere Wahrscheinlichkeit und ihren Zusammenhang mit dem bekannten Charakter des Geschilderten als glaubwürdig erscheinen. Wir sind dem Suetonius für diese Lebensgemählde sehr viel Dank schuldig; denn durch kein andres Werk des Alterthums werden wir so genau mit den merkwürdigen Personen, die im ersten Jahrhundert vor und nach Chr. Geb. das römische Volk beherrschten, bekannt, als durch diese Biographien. Alles, was ihr Geschlecht, ihre Aeltern, ihre Geburt und Jugendbildung, ihr öffentliches und häusliches Leben, ihren Charakter, ihre Sitten und Gewohnheiten, ja selbst ihr Aeußeres betrifft, ist mit befriedigender Ausführlichkeit in einfach klarer und ungekünstelter Schreibart dargestellt, und sie gewähren daher nicht nur eine sehr belehrende, sondern auch anziehende Unterhaltung. Er steht zwischen der oft ermüdenden Weitschweifigkeit und philosophischen Leere des Plutarch und der trocknen Kürze des Aurelius Victor in der Mitte, und ist für uns wirklich ein goldener Schriftsteller. Die beiden andern Werke, welche seinen Namen tragen, nämlich das Buch von berühmten Rednern, und die Auszüge aus der Schrift von den Dichtern, sind theils nicht vollständig, theils unbedeutend. Die besten Ausgaben des Suetonius sind die von Burmann (Amstel. 1736, Vol. II. 4.) von Oudendorp (Leiden 1751, Vol. II. 8.), von Wolf (Leipzig 1802, 4 Thle. 8.), von Baumgarten-Crusius (Leipzig 1815, bis jetzt 2 Theile, 8.). Sehr brauchbar ist auch die Bearbeitung für Schulen von Breini (Zürich 1808, 8.), welche viele sacherklärende Bemerkungen enthält. In das Deutsche sind die zwölf Lebensbeschreibungen von Ostertag übersetzt worden (Frankfurt a. M. 1788 — 1789, 2 Bde. 8.). Doch verdiente der wackere Suetonius wohl eine sorgfältigere und ausgearbeitetere Uebersetzung. Kl.

Sueur (Eustache le), ein berühmter französischer Mahler, geb. 1617 zu Paris, gestorben daselbst 1655, studierte unter Simon Vouet,

den er bald durch die Vortrefflichkeit seiner Talente übertraf. Dieser gelehrte Künstler verließ sein Vaterland nie, und doch zeugen seine Werke von einem feinen, nach den größten italienischen Meistern und den Antiken gebildeten Geschmack in Hinsicht auf die Zeichnung. Durch Mühe und Nachdenken gelangte er, von seinem vorzüglichen Genie unterstützt, zu einer hohen Stufe als Künstler, und er würde in dieser Hinsicht vollkommen geworden seyn, wenn er den Pinsel der venetianischen Schule, und seine Farbengebung mehr Kraft und Wahrheit gehabt hätte. In seinen Darstellungen herrscht eine edle Einfachheit und das Prachtvolle, welches Raphaels Gemählde so sehr auszeichnet. Seine Ideen sind erhaben, sein Ausdruck bewundernswürdig, und seine Stellungen gut contrastirt. Er mahlte mit ungemeiner Leichtigkeit, und man bemerkt in seinen Pinselstrichen eine eigenthümliche Freiheit und Frische. Seine Gewänder sind besonders mit großer Kunst gezeichnet. Dabei besaß le Sueur jene Einfachheit und Rechtlichkeit des Charakters, und jene wirkliche Frömmigkeit, welche den künstlerischen Talenten einen so hohen Werth geben. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind zu Paris. Das kleine Karthäuserkloster hatte er mit herrlichen Gemählden geschmückt, die aber von neidischen Menschen verstümmelt wurden. Sie stellen in zweiundzwanzig Schilderungen, die jetzt im Saal des Senats sind, das Leben des heiligen Bruno vor, woran unser Künstler drei Jahre lang arbeitete. Man bewundert darin besonders den Schlummer des Heiligen, seine Weigerung, die Bischofswürde anzunehmen, die Predigt des Canonicus Raymund, und den Tod des Bruno in den Einöden Calabriens. Auch wird ein anderes Gemählde von le Sueur sehr geschätzt, welches eben jenen Heiligen darstellt, wie er für sich und seine Gefährten die große Karthäuserkirche bei Grenoble, und die Zellen, worin sie der Welt gänzlich vergessen sollen, bauen läßt. Die Anordnung ist edel und einfach, die Stellungen der Arbeiter sind mit der äußersten Richtigkeit gewählt; auch war es ein großes Verdienst le Sueurs, nichts Uebertriebenes darzustellen. Sein Hauptwerk ist das Gemählde des heiligen Paulus, wie er zu Ephesus predigt; es befindet sich im Museum zu Paris, so wie auch die Messe des heiligen Martin u. a. Die Gemählde, womit er drei Säle im Hotel Lambert schmückte, sind durch die Dichtung und die Feinheit der Ideen sehr merkwürdig. Diese schöne aus neunzehn Stücken bestehende Reihe von Gemählden ist bekannt unter dem Namen des Cabinets der Musen und des Salon der Liebe. Es war sein letztes Werk. Er starb 38 Jahr alt. Nach seinen Werken haben mehrere Kupferstecher gearbeitet.

Sueur (le), ein berühmter Componist, war vormals kaiserlicher Capellmeister zu Paris. Er wurde etwa 1760 zu Abbeville geboren, früh in der Tonkunst und andern Wissenschaften unterrichtet, und erhielt, obgleich er nicht Geistlicher war, schon sehr jung die Capellmeisterstellen an mehreren Kirchen in Paris, und endlich an der Metropolitankirche daselbst. Hier machte er sich bald durch mehrere Messen und Oratorien bekannt, den größten Ruhm erwarben ihm aber seine theatralisch-musikalischen Arbeiten, wozu ihm sein Freund Sacchini die erste Anleitung gab. Seine Opern: Paul et Virgine, Télémaque, la Caverne u. a. wurden mit dem größten Beifall aufgenommen, wegen der zweiten wurde er öffentlich in einer Sitzung des Lyceums (1796) hervorgerufen, und ihm der Kranz der Erkenntlichkeit dargereicht. Nachher ward er zu einem der fünf Administratoren des Conservatoriums, und 1804 an Paesiello's Stelle zum Capellmeister des ge-

wesenen Kaisers Napoleon ernannt. Unter seinen neuesten Opern zeichnete sich die unter dem Titel: Die Barden, vorzüglich aus.

Sueven nannte man vor der christlichen Zeitrechnung eine Anzahl unter einander verbundener Völkerschaften, die den größten Theil Deutschlands bewohnten; die Hermunduren, Semnonen, Longobarden, Angeln, Vandalen, Burgunder, Rugier und Heruler waren die bedeutendsten derselben, oder doch die, welche uns am meisten bekannt geworden sind. Sie wohnten anfangs zwischen der Weichsel und Oder, breiteten sich über die Elbe aus, und zu Cäsars Zeit selbst bis an den Neckar und Rhein. Ihren Namen sollen sie, wie Tacitus sagt, von dem langen Haare, welches sie, als Nationalkennzeichen, in einen Zopf oder Schweif gebunden trugen, erhalten haben. Sie scheinen einige besondere Religionsceremonien gehabt zu haben; übrigens waren ihre Sitten und Verfassung denen der andern deutschen Völker ähnlich. Bei der großen Völkerwanderung gingen Sueven mit Alanen und Vandalen vereint nach Gallien, drangen im Jahr 409 über die Pyrenäen in Spanien ein, und theilten mit den Vandalen die Provinzen Gallicien und Altcastilien. Nachdem die Vandalen nach Afrika übergegangen waren, breiteten sich die Sueven weiter aus, selbst bis in das heutige Portugal. Ihre Eroberungssucht verwickelte sie in Kriege mit den Römern und Westgothen; sie wurden von den letztern im J. 586 völlig überwunden, und von der Zeit an verschwand ihr Reich und selbst ihr Name ganz aus der spanischen Geschichte. Die in Deutschland zurückgebliebenen Sueven erschienen im 5ten Jahrhundert unter den Namen Schwaben, mit den Alemanniern verbunden, zwischen dem Oberrhein und dem Main, um den Neckar, die Donau und den Lech. Sie sind die Stammväter der heutigen Schwaben. Vom 8ten Jahrhundert an standen sie unter der Oberherrschaft der fränkischen Könige, und wurden durch Herzoge regiert. Das Land, das sie besaßen, war in verschiedne Gaue (pagi) eingetheilt, deren Benennungen zum Theil noch jetzt übrig sind, erstreckte sich aber weiter, als der ehemalige schwäbische Kreis.

Suez, eine kleine und schlechtgebaute aber berühmte Stadt in Aegypten, an einem Meerbusen, welcher der nördlichste des rothen Meeres ist. Von dieser Stadt aus treiben die Türken einigen Handel nach Mecca und nach dem südlichern Mocha, um Caffee zu holen. Die Spitze des Meerbusens, an welchem sie liegt, ist aber so seicht, daß man beim niedrigen Stande des Wassers ohne Gefahr durchwaten kann. Sie liegt in einer sandigen und wüsten Gegend, hat sehr schlechtes Wasser, und ist auf alte Weise befestigt. Von ihr hat die Landenge zwischen dem mittelländischen und rothen Meere, welche Asien mit Afrika verbindet, den Namen.

Suffragan heißt jedes zu Sitz und Stimme (suffragium) berechtigte Mitglied eines Collegiums von Klerikern, sey es eine Synode von Bischöfen unter einem Erzbischof, oder von Pfarrern unter einem Bischof, oder ein Ordenscapitel unter einem Provincial, oder ein Convent unter einem Abt; vorzugsweise jedoch wird der einem Erzbischofe untergeordnete Bischof dessen Suffragan genannt. E.

Suffragium die Stimme, welche Jemand bei irgend einer vorzunehmenden Handlung zu geben das Recht hat, hieß besonders zu Rom ein Vorrecht, das jedem römischen Bürger in den Comitien bei Einführung oder Abschaffung eines Gesetzes, bei Besetzung eines Amtes, oder sonst in ähnlichen Angelegenheiten zustand. Die Bürger versammelten sich bei einem solchen Falle auf dem Marsfelde, und Jeder ging zu seiner Centurie, welche nun nach der Reihe sich in den dazu

bestimmten Platz, Ovile genannt, verfügte. Gleich bei dem Eingange dazu befanden sich kleine Brücken, auf welchen gewisse Leute (diribitores) ihnen Täfelchen zum Stimmen austheilten, und zwar, wenn ein Gesetz eingeführt werden sollte, zwei Täfelchen, eines mit den Buchstaben U. R. (Uti rogas, dem Antrage gemäß), das andre mit dem Buchstaben A (antiquo, ich lasse es beim Alten): oder, wenn es ein zu besetzendes Amt betraf, so viel Täfelchen, als Wahlcandidaten dazu vorhanden waren, um den Namen desjenigen, den man dazu haben wollte, darauf zu schreiben. So wurden nun die Stimmen gesammelt, und nach deren Mehrheit der Beschluß gemacht, der denn auch volle Kraft und Wirkung hatte. Von dem Contractu suffragii siehe Verträge.

Suhl, Suhla, eine offene Stadt, in der preußischen Provinz Sachsen, im thüringischen Regierungsbezirke. Sie liegt in den Gebirgen des südwestlichen Abhangs des thüringer Waldes an dem Flüßchen Lauter. Es verdankt seine Entstehung wahrscheinlich den Serben, die sich hier wegen der Salzquellen mögen niedergelassen haben; später mag des Orts Flor aus den Bergwerken hervorgegangen seyn, die im 14ten Jahrhundert entdeckt wurden. Graf Wilhelm VII. von Henneberg ertheilte ihm 1517 einige städtische Vorrechte, und 1527 völlige Stadtgerechtsame. Sie zählt mit 13 Häusern des Linsenhofs 1004 Häuser und 6100 Einwohner. Sie hat die Rechte einer Bergstadt, und als solche ein Bergamt, dem ein Bergmeister und ein Geschworner vorstehen. Außerdem ist hier ein Justizamt, eine Superintendentur, ein Rentamt und eine Eisenhütten- und Fabrikinspection. Hauptnahrungszweige der Einwohner sind die Eisen- und Gewehrfabrikation und die Barchentmanufactur. Zur Fertigung des Eisens liefern die hiesigen Gruben, die aus dem Stahlberge bei Schmalkalden und die aus der Gegend von Großkansdorf trefflichen Eisenstein. Die Gewehrfabrik ist alt, und erhielt 1563 vom Grafen Ernst Georg von Henneberg die erste Innung. Es sind jetzt hier fünf Rohrhämmer, sechs Rohrschmieden, und zweiundzwanzig Bohr- und Schleifmühlen. Die Vorzüge der hiesigen Gewehre sind bekannt. Außer ihnen fertigt man noch eine Menge Eisenwaaren, die zum Theil unter dem Titel schmalkalder Waare verkauft werden, z. B. Pulverproben, Lademaße, Jagdhämmer, Flintenkrätzer, Kugelzieher, Fuchseisen und Marderfallen, Zuckerschneider, Zuckerhämmer, Federhacken, Caffee- und Gewürzmühlen, Feuerzeuge von verschiedener Art, Waagen, Schlösser, Leuchter, Schnallen, Bügeleisen, Degen- und Hirschfängergefäße, Petschafte, chirurgische Instrumente u. s. w. Das Eisen wird hier mittelst Blauöfen ausgeschmolzen, und im Frischfeuer verfrischt. Von dem hiesigen Stahl werden jährlich über 7000 Centner verarbeitet. Die Gewehre werden im Beschießhause von zwei verpflichteten Personen erst mit zwei Schüssen probirt. Die Barchentweberei ward im 17ten Jahrhundert hieher gebracht. 1806 zählte man 380 Webermeister und 320 Gesellen, welche mit den hieher arbeitenden Dorfmeistern 64,000 Stück Barchente lieferten. Mehrere Kaufleute treiben damit ansehnlichen Handel. Die Stadt liegt in einer wildromantischen Gegend.

Suhm (Peter Friedrich von), dänischer Kammerherr und Historiograph zu Copenhagen, geboren 1728, ein als Philosoph, als Dichter und Geschichtschreiber sehr verdienstvoller Gelehrter, erhielt von seinem Vater, dem dänischen Admiral Ulrich Friedrich Suhm, eine sehr gute Erziehung, beschäftigte sich vornehmlich mit römischer und griechischer Philologie, und bildete sich besonders auf der Universität zu Copenha-

gen zum Geschäftsmann aus. Da er aber an gerichtlichen Beschäftigungen keinen Gefallen fand, so folgte er seiner Neigung zur Gelehrsamkeit, ging 1751 nach Norwegen, und wohnte bis 1765 in Drontheim. Darauf ging er nach Copenhagen zurück, und lebte hier unter den nützlichsten literarischen Beschäftigungen im Genuß des ausgebreitetsten Ruhms bis an seinen Tod den 7ten September 1798. Suhm war in mancher Hinsicht die Zierde seines Zeitalters und seines Vaterlandes. Sowohl für das lesende, als das gelehrte Publicum lieferte er höchst schätzbare Werke. Er besaß ein großes Vermögen, welches er auf die uneigennützigste Weise zur Unterstützung gelehrter Personen und Anstalten verwendete, und verband hiemit die liebenswürdigsten menschlichen Tugenden. Als Kritiker und Philosoph durch seine moralischen und gemeinnützigen Abhandlungen, als Dichter durch seine nordischen Idyllen und Erzählungen, als classischer Geschichtschreiber seines Vaterlandes hat er sich in dem glänzendsten Lichte gezeigt, und sich einen unvergänglichen Ruhm erworben. Seine Bibliothek, welche mehr als 100,000 Bände betrug, vermehrte er mit großem Kostenaufwande, da er jährlich für 5000 Thlr. Bücher ankaufte, und allein auf die Vergrößerung der Bibliothekzimmer 20,000 Thlr. verwendete. Er hielt Bibliothekare, öffnete jedem täglich seine Bibliothek, und gab große Summen für Copisten und Handschriften, und zur Unterstützung armer Studenten aus. Durch die große Feuersbrunst in Copenhagen von 1795 verlor er zwei Werke, die er auf seine Kosten drucken ließ, nämlich den 8ten Theil seiner Scriptorum rerum Daniae medii aevi, und den 7ten Band seiner dänischen Historie. Seine eigene Bibliothek überließ er 1796 für eine Leibrente von 3000 Thlrn. der königlichen Bibliothek. Mehrere seiner Werke sind ins Deutsche übersetzt. Zu den wichtigsten derselben gehören seine „kritische Geschichte von Dänemark zu den Zeiten der Heiden," seine „Geschichte der nordischen Völkerwanderung," sein Werk „über den Ursprung der Völker im Allgemeinen," und „über den Ursprung der nordischen Völker" u. s. w. Diese Schriften sind als ein Magazin der nordischen Geschichte zu betrachten. Seine „Geschichte der Dänen" hat F. D. Gräter zu übersetzen angefangen, von welcher Uebersetzung aber nur der erste Band, der eine „Historische Darstellung der Nordischen Fabelzeit" enthält, erschienen ist: 8. Lpzg. 1804. Der Vorbericht des Uebersetzers giebt genaue Nachrichten von Suhms Leben und Schriften.

Suhm (Ulrich Friedrich von), chursächsischer geheimer Rath, geboren zu Dresden den 29sten April 1691, bekannt als Staatsmann und vertrauter Freund Friedrichs des Großen. Sein Vater war Burghard von Suhm, gleichfalls sächsischer Geheimerath und Gesandter in Frankreich. Der Sohn studirte in Genf, ward nachher von seinem Vater in Paris zu Staatsgeschäften gebildet, und kam 1720 als chursächsischer Gesandter an den berliner Hof, wo er mit vielem Beifall bis 1730 blieb, sich die Freundschaft des Kronprinzen (nachmaligen Königs Friedrich II.) in einem sehr hohen Grade erwarb, und mit demselben in der Entfernung einen philosophischen Briefwechsel unterhielt, der nach des Königs Tode unter dem Titel: Correspondance familière et amicale de Fréderic II. avec U. F. de Suhm, Berl, 2 Vol. 8. erschien. Deutsch ebend. 2 Theile. 8. Suhms Briefe, minder interessant, als die königlichen, verrathen einen Mann von Kenntnissen und scharfem Verstande. Suhm ging 1737 an den russischen Hof, wollte 1740 in die Dienste seines königlichen Freundes treten, starb aber auf der Reise zu ihm im November des letztgedachten Jahres.

Sulla (Lucius Cornelius), oder Sylla, römischer Dictator, aus der alten Familie der Scipionen, geboren zu Rom nach Erbauung der Stadt 607. Er genoß einer sehr guten Erziehung, war aber sehr ausschweifend, und liebte vorzüglich Schauspiele, Wein und Weiber. Durch seine Reichthümer glänzte er übrigens unter den römischen Rittern, und diente im Jahr 107 vor Chr. Geb. in Afrika unter Marius, der ihn gegen die Marser schickte. Sulla beredete sie, die Partei der Römer zu nehmen, nachdem er vorher die Tolosater geschlagen, und ihren König Capillus gefangen genommen hatte. Marius ward wahrscheinlich hierüber eifersüchtig, denn Sulla trennte sich von ihm, und diente im folgenden Jahre unter dem Consul Catulus. Er schlug die Samniter zu zweimalen, und wurde dafür zum Prätor in Rom ernannt. Das erste Jahr seiner Prätur verlebte er zu Rom, und erhielt darauf die Statthalterschaft über die Provinz Asien, wo er den von dem Volke mit Bewilligung der Römer gewählten König Ariobarzanes auf den Thron von Cappadocien setzte, und den Gordius, unter dessen Leitung ein Sohn des Königs Mithridates Eupator dies Land beherrschte, in Einer Schlacht völlig überwand. Darauf schloß er ein Bündniß mit dem Könige der Parther, und benahm sich dabei mit so viel Würde, daß einer der Anwesenden ausrief: Wahrlich, dieser Mann ist Herr der Welt, oder er wird es werden! Nachher schlug er die Samniter, eroberte ihre Festung Bovianum, wo sich ihre Nationalversammlung befand, und machte diesmal seinen ruhmvollsten Feldzug; denn er gestand selbst, daß das Glück immer mehr Antheil an seinen Siegen gehabt habe, als seine Klugheit und seine Anführung. Er mochte sich deßhalb auch gern den glücklichen Sulla (Sulla Felix) nennen hören. Im Jahre 88 vor Chr. Geb. wurde er Consul, und im folgenden Jahre wurde ihm der Oberbefehl gegen den König Mithridates übertragen, der einen großen Theil Griechenlands unter seine Gewalt gebracht hatte. Er schlug dessen Feldherrn Archelaus, daß von 120,000 Mann kaum 10,000 übrig blieben. Unterdessen hatten Cinna und Marius zu Rom Sulla's Haus niederreißen lassen, ihn für einen Feind des Vaterlandes erklärt, und seine Güter eingezogen. Sulla, entschlossen, sie dafür zu strafen, übergab den Oberbefehl in Asien dem Murena, und eilte mit 60,000 Mann nach Italien. Er landete zu Brundusium (jetzt Brindisi), und in Campanien verbanden sich viele Menschen, die gleichfalls aus Rom verbannt waren, mit ihm. Sogar Cnejus Pompejus trat mit drei Legionen zu ihm über, und so vermehrte sich sein Kriegsheer ungemein. Indessen waren seine Gegner ihm überlegen; aber Sulla nahm zur List und zu Intriguen, nicht bloß zu den Waffen seine Zuflucht. Deßhalb sagte der Consul Carbo, der mit Marius ihm an der Spitze eines großen Heeres entgegenzog: „er habe in dem einzigen Sulla einen Löwen und einen Fuchs zu bekämpfen; er fürchte aber den Fuchs weit mehr als den Löwen." Wirklich wurden Carbo und Marius beide geschlagen, und Sulla zog ohne Widerstand in Rom ein. Er ließ hier die Güter der Entflohenen verkaufen, belagerte darauf Präneste, welches Marius besetzt hielt, nahm es ein, ließ es plündern, und wenig Römer von der Partei des Marius entgingen der Grausamkeit des Siegers. Nun ging er nach Rom zurück, nahm feierlich den Beinamen: Felix (der Glückliche) an, und der Rest seines Lebens war ein Gewebe von Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten. Sechs- oder siebentausend Kriegsgefangene ließ er in dem Circus zu Rom umbringen, obgleich er ihnen das Leben versprochen hatte. Der Senat war in dem auf dem Circus befindlichen Tem-

pel der Bellona versammelt, und als die Senatoren über das Geschrei einer so großen Zahl Sterbender erschraken, sagte Sulla ganz kaltblütig: Achtet nicht darauf, versammelte Väter! Es ist eine kleine Anzahl Rebellen, die auf meinen Befehl gestraft werden. Von diesem Tage an wurden Rom und alle Provinzen Italiens mit den gräßlichsten Mordscenen erfüllt, wobei sich Catilina vorzüglich durch seine Grausamkeit auszeichnete. Nachdem er seinen eigenen Bruder umgebracht hatte, übernahm er auch die Bestrafung des M. Marius Gratianus, dem er die Augen ausreißen, die Hände und Zunge abschneiden, die Füße zerschmettern ließ, und zuletzt ihm mit eigener Hand den Kopf abhieb. Zur Belohnung dafür übertrug ihm Sulla den Oberbefehl über die gallischen Soldaten, die fast immer mit diesen Hinrichtungen beschäftigt waren. Nachdem Sulla seine Rachgier und Grausamkeit durch die Ermordung von vielen Tausenden befriedigt hatte, ließ er sich auf unbestimmte Zeit zum Dictator ernennen. Nun herrschte er ganz unumschränkt, und Roms Verfassung war in eine völlige Monarchie verwandelt worden. Er widerrief (673) alle Gesetze, und gab neue; traf auch andere Einrichtungen in Hinsicht des Consulats; schaffte das Tribunat ab, setzte 300 Ritter zum Senate, und 1060 Sklaven der Geächteten zum Volke, gab ihnen das Bürgerrecht, und nannte sie nach sich Cornelier. Nach einigen Jahren erneuerte er den Frieden mit dem Mithridates, den sein Legat Murena gestört hatte, und legte zum Erstaunen Aller 675 seine Dictatur nieder, wobei er sich erbot, von allen seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen, obgleich er über 100,000 Menschen, unter denen 90 Senatoren, 15 Consularen und 2600 Ritter waren, hatte hinrichten lassen. Darauf begab er sich nach Puteoli auf sein Landgut, wo er sich den schändlichsten Ausschweifungen ergab, und 676 nach Roms Erbauung an der Läusesucht starb. Beinahe immer Herr seiner selbst überließ er sich den Wollüsten, wußte aber sich ihnen eben so schnell zu entreißen, da er den Ruhm mehr noch als das Vergnügen liebte. Von Natur einschmeichelnd und überredend, suchte er in seiner Jugend allen Menschen zu gefallen. Er war bescheiden, wenn er von sich selbst sprach, und verschwenderisch mit Lobeserhebungen, und selbst mit dem Gelde für Andere. Mit den gemeinen Soldaten war er vertraulich, nahm ihre Sitten an, trank mit ihnen, machte sich über sie lustig, und duldete das Gleiche von ihnen. Außer der Tischzeit war er ernsthaft, thätig, wachsam, und konnte selbst gegen die Theilnehmer seiner Ausschweifungen sich auf die unerforschlichste Weise verstellen. Wahrsagern, Stern- und Traumdeutern stellte er großen Glauben zu. Nach Cicero war er vollendeter Meister in drei Lastern: der Wollust, der Gierigkeit und Grausamkeit. Als Krieger wurde er von Keinem übertroffen, und zugleich war er ein großer Staatsmann; schrecklich in seinen Drohungen, aber treu in seinen Verheißungen; eben so unerbittlich, als ohne Zorn und Mitleid. Er opferte alles, selbst seine Freunde, dem Ansehen der Gesetze auf, die er gab und nicht befolgte, und er zwang seine Mitbürger, besser zu seyn als er selbst. Kurz, Sulla war außerordentlich in seinen Lastern und in seinen Tugenden. Man kann ihn nicht zu viel loben, noch ihn genug verabscheuen. Sterbend befahl er, auf sein Grabmahl zu schreiben: „daß niemals Jemand ihm in dem Guten, was er seinen Freunden, und in dem Bösen, was er seinen Feinden erwiesen, geglichen habe.“ N. P.

Sully (Maximilian von Bethune, Baron von Rosni, Herzog von) Marschall von Frankreich und erster Minister des großen Königs Heinrich IV., einer der vortrefflichsten und würdigsten Männer, die

-mals das Ruder eines Staats führten. Er wurde 1559 zu Rosni
ls Abkömmling einer sehr alten und vornehmen Familie geboren, und
n der reformirten Religion, welcher er während seines ganzen Lebens
tandhaft treu blieb, erzogen. Als er elf Jahre alt war, stellte sein
Vater ihn der Königin von Navarra und deren Sohn, dem Kronprin-
en Heinrich, vor, mit dem er fernerhin gleichen Unterricht genoß. Um
eine Studien fortzusetzen, folgte er 1572 dem Prinzen nach Paris,
wo er sich befand, als die gräßliche Bluthochzeit Statt fand. Der
Vorsteher des Collegiums von Bourgogne hielt ihn drei Tage lang ver-
orgen, und rettete ihn so vom Tode. Im Dienste des jungen Königs
von Navarra zeichnete er sich bei mehreren kleinen Gefechten aus.
Heinrich, welcher erfuhr, daß er sich mit mehr Verwegenheit als Klug-
eit benahm, sagte ihm: „Rosni, ich will nicht, daß Sie auf solche
Art Ihr Leben wagen! Ich lobe Ihren Muth, aber ich wünsche, daß
Sie ihn bei bessern Gelegenheiten anwenden.“ Eine solche Gelegenheit
eigte sich bald bei der Belagerung von Marmande, wo er ein Corps
Büchsenschützen befehligte. Er bewies hier die größte Tapferkeit. Als
r auf dem Punkte war, von einer dreimal stärkern Anzahl überwältigt
u werden, flog der König von Navarra, bloß mit einem einfachen
Küraß bedeckt, zu seiner Hülfe herbei, und verschaffte ihm Zeit, sich
des Postens, den er angriff, zu bemächtigen. 1586 wurde Sully auf
ine ehrenvolle Weise bei mehreren Belagerungen gebraucht, und das
Jahr darauf machte er 40 Feinde theils nieder, theils gefangen. Bei
er Schlacht von Coutras vollendete er durch richtige und geschickte
Anwendung des schweren Geschützes den Sieg seines Königs, und in
dem Gefechte von Fosseuse, welches sehr mörderisch war, zeichnete er sich
durch außerordentliche Tapferkeit gleichfalls aus. In der Schlacht von
Ivri 1590 theilte er den Ruhm des Sieges mit seinem Herrn, und
als Heinrich erfuhr, daß ihm zwei Pferde getödtet wären, und er zwei
Wunden erhalten habe, umarmte er ihn auf das zärtlichste, und versi-
cherte ihn in den rührendsten Ausdrücken vor allen Feldherren und
Truppen, die umher standen, seiner Achtung. 1591 nahm Rosni durch
ein Einverständniß Gisors und galt von dieser Zeit an für einen der ge-
schicktesten Generale sowohl beim Angriffe als bei der Vertheidigung fe-
ster Plätze. Die Einnahme von Dreux (1593), von Laon (1594), von
Caen (1597) u. s. w. befestigten seinen kriegerischen Ruhm noch mehr.
Eben so viel Fähigkeit zeigte er als Unterhändler, und wurde deßhalb
1583 nach Paris geschickt, um die Absichten des französischen Hofes
zu erforschen. 1586 schloß er einen Vertrag für Heinrich mit den
Schweizern ab, wodurch seinem Könige 20,000 Mann Hülfstruppen
versprochen wurden; und 1599 unterhandelte er zu Florenz wegen der
Vermählung seines Herrn mit Marien von Medicis. Als die Königin
Elisabeth von England 1603 gestorben war, wurde Rosni als außer-
ordentlicher Gesandter von Heinrich IV. nach London geschickt, und er
gewann den König von England für Heinrichs Partei. So große Ver-
dienste blieben nicht unbelohnt, Rosni wurde 1594 zum Staatssecretär,
1596 zum Mitgliede des Finanzconseils, 1597 und 1598 zum Oberauf-
seher der Finanzen, 1601 zum Großmeister der Artillerie, und 1602
zum Gouverneur der Bastille ernannt, und ihm zugleich die oberste Lei-
tung der Befestigungen übertragen. Er suchte den Räuberbanden, wel-
che während der bürgerlichen Kriege sich über Frankreich verbreitet hat-
ten, auf das kräftigste zu steuern, und brachte als Finanzminister eine
so gute Ordnung in diesen Verwaltungszweig, daß er bei 35 Millionen
Einkünften in zehn Jahren eine Staatsschuld von 200 Millionen tilgte.

und noch 30 Millionen zurücklegte. Er war unermüdet arbeitsam. Um vier Uhr des Morgens stand er täglich auf; die beiden ersten Stunden wurden zur Durchlesung und Beantwortung der eingegangenen Staatsschriften, die auf seinem Arbeitstische lagen, verwandt; nachher begab er sich ins Conseil und zu dem Könige, und Nachmittags gab er regelmäßig eine Audienz, zu der ein Jeder Zutritt hatte; die Geistlichen von beiden Kirchen wurden zuerst gehört, Landleute und andere geringe Personen folgten sodann, und die Vornehmen und Reichen kamen zuletzt. Erst Abends, wenn seine Geschäfte beendigt waren, genoß er in einem kleinen Cirkel das Vergnügen der Gesellschaft. Heinrich kam einmal nach dem Arsenal, wo Rosni wohnte, und fragte: wo der Minister sey? Es hieß, er schreibe in seinem Cabinet. Der König wandte sich lachend zu seinen Hofleuten mit den Worten: „Dachten Sie nicht, daß er auf der Jagd oder bei den Damen wäre?" Auch seine Tafel war sehr einfach besetzt. „Wenn meine Gäste vernünftig sind," pflegte er zu sagen, „so werden sie damit fürlieb nehmen, und wenn sie es nicht sind, so kann ich ihre Gesellschaft entbehren." Die Hofleute waren übrigens nicht mit ihm zufrieden, sie nannten ihn gewöhnlich das „Negativ" (die Verneinung), und versicherten, daß das Wort „Ja" nie über seine Lippen käme. Heinrich schätzte ihn dagegen desto mehr. Eifrig widersetzte sich Rosni allen Bedrückungen, welche die Großen sich gegen das Volk zu Schulden kommen ließen. Einmal verwandte sich das Fräulein von Entragues, nachherige Marquise von Verneuil, Maitresse Heinrichs IV., wegen einer Auflage, womit man zum Besten des Grafen von Soissons die Nation belegt zu sehen wünschte, bei Sully. Er verbarg ihr nicht, daß das Volk durch die fortwährenden Versuche der Umgebungen des Königs, es zu bedrücken, empört werden müsse. „Wahrlich," erwiederte sie, „der König würde gut seyn, wenn er nicht so viele Leute von Stande unbefriedigt ließe, bloß um Ihren Ansichten zu folgen. Und wem soll der König Gutes thun, wenn er es nicht seinen Verwandten, seinen Hofleuten und seinen Maitressen erzeigen soll?" „Madame, Sie hätten Recht," erwiederte Rosni, „wenn der König das Geld aus seinem Beutel nähme, aber es scheint, daß er es von den Kaufleuten, den Landbauern und den Hirten nehmen will. Diese Leute, welche ihm seinen Lebensunterhalt geben, und wir alle haben an Einem Herrn genug, und bedürfen nicht so vieler Hofleute, Prinzen und Maitressen." Die Ursachen des Verfalls und der Schwäche der Monarchien, sagt Sully in seinen Mémoires, sind die übertriebenen Steuern, vorzüglich der Alleinhandel mit dem Getraide, die Vernachlässigung der Handlung, der Gewerbe, des Landbaues, der Künste und Handwerke, die große Zahl von Bedienungen, und die Kosten dieser Aemter, die außerordentliche Gewalt derer, welche sie bekleiden, die Kosten, die Langsamkeit und Unbilligkeit der Rechtspflege, der Müßiggang und die Verschwendung, und was dahin gehört, die Ausschweifungen und das Sittenverderbniß, die Verwirrungen in den Verhältnissen, Veränderungen in den Münzen, die unklugen und ungerechten Kriege, die Despotie der Regenten, ihre blinde Anhänglichkeit an gewisse Personen, ihre Vorurtheile zu Gunsten gewisser Stände und Gewerbe; die Gierigkeit der Minister und Günstlinge, die Verachtung und Zurücksetzung der Gelehrten, die Duldung schlechter Gewohnheiten, und die Uebertretung guter Gesetze, die hartnäckige Anhänglichkeit an gleichgültige oder schädliche Gebräuche, die Menge verwirrender Verordnungen und unnützer Vorschriften. Der Ackerbau, den er eifrig beschützte, schien ihm diese Aufmunterung mehr als die Künste des Luxus zu ver-

dienen. Die letzteren mußten nach seiner Ansicht nur die geringere Anzahl des Volkes beschäftigen. Er fürchtete, daß der Reiz des mit diesen Gewerben verbundenen Gewinnstes die Städte zu sehr auf Kosten des Landes bevölkern, und allmählig die Nation entnerven möchte. „Diese sitzende Lebensart," sagte er von den Zeugmanufacturen, „kann keine guten Soldaten machen. Frankreich ist nicht zu solchen Tändeleien geeignet." Deshalb wollte er auch durchaus alle Auflagen auf Luxuswaaren legen. Der König war nicht immer mit ihm gleicher Meinung, aber er erkannte doch seine Verdienste völlig an. Als Rosni von seiner Gesandtschaft in England zurückkam, ernannte ihn Heinrich IV. zum Gouverneur von Poitou und zum Oberaufseher (Grandmaître) aller Häfen und Landungsplätze von Frankreich, und erhob 1606 das Gut Sully an der Loire für ihn zum Herzogthum und zur Pairie. Diese Gunstbezeigungen erkaufte der Minister aber nicht durch Schmeicheleien. Heinrich hatte die Schwäche gehabt, der Marquise von Verneuil die Ehe zu versprechen, und Sully, dem der König die Acte zeigte, war so dreist, sie zu zerreißen. „Sind Sie ein Narr?" fragte Heinrich zornig. „Ja, Sire, ich bin ein Narr, und ich wollte, daß ich der einzige in Frankreich wäre!" Obgleich Heinrich IV. um sich mit seinen catholischen Unterthanen auszugleichen und deren Liebe zu gewinnen, zu ihrer Kirche übertrat, und obgleich, wie man glaubt, Sully dem Könige selbst dazu rieth; so blieb er für seine Person doch der protestantischen Lehre treu. Der Papst schrieb einmal an Sully einen sehr schmeichelhaften Brief, und suchte ihn zum Uebertritt zu bewegen. Der Herzog antwortete sehr artig, und versicherte: er würde nie aufhören, für die Bekehrung Sr. Heiligkeit zu beten." Das Unglück, welches Heinrichs Tod in Hinsicht auf Frankreich zur Folge hatte, war die Entlassung Sully's. Er mußte sich mit einem Geschenk von 100,000 Rthlrn. vom Hofe entfernen. Einige Jahre nachher berief Ludwig XIII. ihn zu sich, um ihn um Rath zu fragen. Er erschien in Kleidern und mit Sitten, die nicht mehr Mode waren, und die Stutzer des Hofes wollten den großen Mann damit aufziehen. Sully wandte sich an den König: „Sire," sagte er, „wenn Ihr Vater mir die Ehre erzeigte, mich um Rath zu fragen, so sprachen wir nicht eher von Geschäften, als bis die Possenreißer und Hofnarren ins Vorzimmer geschickt waren." 1634 gab man ihm den Marschallstab von Frankreich, wogegen er seine Würde als Großmeister der Artillerie niederlegte. Er starb den 21sten December 1641 auf seinem Gute Villebon. Sully hat unter dem Titel: „Mémoires des sages et royales oeconomies d'état domestiques, politiques et militaires de Henri le Grand," ein sehr lesenswerthes Werk hinterlassen, welches 1636 zu Sully unter der Aufsicht des Verfassers gedruckt wurde. Diese Ausgabe ist nicht die vollständigste, aber die gesuchteste, weil sie nicht, wie die andern, z. B. die von Amsterdam 1723 in 12 Vol. und von 1745 in 3 Quart- und 8 Duodezbänden Veränderungen von fremden Händen erlitten hat. Jene Originalmemoiren von Sully sind überaus interessant, und enthalten eine Menge von Thatsachen und geheimen Anekdoten, die man in andern Werken derselben Zeit vergebens suchen würde. Sie bieten ein Gemählde der Regierungen Carls IX., Heinrichs III. und Heinrichs IV. dar, welches von einem geistvollen Manne zum Unterrichte von Staatsleuten und Kriegern entworfen ist. Sully erscheint darin beständig an Heinrichs Seite. Die Liebeshändel dieses Fürsten, die Eifersucht seiner Gemahlin, seine häuslichen Verlegenheiten, die öffentlichen Angelegenheiten, alles ist darin auf die anziehendste Weise geschil-

dert. Sully erzählt selbst, wie Heinrich ihn gegen seine Hofleute dargestellt habe. „Manche, und zuweilen ich selbst,“ sagte der König, „beklagen sich über Rosni, daß er eine rohe, unruhige und widersprecherische Gemüthsart habe. Man beschuldigt ihn, daß er einen unternehmenden Geist habe, allein von seinen Meinungen und Thaten eingenommen sey, und die Handlungen und Ansichten Anderer verkleinere. Obgleich ich manche seiner Fehler zugestehe, so kann ich doch nicht umhin, ihn zu lieben und hochzuachten, weil er mich wahrhaft liebt, und mit Eifer meinen und meines Reiches Ruhm wünscht. Ich finde Niemand, der mich in meinen vielfachen Bekümmernissen so kräftig trösten könnte, als er.

Sultan, ein arabisches Wort, heißt nach seiner Abstammung so viel als ein Mächtiger. Im eigentlichsten Verstande wird der türkische Kaiser Sultan (auch Großsultan) genannt, obgleich der Titel Padischah für höher gehalten wird. Auch die Herren von der Familie des crimmischen Tartarchans heißen Sultane. Der Pascha von Aegypten wird gleichfalls von den Einwohnern dieses Landes, nicht aber am Hofe zu Constantinopel mit der Benennung Sultan beehrt. Im gemeinen Leben kann dies Wort mit einem Fürworte einer jeden Person aus Höflichkeit beigelegt werden, z. B. Sultanum, mein Herr. So wie die türkischen Sultane auch Großsultane heißen, so werden ihre Gemahlinnen von den Europäern gleichfalls Sultaninnen genannt. Die Türken nennen sie aber nur: die erste, die zweite, oder dritte Frau u. s. w. Die erste ist diejenige, welche dem Kaiser den ersten Prinzen geboren hat. Diese erste Frau wird auch von den Europäern Sultanin Favorite genannt. Sie behält vor den übrigen Damen des Serails den ersten Rang, wofern nicht ihr Sohn vor dem regierenden Sultan verstirbt, und diesem von einer andern Dame früher als von ihr ein Sohn wiedergeboren wird. Der Titel Sultanin kommt eigentlich nur einer wirklichen, dafür erklärten Gemahlin oder Kaiserin zu; allein solche gibt es nicht mehr, indem zur Ersparung einer eigenen Hofhaltung, welche eine wirkliche Sultanin haben müßte, die Vermählung unterbleibt. Die Frauen des Sultans, welche als Sclavinnen in das Serail gekauft, oder von Paschen geschenkt worden sind, leben daselbst unter der Aufsicht der Verschnittenen. Zu Constantinopel heißen nur die Töchter der Kaiser Sultaninnen, und behalten diesen Namen auch, wenn sie an Offiziere und Bediente des Kaisers verheirathet werden. Die Töchter aus einer solchen Ehe heißen Kanüm Sultaninnen, d. i. Frauen vom Geblüt. Ist die Mutter des regierenden Kaisers bei seinem Antritte noch am Leben, so heißt sie Walidet-Sultanin oder Sultanin Valide. Sie genießt dann eines vorzüglichen Ansehens. Ihr Sohn darf ohne ihre Zustimmung keine neue Gemahlin oder Beischläferin wählen, und auch auf die Staatsregierung hat sie einen wichtigen Einfluß. — Sultane oder Sultana heißt eine Art türkischer Kriegsschiffe von ungefähr 66 Kanonen, 800 Seesoldaten und 50 griechischen Matrosen. — Sultanin, eine Goldmünze, die zu Cairo geprägt wird, und ungefähr 2 Rthlr. oder 3 Conventionsgulden werth ist. Die zu Tunis geprägten Sultaninnen sind schwerer, von feinerm Golde und um ein Drittheil mehr werth.

Sulzer (Johann Georg), einer der berühmtesten Philosophen und Aesthetiker des achtzehnten Jahrhunderts, ward 1720 zu Winterthur im Canton Zürich geboren. Im Jahre 1734 verlor er an einem Tage seine beiden Aeltern, und da er das jüngste von 25 Kindern war, so reichte sein Erbtheil kaum zu seiner Erziehung hin. Zum Geistlichen

bestimmt, wurde er 1736 nach Zürich auf das Gymnasium geschickt, und Wolfs Metaphysik war hier das erste Buch, das er mit Aufmerksamkeit las. Johann Geßner machte ihn mit der classischen Literatur bekannt, und Breitinger und Bodmer suchten seinen Geschmack in den schönen Künsten auszubilden. Seine Neigung theilte sich nunmehr zwischen dem Studium der hebräischen Sprache, der wolfischen Philosophie und dem linneischen System. 1739 erhielt er von der Synode zu Zürich die Erlaubniß zu predigen, und wurde im folgenden Jahre Hauslehrer bei einer der ersten Familien der Stadt. Nachher ward er Gehülfe des Predigers zu Maschwanden, wo er von den Schönheiten der Natur so hingerissen wurde, daß er 1741 seine „moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur“ schrieb, welche von Sack in Berlin herausgegeben, und nachmals von Formey unter dem Titel: „Essay sur la Physique appliquée à la Morale“ ins Französische übersetzt wurden. 1742 unternahm er eine Reise in die Alpengegenden, von welcher eine Beschreibung gleichfalls herauskam. Im Jahr darauf ward er Hauslehrer bei einem reichen Kaufmanne Namens Bachmann, in Magdeburg, und wurde hier mit Sack bekannt, welcher ihn 1744 veranlaßte nach Berlin zu gehen, wo er sich Eulers und Maupertuis Freundschaft erwarb. Bei seinem Aufenthalte in Magdeburg gab er noch eine Uebersetzung von Scheuchzers „Itinera Alpina“ und einen Versuch über die Erziehung und den Unterricht der Jugend heraus. Auf Sacks und Eulers Empfehlung wurde er 1747 als Professor der Mathematik bei dem joachimsthalschen Gymnasium in Berlin angestellt. 1750 reis'te er mit königlicher Erlaubniß nach der Schweiz, und verheirathete sich unterweges mit einem jungen Mädchen, welches er schon in Magdeburg hatte kennen gelernt. Er begleitete Klopstock nach Zürich, und bei seiner Rückkehr nach Berlin wurde er als Mitglied der philosophischen Classe der königlichen Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und schrieb in dieser Eigenschaft mehrere Abhandlungen in französischer Sprache, die auch ins Deutsche übersetzt sind. 1760 verlor er seine Gattin, ein Mißgeschick, welches ihn sehr tief betrübte, und weßhalb er eine zweite Reise nach seinem Vaterlande unternahm. Bei seiner Rückkehr nach Berlin 1763 legte er seine Professur am joachimsthalschen Gymnasium nieder, und wollte sich mit seinen beiden Töchtern nach der Schweiz begeben, um in philosophischer Ruhe seinen Tod zu erwarten. Der König stellte ihn aber als Professor bei der neuerrichteten Ritterakademie an, gab ihm eine Pension, und schenkte ihm ein Stück Land an dem Ufer der Spree nicht weit von der Stadt, um sich dort ein Haus bauen, und einen Garten, wovon er ein großer Liebhaber war, anlegen zu können. 1765 wurde Sulzer zum Mitgliede der Commission ernannt, welche den Zustand der Akademie untersuchen, und eine bessere Ordnung einführen sollte. Ein ähnliches Geschäft ward ihm hinsichtlich des joachimsthalschen Gymnasiums übertragen. Einige Jahre darauf mußte er in Verbindung mit Spalding und Sack die Schule zu Klosterbergen und die Schulen und Gymnasien zu Stettin und Stargard auf einen bessern Fuß bringen; ein Geschäft, welches er mit der größten und eifrigsten Thätigkeit ausführte. 1771 lud der Herzog von Curland ihn nach Mietau, ein, um ein Gymnasium daselbst einzurichten. Wegen seiner Kränklichkeit mußte Sulzer es ablehnen: allein er entwarf doch den Plan zu dieser Einrichtung, und bemühte sich, geschickte Professoren dafür zu schaffen. Im Herbste 1775 nahm seine Krankheit so sehr zu, daß er seinem Lehramte an der Militärakademie nicht mehr vorstehen konnte. Obgleich sein Zustand sich

immer mehr verschlimmerte, so blieb Sulzer doch in literarischer Hinsicht thätig. Auf Hallers Rath unternahm er 1775 eine Reise durch die Schweiz und Frankreich nach Italien, von welcher er eine sehr interessante Beschreibung herausgab. Während dieser Reise wurde er von seinem Monarchen zum Director der philosophischen Classe der Akademie ernannt. Italiens milder Himmel schien vortheilhaft auf seine Gesundheit zu wirken, allein im Herbst 1776 vermehrte sein Uebel sich. 1777 hatte er nach seiner Rückkehr eine Unterredung mit dem Könige, der ihn zu sich beschied, und Sulzer sagte, er müsse Voltaire's Urtheil, daß Friedrich in der Unterhaltung der lebhafteste und einnehmendste Mann sey, bestätigen. Den Tag vor seinem Tode war er überaus heiter, und unterhielt sich mit seinen Freunden über philosophische Gegenstände mit der größten Geisteskraft. Diese merkwürdige Unterredung hat uns Niemeyer in seinem „Philotas" aufbewahrt. Einer der Besuchenden sagte ihm beim Weggehen, „er hoffte, ihn wieder zu sehen." „Ja," versetzte Sulzer, „ohne diese Hoffnung würde das Leben ein elender Traum seyn!" Den 25sten Febr. 1779 schlummerte er sanft ein. — Sulzers Allgemeine Theorie der schönen Künste, 4 Thle. gr. 8. letzte Ausgabe, Leipzig 92—99, ist eines der vorzüglichsten Werke über diesen Gegenstand. Noch schätzbarer ist es geworden durch die literarischen Zusätze vom Hauptmann F. von Blankenburg 3 Bde. gr. 8. Leipzig 1796—98, und durch die von Dyck und Schatz herausgegebenen Nachträge, oder Charakteristik der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste. Leipzig 1792—1808. 8. Bde. Auch Sulzers übrige Werke, z. B. seine vermischten philosophischen Schriften, seine Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens (drei Theile) und die bereits angeführten, zeichnen sich durch Scharfsinn, eine klare lichtvolle Darstellung, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und der Künste, und durch das Streben des Verfassers, zur Veredlung und Belehrung der Menschheit beizutragen, höchst vortheilhaft aus. Sulzer hinterließ eine interessante Uebersicht seines Lebens, welche mit Merians und Nicolais Anmerkungen 1809 zu Berlin herausgekommen ist. N. P.

Sumatra, eine große Insel von mehr als 8000 Quadratmeilen in Ostindien unter der Mittagslinie, von der sie in zwei fast gleiche Hälften getheilt wird, westwärts neben Malacca und Borneo, und nordwestwärts über Java gelegen (s. Java), von welcher Insel sie durch die Meerenge oder Straße von Sunda oder Sonde getrennt wird. Ihre Länge wird auf 1050, ihre Breite im Durchschnitt auf 165 englische Meilen geschätzt. Bei den indischen Völkern und den besser unterrichteten Einwohnern der Insel wird dieselbe allgemein Puky, Purichu und Jodalas genannt. Der Ursprung des Namens Sumatra ist unbekannt. Eine an manchen Stellen doppelte und dreifache Gebirgskette, welche sich mehr nach der West- als Ostseite zieht, durchläuft die Länge der Insel. Obgleich diese Gebirge sehr hoch sind, so sind sie doch in keiner Jahrszeit mit Schnee bedeckt. Der Berg Ophic, welcher unmittelbar unter dem Aequator liegt, wird für den höchsten unter den von der Seeseite her sichtbaren gehalten, indem sein Gipfel sich 13,842 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Seinen Namen haben ihm europäische Seefahrer gegeben. Zwischen den Bergreihen sind beträchtliche Ebenen, welche viel höher als die Gegenden an der Küste sind, und ein kühles Clima haben. Auch gibt es zwischen den Gebirgen große und schöne Seen, die sich bis in das Innere des Landes erstrecken,

und den Verkehr sehr erleichtern. Auch die abendliche Küste von S
matra ist reichlich mit Wasser versehen; überall gibt es Ströme u
Flüsse, aber sie sind zu eng und reißend zur Schiffahrt. An der
ichen Küste hingegen sind die Flüsse breiter und tiefer. Die Süd
küste ist mit Mangelbäumen fast über und über bedeckt. D
Bäume senken ihre Zweige in gebogener Richtung ins Wasser her
und Austern und andere kleine Schalthiere hängen sich in Menge d
n. Auf der Westküste von Sumatra, südwärts vom Aequator begi
die trockene Jahrszeit (oder der Monsoon, Monsun, Passatwind)
Mai und läßt im September nach. Der nordwestliche Passatw
fängt im November an, der starke Regen hört im März auf. Ap
Mai, October und November haben gewöhnlich veränderliches Wet
Auf Sumatra, wie in allen tropischen Ländern, weht der Wind
24 Stunden gewisse Stunden von der Seeseite her, und darauf e
so lange vom Lande wieder nach der See zu. Die Luft ist hier
mäßigter als in andern Ländern unter der Mittagslinie. Frost u
Schnee sind den Einwohnern unbekannt; desto häufiger hat man sch
und dunkle Nebel. Es gibt ziemlich viele vulcanische Berge, Erd
schütterungen sind häufig, selten aber stark. Auf Donner und B
achtet man wegen der Menge kaum, und selten sind die Gewi
gefährlich. Gold, Kupfer, Eisen, Zinn, Schwefel, Salpeter, E
öhl, Steinkohlen, jedoch nicht von besonderer Güte, sind in bedeut
der Menge vorhanden. Auch gibt es heiße und mineralische Quell
Der Reiß ist der wichtigste Gegenstand des Landbaues auf Sumat
Die Reißgattungen sind sehr verschieden, und man kann ihn in z
Hauptarten, den Berg- und den Sumpfreiß theilen. Die Einwoh
halten den kleinkörnigen Reiß, wenn er weiß und durchscheinend ist,
den besten. In der Regel bedarf der Reiß auf Sumatra fünf M
nate zehn Tage von Zeit der Aussaat bis zur Reife. Hiernächst g
die Frucht des Cocusbaumes, ingleichen der Handel mit Betel u
Bambus den Einwohnern den reichsten Gewinn, da alle diese Gewäc
wenig Sorge und Arbeit erfodern. Zucker wird allgemein, aber ni
stark gebaut. Mais, Pfeffer, Ingwer, Koriander, Kümmelsa
werden in den Gärten der Eingebornen gezogen. Hanf wird sehr st
gebaut, aber nicht zu Seilerarbeiten, sondern zu einer berauschen
Zubereitung, Banz genannt, welche mit Tabak geraucht wird. Kle
Pflanzungen von letzterem trifft man allenthalben an. Die Ricin
pflanze wächst im Ueberfluß wild, besonders an der Seeküste, und
geben auch Indigo, Brasilienholz und elastisches Gummi beträchtli
Handelszweige ab. An eßbaren Früchten gibt es die Mango, die
ana, Orangen und viele andere köstliche Gewächse und Früchte. We
trauben sind von den Europäern hergebracht, aber von den Eingebor
nicht fortgepflanzt. Auch wächst auf der Nordwestseite des Aequat
der Kampferbaum, nicht aber auf der Südseite; der Giftbaum (Pu
Upas) ist gleichfalls auf Sumatra vorhanden, doch ist er nicht so
fährlich, als man ihn geschildert hat. Man kann ohne Nachtheil
seinem Schatten sich setzen, und Vögel nisten auf ihm. Vierfü
Thiere sind: die Büffel, das einzige Hausthier, welches zum Arb
gebraucht wird, und die Einwohner mit Milch, Butter und Fl
versorgt. Sie werden hier nicht wild angetroffen. Ferner sind
eine Art wilder Kühe; kleine, wohlgebaute, aber verwilderte Pfer
die in der Landschaft Batta, so wie auf Celebes gegessen werden; zah
und wilde Schweine und Ziegen; Elephanten, aber keine zahme, e
fach und doppelgehörnte Rhinocerosse, Tiger, Tigerkatzen, Chamäleo

der Alligator, eine Art von Crocodill, viele Arten von Schlangen und Schildkröten. Die Gewässer des Landes, so wie das Meer, sind mit Fischen und Schalthieren angefüllt, und an zahmem und wildem Geflügel mancherlei Gattung ist gleichfalls ein Ueberfluß. Nachdem die Engländer 1796 die moluccischen Inseln eingenommen hatten, wurden der Muscatnuß- und Gewürznelkenbaum auch nach Sumatra verpflanzt, und besonders der erstere hat seit der Zeit sich außerordentlich vermehrt, so daß 1815 20,000 voll tragende Muscatnußbäume waren, die jährlich 200,000 Pfund Nüsse und 56,000 Pfund Muscatblüthen lieferten. Außer den zum Theil genannten Naturerzeugnissen machen auch Benzoe, Elfenbein, Wachs, indianische Vogelnester, Ebenholz, Adlerholz u. s. w. bedeutende Gegenstände für den europäischen Handel aus. Die Insel wird in mehrere Reiche abgetheilt, von denen die Reiche von Menancabow, Acheen, Indrapura und das der Malayen die beträchtlichsten sind. Die Regierungsverfassung ist eine Mischung von Lehnswesen und patriarchalischer Herrschaft. In den Küstengegenden haben sich mit den europäischen Verfassungen auch europäische Sitten unter den Eingebornen verbreitet. Bei den letzteren sind alle Mitglieder einer Familie für die Schulden des Einzelnen verantwortlich; die Kinder erben in gleichen Theilen; Mord und Todschlag werden mit Geldstrafe gebüßt; körperliche Strafen sind selten. Die Eide werden bei den Begräbnißplätzen der Voreltern unter großen Feierlichkeiten abgelegt. Die Eingebornen sind mittlerer Statur und größtentheils wohlgebaut. Die Weiber drücken den neugebornen Kindern die Nasen platt, die Hirnschale zusammen, und zerren ihnen die Ohren lang aus, welches man für Schönheit hält. So reissen sich auch die Männer den Bart aus, und beide Geschlechter entstellen durch Abfeilen und auf andere Weise ihre von Natur sehr schönen und weißen Zähne. Durch die Bemühungen spanischer und holländischer Missionarien sind viele Eingeborne zur äußern Annahme des Christenthums gebracht worden. Ihre Nationalreligion ist übrigens sehr unvollständig. Sie glauben ein höchstes Wesen, keine Unsterblichkeit, aber eine Art von Seelenwanderung, und haben eine besondere Ehrfurcht vor den Grabmälern ihrer Vorfahren und Verwandten. 1666 fingen schon die Holländer an, sich an den Küsten von Sumatra festzusetzen, und 1685 siedelten sich auch die Engländer zu Bencoolen an. 1714 wurde das Fort Marlborough von ihnen erbaut. 1760 aber wurden die englischen Niederlassungen auf Sumatra von den Franzosen gänzlich zerstört, allein bald wieder hergestellt, und ihnen 1763 durch den pariser Frieden gesichert. Jetzt befindet sich die englisch ostindische Compagnie im Besitz der ganzen Insel, so weit sie nicht noch eingebornen Landesherrn unterworfen ist. Der Hauptort, und eine der Präsidentschaften der Compagnie ist Bencoolen (Benculen) unter 4 1/2 Grad südl. Breite. Der Sitz des Gouverneurs und der englischen Factorei ist aber schon seit 1710 zu Fort Marlborough. Der Hauptsitz der holländischen Besitzungen war Padang, wozu eine bedeutende Strecke Landes und mehrere Factoreien gehörten. Schon 1781 wurde der holländische Antheil der Insel von den Engländern erobert, nachher zwar wieder zurückgegeben, aber während der französischen Oberherrschaft über Holland bemächtigten sich die Engländer der holländischen Besitzungen aufs neue, und haben sie auch im Frieden behalten. N. P.

Summarische Prozesse, (Processus summarii, extraordinarii, minus solennes), nennt man solche gerichtliche Verfahrungsarten in Streitsachen, bei denen die im ordentlichen Prozesse üblichen

Förmlichkeiten entweder gar nicht, oder doch nur zum Theil beobachtet werden. a) Wenn auf die Klage gleich ein Termin angesetzt wird, beide Theile in demselben zu Protokoll vernommen und dann gleich ein Urtheil gefällt wird. b) Wenn der Richter sogleich auf die Klage einen Befehl erläßt, daß der Beklagte das Gefoderte leisten soll. c) Findet ein summarisches Verfahren Statt, wenn die Sache bloß mündlich zu Protokoll verhandelt, und d) wenn die Zeugen gleich mitgebracht werden. Es gibt mehrere Arten von summarischen Prozessen. 1. Der Arrestprozeß, welcher durch ein Arrestgesuch, oder die Bitte des Impetranten (Klägers) eine Person (arrestum personale) oder ihre Güter (arrestum reale), oder beides zugleich (arrestum mixtum), so lange unter Arrest zu setzen, bis einer gewissen Verbindlichkeit von Seiten dieser Person genügt ist; wobei zugleich eine Caution für den Arrest von dem impetrirenden Theil angeboten werden, und wenn solches nicht geschehen, von dem Richter darauf erkannt werden muß. Zur Begründung einer gerichtlichen Arrestanlegung ist erfoderlich, a) daß die Foderung hinlänglich bescheinigt wird; b) daß die Person, gegen welche der Arrest verhängt wird, der Flucht verdächtig, oder doch im Begriff ist, sich unter eine andere Gerichtsbarkeit zu begeben, und daß c) in diesem Falle kein Mittel zur Befriedigung des Impetranten übrig bleibt. Auf geschehenes Arrestgesuch und Arrestanlage wird gewöhnlich ein naher Termin zur Prosecution oder Justification des Arrestes angesetzt und nach demselben wird der Arrest entweder aufgehoben oder bestätigt und summarisch fortgesetzt. Wegen einer durch Schuld des Richters ungebührlicher Weise geschehenen Arrestanlegung kann gegen den Richter die Injurienklage Statt finden. 2. Der Executivprozeß wird durch eine Executivklage, d. h. eine solche Klage, welcher eine klare und richtige Urkunde beigefügt wird, woraus alle Hauptpunkte der Klage hervorgehen, begründet. Hier sind nur solche Einreden in der Regel zulässig, welche die Klage entweder sogleich ganz vernichten, oder doch wenigstens zur Zeit unstatthaft machen, z. B. die Einreden der Zahlung, der Gegenrechnung, des Vergleichs u. s. w., und auch solche nur, wenn sie sogleich liquid gemacht werden können. Durch solche Einreden wird der Executivprozeß in einen ordentlichen verwandelt. Gibt es keine solche Exceptionen, so muß der Beklagte die Urkunde, welche der Klage zum Grunde liegt, recognosciren oder eidlich diffitiren. 3. Der Mandatsprozeß ist derjenige, wo dem Beklagten, ohne ihn gehört zu haben, vom Richter etwas befohlen oder untersagt wird. Diese richterlichen Befehls- oder Verbotsmandate sind: 1. Mandate sine clausula (ohne Bedingung), gegen welche nur die Einreden der Sub- und Obreption zugelassen werden, der Subreption nämlich, wenn das Mandat durch angeführte falsche Umstände, der Obreption aber, wenn es durch Verhehlung wirklicher Thatsachen erschlichen ist. Ein unbedingtes Mandat (Mandatum sine clausula) darf der Richter nur erlassen a) wegen einer, auf keine Weise zu rechtfertigenden Handlung, b) durch welche ein unersetzlicher Schaden entstanden ist oder entstehen kann; c) in Fällen, wo das öffentliche Beste gefährdet wird, d) und wo Gefahr bei dem Verzuge ist. 2. Mandate cum clausula (bedingte Mandate) sind solche Mandate, wodurch freilich Jemanden etwas geboten oder verboten, ihm aber zugleich freigestellt wird, seine Einreden gegen das Anbringen des Klägers vorzutragen. Hier sind außer der Einrede der Sub- und Obreption auch andere Exceptionen zulässig, nur müssen sie sofort liquid gemacht werden können, und auf einmal vorgebracht werden. Ein Mandatum cum clausula erläßt der

Richter sodann, wenn er das vorgegebene Factum zwar als wahr voraussetzt, aber doch die Möglichkeit der Einreden anerkennt. Sowohl für den bedingten als unbedingten Mandatsprozeß ist es nothwendig, daß der Kläger den Klagegrund gehörig bescheinigt, weil sonst nur ein ordentliches Proceßverfahren Statt haben kann. 4. Der possessorische Prozeß (Possessorium) ist dasjenige Rechtsverfahren, wo über die Erlangung eines noch nicht gehabten Besitzes (adipiscendae possessionis), oder die Wiedererlangung eines verlornen (recuperandae possessionis), oder endlich über die Beibehaltung eines gegenwärtigen Besitzes (retinendae possessionis) gestritten wird. Im letztern Falle ist er entweder a) ordentlicher possessorischer Prozeß (Possessorium ordinarium, possessorium summarium), wobei alle Förmlichkeiten des petitorischen Prozesses erfoderlich sind, nur daß statt des förmlichen Beweises eine Bescheinigung hinreichend ist. Er hat Statt bei fünfjährigem und noch älterm rechtmäßigen und ruhigem Besitze. Oder der possessorische Prozeß ist b) außerordentlicher possessorischer Prozeß (Possessorium summarissimum, Possessorium momentaneum), wenn bei der Klage sogleich die Bescheinigung erfolgt, dann sofort die Antwort des Beklagten Statt findet, und hierauf das Erkenntniß gefällt wird. Er hat Statt in Spoliensachen, so wie auch dann, wenn man sich auf den jüngsten ruhigen Besitz gründet. 5. Der Wechselprozeß ist das prozessualische Verfahren in einer, durch eine nach Wechselrecht ausgestellte Schrift begründeten Rechtssache, wo nämlich der Gläubiger von dem Schuldner die wechselmäßige Erfüllung der Verbindlichkeit fodert. Eine gerichtliche Untersuchung wegen falscher Wechsel ist also kein Wechselprozeß. (S. Wechsel). 6. Der Concursprozeß (s. Concurs) ist das gerichtliche Verfahren mehrerer Gläubiger, die aus einer Concursmasse ihre Bezahlung fodern und über den Vorrang streiten. Bei ausbrechendem Concurse muß der Richter zuerst den Gemeinschuldner seines Vermögens entsetzen, und ein Inventarium darüber ausfertigen. Zu gleicher Zeit wird ein gemeinsamer Anwald (Contradictor, actor communis), d. h. eine solche rechtskundige Person, welche die Richtigkeit der Passivschulden zu untersuchen, den Gläubigern sowohl bei der Liquidation ihrer Foderungen, als andern an den Gemeinschuldner Anspruch machenden Personen, die nöthigen Einwendungen entgegenzustellen, und die ausstehenden zahlfälligen Foderungen gerichtlich einzuklagen hat, bestellt, und ein Curator Bonorum zur Verwaltung des Vermögens ernannt. Oft vertritt der erstere die Stelle des letzteren, oft fällt der erstere auch ganz weg. Dann erläßt der Richter Edictalcitationen an alle Gläubiger unter Androhung der Präclusion, ihre Foderungen im Liquidationstermin zu melden und sofort zu bescheinigen. Vor der Liquidation wird noch die gütliche Vereinbarung versucht, und schlägt diese fehl, so wird das Liquidationsprotokoll eröffnet. Nachdem die Gläubiger alle ihre Foderungen angegeben, und der Contradictor sie beantwortet hat, wird von dem Richter gleich ein Bescheid darüber ertheilt. Das ganze Verfahren ist bei dem Concursprozeß so abgekürzt und summarisch wie möglich. Nach beendigtem Liquidationsverfahren fangen die Gläubiger, falls dies nöthig ist, über die Priorität (die Erstigkeit oder den Vorrang ihrer Foderungen) mit einander zu streiten an. Hierauf erfolgt das Erstigkeits-, Prioritäts- oder Locationsurtel, nachdem vorher diejenigen welche sich nicht zum Concurse gemeldet haben, vorher von der Masse ausgeschlossen sind. Hat niemand gegen das Erstigkeitsurtel ein Rechtsmittel eingewandt, so wird das Vermö-

gen des Gemeinschuldners vertheilt. 7. Ein summarisches Verfahr findet endlich in Bagatell-, Armen-, Fremden- und Alimentationss chen, die theils wegen ihrer Unbedeutenheit kein weitläufiges Prozessve fahren zulassen, theils wegen der Gefahr beim Verzuge beeilt werde müssen. Auch gibt es endlich einen summarischen peinlichen Process bei dem es wegen besonderer Umstände nicht aller für den ordentli chen Criminalproceß vorgeschriebener Mittel, Förmlichkeiten und Fr sten bedarf. Doch sind zum summarischen peinlichen Proceß alle dieje nigen gerichtlichen Handlungen nöthig, welche zu einem Straferkenntn erfordert werden. Er findet bei Polizeivergehungen immer, in eigent lich peinlichen Fällen aber nur dort Statt, wenn er ausdrücklich b stimmt ist. N. P.

Sund, eigentlich Oresund oder Oeresund, heißt die Meereng welche Dänemark von Schweden trennt, und gewöhnlich die Durchfah aus der Nordsee in die Ostsee ist; sie ist in der geringsten Breite b Helsingoer ungefähr eine halbe Meile breit, und wird von der dänisch Festung Kronburg auf der Insel Seeland beherrscht. Seit den ältest Zeiten hat der König von Dänemark sowohl über den Sund, als üb die beiden andern aus der Nordsee in die Ostsee führenden Sträß den großen und kleinen Belt, die Oberherrschaft, und läßt von all durchgehenden Handelsschiffen ohne Unterschied einen Zoll erheben, we cher an dem Zollhause zu Helsingoer entrichtet werden muß. Dies Recht der Könige von Dänemark ist durch Verträge mit den übrig Seemächten anerkannt worden. Im Frieden zu Broemsebro im Ja 1645 wurde zwar den schwedischen Schiffen die Zollfreiheit im Sun und in den beiden Belten zugestanden, aber im Frieden zu Friedensbu im Jahr 1720 mußte Schweden diese Zollfreiheit wieder aufgeben. A Dänemark im Jahre 1781 der bewaffneten Neutralität beigetreten wa ließ es, in Folge einer den übrigen Mächten mitgetheilten Declaratio keine Kriegsschiffe oder Kaper der kriegführenden Mächte durch d Sund passiren. — Es ist durch Verträge festgesetzt worden, wie viel d durchgehenden Schiffe zu entrichten haben; Franzosen, Englände Holländer und Schweden zahlen ein Procent von dem Werthe ih Waaren, die übrigen Nationen und selbst die dänischen Schiffe müss 1 1/4 Procent entrichten. Die holländischen Schiffer haben den Vorzu daß sie bloß ihre Certificate vorzeigen dürfen, die Schiffer anderer N tionen müssen sich eine Durchsuchung gefallen lassen. Da jährlich e gen 6000 Schiffe durch den Sund hin- und zurückgehen, so ist die Zoll, der in die königl. Chatoulle fließt, sehr beträchtlich. In den Jahr 1774 und 1775 waren über 8000 Schiffe in jedem Jahre durchpass

Sünde. Jede Gesinnung oder Handlung, und jede Art zu d ken oder zu handeln, wodurch das göttliche Gesetz (entweder ein pos ves und geoffenbartes, oder das natürliche Sittengesetz, welches eb falls eine Erklärung Gottes an die Menschen ist) verletzt und übertre wird, ist Sünde im weitern Sinn des Worts, der Uebertreter des G setzes möge dabei die nöthige Kenntniß desselben und den völligen G brauch der Freiheit seines Willens gehabt haben oder nicht. Aber strengern Sinn kann nur eine solche Uebertretung des göttlichen Wille Sünde genannt werden, die von einem vernünftigen und freihandeln Geschöpfe begangen wird, welches sowohl Kenntniß vom Daseyn u der Heiligkeit des Gesetzes besitzt, wenigstens besitzen kann, als den v ligen und ungehemmten Gebrauch seiner Freiheit im Handeln ha Hier findet vollkommen Imputation (Zurechnung) Statt, d. i. Urtheil, daß eine Person, die das göttliche Gesetz auf irgend eine W

übertrat, mit vollem Recht für den Urheber dieser Uebertretung und für strafwürdig erklärt werden dürfe. Man pflegt daher bei Handlungen, welche mit Recht als Sünden betrachtet werden, von dem Materiellen und Formellen der Sünde zu sprechen. Das Materielle besteht in dem Daseyn eines Gesetzes, welches beobachtet werden soll, und einer Handlung, die es verletzt. Das Formelle in der Kenntniß des Gesetzes und in der ungehemmten Freiheit des Willens. Die philosophische und theologische Moral unterscheidet mehrere Gattungen oder Arten der Sünde, indem man dabei theils auf den Inhalt des Gesetzes, welches die Sünde übertritt, theils auf das Object, gegen welches gesündigt wird, theils auf das Subject des Uebertreters, theils auf die Natur und Beschaffenheit der Handlung selbst Rücksicht nimmt. Man unterscheidet 1. in Absicht des ersten Punktes *Unterlassungs-* und *Begehungssünden*. Aber in den meisten Fällen, wo der Mensch sündigt, wird etwas Verbotenes gethan, indem er ein Gebot übertritt, und auf der andern Seite etwas Gebotenes vernachlässigt, indem er etwas Verbotenes thut. Die moralischen Verhältnisse zwischen dem Menschen und den Gegenständen seiner Pflicht hängen viel zu genau zusammen, als daß (in den meisten Fällen wenigstens) ein wesentlicher Unterschied zwischen Uebertretung und Unterlassung herrschen und scharf bestimmt werden könnte. Der ganze Unterschied liegt mehr in den Worten. Eine Sünde kann Unterlassungs- und Begehungssünde seyn, je nachdem man die Regel, gegen welche der Mensch durch seinen Fehltritt verstößt, entweder negativ oder positiv ausspricht, entweder als Verbot des Pflichtwidrigen, oder als Gebot des Pflichtmäßigen. Man unterscheidet 2. in Ansehung des Objects Sünden, welche der Mensch gegen *Gott*, gegen seine *Mitbrüder*, gegen *sich selbst* begeht. Rechtfertigen läßt sich diese Eintheilung, sobald man nur unter dem Objecte der Sünde den Gegenstand oder das Wesen versteht, dem der Mensch, indem er sündigt, *zunächst und unmittelbar* entweder versagt, was er ihm leisten sollte, oder ein Unrecht zufügt. Denn sobald man an den ganzen Zusammenhang einer Sünde mit den Verhältnissen des Menschen zur Gottheit, und zu seinen Mitbrüdern überhaupt denkt, so ist jede Sünde eben sowohl ein Vergehen gegen Gott und unsere Mitbrüder, als gegen uns selbst (gegen unsere moralische Würde und Bestimmung). Wenn 3. auf das sündigende Subject selbst Rücksicht genommen wird, so sind die Sünden theils *vorsätzliche*, theils *unvorsätzliche*; vorsätzlich, wenn sie absichtlich und mit vollem deutlichen Bewußtseyn des Gesetzes, unvorsätzlich, wenn sie mit weniger deutlichem Bewußtseyn des Gesetzes, ohne reife Ueberlegung, begangen werden. Sünden der letztern Art sind entweder Sünden der *Unwissenheit*, welche der Mensch gegen ein Gesetz begeht, das ihm noch nicht bekannt geworden ist, (doch muß hier bemerkt werden, daß bei unverschuldeter Unbekanntschaft mit dem Gesetz der Ausdruck: *Sünde*, der oben aufgestellten Definition gemäß, nicht angewendet werden kann,) oder der *Schwachheit*, wenn sie aus einem Uebergewicht sinnlicher Neigungen entspringen, denen der Mensch nicht kräftig genug Widerstand leistete, (richtiger nennt man sie Temperamentssünden, denn eine gewisse Schwäche des Verstandes oder des Willens liegt auch da zum Grunde, wo aus verschuldeter Unwissenheit und Unüberlegtheit gesündigt wird, und der Ausdruck ist zu allgemein,) oder der *Uebereilung*, wenn sie aus allzugroßer Eilfertigkeit im Handeln entstehen, wo der Wille und die Heiligkeit des Gesetzes nicht gehörig überlegt und beachtet werden. Es gibt endlich 4., wenn von dem Eintheilungsprincip ausgegangen wird,

welches sich auf die Handlung bezieht, die man als eine dem Ges widerstrebende Sünde nennt, in Hinsicht des Materiellen, innere un äußere, eigene und fremde, unbedingte und bedingte Sünden. Unt den inneren versteht man unerlaubte Gedanken, Gesinnungen, En schließungen, unter den äußeren die bösen Reden und Thaten. E gene Sünden werden die unerlaubten Handlungen genannt, welc emand aus eigenem Willen beschlossen und begonnen hat; fremd diejenigen, welche man dadurch begeht, daß man an unerlaubten Han ungen anderer auf irgend eine Weise Antheil nimmt, und sie begün tigt; unbedingte, die an sich betrachtet, vermöge ihrer gan Natur, dem göttlichen Gesetze widerstreiten; bedingte, die erst dur gewisse hinzukommende Umstände, unter welchen eine Handlung g schieht, Sünden werden. In Ansehung des Formellen werden, diese Eintheilungsprincip gemäß, größere und geringere Sünden unte schieden. Da die äußern Verhältnisse des Handelns, und die inner Zustände des Gemüths, aus welchen die Handlungen hervorgehen, u endlich mannichfaltig sind, so sind auch die Grade der Verschuldu selbst unendlich und unbestimmbar. Uebrigens wird der Ausdru Sünde nicht selten auch zur Bezeichnung des Zustandes gebraucht, d man richtiger Sündhaftigkeit, Lasterhaftigkeit, sittliches Verderben nenn d. h. der fehlerhaften Gemüthsverfassung des Menschen, der zu Sü den im vorzüglichen Grade aufgelegt und daran gewöhnt ist.

Sündfluth wird in der heiligen Schrift die große Ueberschwem mung genannt, welche, nach den Angaben der mosaischen Urkunde, a göttliches Strafgericht wegen der Sünden des schon im zweiten Jah tausend nach der Schöpfung ausgearteten Menschengeschlechts zur Ve tilgung desselben erfolgte. Sie wurde durch 40tägigen Regen und Au treten der Gewässer verursacht, bedeckte die Erde bis 15 Ellen über d höchsten Berge, und tödtete alles Lebendige, außer der Familie Noah der sich mit den Seinigen und einem Paar von jeder Gattung der il umgebenden Thiere in einem auf göttlichen Befehl gebauten Schi rettete. Nachdem sie 150 Tage gestanden, in gleicher Frist allmähl wieder abgenommen, und nach drei Monaten sich völlig verlaufen hatt so daß die Zeit ihrer Dauer ein ganzes Jahr gewesen war, konn Noah, durch die Wiederkehr der zweiten von ihm herausgelassen Taube mit dem Oelblatt vom Hervortreten des trockenen Bodens übe zeugt, am Gebirge Ararat in Armenien mit seiner Arche landen. D Zeitpunkt dieser Fluth war zufolge der gewöhnlichen Bestimmung d hebräischen Chronologie das Jahr der Welt 1656, vor Christo 23 nach Petav, 3547 nach Joh. von Müller. In eine vorgeschichtlich noch ganz der Mythe angehörende Zeit versetzen die Sagen ander Völker ähnliche Ueberschwemmungen, und nennen Gerettete, der Schicksal in den meisten Umständen mit der biblischen Erzählung v der Rettung Noahs zusammentrifft. Man hat hieraus nicht ohne Grun auf die Allgemeinheit der Sündfluth und einen gemeinschaftlichen U sprung der sie betreffenden Sagen geschlossen; auch läßt sich Noah i Fohi der chinesischen Mythe, im Sotti-wrata oder Satyavrata der i dischen, im Xisuthras der chaldäischen, im Ogyges und Deukalion d griechischen wieder erkennen, und selbst die alten Sagen der Amerik ner, besonders der Mexicaner, reden von einer solchen Fluth, deren g retteter Held wie Noah zweiter Stammvater des Menschengeschlech wurde. Nicht weniger als diese Uebereinstimmung alter Mythen kö nen auch die Versteinerungen und Gerippe von Seethieren, die auf d Gipfeln und im Innern der höchsten Berge, die Spuren animalisch

Körper aus den wärmsten Ländern, die in den kältesten gefunden wurden, zur Bestätigung der mosaischen Erzählung dienen. Gegen die Allgemeinheit der Sündfluth ist von Gatterer, Cramer u. A. eingewendet worden, ein 40tägiger allgemeiner Regen und ein allgemeines Austreten des Weltmeeres sey unwahrscheinlich, die Vereinigung aller Arten der Geschöpfe in der Arche, und ihre Erhaltung darin während der Dauer der Fluth unmöglich, die Vernichtung aller übrigen Lebendigen aus Zorn über die Menschen Gottes nicht würdig, und die weit verbreitete Bevölkerung und Cultur, die die Geschichte wenig Jahrhunderte nach Noah aufweist, unbegreiflich. Allerdings lassen sich nicht weniger Gründe gegen, als für die Allgemeinheit dieser Ueberschwemmung auffinden, und da alle Nachrichten, die davon sprechen, erweislich mythischen Ursprungs sind, und mindestens 1000 Jahre später erst aufgeschrieben wurden, möchten sie wohl schwerlich jemals zur historischen Gewißheit kommen. Wahrscheinlich bleibt es aber dennoch, daß eine oder mehrere Ueberschwemmungen, die ganze Länder bedeckten, wirklich Statt gefunden haben, da nicht nur jene Entdeckungen der Naturforscher, sondern auch die Gestalt der Erde, die Bildung der Meeresküsten und die an ihnen bemerkbaren, in den Meerengen correspondirenden Erdschichten auf dergleichen gewaltige Revolutionen unsers Planeten hinweisen. F.

Sundische Inseln, richtiger die Sondeinseln, haben ihren Namen von der Meerenge Sonde in Ostindien, zwischen den Inseln Sumatra und Java (m. s. d. Art.). Die Sondeinseln, welche in die westlichen und östlichen eingetheilt werden, bilden einen zahlreichen Archipelagus, der von beiden Seiten von Malacca an bis an die molukkischen Inseln sich erstreckt. Vier von ihnen sind besonders außerordentlich groß und merkwürdig, nämlich Sumatra, Java, Borneo und Celebes, welche letztere von Einigen zu den molukkischen Inseln gerechnet wird. Alle zusammen haben die herrlichsten Naturerzeugnisse, und treiben mit den Europäern, besonders den Engländern und Holländern, welche hier beider Seits ansehnliche Besitzungen haben, beträchtlichen Handel. Ihre Einwohner sind entweder Eingeborne, die größtentheils schwarz oder schwarzgelb sind, oder Malayen, die später angekommen sind, und eine gelbliche oder braune Farbe haben; erstere sind Heiden, die letztern Mohammedaner. (Das Uebrige sehe man unter Batavia, Borneo, Celebes, Java und Sumatra.)

Sunna war bei den alten nordischen Völkern die Göttin der Sonne; ihr Bruder hieß Mani, der Gott des Mondes. Jene wurde von den Göttern, die darüber entrüstet waren, daß ihr Vater ihr einen so stolzen Namen gegeben hatte, an den Himmel versetzt, um hier die Rosse der Sonne zu lenken. Ihr zu Ehren wurde das ganze Jahr hindurch ein Eber gemästet, und bei dem Eintritt des neuen Jahres, zu Anfange Februars, geschlachtet und geopfert. Acht Tage vor dem Januar wurde der Eber zu dem Fürsten des Landes gebracht, auf seinem Rücken mußten die Großen mit gefaltenen Händen dem Fürsten huldigen und den Eid der Treue schwören u. s. w. — Das Bildniß der Sunna war ein halbnacktes, auf einem Säulenfuß stehendes Frauenzimmer, mit Strahlen um das Haupt; vor der Brust hielt sie mit ausgebreiteten Armen ein strahlendes Rad.

Supercargo heißt auf Schiffen derjenige, welcher die Aufsicht über die Waaren hat, und den Eigenthümern Rechenschaft davon ablegen muß.

Supernaturalismus. Wir verweisen bei diesem Wort auf

en frühern, weitläuftigen Artikel Rationalismus, und begnügen
ns, noch eine kleine, mehr scherzhafte — freilich bitterscherzhafte —
Nachlese zu halten. Es ist zu wehmüthig, daß über dem Heiligsten
nd Höchsten, das der Mensch hat, ein solcher Streit und Hader auch
ur entstehen konnte, wie der zwischen Rationalismus und Superna-
uralismus wirklich ist — und was kann man da anders thun, als
it Bitterkeit, mit tiefem, aber gewiß edeln Ingrimm darüber scher-
en? — Der bis zur größten Erbitterung getriebene Gegensatz der bei-
en, wenn sie nur im rechten Sinne genommen werden, zur innigsten
Einheit verbundenen Elemente der Religion — der Vernunftmäßigkeit
nd der Göttlichkeit — scheint uns ein schlimmes Prognostikon für das
eben der Religion selbst unter uns. Der Körper ist seiner gewissen,
unvermeidlichen Auflösung sehr nahe, in welchem sich die festen und
lüssigen Elemente von einander scheiden, und die einen wie die andern
uf eigene Rechnung fortsubsistiren wollen. Da erscheinen jene schauer-
ichen Todtenflecke, die nun, wie die Bluttropfen an der Hand der
Macbeth beim Shakspeare durch keine Salben und Reinigungsopfer
bgewaschen werden können, sondern mit einer geheimnißvollen Gewalt
um sich greifen, bis sie die ganze Maschine zerstört und in ihre Auf-
lösung mit herübergezogen haben. — Supernaturalismus, oder wie der
neueste, verständigste und scharfsinnigste Vertheidiger desselben, ich weiß
nicht, aus welchem Grunde von der uralten Gewohnheit abweichend,
schreibt: Supranaturalismus — dies Wort verdankt eigentlich seinen
Ursprung jener schönen, echtchristlichen Zeit, wo man Natur und Gnade
einander entgegenstellte, und von den übernatürlichen (supra et
praeter, nicht contra naturam) Gnadenwirkungen machte man nach-
mals das Abstractum: Supernaturalismus, das aber nun nicht mehr
auf die Species der Gnadenwirkungen paßte, darum nach einer sehr
naheliegenden Subreption auf die ganze Anstalt des Christenthums, der
Offenbarung überhaupt übergetragen wurde, und so in subjectiver Be-
deutung genommen, Glauben an ein Reich der Gnade bedeutete, in
welchem dem Menschen das Licht Gottes erst aufgeht, und wo ihm
eine höhere, göttliche Weisheit den rechten Weg des Lebens zeigt. Hatte
man, aus Nothwendigkeit der Sache selbst, nicht einmal das genau
scheiden können, was in den Gnadenwirkungen der Natur angehöre,
so konnte man noch weniger in diesem größern Verhältniß eine richtige
Abtheilung zwischen den entgegengesetzten Parteien treffen, und siehe!
da empörte sich die übermüthig gewordene Natur, und wollte die fremde
Autorität nicht mehr dulden. Sie schuf ein Phantom, das sie Ratio-
nalismus nannte, und das sich einbildete, in sich selbst Leben zu ha-
ben, obwohl es nur ein Trugbild war, das eine böse Zauberin ge-
schaffen hatte; und von da an lag das Reich des Lichts und der Fin-
terniß, der Gnade und der bösen, gefallenen Natur in einem heftigen,
offnen Streit, der noch nicht geendigt ist. Die Natur, ein zweiter
Proteus, nahm zudem fast alle Gestalten an, was ihr um so leichter
war, da ja selbst die rechtgläubigste Theologie einen mehrfachen Zustand
derselben unterschied; es fehlte nicht daran, daß sie sich selbst vergöt-
terte; man erlaubte sich, nicht ohne übermüthigen Hohn, mit Worten
zu spielen, und redete von einer Natur, die sich selbst, für sich
selbst offenbart; und so wurde denn zuletzt auch das Wort: Gott
ein leeres Abstractum, das sich selbst setzte und seinen Platz doch in
Ewigkeit nicht erfüllen konnte. Es mußte dies nothwendig zum Atheis-
mus führen, und der neueste Bekämpfer des Rationalismus (Tittmann,
über Supranaturalismus, Rationalismus und Atheismus, eine Schrift,

in welcher wohl alles geleistet ist, was vom Standpunkte der Reflexion und der Verstandesspeculation aus für Supernaturalismus geleistet werden kann!) hatte seine Streitkräfte ohne Zweifel auf den rechten Punkt gerichtet, wenn er darauf hinwirkt, die Tendenz des Rationalismus zum Atheismus aufzudecken. — Fassen wir indeß die Sache auch noch von einer andern Seite auf. Der Naturdienst, der rechte Naturalismus und Rationalismus ist, wie Tittmann trefflich bewiesen hat, bloß ein zur Täuschung und Berückung ersonnener Euphemismus für Naturalismus — ist so alt als der Abfall vom wahren Gotte selbst, und die Grundlage alles Heidenthums und aller Abgötterei. In allen jenen großen, furchtbaren Religionen der alten Welt, in dem Thierdienst der Aegypter, in dem noch viel weiter verbreiteten, gräuelvollen Lingamdienst der Indier ist die Natur der Welt und des Menschen der Götze, den man anbetet und für den rechten, wahren Gott hält — und so ist auch der Gott der neuern Deisten und unchristlichen Philosophen nichts anders als die rohe, blinde Naturkraft. Sie beten, wie der gemüthvolle Schubert in seiner jüngsten, wunderbaren Schrift (Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde, 1817) irgendwo sagt, den Stuhl der Majestät Gottes, und diesen nicht einmal auf die rechte Weise an, den Herrn selbst aber kennen sie nicht, und verachten ihn. Ist auch die Natur des Deismus und Naturalismus unsrer Zeit gleichsam eine cultivirtere und feinere, wie das gegenwärtige Geschlecht offenbar im Aeußern abgeschliffener und weniger roh ist, als die alte noch in allem, auch in der Sünde, jugendlich starke Menschheit; so ist er, dem Wesen nach, doch nichts anders, und die Grundsätze der darauf gegründeten Religionen schlagen, wie die ganze Geschichte der neuern Zeit beweis't, eben so gut in viehische Wollust und Sinnlichkeit aus, wie die Anbetung des Phallus oder der Astarte mit der rohesten, noch unter das Thier herabgesunkenen Genußliebe endigte. — Dieser Naturdienst ist ohne allen Zweifel das wahre und rechte tiefe Verderben der Menschheit, und die Geschichte beweis't es, daß er so alt ist, als die Sünde selbst, und mit der immer weiter vom wahren Mittelpunkte des Lebens sich entfernenden Menschheit auch kühner und frecher hervortrat. Er ergoß sich wie ein Strom über die schnell emporsteigenden, und eben so schnell wieder sinkenden großen Völker und Reiche der vorchristlichen Zeit in Asien, und verschlang fast alles in eine schreckliche Finsterniß, die die Geschichte jener Zeiten so grauenvoll und unheimlich macht. Durchs Christenthum wurde die Herrschaft der alten furchtbaren Nacht offenbar sehr zurückgedrängt, und eine Zeit lang konnte das Unkraut nicht wieder emporkommen, bis endlich der Lügengeist Gelegenheit fand, in einer neuen Form das ganze alte Verderben wieder auftischend, in dem Deismus der Engländer, früher des Sozinus, und dann hauptsächlich in dem völlig glaubenslosen, schläfrigen und seichten, aber doch leicht eingehenden philosophischen Wasser der französischen Philosophen sein Haupt wieder zu erheben, und für eine Zeit lang wenigstens den größten Theil der cultivirten Völker der Erde in seine Netze zu verstricken. Wenn wir nun aber dreist genug sind, um zu behaupten, daß jedes so eben gesagte Wort mit centnerschweren Beweisen erhärtet werden könne, sollten wir da nicht, bei unserm unerschütterlichen Glauben an eine göttliche Erziehung des Menschengeschlechts; zugleich durch die Natur des Gegensatzes, zu der Behauptung uns genöthigt sehn, daß die ewige Liebe, vom Anfang an schon, diesem furchtbaren, in den Abgrund mit Gewalt hinabreißenden Gewichte ein Gegengewicht zur Seite gestellt haben müße, das wohl eine

Zeit lang in einem Zustand des Schwankens von jenem überwogen, aber endlich doch das Uebergewicht erlangen mußte? und wäre das nicht der rechte und wahre Supernaturalismus? — Die Religion, die nicht den Schöpfer über dem Geschöpf vergißt, und statt die Natur zu vergöttern oder aus ihr allein zu schöpfen, von dem Herrn der Natur selbst unterwiesen, auch den wahren und rechten Gott erkennt und anbetet? Und so zieht sich in der That wunderbarlich neben jenem Naturalismus bis in die frühesten Zeiten auch der Faden göttlicher Offenbarung, unmittelbarer Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes hin, der überall zu einem höhern Leben, zur Beherrschung der Sinnlichkeit und Ertödtung der unerlaubten Begierden führte, und wo sie frei wurde, auch immer mit wahrer Verklärung der menschlichen Natur endigte. Und das Eigenthümliche derselben war immer, daß, wenn jener Naturalismus aus dem trüben Quelle menschlicher, zeitlicher Reflexion hervorsprudelte, dieser wahrhafte Supernaturalismus nur von oben kam, so wie er auch nur nach oben führte. In der alttestamentlichen Zeit, dieser Zeit der Finsterniß und der Abweichung vom Centro, hatte jener das Uebergewicht; in der neutestamentlichen gewann bald das wahre, göttliche Princip die Oberhand; und vielleicht ist doch das Hervorbrechen der alten Mächte des Abgrunds seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nichts weiter, als ein bloß momentanes Rückwärtsschreiten der Menschheit, die bald wieder zu dem wahren Lichte zurückkehren wird. Brauchen wir eigentlich einen andern als diesen so offenbar auf der Hand liegenden, geschichtlichen Beweis, um die hohe Würde des wahren Supernaturalismus ins helle Licht zu setzen? und sollten wir hier nicht fragen dürfen: wer im Stande sey, ohne unsre Ansicht zu theilen, wirklich einen Zusammenhang und Mittelpunkt in den großen Cirkel der Menschengeschichte zu bringen? — Fragst du nun aber: was ist nach dieser Ansicht Supernaturalismus und Naturalismus in kurzen Worten? so antworten wir darauf: jener ist die wahre, dieser die falsche Religion; jener Deismus, dieser Atheismus. Und fragst du weiter: warum muß aber die wahre Religion eine göttliche, von Gott geoffenbarte seyn? so könnten wir, ohne eben den Cirkel unsrer Antwort sehr zu fürchten, entgegnen: eben weil sie die wahre ist. Doch wir scheuen uns auch gar nicht, auf die Sache selbst näher einzugehn und sagen: Religion muß etwas viel Wesenhafteres und Eigenthümlicheres seyn, als bloßes Wissen — am Ende gar nur, um die Neugierde zu befriedigen — von einer andern Welt, von den Leuten im Monde, wozu sie so oft in den Dogmatiken der Neuern gemacht worden ist; und soll sie nicht blos das, soll sie wirklich Seyn, Leben in Gott, innige und wesentliche Vereinigung mit dem Wesen aller Wesen seyn, so kann das unmöglich anders zugehn, als daß der Ewige selbst den Menschen zu sich erhebe, sich ihm mittheile, ihn begeistere, erfülle, belehre. Der Mensch kann und soll dabei nichts weiter thun, als den himmlischen Strahl in sich aufnehmen, dem göttlichen Zuge folgen, und mit der herrlichen Gabe, die ihm verliehen ist, mit der Vernunft sich den Offenbarungen von oben entgegendrängen. Die wahre Vernunft ist durchaus nichts anders als die reine und bloße Empfänglichkeit fürs Göttliche, und je länger sie gleichsam an der himmlischen Sphäre saugt, desto durchsichtiger und glänzender wird sie. — Möchten doch die Fürsten und Mächtigen der Erde endlich auf die Stimme der Geschichte, die doch wahrlich Gottes Stimme ist, achten lernen und den Völkern das Kleinod der wahren Religion wiedergeben! Sie allein können es, denn sie sind zu Hütern und Wächtern

am heiligen Tempel Gottes und Christi berufen. Die Heerde folgt stets der Stimme ihrer Hirten, und kann nur da Weide finden, wohin sie von diesen geführt wird. — Wenn sie ernstlich Anstalt träfen, die Pagoden und Moscheen des Rationalismus zu verschließen, und mit dem Tempel des Friedens auch die wahre Kirche des Supernaturalismus, die Kirche Jesu wieder aufzuthun — die Menschheit scheint im Ganzen jetzt reif dazu und — hat man schon einen ernstlichen Versuch gemacht, ohne Intoleranz und Dragonaden und Kreuzzüge gegen die Ketzer, wohl aber mit Ernst und redlichem Willen, dem Evangelium seine Geltung wieder zu verschaffen? so, daß man etwa das alte Sprichwort mit Recht anführen könnte: Oleum et operam perdidi. M-s-r.

Supremat wird diejenige Oberherrschaft und vorzügliche Gewalt genannt, welche sich der Papst über die catholischen Bischöfe und die ganze Kirche zuschreibt. Die Gränzen dieses Supremats, welches von den Protestanten durchaus verworfen wird, sind auch in den catholischen Ländern nicht einhellig bestimmt, und der Papst übt vermöge desselben in einem Lande mehr, in dem andern aber weniger Rechte aus.

Surinam (Suriname), die wichtigste unter den holländischen Colonien auf der amerikanischen Küste Guyana. Sie hat ihren Namen von dem Flusse Surinam, an dessen Ufern größtentheils die 400 großen Plantagen angelegt sind, aus welchen die Colonie besteht. 1607 nahmen die Holländer diese Striche Landes den Engländern weg, und behielten sie durch den Frieden von Breda. Man zog deutsche Gebauer hieher, und suchte durch viele angelegte Canäle das Land zu trocknen, und die Luft zu reinigen. Dadurch entstanden dann die Menge von Indigo-, Baumwollen-, Caffee- und Zuckerpflanzungen, welche jetzt so viele Producte liefern, daß man des Jahrs 70 Schiffe nach Europa hin damit beladen kann, deren Ladung gegen acht Millionen Gulden beträgt. Caffee, welcher von Java hieher verpflanzt wurde, macht den wichtigsten Gegenstand des Handels aus, und jährlich werden gegen 180,000 Centner, und beinahe eben so viel Zucker ausgeführt. Reiß, Hanf, große Schildkröten, welche die alten friedlichen Einwohner, Bocken genannt, zum Tausch gegen Pulver, Branntwein, nürnberger Waaren liefern, kommen nicht in den auswärtigen Handel. Die Pflanzungen reichen von der Küste 25 Meilen weit ins Land, werden aber oft durch entlaufene Neger, die man Maroon-Neger nennt, beunruhigt, welche aus den innern Gebirgen und Wäldern häufige und unvermuthete Ausfälle machen, und durch die von ihnen befreiten Negersklaven täglich ihre Zahl vermehren. Ihrer sind an 20,000, die aber in viele Haufen getheilt leben. Mehrere gegen sie mit regelmäßigen Truppen unternommene Kriege sind verunglückt; man mußte sich mit ihnen vergleichen, ihre Unabhängigkeit anerkennen, und ihnen freien Handel und jährliche Geschenke versprechen. Dagegen sollen sie keine Einfälle machen, und keine entlaufene Sklaven aufnehmen. Im December und Januar ist in Surinam die kurze, im April, Mai, Junius und Julius die lange Regenzeit; im Februar und März die kleine, vom August bis zu Ende Novembers die große trockne Zeit. Diese letztere ist die ungesundeste, und der Erdboden springt bisweilen 5 bis 6 Schuh weit auf. Doch hat der Anbau und das Durchhauen großer Wälder, um den Zug der Luft zu befördern, das für Europäer ungesunde Clima merklich verbessert. Im Jahr 1780 rechnete man in der ganzen Colonie 7000 Europäer, 500 Freineger und Mulatten, und 70,000 Negersklaven. Zur Vertheidigung gehören 1500 Mann regulärer Trup-

pen, 2000 Bürger und 400 freie Neger und Mulatten. Die einzi[g]
Stadt dieser Colonie ist Paramaribo, zwei Meilen von der Mündun[g]
des Flusses entfernt, groß und regelmäßig in einer überaus schönen G[e]
gend gebauet. Die Beschützung gewährt das dabei liegende Fort Ne[u]
amsterdam und Zeelandia. Sonst gibt es nur noch zwei Dö[r]
fer und eine Herrenhuter Anlage in diesem Districte; alle übrigen Pla[n]
tagen liegen zerstreut. Seit 1772 gehörten zwei Drittheile von der ga[n]
zen Colonie der Stadt Amsterdam, und ein Drittheil der Compagn[ie]
von Surinam, jetzt dem Staat. 1799 erschienen die Engländer m[it]
einiger Kriegsmacht an der Küste, und die ganze Colonie ergab si[ch]
willig in den Schutz derselben. Sie kam aber durch den Frieden v[on]
Amiens wieder an die batavische Republik. Die Directoren der Soci[e]
tät von Surinam ernannten den Generalgouverneur, welcher über di[e]
Colonie in Civil- und Militärsachen zu befehlen hat; doch muß er v[on]
den Generalstaaten bestätigt werden, und diesen, sowohl als den D[i]
rectoren schwören. Nach ihm kommt der Fiscal, ferner das Poliz[ei]
oder Criminalgericht, und der Justizhof nebst dem Commissionsgeric[h]
te, bei welchen aber der Generalgouverneur präsidirt. Dieser letzte
hat 24,000 holländische Gulden Gehalt, und wenn er nach sechs Ja[h]
ren sein Gouvernement niederlegen will, bekommt er eine jährliche Pe[n]
sion von 6000 Gulden. Außer andern Abgaben muß jeder Bürger un[d]
Pflanzer, als Eigenthümer seiner Plantage in Surinam, seinen jährli[]
chen Gewinn, den er eidlich anzugeben gehalten ist, versteuern. Vo[n]
1000 — 1500 Gulden werden 6 Procent, von 1500 — 2500 Fl. 7 Pro[]
cent, von da bis 3000, 8, und so immer steigend bis 10,000 Gulde[n]
bezahlt, wo die Steuer fünfzehn Procent ausmacht, und dann bi[s]
50,000 Gulden jährlicher Einnahme nicht erhöhet wird. Von dem Ge[]
neralgouvernement sind auch die andern Colonien zu Essequebo un[d]
Demerary in Guyana abhängig. (S. Demerary.)

Surrogat, von dem lateinischen Worte surrogare, etwas a[n]
die Stelle einer andern Sache setzen, einen an die Stelle eines Ve[r]
storbnen wählen. — Surrogat ist also etwas, das die Stelle ein[er]
andern Sache, die nicht vorhanden oder schwer zu erlangen ist, erset[zen]
oder ersetzen soll. Eicheln, Möhren, Cichorie, Runkelrüben, Erdma[n]
deln u. s. w. sind Surrogate des Caffees, Zucker aus Runkelrüben
Weintrauben, Möhren u. s. w. Surrogate des indischen Zuckers
auch für gewisse Arzneien, z. B. Rhabarber und Chinarinde, hat ma[n]
Surrogate gefunden. Das Surrogat ist, der Natur der Sache nach
von geringerer Qualität, als das Product, das es ersetzen soll.

Susa, an der Ostseite des Flusses Euläus oder Choaspes, d[ie]
Hauptstadt der persischen Provinz Susiana und die gewöhnliche Re[si]
denz der persischen Könige. Wahrscheinlich war sie von Darius erbau[t.]
Sie hatte drei Meilen im Umfang, und war ohne Mauern. N[ur]
das eigentliche Schloß, Memnonium genannt, war befestigt. Jetzt ste[ht]
an dem Orte die Stadt Toster oder Schoschter.

Süßmilch (Johann Peter), ein sehr verdienter Gelehrter un[d]
Schriftsteller, Oberconsistorialrath und Probst in Berlin, geboren d[a]
selbst den 3ten September 1707, studirte zu Halle und Jena anfang[s]
die Rechte nach dem Willen seines Vaters, eines Bauers, dann d[ie]
Medicin aus Neigung, endlich Theologie, war einige Zeit Feld-, da[r]
auf Landprediger, und seit 1742 Probst und Oberconsistorialrath i[n]
Berlin, wo er den 22sten März 1767 starb. Er besaß eine schar[fe]
Beurtheilungskraft, viel Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, ward dah[er]
unter die Mitglieder der Akademie aufgenommen, und stiftete sich [ ]

der gelehrten Welt ein bleibendes Andenken durch das in seiner Art classische, mit philosophischem Scharfsinn geschriebene Werk: „Die göttliche Ordnung in der Veränderung des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen, Berlin 1740, 8., 4te Ausgabe, von C. J. Baumann, 3 Thle., 1775, 8. Auch hat sich Süßmilch als Schriftsteller um die Geschichte und Vergleichung der Sprachen sehr verdient gemacht.

Suwarow-Rimnitzkoi (Peter Alexei Wasiliowitsch, Graf von), Fürst Italinski, kaiserlich russischer, auch kaiserlich königlicher Feldmarschall und Generalissimus der russischen Heere, einer der berühmtesten Feldherren des achtzehnten Jahrhunderts, war 1730 zu Suskoi, einem Dorfe in der Ukraine, geboren. Sein Vater war Offizier, und brachte ihn auf die Cadettenschule in St. Petersburg. In seinem 17ten Jahre trat Suwarow als gemeiner Gardist in die Dienste seines Vaterlandes, und zeichnete sich in dem Kriege mit Schweden in Finnland durch seinen persönlichen Muth vortheilhaft aus. 1754 wurde er Lieutenant, und erwarb sich noch mehr Beifall und Ehre in der denkwürdigen Schlacht von Zorndorf, wo er trotz seiner Wunden auf dem Schlachtfelde blieb, und seine sehr zusammengeschmolzene Mannschaft aus dem Treffen führte. Eben so muthvollen Antheil nahm er an der Schlacht von Cunnersdorf und an dem Sturme von Schweidnitz. Wegen dieser und anderer Auszeichnungen ward er nach der Einnahme von Colberg zum Platzmajor von Königsberg mit dem Range eines Oberstlieutenants ernannt, und 1763 sandte ihn der Graf Panin mit einem Empfehlungsschreiben an die Kaiserin Catharina II, welche ihm ein von ihr eigenhändig geschriebenes Oberstenpatent schenkte. 1768 befehligte Suwarow in dem zwischen Rußland und der barer Conföderation wegen der Dissidenten ausgebrochenen Kriege einen Theil der russischen Truppen, zerstreute die Heere der beiden Pulawski, nahm Cracau mit Sturm ein, und erfocht noch mehrere Vortheile, wofür er von der Kaiserin zum Generalmajor ernannt, und mit dem Alexander-Newsky-Orden belohnt wurde. Nach der ersten Theilung Polens zwischen den drei Mächten wurde er zu Petersburg mit großer Auszeichnung empfangen, und diente 1773 in dem Kriege gegen die Türken unter dem Marschall Romanzoff, wo er bei mehreren Gelegenheiten Beweise seines Muths und seines Unternehmungsgeistes gab. In drei verschiedenen Treffen schlug er die ihm gegenüberstehenden Türken, und nachdem er sich mit dem General Kamenskoi vereinigt hatte, gewann er einen vierten entscheidenden Sieg über den Reis-Effendi bei Kasladgi. Nach dem Frieden mit der Pforte stillte er im Innern Rußlands die Unruhen, welche Pugatschefs Empörung veranlaßt hatte, unterwarf 1783 die Tataren von Kuban und Budziac der russischen Krone, und nöthigte sie, der Kaiserin zu huldigen, welche ihm dafür den Wladimirorden schenkte, und ihn zum General en Chef ernannte. Im Treffen bei Kinburn 1787 ließ er als Oberbefehlshaber die Infanterie ihre Patrontaschen ablegen, und mit gefälltem Bajonnet auf die verschanzten Feinde losgehen; die Angriffe wurden zurückgeschlagen, Suwarow selbst wurde in den Leib geschossen, und dennoch setzte er sich zu Pferde, sprengte seinen fliehenden Kosaken nach, stürzte sich mitten unter sie vom Pferde herab, und rief: „Lauft nur, lauft, und gebt euren General den Türken Preis.“ Bei der Belagerung von Oczakow, zu welcher ihn der Fürst Potemkin commandirte, ließ er sich seinen Muth zu weit verleiten, und würde mit 600 Mann, die ihm folgten, verloren gewesen seyn, hätte nicht der Fürst Repnin ihn gerettet. Nachher erfocht er in Verbindung mit dem

Prinzen von Sachsen-Coburg bei Fokzani (den 1sten August 1789) einen Sieg über den Seraskier Mehmed Pascha. Aber noch einen glänzendern Ruhm erwarb er, als er auf die Nachricht, daß der Prinz von Coburg von den Türken umringt sey, ihm zu Hülfe eilte, und mit ihm zugleich im September 1789 an dem Flusse Rymnik das große türkische Heer aufs Haupt schlug. Kaiser Joseph erhob ihn dafür in den deutschen Reichs-, und die Kaiserin Catharina in den russischen Grafenstand. Beide Monarchen machten ihm große Geschenke, und die Kaiserin Catharina ertheilte ihm den Namen: Rymnitzkoi. Die starke Festung Ismail hatte lange den russischen Waffen widerstanden; und der Oberfeldherr, Fürst Potemkin, fest entschlossen, daß sie ohne fernern Verzug eingenommen werden sollte, trug dem Grafen Suwarow diese Unternehmung auf. Da der Commandant von keiner Capitulation hören wollte, so befahl Suwarow zu stürmen, versprach den Siegern die Plünderung der Stadt, und ertheilte zugleich den Befehl, keinen Pardon zu geben. Es erfolgte eines der schrecklichsten Blutbäder der neuern Zeit. Die Russen wurden zweimal mit großem Verlust zurückgeschlagen; doch endlich erstiegen sie die Wälle, brachen in die Festung ein, und begannen ein grauenvolles Morden. 33,000 Türken wurden getödtet oder schwer verwundet, und 10,000 jedes Standes wurden nach dem Gemetzel zu Gefangenen gemacht. Acht Tage Zeit waren nöthig, um die auf beiden Seiten Gefallenen zu begraben. Dem Feldherrn wurde das Schreckliche dieses Tages zur Last gelegt; allein man darf es billiger Weise zwischen ihm und seinem Kriegsheere, welches durch den Widerstand der Türken aufs äußerste gebracht war, vertheilen. Von der ganzen Beute nahm Suwarow übrigens nichts weiter an, als ein einziges Pferd für sich. Nach dem Frieden von 1791 ernannte die Kaiserin Catharina den General Suwarow zum Chef der Gouvernements von Catharinoslaw, der Crimm und den eroberten Provinzen am Ausfluß des Dniester, und Suwarow wählte Cherson zu seinem Wohnsitz, wo er zwei Jahre lang blieb. Als 1794 die Polen zu den Waffen griffen, wurde Suwarow dorthin berufen, um dem Aufstande mit den russischen Armeen Einhalt zu thun. Er gewann mehrere Siege über die Patrioten, belagerte 1794 die befestigte Vorstadt von Warschau, Praga (s. d.), und nahm sie nach einem vierstündigen Kampfe mit Sturm. Suwarow zog feierlich am 9ten November in Warschau ein, und seine Kaiserin ernannte ihn zum Generalfeldmarschall, und schenkte ihm einen goldnen Commandostab, nebst einem Eichenkranz, woran bloß die Diamanten auf 60 000 Rubel geschätzt wurden. 1799 übertrug ihm der Kaiser Paul den Oberbefehl über die Truppen, welche mit den Oesterreichern vereint in Italien gegen die Franzosen fochten. Auch von dem deutschen Kaiser wurde er zum Generalfeldmarschall und zum Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen ernannt. Er gewann mehrere glänzende Siege, bei Piacenza, bei Novi u. s., nahm den Franzosen alle Städte und Festungen Oberitaliens, erhielt den Titel eines Fürsten Italinski, und ging über die Alpen und den St. Gotthardsberg nach der Schweiz. Indessen wurde eine Division Russen unter dem Fürsten Korsakow von Massena bei Zürich geschlagen und zum Rückzuge über den Rhein genöthigt. Dieser Unfall und das Ausbleiben der von Oesterreich erwarteten Hülfe nöthigten Suwarow, sich fechtend bis an den costnitzer See zurückzuziehn. Nach außerordentlichen, muthvollen Anstrengungen vereinigte er sich mit dem korsakowschen Heere; allein die Mühseligkeiten des Feldzuges und sein Alter zogen ihm eine gefährliche Krankheit zu. Der Kaiser von Rußland

sandte ihm deßhalb einen seiner geschicktesten Leibärzte, und die Einladung zur Rückkehr nach Petersburg, wo Zimmer im kaiserlichen Palaste für ihn in Bereitschaft ständen. Suwarow ahnend, daß sein eigensinniger Gebieter von dem Bündnisse abtreten wollte, weigerte sich, und stellte in den stärksten Ausdrücken die Nothwendigkeit der Fortsetzung des Krieges und der Verstärkung seines Heeres vor. Endlich bezog er in Böhmen die Winterquartiere; allein bestimmte Befehle des Kaisers, worin dieser seinen Unwillen aussprach, nöthigten ihn, nach Rußland zurückzugehn. Dadurch fühlte er sich auf das schmerzhafteste ergriffen. Krank kam er in Petersburg an, wo er, statt im kaiserlichen Palast zu wohnen, das Haus eines Verwandten beziehen mußte. Er fühlte seine Kraft gebrochen, und starb den 18ten Mai 1800, in einem Alter von 70 Jahren. Sehr feierlich wurde sein Begräbniß, unter Begleitung von 15,000 Mann Truppen, begangen, und Pauls edler Nachfolger, der Kaiser Alexander, ließ 1801 in dem kaiserlichen Garten zu Petersburg eine colassale Statue von Suwarow aufstellen. — Suwarow war ein ausserordentlicher Mensch. Schmächtig und mager von Gestalt, hatte er doch eine feste Gesundheit, die er durch seine Lebensweise immer mehr abzuhärten suchte. Er schlief auf einem Stroh- oder Heulager unter einer leichten Decke, und begnügte sich mit gemeiner Soldatenkost. Diese Lebensweise behielt er auch bei, als er den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht hatte. Seine ganze Garderobe bestand aus der Regimentsuniform und einem Schafpelz. Durch Mäßigkeit und Thätigkeit erhielt er sich bis im Alter sein Jugendfeuer. Strenge befolgte er die äußerlichen Vorschriften seiner Religion, und hielt darauf, daß dies eben so pünktlich von seinen Untergebenen, denen er an Sonn- und Festtagen Vorlesungen aus Erbauungsschriften hielt, geschahe. Nie gab er das Signal zur Schlacht, ohne ein Kreuz zu machen, und das Bild des heiligen Nicolaus zu küssen. In seinen Entschlüssen unerschütterlich, war er treu seinen Versprechungen, und durchaus unbestechlich. Im Reden und Schreiben erkünstelte er einen laconischen Styl, und faßte häufig seine Befehle und Berichte in Knittelversen ab. Wohl bekannt mit mehreren neuen Sprachen, ließ er sich doch nie auf eine politische oder diplomatische Correspondenz ein, und pflegte zu sagen: daß die Feder nicht der Hand eines Soldaten anständig sey. Durch sein gemeines und rohes Betragen, durch seine Verachtung alles Aufwandes, und seine Furchtlosigkeit ward er der Liebling seiner Soldaten. Die vornehmern Offiziere waren hingegen seine heimlichen Feinde wegen der strengen Subordination, die er hielt. Sein Grundsatz war, daß jeder General an der Spitze und nicht an der Ferse seiner Armee seyn müsse. Ueberhaupt hatte er einen Ueberfluß an kriegerischen Sentenzen. „Wenn Sie“ — schrieb er einst einem russischen General — „den Unordnungen nicht Einhalt thun, so werde ich Sie erschießen lassen.“ Nach seiner Aeußerung bestand seine ganze Tactik in den Worten: *Vorwärts und schlage!* (Stupai i be.) Dessen ungeachtet hatte er tactische Kenntnisse; nur das Kleinliche und Pedantische konnte er nicht leiden. Als Paul seine Truppen umformte, und ihnen Zöpfe und Locken gab, sagte Suwarow: Zöpfe sind keine Piken, und Locken keine Kanonen. Seine Adjutanten mußten ihm, wenn er sich bisweilen vergaß, im Namen des *Feldmarschalls Suwarow* Erinnerungen machen. Einmal prügelte er einen Soldaten wegen eines Dienstfehlers, und ein Adjutant rief ihm zu: „der *Feldmarschall Suwarow* habe befohlen, daß man sich nicht von seinem Zorn beherrschen lassen solle!“ Wenn der es befohlen hat, so muß

man gehorchen! erwiederte Suwarow, und ließ sogleich ab. An Muth, Unternehmungsgeist und Schnelligkeit des Entschlusses und der Ausführung hatte Suwarow wenige seines Gleichen. Manche Kriegskünstler sprechen ihm gehörige Ueberlegung seiner Entwürfe und Geschicklichkeit in seinen Wendungen ab, und viele beschuldigen ihn der Grausamkeit. Gegen diesen letztern Vorwurf hat ihn Seume, der aber als vormaliger russischer Offizier und eifriger Anhänger seines Feldherrn parteilisch war, zu rechtfertigen gesucht. N. P.

Swammerdam (Johann), ein berühmter Zergliederer und Naturforscher, ausgezeichnet durch seine genauen Untersuchungen in diesen Wissenschaften, würde zu Amsterdam 1637 geboren, war der Sohn eines Apothekers, der ihn zum geistlichen Stande bestimmte, und ihm eine gute Erziehung gab. Da er aber großen Hang zu der Naturkunde hatte, so gab sein Vater nach. Besonders zog ihn die Entomologie (Insectenlehre) an, und schon früh machte er für sich eine Sammlung geflügelter Insecten, zu welchem Zweck er Tage und Nächte verwandte, und Reisen in den Provinzen Holland, Geldern und Utrecht machte. Zu Leyden studierte er Arzneikunde, und zeichnete sich durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit in anatomischen Versuchen und Präparaten ungemein aus. Einer seiner Freunde war der berühmte Zergliederer Nicolaus Stenonius, bei dem er zu Paris, welches er 1664 für Erweiterung seiner Kenntnisse besuchte, lebte. 1667 erhielt er zu Leyden die Doctorwürde. Zu dieser Zeit machte er die für die Anatomie wichtige Erfindung, die Gefäße mit einer harzigen, durch die Hitze flüssig gemachten Materie auszufüllen, welche, wenn sie kalt wird, jene Gefäße ausgedehnt erhält. Außerdem verdankt man ihm die Erfindung eines Thermometers zur Erforschung des Grades der Wärme in den Thieren. 1669 gab er eine allgemeine Geschichte der Insecten (Utrecht, 4.) heraus. In diesem Werke sind viele wichtige Bemerkungen über die Veränderungen, welchen diese Classe von Thieren unterworfen ist. — Es fehlte ihm oft an Geld und Kleidern, weil er sich nicht entschließen wollte, die Zeit, welche er seinen Lieblingsbeschäftigungen widmete, auf Ausübung der Arzneikunde zu verwenden. Indessen gab er 1672 ein wichtiges anatomisch-medicinisches Werk: „Miraculum Naturae seu Uteri muliebris fabrica notis in J. van Horne Prodromum illustratum“ heraus, welches sehr häufig wieder aufgelegt würde. Durch sein anhaltendes Studium und mancherlei Widerwärtigkeiten war er hypochondrisch geworden; und in diesem Zustande machten die Schwärmereien der Antoinette Bourignon einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth. Er gab alle seine bisherigen Arbeiten, als unwürdig den menschlichen Geist zu beschäftigen, auf, folgte der Bourignon nach Holstein, kehrte aber nachher, durch Kummer und Entbehrungen fast in ein Skelett verwandelt, nach Amsterdam zurück, und starb 1680. Einige Zeit vor seinem Tode vernichtete er seine noch übrigen Papiere. Einen großen Theil seiner Manuscripte hatte er aus Armuth an Thevenot für eine unbedeutende Summe verkauft. Diese Schriften kamen ein halbes Jahrhundert nachher in Boerhave's Hände, der sie in holländischer und lateinischer Sprache unter dem Titel: Biblia naturae, sive Historia Insectorum in certas Classes reducta, nec non Exemplis et anatomico variorum Animalculorum examine illustrata, insertis numerosis rarioribus Naturae Observationibus, 1737, in zwei Foliobänden mit Kupfern herausgab. Dies Werk ist ins Deutsche, Englische und Französische übersetzt, und ein bewundernswürdiges Denkmal der angestrengtesten und genauesten Beobachtung,

in welchen Eigenschaften vielleicht Swammerdam wie von einem andern Naturforscher wird übertroffen werden. Es ist in vier Theile nach Maßgabe der vier Arten von Veränderungen getheilt, welche der Verfasser bei den Insecten bemerkt hat; und es enthält einen Schatz der wichtigsten Entdeckungen. Die Geschichte der Bienen ist besonders vortrefflich, und sie wird als das Meisterstück dieses Schriftstellers betrachtet. Auch die Kupfer sind ausnehmend schön. Swammerdams Leben ist von Boerhave beschrieben dem Werke vorgedruckt. Außerdem hat man noch von ihm eine lateinische Abhandlung: Ueber das Athemholen und den Gebrauch der Lungen (Leyden 1738, 4.).

Swantewit oder Swantewiz, eine der vorzüglichsten guten Gottheiten der slawischen Völker. Sein Name soll so viel als heiliges Licht bedeuten; er wurde überall in Deutschland, wo Slawen wohnten, verehrt. Zu Arkona, auf der Halbinsel Witto bei Rügen, war ein berühmter Tempel des Swantewit, wo ein ihm geweihtes Pferd unterhalten wurde, dessen man sich bei wichtigen Unternehmungen als eines Orakels bediente. Wenn das heilige Pferd ein bestimmtes Ziel mit dem rechten Fuße zuerst erreichte, so war es ein gutes Zeichen, schritt es aber mit dem linken zuerst vorbei, so bedeutete es Unglück. Der König von Dänemark Woldemar I., der Rügen eroberte, ließ auch im Jahr 1168 den Tempel zu Arkona zerstören; die Bildsäule des Swantewit wurde an einem Stricke herumgeschleift und dann verbrannt.

Swedenborg (Emanuel von), der merkwürdigste unter den Theosophen des 18ten Jahrhunderts, war den 29sten Januar 1689 zu Stockholm geboren. Von seinem Vater, dem Bischof von Westgothland, Jasper Swedberg, in der den Schweden eignen strenglutherischen Orthodoxie und Frömmigkeit erzogen, nahm sein im Glauben und Lieben gleich starkes, phantasiereiches Gemüth bald die Richtung zur Religiosität. Seine Studien umfaßten Theologie, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften; seine ersten poetischen Versuche erschienen unter dem Titel Carmina miscellanea 1710 zu Skara. Die Jahre 1710 bis 1714 brachte er auf wissenschaftlichen Reisen in England, Holland, Frankreich und Deutschland zu, und besuchte die Universitäten dieser Länder. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich zu Upsala, und zeigte durch seinen Daedalus hyperboraeus (sechs Hefte mathematischer und physikalischer Versuche und Bemerkungen), in welchen Wissenschaften er sich auszeichnen werde. Er hatte mehrere Unterredungen mit Carl XII., der ihn 1716 zum Assessor beim Bergwerkscollegio ernannte, und schloß sich an den schwedischen Archimedes Christoph Polhem an, dessen Erfahrungen er glücklich zu benutzen wußte. Die Erfindung einer Rollenmaschine, vermittelst welcher er eine Schaluppe, zwei Galeeren und vier große Böte, die Carl XII. 1718 zum Transport des Belagerungsgeschützes nach Friedrichshall brauchte, von Strömstadt bis Idefjal, fünf Stunden weit über Berg und Thal schaffte, wie seine Abhandlungen über Algebra, Werth des Geldes, Planetenlauf, Ebbe und Fluth erwarben ihm den Dank der Regierung, welchen die Königin Ulrike ihm dadurch bewies, daß sie ihn 1719 unter dem Namen von Swedenborg in den Adelstand erhob, und ihm dadurch das Recht zur Reichsstandschaft gab. In Angelegenheiten seines Amtes bereis'te er 1720 die schwedischen, und 1721 die sächsischen Bergwerke, über die er lehrreiche Abhandlungen schrieb: ähnliche Reisen unternahm er in die österreichischen und ungerischen Bergwerke. Eine Sammlung seiner philosophischen und mineralogischen Werke (Opera philosophica

et mineralogica) kam 1734 in drei Foliobänden ans Licht, und mit Bewunderung erkannte das gelehrte Europa darin die Frucht seines Fleißes und seiner tiefen Forschungen; die darin befindliche Schrift über das Eisen wurde als die beste in ihrer Art von der französischen Akademie in ihre Geschichte der Künste aufgenommen. Die Akademien zu Upsala und Petersburg sandten ihm ihre Diplome, die zu Stockholm hatte ihn schon 1729 zum Ehrenmitgliede ernannt. Neue Reisen nach Frankreich und Italien zwischen 1738 und 1740, auf denen er ein Jahr in Venedig und Rom verweilte, bereicherten seine Kenntnisse, und brachten ihn in die ehrenvollsten Verbindungen. Die Oekonomie des Thierreichs (Oeconomia regni animalis), die er nach seiner Rückkehr 1740 und 1741 herausgab, enthielt nur die Anwendung des in seinen philosophischen Werken aufgestellten Natursystems auf die belebte Schöpfung. Die Idee eines nothwendigen mechanischen und organischen Zusammenhanges aller Dinge ist die Grundlage dieses mit originellem Scharfsinn und großer Belesenheit durchgeführten Systems. Ein im Unendlichen gegebner Punkt, die Centralkraft der Natur soll durch die in Spiralbewegung von ihm ausgehenden Kraftströme alle Gestaltungen des Lebens und der Thätigkeit hervorbringen. Diese ordnet Swedenborg in Elemente, z. B. Elasticität, Magnet, Aether, Luft u. s. w., und weis't sie im Gebiete der Organisationen nach. Hier sieht er eine Folge von Reihen und Stufen der Geschöpfe, zusammenhängend nach dem Gesetze einer „constabilirten" Harmonie, und in steter Wechselwirkung. Diese genialische Anschauung des innern Bandes, das alle Dinge in der sichtbaren Welt zusammenhält, führte seinen gränzenlosen Forschungstrieb auf dem Wege der Analogie und Allegorie in die unsichtbare. Den Beruf zum Verkehr mit dem Reiche der Geister erhielt er nach seiner Angabe durch eine Vision 1743 zu London. Ein strahlender Mann in Purpur gekleidet, erschien ihm und sprach: ich bin Gott, der Herr, Schöpfer und Erlöser, und habe dich erkohren, den Menschen den innern geistigen Sinn der heiligen Schrift zu erklären, und werde dir eingeben, was du schreiben sollst! Nun waren, wie er glaubte, auf einmal die Augen seines innern Menschen geöffnet, um Himmel, Hölle und Geisterwelt zu sehen, aus der ihm nach und nach nicht nur verstorbene Bekannte, sondern auch die größten Männer der Vorwelt erschienen, und sich mit ihm unterredeten. Um diesem überirdischen Umgange und seinem Berufe zum Mittleramt zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt ganz zu leben, legte er sein bisher pünktlich verwaltetes Amt beim Bergwerkscollegio 1747 nieder, und schlug auch eine höhere ihm angetragene Staatsbedienung aus. Der König ließ ihm den vollen Gehalt als Pension. Ohne andere Beschäftigung, als Geister sehen und sprechen oder Niederschreiben, was ihm durch höhere Offenbarung eingegeben seyn sollte, hielt er sich nun abwechselnd in Schweden und England auf. Die theologischen Bücher, die er in dieser Periode nach seiner Angabe nur als Secretär des Herrn geschrieben, ließ er auf eigene Kosten drucken. Sie fanden in England, Schweden, Holland und Frankreich zahlreiche Leser, und während er seinen Anhängern ein Gegenstand des Erstaunens und der tiefsten Verehrung wurde, erregten seine kühnen Behauptungen unter den Unbefangnen um so größeres Befremden, je weniger man ihm Unredlichkeit oder Verstandesschwäche vorwerfen konnte. Man mußte ihn als einen gründlichen Gelehrten, scharfsinnigen Denker und tugendhaften Menschen ehren; seine Bescheidenheit entfernte, wie sein unabhängiger Wohlstand, den Verdacht ehrgeiziger oder eigennütziger Absichten und seine ungeheu-

chelte Frömmigkeit gab ihm das Ansehen eines Heiligen, der wirklich mehr in Gesellschaft der Engel, als unter den Menschen lebte. In seinen Extasen, wo er sich mit Geistern unterredete, Offenbarungen empfieng, und Anschauungen der unsichtbaren Welt hatte, schien er ein Träumender zu seyn, in dessen Gesichtszügen sich Schmerz oder Entzücken ankündigte, je nachdem ihn eben Hölle oder Himmel beschäftigte. Im gewöhnlichen Leben zeigte er die Feinheit vornehmer Weltleute, sein Umgang war lehrreich, wohlthuend und angenehm, seine persönliche Darstellung würdig und edel. Verheirathet hatte er sich nie, doch schätzte er die Gespräche geistreicher Frauen, und vermied auch den Schein eines Sonderlings. Seine angeblichen Visionen, mit denen er anfangs freimüthig, doch ohne Prahlerei hervortrat, in späteren Jahren aber zurückhaltender wurde, und die seltsamen Lehren, die seine Schriften enthielten, zogen ihm eine Anklage von Seiten der Geistlichkeit zu, die ihm jedoch nicht schadete, da die vornehmsten Bischöfe seine Schriften billigten, und der König Adolph Friedrich ihn schützte. Im ungestörten Genusse einer dauerhaften Gesundheit erreichte er das 84ste Jahr, und starb an den Folgen eines Schlagflusses zu London den 29sten März 1772. Bis an seinen Tod hat er selbst an die Wirklichkeit seiner Visionen und göttlichen Eingebungen fest geglaubt. Dieser Glaube war seinem immer mehr von der Welt abgewendeten und moralisch isolirten Gemüthe zur fixen Idee geworden. Einmal befangen in diesem Wahne und im Verkehr mit den Bildern übersinnlicher Gegenstände, die sein lebendiger Geist sich schuf, und seine starke Phantasie ausmahlte, geübt, konnte er wohl dahin kommen, das, was in ihm selbst entstand, für Erscheinungen von oben und außen, sich selbst aber für das Mittelglied zwischen der unsichtbaren und sichtbaren Welt zu halten. Nicht nur sein eignes reiches Gemüth, sondern auch die Werke früherer Theosophen und Mystiker, die er fleißig gelesen hatte, gaben ihm Stoff genug, sich ein Geisterreich zu bilden, wie er es wollte. Seine Schilderungen davon tragen bis in die kleinsten Züge das Gepräge der Sitten und Verhältnisse seiner Zeit und der ihm als Naturforscher geläufigen Ansicht der Sinnenwelt, seine Geister führen die Sprache seiner Individualität und die Familienähnlichkeit seiner Auslegungen der heiligen Schrift mit den Deutungen und Allegorien früherer Mystiker sticht überall hervor. Irrte er aber auch in den Mitteln, ehrwürdig bleibt immer sein Zweck, durch die Verbreitung seiner an religiösem, erbaulichen Gehalt ungemein reichen Schriften eine Gemeinde der Heiligen zu sammeln; in dem moralischen Theile dieser Schriften findet man die reinste Sittenlehre und wahrhaft erhebende, heilige Stellen, und ob er gleich nur in schlichter Prosa und ziemlich nachlässigem Latein geschrieben hat, gehört er doch noch mit größerem Rechte unter die religiösen Dichter, als unter die Theologen. Was von seinen Prophezeiungen und Entdeckungen verborgener Dinge in der wirklichen Welt erzählt wird, z. B. die Anzeige, die er in Gothenburg von dem Brande zu Stockholm in derselben Stunde, als dieser entstand, gegeben haben soll, gründet sich nur auf Hörensagen, und hat keinen historischen Werth. Viel merkwürdiger, als dergleichen Wundergeschichten, ist dem Psychologen das Problem seiner originellen Individualität, über die Herder in seiner Adrastea unter dem Artikel Swedenborg das treffendste Urtheil gefällt hat, und eine Stelle in der Kirchengeschichte sichert ihm die noch bestehende Secte der Swedenborgianer, die ihn als ihren Stifter verehrt. Sie entstand aus den Lesern seiner theologischen Schriften, welche seine Behauptung, daß durch die ihm mitgetheilten himmlischen Offenbarungen

die zweite Ankunft Christi auf Erden, das jüngste Gericht über die alte Kirche (die gegenwärtig herrschenden christlichen Religionsparteien), und die Stiftung der Kirche des neuen Jerusalems, wovon die Apocalypse und der Apostel Petrus bei der Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde redet, wirklich erfolgt sey, gläubig annahmen. Sie bildeten in London und Stockholm nach seinem Tode exegetisch-philanthropische Gesellschaften, aus welchen die unter dem Namen der Kirche des neuen Jerusalems bekannte Secte der Swedenborgianer hervorgegangen ist. Die Lehre dieser Secte gründet sich auf die Bibel und folgende von Swedenborg seit 1747 bis 1771 in lateinischer Sprache geschriebene Bücher: Arcana coelestica de coelo et inferno, De Telluribus, De ultimo judicio, De equo albo, De nova Hierosolyma et ejus doctrina coelesti, De Domino, De scriptura sacra, De vita, De fide, De divino amore et divina providentia, De amore conjugali, De commercio animae et corporis, Summaria expositio sensus prophetici, Apocalypsis explicata, Apocalypsis revelata, De vera theologia christiana. Diese werden von den Swedenborgianern als heilige Bücher geachtet, und die Lehre aus dem Worte oder die geistliche Mutter genannt. Das Wort selbst oder den geistlichen Vater nennen sie die Bibel, von der sie nur den Pentateuch, das Buch Josua, das Buch der Richter, die Bücher Samuels und der Könige, die Psalmen, die Propheten, die vier Evangelien und die Apocalypse für canonisch halten. Sie unterscheiden einen dreifachen Sinn des Wortes: den buchstäblichen, wie ihn der gemeine Menschenverstand faßt, den innern geistigen, der in jenem verborgen, und erst durch Swedenborg enthüllt worden ist, und den himmlischen, der wiederum in diesem liegt, von den Engeln verstanden wird, und den Herrn allein angeht. Sie läugnen die kirchlichen Dogmen von der Trinität, von der Genugthuung durch den Tod Jesu, und dessen stellvertretendem Verdienste, von der Gnadenwahl und von der Auferstehung der Leiber. Gott ist ihnen allein Christus, der Herr, der in seiner Person den Schöpfer, Erlöser und Tröster vereinigt, und nach seiner ersten Menschwerdung, von der die Evangelien erzählen, zum zweitenmale 1743 erschienen ist, um seinem Diener Swedenborg den innern Sinn der heiligen Schrift aufzuschließen. Dieser Schlüssel des Wortes ist ihnen die von Swedenborg wieder entdeckte Wissenschaft der Correspondenzen, d. h. der gegenseitigen vollkommenen Durchdringung der sichtbaren und unsichtbaren Welt, nach der alles Physische geistige Bedeutung hat, und wiederum alles Geistige durch das Physische angedeutet wird. Der Glaube an diese Correspondenz machte ihnen den Glauben an Swedenborgs Visionen und die von ihm nach der Analogie seines vorher aufgestellten Natursystems durchgeführten Allegorien möglich und ganz consequent zogen sie auch die neuern Erscheinungen des animalischen Magnetismus in dieses Gebiet. Das jüngste Gericht verstehen sie nur geistig von dem 1756 erfolgten moralischen Untergange der alten Kirche. Nach dem Tode glauben sie unmittelbar in verklärte Leiber, die nach der herrschenden Liebe (Neigung) jedes Individuums gebildet werden, und in den Himmel oder in die Hölle zu kommen; Engel und Teufel halten sie für abgeschiedene Menschenseelen; zur Seligkeit wissen sie keinen andern Weg, als die unter göttlicher Mitwirkung doch nur durch eigene Thätigkeit mögliche moralische Bekehrung, die sie nach drei Stufen in Besserung, Reformation und Wiedergeburt eintheilen. Die Taufe begehen sie an Kindern und Erwachsenen als Receptionsgebrauch, das heilige Abendmahl als Mittel der geistigen Vereinigung mit Christo.

Ihre strenge Moral bedingt die Aufnahme neuer Mitglieder durch die Voraussetzung, daß sie an den Herrn allein glauben, das Böse meiden, und dies aus eigner Bewegung thun. Wer diese Bedingungen erfüllt, kann sieben Jahre hindurch an dem den mündigen Mitgliedern jedes Geschlechts gemeinsamen Stimmrecht und dem heiligen Abendmahle Theil nehmen, ehe er sich durch die Taufe förmlich aufnehmen läßt. Die stimmfähigen Mitglieder sind in Classen abgetheilt, die Ledigen haben 1/5, die Ehepaare, welche noch nicht drei Kinder zeugten, 1/3, und die mit drei oder mehr Kindern gesegneten Ehepaare, 1/2 der Stimmen. Die Regierung der Kirche des neuen Jerusalems besteht aus drei Mächten: 1. der absoluten, welche durch das in drei Formaten auf dem im Versammlungssaale stehenden, niemals besetzten Präsidentenstuhle liegende göttliche Wort repräsentirt wird; 2. der reactiven, welche auch die ordnende oder erklärende heißt, und in den Berathungen aller stimmfähigen Glieder jeder Gemeinde geübt wird, und 3. der activen oder entscheidenden, welche aus vier Vorstehern oder Kirchenräthen besteht, von denen einer über die Lehre von Christo, einer über die Wissenschaft der Correspondenzen, einer über die Besserung des Wandels, und einer über die heiligen Gebräuche zu wachen hat. Letzterer ist Bischof der Gemeinde, verwaltet mit den von ihm ordinirten Priestern den Gottesdienst, und übt unter Berathung mit der Gemeinde die Kirchenzucht aus. In jedem Versammlungshause sind zwei Säle, einer zu Berathungen und zur Taufe, der andere zum Gottesdienste, wozu die Heiligung der Ehen, das heilige Abendmahl, das Fußwaschen, und eine aus Gebet, Gesang, Vorlesung der biblischen und swedenborgischen Bücher und Predigt zusammengesetzte Liturgie für die Feier der Sonn- und Festtage gehört. In beiden Sälen befinden sich durchaus nur Tische, Stühle, Bänke, und im letztern ein Chor für die Musik. Von den Geräthschaften und dem Schmuck christlicher Kirchen ist in ihnen nichts zu sehen, auch werden sie an Wochentagen zu bürgerlichen und weltlichen Verrichtungen der Gemeinde gebraucht. Die Glieder derselben unterscheiden sich weder durch die Kleidung, noch durch andere äußere Zeichen von andern Weltleuten. In Schweden, wo die Zahl aller Swedenborgianer sich auf 2000 beläuft, genießen sie nur stillschweigende, in England, wo sie seit 1783 zu London und in mehreren Hauptstädten Capellen mit der auf die nach ihrem Glauben schon erfolgte Vollendung des jüngsten Gerichts zu beziehenden Portalaufschrift: Nunc permissum est haben, gleich andern Dissenters öffentliche Duldung, welche viel zur Vermehrung ihrer Mitglieder beigetragen hat. Diese bestehen meist aus Weltleuten von den mittlern und höheren Ständen. Auch der König Carl XIII. von Schweden gehörte ihnen als Herzog von Südermannland eine Zeit lang an, wie denn manche Neugierige noch jetzt zu- und abtreten, ohne sich förmlich aufnehmen zu lassen. Geistliche und Schullehrer der herrschenden Kirchen hielten sich stets fern davon. In Frankreich, Deutschland und Polen gibt es nur wenige vereinzelte Anhänger, in Ostindien, Nordamerika und Südafrika ganze Gemeinden dieser Secte. Ohne irgend eine allgemeine Regierung anzuerkennen, betrachten die Gemeinden, deren jede sich selbst regiert, doch die exegetisch-philantropische Gesellschaft zu Stockholm als den Mittelpunkt ihrer Kirche, mit dem sie stets correspondiren. Die unter ihnen herrschende Meinung, die Kirche des neuen Jerusalems befinde sich schon vollkommen ausgebildet im Innern Afrika's, hat sie zur Beförderung von Missions- und Entdeckungsreisen in diesen Welttheil geneigt gemacht. Die berühmten Reisenden, Sparrmann und Norden-

öld, gehörten ihnen an, und letzterer hat mit dem Schweden Afzelius die Gemeinde auf Sierra Leona in Afrika gegründet. Für diese und andere afrikanische Colonien, wie für die Abschaffung des Negerhandels haben die Swedenborgianer viel gethan, in der afrikanischen Gesellschaft zu London ist ihr Einfluß entscheidend, auch suchen sie ihren Lehren und Unternehmungen durch öftere Auflagen der oben genannten Schriften Swedenborgs und durch Herausgabe eines neujerusalemischen Journals, welches zu London erscheint, immer mehr Ausbreitung zu verschaffen. E.

Swieten (Gerard van), kaiserlicher Rath und erster Leibarzt in Wien, wurde zu Leyden den 7 Mai 1700 geboren, studierte zu Löwen, nachmals in seiner Vaterstadt unter Boerhave (dessen vorzüglichster Schüler er war) neben der Medicin vorzüglich Chemie und Pharmacie, übte nachher dort die Arzneikunst aus, worin er sehr glücklich war, und als Professor angestellt wurde. Vielleicht aus Neid, vielleicht auch durch manche Härte und Unbeugsamkeit seines Gemüths aufgebracht, brachten mehrere seiner Widersacher es dahin, daß er sein Lehramt niederlegen mußte, weil er der catholischen Religion zugethan war. Swieten erhielt hierauf (1745) einen Ruf als erster Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia nach Wien. Er erlangte die Gunst seiner Fürstin in sehr hohem Grade, wurde in der Folge von ihr zum Vorsteher der kaiserlichen Bibliothek, zum beständigen Präsidenten der medicinischen Facultät in Wien, zum Director des ganzen Medicinalwesens in den kaiserlichen Staaten, Büchercensor ernannt, und starb den 18ten Jun. 1772. Durch seine vortrefflichen Commentarien über die Aphorismen seines großen Lehrers Boerhave: Commentaria in Hermanni Boerhavii Aphorismos de cognoscendis et curandis morbis, Lugd. Batav. 1743 — 1772, Vol. 5. Herbip. XI Vol., cum supplementis 1787, 8., Bassani VIII Vol., Deutsch, Wien, 5 Bände, 1755 — 1775, 4., erwarb sich van Swieten als Arzt einen großen Ruhm. Dies classische Werk erhielt durch den größten Theil Europa's allgemeinen Beifall in Hinsicht der trefflichen practischen Rathschläge, die es zur Cur aller Krankheiten enthält. Die Theorie ist aus humoralen und mechanisch-dynamischen Grundsätzen zusammengesetzt. Swieten war Mitglied einer großen Zahl gelehrter Gesellschaften in Europa, die seine Verdienste anerkannten und ehrten. Das große Ansehen, worin van Swieten bei der Kaiserin Königin stand, benutzte er auf eine preiswürdige Art zum Besten der Gelehrsamkeit und der Aufklärung, obgleich auch seine Grundsätze und sein Temperament ihn verleiteten, als Büchercensor fast alle Werke der französischen Philosophen, welche sich dafür oft durch entehrende Schmähungen rächten, in den österreichischen Staaten zu verbieten.

Swift (Jonathan), Dechant von St. Patrick bei Dublin, ein als Schriftsteller sehr berühmter, und wegen seines sittlichen Lebens höchst merkwürdiger Mann, wurde wahrscheinlich am 30sten Nov. 1667 zu Dublin geboren. Seine Mutter, welche nur dürftig war, sandte ihn, als er drei Jahre alt war, nach Whitehaven, wo er bis zu seinem sechsten Jahre blieb, und sodann nach Kelkenny in Irland zu seinem Onkel kam, der ihn dort in eine Schulanstalt gab. In seinem …en Jahre ward er nach Dublin auf das Dreieinigkeitscollegium geschickt, und der Aufsicht eines Herrn St. Ashe anvertraut, der sich durch seine philosophischen und mathematischen Kenntnisse auszeichnete. Für diese Wissenschaften hatte Swift, dessen Hang sich zur Geschichte und Dichtkunst neigte, keinen Sinn, und wurde, weil es ihm bei seiner Prüfung zum Baccalaureus an den nöthigen Kenntnissen fehlte, abgewiesen. Erst sieben Jahre später erhielt er diesen Grad, aber auch

nur „speciali gratia," d. i. mehr aus Gunst, als wegen Verdienst. Diese Kränkung ist wahrscheinlich Schuld, daß er nachher in seinen Schriften die Mathematiker so verhöhnend behandelte; sie war aber auch für ihn ein Beweggrund zu größerm Fleiße in andern Wissenschaften, so daß er von nun an täglich acht Stunden zu seinen Studien verwandte. Er soll schon um diese Zeit sein berüchtigtes „Mährchen von der Tonne" vollendet haben. Der Tod seines Onkels beraubte ihn in seinem 21sten Jahre seiner Hauptstütze, und er begab sich daher nach einem kurzen Aufenthalte bei seiner Mutter zu Sir William Temple, der damals auf seinem Gute Moor Park in Surrey wohnte, und noch mit Swift verwandt war. Temple nahm ihn gütig auf, und er blieb dessen Hausgenosse zwei Jahre lang. Hier lernte er auch den König Wilhelm III. kennen, der ihm eine Hauptmannsstelle bei der Reiterei anbot; allein Swift lehnte dies ab, weil er bloß Neigung zum geistlichen Stande fühlte, in dem er höhere Ehrenstellen zu erringen hoffte. Eine Krankheit nöthigte ihn, zu seiner Wiederherstellung auf einige Zeit nach Irland sich zu begeben; allein er kehrte bald, ohne Hoffnung einer völligen Genesung, zu Temple zurück, und setzte dort seine Studien fort. Wahrscheinlich um die in Dublin erlittene Kränkung in Vergessenheit zu bringen, promovirte er im Monat Julius 1692 zu Oxford als Magister der Künste. Vielleicht verdankte er indessen seiner Verbindung mit William Temple mehr, als seinen Kenntnissen, von denen er damals noch keine öffentlichen Beweise gegeben hatte, die Ertheilung dieser Würde, und die Güte, mit welcher man ihn in Oxford behandelte. Uebrigens versuchte er sich schon jetzt als Dichter in der sogenannten pindarischen Manier, welche Cowley und einige seiner Nachahmer aufgebracht hatten. Die Offenheit, mit welcher Dryden, der mit ihm verwandt war, ihm sagte: Vetter Swift, Sie werden nie ein Dichter werden, war der Grund, weßhalb Swift jenen berühmten Mann späterhin so bitter angriff, ohne ihm jedoch seinen Ruhm entreißen zu können. Auch mit William Temple ward er höchst unzufrieden, weil dieser ihm sein Versprechen, ihm zu einer Pfründe behülflich zu seyn, nicht erfüllte. Voll Unwillens verließ er 1694 Temple's Haus, wo er zwei Jahre lang auf das gastfreieste behandelt worden war, und ging nach Irland, ließ sich weihen, und erhielt durch den Oberstatthalter eine Präbende. Doch bald bekam er von Temple eine Einladung zur Rückkehr nach England, und die wiederholte Zusicherung einer Versorgung. Er verzichtete deßhalb auf seine irländische Pfründe, und kehrte wieder nach Moorpark zurück, lebte von nun an mit Temple bis zu dessen Tode einig, und der alte Staatsmann hinterließ ihm, als er starb, ein Geldvermächtniß und seine Manuscripte. Von den letztern gab Swift zwei Bände heraus, und erinnerte den König an ein dem Verstorbenen ertheiltes Versprechen, ihm (Swift) die erste erledigte Pfründe in Canterbury oder Westminster zu geben. Aber Wilhelm III. nahm keine Rücksicht darauf, und Swift begleitete jetzt den Grafen von Berkeley, der als Oberrichter nach Irland ging, als dessen Caplan und Privatsecretär. Der Graf nahm indessen in Dublin einen andern Secretär an, und Swift mußte statt der Dechanei zu Derry, wozu ihm Hoffnung gemacht worden, die beiden Pfründen zu Caracor und Rathboggin, die zusammen nicht die Hälfte eintrugen, annehmen. Durch so manche fehlgeschlagene Hoffnung ward sein Herz, welches keiner sanften Gefühle fähig war, immer mehr erbittert, und wie sehr er sich von seinem Hochmuth und Groll beherrschen ließ, beweis't folgender Vorfall. Seine Schwester hatte sich mit Einwilligung ihrer Oheime

und übrigen Verwandten mit einem wohlhabenden Kaufmann verhei
thet. Der Dichter hielt diese Verbindung in keiner Hinsicht für ent
rend, entsagte allem Umgange mit seiner Schwester, und ließ sich au
nicht durch das Zureden seiner Mutter, die bloß darum nach Irla
kam, zu einer Aussöhnung bewegen. Jetzt fing er an, satirische u
burleske Verse zu schreiben, wodurch er sich eben so viele Feinde
Bewunderer erwarb; denn sein Witz war selten ohne Stachel, und p
sönliche Satire war die Waffe, welche er sowohl um zu beleidigen,
um sich zu schützen gebrauchte. Als Berkeley nach England zurü
kehrte, ging Swift auf seine Pfarre zu Caracor, und lud hieher
berühmte Stella ein, deren Familienname Johnson und deren Va
Haushofmeister bei Temple gewesen war. Sie kam, und wohnte
seiner Nachbarschaft; wenn er im Pfarrhause, und wenn er abwese
war, bezog sie sein Haus. Nie sollen sie zusammen gewohnt, oder s
ohne Zeugen gesehen haben. Diese Verbindung dauerte bis zu Stell
Tode. Ehrgeiz war Swifts Hauptleidenschaft, und er begann jetzt me
rere politische Schriften herauszugeben, worin er eifrig die Sache
Whigpartei, zu der er gehörte, verfocht. 1704 erschien, ohne sein
Namen, sein Mährchen von einer Tonne (Tale of a Tub), ein du
die eigenthümlichste Art des Witzes und der Laune ausgezeichnetes We
welches seinen Ruhm in dieser Hinsicht außerordentlich vermehrte, a
ihm, wohl mit Unrecht, den Tadel zuzog, daß die christliche Religi
darin verspottet werde, und so nachher seine Beförderung zu manch
kirchlichen Ehrenstellen hinderte. Die Bücherschlacht, „the Battle
the Books," ist eine burleske Vergleichung alter und neuer Schri
steller zum Nachtheile der letztern, worin Dryden der Hauptgegensta
des Spottes ist. In einer andern Schrift, „Weissagungen von Isa
Bickerstaff Esquire," machte er mit einer reichen Ader von Witz
Astrologie lächerlich, und sie ward so beliebt, daß Steele den Nam
„Bickerstaff" als Herausgeber des Schwätzers (the Tatler) entlehn
1710, als die Tories ans Ruder kamen, ward Swift von den irlä
dischen Prälaten beauftragt, bei der Königin die Erlassung der Er
linge (Annaten) und des Zwanzigsten auszuwirken. Dadurch ward
mit Harley, nachmaligem Grafen von Oxford, und mit St. Joh
nachher Lord Bolingbroke, bekannt, und gewann ihr Vertrauen so seh
daß er zu ihren geheimsten Berathschlagungen und Zusammenkünft
gelassen wurde. Jetzt war er ganz in seinem Element, denn Politi
besonders Parteipolitik, war das Fach, worin er sich am stärkst
glaubte, und er schrieb für ein periodisches Blatt (the Examiner) ei
Menge von Aufsätzen, worin er die Maßregeln der vorigen Minist
strenge tadelte, und die der nachherigen desto eifriger erhob. Bei all
seinen Verhandlungen mit den Ministern suchte Swift übrigens se
pünktlich den Anschein der Gleichheit mit den Ministern zu behaupte
und alles zu entfernen, was den Anschein einer Geringschätzung v
ihrer Seite hätte haben können. Dies Betragen war das Ergebniß s
nes Stolzes und seiner Eitelkeit, wodurch fast alle seine Handlung
bestimmt wurden. Harley sandte ihm einmal 50 Pfund Sterli
durch seinen Privatsecretär, aber Swift schickte sie mit einem Bri
voll Unhöflichkeiten und Beschwerden zurück. Ein andermal bat Harl
ihn, doch den Dichter Parnell bei ihm einzuführen. Swift schlug
aus, nach dem Grundsatze, daß ein Mann von Genie mehr als e
Staatsminister sey, und der Schatzmeister von England mußte mehr
Straßen durchwandern, um den Dichter Parnell kennen zu lerne
Ein Bisthum in England war das Ziel seines Strebens, und wirkli

wurde er von seinen ministeriellen Freunden bei einer Vacanz der Königin empfohlen. Allein diese hegte Verdacht gegen seine Rechtgläubigkeit, und die Hoffnung schlug fehl. 1713 erhielt er indessen die Dechanei von St. Patrick bei Dublin, wurde aber nicht weiter befördert. Mehrere politische Schriften, die er nachher herausgab, zogen ihm Unannehmlichkeiten und selbst Gefahren zu. Auch zwischen Bolingbroke und Oxford entspannen sich heftige Uneinigkeiten, zu deren Beilegung Swift vergebens von seiner Dechanei nach London hin berufen wurde, und denen nur dadurch, daß jene Minister ihre Entlassung erhielten, ein Ziel gesetzt wurde. Damit endeten auch Swifts sämmtliche Entwürfe. Er kehrte nach seiner Dechanei zurück, und wurde von den Einwohnern Dublins, wo er sich blicken ließ, als Anhänger der Tories mit Bitterkeit und Hohn behandelt. Er beschränkte sich nunmehr auf sein Amt, und wollte Reformen einführen. Auch dabei fand er Widerstand, den er aber durch Standhaftigkeit überwand. Nach und nach gewann er sich auch wieder das Vertrauen der Einwohner Dublins, da er sein Haus wöchentlich zweimal der guten Gesellschaft öffnete. 1716 ließ er sich mit seiner Stella, die auch in Dublin in seiner Nähe wohnte, im Stillen trauen, ohne diese Ehe öffentlich anzuerkennen. Bevor übrigens diese Verheirathung Statt fand, hatte er mehrere Liebesverständnisse, erst mit einer Miß Waryng, nachher mit einer Miß Esther Vanhomrigh in London gehabt. Beide täuschte er mit eiteln Hoffnungen, und die Liebe der letztern, die er 1712 hatte kennen lernen, hatte er in einem Gedichte, Cadenus und Vanessa, besungen. Esther Vanhomrigh oder Vanessa folgte ihm nach Dublin, ohne von seinen Verhältnissen zu Stella etwas zu wissen. Sie erkundigte sich bei der letztern darnach, und Stella sandte ihr unter einer Aufschrift an Swift eine Antwort, worin sie ihre Heirath mit demselben bejahete. Dann reis'te sie aufs Land. Swift ging sogleich zu Vanessa, warf das Papier auf ihren Tisch, und verließ sie mit dem bittersten Unwillen. Das unglückliche Mädchen konnte diesen Kummer nicht ertragen, und starb 1723. Sie befahl vor ihrem Tode, den ganzen Briefwechsel zwischen ihr und Swift, und das Gedicht Cadenus und Vanessa herauszugeben. Das Gedicht erschien, die Briefe aber nicht. 1724 erwarb sich Swift durch eine Schrift, wodurch er die von der Regierung beabsichtigte Einführung einer Scheidemünze verhinderte, und wodurch er sich selbst den größten Gefahren aussetzte, die Achtung der ganzen irländischen Nation. 1726 kamen Gullivers Reisen von ihm heraus, eine Dichtung, worin sich der Genius und die Gemüthsstimmung dieses Schriftstellers auf eine ganz eigenthümliche Weise gezeigt haben. Dies Werk hat das Ansehen einer so einfachen Wahrhaftigkeit, es herrscht eine so umständliche Genauigkeit der Erfindung darin, daß selbst kindliche Leser auf eine wundervolle Weise angezogen werden, während die beißende Satire, wovon es überströmt, auch dem bittersten Menschenhasser wohlthun muß. Swifts ehrgeizige Entwürfe wurden bald nachher durch Stella's Tod unterbrochen. Er soll vor ihrem Ende die Ehe haben anerkennen wollen, sie soll aber erwiedert haben: daß es jetzt zu spät sey. Nach Sheridans Erzählung hingegen hatte sie ihn einige Tage vor ihrem Tode um jene Anerkennung gebeten. Swift soll ihr aber darauf den Rücken zugewandt, das Zimmer verlassen und sie nicht wieder gesehen haben. Nach dieser Zeit schrieb er noch mehrere seiner besten Gedichte, bestimmte ein Drittel seiner Einkünfte den Armen, und hatte fast immer geringe Personen, besonders Weiber, um sich, die seinem Hochmuth zu schmeicheln wußten. Endlich traf ihn nach mehreren

vorhergegangenen Zufällen das von ihm selbst einst prophezeite Schicksal. Seine geistigen Kräfte schwanden mit seinen körperlichen dahin, und die allmählige Abnahme seines Verstandes ging in völligen Wahnsinn über. Er ward immer zorniger und böser, so wie seine Geisteskräfte sich verloren, und konnte bei den heftigen Schmerzen einer Geschwulst am Auge, nur mit Gewalt verhindert werden, es auszureißen. Ein gänzliches, Monate langes Schweigen ging seinem Tode voraus, der im Oct. 1744 in seinem 78sten Lebensjahre erfolgte. Den größten Theil seines Vermögens hatte er in seinem Testamente zu einem Hospital für Mondsüchtige und Blödsinnige bestimmt, „um," wie er sagt, „mit einem satirischen Zuge darzuthun, daß kein Land dessen so sehr bedürfe."

To shew by one satiric touch
No nation wanted it so much.

In einer Zeile seines selbst verfaßten Epitaphs hieß es: Ubi saeva indignatio ulterius cor lacerare nequit, (wo bitterer Groll das Herz nicht mehr zerreißen kann). Als Schriftsteller war Swift originell, und wird wahrscheinlich niemals erreicht werden. Seine Ironie hat bei aller Bitterkeit das Ansehen der gutmüthigsten Treuherzigkeit. Er ist außerordentlich reich an den scherzhaftesten Ideen und Wendungen, die verschwenderisch in seinen Gedichten zerstreut sind, aber oft auch in beleidigende Ungebühr ausarten. Sein dichterischer Styl ist ein Muster des leichten vertraulichen Tons, und seine Fertigkeit im Reimen bewunderungswürdig. Sein Charakter als Mensch war rauh und unbeugsam, und der höchste Grad des Stolzes war die Grundlage, auf welcher Festigkeit, Liebe zur Thätigkeit, Despotenhaß und Freiheit von niedriger Eifersucht gebauet waren. Aber befleckt wurden die letzteren Eigenschaften durch gränzenlosen Hochmuth, durch die Begierde, wehe zu thun, durch Unversöhnlichkeit und gänzlichen Mangel an herzlicher Aufrichtigkeit. — Die besten Ausgaben seiner Schriften sind Swifts Works, London 1776 — 79, 25 Vol. 8., und eine andere von Sheridan, London 1784, 17 Vol. 8. Hiezu kommen noch: Miscellaneous Pieces in Prose and Verse 1789, 8. und Dean I. Swift's Letters to his Friends, London 1765, 6 Vol.

Sybaris, eine in der alten Geschichte berühmte Stadt, lag in Unteritalien, und zwar in Lucanien am tarentinischen Meerbusen. Sie soll im ersten Jahre der 15ten Olympiade (720 Jahre vor Chr. Geb.) von den Achäern und Trözeniern (griechischen Völkerschaften) gegründet worden seyn, und in der 50sten Olympiade am meisten geblühet haben. Die Sybariten wurden jedoch in einen Krieg mit den Crotoniaten verwickelt, worin die ersteren 300,000 Mann, die letztern 100,000 Mann ins Feld stellten. Die Einwohner von Sybaris waren jedoch durch Ueppigkeit und Wohlleben, welche bei ihnen durch die außerordentliche Fruchtbarkeit und Milde ihres Bodens und Himmelsstrichs und durch ihre unglaublichen Schätze begünstigt wurden, aufs äußerste verweichlicht und entnervt; sie verloren daher (Ol. 67. 2. oder 510 Jahre vor Christi Geburt) die Schlacht welche am Flusse Trais (jetzt Triunti) vorfiel. Die Crotoniaten machten von ihrem Siege einen grausamen Gebrauch. Nicht einmal die Gefangenen wurden verschont, die Stadt Sybaris wurde zerstört, und dem Boden gleich gemacht, weßhalb auch keine Spur mehr von ihr vorhanden ist. Die entflohenen Sybariten bauten sich (58 Jahre später) zwar an dem Flusse Lans wieder an, und das neue Sybaris schien sehr blühend zu werden, allein die eifersüchtigen Crotoniaten vertrieben nach sechs Jahren die Einwohner wieder, welche jetzt eine Stadt unter dem Namen Thurii

anlegten. Allein in einem innerlichen Aufruhr kamen die ältern Sybariten fast sämmtlich um, so daß nur wenige entfliehen konnten, die sich am Fluß Trais anbaueten, aber bald nachher von den Bruttiern gänzlich vertilgt wurden. Weil die Sybariten sich durch ihr schwelgerisches und weichliches Leben so sehr entnervt, und verächtlich gemacht hatten, so nannte man, und nennt noch jetzt häufig einen Menschen, der sich einem weibischen üppigen Leben ergibt, einen Sybariten.

Sydenham (Thomas), einer der berühmtesten Aerzte Englands, geboren 1624 zu Windford Eagle in Dorsetshire, war der Sohn eines Edelmanns dieser Landschaft 1642 besuchte er die Universität Oxford, wo er studiren wollte. Aber der bürgerliche Krieg zwischen Carl I. und dem Parlamente brach noch in eben diesem Jahre aus, und Sydenham, welcher der republikanischen Partei ergeben war, wollte nicht, so wie seine Mitstudenten, für Carl I. fechten; deßhalb verließ er Oxford, wo der König eine Besatzung hatte, und ging nach London. Hier machte er die Bekanntschaft des Doctors Th. Coxe, eines berühmten Arztes, nach dessen Rath und Leitung er sich der Arzneiwissenschaft widmete. Als die Garnison zu Oxford sich dem Parlament ergeben hatte, kehrte Sydenham dahin zurück, und wurde 1648 Baccalaureus, und darauf zu Cambrigde Doctor. Er übte seine Kunst zu London mit dem glänzendsten Erfolge (von 1661 bis zu seinem Tode 1689) aus. Er war der erfahrenste Arzt seiner Zeit, und der wißbegierigste und sorgfältigste Beobachter der Natur; er begnügte sich, sie zu beobachten, ohne sie nach systematischen Regeln erforschen zu wollen, und wenn die Krankheit keine schleunige Hülfe heischte, so wartete er damit. Es schien, als habe er sich eine der damals üblichen medicinischen Verfahrungsart ganz entgegengesetzte erwählt. Er verordnete bei den Blattern kühlende Mittel, bei intermittirenden Fiebern nach dem Anfall China und sein Laudanum. Schnell gelangte er aber durch seine Methode zu dem Ruf des erfahrensten und geschicktesten Arztes, der bis dahin gewesen war. Seine Werke sind unter dem Titel: Opera medica, in zwei Quartbänden 1716 zu Genf herausgekommen, und werden noch immer geschätzt. Seine Abhandlung über das Podagra ist vorzüglich berühmt, und Niemand hatte mehr Beruf, über diese Krankheit zu schreiben, als er, da sie die Pein seines Alters war. Man hat jener Sammlung noch Werke anderer medicinischen Schriftsteller beigefügt, die denen von Sydenham weit nachstehen. Seine Praxis medica ward 1695 in zwei Octavbänden zu Leipzig besonders gedruckt, und ist gleichfalls ein schätzbares Werk. Er hatte übrigens für die meisten medicinischen Schriften seiner Zeit so wenig Achtung, daß als ihn einmal ein anderer Arzt bat, ihm ein Werk zu empfehlen, wodurch er sich für die Ausübung dieser Wissenschaft bilden könne, Sydenham demselben antwortete: Lesen Sie den Don Quixotte; es ist ein sehr gutes Buch, ich lese es täglich.

Sykophant wurde bei den Atheniensern derjenige genannt, welcher einen Andern wegen schlechter, nichtswürdiger Handlungen angab oder verklagte, oder diese auch nur ausspionirte, um sie zu verdrehen und eine Anklage darauf zu gründen. Man leitete den Namen von gewissen Menschen her, welche denjenigen aufpaßten und sie anklagten, die, gegen die atheniensischen Gesetze, Feigen (Syka) aus der Stadt führten. In der Folge belegte man jeden falschen Ankläger, Betrüger oder andern nichtswürdigen Menschen, der in gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäften Andere zu hintergehen und ihnen zu schaden suchte, mit diesem Namen.

Sylbe, Sylbenmaß. Aus der Verbindung beider Artik
wie aus demjenigen, was unter mehreren auf Metrik bezüglichen Ar
keln, wie Rhythmus, Strophe gesagt worden, ergibt sich, d
die Sylbe einmal nach ihrem prosodischen dann nach ihrem metrisch
Gehalt betrachtet werden müsse; eine Unterscheidung, die bis auf Ap
wissenschaftliche Metrik nur zu sehr vernachlässigt wurde, und
Metrik zu recht widersinniger Sylbenstecherei und Zählerei,
Vers zu einem unorganischen Haufwerk von Sylben machte. D
prosodische Gehalt nämlich, bestimmt nur die Länge und Kü
der Sylben im Allgemeinen, außer ihrem Verhältniß zum Rhythm
und Metrum, worin sie sich vorfindet. Wie lang oder kurz sie s
bestimmt erst das Metrum, oder der Tact, und so entsteht das Sylb
maß. Die alten Grammatiker hatten ein sehr geübtes feines Ohr, u
mochten die Verse wohl richtiger hören, als manche neuere hochgepr
sene Metriker. Wie jedoch überall die Praxis der Theorie vorausge
so begegnete auch ihnen, daß sie dem Verstande über ihr Hören u
Gehörtes nicht genau Rechenschaft geben konnten, und ihre Metrik
berechenbare Sylbencombinationen bauten, wodurch sie denn eine m
chanische, zwar als solche sehr folgerechte, aber unzulängliche und al
lei Nothbehelfe bedürftige Ansicht der Verse gewannen, wie dies i
Brachykatalektiker und Hyperkatalektiker, ihre widersinnig gemisch
Metra und mehreres dieser Art beurkunden. Wie sich hievon e
wahrhaft wissenschaftliche Metrik unterscheide, ist in mehreren Artik
hoffentlich klar geworden. Hinsichtlich des Sylbenmaßes hat sie ü
der zweizeitigen Länge, welche bisher als Heraclessäule galt, aus
Natur der Sprache, des Rhythmus und Metrum, ja aus unverken
baren Andeutungen aller Grammatiker noch drei Längenarten u
zweierlei Kürzen nachgewiesen. (s. Strophe). Um hievon nur Ein M
ment hervorzuheben, so duldet die Schlußsylbe einer rhythmischen Re
(s. Rhythmus und Strophe), wenn sie auf eine Versarsis fä
die Kürze statt der Länge, und wenn sie zugleich Schlußsylbe einer m
trischen Reihe ist, die Länge statt der Kürze. Verbindet das Metr
zwei rhythmische Reihen mit einander, oder erzeugt sich eine zw
rhythmische Reihe aus einer ersten, wodurch gleichsam das Verhält
von Arsis zu Thesis unter ihnen eintritt, so muß die Thesis der erst
gegen die zweite als Kraft auftreten. Dies geschieht in der Musik du
ein sforzando auf dem schlechten Tacttheil, aber auch durch Disson
ein Vers durch die statt der metrischen und als solche genau bestim
ten Kürze prosodische, mithin bloß repräsentirende Länge. Dies ist
Fall z. B. im Jamben

v v v
Ar - bei - te muthvoll, Träge flieht Glück - se - lig - keit

wo die mit v bezeichneten Noten eben die repräsentirenden Längen
deuten. Die Sylbe also ist an dieser Stelle ganz genau bestim
nicht, wie man meinte, willkürlich und unbestimmt. Hier ist es
spaßhaft anzusehen, wie Recensenten und Kritiker in so ganz klar
Falle, mit der unverzeihlichsten Unkunde selbst der Anfangsgründe
Metrik häufig dergleichen ganz richtig, und, da dies überhaupt
Schönheit des Verses angehört, schön gemessene Verse tadeln, ja w
gar verschlimmbessern, um mit Lichtenberg zu reden. Diese repräse
rende Länge findet freilich nur Statt, wo declamatorische Antit
und Uebergreifen einer Reihe in die andere, also ungleicher Sch

der metrischen und rhythmischen Reihe obwaltet. Denn in der lyrischen Antithese ruht und hallt sie gleichsam aus. Indessen gibt es weit leichter faßliche Reflexionen als diese, welche den heutigen Kritikern ewig fremd bleiben. Prosodisch bestimmte Wörter heißen Wortfüße, die man wohl von den metrisch bestimmten, die Wortrhythmen genannt werden, zu unterscheiden hat. Daß übrigens die Prosodie die Sylben entweder nach Quantität, oder nach Accent, und wie sie dieselben bestimmen, ist hier nicht weiter zu erörtern. Das Weitere siehe unter Prosodie. Wa.

Sylla s. Sulla.

Syllogismus ist ein aus zwei vorausgeschickten Sätzen gemachter Vernunftschluß. Schließen im Allgemeinen ist nichts anders, als aus einem allgemeinen Urtheile ein besonderes folgern, dessen Grund als in dem erstern enthalten gedacht wird. Um aus zwei Sätzen einen dritten herzuleiten, müssen sie verknüpft seyn, d. h. es muß in ihnen ein Begriff zweimal vorkommen. Diese beiden Sätze heißen die Prämissen oder die Materie des Schlusses; das aus ihnen hergeleitete Urtheil wird in Beziehung auf sie die Conclusion genannt. Die Art und Weise, oder die Regel, wie durch eine richtige Consequenz die Conclusion aus den Prämissen gefolgert wird, heißt die Form des Schlusses. In einem kategorischen Vernunftschlusse läßt sich aus den bloßen Begriffen des Subjects und Prädicats in der Conclusion die Wahrheit ihrer Verbindung oder Trennung allein nicht erkennen. Diese muß aus einem dritten Begriffe eingesehen werden. Dieser dritte Begriff muß ein Merkmal des Subjects seyn, das von dem gegebenen Prädicate des Subjects noch verschieden ist, und wird der Mittelbegriff (terminus medius) genannt, eben weil durch ihn das richtige Verhältniß der beiden andern erkannt werden soll. Daher gehören zur Möglichkeit eines kategorischen Vernunftschlusses drei Hauptbegriffe (termini): 1. das Subject, das mit einem Prädicate zu einem Urtheile verbunden werden soll, oder der Unterbegriff (terminus minor); 2. das Prädicat, dessen Begriff der Oberbegriff (terminus major) genannt wird; und 3. ein Merkmal des Subjects, dessen Begriff der Mittelbegriff (terminus medius) ist. Der Satz, in welchem der Oberbegriff vorkommt, heißt der Obersatz (propositio major); der Satz, in welchem der Unterbegriff vorkommt, Untersatz (propositio minor), und der dritte, in welchem der Unterbegriff mit dem Oberbegriff verbunden wird, die Conclusion. Daraus erhellt, daß in einem ordentlichen Schlusse nicht mehr als drei Hauptbegriffe (termini) enthalten seyn können. Um die Wahrheit aller kategorischen Schlüsse beurtheilen zu können, hat man aus der Entstehungsart derselben eine allgemeine Schlußregel hergeleitet, welche wesentlich also lautet: Zwei Begriffe (terminus minor und major), die in den Prämissen mit einem dritten (term. medio) verbunden sind, können und müssen in der Conclusion eben so mit einander verbunden werden, wie sie in den Prämissen verbunden waren. Diese Regel läßt zugleich beurtheilen, ob die Conclusion allgemein, particulär, affirmativ oder negativ auszudrücken sey, indem man nur untersuchen darf, wie in den Prämissen der Ober- und Unterbegriff mit dem Mittelbegriff verknüpft waren. Wenn nun in zweien verknüpften Sätzen nicht mehr als drei Begriffe vorkommen, weil der Mittelbegriff zweimal vorkommt, jeder Satz aber nur zwei Stellen hat, nämlich die vom Subject und die vom Prädicat, so kann der Mittelbegriff auch nur auf vierfache Art seine Stelle in den Prämissen verändern. Durch diese besondere bestimmte Stellung des Mittelbegriffs entstehen eben so viele besondere

syllogistische Figuren. Es sey der Term. major = M, der Term. minor = m und der Term. medius = μ, so sind die Schemate der vier Figuren:

I.	II.	III.	IV.
μ — M	M — μ	μ — M	M — μ
m — μ	m — μ	μ — m	μ — m.

Diese vier Schlußarten hat man die vier syllogistischen Figuren genannt. Und die besondern Regeln derselben ließen sich zwar schon durch die allgemeine Schlußregel aller ordentlichen Schlüsse, ohne sie besonders auszudrücken, erkennen; allein man thut wohl, jede besonders zu bemerken. In der ersten Figur (dictum de omni et nullo) muß der Obersatz allgemein, und der Untersatz bejahend seyn. Die Schlüsse derselben beruhen darauf, daß alles was von der Gattung, auch von jeder Art derselben gilt. In der zweiten Figur (dictum de diverso) muß eine Prämisse nebst der Conclusion negativ seyn. Hier ist eben so wenig, wie in der dritten Figur von Arten und Gattungen die Rede. Die zweite Figur läugnet die Subjecte von einander, weil sie in den Eigenschaften verschieden sind, und jeder Unterschied der Eigenschaften ist hiezu hinlänglich. Sie führt demnach auf den Unterschied der Dinge und sucht die Verwirrung der Begriffe zu hindern. Die dritte Figur (dictum de exemplo), in welcher die Conclusion particulär ist, gibt Beispiele und Ausnahmen von Sätzen an, die allgemein scheinen. Die vierte Figur endlich, (dictum de reciproco), in welcher die Conclusion nicht allgemein bejahend seyn darf, und der Untersatz allgemein seyn muß, wird gebraucht zur Erfindung und Ausschließung der Arten einer Gattung. Jede dieser vier syllogistischen Figuren läßt wieder vier besondere Arten zu schließen zu, welche modi figurarum syllogisticarum heißen, hier aber billig übergangen werden.

Sylphen. In die heitere Region der Geisterwelt führt uns die Ueberschrift dieses Artikels, und wer nicht vergißt, daß in diesen Gegenden das eine Auge immer etwas anderes sieht als das andere, aus dem natürlichen Grunde, weil überhaupt kein sterbliches Auge etwas darin sehen kann, der wird sich nicht wundern, daß die Gestalten gerade der luftigsten Geister unter allen, der Sylphen, der eigentlichen Luftgeister, höchst unbestimmt und wechselnd, so verschieden sind, als die Dichter, von welchen sie in ihren Dienst genöthigt worden waren, und um so phantastischer und chimärischer, je chimärischer und phantasiereicher der Herr der Geister selbst ist. Die ganze Idee der Geisterwelt ist eine liebliche Fata Morgana, die, wie ein immer wechselndes Zauberbild, durch die ganze Geschichte sich hindurchschlingt, nach Individualitäten und Zeiten sich anders und anders gestaltend, und diese wahre, ununterbrochene Cabbala (Ueberlieferung), von der Schlange und dem Cherub im Paradiese, bis zu den grünen und grauen Geistern der neuesten Zeit herab, ist wohl das sicherste Document ihrer Wirklichkeit, ihr zuverlässigster Adels- und Geburtsbrief. Wenigstens gestehen wir es unverhohlen, daß wir uns weit lieber zu dem heitern Glauben an diese unsichtbaren Mächte bekennen, als zu den materialistischen und atomistischen Meinungen von handfesten Stoffen in der neuern Chemie und Physik. Mit diesen letztern gedenken wir bei unserer Ansicht ohnehin bald genug fertig werden zu können, da wir ihnen gern die Ehre zugestehen wollen, die σωματα παραστατικα (willkürliche Körper) unsrer Geister zu seyn. — Im Ganzen der Mytho- und Pneuma-

tologie nun bildet der wunderliche Kreis cabbalistischer und damit mehr als man meint zusammenhängender alchymistischen Mysterien, wohin wir alles rechnen, was man geheime Wissenschaften u. s. w. nennt, eine eigenthümliche Sphäre, und wie sie, profanirt, im Gebiete der Philosophie den Grund zu jener Theosophie abgaben, die neuerlich erst wieder recht gespukt hat, so haben sie nicht weniger der Poesie eine eigene Geisterwelt eröffnet, die, erst in den letzten Jahrhunderten den Dichtern aufgeschlossen, seit der Zeit mit Begierde ergriffen wurde, und mit dem alten Zauber- und Feenwesen verschmolzen, jene eigenthümliche, gleichsam vornehmere und systematischere Geisterlehre erzeugt hat, die in unsern neuern Mährchen und Erzählungen vorherrschend ist. Diese ganze Geisterlehre hat, wie gesagt, ein etwas gelehrtes, unpopuläres Ansehen angenommen, und scheint das rechte Vehikel der geistigen Spielereien unserer universalen, vornehmen Gesellschaften seit Wieland zu seyn, die doch wohl — wir hoffen es zum guten Genius! — von dem solidern Streben der neuesten Zeit, gesetzt auch, daß bis jetzt hinter unserm Solidthun noch nicht viel wahre Soliditát zu suchen seyn möchte, verdrängt werden müssen. So viel ist gewiß, die Theorie von den vier Classen der Elementargeister ist zu wissenschaftlich und künstlich, als daß sie recht populär werden könnte — und ihr verdanken erst die S y l p h e n, mit ihnen die G n o m e n (Erdgeister), O n d i n e n (Wassergeister), und S a l a m a n d e r (Feuergeister) ihr Daseyn. Geschichtlich läßt sich es nachweisen, daß die in den Schriften der geheimen Kunst schon längst bekannten Elementargeister erst durch den jedem echten Cabbalisten ärgerlichen Roman: Comte de Gabalis (s. A. Gabalis) zu g e m e i n e m Nutz und Frommen der Dichter bekannt gemacht worden sind; und daß in den arabischen Mährchen der tausend und eine Nacht u. s. w., z. B. in dem von der wunderbaren Lampe, wohl Anklänge davon, aber so, daß die eigentliche morgenländische, viel populärere Feerei und Zauberei noch vorherrscht, vorkommen. — Mag nun der Name Sylphe von dem lateinischen Sulphur, Schwefel, diesem mächtigen Agens in der Theorie der Alchymisten, oder von dem griechischen σιλφη, einem Insect, das im Alter sich wieder verjüngen soll — das erstere möchte doch wohl das wahrscheinlichste seyn — oder sonst woher kommen — auch nachdem die neuere Physik gelernt hat, das herrliche Reich der Lüfte zu theilen, und das arme Element in unzählige Arten und Glieder anatomirend zu zerlegen, bleibt noch immer einer poetischen Ansicht der Natur die L u f t ein schönes, lieblich geisterhaftes Ganzes, und ihr gehören die Sylphen an, die aus Duft gewoben, und im Besitz der reinsten Geisternatur, sich von den festern, gediegenern Gnomen, Ondinen und Salamandern eben so durch eine höhere Potenzirung unterscheiden, als die Luft selbst von den drei übrigen andern Elementen. Wer weiß, ob nicht die Hierarchia coelestis der männlichen und weiblichen Sylphen, in ihren mannichfaltigen Abstufungen und in ihrer Gebundenheit bald an dieses, bald an jenes Zauberwort oder Zaubermittel, schon frühzeitig der schon systematischen Eintheilung unserer Gas- und Luftarten in freiem und gebundenem Zustande vorgespielt hat. — Frei herrschen sie in den Lüften, und wenn, nach rechter Geister Art, auch sie mit leichter Mühe den Reichthümern und Herrlichkeiten der Erde gebieten können, so ist doch ihr Lieblingsgeschäft, auf dem leichten Fittig des Gesangs und der Töne sich umher zu schwingen; durch sie Stürme und Ungewitter zu erregen oder aber auch zu besänftigen; das Herz des Trostlosen in sanften Schlummer voll lieblicher Träume einzuwiegen, und den ruchlosen

Caliban in Busch und Dornen zu locken, wo Igel und Stachelschweine auf ihn warten, ihn zu peinigen. — So mögen sie sich wohl wenig um die Menschenwelt bekümmern, wenn nicht die Kunst eines mächtigen Zauberers sie sich unterthan macht, und den Ring oder das magische Wort gefunden hat, an das sie gebunden sind, und welchem sie, mitunter freilich widerstrebend, sich fügen müssen. — Lieblicher hat sie gewiß niemand gesehen und dargestellt, als der große Geisterfürst Shakspeare, und sein Ariel im Sturm ist die duftigste Geisterdichtung, die die ganze Poesie besitzt. Wir bescheiden uns gern, keine Ilias post Homerum liefern zu können, und — sollen wir also die lieblichen Geister wohl länger mit unsern handfesten Beschwörungsformeln versuchen, da jeder, der sie sehen will, sie nirgends schöner sehen kann, als in dem so eben genannten, blankpolirten Zauberspiegel des großen Engländers? — Doch, wer dies will, der hüte sich vor dem wenigstens in der Geisterzeichnung völlig mißlungenen Nachstich der gotterschen Zauberinsel.

M - s - r.

Sylvester II., ein, wegen seiner Gelehrsamkeit berühmter Papst. Sein eigentlicher Name war **Gerbert**. Von geringen Aeltern in Auvergne geboren, widmete er sich dem geistlichen Stande, und trat in ein Kloster. Er besuchte Spanien, wo er sich unter den Arabern bildete, bereiste sodann Italien, Deutschland und Frankreich, lehrte in Rheims Mathematik, Philosophie und classische Literatur, und schwang sich 999 auf den päpstlichen Stuhl, nachdem er vorher die erzbischöfliche Würde zu Rheims und Ravenna bekleidet hatte. Er starb 1003 mit dem Ruhme eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Philosophie und Mathematik waren seine Lieblingswissenschaften, für deren Ausbreitung er auf das thätigste wirkte. Er erfand selbst mehrere hydraulische Maschinen, die Wasserorgel u. s. w., und galt wegen seiner physikalischen und chemischen Kunstfertigkeiten für einen Schwarzkünstler. Als Geistlicher ist er minder ausgezeichnet. Gedruckt sind von ihm eine Geometrie, ferner Briefe u. s. w.

Sylvius (Aeneas) s. Piccolomini.

Symbol wird insgemein als gleichbedeutend mit **Sinnbild** gebraucht; doch ist der Begriff nicht bloß auf das **Bild** als Gestalt zu beschränken, sondern bezieht sich im Allgemeinen auf jede bildliche Darstellung einer Idee, sie werde durch Worte, oder auf eine andere sinnliche Weise zur Anschauung gebracht. Aller Unterricht der frühern Menschheit war **symbolisch**, ward durch Bild und Zeichen ertheilt, und das älteste Priesterthum kleidete alle seine mehr oder minder geheimnißvolle Lehre von der übersinnlichen Welt, von dem Verhältniß des Menschen zur Gottheit in Bilder und Zeichen ein. Jede Wahrheit ward dadurch der Fassungskraft der Menschen näher gebracht, als durch die feinste Begriffsentwickelung, Beweisführung und Erörterung, daher auch **Zeigen** (griechisch δείξειν, lateinisch monstrare), und **Weisen** (griech. φαινειν, αναφαινειν, dem im Latein. ostendere, revelare — obwohl dies in solchem Sinne nicht vorkommt — entspricht) selbst für **Lehren** gebraucht wird. Es liegt in der Natur des Menschen das Verlangen, Gedanken und Gefühle sich selbst in ein Bild zu kleiden, und dadurch recht anschaulich zu machen; je näher er noch der Natur stand, je inniger er in ihr lebte, desto mehr fand er in ihr Gestalt und Bild für jede innere Anschauung, die somit wahrhaft objectiv ward. Zum abstracten Denken gewöhnte er sich erst, als er von der Natur sich schon mehr entfernt hatte, und nun Inneres und Aeußeres, Ge-

danke und Bild, Wort, von einander unterschied. Ja die frühere Menschheit fand die Gottheit selbst nur in der Natur; jene offenbarte sich in dieser, jene ward durch diese selbst die Lehrerin der Menschheit. Alles war Bild und Zeichen der Gottheit, und alles Einzelne der Natur selbst ein Göttliches. Die Priester, die, als Erleuchtetere, von der Gottheit auch solche Ideen, welche das Volk nicht unmittelbar in der Natur fand, mittheilen, oder die Natur selbst deuten, das Göttliche in ihr und ihr Gesetz enthüllen wollten, konnten nicht anders, als das Unsichtbare oder Unerkannte durch Bilder anschaulich machen; sie mußten gestalten, entweder in wirklicher Form, oder im bildlichen Wort; sie bildeten Zeichen, die, sie mochten mit Händen gemacht, oder durch die Rede dargestellt werden, anfänglich ein Körperlichwerden der Idee selbst waren, nachmals erst das Geistige nur bedeuteten. Symbol ist demnach der wahre, gleichsam unmittelbare Ausdruck, der Körper, das Bild einer Idee, des Geistigen, es mag dasselbe sich nun als Sinnbild oder als Sinnspruch, oder überhaupt nur im Wort, das selbst symbolisch ist, darstellen. Je reiner, unmittelbarer die sinnbildliche Gestalt oder das sinnbildliche Wort die Idee ausdrückt, je wahrer und eigentlicher diese sich im Bild verkörpert hat, desto echter und wahrer ist das Symbol. Das Symbol bildet einen in sich selbst vollkommen geschlossenen, in sich lebendigen und aus sich selbst sich erklärenden Begriff, eine Idee, zunächst den sogenannten einfachen Begriff, aber nicht minder den Collectivbegriff (der mehrere Begriffe zur Einheit Eines Begriffes verbindet). So sind nun die Göttergestalten der alten Welt, als eigentlicher Ausdruck einer in sich geschlossenen Idee des Göttlichen, Symbole; aber nicht minder sind es die besonderen Prädicate, die als Attribute dargestellt werden. Das Attribut aber unterscheidet sich von dem Symbol darin, daß jenes immer nur als eigenthümliches Zeichen einem Bild zur vollständigern Darstellung der mit demselben verbundenen Eigenschaften beigefügt wird, dieses aber an sich, und schlechthin, ohne weitern Zusatz selbstständig und aus sich erklärbar ist; alle Attribute sind Symbole, aber nicht alle Symbole Attribute. Denn wenn auch Attribute (s. d. Artikel) nicht bloß eigentliche Begriffe, sondern auch Handlungen, historische Thatsachen ausdrücken, so bleiben sie doch immer eine Art des Symbols, das ebenfalls nicht bloß den Begriff an sich, sondern auch die Idee, den Geist einer Handlung, einer Thatsache zur Anschauung bringen kann. Den Unterschied aber zwischen Symbol und Allegorie findet man oben im Artikel Allegorie angedeutet. Die Allegorie ist immer ein künstliches, beabsichtigtes Gebilde; das Symbol soll eigentlich gleichsam nothwendiger Ausdruck der Idee seyn. Es ist darum auch nicht durchaus nothwendig, daß ein Symbol den Regeln der Kunst entspreche, und in eigentlichem Sinne schön sey; es kommt hier alles nur darauf an, daß es die Ideen wirklich verkörpere, zur Anschauung bringe, und es wird von dem Geiste, der die Idee im Bild anschaut, und dem Grade seiner Bildung abhängen, ob das Bild mehr oder weniger dem Schönheitssinn genüge. So sind die oft seltsamen, zum Theil selbst widrigen Gestaltungen in der indischen und in andern orientalischen Mythologien nicht minder echte Symbole, als die harmonischen und wahrhaft schönen Bildungen der griechischen Welt. — Doch gründet sich nicht gerade auf die mehr oder minder erfüllten Regeln des Schönheitssinnes die Unterscheidung des Symbols vom Bild, des Symbolischen vom Bildlichen. Vielmehr ist jenes eine besondere Art von diesem, eben das eigentlich sogenannte Sinnbild, in welchem die

Idee sich unmittelbar verkörpert darstellt (s. oben), während das Bild im Allgemeinen auch eine Allegorie seyn, und die Idee nur bedeuten kann. Wird aber z. B. symbolische und bildliche Lehrweise, etwa des Pythagoras, einander entgegengesetzt, oder doch von einander unterschieden, so bezeichnet das Bildliche hier jene mathematischen Figuren und Zahlen, die nicht wie das Symbol unmittelbar die Idee selbst zur Anschauung bringen, sondern nur eine besondere Bezeichnungs- und Darstellungsweise derselben sind. Darum kann man auch symbolisch und bildlich nicht als durchaus gleichbedeutend gebrauchen. — Eben so wenig ist in der Rede Symbol und Metapher (s. d. Artikel), symbolische und metaphorische Rede gleichbedeutend. Denn die Vergeistigung des Sinnlichen, und die Verkörperung des Geistigen, die in der Metapher Statt finden, wird doch immer nur durch eine Zusammenstellung des Aehnlichen oder mehr allegorisirend bewirkt, und ist nicht so, wie das Symbol, ein eigentlicher Ausdruck der Idee selbst. Das Symbol bezieht sich aber besonders auf die höchsten, sogenannten religiösen Ideen, welche zugleich die tiefsten philosophischen Anschauungen enthalten können. Die Idee an sich ist dann immer ein Geheimniß, das mehr oder minder tief, klar und vollständig aufgefaßt werden kann, ohne daß das Symbol an sich eine Veränderung leidet, weßhalb dieselben Symbole, die in der alten heidnischen Volksreligion erscheinen, vom Volke selbst aber vielleicht nur unvollkommen verstanden wurden, in den erhabensten Philosophemen und tiefsinnigsten Dichtungen der Weisen wiedergefunden werden. Es ist ein Ausdruck des Göttlichen, der aber von den Erleuchteten, in seiner Unmittelbarkeit und vollständigen Tiefe aufgefaßt, dem Volke, das vielleicht selbst die ursprüngliche Bedeutung verloren hat, erst gedeutet, enthüllt werden mag. — Je mehr aber eine Religion noch in den Schranken der erscheinenden Welt befangen ist, je mehr ihre Lehren Lehren der Natur sind, desto reicher an Symbolen, desto symbolischer wird sie selbst seyn, während jede Offenbarungsreligion, deren Lehren unmittelbarer zu innerer schlechthin geistiger Anschauung gebracht werden, und selbst Ideen enthalten, die über den Kreis der Naturanschauung hinausliegen, nothwendig an Symbolen ärmer seyn muß. Ihre Symbole gehen auch alle mehr aus einem bewußten Bilde derselben hervor, erst aus der innern zur äußern Anschauung, Objectivirung über, und können, in wie fern hier die reine Idee früher seyn muß als das Bild, und dieses erst durch Enthüllung jener sein Verständniß gewinnt, mehr conventionelle Symbole heißen. Damit sie jedoch nicht bloße Allegorien seyen, müssen sie selbst ein eigentlicher und gleichsam unmittelbarer, ohne künstliche Deutung die Idee selbst objectivirender Ausdruck der Idee seyn. — Daher ist das Heidenthum an Symbolen so viel reicher, als Judenthum und Christenthum, in denen nicht durch äußere, sondern durch innere, durch die Offenbarung selbst gewirkte, schlechthin geistige Anschauung das Finden der Idee vermittelt ist. — Da aber das Göttliche an sich, seinem Wesen nach, in seiner ganzen Tiefe und Klarheit sich nicht in Ein Symbol vollständig befassen läßt, so sind alle Symbole nur besondere Ausdrücke besonderer Ideen und Offenbarungsweisen des Göttlichen selbst, und je mehr dasselbe nur in den Besonderheiten der Natur aufgefaßt, und die erscheinende Welt selbst vergöttert wird, desto reicher und mannichfaltiger wird auch von dieser Seite die Symbolisirung seyn. So sind nun alle die besonderen Götterbildungen, in welchen das Heidenthum die besondern, in der Natur offenbarten Ideen des Göttlichen darstellte und anschaute, Symbole eben dieser Ideen, und

in dieser Hinsicht wahre Sinnbilder. Symbole sind aber auch die Zeichen (σηματα, σημαια, signa, ostenta, portenta), durch welche die Gottheit ihren Willen, oder ein künftiges Ereigniß, überhaupt die Zukunft zu erkennen gibt, überhaupt Alles, worin die Gottheit sich offenbart. Solche Zeichen und Vorzeichen können wirkliche bedeutungsvolle Erscheinungen, besondere Aeußerungen der Naturkräfte, oder auch Stimmen, prophetische Worte seyn, die denn eben sowohl als die Orakelsprüche als geheimnißvolle, sinnreiche Kundgebungen des Willens der Gottheit, des Schicksals συμβολα genannt werden. Das Sententiöse, das den Orakelsprüchen eigen ist, erscheint auch in den Priesterworten, ihren symbolischen Lehren, die denn mit gleichem Recht Symbole genannt werden, eigentliche Sinnsprüche sind, von welchen als Erklärungen des göttlichen Willens, die man sich besonders als herrschenden Lebensgrundsatz einprägt, auch die sogenannten Wahlsprüche nicht verschieden sind. Die Sprache ist an sich schon ursprünglich wahrhaft symbolisch; das Wort ist Symbol, eigentlicher Ausdruck, Körper der Idee, und ein Redesatz, der eine Idee abgeschlossen in einer besondern Beziehung ausspricht, kann denn auch mit Recht Symbol genannt werden. Nachmals hat der Ausdruck Symbol seine besondere Anwendung in den griechischen Mysterien gefunden, die alle ihre geheimnißvollen Lehren als Früchte einer tieferdringenden Naturweisheit in Sinnbilder und Sinnsprüche kleideten, nicht bloß, um den Ungeweihten den Zugang zu dieser Weisheit zu verschließen, sondern auch diese selbst in den ausdruckreichsten Bildern zur Anschauung zu bringen. Weil nun die Eingeweihten durch Zeichen oder Worte, welche den Mysterien eigenthümlich waren, und die Kunde ihres geheimnißvollen Sinnes, also die Einweihung selbst voraussetzten, sich unter einander zu erkennen gaben, so heißen solche Erkennungszeichen ebenfalls Symbole. In wie fern aber der Gebrauch solcher Erkennungszeichen auch an die heilige Verpflichtung mahnt, die der Geweihte bei seiner Einweihung übernahm, besonders auf Verschwiegenheit und ein den Mysterienlehren entsprechendes Leben hinweis't, so wird auch die feierliche Verpflichtung, das Gelübde, das man Gott, oder einem Menschen, irgend einer Gemeinschaft gelobt, Symbolon genannt, das daher auch von dem Soldateneid gilt, so wie von dem Losungswort, das Zeichen, an dem nicht nur die Streiter eines Heers sich unter einander erkennen, sondern auch an das erinnern, was durch die Losung, den Feinden unverständlich, den verbundenen Kämpfern kundgemacht werden sollte. — Eben so bezeichnet Symbolon ein Merkzeichen, eine Marke, durch welche z. B. Gastfreunde sich unter einander zu erkennen geben, oder die man als Unterpfand irgend eines Vertrages, oder einer übernommenen Verbindlichkeit abgab und einlös'te. Diese mannichfachen, alle aus einer Wurzel sich entfaltenden Bedeutungen des Wortes Symbolon waren alle schon in der vorchristlichen Zeit vorhanden, und fanden denn auch in der christlichen Kirche ihre Anwendung. Es war ein heiliger Sinn mit dem Worte schon verbunden, und so sehr die ersten Christen dem Heidenthum abgeneigt waren, und es verschmähten, etwas aus demselben in die Kirche aufzunehmen, (weßhalb sie anfänglich auch durchaus keine Bilder in ihren Versammlungshäusern zuließen) so konnte ihnen doch, zumal sie ja keine ganz neue Sprache schaffen mochten, ein Wort nicht zuwider seyn, das schon einen gleichsam geweihten Sinn hatte, der durch eine christliche Idee sogar noch erhöht ward. Auch war in der Zeit, wo das Wort

Symbol unter den Christen allgemeiner in Brauch kam, jene ängstliche Scheu vor dem, was an das Heidenthum erinnern könnte, schon ehr vermindert. Ja die christlichen Lehrer mochten sogar, wenn die n die heidnischen Mysterien Eingeweihten ihre Lehren oft übermüthig en christlichen entgegenstellten, und auf ihre geheimnißvollen Symbole inwiesen, sich aufgefodert fühlen, anzudeuten, wie sie auch Symbole, nd viel höhere, bedeutendere hätten, als alle Mysterien. Wie die Glieder der letztern durch ihre symbolischen, in Zeichen und Worte niedergelegten Geheimlehren sich als Auserwählte, besonders Geweihte darstellten, so behandelten auch die Christen ihre symbolischen Lehren und Gebräuche als Erkennungs- und Vereinigungsmittel ihrer Gemeinschaft, und als Unterscheidungszeichen, die sie als vom gesammten Heidenthum nd Judenthum Ausgesonderte, als Höhergeweihte bezeichneten. Symbole nannten sie deßhalb zunächst die Sakramente, als sichtbare Zeichen eines unsichtbaren Heils, und nicht Zeichen nur, sondern eigentliche Unterpfänder dieses Heils, und der in ihnen enthaltenen göttlichen Verheißungen und Gnadenwirkungen. In diesem Sinne heißen Taufe und Abendmahl, als die eigentlichen Sakramente, Symbole, aber überall mit verherrlichenden und den christlichen Sinn näher bestimmenden Beiwörtern; nicht minder das Taufwasser und Brot, und Wein im heiligen Abendmahl, aber nicht bloß als Bilder, die einen geistigen Sinn nur bedeuten, sondern als Symbole im eigentlichen Sinn, die das unsichtbare Heil wirklich darstellen, eigentliche Unterpfänder desselben sind. Die Kirchenväter, die so Brot und Wein im heil. Abendmahle Symbole nennen, halten dabei die eigentliche und strenge Bedeutung des Wortes fest, und denken dabei nicht an die erst später aufgenommene Lehre, daß Brot und Wein nur bedeutungsvolle Zeichen und Bilder seyn sollen. Symbole sind denn aber auch alle christlichen Gebräuche, alle gottesdienstlichen Uebungen, in wie fern sie eben nothwendige Ausdrücke der dadurch bezeichneten Idee seyn sollen. Denn der gesammte christliche Ritus und alle Theile der Liturgie gründen sich auf die kirchliche Lehre, die sie objectiviren sollen, sind eigentliche Verkörperungen der besondern Lehren. Die Sakramente und Gebräuche sind denn auch Unterscheidungs- und Erkennungszeichen für alle die, welche daran Theil zu nehmen befugt sind, stellen diese als der christlichen Kirche angehörig, als Glieder der Gemeinschaft, als Eingeweihte dar, wie denn selbst der bloße Anblick der Sakramente den Ungetauften nicht gestattet war. — Diese Symbole, als eigentliche Sinnbilder, sind aber von den sogenannten Vorbildern, den Personen, Gebräuchen, Thatsachen des alten Testaments, die das neue Testament nicht bloß vorbedeuten, sondern in den einzelnen Lehren und Thatsachen desselben erst erfüllt werden sollen, unterschieden. Solche Vorbilder heißen Typen, nicht Symbole. — Außerdem hatte die christliche Kirche noch besondere bedeutungsvolle Zeichen, die Symbole im eigentlichen Sinne sind, zwar nur den Christen verständlich, diesen aber die darin ausgedrückte Idee selbst klar darstellend, Zeichen, die auch auf die Lehre sich gründen, diese aber denen, die damit vertraut sind, zu lebendiger Anschauung bringen. So das Kreuzeszeichen, als Gestalt und Handlung; so, in der spätern Zeit, Maria mit dem Jesuskind. Es unterscheiden sich aber auch hier die Symbole von den Attributen, durch welche die Künstler Evangelisten, Apostel, Heilige in ihren Darstellungen unterschieden. Die Attribute bleiben zwar den damit bezeichneten Personen eigenthüm-

lich, sind aber doch nicht eigentliche Symbole. — Die Symbolisirung hat zwar in der christlichen Kirche einen um so weiteren Raum, denn das Heidenthum, als sie reicher an Ideen ist denn dieses; gleichwohl muß (s. oben) nach der Natur dieser geoffenbarten Lehren, die Zahl der Symbole hier kleiner seyn. Wie aber das Geistigaufgefaßte, die reine Idee selbst, die aus innerer Anschauung gewonnen wird, wie der Glaube, der zur Erkenntniß werden will, sich in Worte zu kleiden bemüht ist, und in Worten den lebendigsten Ausdruck findet, so ist nun dieses Symbolisiren durch Worte, das Objectiviren der Lehre durch eigentliche Lehrformeln, der christlichen Kirche vorzüglich eigen. Symbole heißen daher hier vorzugsweise jene in kurzen Formen ausgedrückten Lehren, die als dem Christenthume selbst wesentlich inwohnende Ideen, von allen Christen anerkannt werden, sie von allen Nichtchristen unterscheiden, sie unter einander selbst aber als äußere Merkmale der Gemeinschaft verbinden müssen. In diesem Sinne sind Symbole jene Bekenntnisse (Confessionen), welche den Hauptinbegriff aller christlichen Lehren, als die gemeinsame Ueberzeugung aller Glieder der kirchlichen Gemeinschaft, in wenigen, einfachen, aber bestimmten Worten aussprechen. Sichtbare Zeichen sollen auch sie seyn, Zeichen des innern Glaubens, der die Christen geistig verbindet, ein sichtbares Band Aller, die sich darauf verpflichten, ein unterscheidendes Merkmal, das allein diesen Verbundenen eigen ist; eine Grundregel, die den entsprechendsten und eigentlichsten Ausdruck der Hauptwahrheiten des Christenthums, als Kirchenlehre enthaltend, Richtschnur für die fortschreitende religiöse Erkenntniß aller Gläubigen, Lehrvorschrift für alle Lehrer der Kirche seyn sollen. Zwar ist und bleibt die heilige Schrift selbst der wahre Grund und die höchste Richtschnur wie des Glaubens so der Lehre; die symbolischen Bekenntnisse aber sollen, als der klare Ausdruck der einmüthigen Ueberzeugung Aller von den Hauptwahrheiten des Christenthums, eben nur den reinen Inhalt der Schrift selbst in einer kurzen Uebersicht enthalten, die Wahrheiten, welche als Schriftlehre nothwendig anerkannt werden mußten, feststellen, und die Willkür der Schrifterklärung, wie eigenmächtige Aenderungen in der Schriftlehre verhüten. Die Symbole werden dem Ansehen der heiligen Schrift keineswegs gleichgestellt, auch wird der Gebrauch der letztern, um jener willen, keinem Gläubigen versagt; aber weil sie wirklich die Schrift enthalten, und mit der Schrift vollkommen übereinstimmen, wird gefodert, daß Alle, die der Gemeinschaft in der That und Wahrheit angehören wollen, sich auf dieselben verpflichten. Keine christliche Gemeinschaft läßt bloß jene bedingte Verpflichtung zu, in wiefern oder in wieweit die Symbole mit der heiligen Schrift übereinstimmen, sondern jede fodert die unbedingte Verpflichtung, weil sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen, indem es sonst wieder dem Ermessen der Einzelnen überlassen bliebe, wie weit er diese Uebereinstimmung anerkennen wolle, und damit eine wirkliche Freimüthigkeit in der Lehre, wie die Gemeinschaft sie wünschen muß, unerreichbar wäre, und die ganze Bedeutung der Symbole, als solcher, somit aufgehoben würde. Aber es soll damit kein Gewissenszwang eingeführt, die christliche Freiheit nicht gekränkt werden, indem es Jedem, der jene Uebereinstimmung der kirchlichen Symbole mit der heiligen Schrift nicht anerkennt, freisteht, von der Gemeinschaft sich zu trennen, der christliche Lehrer aber, da ihm nicht unbedingt anheimgestellt werden darf, was er lehren will, dem kirchlichen Lehramt sich zu entziehen die Macht hat. — Symbolische Bücher. Schon in der frühesten christlichen Kirche wurden

Symbole als kirchliche Bekenntnisse aufgestellt, zunächst Taufbekenntnisse, die, weil sie in wenigen einfachen Worten den Glauben, der selbst in der Taufformel ausgedrückt ward, aussprechen sollten, dieser gemäß nur den Glauben an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist enthielten. Im Fortgang der Zeit, als mannichfache Deutungen und Umdeutungen, Erklärungen und Bestimmungen jener Grundlage des Christenglaubens erschienen, erweiterten sich fort und fort die Symbole, indem sie gegen einbrechende Irrlehren den reinen Kirchenglauben verwahren, und darum alles ablehnen wollten, was demselben entgegen war. Alle Erweiterungen und weitern Erörterungen der Symbole gingen zunächst aus dem Kampf mit Irrlehren, und den Philosophemen einiger, vielleicht scharfsinniger, aber der eigenen Weisheit zu viel vertrauender Denker hervor, die ihre Lehre der Schrift- oder Kirchenlehre entgegenstellten, oder sie doch, indem sie diese nur weiter zu erläutern schienen, mannichfach gefährdeten. Die christlichen Lehrer wollten solchen Irrlehrern, oder sogenannten Ketzern die Berufung auf die heilige Schrift, auf die sich mehrere von ihnen bezogen, nicht gestatten, weil keine Schrifterklärung, die den Glaubensgrund und die einmüthig als christliche anerkannten Wahrheiten entstellte, zugelassen werden konnte, und stellten daher immer neue Bekenntnisse entgegen, welche selbst die Richtschnur für alle Bibelerklärung seyn sollte, dergestalt, daß letztere nie als echt anerkannt würde, wenn sie nicht mit den, von der ganzen Gemeinschaft einmüthig anerkannten Grundwahrheiten übereinstimmte. Es konnte aber nicht fehlen, daß eben diese Erweiterungen der ersten Symbole und genauere Bestimmungen der Kirchenlehre in ihren einzelnen Theilen immer neuen Widerspruch erregten, neue Behauptungen, die den kirchlichen Erklärungen sich entgegenstellten, veranlaßten, und daher die Kirchenlehrer selbst genöthigt wurden, die öffentlichen Bekenntnisse noch mehr zu erweitern. So wurden die Symbole immer mehr theologische Erörterungen, und indem sie von ihrem ursprünglichen Charakter, ihrer gehaltvollen Einfachheit, doch nicht von der eigentlichen Grundlehre sich entfernten, ausführliche Schriften wurden, die zwar noch die Bedeutung und Kraft der Symbole haben sollten, dieses aber doch nicht mehr im eigentlichen Sinne waren, und daher später symbolische Bücher genannt wurden. Dies sind nun also alle jene öffentlichen Glaubensbekenntnisse, welche die Erklärung der Ueberzeugung der kirchlichen Gemeinschaft von den Glaubenswahrheiten, die Unterscheidungslehren, welche die Gemeinschaft selbst von allen Andersdenkenden, und von allen andern Religionsparteien unterschieden, in ihrer Eigenthümlichkeit darstellen, enthalten, und ein äußerer Vereinigungspunkt der Glieder jeder Gemeinschaft seyn sollen. Solche Bekenntnißschriften wurden theils von Kirchenversammlungen (Synoden oder Concilien genannt), in welchen sich eine große Zahl von christlichen Kirchenlehrern, zur Steurung eingerissener Unordnungen in kirchlichen Verhältnissen, zur Bestreitung von Ketzern, und zur Bewahrung und weitern Feststellung der Kirchenlehre vereinigten; oder auch von Einzelnen, die entweder eine Irrlehre ablehnen, oder sich selbst gegen den Verdacht einer Ketzerei rechtfertigen, und darum ihre Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre und den Aussprüchen rechtgläubiger Synoden bezeugen wollten, zu verschiedenen Zeiten aufgestellt; letztere erhielten aber nur dann symbolisches Ansehen, wenn sie von einer größern, zumal einer sogenannten allgemeinen (ökumenischen) Synode gebilligt und bestätigt, von der Kirche selbst als Ausdruck ihrer Ueberzeugung angenommen, und dadurch den schon vorhandenen Bekennt-

nissen gleichgestellt wurden. — Es gibt drei ältere Symbole, die von allen Hauptparteien der christlichen Kirche, als Darstellungen der gemeinsamen Ueberzeugung, als die Grundwahrheiten des Christenthums enthaltend angenommen, und ihren symbolischen Büchern einverleibt sind. 1. Das sogenannte apostolische Symbolum, das zwar nicht von den Aposteln selbst niedergeschrieben, aber schon in der apostolischen Kirche, zunächst als Taufbekenntniß vorhanden, in den ältesten Christengemeinden in Europa, Asien und Afrika, fast wörtlich gleichlautend, dem Inhalt nach völlig gleich aufbewahrt ward. Die römische, die griechische, die evangelische Kirche schätzen dasselbe bis auf den heutigen Tag als den einfachsten und treuesten Ausdruck der Hauptwahrheiten des Christenthums, und vereinigen sich also in demselben zu Einer Ueberzeugung. Die römische Kirche wich nur darin von der griechischen bei diesem Symbolum ab, daß jene in dem Bekenntniß des heiligen Geistes, zu dem Satz: „daß er ausgehe vom Vater" später hinzusetzte: „und vom Sohne (filioque), welchen Zusatz die griechische Kirche anzunehmen lange sich sträubte, die evangelische aber wirklich angenommen hat. 2. Das Nicäisch-constantinopolitanische auf der ökumenischen Synode zu Nicäa im Jahr 325 von den versammelten Vätern zur Ablehnung der arrianischen Ketzerei abgefaßt, und auf der ökumenischen Synode zu Constantinopel vom Jahr 381 mit einigen Erweiterungen feierlichst bestätigt und bekannt gemacht. Dieses ist schon viel weitläuftiger, mit mehreren neuen Bestimmungen versehen, als das apostolische, eben weil jene Synoden die Kirchenlehre gegen die schon weit verbreiteten Ketzereien feststellen und vertheidigen wollten. 3. Das athanasische — Symbolum Quicunque (nach dem Anfangswort) genannt. Es trägt den Namen des Kirchenvaters Athanasius (im vierten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung), doch ist es sehr zweifelhaft, ob derselbe es wirklich verfaßt habe. Es war anfänglich nur in lateinischer Sprache vorhanden, richtet sich auch besonders gegen den Arianismus, und heißt schon im fünften Jahrhundert das athanasische. Ungeachtet der Verfasser nicht nachgewiesen werden kann, ist es doch um seines Inhaltes willen von der christlichen Kirche angenommen, wiederholt bestätigt und zu einem Symbolum der Kirche erhoben worden. — Außer diesen ältesten und allgemeinen Symbolen haben die römische und griechische Kirche noch eine Menge anderer angenommen, die aber weniger eigentliche Symbole sind, als nur symbolische Autorität erhalten haben. So die Schlüsse aller rechtglaubigen, zumal ökumenischen Synoden, die Schriften der ältesten catholischen Kirchenlehrer, der sogenannten Kirchenväter, die Decrete und Decretale der römischen Bischöfe (sofern sie sich auf die Lehre beziehen). Die griechische Kirche erkennt diese letzten natürlich nicht an, und unterscheidet sich von der römischen auch dadurch, daß sie die Schlüsse einiger Concilien annimmt, die jene verwirft. — Die römische Kirche sah sich aber durch die Reformation veranlaßt, ihren Lehrbegriff, wie alle kirchlichen Verhältnisse von neuem festzustellen, und in dieser Absicht ward seit dem Jahre 1545 das Concilium zu Trident gehalten, welches nach mehreren, oft lange dauernden Unterbrechungen erst 1562 endete. Die Schlüsse dieses Conciliums stellten den Lehrbegriff der catholischen Kirche als unveränderlich fest, wurden aber nie von allen catholischen Ländern förmlich angenommen. Doch sind sie unter dem Titel: Canones et Decreta oecum. et gener. concil. Trident. — oder als das eigentliche Symbolum, ein zusammenhängender Auszug aus sämmtlichen Schlüssen forma professionis fidei catholicae — auf

Anordnung Pius IV. 1564 — und nachher öfters gedruckt worden. Dazu kam noch der Catechismus ex decreto Conc. Trid. ad Parochos — auf Befehl Pius V. 1567 gedruckt, und als allgemeine Lehrnorm bekannt gemacht. Beide symbolischen Bücher, denen die römische Kirche gleiches Ansehen mit den sämmtlichen frühern beimißt, sprechen das noch herrschende Lehrsystem dieser Kirche vollständig aus, und andere Verordnungen, die aus demselben Concil hervorgingen, ordneten zugleich, und bestimmten von neuem die gottesdienstlichen Gebräuche und alle Verhältnisse der mit dem römischen Stuhl verbundenen Gemeinden. — Die griechische Kirche, welche seit der Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453) und die damit verbundene Auflösung des alten griechischen Römerreichs viel von ihrem ehemaligen Glanz und Ansehen verlor, aber in dem Patriarchen von Constantinopel noch immer einen äußern, doch nicht so mächtigen und einflußreichen Mittelpunkt wie der römische Stuhl für die abendländische catholische Kirche war, behielt, bewahrte ihren alten Glauben, mit den ältern Symbolen, obwohl das Verständniß derselben immer dürftiger ward. Und mehrere von ihren angesehensten Geistlichen und Bischöfen neigten sich immer mehr der römischen Kirche zu, die eine Vereinigung mit der griechischen, mehr eine Unterwerfung derselben zu versuchen nie abließ, und es entstand daher der lange Kampf der lateinisirenden und der strenggläubigen Griechen, welche letztern ihre Unterscheidungslehren, denen gemäß sie das Ausgehen des heiligen Geistes vom Sohne, das Fegfeuer und die Seelenmessen, im römischen Sinne, das Primat des Papstes, und das ungesäuerte Brot im Abendmahl verwarfen, die Priesterehe aber für den größern Theil des Klerus, den Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt, und das strengere Fasten foderten, nie aufgaben. Die lateinisirenden Griechen, die sich Rom unterwarfen, wofür ihnen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und anderes gelassen ward, haben nachmals mehrere neue Glaubensbekenntnisse aufgestellt, die aber nie allgemeine symbolische Autorität in der griechischen Kirche erhielten. Eben so hatten die alten schismatischen Parteien, die in dieser Kirche fortdauerten, die Nestorianer und Eutychianer u. s. w. ihre besonderen Bekenntnißschriften, die für sie allerdings wahre Symbola sind. — Diesen stellte die rechtgläubige griechische Kirche, theils ältere, theils neue Bekenntnisse entgegen, unter welchen das merkwürdigste und wichtigste jenes ist, welches Petrus Mogilas, der Metropolit von Kiew zunächst für die russisch-griechische Kirche entwarf, und welches 1643 auf einer Synode zu Constantinopel gebilligt, mehrmals bestätigt, und zum Symbolum der griechischen Kirche erhoben ward. In demselben ist mit den übrigen Unterscheidungslehren zwar das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (communio sub utraque specie) beibehalten, aber die römische Verwandlungslehre (Transsubstantiation) in Beziehung auf das Abendmahl etwas strenger, als sonst in der griechischen Kirche geschah, angenommen. Die russische Kirche hat, seit sie in dem von Constantinopel aus bestätigten, und auch von den übrigen griechischen Patriarchen anerkannten Patriarchen zu Moskau ein nationales Oberhaupt erhielt (1589), einige eigenthümliche, doch nicht bedeutend von der übrigen griechischen Kirche abweichende Anordnungen, weniger in der Lehre, als in dem Ritus erhalten. — Die evangelische Kirche, die bei ihrem ersten Entstehen (im Jahr 1517, s. d. Art. Reformation) gar nicht die Absicht hatte, sich als besondere Kirchengemeinde festzustellen, sondern nur die entartete Verfassung der catholischen Kirche zu ihrer er-

sten Reinheit zurückzuführen, die alte Kirche wiederherzustellen, hatte nicht sogleich das Bedürfniß, besondre neue Bekenntnißschriften bekannt zu machen, sondern hielt sich fest an die ältesten catholischen Symbole, um auch dadurch zu beweisen, daß sie mit der alten, wahrhaft catholischen Kirche völlig übereinstimme. Sie behielt daher anfangs, und bis auf die neuesten Zeiten das sogenannte apostolische, das nicänisch-constantinopolitanische, und das athanasische Symbolum bei, und verwarf nur diejenigen spätern symbolischen Bücher der catholischen Kirche, die eigenmächtige, in der Schrift selbst nicht begründete, oder doch durch eine richtige Erklärung der Schrift nicht zu erhärtende Erweiterungen und Abänderungen jener ältesten aufstellten. Bald aber, als sie sich genöthigt sah, von Rom und dem Papst, mit dem kein die Glaubensfreiheit sichernder Friede zu schließen war, ganz und völlig sich abzusondern, alle bloß menschliche Autorität in Glaubenssachen zu verwerfen, und den Grundsatz geltend zu machen, daß die heilige Schrift die höchste und einzige Quelle der christlichen Lehre sey, mußte sie auch ihre Unterscheidungslehren bestimmter zusammenfassen, weniger um positiv einen Glauben auszusprechen, der durchaus nicht als neu erscheinen sollte, und in den ältern von ihr angenommenen Bekenntnissen schon enthalten war, sondern um die von ihr als echte Bibellehre aufgestellten Glaubenssätze zu vertheidigen, und negativ jene Lehren zu bezeichnen, die als römische Kirchenlehren der Christenheit aufgedrungen von ihr nicht länger gebilligt werden konnten. In dieser Absicht verfaßte Melanchthon das evangelische Bekenntniß, welches in deutscher und lateinischer Sprache am 25sten Juni 1530 Namens der evangelischen Fürsten, Theologen und Gemeinden dem Kaiser und versammelten Reichstag zu Augsburg übergeben, daher die augsburger Confession genannt, und später als das erste symbolische Buch der evangelischen Kirche angenommen ward. Gegen eine von den Catholischen verfaßte, dem Kaiser ebenfalls übergebene Widerlegungsschrift dieser Confession vertheidigte dieselbe Melanchthon in der berühmten Apologie, die ebenfalls den symbolischen Büchern einverleibt, doch nur als eine nöthige Erklärungsschrift der Confession selbst, mit dieser als Eins, nicht als ein besonderes Buch gezählt worden ist. — Gleich nach dem Reichstag noch im Jahre 1530 erschien die Confession gedruckt; in spätern Drucken, von den Jahren 1531 — 40, hat Melanchthon manches geändert, und besonders in der Ausgabe von 1540 im Artikel vom Abendmahl, um einen Frieden mit den Reformirten möglich zu machen, eine bedeutende, von der evangelischen Gemeinde aber nie gebilligte Abänderung gemacht, worauf sich der Unterschied der geänderten und ungeänderten augsburger Confession gründet, welche letztere, als die echte und von Allen gebilligte, allein symbolisches Ansehen in der Kirche hat. — Nachdem der Kaiser Carl V. sich schon vielfältig bemüht, den Papst zur Berufung eines Conciliums, das die Religionsstreitigkeiten beilegen sollte, zu bewegen, schien ein solches endlich in Mantua im Jahr 1537 zu Stande zu kommen. Die evangelischen Fürsten, die indeß schon einen engern Bund zu gemeinsamer Vertheidigung und Aufrechthaltung des Evangeliums geschlossen, hielten für nöthig, auf dieses Concilium sich vorzubereiten, und obwohl sie demselben sich zu unterwerfen nicht geneigt waren, doch die dargebotene Friedensvermittlung nicht gänzlich abzulehnen. Luther erhielt den Auftrag, noch einmal in einer klaren Uebersicht alles das, was als gemeinsame Ueberzeugung der Evangelischen gelehrt und geglaubt wurde, worüber man unverbrüchlich halten, und worin man

keiner menschlichen Gewalt je weichen werde, auszusprechen. Er verfaßte deßhalb in deutscher Sprache die sogenannten schmalkaldner Artikel, in denen er zugleich seine eigene, letzte, gleichsam als sein Glaubenstestament (denn er fühlte dem Tode sich nahe) anzusehende, und der ganzen evangelischen Gemeinschaft Ueberzeugung, hinsichtlich aller streitigen, wie der unbestrittenen Lehren entwickelte. Nachdem er sie im December 1536 vollendet hatte, übersandte er sie den sächsischen Räthen und Theologen zur Prüfung, und im Februar 1537 wurden sie auf dem Convent der evangelischen Fürsten und Theologen zu Schmalkalden einmüthig angenommen und unterzeichnet. Als Luther die Versammlung wegen seiner Krankheit schon verlassen hatte, ward von Melanchthon auf Antrieb und unter Mitwirkung von andern Theologen, diesen Artikeln noch ein Anhang, betreffend des Papstes Gewalt, beigefügt. — Schon früher hatte Luther zwei Schriften bekannt gemacht, die zunächst nur Lehrbücher der Religion nach dem dringenden Bedürfniß der Zeit seyn sollten, bald aber auch zu den symbolischen Büchern der evangelischen Kirche gerechnet wurden, in deren Reihe sie beide als Eins gezählt, den dritten Platz einnehmen. Es ist der große und der kleine Catechismus Luthers, beide 1529 erschienen, in deutscher Sprache, und ein wahres Meisterwerk, wie es noth war. Das letzte Hauptstück von der Beicht und dem Amte der Schlüssel, ist später beigefügt worden (denn ursprünglich bestand Luthers Catechismus nur aus fünf, von den zehn Geboten, Glauben, Gebet, Taufe, Abendmahl); und ist wahrscheinlich Johann Knipstrov (Superintendent zu Stralsund) Verfasser des sechsten: vom Amt der Schlüssel. — Durch den kleinen Catechismus war für einen bessern Religionsunterricht der Jugend gesorgt, und der große setzte auch die einfältigern Pfarrherren und Schullehrer in den Stand, jenen zweckmäßig zu erläutern. Die lichtvollen und reichhaltigen Erklärungen, welche Luther selbst den zehn Geboten u. s. w. angehängt hat, und die Abschnitte über Taufe und Abendmahl, enthalten zugleich das Eigenthümliche der evangelischen Kirchenlehre. — Aber alle diese symbolischen Bücher konnten nicht verhüten, daß die evangelischen Theologen sich in endlose Streitigkeiten verwickelten, die den Frieden der Gemeinde völlig zu vernichten, und die verderblichsten Spaltungen herbeizuführen drohten. Darum dachten wohlgesinnte Fürsten und Theologen lange darauf, den Zwiespalt der Meinungen aufzuheben, und eine rechte Einmüthigkeit wiederherzustellen. Dazu schien ein neues symbolisches Buch, welches die ältern bestätigend, nur über die neuen Streitpunkte sich befriedigend erklären, und so unter allen Parteien der evangelischen Gemeinde vermitteln sollte, Vielen nothwendig. Besonders die bald verborgenere, bald offenbarere Hinneigung mehrerer sächsischen Theologen zu der Schweizerlehre (der Cryptocalvinismus) hatte schon Veranlassung gegeben, die alte streng-lutherische Lehre mehrmals in besondern eigenen Bekenntnißschriften zu erneuen, und zugleich auf andere Streitigkeiten darin Rücksicht zu nehmen. Jacob Andreä, Professor und Kanzler der Universität Tübingen, ein gelehrter, überaus thätiger und für die reine Lehre heftig eifernder Theologe fühlte sich vorzüglich berufen, die Einheit, in Beziehung auf das Dogma, in der evangelischen Gemeinde herzustellen, und scheute seit dem Jahre 1569 weder Mühe noch Aufwand, weder die Beschwerden vieler Reisen, noch den heftigen Widerstand, den er an mehreren Orten fand, an seinem Plan, eine vollständige Eintracht (Concordie) zu bewirken, mit allem Ernst zu arbeiten. Im J. 1574 wurde auf einem Landtag zu Tor-

gau ein neues Bekenntniß, die sogenannten torgauer Artikel, unterzeichnet. In demselben Jahr verfaßte Jacob Andreä im Kloster Maulbrunn in Schwaben ein ähnliches, und theilte es den niedersächsischen Theologen, besonders Martin Chemnitius in Braunschweig mit, der aber mehreres daran änderte, worauf es von den schwäbischen und niedersächsischen Theologen angenommen, und die schwäbisch-sächsische Concordie genannt ward. Da aber beide neue Bekenntnisse den Frieden noch nicht bewirkten, kamen zwölf angesehene Theologen im J. 1576 auf dem Schloß Lichtenburg bei Wittenberg zusammen, um nach der Absicht des Churfürsten August von Sachsen, eine neue Formel zu entwerfen. Andreä, Chemnitius, Chyträus, Andreas Musculus und Christoph Körner erhielten den Auftrag, dasselbe förmlich abzufassen. Sie legten die torgauer Artikel und die schwäbisch-sächsische Concordie zum Grunde, und vollendeten in Torgau das sogenannte torgauer Buch, das, weil es sich streng an die ältern evangelischen Bekenntnisse hielt, die Eintracht herzustellen, wohl fähig schien, und in dieser Absicht den Theologen anderer evangelischen Länder zur Prüfung mitgetheilt ward. Aber die zahlreichen Gutachten, welche nun eingingen, enthielten mancherlei Ausstellungen. Um diese zu berücksichtigen, und so das Werk zu vollenden, kamen Andreä, Chemnitius und Selnecker im J. 1577 noch einmal im Kloster Bergen bei Magdeburg zusammen; Chyträus, Muskulus und Körner gesellten später sich ihnen zu, und im Mai 1577 war das bergische Buch, oder die Concordienformel (formula concordiae) geendigt. Im J. 1580 ließ der Churfürst August von Sachsen dasselbe durch den Druck bekannt machen, und als symbolisches Buch der sächsisch-evangelischen Kirche unterzeichnen. Doch fand es noch viel Widerspruch. Nur in den herzoglichen, wie in den churfürstlich-sächsischen Ländern, in Württemberg, Braunschweig-Lüneburg, Meklenburg und einigen kleinern deutschen Staaten, so wie in einigen freien Städten, erhielt und behielt es symbolisches Ansehen. Brandenburg nahm es erst an; gab es aber wieder auf, als der Churfürst zur reformirten Gemeinde übergetreten war. Auch im Churfürstenthum Pfalz ward es zwar, doch ohne das Taufbüchlein angenommen; aber auch wieder verworfen. Die Evangelischen außerhalb Deutschland glaubten es weniger zu bedürfen, und durch diese Eintrachtsformel nur neue Zwietracht zu erwecken, die anderwärts auch wirklich erfolgte. Bis in die neuesten Zeiten ist es denn auch fortwährend am meisten angefochten, und nie von der gesammten evangelischen Kirche als symbolisches Buch anerkannt worden. — Die evangelisch-lutherischen Gemeinden außerhalb Deutschland, besonders in Dänemark und Schweden, haben vorzugsweise die augsburger Confession als ihr symbolisches Hauptbuch angenommen, auf welches auch die Geistlichen und Lehrer sich verpflichten. — Gleichzeitig mit der evangelischen Gemeinde in Deutschland hatte eine ähnliche in der Schweiz, besonders unter Ulrich Zwingli's und einiger anderen erleuchteten und redlichen Männer Leitung sich gegründet. Diese aber gerieth gar bald mit den deutschen Evangelischen, besonders über die Abendmahlslehre, in Streit, und sonderte sich endlich durch besondere Bekenntnisse, die ihre Unterscheidungslehren aussprachen, von jenen ab. Calvin machte diese Scheidung noch größer, am meisten durch seine strenge Lehre von der Vorherbestimmung (Prädestination), durch welche er zugleich zu vielem Zwiespalt innerhalb der reformirten

Kirche selbst Veranlassung gab. Schon im J. 1530 hatte Zwingli sein Glaubensbekenntniß, nachdem die augsburger Confession übergeben worden, ebenfalls zum Reichstag gesendet, und da zugleich vier deutsche freie Städte (Straßburg, Memmingen, Costnitz und Lindau), die sich zur Schweizerlehre hinneigten, ebenfalls ihr besonderes Bekenntniß (confessio Tetrapolitana) dem Kaiser vorlegten, war der Zwiespalt der Evangelischen dadurch noch offenbarer geworden. Die reformirte Gemeinde aber gelangte auch in sich selbst nie zu jener Eintracht und Einmüthigkeit, die unter den Evangelisch-Lutherischen in Deutschland und andern Ländern, alles spätern Streits ungeachtet, doch erreicht ward, theils weil Zwingli zu kurze Zeit lebte, um einen so entschiedenen Einfluß wie Luther zu gewinnen, theils weil vom Anfang mehrere neben ihm einen selbstständigen, von dem seinigen abweichenden Weg der Kirchenverbesserung einschlugen, und besonders Calvin vielen Zwiespalt veranlaßte, theils weil in den verschiedenen Ländern, welche der Schweizerlehre Beifall gaben, die neuen Gemeinden nach örtlichen und Zeitverhältnissen eigenthümlich sich ausbildeten, theils endlich, weil in der reformirten Lehre selbst Stoff zu endlosen Streitigkeiten gesetzt war, also daß man mehr von reformirten Gemeinden als von einer reformirten, durch gemeinsame Symbole auch äußerlich verbundenen, Kirche reden kann. Ein Theil der reformirten Gemeinden in Deutschland und der Schweiz hat nachmals die augsburger veränderte Confession, obwohl ohne völlige Uebereinstimmung mit ihren Lehren angenommen, und dadurch als augsburger Confessionsverwandte, besonders im westphälischen Frieden, gleichen Schutz, politische Sicherheit und in so fern gleiche Rechte mit den Evangelisch-Lutherischen erlangt. Bald nach Zwingli's Tode, als immer neue Versuche gemacht wurden, die deutschen Evangelischen und die Schweizer mit einander zu vereinigen, unter letztern aber mannichfache Streitigkeiten sich erhoben, bearbeiteten mehrere angesehene Schweizertheologen, namentlich Bullinger, Leo Judä, Myconius, Grynäus und Großmann ein neues Bekenntniß, welches 1536 unter dem Titel: Confessio helvetica (s. Basileensis) erschien, aber den Streit nicht schlichten konnte, vielmehr neue Zwietracht erregte. Es wich davon auch ein neues, 1566 Namens der reformirten Theologen in der Schweiz, Polen, Ungern und Schottland, zu Zürich ausgegebenes Bekenntniß wieder bedeutend ab. Auch das von Calvin schon 1551 verfaßte, und unter dem Namen Consensus Tigurinus 1554 bestätigte, besonders die Prädestinationslehre entwickelnde, und zu symbolischem Ansehen erhobene theologische Werk hatte den Frieden nicht vermitteln können. Jahre waren vergangen, viele neue Streitigkeiten entstanden, als zwei ehrenwerthe Schweizertheologen, Johann Heinrich Heidegger in Zürich, und Franz Turretin in Genf ernstlich darauf dachten, wenigstens die nächsten Zwistigkeiten, welche Amirauld, de la Place, und Ludwig Cappel veranlaßt hatten, zu beseitigen, und durch ein neues symbolisches Buch, für das sie ihre Obrigkeit zu gewinnen wußten, den Frieden der Gemeinde herzustellen. In dieser Absicht erschien im J. 1675 die berühmte Formula consensus helvetici in 26 Artikeln, welche zwar, um des Friedens willen, von den meisten Schweizertheologen angenommen und unterzeichnet ward, aber desto stärkern Widerspruch unter den auswärtigen Reformirten fand, und deßhalb die Gemeinden noch schärfer entzweite und trennte. — Schon früher hatten die deutschen Reformirten eigne Bekenntnißschriften aufgestellt, um unter dem fortdauernden Zwiespalt der

Meinungen wenigstens einige Eintracht und eine feste Lehrvorschrift zu gewinnen. Als der Churfürst von der Pfalz, Friedrich III., von dem lutherischen zum Schweizerbekenntniß übergetreten, und dieses auch in seinem Lande herrschend zu machen bemüht war, sorgte er auch für eine Lehrformel, die mit symbolischer Autorität allen Geistlichen seiner Landeskirche aufgedrungen ward. Es ist dies der berühmte, von Zacharias Ursinus und Caspar Olerianus verfaßte pfälzer oder heidelberger Catechismus, der 1562 vollendet, im folgenden Jahr öffentlich bekannt gemacht ward. Er gewann, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, den Beifall und die Billigung des größern Theils der reformirten Gemeinden, und ist eins der wichtigsten ihrer symbolischen Bücher. Außerdem hat bei den deutschen Reformirten das Glaubensbekenntniß Johann Siegismunds von Brandenburg, das zuerst 1613 und 1614 und dann öfter, aber fast immer verändert erschien, großes Ansehn erlangt. — Die pfälzer reformirte Gemeinde hat jedoch sogar das Corpus doctrinae Melanchthonis (oder Philippicum) als ihr symbolisches Buch anerkannt. — In den Niederlanden hatte man anfänglich Luthers Lehre eifrig angenommen, nachmals aber der reformirten sich zugewendet, und diese in dem öffentlichen Bekenntniß vom J. 1561 feierlich ausgesprochen. Darauf geriethen die streng Calvinischgesinnten mit den Freierdenkenden, besonders den Arminianern, nachher Remonstranten genannt, in Streit, und da die erstern von dem Statthalter Moriz von Oranien, meist aus politischen Gründen, begünstigt wurden, veranstaltete dieser im J. 1618 die dortrechter Synode, auf der die Gegner der Arminianer in überwiegender Mehrheit letztere verdammten, und in den Schlüssen der Synode ein neues Bekenntniß abfaßten, welches die streitigen fünf Hauptpunkte im Geiste der calvinischen Lehre streng entschied, und diese zur herrschenden machte. Doch erhob sich gegen die Schlüsse der dortrechter Synode, die ein ungestümer Eiferer, der Calvinist Begermann, leitete, lebhafter Widerspruch der auswärtigen Reformirten, und es konnte deßhalb auch dies neue dortrechter Bekenntniß nicht zu allgemeinem Ansehn in der reformirten Gemeinde gelangen. — Die französischen Reformirten haben seit der ersten Zeit, da sie in Gemeinden zusammentraten, und unter den mannichfachen schweren Verfolgungen, mit denen sie kämpfen mußten, mehrere besondre Glaubensbekenntnisse aufgestellt, deren aber keins ein entscheidendes symbolisches Ansehn erhielt. Vielmehr hielten sie sich zu den Genfern, mit denen sie in enger Verbindung standen, und nahmen dann auch die symbolischen Bücher derselben für sich an. — Eigenthümlicher gestaltete sich das reformirte Bekenntniß in England. Schon im Jahr 1551 erschienen die 42 Artikel der englischen Kirche, und wurden 1562 auf 32 Artikel zurückgebracht und etwas verändert, als das Symbolum der englischen Episcopalkirche feierlich aufgestellt. Es ist eine Mischung lutherischer und zwinglischer Lehre, in den Unterscheidungspunkten mehr der reformirten Kirche, doch nicht dem Calvinismus huldigend. Die schottländische Confession vom J. 1560 hat etwas mehr von Calvins Meinungen, doch keineswegs in deren ganzer Strenge angenommen. Ein großer Theil der schottischen Evangelischen hat später sich für die Lehre der Presbyterianer erklärt. Diese, die besonders in ihren Meinungen vom Kirchenregiment, von den Episcopalen sich unterscheiden, halten streng über die Schlüsse der dortrechter Synode, haben aber im Jahr 1646 auch ein eignes Symbolum entworfen, welches das Gepräge jenes Streits, aus dem es her-

orgegangen; nur zu offenbar an sich trägt. — So hat die reformirte Gemeinde fast in allen Ländern eigne Bekenntnißschriften; und kein durchaus allgemeines, von Allen angenommenes symbolisches Buch. — Auch die kleinern kirchlichen Parteien, die böhmischen und mährischen Brüder, so wie die ältern Waldenser und Wiclefiten, die Mennoniten, Methodisten, und selbst die Quäker (wiewohl diese durch Lehrformeln sich zu binden nicht lieben), die Remonstranten, endlich die Antitrinitarier, oder Unitarier und Socinianer haben ihre besondern öffentlichen Bekenntnißschriften, meist zu ihrer Selbstvertheidigung und zur Begründung ihrer Ansprüche auf Duldung und freie Religionsübung im Staat aufgesetzt, und nachher zu symbolischem Ansehn erhoben. Die Unitarier haben dabei meist die Form des sogenannten apostolischen Symbolums beibehalten, ihm aber einen ganz andern Sinn untergelegt, den sie mit vielen beigefügten, aber nach ihrer Weise gedeuteten Schriftstellen zu beweisen suchten. — Ueber den Werth und die Nothwendigkeit symbolischer Bücher haben besonders in neuern Zeiten sich manche Streitigkeiten erhoben. Doch hat keine kirchliche Gemeinschaft ihre Symbole aufgegeben, und kann auch derselben, wenn sie als eine echte, friedliche Religionsgesellschaft bestehen will, nicht entbehren. Denn jede Gemeinschaft muß etwas Festes und Bestimmtes haben, in dem alle ihre Glieder mit einander übereinstimmen, und dieses muß in klaren und einfachen Worten ausgesprochen, allgemeine Verbindlichkeit für Alle haben, die ihr in Wahrheit angehören wollen. — Symbolische Theologie oder Symbolik heißt diejenige theologische Disciplin, welche die Geschichte und den Inhalt der symbolischen Bücher, die Kirchenlehre als solche, sey es, um dieselbe zu beweisen oder zu bestreiten, immer aber, um irgend ein kirchliches Lehrgebäude, als ein wohlbegründetes Ganzes darzustellen, gründlich erörtert. Es ist eine historische Wissenschaft, die aber eine philosophisch begründete Erkenntniß und eine strenge Beweisführung voraussetzt. Sie muß vergleichend verfahren, die symbolischen Lehren Einer kirchlichen Gemeinschaft mit denen andrer Gemeinschaften und mit den in den einzelnen Symbolen bestrittenen und verworfenen Lehren zusammenstellen, und die überwiegenden Gründe für diese oder jene Ansicht entwickeln. Sie gründet sich auf die heilige Schrift, die sie, im protestantischen Sinn, als die höchste Richterin in Glaubenssachen anerkennt, und zeigt historisch auch die Ursachen der eigenthümlichen Entwicklung dieser oder jener Kirchenlehre. — Sie ist zunächst für die Lehrer der Religion, die, wie sie sich auf die Bekenntnißschriften ihrer Kirche verpflichten, mindestens eine genaue Kenntniß des Ursprungs, der weitern Gestaltung und des Inhalts ihrer Symbole haben müssen; sie ist auch für jedes Glied einer Gemeinde, das mit rechter Klarheit und Sicherheit eine eigne Ansicht und Ueberzeugung von dem Ganzen der Lehre seiner Kirche sich erwerben, und zur rechten vollkommenen Uebereinstimmung mit derselben gelangen will. — Im weitern Sinn umfaßt die symbolische Theologie oder Symbolik den ganzen Kreis der kirchlichen Symbole, also auch die kirchlichen Gebräuche und Zeichen, die zur Eigenthümlichkeit einer Kirche gehören. Historisch entwickelt sie auch den Ursprung, die Fortbildung und den Sinn dieser Gebräuche und Zeichen, und befreundet dadurch mit den besondern, in dem Glauben und der Lehre begründeten Eigenthümlichkeiten der kirchlichen Einrichtungen. — Symbolik aber, als Kunst gedacht, wäre die Kunst, religiöse Ideen in entsprechenden Symbolen, es mögen dieselben nun Zeichen oder Worte seyn, darzu-

stellen, die Kunst zu symbolisiren. Sie ist als solche sowohl Sache des Lehrers und Priesters als des eigentlichen Künstlers, und läßt sich eben sowohl als jede andre Kunst auf festbestimmte Gesetze und Regeln gründen, die nicht bloß historisch entlehnt, sondern auch philosophisch abgeleitet und construirt werden können (s. den Artikel Kunst und Kunstwissenschaft). K-e.

Symmachus (Q. Aurelius), ein römischer Schriftsteller aus dem Ende des 4ten Jahrhunderts. Er war in Rom geboren, nachher Proconsul von Afrika, und dann Präfect in Rom. Mit Hartnäckigkeit und Scharfsinn vertheidigte er das Heidenthum gegen die Christen. Wir besitzen von ihm noch eine aus zehn Büchern bestehende Sammlung von Briefen, welche sein Sohn herausgab. Er erscheint als ein ziemlich glücklicher Nachahmer des jüngern Plinius, in seiner Schreibart aber werden schon manche Spuren des ausgearteten Geschmacks sichtbar.

Symmetrie, Ebenmaß, ist die Zusammenstimmung der einzelnen Verhältnisse der Theile eines Ganzen in Hinsicht auf Maß und Zahl, oder die äußere Uebereinstimmung, die sich in dem abgemessenen Verhältnisse der einzelnen Theile eines Gegenstandes zu einander und zu dem Ganzen sichtbar zeigt. Sie ist sonach mehr das Quantitative in der Schönheit, was aber von dem Ausdruck der Idee, als dem Qualitativen, unzertrennlich ist. Sie kommt besonders an solchen Gegenständen vor, welche man in zwei Hälften theilen kann, und zeigt sich in der Natur vorzüglich am thierischen und menschlichen Körper, bei welchem im regelmäßigen Zustande die gleichen oder ähnlichen Theile an jeder Hälfte die gleiche Stelle einnehmen. Die Kunst muß diese Symmetrie im engern Sinne, d. i. die ebenmäßige Anordnung gleicher Theile, in denjenigen Werken nachahmen, bei welchen gleiche und ähnliche Theile nothwendig erfodert werden, und unterstützt die Wahrnehmung dieser Symmetrie durch Hervorhebung eines Mittel- oder Augenpunkts, von welchem aus sich das Ganze übersehen läßt. Allein diese Nothwendigkeit ist nicht überall vorhanden, und man würde die freie Kunst in willkürliche Regeln einzwängen, wenn man festsetzen wollte, die Kunst müsse überall, um diese Symmetrie hervorzubringen, auf Ebenmäßigkeit der Theile ausgehen, statt die Symmetrie in den Fällen, wo ebenmäßige Theile gefodert werden, um dieser selbst willen anzuwenden. Im Gegentheil gibt es Gegenstände, deren freie Schönheit diese Symmetrie aufhebt, und deren Darstellung durch Anwendung dieser Symmetrie steif, ängstlich und gezwungen erscheint, wie z. B. die Anordnung organischer und lebendiger Körper, daher sie in der Landschaftsmahlerei, in der Gartenkunst, in den Gruppirungen und Stellungen der Figuren auf Gemählden oder theatralischen Scenen oft sehr mißfällig ist. Am meisten ist diese Symmetrie einheimisch, und wird gleichsam sichtbar construirt in der Baukunst, deren Wesen selbst in der geistreichen und geschmackvollen Anwendung der räumlichen Dimensionen und geometrischen Verhältnisse auf todte und feste Massen beruht, so daß der Mangel und die Störung des ebenmäßigen Verhältnisses seiner Theile, als der erste und größte Fehler eines architektonischen Werks, auch dem Laien in der Baukunst auffallen muß, und der Ausdruck Symmetrie selbst erst aus dem Gebiete der meßbaren Architektur auf andre Gegenstände übergetragen worden ist. Allein auch hier ist das, was bloß symmetrisch (ebenmäßig gebildet, in gleichmäßigen Verhältnissen stehend) ist, noch nicht schön an sich, sondern

das sinnliche Ebenmaß muß sich mit dem geistig Zweckmäßigen und Bedeutsamen verbinden, um den Eindruck des Schönen hervorzubringen. T.

Sympathie (Consensus) ist die Eigenschaft des Organismus, vermöge welcher durch die vermehrte oder verminderte Thätigkeit eines Organs auch die eines andern vermehrt oder vermindert wird. Da der Begriff des Organismus der ist, daß er aus vielen eine Einheit, aus dem Verschiednen ein Ganzes constituire, so müssen auch nothwendig alle Theile desselben mit einander correspondiren, und es geht aus dem Begriffe des Organischen schon die Wechselwirkung als nothwendig hervor, von der die Sympathie einen Theil ausmacht. — Man hat als Verbindungs- und Mittelglieder zwischen dem Organe, von dem die Thätigkeit ausgeht, und dem andern, auf welches sie sich verbreitet, bald das Nervensystem und die Verbindung der einzelnen Nerven, bald das Gefäßsystem, bald das Zellgewebe, bald die Säfte angesehen: und es ist nicht zu läugnen, daß diese, besonders das Nerven- und Gefäßsystem in manchen sympathischen Erscheinungen als die Verbindungsglieder erscheinen; wenn sie aber darum als die Ursache der Sympathie überhaupt angesehen werden sollen, so hat die Erfahrung dagegen manches einzuwenden, die da lehrt, daß eine Sympathie auch zwischen solchen Organen (z. B. zwischen dem Uterus und den Brüsten) Statt habe, bei denen man weder eine Nerven- noch Gefäßverbindung nachweisen kann, und wenn man diesen Grund darin dennoch finden will, daß das Nerven- und Gefäßsystem ein Ganzes bilden, so behauptet man zu viel; denn es wird dann kein Grund beigebracht, warum gerade in diesem und nicht in irgend einem andern Organe die sympathische Wirkung sich äußere. — Die Erscheinungen der Sympathie zeigen sich im gesunden Zustande nicht selten, die Brüste und der Uterus bilden sich zu gleicher Zeit aus, die Stimme verändert sich mit eintretender Mannbarkeit, die Leber sondert die Speicheldrüsen, das Pancreas, die Häute des Magens sondern zur Zeit der Verdauung eine größere Menge Flüssigkeit ab; der Reiz des Lichtes auf das Auge erregt Niesen, das Kitzeln Lachen, und so könnten wir noch eine große Menge sympathischer Erscheinungen erwähnen, die im gesunden Zustande Statt haben. Aber noch viel häufiger werden sie in Krankheiten beobachtet, und da ist kaum eine einzige namhaft zu machen, in der nicht mehrere Symptome aus Sympathie zu erklären sind. Indessen mag freilich unsre Unwissenheit über das Wesen mancher Krankheiten uns verführen, manche Symptome als sympathisch anzusehen, die es eigentlich nicht sind, sondern die von dem Wesen der Krankheit selbst eben so unmittelbar abhängen, als die eigentlich sogenannten wesentlichen Symptome; indem wir vielleicht zu einseitig das Wesen der Krankheit in ein Organ setzen, das eigentlich in der veränderten Function mehrerer bestand. — Endlich wurde der Begriff der Sympathie auch auf das Verhältniß zwischen mehreren Individuen übertragen, und er zeigt sich im Psychischen gar bestimmt in der Kraft, mit der uns der Anblick mancher Menschen fesselt. Ob sie aber auch im Physischen Statt habe, und etwa die Einwirkung des einen Individuums auf das andre, wie sie beim thierischen Magnetismus Statt findet, hieher zu rechnen, und aus der Sympathie zu erklären sey, scheint uns noch nicht hinlänglich entschieden und bewiesen. B. P.

Symphonie (italienisch sinfonia, wörtlich Zusammenklang, Harmonie) ist in unserer heutigen Musik ein ausgeführtes Instrumentaltonstück für das Zusammenwirken des ganzen Orchesters berechnet, und aus mehreren Hauptsätzen

bestehend. Ehemals verdrängte die Symphonie die Ouverture. „Die Schwierigkeit, eine Ouverture gut vorzutragen," heißt es in Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, „und die noch größere Schwierigkeit, eine gute Ouverture zu machen, hat zu der leichtern Form der Symphonie, die anfangs aus ein oder etlichen fugirten Stücken, die mit Tanzstücken von verschiedner Art abwechselten, bestand, und insgemein Partie genannt wurde, Anlaß gegeben. Die Ouverture erhielt sich zwar noch vor großen Kirchenstücken und Opern, und man bediente sich der Partien bloß in der Kammermusik; allein man wurde der Tanzstücke, die ohne Tanz waren, auch bald müde, und ließ es endlich bei zwei fugirten oder unfugirten Allegro's, die mit einem langsamern Satze abwechselten, bewenden." Wir setzen diese Stelle darum hieher, weil sie zugleich für die Geschichte der Symphonie merkwürdig ist. Heut zu Tage würde es im Gegentheil lauten: die Symphonie ist ein vielstimmiges Instrumentalstück, welches von der Ouverture immer mehr verdrängt wird. Die Schwierigkeit, eine Symphonie, das Höchste der Instrumentalmusik, zu liefern, hat zu der leichtern Form der weniger ausgeführten Ouverture, die nur eines Satzes bedarf, Gelegenheit gegeben, einer Einleitungsmusik, die in den meisten Fällen keine ist, nämlich dann, wenn nichts eingeleitet wird, oder die Ouverture sich auf das folgende gar nicht bezieht. — Wir nennen nun die Symphonie zum Unterschied von der Ouverture ein ausgeführtes Instrumentalstück; denn diese soll ihrem Wesen nach abhängig seyn von dem eingeleiteten Ganzen, sie soll die Aufmerksamkeit nicht von demselben ableiten, sondern für dasselbe stimmen, und muß daher die Hauptgedanken desselben gleichsam skizzirt enthalten, oder wenigstens die Grundstimmung des Ganzen angeben, weßhalb sie auch nicht ausgeführt seyn kann, und von den meisten Operncomponisten mit Recht nach Verfertigung der ganzen Opernmusik geschrieben wird; die Symphonie aber ist ein selbstständiges Orchesterstück, welches daher einer weitern Ausführung seiner musikalischen Ideen fähig ist. Indem wir dasselbe aber Orchesterstück nennen, oder ein Stück, welches für das Zusammenwirken des ganzen Orchesters berechnet ist, unterscheiden wir die Symphonie von dem Concert, zu welchem allerdings die mit Recht seltnere Symphonie mit einem oder einigen obligaten Instrumenten (concertirende Symphonie) den Uebergang bilden mag. Das Concert ist bestimmt, den Charakter und das Vermögen eines Instruments, gehoben und abgeleitet von dem übrigen Orchester (doch bedarf es nicht nothwendig aller Orchesterinstrumente zur Mitwirkung), auszusprechen, dieses Instrument tritt also immer, sey es durch ausdrucksvollen Vortrag oder durch Kunstfertigkeit, hervor, und die Empfindungen und Gedanken, welche das Concert enthält, sollten durch den Grundcharakter jenes Instruments modificirt, oder ihm doch nicht zu fern seyn. Auch die Ouverture, welche nach unsern heutigen Begriffen die Instrumentaleinleitung eines Theaterstücks ist, kann als solche wohl in mehreren Fällen concertirend seyn, und von dem Charakter eines Instruments beherrscht werden. In der Symphonie aber soll das ganze Orchester, oder doch dessen Hauptinstrumente ein musikalisches Ganzes bilden, sie soll zeigen, was die Instrumentalmusik selbstständig und zugleich in ihrer ganzen Fülle, d. i. in der Verschmelzung aller Hauptinstrumente zu leisten vermag, wodurch einzelne Soli's nicht ausgeschlossen sind. Die letztere und höchste Aufgabe der Instrumentalmusik konnte erst dann gelöst werden, als die Instrumentalmusik selbst auf ihren gegenwärtigen Gipfel ge-

acht worden war. Wenn daher Sulzer sagt: die Instrumente, die
r Symphonie gehören, sind Violinen, Bratsche und Baßinstrumen-
, zum Ausfüllen oder zur Verstärkung können noch Hörner, Hoboen
id Flöten dazu kommen; so heißt es jetzt, bei der Symphonie wird
cht leicht ein Orchesterinstrument fehlen; — aber leider nicht bloß in
r Symphonie, sondern fast in jedem Concert, weil man sich einmal
die höchsten Reize, und an das Zusammengesetzteste gewöhnt hat.
och ist der Symphonie mit den meisten übrigen für das Orchester
schriebenen Stücken das gemein, daß die Grundstimmen, welche die
aiteninstrumente führen, mehrfach besetzt werden, daher auch der
ortrag dieser Stimmen keine willkürliche Verzierungen verträgt, son-
rn alles, wie vorgeschrieben, gespielt werden muß, und, die Soli
isgenommen, alles bestimmt vorgeschrieben, und die Partie selbst in
ren Figuren und ihrer ganzen Einrichtung von dem Componisten auf
ehrfache Besetzung und deren Wirkung berechnet seyn soll. Die
rundstimmen dürfen hiernach zwar die Schwierigkeiten einer Concert-
imme nicht haben, aber jeder, der die größten Symphonien unsrer
euern Meister kennt, namentlich Beethovens, der das Orchester
ie ein einziges Instrument behandelt, wird einsehen, daß die Vor-
hrift jenes Wörterbuchs in ihrer Ausdehnung nicht mehr gilt: es
irfen auch, weil die Symphonie nicht wie die Sonate ein Uebungs-
ück ist, sondern gleich vom Blatt getroffen werden muß, keine Schwie-
igkeiten darin vorkommen, die nicht von vielen gleich getroffen und
eutlich vorgetragen werden können. — Die Symphonie besteht aus
iehreren Hauptsätzen, und unterscheidet sich auch dadurch von der Ou-
erture, welche nur einen Hauptsatz hat. Die Zahl der Sätze
ber ist nicht zu bestimmen, nur im Allgemeinen kann man annehmen,
aß dieselbe nicht unter zwei seyn dürfe, und nicht leicht über vier
der fünf hinausgehen, weil ein volles Instrumentalstück, welches für
ie höchsten Effecte der Musik bestimmt ist, durch eine zu lange Dauer
rmüden muß. Nach der jetzigen Einrichtung besteht die Symphonie
ewöhnlich aus einem Allegro, einem Andante oder Adagio, worauf
ft nach dem alten Herkommen eine für den Tanz nicht bestimmte
Menuett (s. d. Art.) folgt, und einem Rondo oder Presto. Beet-
oven hat sich nicht immer an diese Zahl und Folge gebunden. Na-
ürlich ist, daß bei einem solchen Umfang und den großen Tonmitteln,
velche ein ganzes Orchester darbietet, die Symphonie das größte selbst-
ändige Tongemählde, und daher zum Ausdrucke des Großen, Erha-
enen und Feierlichen vorzüglich geeignet sey, weßhalb leichte melodi-
che Sätze und tanzmäßige Partien, aus welchen sonst die Symphonien
estanden, wenn sie nicht in kräftige und erhabene Partien verflochten
ind, oder in kunstmäßigem Contraste zwischen diesen stehen, die Sym-
phonie kleinlich machen und zum Zwerg erniedrigen; denn nach den
vorhandenen Mitteln schließt man auch auf den größern oder geringern
Zweck. Ein glänzender, feuriger und voller Styl, große und kräf-
ige Melodien und Bässe, energische Modulationen, die kühnste Ver-
chlingung und Nachahmung der Melodien und Rhythmen, der größte
Wechsel und das mannichfaltigste Zusammenwirken der Instrumente,
velche bald abwechselnd, bald zusammentönend, bald herrschend, bald
iusfüllend und begleitend die Melodie bilden, ist der Symphonie (be-
onders in dem ersten und letzten Satze) eigen; doch darf auch der
angsamere und sanftere Mittelsatz, um zu dem Ganzen zu passen,
richt unkräftig seyn. Symphonien setzen daher eine große Meisterschaft
in der Harmonie, Kenntniß der Instrumente u. s. w. voraus. Unter

den ältern Symphoniencomponisten waren Benda, Boccherini, Dittersdorf, Hofmeister, Pleyel sehr beliebt, die größten neuern Meister sind Haydn, Mozart, Beethoven, und die ihnen anhangenden Romberg, Eberl, Ries, Neukomm u. s. w. T.

Symptome werden die Erscheinungen, Phänomene der Krankheiten genannt; sie sind das, was von den Krankheiten in die Sinne fällt, das daher auch, woraus auf das Daseyn und die Art der Krankheit geschlossen werden kann; werden diejenigen, die in irgend einer Krankheit mit einander vorkommen, sämmtlich zusammengefaßt, so erhält man die äußere Seite oder das Bild der Krankheit, das als ein treuer Abdruck des Innern oder des Wesens derselben angesehen werden muß. — Sie haben ihren Grund und ihren Sitz in den Functionen, als welche durch die Krankheit verändert werden, und daher bald zu lebhaft, bald zu schwach, bald auch in der Art verändert von Statten gehen. Dadurch werden oft auch die Organe selbst in ihrem Ansehn, ihrer Textur, Structur, Größe u. s. w. verändert. — Die Symptome können entweder von dem Kranken allein bemerkt werden, wie z. B. der Schmerz und alle, die in einer veränderten Empfindung beruhen, oder zugleich auch vom Arzte, wie z. B. alle, die in einer krankhaften Bewegung bestehen; die erstern werden gewöhnlich subjective, die letztern objective genannt. — Je weiter eine Function oder ein organisches System durch den Organismus verbreitet ist, desto häufiger wird es als der Sitz und Grund krankhafter Erscheinungen auftreten, desto mehrere Krankheiten werden dasselbe natürlich verändern müssen; daher geschieht es, daß das Nerven- und Gefäßsystem, so wie das der Häute allerdings in den mehrsten Krankheiten afficirt wird, und als Träger der Symptome erscheint; daher geschieht es ferner, daß die Erregbarkeit, das Gemeingefühl, die Ernährung, die sich durch den ganzen Organismus verbreiten, auch so häufig und leicht durch Krankheiten verändert werden, und in diesen Veränderungen Symptome darlegen. — Sie werden bald durch das Wesen der Krankheit selbst unmittelbar hervorgebracht, und deuten dann das Wesen der Krankheit auch an; diese werden wesentliche, essentielle Symptome genannt, und zeichnen sich durch Constanz aus (z. B. veränderter Puls und veränderte Temperatur u. a. sind wesentliche Symptome des Fiebers, und in einem gleichen Verhältnisse stehen Geschwulst, Röthe, Schmerz u. a. mit der Entzündung). Bald werden sie durch den Sitz der Krankheit modificirt, und diese sind der Sympathie der Organe wegen schon zufälliger; finden sie sich in dem ursprünglich afficirten Organe, so heißen sie idiopathische, werden sie dagegen durch die Sympathie der Theile in andern und entfernten Organen erregt, so werden sie consensuelle, sympathische; endlich hat auch die Krankheitsform, so wie alle die individuellen Eigenschaften und Lagen der Kranken, die die Form der Krankheit verändern (Temperament, Alter, Geschlecht, Lebensart, Gewohnheit u. s. w.), auf eine Veränderung der Symptome in einer und derselben Krankheit einen sehr namhaften Einfluß. — Sie werden ferner nach einem andern Eintheilungsprincipe unterschieden in symptomata morbi, causae und symptomatis. Die symptomata morbi sind solche, die von der Krankheit selbst herrühren; sie können wesentliche, idiopathische oder auch consensuelle seyn. Symptomata causae dagegen sind die, welche von der Ursache der Krankheit zufälliger Weise auch mit hervorgebracht werden; wenn von einer Erkältung z. B. eine Brustentzündung herrührte, so kann eben diese Ursache wohl auch zu gleicher Zeit Schnupfen, Husten, rheumatische Schmerzen hervorbringen; als die Hauptkrankheit wird

rer Wichtigkeit wegen die Brustentzündung angesehen, der Schnupfen, Husten u. s. w. sind symptomata causae, und sie werden dann epiphaenomena genannt, wenn sie später in dem Verlaufe der Krankheit erst eintreten. Sie bilden natürlich, wenn sie wichtiger werden, Complicationen. Die symptomata symptomatis endlich rühren von irgend einem einzelnen Symptome her; Erbrechen z. B., welches ein Symptom gastrischer Fieber ist, kann Schmerzen, Blutspucken u. s. w. hervorbringen, die letztern sind dann symptomata symptomatis. — Dasjenige Symptom, welches zur Erkenntniß irgend einer Krankheit vorzüglich viel beiträgt, wird pathognomonisch genannt. Solche Eigenschaft haben freilich vorzüglich die wesentlichen und idiopathischen, oft aber auch sind consensuelle sprechend genug, wie z. B. in dem acuten Wasserkopf z. B. die erweiterte Pupille. Diagnostische sind die, die zur Diagnose, d. i. zur Unterscheidung ähnlicher Krankheiten viel beitragen; sie sind gar sehr oft unter den consensuellen, unter den zufälligen, die von der Lebensart, dem Alter, vom Nutzen gewisser Arzneimittel u. s. w. herrühren, zu suchen. — Scheint endlich ein Symptom zur Entscheidung der Krankheit etwas beizutragen, so heißt es activ; passiv dagegen sind alle die andern, die diese Eigenschaft nicht haben. — Schwer ist es allerdings, alle diese verschiedenen Eigenschaften der Symptome in concreten Fällen zu erkennen, und eine große Beobachtungsgabe, ein feines Urtheil sind die Mittel zu dieser Unterscheidung. B. P.

Synagoge (griechisch Versammlung), auch Judenschule, wird der Ort genannt, wo die Juden sich am Sabbath und andern Festen versammeln, um ihre Gebete zu verrichten, das alte Testament zu lesen, und freie Vorträge über ihre Religion zu hören, wie auch diese Versammlung selbst. Entstanden sind die ursprünglich nur zum Unterricht, seit der Zerstörung der Tempel durch die Römer aber auch zum Gottesdienste bestimmten Synagogen erst nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft. Sie sind jetzt die einzigen kirchlichen Anstalten der Juden und die in jeder Judengemeinde dabei angestellten Beamten ein Vorsteher oder Rabbiner, mehrere Aelteste und als Diener der Vorsteher, der Aufwärter und die Almosensammler. Die Liturgie des Gottesdienstes weicht wenig von der christlichen ab, da diese den jüdischen Synagogen nachgebildet wurde. Zu den Zeiten Jesu hatte jeder das Recht, darin Religionsvorträge zu halten; jetzt thun es gewöhnlich nur die Rabbiner. Das Beten geschieht laut, und wenn der Vorbeter angefangen hat, von Allen zugleich; daher das disharmonische Murmeln, das den Ausdruck Judenschule sprichwörtlich gemacht hat. E.

Synchronismus (aus dem Griechischen) heißt die Zusammenstellung der Personen, welche zu gleicher Zeit lebten, und der Begebenheiten, die zu gleicher Zeit sich ereigneten. Daher synchronistische Tabellen, solche Tabellen, wo Obiges geschehen ist.

Syncretismus ward sonst als gleichbedeutend mit Religionsmengerei gebraucht. Man nannte nämlich so das Verfahren derjenigen, welche, um den Frieden unter den kirchlichen Parteien herzustellen, die Unterscheidungslehren derselben dergestalt erklärten, daß jede Partei ihre eigenen Meinungen und Lehren in den Erklärungen zu finden glauben konnte. Man hat verschiedene Ableitungen des Wortes. Man sagt von den Cretensern (Einwohnern der Insel Creta, Candia), daß sie, obwohl durch viele Streitigkeiten unter einander entzweit, so oft sie von äußern Feinden angegriffen wurden, sich schnell vereinigt, allen innern Zwist vergessen, und Alle für Einen Mann gestanden hätten. Daher wurden die kirchlichen Parteien, besonders die

vangelischen, aufgefordert, allen Zwiespalt zu vergessen, und wie die retenser, vereint gegen den gemeinsamen Feind, den römischen Stuhl, zu kämpfen. So ermahnte der bekannte David Pareus, formirter Professor der Theologie in Heidelberg, zu Ende des 16ten nd Anfang des 17ten Jahrhunderts, in einem frommen Syncretismus r Lutherischen und Reformirten, sich dem römischen Antichrist zu iderseßen. Nachmals aber hat das Wort eine andere Bedeutung gewonnen, und ist wohl richtiger aus dem Griechischen (von συν-κεραννυμι-κεραω, welches vermischen bedeutet) abgeleitet worden. Als n 16ten Jahrhundert in Italien die alte Literatur wieder auflebte, und e griechischen Classiker mit neuer Liebe gelesen wurden, besonders auch latons Philosophie eine Vorliebe fand, welche dem herrschenden ristotelismus kräftig entgegentrat, waren einige Gelehrte, wie Joann Franz Picus, Bessarion u. A. geneigt, obwohl sie Plan vorzüglich ehrten, doch den Aristoteles nicht ganz sinken zu issen, und wurden dann, weil sie zwischen Platonikern und Aristotelirn vermitteln wollen, auch wohl eines Syncretismus angeklagt. Doch t das Wort erst in der evangelischen Kirche mehr in Brauch gekomen, und Syncretist ein Schmähwort geworden, das man auf die indseligste und gehässigste Weise anwendete. Denn Syncretisten, . i. Vermischer und Verfälscher, nannte man seit dem Anfang des 7ten Jahrhunderts, besonders die Schüler und Anhänger des Georg alixtus, Professors der Theologie zu Helmstädt, und die helmstädter Theologen überhaupt. Calixtus nämlich, ein geistvoller und gelehrer Mann, kam in seinen Forschungen auf viel freiere Meinungen, als an damals ertragen mochte; manche Unterscheidungslehren, welche bis ahin Zwietracht und Kampf unter den Kirchenparteien erregt hatten, ielt er für minder wichtig, eine friedliche Vereinigung der Parteien arum für möglich, ohne eine unbedingte Unterwerfung der evangelichen unter die römische Kirche zu beabsichtigen. Dieser näherte er sich war in der Ueberzeugung, daß neben der heiligen Schrift, und selbst um richtigern Verständniß derselben, die mündliche Ueberlieferung Tradition) aus den ersten christlichen Jahrhunderten, als ein (doch ur untergeordneter) Erkenntnißgrund der Lehre Jesu dienen könne; ielt aber im Uebrigen streng auf evangelische Glaubensfreiheit. Das ogenannte apostolische Symbolum, welches allen christlichen Hauptparteien gemeinsam ist, in welchem sie alle übereinstimmen, dachte r als zureichend zur Bestimmung der Grundlehren der christlichen Kirche, und deßhalb auch zur Herstellung des Friedens unter allen Parteien. — Solche und ähnliche, zum Theil allerdings verfängliche Meinungen, reizten in einer ohnehin streitlustigen Zeit einen großen Theil der lutherischen Theologen zu heftigem Eifer gegen ihn auf, und da seine Schüler zum Theil seine Ansichten noch übertrieben, einige von hnen auch wirklich zur römischen Kirche übertraten, ward er bald des Cryptopapismus, bald des Cryptocalvinismus, immer aber des Syncretismus, der Religionsmengerei, beschuldigt, besonders seit dem Religionsgespräch zu Thoren im Jahr 1645, wo Calixt zugegen, ward der Name Syncretist allgemeiner gebraucht. Nach seinem Tode setzten seine Schüler und sein Sohn, Friedrich Ulrich Calixtus, den Streit fort. Lange Zeit erschütterte derselbe die evangelische Kirche, und nie kam eine wahre Aussöhnung der Streitenden zu Stande. — Größere Freiheit in theologischen Forschungen ward durch diesen Streit allerdings befördert; aber zugleich erhob sich größere Will-

[f]ür der Meinungen und Geringachtung der eigentlichen Kirchenlehren [b]ei Vielen. — In neuern Zeiten hat man wohl auch die sogenannten freiern Theologen, welche kühn, auch wohl übermüthig über die Kirchenlehre sich erhoben, und ihrer eigenen Wissenschaft ein höheres Ansehn beilegten, Syncretisten genannt. Besser aber, daß ein so gehässiges Wort, das an viele höchst unwürdige Erscheinungen in der Kirche erinnert, gänzlich außer Brauch kommt! K-e.

Syndicus heißt derjenige Bevollmächtigte, welchen eine ganze Gemeinheit (Universitas) zur Besorgung ihrer Angelegenheiten bestellt hat. Zur gültigen Wahl eines Syndicus ist nöthig, 1. daß die ganze Gemeinheit mit Einschluß der Witwen, Pupillen und Minderjährigen, und deren Vormündern, zur Bestellung des Syndicus zusammenberufen werde; 2. daß zwei Drittheile der Gemeinheit erscheinen, und 3. daß von diesen zwei Drittheilen die größere Menge einwilligt. Niemand, der zur Führung eines öffentlichen Amts, insonderheit eines Sachwaldes (Procurators) unfähig, kann Syndicus werden. Der Syndicus kann bloß für gewisse Fälle bestellt werden, dann heißt er Syndicus particularis, oder er wird für alle Fälle bestellt, dann ist er Syndicus universalis; ist seine Vollmacht auf keine gewisse Zeit beschränkt, so heißt er Syndicus perpetuus. Die Vollmacht, welche ihm ertheilt wird, wird Syndicat (Instrumentum syndicatus) genannt.

Synedrium, s. Sanhedrin.

Synode wird eine Versammlung in kirchlichen Angelegenheiten genannt, die entweder ein Bischof mit seinen Pfarrern (synodus dioecesalis), oder ein Erzbischof mit seinen Bischöfen (synodus provincialis), oder die gesammte Geistlichkeit eines Reichs unter Vorsitz eines päpstlichen Legaten (synodus universalis seu nationalis) veranstaltet, um über Controverse der Kirchenlehre und Liturgie Verhandlungen zu pflegen und Beschlüsse zu fassen. Die heilige Synode zu Petersburg ist der oberste Kirchenrath der griechischen Kirche im russischen Reiche, den Peter I. als eine permanente geistliche Behörde an die Stelle des Patriarchats setzte. Auch unter den Protestanten werden von den Superintendenten und Inspectoren mit ihren Pfarrern Synoden gehalten, welche jedoch mehr den Zweck gelehrter Uebungen und gegenseitiger Erweckungen zu zweckmäßiger Amtsführung, als irgend eine constitutive Bedeutung haben. Die dortrechter Synode, welche 1618 und 1619 die Remonstranten aus der reformirten Kirche schied, war ein Nationalconcilium zu festerer Bestimmung streitiger Glaubenslehren. Das Recht, solche Synoden zu veranstalten, gehört in den protestantischen Ländern zu den Reservaten, die den protestantischen Fürsten, als Inhabern der bischöflichen Gewalt und ihren Ständen zukommen, wird aber sehr selten in Anwendung gebracht. E.

Synonymen, Synonymik. — Unter Synonymen verstand man ehedem Wörter von völlig gleicher Bedeutung; aber streng genommen, gibt es deren in keiner Sprache. Allerdings können in verschiedenen Mundarten für einen und denselben Begriff verschiedene völlig gleichbedeutende Wörter erfunden werden; aber so wie sie aus der Mundart in die Gesammtsprache (Schriftsprache) übergehen, verdrängen sie entweder jeden andern gleichbedeutenden, oder werden mit veränderter Bedeutung diesem beigesellt. Sie heißen Synonymen, sinnverwandte Wörter. Oft ist die Aehnlichkeit so groß, daß nur der feinste Scharfsinn die unterscheidenden Merkmale entdecken kann. Dies erzeugte das Bedürfniß einer auf logischen Grundsätzen beruhenden Regellehre für die Unterscheidung sinnverwandter Wörter, der

Synonymik. — Wie die Sprache überhaupt der sicherste Maßstab der geistigen Anlagen eines Volks ist, so ist die Synonymik der Gradmesser seines Scharfsinns. Die metapherreichen morgenländischen Sprachen zeugen von der lebendigen Einbildungskraft und dem kühnen Witz der Morgenländer, die meisten Sprachen des Abendlandes, bei ihrem Reichthum an sinnverwandten Ausdrücken, von dem Scharfsinn der Völker, die sie sprechen. Die arabische Sprache, eben so ausgezeichnet durch ihren Reichthum an uneigentlichen, bildlichen Formen, als durch eine Alles übertreffende Fülle sinnverwandter Wörter, müßte für sich allein schon von dem Witz, der Einbildungskraft und dem Scharfsinn derer überzeugen, die einst in ihr sprachen und sangen. — Völker, in denen die sinnliche Anlage noch vorherrscht, unfähig, die feinern Unterschiede der Gegenstände zu erkennen, fassen alles ähnliche Besondre unter allgemeinen Bezeichnungen zusammen. Thut sich ihnen späterhin die Welt des Geistigen auf, so tragen sie in diese die vorhandenen Namen sinnlicher Dinge, nach dunkel gefühlten Aehnlichkeitsbeziehungen, mit veränderter Bedeutung hinüber. In allen Sprachen haben sich Spuren dieser ältesten Bildersprache erhalten. Man denke nur an den Begriff Geist selbst, dessen Name in den meisten Sprachen dem von Hauch, Athem u. s. w. gleich ist. Erst wenn die Denkkraft zu voller freier Thätigkeit gelangt ist, faßt sie in dem Allgemeinen das Besondre nach allen seinen erkennbaren Abstufungen auf. Wie ihr Verfahren früher synthetisch, verbindend, unter allgemeine Begriffe zusammenfassend war, so wird es nun analytisch, sondernd und unterscheidend. Je mehr ein Volk an geistiger Bildung zunimmt, um so leichter wird es ihm, die feinern Unterschiede der Begriffe zu entdecken; aus einem allgemeinen Begriffe entwickeln sich ganze Reihen besonderer; das Bedürfniß der Bezeichnung bringt nur neue Wörter hervor, oder veranlaßt die Anwendung schon vorhandener in veränderter Bedeutung. So entstehen Wörterfamilien, deren Glieder nicht durch die sinnlich erkennbare Verwandtschaft der Abstammung, sondern durch die geistige Verwandtschaft der Bedeutung unter einander verbunden sind. Diese Verbindung kann aber nur da Statt finden, wo mehrere Wörter, als Zeichen besonderer Begriffe, in einem allgemeinen Begriffe zusammentreffen. Sinnverwandte Wörter, Synonymen, sind daher, genauer bestimmt, solche Wörter, welche sich zwar durch gewisse wesentliche Merkmale von einander unterscheiden, aber einen höhern Begriff gemein haben, z. B. Argwohn und Verdacht. Beide bezeichnen ein auf unzureichenden Gründen beruhendes nachtheiliges Urtheil. Dies der allgemeine, beiden gemeinschaftliche Begriff. Beide unterscheiden sich aber dadurch von einander, daß der Verdacht auf objectiven Gründen, d. h. auf solchen, die in dem Gegenstande liegen, beruht, der Argwohn hingegen einen subjectiven, d. h. in der Gemüthsart und Stimmung des Urtheilenden selbst liegenden Grund hat. Alle sinnverwandten Begriffe sind einander entweder beigeordnet (coordinirt), d. h. stehen als Arten unter einem unmittelbaren höhern Begriffe, wie in dem angegebenen Beispiele, oder sie sind einander untergeordnet (subordinirt), wie Abenteuer, Begebenheit; Kleidung, Kleid u. a. Da der gemeine Menschenverstand nur mit Mühe die feinern Unterscheidungsmerkmale ähnlicher Begriffe auffindet, und daher oft wohl auch durch fehlerhaften Sprachgebrauch verleitet, das Aehnliche für völlig gleich nimmt, bestimmte Bezeichnung der Begriffe aber eines der wesentlichsten Erfodernisse mündlicher sowohl als schriftlicher Darstellung ist; so ist die Kenntniß der Regeln für die genaue und richtige Unterscheidung sinnverwandter

Wörter (deren Ganzes man unter dem Namen Synonymik begreift) jedem Gebildeten unerlaßlich. Sie ist diesem eben so wichtig für den mündlichen und schriftlichen Ausdruck, als sie dem Sprachforscher unentbehrlich ist, um über den materialen Gehalt und Reichthum einer Sprache ein genügendes Urtheil zu fällen. Doch kann es ihr nur an der Hand der Logik gelingen, in dieser doppelten Hinsicht vollkommen zu befriedigen. Nur dadurch, daß sie überall von logischen Grundsätzen ausgeht, und Alles darauf zurückführt, gewinnt sie wissenschaftlichen Werth, nur so wird sie zu einem kräftigen Beförderungsmittel der wissenschaftlichen Bildung überhaupt, indem sie die Begriffe auf dem Wege der Zergliederung bis in ihre verstecktesten Eigenthümlichkeiten verfolgt, und eben dadurch nicht nur den Umfang des Wissens erweitert, sondern auch die Bestimmtheit und Genauigkeit der Darstellung, worauf es bei dem Vortrage jeder Art von Erkenntnissen doch vor allem ankommt, befördert. Um so weniger darf man sich wundern, daß das Bedürfniß synonymischer Untersuchungen schon früh gefühlt worden ist. Bereits gegen das Ende des 2ten Jahrhunderts nach Christi Geb. stellte Julius Pollux in seinem Onomastikon einen nicht ganz unglücklichen Versuch der Art mit der griechischen Sprache an. Aber erst den neuern Zeiten war es vorbehalten, die Synonymik auf feste Grundsätze zurückzuführen, und den gesammten Sprachschatz an sinnverwandten Wörtern in sogenannten synonymischen Wörterbüchern zusammenzustellen. Lange mußten wir Deutschen uns mit bloßen Versuchen begnügen, wohin wir die für ihre Zeit gewiß nicht unverdienstlichen Arbeiten Gottscheds (Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutschen Wörter und Redensarten, Leipzig 1758) und die spätern von Stosch und Heynatz rechnen, bis J. A. Eberhard durch seine allgemeine deutsche Synonymik (in 6 Theilen, Halle und Leipzig 1795 — 1802) und durch sein synonymisches Handwörterbuch für uns das wurde, was Girard, Voltaire, d'Alembert und Joncourt den Franzosen, Blair den Engländern gewesen waren, und noch sind. K. F.

Syntax, die Lehre von der Wortfügung, oder derjenige Theil der Sprachlehre, welcher die Grundsätze für die Verbindung einzelner Wörter zu ganzen Sätzen und Perioden aufstellt. Wie das Wort dem einzelnen Begriffe entspricht, so enthält der Redesatz den Ausdruck mehrerer zu einem Ganzen verbundener Begriffe. Er sammelt das Einzelne, Zerstreute, in eine Gesammtvorstellung und steigert den Ausdruck zur Rede. Diese ist mit dem ersten in sich abgeschlossenen Satze gegeben, vervollkommnet sich aber im Laufe der Zeit mit der steigenden Bildung der Völker. Je lebhafter sich ein Volk der mannichfaltigen zum Theil sehr versteckten Beziehungen seiner Begriffe bewußt wird, um so stärker regt sich in ihm das Bedürfniß, für jedes mögliche Begriffsverhältniß ein genügendes Bezeichnungsmittel in Bereitschaft zu haben, und so wie der Wortvorrath einer Sprache in demselben Verhältnisse zunimmt oder doch zunehmen sollte, in welchem die Gesammtmasse der Begriffe sich erweitert, so sollte auch die Verknüpfungsweise einzelner Wörter zur Rede mit der fortschreitenden Ausbildung des Denkvermögens immer gleichen Schritt halten. Wenn dem nicht so ist, so liegt der Grund zumeist in den Sprachen selbst, die, eben so sehr das Werk des Zufalls und der Willkür als der prüfenden Einsicht, jeder freiern Entfaltung der Art unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen. Die Abhängigkeit der Rede von dem eigenthümlichen Verfahren der Denkkraft bei Erzeugung des Gedankens

wird dadurch keineswegs aufgehoben. Woher auch sonst die große Verschiedenheit der einzelnen Sprachen in Anordnung und Verknüpfung der Begriffe, auch in den Fällen, wo Bau und Wesen der Sprache vollkommene Aehnlichkeit zulassen? Diese zum großen Theile in der Vorstellungsweise der Völker gegründeten Verschiedenheiten, aus denen sich die Nothwendigkeit einer besonderen Syntax für jede in der Erfahrung gegebene Sprache ergibt, sind jedoch nicht von der Art, daß sie die Aufstellung gewisser allgemeinen Grundsätze, die man recht wohl unter dem Namen einer allgemeinen Syntax begreifen kann, schlechthin unmöglich machen sollten. Eben so wie die Logik neben den verschiedenen Begriffsarten auch die möglichen Verbindungen derselben Urtheile ausmittelt, wird auch die allgemeine Sprachlehre, nachdem sie aus dem Satze die verschiedenen nothwendigen Redetheile entwickelt hat, für die Verbindung derselben zu Sätzen und Perioden, gewisse allgemeingültige Grundsätze aufzustellen haben. (Vergl. d. Art. Sprachlehre). Unbekümmert um die Abweichungen der einzelnen Sprachen würde sie zu dem Ende folgendes als oberstes Gesetz für alle Wortfügung aufstellen: Ordne die Worte naturgemäß, d. h. so, wie es das innere (logische) Verhältniß der in der Rede aufgenommenen Vorstellungen verlangt. Alle Rede beabsichtigt die sinnlich vernehmbare Bezeichnung einer oder mehrerer Hauptvorstellungen nach ihren Eigenschaften und Verhältnissen. Alles außer der Hauptvorstellung ist nur um ihretwillen vorhanden. Nur dann, wenn die Rede dies Verhältniß der Abhängigkeit vollständig ausdrückt, gehen die Begriffe in derselben Weise, wie sie innen sich erzeugten und an einander reiheten, in die Seele des Empfangenden über, und nur so wird der Zweck sprachlicher Mittheilung vollkommen erreicht. Zu dem Ende ist es nothwendig, die möglichen Arten einfacher und zusammengesetzter Sätze und die Regeln kennen zu lernen, nach welchen dieselben zu Perioden verbunden werden. Dies der Hauptinhalt der allgemeinen oder höhern Syntax. — Die verschiedene Vorstellungsweise der Völker, und der abweichende Bau der einzelnen vorhandenen Sprachen gründen die Nothwendigkeit besonderer Regeln für eine jede derselben. Die besondere (niedere) Syntax oder der Inbegriff der Regeln für die Wortfügung einer einzelnen Sprache handelt zuvörderst von der Verbindung einzelner Redetheile nach ihrem gegenseitigen Verhältnisse und nach ihrer in dem Sprachgebrauche gegründeten Umendbarkeit. Die innere Abhängigkeit der Begriffe von einander hat eine gleiche Abhängigkeit der verschiedenen Theile der Rede zur Folge, wodurch dieselben erst zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen verknüpft werden. Kinder und rohe Völker, welche die Worte ohne Zeichen der Abhängigkeit bloß neben einander stellen, ermangeln der eigentlichen Rede. In allen Sprachen haben sich mehr oder weniger Spuren dieser kindischen Weise erhalten. Je fähiger eine Sprache ist, die größtmöglichste Anzahl von Verhältnissen durch Umendung und Umwandlung ihrer Wörter zu bezeichnen, um so brauchbarer ist sie für die Rede. Ein Wort, welches als Ursache der Veränderungen, die ein anderes erleidet, gedacht wird, heißt das regierende; dasjenige aber, welches zur Bezeichnung seiner Abhängigkeit von einem andern verändert wird, das regierte. Daher führt dieser Theil der besondern Syntax auch den Namen der Rectionslehre. Ein zweiter Haupttheil derselben bestimmt die Aufeinanderfolge der Redetheile nach den Gesetzen, die der Sprachgebrauch hierüber vorschreibt. Die, der höheren Syntax angehörigen, aus der Logik

entlehnten und für alle Sprachen gültigen allgemeinen Regeln über die Bildung einzelner Sätze dienen diesem Theile zur Begründung, und können nur, insofern sie dieses leisten, in einer besondern Sprachlehre einen Platz finden. Es bedarf einer bloß oberflächlichen Vergleichung, um zu erkennen, daß auch die Wortfolge, abhängig von der Vorstellungsweise einzelner Völker, sich in den verschiedenen Sprachen verschieden gestalte. Wie ganz anders erscheint die Wortstellung in einem altrömischen, wie anders in einem deutschen Satze? Dort bis zum Scheine regelloser Willkür freie Stellung der Redetheile bald nach Maßgabe des Wohlklanges, bald mit Rücksicht auf die Wichtigkeit und Nachdrucksfülle des einen oder des andern Wortes; hier, mit wenigen Ausnahmen, die bleibende Regel, von dem Unbestimmteren zu dem Bestimmteren fortzuschreiten. Daß sich eben daraus ganz verschiedene Grundsätze für die Wortfolge ergeben müssen, liegt am Tage; daher auch dieser Theil der Syntax in jeder besonderen Sprachlehre einen der wichtigsten und wesentlichsten Abschnitte ausmacht. — Auf die genannten zwei Haupttheile (Rectionslehre und Topik, oder Lehre von der Wortfolge, auch Constructionslehre genannt) beschränken wir den Inhalt der besonderen Syntax. Die Lehre vom Satze und von der Periode gehört ihren allgemeinen Grundsätzen nach in die höhere Syntax; die besondern Regeln aber fallen mit denen der Wortstellung zusammen. K. F.

Synthesis, Synthese, Synthetisch, Synthetismus. Synthesis, wörtlich Zusammensetzung, Verbindung, ist ein Ausdruck, der besonders in dem Gebiete der Philosophie auf mannichfaltige Weise gebraucht, und fast immer der Analysis, Analyse, entgegengesetzt wird. Verbinden und Trennen sind die Hauptoperationen unserer Erkenntniß-Thätigkeit; jene aber ist die erstere, denn wir sind uns früher des Zusammengesetzteren bewußt; darum redet man auch von einer unmittelbaren oder ursprünglichen Synthesis. Letztere tritt schon ein bei der sinnlichen Anschauung, in welcher man das Mannichfaltige an einem Gegenstande (Theile eines Gegenstandes) unter der Vorstellung eines Ganzen auffaßt, daher man auch die Einheit einer solchen Vorstellung synthetische Einheit nennt. Des Verstandes Thätigkeit aber, welcher Begriffe, Urtheile und Schlüsse bildet, fängt mit Trennung des Gegebenen (Analyse) an, und in so fern ist jeder Begriff eine analytische Einheit, denn er verbindet das, was an mehreren Dingen gleichförmig ist (das Gemeinsame), nach vorhergegangener Absonderung desselben von dem Gegebenen, und in so fern ist die Synthesis eine mittelbare, ein Zusammenfassen des durch Abstraction Gewonnenen. Da aber auch aus Begriffen selbst durch Zusammensetzung Begriffe gebildet werden, so nennen einige auch die Bildung eines Begriffs durch Zusammensetzung aus andern die logische Synthesis. Sie ist eine Wiedervereinigung des vordem Getrennten, und wird schicklicher Determination genannt, weil durch Verknüpfung gegebener Begriffe die allgemeine Vorstellung beschränkt wird. Ein Begriff, der auf diese Weise gebildet wird, heißt auch ein gemachter; die Erklärung eines solchen aber wird, da der Begriff erst mit ihr selbst durch Verbindung wesentlicher Merkmale entsteht, eine synthetische Erklärung genannt. Solcher synthetischen Definitionen bedient sich vorzüglich die Mathematik. Ist aber der Begriff ein gegebener, d. h. ist sein Inhalt durch eine sinnliche oder Vernunftanschauung erworben worden; so kann er nur analytisch definirt werden, welches

geschieht, wenn man das Gegebene analysirt, oder den Begriff in seine Bestandtheile auflöst. Solche analytische Erklärungen gibt vorzüglich die Philosophie, deren Begriffe auch schon in der Sprache gegeben sind; und wo es also der Nachweisung bedarf, welchen Begriff man mit einem gegebenen Worte beim richtigen Denken verbinden soll. — Man redet auch von analytischer und synthetischer Deutlichkeit. Erstere ist die, welche durch Zergliederung eines gegebenen Begriffs, letztere diejenige, welche durch Hinzufügung immer neuer Merkmale, Verbindung der Bestandtheile eines Begriffs selbst entsteht. — Ein synthetisches Urtheil ist ferner ein solches, dessen Prädicat nicht schon im Subject liegt, sondern erst mit dem Subjecte verbunden wird, z. B. dieses ist Schnee. Hier wird also ein Gegenstand allererst unter einen Begriff gestellt, dagegen ein Urtheil analytisch zergliedernd ist, wenn sein Prädicat schon in dem Subjecte enthalten ist, und also das Urtheil durch Entwickelung des Subjects entsteht; z. B. das Thier ist ein organisches Geschöpf; hier wird ein Begriff einem Begriffe untergeordnet, der als Merkmal in ihm enthalten ist. Man sagt daher: synthetische Urtheile erweitern die Erkenntniß, analytische verdeutlichen oder erläutern sie nur, und alle analytischen Urtheile setzen synthetische voraus. Weßhalb, wenn von dem Ursprünglichen unserer Erkenntniß die Rede ist, die von Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" aufgeworfene Frage: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich, so wichtig ist. — Eben so redet man von synthetischen oder analytischen Schlüssen und Beweisen. Ein synthetischer oder progressiver Beweis ist ein solcher, der von den Gründen zu den Folgen oder von dem Allgemeinen zum Besondern (durch Determination) fortgeht, ein analytischer oder regressiver, der von den Folgen zu den Gründen hinaufsteigt oder zurückgeht. Hieraus ergiebt sich auch der Sinn des Ausdrucks synthetische und analytische Methode (vergleiche d. Art. Methode); jene ist dasjenige Verfahren in der Wissenschaft, das von den Principien oder Grundsätzen anfängt, und aus ihnen das Besondere ableitet, wie dies streng in der Mathematik geschieht, (doch pflegen die Mathematiker selbst Synthesis denjenigen Theil der Mathematik zu nennen, welcher die Beweise der schon gegebenen Sätze enthält, Analysis aber diejenige Lehre, welche die Sätze aufsucht), über diese s. d. Art. analytisch. — Nach diesem Allen wird auch die Erkenntniß eine synthetische genannt, wenn sie nicht aus bloßem Nachdenken, oder bloßer Zergliederung unserer Begriffe, sondern aus sinnlicher oder höherer Anschauung entspringt. — Einige Philosophen nennen endlich die Verbindung des Seyns und Wissens im Ich, überhaupt des Realen und Idealen, die ursprüngliche oder transscendentale Synthese (synthesis a priori) und sehen sie als die Urthatsache des Bewußtseyns an, über welche das Philosophiren nicht hinausgehen soll; dieses System nennt man daher auch den Synthetismus, wie ihn z. B. Krug in seinen Schriften gelehrt hat. T.

Syphax, König von Masäsylien. Im zweiten punischen Kriege verband er sich mit den Römern, wurde aber von Masinissa (s. d.) geschlagen, und mußte sich nach Mauritanien flüchten, wo er nochmals von Masinissa geschlagen und außer Stand gesetzt wurde, zu den Scipionen in Spanien zu stoßen. Bald aber änderte sich die Lage der Sachen. Masinissa wurde von einem Usurpator des Thrones beraubt, und Syphax kehrte unter Begünstigung dieser Umstände nicht nur in seine Staaten zurück, sondern es gelang ihm sogar, indem er Roms

Bündniß verließ, und sich den Carthagern anschloß, das Reich des Masinissa zu erobern. Umsonst bemühte sich Scipio, das Bündniß zwischen Syphax und Rom wieder herzustellen. Syphax, dem Hasdrubal seine früher mit Masinissa verlobte Tochter, Sophonisbe (s. d.), zur Gemahlin gegeben hatte, erklärte sich, als Scipio und Masinissa mit Heeresmacht in Afrika erschienen, öffentlich für Carthago's Bundesgenossen, und stellte furchtbare Heere auf, wurde aber geschlagen und selbst gefangen genommen. Der Tod rettete ihn von der Schmach, vor Scipio im Triumph aufgeführt zu werden.

Syracus (Syracusae), die ehemalige Hauptstadt Siciliens, an der östlichen Seite desselben am Meere, mit einem sehr schönen Hafen an der Stelle des jetzigen Siragosa, gehörte zu den größten und prachtvollsten Städten der alten Welt, indem ihr Umfang 180 Stadien oder gegen sechs deutsche Meilen betrug. Sie bestand eigentlich aus fünf Städten, von denen jede mit einer besonderen Mauer umgeben war. Die äußerste derselben hieß Acradina, und erstreckte sich am weitesten gegen Morgen. Ihre Mauer war außerordentlich stark, der Marktplatz sehr groß, und auf allen vier Seiten mit Porticis umgeben. Mitten auf dem Marktplatze stand das Prytanäum oder Rathhaus, und der prächtige Tempel des Jupiter Olympius. Auch befand sich hier ein großer Palast, worin der höchste Gerichtshof seinen Sitz hatte. Ferner die Stadt Tyche oder Syche mit dem Gymnasium und dem Tempel des Glücks, wovon sie ihren Namen hatte; die neue Stadt, oder Neapolis mit einem Amphitheater, den schönen Tempeln der Ceres und der Proserpina, und dem festen Schlosse Olympium, das nach einem prachtvollen Tempel des Jupiter Olympius benannt war. Die Insel Ortygia, welche den großen Hafen bildete, enthielt einen königlichen Pallast, der späterhin der Sitz der römischen Statthalter war, und die herrlichen Tempel der Schutzgöttinnen der Stadt, der Minerva und der Diana. Syracus, welches einen eigenen, und zwar den mächtigsten Staat auf Sicilien bildete, an dessen Geschichte sich die Geschichte der ganzen Insel anschließt, war um das Jahr 735 vor Christi Geburt von den Corinthern unter Anführung des Heracliden Archias gegründet. Nachmals versuchte das Volk, die Herrschaft des Adels (der Geomoren oder Gamoren) abzuschütteln, und vertrieb sie aus der Stadt. Nun bemächtigte sich Gelon, Tyrann von Gela, derselben, und bevölkerte und vergrößerte Syracus dadurch, daß er die Einwohner des zerstörten Camarina hieher verpflanzte. Durch ihn erhob Syracus sich bald zu einem so großen Glanze, daß selbst die Athener und Spartaner mit ihm ein Bündniß gegen den Xerxes suchten, welches er jedoch ausschlug. Gegen die ungeheure Armee der Carthager schickte er dem Theron, dem Tyrannen von Agrigent, 50,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter zu Hülfe, und erfocht den glänzenden Sieg bei Himera. Er betrug sich so gütig gegen seine Unterthanen, und war ihrer Hochachtung so würdig, daß sie ihm den Titel König ertheilten, und seinen zwei Brüdern die Thronfolge sicherten. Ihm folgte sein Bruder Hiero I., zwar nicht so gut wie Gelon, aber ein Beschützer der Wissenschaften. Er erweiterte das Gebiet von Syracus, indem er Naxos und Catana eroberte, und starb 467 vor Christi Geburt. Sein Bruder Thrasybulus wurde nach zehn Monaten wegen seiner Grausamkeit vertrieben, die Demokratie (466 v. Chr. Geb.) eingeführt, und zum Andenken der erlangten Freiheit wurden die Eleutherien (festliche Spiele und Opfer) eingesetzt. Da man aber alle unter die Bürger aufgenommenen Fremden von öffentlichen Aemtern ausschloß, so empörten sich

diese, und es kam zwischen ihnen und den Bürgern zu einer Schlacht, in welcher sie gänzlich aufgerieben wurden. Nun kehrte die alte Verfassung, wie sie vor Gelon gewesen war, wieder zurück. Weil sich aber mehrere Reiche der Oberherrschaft zu bemächtigen suchten, so ward der Petalismus eingeführt, wodurch Bürger, die sich allzusehr durch Ansehen und Reichthum auszeichneten, auf fünf Jahre verbannt wurden. Wegen der schlimmen Folgen ward indessen dieß Gesetz bald aufgehoben, und Syracus erhob sich wieder zu neuem Glanze. Nach mehreren Kriegen, welche die Syracusaner mit den Leontinern, den Egestern, Athenienfern, Spartanern und andern geführt hatten, wurde es auch von Hannibal bedroht. Ueberdies waren innere Unruhen über die Hinrichtung des Hermokrates entstanden, und dessen Schwiegersohn Dionysius erschlich sich die Stelle zum Feldherrn, machte sich einen Anhang, bemächtigte sich der Festung von Syracus, und erklärte sich (405) zum Könige. Er war nicht sehr glücklich im Kriege gegen Carthago, und in Syracus selbst mußte er einen sehr blutigen Kampf für die Erhaltung seiner Krone kämpfen. Nachdem er mit den Carthagern Frieden gemacht hatte, baute sich Dionysius eine feste Burg, welche die Stadt beherrschte, versuchte die Städte, die es mit Carthago gehalten, sich zu unterwerfen, eroberte Naxos, Leontium, Catana u. s. w. und rüstete ein großes Heer und eine bedeutende Flotte zu einem neuen Kriege mit Carthago aus, worin er glücklich war. Allein in einem bald darauf folgenden Kriege war er desto unglücklicher, und mußte einen nachtheiligen Frieden schließen. Ihm folgte (368) sein Sohn Dionys II., der zwar ruhiger und friedliebender war, aber nicht den Verstand seines Vaters besaß. Er wurde vom Timoleon vertrieben, und Syracus erhielt jetzt seine alte Freiheit wieder. Timoleon gab dem Staate neue Gesetze, und setzte eine höchste Magistratsperson unter dem Titel Amphipolos (d. h. Diener oder Priester) des Jupiter Olympius ein, welche Würde erst unter Augustus aufhörte. Nun suchte er die Carthager aus Sicilien zu verjagen, plünderte die mit ihnen verbundenen Städte, schlug (340) den Hamilkar und Hasdrubal gänzlich, und zwang sie zu einem nachtheiligen Frieden. Zwanzig Jahre nach seinem Tode aber entstanden neue Gährungen, und es erhoben sich abermals Tyrannen, unter denen Agathokles (317 v. Chr.) sich am meisten auszeichnete. Nach einem langen innerlichen Kriege und vielen verübten Grausamkeiten wurde er von dem Mämon ermordet, der wieder vom Icetas vertrieben ward. In dem neunten Regierungsjahre des letztern empörten sich die Syracuser Thönion und Sosistratus wider ihn, und erregten einen Bürgerkrieg. Dessen müde, ergaben die Syracuser sich endlich dem epirischen Pyrrhus, dem Schwiegersohne des Agathokles, der seinen Sohn zum Könige einsetzte, und nachdem er viele Grausamkeiten verübt, und die Liebe der Syracuser verscherzt hatte, nach Italien zurückging. Hiero II., welcher jetzt wegen seines vortrefflichen Betragens zum Könige gewählt wurde, schloß die goldene Periode von Syracus; denn sein Enkel Hieronymus, welcher ihm folgte, ward ein ausschweifender Tyrann, verband sich sehr unpolitisch mit den Carthaginensern gegen die Römer, und kam in einer Verschwörung um. Endlich 212 nahm der römische Feldherr Marcellus Syracus ein, nachdem Archimedes es drei Jahre lang vertheidigt hatte. Zur Zeit ihrer Blüthe war Syracus immer so mächtig, daß Dionys beständig 10,000 Mann Reiter, 100,000 Mann Fußvolk und 400 Kriegsschiffe von den Einkünften des Staats im Solde erhalten konnte. Künste und Wissenschaften blühten hier. Archimedes und der Dichter Theokrit waren

racuser, und die Römer brachten zahllose Kunstwerke aus Syracus
ch Italien. Das jetzige Syracus oder Syragosa ist gut befestigt,
t ungefähr 5000 Einwohner, und treibt bedeutenden Handel mit
ein, wovon in seinem Gebiet zehn bis zwölf Arten wachsen. Es hat
eichfalls einen zweifachen Hafen.

Syrien, ein Land an der Westseite Asiens am mittelländischen
Meere, erscheint in der heiligen Schrift unter dem Namen Aram;
Araber nennen es Al-Scham oder Barrel Cham, die Türken und
erser Sur und Suristan. Es gränzt gegen Norden an Kleinasien,
gen Osten an den Euphrat und die große Wüste, gegen Süden an
s steinichte Arabien, und gegen Westen an das mittelländische Meer.
s liegt zwischen dem 31sten und 37sten Grad der Breite, und dem
sten und 37sten Grad der Länge vom Meridian von Paris. Eine
nge Gebirgsreihe erstreckt sich von Norden nach Süden, und gehört
im Caucasus; sie heißt der Libanon, und verliert sich unweit der
Meerenge Bak-el-mandeb. Hier in Syrien ist dies Gebirge ungefähr
000—1200 Toisen, wird aber nach dem 34sten Grade der Breite im-
ier höher, so daß seine höchsten Gipfel in dieser Breite sich auf 15—1600
oisen belaufen mögen. An besonderen Bergen enthält Syrien: den
ibanon, Anti-Libanon, den Berg Carmel, den Berg Tabor und den
Oelberg bei Jerusalem. Die Kette des Libanon besteht überhaupt aus
Kalkstein, der sich im Lande nach allen Richtungen verbreitet. In der
Nähe des Sees Tiberias zeigt sich aber Basalt und die Flötztrappfor-
mation. Der Boden im Westen ist eigentlich schwer, aber doch leicht
u bearbeiten. Die Ebene von Damask halten die Orientalen für ein
rdisches Paradies. Ueberhaupt ist der Libanon und die zunächst liegende
Gegend der fruchtbarste und bevölkertste Theil des Landes. Alle Ge-
treidearten, Mais, Reiß, Sesam, Durra, Oliven, Datteln, Granat-
äpfel, Citronen, Feigen, Pomeranzen, Pisangfrüchte, Pfirsichen,
Aepfel, Pflaumen, Aprikosen, Johannisbrot, Wein, Eichen-, Cypres-
sen-, Cedern- und Maulbeerbäume, und die Tabakspflanze gedeihen
hier wohl. In Süden und Osten ist nichts als Gebirge ohne Erde
und Vegetabilien, und eine völlig leblose Natur; am auffallendsten am
todten Meere. Das Clima ist so verschieden, daß, während man in
Tripoli im Januar die Orangenbäume blühen und Früchte tragen sieht,
der Libanon mit Schnee bedeckt ist. Am Meere hin ist das Land heiß,
feucht und fruchtbar, und zugleich ungesund; in den Gebirgen ist es
kühler und gesünder. Die Gewässer des Landes auf der Ostseite fließen
nach dem Euphrat, die in der Mitte gehen nach dem Thale Kawaik,
von wo sie als ein Fluß nach Haleb hinabströmen, und sich in den See
Kinerin ergießen; die Gewässer der Westseite fallen alle in das mittel-
ländische Meer. An bekannten Flüssen des Alterthums hat Syrien:
den Orontes, den Ledan, (Leontes), den Ibrahim (Adonis), den
Nahar el Berd (Eleutherus); und den Jordan; an Seen: das todte
Meer und den See Tiberias (in der heil. Schrift das Meer Kinnareth,
den See Genezareth u. s. w.). An Producten gibt es, außer den oben
genannten Erzeugnissen des Bodens noch Mastix, Baumwolle, Büffel,
Schafe mit Fettschwänzen, Ziegen, Gazellen, Kameele, Gemsen,
Schweine, Bienen, Seidenwürmer, und an den Küsten die Purpur-
schnecke, Eisen, Marmor und Kalk. Die Zahl der Einwohner wird
auf 2,305,000 angegeben, wovon zählen: das Paschalik von Aleppo
(Haleb) 320,000 Seelen, das Paschalik von Tripoli (Tarabläs), ohne
Kesrauan 200,000 Seelen, das Land Kesrauan 115,000 Seelen, das
Land der Drusen 120,000 Seelen, das Paschalik von Akra 300,000

Seelen, Palästina 50,000 Seelen, und das Paschalik von Damask 1,200,000 Seelen. Hievon bezieht der türkische Kaiser 2,931,250 französische Livres. Außerdem hat er noch die zufälligen Verlassenschaften der Paschas und Privatleute, die jährlich etwa hundert Beutel betragen, und die Kopfsteuer der Christen zu 2,250,000 Livres, überhaupt auf sieben Millionen Livres. Im Lande leben Griechen, Araber, Türken, Juden, Franken, Armenier, Turkomanen, Kurden, Beduinen-Araber, Ruschowanen, Ansarier, Maroniten, Drusen und Motualis. Die allgemeine Landessprache ist die arabische nach verschiedenen Dialecten; nur die Soldaten und die Mitglieder der Regierung sprechen türkisch; von der alten syrischen Sprache ist nirgends mehr eine Spur. Die Bewohner sind unter der zerstörenden Despotie der Pforte unglaublich gedrückt, mit Ausnahme der Drusen und Maroniten, welche sich unter ihrem Fürsten viel besser befinden. Sie leben schlecht, und es herrscht überall die größte Unwissenheit und der ärgste Aberglaube. Bücher sind die größte Seltenheit, und es gibt im ganzen Lande nur zwei Büchersammlungen. Das ganze Land enthält 1812 Quadratmeilen, und wird in vier Paschaliks zu Haleb, Tripoli, Acra und Damask eingetheilt. An dieses jetzt so elende Land knüpfen sich große Erinnerungen. Hier ist das gelobte Land der Hebräer, die Wiege der christlichen Religion, hier haben abwechselnd und zu verschiedenen Zeiten Assyrier, Juden, Griechen, Parther, Römer u. s. w. gekämpft, und Ninus, Semiramis, Sesostris, Alexander, Pompejus, Marius, Antonius, Cäsar, Titus, Aurelian, Gottfried v. Bouillon und alle die christlichen Helden, und in unsern ewig denkwürdigen Zeiten Napoleon Bonaparte gestritten. Jetzt ist von allen diesen glorreichen Thaten, so wie von aller frühern Cultur keine Spur mehr.

Syrinx hieß 1. in der Mythologie eine Najade, die Tochter des Flusses Ladon. Auf der Jagd, welche sie sehr liebte, ward Pan so heftig in sie verliebt, daß er um ihren Besitz alles zu wagen beschloß. Er hörte nicht auf, sie zu verfolgen, und da sie keine Rettung mehr vor sich sahe, weil die Gewässer des Ladon ihr den Weg verschlossen, so rief sie die Schwestern um Hülfe an, welche sie in Schilfrohr verwandelten. Als der Gott seufzend und wehklagend am Ufer stand, wehte der Wind aus dem bewegten Rohre süß klagende Töne, die mit zauberischer Gewalt das Herz des Pan durchdrangen. Um das Vergnügen sich, so oft er wollte, machen zu können, schnitt er aus dem Schilfe sich eine Pfeife, welcher er den Namen Syrinx gab. Daher erhielt 2. eine Art Pfeifen, welche aus sieben, vermittelst Wachs an einander gefügten Röhren, ursprünglich aus so viel Halmen von Schilfrohr zusammengesetzt war, den Namen **Syrinx**. Eine Röhre war immer kleiner als die andere; oberwärts, wo man das Instrument an den Mund setzte, standen sie in gleicher Höhe, unterwärts aber bildeten sie eine schiefe Linie. Obgleich Pan, nach den spätern Dichtern, der Erfinder dieser Pfeife seyn sollte, so war sie doch schon dem Homer und Hesiodus bekannt, ehe die Sage vom arkadischen Pan sich noch verbreitet hatte. Die Syringe war übrigens ein gewöhnliches Instrument der griechischen und lateinischen Hirten noch in späterer Zeit, auch aus Rohrhalmen von verschiedener Dicke und Länge, oft aus Schierling oder aus Buxbaum verfertigt. Zum einfachsten Waldgesang dienten Rohrhalme mit Leinen und Wachs verbunden. Die erhöhte Kunst vermehrte die Zahl der Pfeifen, machte sie sorgfältiger und befestigte sie mit Ringen. Noch jetzt sind die Syringen in Italien hin und wieder üblich, und der Graf Stolberg hörte in Terni eine, welche aus 28

Röhren, die von sechs Zoll bis kaum zu einem abnehmend, mit Fäden ohne Wachs zusammengefügt war. In der Ferne tönte sie nicht übel, in der Nähe aber zu kreischend. 3. hieß nach Polybius die Hauptstadt der asiatischen Landschaft Hyrcanien zur Zeit der syrischen Könige gleichfalls Syrinx.

Syrische oder chaldäische Christen nennen sich die Nestorianer, weil sie sich bei ihrem Gottesdienste der alten syrischen Sprache bedienen, in der sie auch das neue Testament besitzen. Diese christliche Religionspartei bildete sich im fünften Jahrhundert durch die kirchliche Vereinigung der Anhänger des Nestorius, (s. d. Art. Secten), der 431 auf der Synode zu Ephesus wegen seiner Weigerung, Marien Gottesgebärerin zu nennen, und den Glauben an zwei Naturen in Christo aufzugeben, excommunicirt worden war. Obgleich die Lehre von zwei Naturen in Christo bald nachher in das Bekenntniß der orthodoxen Kirche aufgenommen, und der Monophysitismus für ketzerisch erklärt wurde, blieben die Nestorianer, die nun einmal Marien nur Christusgebärerin nennen wollten, doch in der Verbannung, und ordneten gegen das Ende des fünften Jahrhunderts ihre Kirchenverfassung unter dem Schutze des Königs von Persien, wohin sie sich geflüchtet hatten. Die übrigen Christen in Persien schlossen sich 499 an ihre Kirche an, und mit glücklichem Erfolge breiteten sie ihr Glaubensbekenntniß im östl. Asien weiter aus, wo die sogenannten Thomaschristen sich mit ihnen vereinigten. Im eilften Jahrhunderte bekehrten sie eine tatarische Völkerschaft, deren christlicher Regent unter dem Namen Priester Johannes aus der Geschichte bekannt ist; sein Volk blieb auch, nachdem es 1202 von Dschingischan unterjocht worden war, unter mogolischer Hoheit bei dem nestorianischen Glauben, und bis in das vierzehnte Jahrhundert gab es im mittleren und nordöstlichen Asien nestorianische Gemeinden, deren Christenthum sich erst während der Kriege des Eroberers Timur verlor. Selbst bis nach China sollen die Nestorianer das Christenthum gebracht haben, wie man aus einem in China vorgefundenen christlichen Denkmal vom Jahre 781 schließt, und die Verwandtschaft des Lamaismus mit dem Christenthume wird ebenfalls von dem Einfluße nestorianischer Missionen abgeleitet. Die Oberhäupter der syrischen Christen sind Patriarchen, deren Würde in ihrer Familie erblich ist. Der vornehmste ihrer Patriarchen residirte im fünften Jahrhundert zuerst zu Babylon, jetzt hält er sich zu Elkesch bei Mosul in Mesopotamien auf, nnd führt den Titel Catholikos, unter ihm stehen fünf Bisthümer. Dieser und ein anderer nestorianischer Patriarch zu Diarbekir in Syrien erkennen jetzt den Primat des Papstes an, und sind mit ihren Gemeinden unirte Nestorianer, welche eben so, wie die unirten Griechen, ihre alten Gebräuche beibehalten haben. Nur zur Annahme des Cölibats der Kleriker und des Glaubens an sieben Sakramente mußten sie sich verstehen, denn vorher hatten sie, wie alle syrische Christen oder Nestorianer, die Ehe der Priester für nothwendig, und nur die Handlungen der Taufe, des Abendmahls und der Ordination für Sakramente gehalten. Uebrigens stimmt Lehre und Cultus der Nestorianer ganz mit der orthodoxen griechischen Kirche überein, und nur der Duldung von Bildern in ihren Kirchen, wo man allein das Kreuz sieht, haben sie sich stets entgegengesetzt. Nicht unirt ist dagegen der syrische Patriarch zu Giulamork im hohen Gebirge von Acasa nebst den unter ihm stehenden Bischöfen und Gemeinden, bei denen die Priesterehe und die Beschränkung auf drei Sakramente, so wie die Verehrung des Nestorius und der Lehrsatz, daß Maria nur Christusgebärerin sey, jetzt noch gilt. Vergl. d. Art. Thomaschristen. E.

System, wörtlich Zusammenstellung, bezeichnet 1. in subjectiver Bedeutung a) die begriffsmäßige Anordnung verschiedener Gegenstände zu einem zusammenhängenden Ganzen, was man richtiger Classification nennt, oder b) im eminenten Sinne die logische Entwickelung eines Mannichfaltigen der Erkenntniß aus oder nach Principien; 2. in objectiver Bedeutung den Gegenstand selbst, oder die Mehrheit gleichartiger Dinge, welche in dem Zusammenhang eines Ganzen, und seiner untergeordneten Theile stehen, oder gestellt werden. Im letztern Sinne redet man von einem Weltsystem, von einem Nervensystem u. s. w. Das System im eminenten Sinne ist die wissenschaftliche Form, und gleichsam der Körper der Wissenschaft, denn die Wissenschaft in ihrer vollkommenen Gestaltung wird System. Dieses steht dem fragmentarischen Wissen entgegen, und dem Aggregate von Kenntnissen, in so fern das wahre System als ein organisches Ganzes zu betrachten ist, dessen Theile sich innerlich und gegenseitig bedingen, so wie sie durch die Idee des Ganzen bestimmt werden. Das Streben nach System ist aber gegründet auf das allgemeine Bedürfniß des Menschen nach Einheit, welches im Erkennen um so stärker wird, je mehr sich die Masse unserer Erkenntnisse häuft, und je mehr man die Einsicht gewinnt, daß mit der gesetzmäßigen Beziehung unserer Erkenntnisse auf Principien unsere Erkenntnisse selbst an Klarheit und Gründlichkeit zunehmen. Diejenigen verläugnen daher die Wissenschaft, oder verstehen sich selbst nicht, welche im Gebiete der Wissenschaft das System tadeln, da doch alles Geistige seine eigenthümliche Form hat, mithin auch die Wissenschaft, deren Organ, der Verstand, die Begriffe, durch welche sich die Erkenntniß entwickelt und mittheilt, auf gesetzmäßige d. i. logische Weise organisiren soll, und dies durch das System, als das höchste Product des Verstandes, bestrebt. Freilich ist die Form an sich todt, und eine noch so gesetzmäßige und klare Begriffsentwicklung ohne Geist und Sachkenntniß ist noch keine Wissenschaft, so wie der logisch richtige Schluß noch kein wahrer ist; freilich stellt sich das System in der Wirklichkeit als Versuch individueller Denker dar, und man eilt oft sehr, um eine unvollständige und oberflächliche Kenntniß in jene Form zu bringen, um durch die zwingende Kraft des consequenten Systems den Andersdenkenden zu gewinnen, oder seinen Scharfsinn geltend zu machen. Freilich ist die Systemsucht, welche etwas nur dann als wahr anerkennt, wenn es in das System paßt, und alles in die Fesseln eines einmal angenommenen Systems zu zwängen strebt, alles nicht systematische aber verwirft und verachtet, der Wahrheitsliebe und Freiheit des menschlichen Geistes zuwider; allein dieser Mißbrauch der wissenschaftlichen Form kann das Bedürfniß und den Werth derselben nicht aufheben. Wie aber in der Wissenschaft Form und Materie verschmolzen sind, zeigt sich selbst dadurch, daß wir, wenn von Systemen einer Wissenschaft die Rede ist, darunter nicht allein die logische Anordnung eines gegebenen Inhalts, sondern zugleich die damit verbundene eigenthümliche Ansicht über deren Gegenstände verstehen (System in materieller Bedeutung oder Lehrgebäude); — nur daß bei Wissenschaften, deren Inhalt positiv und empirisch ist, die Form mehr durch den gegebenen Inhalt bestimmt wird, dahingegen die philosophische Wissenschaft, als durch intellectuelle Selbstthätigkeit erzeugt, Inhalt und Form freier ausbildet, woher sich auch die großen Verschiedenheiten der philosophischen Systeme, so wie der Haß einiger gegen letztere erklären. Uebrigens erhellt zugleich aus dem Gesagten, daß es in allen

Wissenschaften Systeme geben könne und werde, nur daß sie nach Beschaffenheit des Inhalts mehr oder weniger streng ausgebildet sind. So redet man z. B. von mythologischen Systemen, von Systemen in den Naturwissenschaften, wie von dem linneischen botanischen System (Classification), von den astronomischen Systemen des Copernicus, Tycho de Brahe und Ptolemäus (s. Astronomie), welche nichts anders sind, als verschiedene Anordnungen der Himmelskörper und Bestimmung ihrer Bahnen; von Systemen der Chemie, Mineralogie, eben so wie von militärischen Systemen u. s. w., und versteht dann unter Systemen nicht bloß die durch eigenthümliche Principien bestimmten und geleiteten Ansichten eines Individuums, sondern auch mehrerer gleichdenkender, oder in den Hauptsachen übereinstimmender Männer, wie wenn man z. B. von einem alten dogmatischen Systeme in der Theologie redet. — Wird nun ein System auch förmlich dargestellt, so sind folgendes die Hauptbestandtheile des Systems: 1. eine Grundidee, welche das Princip des Ganzen der untergeordneten Erkenntnisse ist; 2. eine Mannichfaltigkeit von Erkenntnissen, welche durch Sätze ausgesprochen werden, und bei allen rationellen oder strengen Wissenschaften in Erklärungen (Declarationen und Definitionen) Eintheilungen (Divisionen) und Beweise (Demonstrationen oder Probationen) zerfällt, von denen die ersten den Inhalt eines Gedankens bestimmen, die zweiten den Umfang durch Entgegensetzung entwickeln, die letztern die Sätze des Systems auf das Princip mittelbar oder unmittelbar zurückführen. Hiernach ist eine systematische Erkenntniß eine durch Principien begründete Erkenntniß, und ein systematischer Beweis ein auf Principien zurückgehender Beweis. — In der Musik insbesondere heißt System die ganze Reihe der in der Tonkunst vorkommenden Töne — Tonsystem — und insbesondere die Anordnung der in einer Octave enthaltenen Töne auf ihre Verhältnisse, ja auch die Bezeichnung dieser Anordnung durch die Linien — Liniensystem, Notensystem (s. d. Art. Noten). In der alten Musik aber nannte man jedes zusammengesetzte Intervall System. T.

Syzygien nennt man die Stellungen zweier Planeten in ihrer Zusammenkunft oder im Gegenschein (s. Aspect), wenn sie sich folglich mit der Erde fast in gerader Linie befinden. Dies ist bei der Sonne und dem Monde zur Zeit des Neu- und Vollmondes der Fall.

T.

T, die Abkürzung des römischen Namens Titus, auch des Wortes Titulus.

Tabak oder Toback ist ein Kraut, welches zuerst dem spanischen Mönche Roman Pane 1496 in Domingo in der Provinz Tabaco bekannt ward, und von da nach Europa kam; von der Provinz erhielt es den Namen. Gegen das Jahr 1560 ward es dem französischen Gesandten am portugiesischen Hofe, Johann Nicot, bekannt, welcher es bei seiner Rückkehr nach Frankreich der Königin überreichte, wovon es den Namen Nicotiane und Königinkraut erhielt. Die Kunst, den Tabak zu rauchen, fiel anfänglich den Europäern sehr schwer. Der Engländer Raphelengi soll der erste gewesen seyn, der sie in Virginien ge-

lernt und in Europa Andern gelehrt haben soll. Indessen ist es wahrscheinlich, daß der Genuß einer Art Tabaks schon bei den Asiaten lange vor Entdeckung Amerika's gebräuchlich gewesen, und daß dieser Gebrauch sehr alt seyn müsse. In Amerika ist der Gebrauch des Tabaks zum Rauchen äußerst selten. Wie aber das Tabakrauchen und Schnupfen um sich gegriffen, erhellt daraus, daß 1770 das Haus Oesterreich an Tabaksgefällen 806,000 Thlr., die Krone Sicilien 1773 auf 446,000 Thlr., Frankreich 1780 gegen 29 Millionen Livres zogen. Man kannte anfänglich nur eine Art von Tabak; nach und nach wurden mehrere bekannt. Die Tabakspflanze wächst in jeder Erde, nur in der einen besser als in der andern. Derjenige, welcher im Sandlande gezogen wird, ist kleiner im Stengel, nicht scharf von Geschmack und leicht; dahingegen der in schwerem Boden stark ist und auf der Zunge beißt. Der beste Boden muß mittelmäßig fett, frei von Salpetertheilen und wohl gedüngt seyn. Den Samen säet man erst aus, und verpflanzt alsdann die Pflanzen auf andere Felder, wo das Erdreich um sie her angehäuft werden muß. So wie sie erwachsen sind, köpft man nach Verlauf des ersten Monats dieselben, und blattet sie unten ab, reinigt sie auch wöchentlich fleißig von Insecten und Unkraut. Nach sechs Wochen sind sie ausgewachsen, und werden bräunlich. Nun schneidet man sie ab, läßt sie in Haufen über einander eine Nacht liegen, damit sie schwitzen, und fährt sie sodann herein. Hier müssen sie der Luft ausgesetzt seyn, ohne daß sie der Regen erreicht; auch kann man sie an den Wänden aufhängen. Haben sie vier bis fünf Wochen gelegen, so nimmt man sie bei feuchter Witterung ab, damit die dürren Blätter nicht zerfallen, und legt sie 8 bis 14 Tage auf Stäbe, wo sie noch etwas schwitzen. Hierauf liest man die Blätter aus, bindet jede Art in kleine Bündel zusammen, und hängt sie so zum Trocknen auf. Der Same artet nach zwei bis drei Jahren leicht aus; der beste ist der virginische und maryländische. In Amerika ist der beste Tabak; doch bauet man auch viel in Europa. Aus Amerika liefern uns den vorzüglichsten Tabak Maryland, welches seinen Flor dem Tabaksbau zu danken hat; sein Tabak ist stärker als der virginische, und heißt auch Oronoko; der feine gelbe ist der theuerste, der braune magere, der wohlfeilste; Virginien, dessen feinste Gattung der Carotten, die geringste der virginische Rauchtabak ist; man nimmt an, daß jährlich aus Virginien und Maryland über 100,000 Fässer Tabak ausgehen. — Die theuerste Art aller Blättertabake sind die gelben Havannablätter, woraus der feine Kanaster und der feine spanische Schnupftabak verfertigt wird. Die besten Sorten heißt man Varinaskanaster, und unterscheidet sie durch die Buchstaben M, G, B, A, und V. Sie heißen Kanaster, weil man sie in Körben von gespaltenem Rohre (canastra) nach Europa bringt. — Der Brasilientabak muß, wenn er gut seyn soll, einen feinen angenehmen Geruch, und eine gelbliche braune Farbe haben; er wird in Legitimo und Curassao unterschieden. Der Maranhamtaback kommt dem letztern gleich. Der Portoricotabak wird in Rollen eingebracht und nun in prima, secunda, tertia und quarta Sorte unterschieden, die letztere ist die schlechteste, und gilt halb so viel als die erste. Europa zieht folgende Tabaksarten: den ungerischen, der am meisten bei Gyarmath und Palanka, St. Gotthardt und Janoschhaza, Debre u. s. w. gezogen wird, und braun, schwarz und sehr fett ist; der beste wird in Neusatz gefertiget; den slavonischen, dieser gleicht dem türkischen, und wird am häufigsten in der poscheganer Gespannschaft gewonnen. Den Samen zu beiden Sorten hat man aus Albanien ge-

olt; man führt jährlich fast für zwei Millionen Gulden dieses Tabaks aus; den podolischen Tabak, er ist nicht so braun und fett, und überhaupt schlechter; den ukrainischen Blättertabak, der fast dem ungerischen gleich kommt; es gibt von ihm zwei Hauptsorten, den Titunder Rauchtabak, und den Bakun, der zu Schnupftabak benutzt wird; überdies hat man noch den virginischen und amieersvoorder aus virginischem und holländischem Samen, und den saratoffschen; den türkischen Tabak, der kleine, grünliche, braungelbe, oder lichtgelbe Blätter, und einen angenehmen Geruch hat, aber leicht berauscht; der beste ist der von Tjenidsche; den französischen, welcher in Flandern und Elsaß theils zu Carotten verarbeitet, theils gemahlen und zu Rapé gestampft; den deutschen; dieser wird von vorzüglicher Güte zu Nürnberg, Hanau, Speyer, der Pfalz, Pommern, Meklenburg, und außerdem noch im Meiningischen, in Sachsen, in der Niederlausitz, in Schlesien u. s. w. gewonnen. Auch in Holland bauet man jetzt stark Tabak. Der sogenannte schneeberger Schnupftabak wird zu Bakau, Bosa und Schönheyde aus aromatischen Kräutern gefertigt. Die Holländer und Hamburger sind die geschicktesten Tabakshändler, und wissen den Tabak am besten zuzurichten. Alle Tabaksblätter erhalten erst in den Fabriken eine Beize, die den Taback wohlschmeckend und gutriechend macht, und die man als Geheimniß betrachtet. Die fetten Blätter werden zu Schnupftabak gemahlen oder gestampft. Ix.

Tabernakel (lateinisch) bedeutet ursprünglich ein Zelt, in der lateinischen Bibelübersetzung die Stiftshütte der Israeliten, daher das kleine, altar- oder nischenförmige, gewöhnlich reich mit Gold und Edelsteinen verzierte Behältniß, worin die consecrirte Hostie auf dem Hochaltar catholischer Kirchen verwahrt und zur Schau ausgestellt wird, wie auch eine kleine mit Säulen und Giebel versehene Nische oder Bilderblende zur Verwahrung von Heiligenbildern, Reliquien und andern Heiligthümern Tabernakel heißt. Auch nennen die Methodisten ihre Bethäuser so, um dadurch an die Stiftshütte zu erinnern. E.

Tableaux nennt man die plastischen Darstellungen von Gemählden durch lebende Personen, welche jetzt theils als künstlerische Uebungen, theils als sinnreiche und reizende Festspiele beliebt sind. Ihren Ursprung dürfen wir wohl mit Recht in den pantomimischen Tänzen der Alten suchen, doch war dort mehr eine Reihenfolge von Stellungen, von denen nur einige, Minutenlang festgehalten, ein wahres Tableau bildeten. In der neuern Zeit war unstreitig Lady Hamilton, die Gemahlin des englischen Gesandten in Neapel, die eigentliche Erfinderin jener Darstellungen. Sie lebte im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts dort, umgeben von den herrlichsten Kunstwerken des Alterthums, und den sinnigsten Künstlern und Kunstkennern jener Zeit. Groß und schlank von Gestalt, und mit einem Gesicht, das nahe an das Ideal der Antike gränzte, besaß sie das seltenste Talent der Pantomime. Gern erfreute sie den vertrauten Kreis gebildeter Personen durch ihre Darstellungen, ihr Anzug bestand dabei nur aus einem einfachen langen weißen Kleid, das gleich einer Tunica unter der Brust mit einem Bande gegürtet war, und einem weiten, sehr feinen indischen Schleier; diese leichte vortheilhafte Kleidung, und ihr langes kastanienbraunes Haar, richteten sich augenblicklich nach jeder Stellung, und machten bei ihren ausdrucksvollen Zügen das lieblichste Bild. Zwölf ihrer interessantesten Stellungen wurden von dem geschickten Mahler Rehberg aus Hannover gezeichnet, die in Kupfer gestochnen Umrisse danach sind bekannt, man sieht darin Lady Hamilton in fol-

genden Darstellungen: 1. als Sibylle, 2. Maria Magdalena, 3. die liebende einsame Träumerin, 4. Sophonisbe, 5. die aufgeschreckte Nymphe Amymone, 6. die Muse der Tanzkunst, 7. Iphigenia, 8. die Nymphe mit dem Tambourin, 9. die betende Priesterin, 10. die heilige Rosa, 11. Cleopatra, 12. Niobe. Dieß alles sind aber mehr Attitüden als Tableaux zu nennen, da sie nur zu 8 und 12 noch ein junges Mädchen zu Hülfe nahm, sonst aber immer allein stehend mehr einer Statue als einem Gemählde glich. Die Darstellungen eigentlicher Tableaux wurden durch die Winke, welche Göthe in den Wahlverwandtschaften darüber gibt, sehr befördert und allgemeiner beliebt. Gibt es doch fast keine Richtung unsers Geschmacks, zu der wir nicht den ersten Anstoß in den Werken dieses allumfassenden Dichters finden könnten. Die berühmten mimischen Darstellungen der Mad. Hendel-Schütz sowohl, als des sinnigen Patrik Peale (Frhrn. von Seckendorf) richteten die Aufmerksamkeit immer mehr auf solche Darstellungen, doch darf man fortschreitende Pantomime nicht mit eigentlichen Tableaux verwechseln, deren jene Künstler wohl einige, aber nur wenige gaben. Es gibt selbst sehr verschiedne Arten von Tableaux, und es kommt hauptsächlich darauf an, ob Kunstliebe oder Eitelkeit, Schönheitssinn oder Wunsch durch Pracht zu glänzen, sie anordneten, ob wir uns durch sie in das Attelier eines sinnigen Künstlers versetzt finden sollen, auf dessen Wink immer neue ausdrucksvolle Gruppen sich ordnen, oder in die Prachtsäle einer reichen Gallerie, wo wir vor wohlbekannten Bildern zu stehen wähnen, diesmal aber lebendig klare Augen uns aus dem alterthümlichen Schmuck entgegenleuchten. Etwas wundersam ergreifendes und überraschendes haben alle solche Tableaux; der tiefste Grund davon liegt wohl darin: daß gewöhnlich jedes durch lebenden Stoff gebildete Kunstwerk in das Gebiet der Zeit gehört und allmählig fortschreitend sich entfaltet, so daß der Anfang schon verschwindet, ehe das Ende da ist, also nur der Geist den Ueberblick dafür gewinnt, nicht die Sinne; so die Tonkunst, die Schauspielkunst, die Redekunst, die Tanzkunst u. s. w. Der Raum scheint diese Luftgebilde der Zeit anzufeinden, und ihnen nur dann eine bleibende Stelle zu gönnen, wenn sie sich des Lebens entäußern, und das todte Zeichen, der Buchstabe, sie festhält. Freundlich nimmt dagegen das Gebiet des Raumes alles auf, wo die Kunst dem todten Stoff geistiges Leben leiht, in nie welkender Jugend trotzt dies dem zerstörenden Einfluß der Zeit, der es ohnehin nicht mehr angehört. In der Mitte zwischen beiden Gattungen von Kunstgebilden stehen solche lebende Tableaux. Viele tadeln dies gerade daran wohl ungerechter Weise zu hart, denn es ist eine ganz falsche Ansicht, wenn man die Ruhe einer solchen Darstellung einen erzwungenen Scheintod nennt, und sie wohl gar mit dem schauerlichen Scheinleben der Wachsfiguren vergleicht. Es ist hier kein Ersterben, sondern ein Beleben, und was besonders jenen geheimnißvollen Reiz gibt, ist ein Durchschimmern des innern glühenden Seelenfunkens durch die äußere Ruhe; die Wellen des bewegten Lebens sind wie durch Zauberkraft festgehalten in künstlerisch geordneter Schönheit, und wie die Sterne sich am reinsten in der ganz stillen Wasserfläche spiegeln, so leuchtet der innigste Ausdruck des Gemüthes durch jene magische Ruhe. Dies ist wohl der schönste Mittelpunkt dieser Art von Kunstschöpfungen; die Belebung einer zuvor starr gehaltnen Form durch den erwachenden Ausdruck des Auges und der Züge, und die Erstarrung der zuvor belebten Form in scheinbare Versteinerung, sind die beiden Pole solcher Darstellungen. Wenn strenge

Kunstrichter sie nicht als echte Kunstwerke anerkennen wollen, weil sie den Uebergang bilden aus den Schöpfungen der Zeit in die Schöpfungen des Raumes, so sollten sie bedenken, daß es in allem, was Natur und Kunst bieten, solche verschmelzende Uebergänge gibt, und daß diese stets einen ganz eignen Zauber für alle Gemüther haben. Die Zeit übt freilich ihr Recht schnell und streng aus, denn nur wenige Minuten kann ein solches Tableau bestehen, aber wie schnell war es auch erschaffen, wie leicht ordnet es sich ein zweites und drittesmal! Was es an dem Idealen der Form entbehrt, das gewinnt es durch die kunstvoll concentrirte Beleuchtung, die man dem wirklichen Gemählde selten so vollendet zu geben vermag, durch die plastische Rundung der Formen, durch die Wärme der innern Lebensgluth. Es ist gewiß, daß es für denkende Künstler nichts erfreulicheres und belehrenderes geben könnte, als öftere Vereinigungen zu diesem Zweck, wo jeder die eignen Ideen erst so durch lebende Gestalten darzustellen suchte, ehe er sie mit Linien entwürfe; nicht allein würden dadurch immer neue Gedanken erwachen, sondern die Natur würde dadurch auch die Kunst schwesterlich warnen und bewahren vor jeder Verrenkung, Unwahrheit und Uebertreibung. Die beiden berühmten mimischen Künstler, die wir schon oben erwähnten, erfreuten oft durch höchst gelungene Anordnung solcher Tableaux. Wer eines von den großen Altargemählden sah, die Madame Hendel-Schütz im Styl von Albrecht Dürer componirt, gesteht gewiß gern, daß hier das Höchste in dieser Art erreicht ist; eben so finden wir in ihren Darstellungen die beiden Gränzpunkte, wo die Tableaux in Pantomime und in statuarische Gebilde übergehen; zu den erstern gehört ihre Galathee, zu den letztern ihre Caryatiden und Sphinxe. So interessant diese beiden Gattungen auch für den Künstler sind, so gleicht doch nichts dem Entzücken, dem heiligen Staunen, womit jenes echte Tableau überall alle Zuschauer erfüllte. Der sinnige Patrik Peale gab auch oft treffliche Darstellungen in dieser Art; nur das liegt außer deren Kreise, daß er bisweilen wagte, vorhandne Götterideale des Alterthums genau nachahmen zu wollen, dies kann nie befriedigend gelingen; unvergeßlich werden aber jedem, der ihn sah, seine Darstellungen nach eigner Erfindung, z. B. sein Faun, der Amoretten verfolgt, sein Tänzer und Beckenschläger, seine hetrurischen Figuren, sein Phöbus als Lenker der Sonnenrosse, sein Christus mit zwei betenden Engeln u. s. w., bleiben. Ueberhaupt ist es gewiß gefälliger, eigne neue Ideen auf diese Weise darzustellen, als vollendete, berühmte Kunstwerke mit ängstlicher Pünktlichkeit nachahmen zu wollen. Oft erfreuten sich auch schon sinnige Kunstfreunde aus den höchsten Ständen an solchen Darstellungen, die prachtvollsten und vollendetsten waren aber unstreitig die, welche während der Zeit des Congresses in Wien von der höchstseligen Kaiserin Ludovica von Oesterreich selbst geleitet, und von dem vielfach bekannten kaiserlichen Hofkammer-Kupferstecher Joseph Fischer geordnet wurden. Theils wurden diese Tableaux in den Zimmern der Kaiserin, theils bisweilen in dem großen Redoutensaal gegeben. Geist, Grazie und Pracht wetteiferten bei diesen Darstellungen. In der Mitte des Redoutensaals war ein auf acht Säulen ruhendes Zelt aufgeschlagen, unter welches sich die höchsten Herrschaften und ein nicht über 200 Personen starker, aus den ersten Fremden und dem hohen Adel bestehender Kreis versammelte. Die Wand der Tableaux war immer zu fünf Gemählden eingerichtet. Vier kleinere goldne Bilderrahmen, von 3 — 4 Fuß Höhe und 2 1/2 Fuß Breite, umgaben den großen Hauptrahmen von ungefähr 14 — 15 Fuß Länge und 10 — 11

Fuß Höhe. Hinter und in diese glänzenden Rahmen stellten sich, nach aufgezogenem Vorhange, folgende von lebenden Personen hohen Ranges in Beleuchtung und Costum herrlich nachgebildete Gemählde dar, die noch durch einen zarten darüber gespannten Flor einen magischen Reiz bekamen, indem dadurch die allzugrellen Farben mit einem mildernden, die Aehnlichkeit unendlich steigernden Luftton überhaucht wurden. Die erste Vorstellung hatte zum Hauptgemählde: das Zelt des Darius, nach Charles Le Brun, bestehend aus fünfzehn Personen. Gemählde zur Rechten waren oben das Porträt von Vandyks Frau; unten Ossian, den Tod Fingals besingend, neben ihm die trauernde Malvine, nach Fischers Composition. Zur Linken oben Circe, nach Guercino, unten die Spinnerin, nach Domenico Feti. Die zweite Vorstellung bestand aus den schönen Nätherinnen, nach Guido Reni, acht Personen. Zur Rechten oben, Porträt der Johanna Seymour, Gemahlin Heinrichs VIII. nach Holbein; unten Titian und seine Frau, nach einem Gemählde von Titian. Zur Linken oben Porträt Heinrich VIII. nach Holbein; unten: Gemählde im Geschmack von Mieris: eine Frau, welche Guitarre spielt, ein Knabe, vor ihr stehend, hält die Noten, eine zweite Frau, hinter der ersten stehend, singt dazu. Die dritte Vorstellung hatte zum Hauptgemählde: die Zusammenkunft Maximilians I. mit Marie von Burgund in Gent, nach einem Gemählde von Petter, einem jungen talentvollen in Wien lebenden Historienmahler, zwölf Personen. Zur Rechten oben Rembrandts Frau, nach Rembrandt; unten Rubens Frau mit ihren zwei Kindern, nach Rubens. Zur Linken oben ein alter Jude zahlt die Mitgift seiner Tochter aus, nach Rembrandt; unten die Muse Clio, nach Mignard. Während dieser Vorstellungen spielte sowohl die Harfnerin Müllner, als auch der Violinist Meyseder, und erhöhten jenen stummen Genuß durch ihren seelenvollen Vortrag. Dies war unstreitig das vollendetste Festspiel dieser Art; doch manches ähnlichen, nur weniger prachtvollen, aber dafür um so künstlerischer geordneten Genusses wissen sich die Bewohner von Wien, Prag, Berlin, Dresden, Eutin und Hamburg zu erinnern. Es lassen sich selbst bei engerm Local in bloßen Zimmern solche Tableaux ausführen, wenn nur der Hintergrund gehörig dunkel, und die Beleuchtung von einer Seite hoch herab einströmend geordnet ist. Was man bei Ballets gewöhnlich Tableaux nennt, ist hiermit gar nicht zu verwechseln, weil theils dabei nie Rücksicht auf eine echt künstlerische Beleuchtung genommen werden kann, theils aber auch die Stellungen der Tänzer für das Auge des bildenden Künstlers stets etwas eckiges und übertriebnes haben. Weit mehr müssen wir aber die glückliche Idee des Dichters Friedrich Kind hierbei erwähnen, der jetzt in seinem neuesten Schauspiel: Van Dyks Landleben, eine dramatische Ausstellung für Kunstfreunde, fast jede Scene so ordnete, daß sie ein bestimmtes Gemählde bildet, mit allen Umgebungen und Nebenfiguren; dies sind nun freilich sogenannte tableaux mouvants (bewegte Gemählde), die aber doch mit fortgehenden Pantomimen nicht zu verwechseln sind. Dies Schauspiel wurde im November 1816 zuerst in Dresden mit dem allgemeinsten Beifall auf die Bühne gebracht. So bietet jetzt auf immer mannichfaltigere Weise die bildende Kunst dem Leben freundlich die Hand, um es sinnig zu verschönern, und bald sich von dessen ewig wechselnder Bewegung fortreißen zu lassen, bald aber auch es festzuhalten in ihrer eignen hohen seligen Ruhe.

Tabor heißt 1. ein Berg in Galiläa, auf dem die Jünger Je-

im verklärt sahen; 2. in der slavischen Sprache ein mit Mauern und hürmen befestigter Kirchhof auf einem Berge, auch ein verschanztes Berglager, daher Ziska die von ihm als Waffenplatz der Hussiten eraute Bergfestung im bechiner Kreise in Böhmen Tabor nannte. E.

Taboriten, s. d. Art. Hussiten.

Tabulatur heißt in der Musik die Bezeichnung der Töne durch uchstaben und Ziffern, statt der Noten. In der Mahlerkunst verteht man die Decken- und Wandmahlerei darunter.

Tachygraphie, oder auch Tacheographie, ist die Kunst, mit Beihülfe einiger Zeichen so geschwind zu schreiben, als ein Anderer richt. Alle diejenigen Worte, welche in einer Rede oft vorkommen, ibt man durch einen einzigen Buchstaben oder durch ein Zeichen an, ls: u. (und), m. (mit), d. (daß), od. (oder), Phi (Philosophie), G. (Gott), K. (König), △ (Dreieck), L (Winkel), □ (Quadrat), V. (Vers), K. (Kapitel). Wenn man lange Worte durch solche Abürzungen andeutet, so muß dadurch an Zeit des Schreibens und Raum ür das Geschriebene bedeutend gewonnen werden. Nur müssen die Zeihen und Buchstaben ganz einfach seyn, und nicht mit andern Beeutungen können verwechselt werden. — Tachygraph heißt daher ein Schnellschreiber. P. S.

Tacitus (Cajus Cornelius), stammte aus einer plebejischen Seienlinie des berühmten Geschlechtes der Cornelier, und wurde wahrcheinlich, denn Gewisses läßt sich bei dem Mangel aller Nachrichten icht sagen, entweder zu Ende der Regierung des Kaisers Claudius, der zu Anfange der Regierung des Nero geboren. Ueber seine frühere Bildung wissen wir eben so wenig, als über seine Aeltern. Unter Vespaian scheint er das erste öffentliche Amt bekleidet zu haben, indem er, ach einer Nachricht des ältern Plinius, von diesem Kaiser als Procuator in das belgische Gallien geschickt wurde. Als er nach Rom zurückekehrt war, erhielt er von dem vortrefflichen Kaiser Titus Beweise ausezeichneten Wohlwollens, indem er zum Quästor oder zum Aedil erannt wurde. Er selbst erwähnt dies, jedoch nur in sehr unbestimmten Ausdrücken, in seinen Historien. Unter Domitian ward er 88 nach Chr. Geb. Prätor, und kam in das Collegium der Fünfzehnmänner zur Besorgung der Opfer. Aus Unmuth über den Druck, unter welchem as römische Volk während der Regierung dieses Ungeheuers schmachete, verließ er nach dem Tode seines ehrwürdigen Schwiegervaters, Julius Agricola, Rom auf einige Zeit, kehrte jedoch zurück, als, nach er Ermordung jenes Unmenschen, unter Nerva's menschlicher Herrchaft jeder Brust freier zu athmen vergönnt war. Nerva selbst belohnte eine Verdienste mit dem Consulat im Jahre 97 nach Chr. Geb., welches für ihn um so ehrenvoller war, da er zum Nachfolger des groen Virginius Rufus, der dreimal mit Lebensgefahr die Kaiserwürde bgelehnt hatte, ernannt wurde. Diesem großen Manne hielt er auch ie gewöhnliche Gedächtnißrede. Unter Nerva und Trajan genoß Tacius die schönste Blume seiner Verdienste, nämlich die größte Achtung on den Besten seiner Zeit. Mit dem jüngern Plinius stand er im Verhältnisse der engsten Freundschaft, und beide wurden für die größten Lichter ihres Jahrhunderts gehalten. Er führte als Sachwalter die wichtigsten Rechtshändel, und war der berühmteste Redner. Auch im häuslichen Leben war er sehr glücklich. Seine Gemahlin, eine Tochter es Julius Agricola, gehörte zu den tugendreichsten Frauen Roms, und ebar ihm auch Kinder, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser Tacitus ein Nachkomme des großen Geschichtschreibers war. Seine

Muße wendete er zur Vollendung seiner Geschichtswerke an, die seinem Namen eine verdiente Unsterblichkeit erworben haben. Wann er gestorben, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen; wahrscheinlich unter Hadrians Regierung. Vier verschiedene Geschichtswerke haben sich von ihm erhalten. Das erste führt den Titel Annalen (Jahrbücher), und enthält die wichtigsten Begebenheiten vom Tode des Augustus bis auf Nero's Selbstmord. Es umfaßt also einen Zeitraum von 54 Jahren. Leider ist es nicht mehr vollständig. Die Erzählung der Begebenheiten vom Jahre 37 — 47, oder die Bücher vom 6ten bis zum 10ten inclusive, sind verloren gegangen. Ja auch die ersten 5 Bücher sind erst vor 300 Jahren durch Angelo Arcomboldo, den Schatzmeister des Papstes Leo X., im Kloster zu Corvey aufgefunden worden. Auch das Ende des ganzen Werkes ist nicht mehr vorhanden, und schließt jetzt im 16ten Buche mit dem J. 67. Das zweite, der Zeit nach frühere Werk, führt den Titel Historien. In demselben wollte Tacitus die Geschichten seiner Zeit beschreiben, weshalb er ihm auch den bedeutungsvollen Namen, Historien, vom griechischen Worte „selbstforschen," gab. Aber auch dieses hat die blinde Willkür der Zeit nicht verschont, und uns den größten Theil desselben entrissen. Es sind jetzt nur noch vier Bücher ganz, und das fünfte zum Theil vorhanden. Es beginnt mit dem Jahre 69 nach Chr. Geb., da Galba noch den Purpur trug, und endet mit dem Jahre 71, da Vespasianus den Thron bestiegen hatte. Es enthält also nur zwei Jahre; und man kann aus diesem Umstande auf die Wichtigkeit des Werkes in Rücksicht auf eine lehrreiche Vollständigkeit schließen. Das dritte Werk (ein goldnes, unschätzbares Büchlein) ist die bekannte historisch-statistische Schrift über Deutschland, welches den Titel führt: Von dem Lande, den Sitten und den Völkern Germaniens. Das vierte ist eine Lebensbeschreibung des Julius Agricola, seines Schwiegervaters. Der Dialog von den Ursachen der verderbten Beredsamkeit führt mit dem größten Unrecht den berühmten Namen des Tacitus. Ueber alle echte Werke dieses Schriftstellers hat die Mit- und Nachwelt einstimmig entschieden, und dieselben für Meisterwerke eines großen Geistes erklärt. Es bedarf daher nur einer flüchtigen Andeutung der Gründe dieses ruhmvollen Urtheils. Abgesehen nämlich von dem materiellen Nutzen, den wir aus den Geschichtbüchern des Tacitus ziehen, indem mit prüfender Umsicht aus gleichzeitigen Schriftstellern und Urkunden die merkwürdigen Ereignisse der römischen Geschichte in der größern Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. in denselben dargestellt sind, so sind diese Historien, als Kunstwerke betrachtet, wahrhaft unvergleichlich. Was zuerst die Auswahl und Anordnung der Thatsachen betrifft, so erkennt man darin den umfassenden Geist eines gelehrten Mannes, und das bildende Genie eines großen Künstlers, der in die rohe Mannichfaltigkeit Ordnung und Einheit bringt, und aus dem Gewirr eines ungeheuren Staatslebens ein natürlich geordnetes Gemählde erschafft, auf dem sich die Massen in einzelne Gruppen wie von selbst sondern, und durch eine bewunderungswürdige, nur dem Kenner ganz erkennbare Kunst, die Hauptpersonen von selbst in das hellste Licht treten. Die Zeichnung der Personen und Begebenheiten zeigt von bewundernswürdigem Tiefblick und überschwenglicher Kraft des Geistes; und jene unglückselige Zeit spiegelt sich in einer Seele, die rein ist von aller Unlauterkeit, und groß genug, um die Scheußlichkeit jener Zeit so tief unter sich zu erblicken, daß sie, unberührt von allem giftigen Anhauch, nicht zu heftigen Empfindungen des Zorns aufwallt. Tacitus steht unter einem verworfenen Zeitalter in ruhiger Erhabenheit da;

s verdorbene Geschlecht spielt zu seinen Füßen mit Gräueln und chandthaten; er blickt mit weitgeöffnetem Auge um sich, und erzählt r Nachwelt, was er sah. Die Kürze seiner Schreibart ging aus der rganisation seines Geistes und der Stimmung seines Gemüthes her- r. Sie ist nicht erkünstelt, sondern ihm ganz eigenthümlich. Auch ihr drückt sich der echte Römergeist aus. Wie ein aus der Unter- elt hervorgerufener Schatten des Römervolkes in dem Zeitalter der neiusse und Camiller, um das neronische Zeitalter zu schildern, er- heint Tacitus in seinen Werken, die einer ehernen Tafel gleichen, in lcher der leidenschaftlose Richter der Unterwelt in der ernsten Sprache s entscheidenden Todtengerichtes die Gräuel jenes fluchbeladenen Kai- rgeschlechtes eingegraben hat. Da ist im Ausdruck nichts müßiges, ı der Zeichnung nichts überflüssiges; die Farben sind mit weiser Spar- ımkeit aufgetragen, und Licht und Schatten mit echter Kunst vertheilt. So nachahmungswerth Tacitus in Rücksicht der Anordnung und Aus- ahl der Begebenheiten ist, so lächerlich scheint es uns zu seyn, ihn ı seiner Römerkraft, die sich auch in der Kürze des Ausdrucks zeigt, achahmen zu wollen. Nur ein solches Zeitalter durfte in einer solchen Sprache dargestellt werden; und wer die Chronikengeschichten eines Hirtenvolks in gleicher Manier beschreiben will, muß nothwendig in en Tadel einer gesuchten Unnatürlichkeit verfallen. Wir, die wir we- er im Ausdruck römische Gedrungenheit und Muskelkraft noch im Gemüthe stoische Apathie haben, können den Tacitus nur bewundern, nicht mit Glück nachahmen. Bei uns ist der zergliedernde Verstand viel zu geschäftig, als daß er von der Kraft eines solchen Willens, wie r im Tacitus erscheint, in seine Schranken zurückgewiesen werden könnte. Die Historien sind in Rücksicht der Mannigfaltigkeit und Aus- führlichkeit der Erzählung über den Annalen. Während die Annalen oft nur Umrisse geben, findet sich in den Historien alles weit sorgfälti- ger im Einzelnen wie im Ganzen ausgearbeitet; während diese die Be- gebenheiten außer Rom entweder gar nicht, oder nur was den Orient betrifft, berühren, erscheint in den Historien der ganze große Schauplatz in allen seinen einzelnen Partien mit der anziehendsten Umständlichkeit geschildert. Die Annalen ermüden daher einigermaßen den Leser durch die Einförmigkeit des Inhalts, der fast nur in der schauerlich ernsten und düstern Darstellung der fluchwürdigsten Frevelthaten besteht. Dies ist allerdings nicht die Schuld des großen Meisters, aber natürlich, je meisterhafter alle diese Gräuel in ein verhältnißmäßig kleineres Bild zu- sammengedrängt sind, desto abschreckender muß dasselbe dem Beschauer erscheinen, mit desto mehr Unwillen muß sich jede edlere Seele von demselben abwenden. Bei keinem Schriftsteller ist der Interpret nöthi- ger als bei Tacitus, daher die Ausgaben desselben mit erklärenden Bemerkungen um so willkommner sind. Der Empfehlung sind würdig die Ausgaben von Jac. Gronov (Utrecht 1724, 4.), von Brotier Paris 7 Theile, 1776, 12.), von Ernesti (Leipzig 1801, 2 Theile, 8., durch Oberlin). Mehrere Gelehrte haben sich auch an das schwierige Unternehmen gewagt, den Tacitus zu verdeutschen. Flüchtig gearbeitet ist die Uebersetzung von C. F. Bahrdt (Halle 1787, 2 Bände). Treuer und sorgfältiger hat K. Ludw. v. Woltmann übersetzt (Berl. 1811, 5 Bde. 8.). Aber die lächerliche Sucht, der deutschen Spra- che, ihrem Charakter zuwider, die römische Kürze anzubilden, stößt jeden Leser zurück, und Tacitus erscheint in derselben als ein steifer unbeholfner Rhetor. Dazu kommt, daß sie sehr oft von der Unwissen- heit des Verfassers zeigt, der sehr gewöhnliche Ausdrücke nicht verstand

und daher ganz sinnlos wiedergab. So ist, um nur Ein Beispiel anzuführen, aus der weiblichen Heftigkeit der Livia eine weibliche Unzulänglichkeit geworden. Weit besser ist die neueste Uebertragung von Strombeck.

Tact heißt überhaupt im weitläuftigen Sinne eine gleichmäßige Bewegung. In der Musik (im engern Sinne) heißt er das richtige Zeitverhältniß der Töne unter einander, oder die genaue Eintheilung der auf einander folgenden Töne in gleiche Schritte. Dieses Zeitmaß liegt schon gewissermaßen in uns selbst, und hat eine natürliche Empfindung zum Grunde, wie wir schon beim Artikel Rhythmus bemerkt haben: es ist daher auch bei einem Tonstück unerlaßlich. Je nachdem nun dieser Tact zwei gleiche, oder zwei ungleiche Theile hat, je nachdem heißt er gerade oder ungerade; dies wird auch gleich beim Anfange eines Tonstücks angegeben (z. B. C 2/4, 6/8 ꝛc. beim geraden, oder 3/4, 3/8, 3/2 ꝛc. beim ungeraden Tacte). Der gerade Tact (auch der spondäische genannt) wird nun wieder in den Niederschlag (Thesis, nota buona), und in den Aufzug (Arsis, nota cattiva), und hingegen der ungerade in drei Theile, nämlich den Niederschlag, die Mitte und den Aufzug, getheilt. Für den eigentlichen Erfinder des musikalischen Zeitmaßes hält man Franco von Cölln, welchem selbst Johann de Muris, dem man sonst immer die Erfindung zugeschrieben hat, diese Ehre einräumt. — Bei den Alten wurde der Tact zum Gesange des Chors anfangs durch Holzschuhe (κρουπεζια), dann durch eiserne, bei den Römern durch das scamillum oder scabillum angegeben. Böttiger hat in seinem Programm: quid sit docere fabulam, darüber nähere Erörterungen gegeben. — Uebrigens braucht man das Wort Tact noch in verschiedenen Bedeutungen. So sagt man: die Noten, die auf der Linie zwischen zwei Strichen eingeschlossen stehen, sind ein Tact; die ganze Tactnote nennt man auch einen Tact; ferner bezeichnet man damit auch das Zeitmaß, binnen welches die Noten, die zu einem Tacte gehören, vorgetragen werden; so sagt man: langsamer Tact, geschwinder Tact u. s. w.

Tactmesser. Es ist für die musikalische Ausführung eines Tonstücks sehr wichtig, die richtige Zeitbewegung zu treffen, in welcher es, nicht zu langsam oder nicht zu geschwind — kurz, dem Charakter desselben angemessen, vorgetragen werden soll; denn die Zeitbestimmungen, welche zu Anfange gewöhnlich angegeben werden — Andante, Adagio oder Allegro, Presto etc. — sind immer noch zu schwankend und ungewiß, weil jeder Compositeur sich sein Andante, sein Allegro langsamer oder geschwinder denkt, als ein anderer, mithin auch in einer andern Bewegung vorgetragen wissen will. Man hat daher lange, in London sowohl als in Paris, mit Ausfindung einer Maschine, durch welche der Tonsetzer genau angeben kann, nach welchem Maßstabe für die musikalische Zeit er sein Stück ausgeführt wissen will, Versuche gemacht, die auch zum Theil glückten, und von der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Paris mit Beifall gekrönt wurden. Allein in Deutschland wollte es keinen Eingang finden, bis Prof. Büria zu Berlin, und Cantor Weiske zu Meißen fast zu gleicher Zeit ein solches Instrument erfanden. Neuerlich aber hat hauptsächlich Stöckel, Cantor zu Burg, hierin einen sehr glücklichen Versuch gemacht, nach welchem jener Tactmesser oder Chronometer, aus einer auf ein Postament gestellten Maschine, gleich einer Uhr mittler Größe, besteht, an welcher ein Pendul und eine Schnur mit einer Rolle hängt, woran sich ein Gewicht befindet; auf dem Zifferblatte sind Zahlen, auf

welche, so wie es von dem Componisten über seinem Stücke angegeben ist, man den Zeiger hinrückt, um dann durch den in Bewegung gesetzten Pendul, und dessen Schnelligkeit oder Langsamkeit die Zeit zu erfahren, welche jener für sein Stück haben will. Indessen hat man noch nicht gehört, ob von dieser bedeutenden Erfindung öffentlich Gebrauch gemacht worden ist.

Tadmor, s. Palmyra.

Tafelgüter heißen diejenigen Güter, welche zum Unterhalte der Tafel eines Landesherrn bestimmt sind. Wenn es Lehngüter sind, so heißen sie Tafellehen, und verlieren auch dann, wenn derjenige, für dessen Tafel ihr Ertrag bestimmt ist, selbst Oberlehnsherr wäre, ihre Eigenschaft als Lehngüter nicht, falls sie in andere Hände kommen.

Tafelrunde. Zu Ende des fünften Jahrhunderts herrschte in Britannien, so erzählt die Fabel, die romantische Poesie der spätern Jahrhunderte, ein christlicher König, Uterpendragon, der einen der mächtigsten, aber eben so weisen und wohlthätigen Zauberer, Namens Merlin, zum Freunde und Rathgeber hatte. Dieser rieth ihm, an einer runden Tafel zu frohen Gelagen alle seine Ritter zu versammeln, die sich durch Frömmigkeit, wie durch Tapferkeit und innige Freundschaft zwischen sich selbst, und Treue gegen den König auszeichneten. Sie sollte auf 50 solche Edle in ihrem Umfange berechnet seyn, und vor der Hand nur von 49 besetzt werden; der Platz für den fünfzigsten mußte leer und dem aufbewahrt bleiben, welcher erst, wie Merlin sagte, noch geboren werden sollte. Der Versuch, den ein dazu nicht berufener Ritter machte, in Merlins Abwesenheit diesen Platz einzunehmen, und welcher damit endigte, daß der Anmaßende im Nu in die Tiefe hinabsank, und nicht wieder zum Vorschein kam, dieser Versuch schreckte jeden ab, diese leere Stelle einzunehmen, die dem Sohne des Königs Uterpendragons, dem berühmten König Arthur oder Artus, beschieden war. Er erzeugte denselben mit der Inguerne, der weisen verständigen Gemahlin eines widerspenstigen Vasallen, in die er sterblich verliebt war, und welche ihn als ihren Gemahl umarmte, weil ihm Merlin dessen Gestalt gegeben hatte, und die, als ihr Gemahl bei einem Ausfall geblieben war, von ihm geehlicht wurde. Merlin hatte sich zur Belohnung dafür, daß er dem König die Gestalt des Gemahls von Inguerne gab, die Erfüllung der Bitte ausbedungen, welche er am nächsten Morgen nach der Umarmung thun würde, und diese bestand darin, daß er den Knaben verlangte, den Inguerne nach neun Monaten gebar. Es war dies Arthur. Er ließ ihn in Allem, was dem tapfersten, wie dem tugendhaftesten Helden geziemte, unterrichten, und so füllte nun dieser als König sowohl, wie auch als der tapferste Ritter, die leere Stelle der runden Tafel aus, von welcher er die erste Zierde ward, die nun der Sammelplatz aller tapfern, edlen, frommen Ritter blieb, an welche zugelassen zu werden der höchste Preis aller Anstrengungen, Tugenden und Verdienste und gefährlicher Proben war, welche den romantischen Dichtern Britanniens mannichfachen Stoff gab, und die Quelle einer Menge abenteuerlicher Romane ward (vergl. Arthur). *r.

Taffia heißt auf den antillischen Inseln bei den Franzosen eben das, was die Engländer Rum nennen, der Zuckerbranntwein, der aus der gegohrnen Melasse, oder demjenigen Theile des Zuckersaftes, der nicht gerinnt, gebrannt wird. Der gewöhnliche Taffia wird aus einem Gemische von Melasse, Syrup und Zuckerwasser bereitet, und ist im Geschmack und Geruch weniger angenehm als der Rum.

Tag. Hierunter versteht man einmal diejenige Zeit, wo die Sonne sich über unserm Horizont befindet, und die Theile desselben erleuchtet; dann versteht man aber darunter auch den Zeitraum, der von einer Mitternacht zur andern verfließt. Man beginnt den Anfang des Tages mit dem Eintritt der Mitternacht zu zählen, welcher Gebrauch sich bei uns noch von den Römern herschreibt. Der Astronom aber fängt seinen Tag mit dem Durchgang der Sonne durch den Meridian des Orts, also Punkt 12 Uhr Mittags an, und zählt die Stunden nicht wie im gemeinen Leben von 1 bis 12, sondern von einem Mittag zum andern fort, von 1 bis 24, und was nach Rechnung des gemeinen Lebens den 1sten Januar früh 4 Uhr vorgeht, das geht nach der astronomischen Zeit December 31, Stunden 16 vor. Die Juden fangen den Tag mit dem Untergange der Sonne an, und daher dauert auch ihr Sabbath von Freitag Abends bis zum Untergange der Sonne am Sonnabend. Einige Völker fangen den Tag mit dem Aufgange der Sonne an; in einigen italienischen Staaten soll es ebenfalls Gebrauch seyn, den Tag vom Untergange der Sonne an zu rechnen. P. S.

Tagesfrist heißt überhaupt die Zeit eines Tages. Dieser wird unterschieden in den bürgerlichen und natürlichen. Jener besteht aus 24 Stunden, und begreift Tag und Nacht in sich, dieser aber dauert nur vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, und ist der Nacht entgegengesetzt. Tagfahrt (Termin) ist ein bestimmter Tag, sich vor Gericht oder zur Verrichtung oder Beiwohnung eines Geschäfts an einem gewissen Orte einzufinden.

Tagfalter sind Schmetterlinge, welche bei Tage ausfliegen. Die natürlichsten Unterscheidungsnamen derselben sind von den Gewächsen hergenommen, auf welchen sie leben. Linné machte mehrere Abschnitte unter ihnen, und nannte sie nach diesen Equites, Heliconii, Danai, Nymphales und Plebeji. Die Schmetterlinge des ersten Abschnitts verdanken ihre Namen dem trojanischen Kriege; die des zweiten haben die ihrigen von den Musen; die Danaer von den Kindern des Danaus; den Nymphalen ward ihre Bezeichnung nach den Nymphen des Alterthums, den Plebejern nach dem dritten Stande der Stadt Rom.

Takel (Takelwerk, Takelage), heißt alles, was zur Ausrüstung eines Schiffes an Segeln, Tauen, Ankern, Winden, Rollen u. s. w. gehört. Daher takeln (bei Schiffleuten) ein Schiff nach seinen Masten, Segeln, Stangen und Tauwerk in Stand bringen, daß es in See stechen (gehen) kann; abtakeln jenes von dem Schiffe abnehmen.

Taktik ist die Lehre von der Stellung und Bewegung der Kriegsvölker; sie theilt sich ab in die niedere und höhere, je nachdem sie die Anordnungen einzelner kleinen Heereshaufen, oder mehrerer Corps und Armeen zum Gegenstande hat. Auch für die Truppengattung wird sie in Fußvolk- (Infanterie) und Reiterei- (Cavallerie) Taktik abgetheilt. Die Truppen werden gewöhnlich Mann neben Mann und Mann hinter Mann rangirt, ersteres nennt man ein Glied, letzteres eine Rotte; sind aber die einzelnen Streiter von einander abgesondert aufgestellt, so bildet dieses die zerstreute Schlachtordnung. 6, 7, 8 Rotten bilden eine Section oder auch ein Peloton, 20 bis 40 Rotten eine Division oder Compagnie. Ein Bataillon ist gemeiniglich aus vier Divisionen, und ein Regiment aus zwei, auch drei Bataillonen zusammengesetzt. Zwei bis drei Regimenter bilden eine Brigade, und mehrere Brigaden machen eine Division aus, und so ist eine Armee wiederum aus mehreren Divisionen zusammengesetzt. Trupp und Corps sind zwei allgemeine Begriffe, die einen größern oder kleinern Theil einer Heeres-

theilung bezeichnen. Je stärker die Truppenabtheilung ist, unter einem desto höhern Befehlshaber steht selbige; ein Unteroffizier hat die niedrigste, und ein Marschall die stärkste Masse zu befehlen. Im Kriege ist es unumgänglich nothwendig, die Heeresmasse in größter Schnelligkeit von einem Orte zum andern zu bewegen, lange Reihen (Fronten), tiefe Massen (Colonnen) und hohle viereckige Räume (Quarrees) zu bilden. Dieses alles, so wie mehrere andere Truppenaufstellungen und Bewegungen werden in der Lehre der niedern Taktik abgehandelt. Die höhere Taktik, der wichtigste Zweig der Strategie, hat ganze Armeen zu ihrem Gegenstande, die oft mehrere Meilen weit von einander getrennt, in steter Verbindung und in gemeinschaftlicher Einwirkung bleiben müssen. Der höhern Taktik dient besonders die Militärgeographie zur Basis. P. S.

Talar (lateinisch) heißt ein langes, bis auf die Fersen herabreichendes, mantelartiges Feierkleid, wie es Fürsten und Priester im Ornat zu tragen pflegen.

Talent hieß bei den Griechen eine gewisse Geldsumme, die in den verschiedenen griechischen Staaten verschieden war. Ein attisches Talent hielt 60 Minen (die Mine 100 Drachmen, die Drachme wog ein Quentchen, und galt folglich gegen 5 Gr. unsers Geldes) und betrug nach unserm Gelde ungefähr 1200 Thlr.; ein alexandrinisches Talent war noch einmal so viel; ein ägyptisches betrug 80 Minen u. s. w. In den spätern Zeiten haben griechische Schriftsteller das Wort Talent bisweilen auch für ein Pfund, bisweilen für hundert Pfund, bisweilen auch nur für eine einzelne goldne Münze gebraucht. — Talent wird im bildlichen und gewöhnlichen Sinne eine ausgezeichnete Fähigkeit genannt. Sie gehört also zur Anlage, und entspringt aus der Anlage. Aber ein jeder Mensch hat Anlage, denn die frühern physischen, so wie die dadurch bestimmten geistigen Verhältnisse seiner Natur sind es, deren Inbegriff wir Anlage nennen, in so fern sie auf die spätere Richtung und Bildung des Individuums bezogen werden. In der Anlage liegt sonach nur die Möglichkeit einer eigenthümlichen und bestimmtern Kraftäußerung oder Kraftrichtung (zur ausgebildeten Individualität). Die Fähigkeit denken wir uns aber als die in einem Subject liegende Möglichkeit zur Bewirkung eines bestimmten Gegenstandes, oder Hervorbringung einer bestimmten Wirkung, wir denken also bei ihr an eine bestimmte Art der Thätigkeit und ein bestimmtes Ziel, welchem diese Kraft von Seiten des Subjects angemessen ist. Sonach ist auch die Fähigkeit, unterschieden vom Vermögen, als dem innern Grunde einer menschlichen Thätigkeit, und bezogen auf die Anlage überhaupt, eine Anlage besonderer Art, und da sie einen bestimmten Gegenstand hat, auf welchen die Anlage gerichtet sich entwickeln muß, eine einzelne entwickelte in einer bestimmten Art der Geistesäußerung beruhende Anlage. Die Fähigkeit kann übrigens eben sowohl Empfänglichkeit (Receptivität) als Selbstthätigkeit (Spontaneität) bezeichnen, ihr Gegenstand wird immer als etwas Künftiges gedacht. Sie unterscheidet sich von der Fertigkeit dadurch, daß diese die Kraft in ihrer wirklichen Aeußerung, und zwar in einem hohen, durch Uebung und Gewöhnung (besonders mechanischer Art) erworbenen Grade der Leichtigkeit und Lebhaftigkeit bezeichnet. Wenn nun das Talent eine ausgezeichnete Fähigkeit ist, und letztere einen bestimmten Gegenstand hat, für welchen sie sich als bestimmte Richtung entwickelt, so ist das Talent zwar darin, daß es auf Naturgabe beruht, dem Genie gleich, und wenn wir ausgezeichnete Anlage oder Naturgabe überhaupt Talent

Höhe. Hinter und in diese glänzenden Rahmen stellten sich, nach
ezogenem Vorhange, folgende von lebenden Personen hohen Ran-
in Beleuchtung und Costum herrlich nachgebildete Gemählde dar,
noch durch einen zarten darüber gespannten Flor einen magischen
bekamen, indem dadurch die allzugrellen Farben mit einem mil-
den, die Aehnlichkeit unendlich steigernden Lustton überhaucht wur-
Die erste Vorstellung hatte zum Hauptgemählde: das Zelt des
ius, nach Charles Le Brun, bestehend aus fünfzehn Personen.
nählde zur Rechten waren oben das Porträt von Vandyks Frau;
n Ossian, den Tod Fingals besingend, neben ihm die trauernde
lvine, nach Fischers Composition. Zur Linken oben Circe, nach
rcino, unten die Spinnerin, nach Domenico Feti. Die zweite
stellung bestand aus den schönen Nätherinnen, nach Guido Reni,
Personen. Zur Rechten oben, Porträt der Johanna Seymour,
iahlin Heinrichs VIII. nach Holbein; unten Titian und seine Frau,
einem Gemählde von Titian. Zur Linken oben Porträt Heinrich
I. nach Holbein; unten: Gemählde im Geschmack von Mieris:
Frau, welche Guitarre spielt, ein Knabe, vor ihr stehend, hält
Noten, eine zweite Frau, hinter der ersten stehend, singt dazu. Die
te Vorstellung hatte zum Hauptgemählde: die Zusammenkunft Ma-
ilians I. mit Marie von Burgund in Gent, nach einem Gemählde
Vetter, einem jungen talentvollen in Wien lebenden Historienmah-
zwölf Personen. Zur Rechten oben Rembrandts Frau, nach Rem-
dt; unten Rubens Frau mit ihren zwei Kindern, nach Rubens.
Linken oben ein alter Jude zahlt die Mitgift seiner Tochter aus,
Rembrandt; unten die Muse Clio, nach Mignard. Während
r Vorstellungen spielte sowohl die Harfnerin Müllner, als auch
Violinist Meyseder, und erhöhten jenen stummen Genuß durch ih-
seelenvollen Vortrag. Dies war unstreitig das vollendetste Festspiel
r Art; doch manches ähnlichen, nur weniger prachtvollen, aber
r um so künstlerischer geordneten Genusses wissen sich die Bewoh-
von Wien, Prag, Berlin, Dresden, Eutin und Hamburg zu er-
rn. Es lassen sich selbst bei engerm Local in bloßen Zimmern
e Tableaux ausführen, wenn nur der Hintergrund gehörig dun-
und die Beleuchtung von einer Seite hoch herab einströmend ge-
et ist. Was man bei Ballets gewöhnlich Tableaux nennt, ist
mit gar nicht zu verwechseln, weil theils dabei nie Rücksicht auf
echt künstlerische Beleuchtung genommen werden kann, theils aber
die Stellungen der Tänzer für das Auge des bildenden Künstlers
etwas eckiges und übertriebnes haben. Weit mehr müssen wir aber
glückliche Idee des Dichters Friedrich Kind hierbei erwähnen,
jetzt in seinem neuesten Schauspiel: Van Dyks Landleben,
dramatische Ausstellung für Kunstfreunde, fast jede Scene so ord-
, daß sie ein bestimmtes Gemählde bildet, mit allen Umgebungen
Nebenfiguren; dies sind nun freilich sogenannte tableaux mou-
its (bewegte Gemählde), die aber doch mit fortgehenden Pantomi-
nicht zu verwechseln sind. Dies Schauspiel wurde im November
6 zuerst in Dresden mit dem allgemeinsten Beifall auf die Bühne
acht. So bietet jetzt auf immer mannichfaltigere Weise die bil-
e Kunst dem Leben freundlich die Hand, um es sinnig zu verschö-
, und bald sich von dessen ewig wechselnder Bewegung fortreißen
assen, bald aber auch es festzuhalten in ihrer eignen hohen seligen
e.

Tabor heißt 1. ein Berg in Galiläa, auf dem die Jünger Je-

um verklärt sahen; 2. in der slavischen Sprache ein mit Mauern und Thürmen befestigter Kirchhof auf einem Berge, auch ein verschanztes Berglager, daher Ziska die von ihm als Waffenplatz der Hussiten erbaute Bergfestung im bechiner Kreise in Böhmen Tabor nannte. E.

Taboriten, s. d. Art. Hussiten.

Tabulatur heißt in der Musik die Bezeichnung der Töne durch Buchstaben und Ziffern, statt der Noten. In der Mahlerkunst versteht man die Decken- und Wandmahlerei darunter.

Tachygraphie, oder auch Tacheographie, ist die Kunst, mit Beihülfe einiger Zeichen so geschwind zu schreiben, als ein Anderer spricht. Alle diejenigen Worte, welche in einer Rede oft vorkommen, gibt man durch einen einzigen Buchstaben oder durch ein Zeichen an, als: u. (und), m. (mit), ß. (daß), od. (oder), Phi (Philosophie), G. (Gott), K. (König), △ (Dreieck), ∟ (Winkel), □ (Quadrat), V. (Vers), K. (Kapitel). Wenn man lange Worte durch solche Abkürzungen andeutet, so muß dadurch an Zeit des Schreibens und Raum für das Geschriebene bedeutend gewonnen werden. Nur müssen die Zeichen und Buchstaben ganz einfach seyn, und nicht mit andern Bedeutungen können verwechselt werden. — Tachygraph heißt daher ein Schnellschreiber. P. S.

Tacitus (Cajus Cornelius), stammte aus einer plebejischen Seitenlinie des berühmten Geschlechtes der Cornelier, und wurde wahrscheinlich, denn Gewisses läßt sich bei dem Mangel aller Nachrichten nicht sagen, entweder zu Ende der Regierung des Kaisers Claudius, oder zu Anfange der Regierung des Nero geboren. Ueber seine frühere Bildung wissen wir eben so wenig, als über seine Aeltern. Unter Vespasian scheint er das erste öffentliche Amt bekleidet zu haben, indem er, nach einer Nachricht des ältern Plinius, von diesem Kaiser als Procurator in das belgische Gallien geschickt wurde. Als er nach Rom zurückgekehrt war, erhielt er von dem vortrefflichen Kaiser Titus Beweise ausgezeichneten Wohlwollens, indem er zum Quästor oder zum Aedil ernannt wurde. Er selbst erwähnt dies, jedoch nur in sehr unbestimmten Ausdrücken, in seinen Historien. Unter Domitian ward er 88 nach Chr. Geb. Prätor, und kam in das Collegium der Fünfzehnmänner zur Besorgung der Opfer. Aus Unmuth über den Druck, unter welchem das römische Volk während der Regierung dieses Ungeheuers schmachtete, verließ er nach dem Tode seines ehrwürdigen Schwiegervaters, Julius Agricola, Rom auf einige Zeit, kehrte jedoch zurück, als, nach der Ermordung jenes Unmenschen, unter Nerva's menschlicher Herrschaft jeder Brust freier zu athmen vergönnt war. Nerva selbst belohnte seine Verdienste mit dem Consulat im Jahre 97 nach Chr. Geb., welches für ihn um so ehrenvoller war, da er zum Nachfolger des großen Virginius Rufus, der dreimal mit Lebensgefahr die Kaiserwürde abgelehnt hatte, ernannt wurde. Diesem großen Manne hielt er auch die gewöhnliche Gedächtnißrede. Unter Nerva und Trajan genoß Tacitus die schönste Blume seiner Verdienste, nämlich die größte Achtung von den Besten seiner Zeit. Mit dem jüngern Plinius stand er im Verhältnisse der engsten Freundschaft, und beide wurden für die größten Lichter ihres Jahrhunderts gehalten. Er führte als Sachwalter die wichtigsten Rechtshändel, und war der berühmteste Redner. Auch im häuslichen Leben war er sehr glücklich. Seine Gemahlin, eine Tochter des Julius Agricola, gehörte zu den tugendreichsten Frauen Roms, und gebar ihm auch Kinder, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser Tacitus ein Nachkomme des großen Geschichtschreibers war. Seine

Ruhe wendete er zur Vollendung seiner Geschichtswerke an, die seinem
Namen eine verdiente Unsterblichkeit erworben haben. Wann er gestorben,
läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen; wahrscheinlich un-
ter Hadrians Regierung. Vier verschiedene Geschichtswerke haben sich von
ihm erhalten. Das erste führt den Titel Annalen (Jahrbücher), und
enthält die wichtigsten Begebenheiten vom Tode des Augustus bis auf
Nero's Selbstmord. Es umfaßt also einen Zeitraum von 54 Jahren.
Leider ist es nicht mehr vollständig. Die Erzählung der Begebenheiten
vom Jahre 37 — 47, oder die Bücher vom 6ten bis zum 10ten inclu-
sive, sind verloren gegangen. Ja auch die ersten 5 Bücher sind erst vor
300 Jahren durch Angelo Arcomboldo, den Schatzmeister des Papstes
Leo X., im Kloster zu Corvey aufgefunden worden. Auch das Ende
des ganzen Werkes ist nicht mehr vorhanden, und schließt jetzt im 16ten
Buche mit dem J. 67. Das zweite, der Zeit nach frühere Werk, führt
den Titel Historien. In demselben wollte Tacitus die Geschichten sei-
ner Zeit beschreiben, weshalb er ihm auch den bedeutungsvollen Namen,
Historien, vom griechischen Worte „selbstforschen," gab. Aber auch
dieses hat die blinde Willkür der Zeit nicht verschont, und uns den
größten Theil desselben entrissen. Es sind jetzt nur noch vier Bücher
ganz, und das fünfte zum Theil vorhanden. Es beginnt mit dem
Jahre 69 nach Chr. Geb., da Galba noch den Purpur trug, und endet
mit dem Jahre 71, da Vespasianus den Thron bestiegen hatte. Es
enthält also nur zwei Jahre; und man kann aus diesem Umstande auf
die Wichtigkeit des Werkes in Rücksicht auf eine lehrreiche Vollständig-
keit schließen. Das dritte Werk (ein goldnes, unschätzbares Büchlein)
ist die bekannte historisch-statistische Schrift über Deutschland, welches
den Titel führt: Von dem Lande, den Sitten und den Völkern Ger-
maniens. Das vierte ist eine Lebensbeschreibung des Julius Agricola,
seines Schwiegervaters. Der Dialog von den Ursachen der verderbten
Beredsamkeit führt mit dem größten Unrecht den berühmten Namen
des Tacitus. Ueber alle echte Werke dieses Schriftstellers hat die Mit-
und Nachwelt einstimmig entschieden, und dieselben für Meisterwerke
eines großen Geistes erklärt. Es bedarf daher nur einer flüchtigen An-
deutung der Gründe dieses ruhmvollen Urtheils. Abgesehen nämlich von
dem materiellen Nutzen, den wir aus den Geschichtbüchern des Tacitus
ziehen, indem mit prüfender Umsicht aus gleichzeitigen Schriftstellern
und Urkunden die merkwürdigen Ereignisse der römischen Geschichte in
der größern Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. in densel-
ben dargestellt sind, so sind diese Historien, als Kunstwerke betrachtet,
wahrhaft unvergleichlich. Was zuerst die Auswahl und Anordnung der
Thatsachen betrifft, so erkennt man darin den umfassenden Geist eines
gelehrten Mannes, und das bildende Genie eines großen Künstlers, der
in die rohe Mannichfaltigkeit Ordnung und Einheit bringt, und aus
dem Gewirr eines ungeheuren Staatslebens ein natürlich geordnetes
Gemählde erschafft, auf dem sich die Massen in einzelne Gruppen wie
von selbst sondern, und durch eine bewunderungswürdige, nur dem Ken-
ner ganz erkennbare Kunst, die Hauptpersonen von selbst in das hellste
Licht treten. Die Zeichnung der Personen und Begebenheiten zeigt von
bewundernswürdigem Tiefblick und überschwenglicher Kraft des Geistes;
und jene unglückselige Zeit spiegelt sich in einer Seele, die rein ist von
aller Unlauterkeit, und groß genug, um die Scheußlichkeit jener Zeit
so tief unter sich zu erblicken, daß sie, unberührt von allem giftigen
Anhauch, nicht zu heftigen Empfindungen des Zorns aufwallt. Taci-
tus steht unter einem verworfenen Zeitalter in ruhiger Erhabenheit da;

as verdorbene Geschlecht spielt zu seinen Füßen mit Gräueln und Schandthaten; er blickt mit weitgeöffnetem Auge um sich, und erzählt er Nachwelt, was er sah. Die Kürze seiner Schreibart ging aus der Organisation seines Geistes und der Stimmung seines Gemüthes hervor. Sie ist nicht erkünstelt, sondern ihm ganz eigenthümlich. Auch n ihr drückt sich der echte Römergeist aus. Wie ein aus der Unterwelt hervorgerufener Schatten des Römervolkes in dem Zeitalter der Cincinnate und Camiller, um das neronische Zeitalter zu schildern, erscheint Tacitus in seinen Werken, die einer ehernen Tafel gleichen, in welcher der leidenschaftlose Richter der Unterwelt in der ernsten Sprache es entscheidenden Todtengerichtes die Gräuel jenes fluchbeladenen Kaisergeschlechtes eingegraben hat. Da ist im Ausdruck nichts müßiges, n der Zeichnung nichts überflüssiges; die Farben sind mit weiser Sparsamkeit aufgetragen, und Licht und Schatten mit echter Kunst vertheilt. So nachahmungswerth Tacitus in Rücksicht der Anordnung und Auswahl der Begebenheiten ist, so lächerlich scheint es uns zu seyn, ihn n seiner Römerkraft, die sich auch in der Kürze des Ausdrucks zeigt, nachahmen zu wollen. Nur ein solches Zeitalter durfte in einer solchen Sprache dargestellt werden; und wer die Chronikengeschichten eines Hirtenvolks in gleicher Manier beschreiben will, muß nothwendig in en Tadel einer gesuchten Unnatürlichkeit verfallen. Wir, die wir weer im Ausdruck römische Gedrungenheit und Muskelkraft noch im Gemüthe stoische Apathie haben, können den Tacitus nur bewundern, icht mit Glück nachahmen. Bei uns ist der zergliedernde Verstand iel zu geschäftig, als daß er von der Kraft eines solchen Willens, wie r im Tacitus erscheint, in seine Schranken zurückgewiesen werden önnte. Die Historien sind in Rücksicht der Mannigfaltigkeit und Ausführlichkeit der Erzählung über den Annalen. Während die Annalen ft nur Umrisse geben, findet sich in den Historien alles weit sorgfältier im Einzelnen wie im Ganzen ausgearbeitet; während diese die Begebenheiten außer Rom entweder gar nicht, oder nur was den Orient betrifft, berühren, erscheint in den Historien der ganze große Schauplatz n allen seinen einzelnen Partien mit der anziehendsten Umständlichkeit geschildert. Die Annalen ermüden daher einigermaßen den Leser durch ie Einförmigkeit des Inhalts, der fast nur in der schauerlich ernsten und düstern Darstellung der fluchwürdigsten Frevelthaten besteht. Dies ist allerdings nicht die Schuld des großen Meisters, aber natürlich, je meisterhafter alle diese Gräuel in ein verhältnißmäßig kleineres Bild zusammengedrängt sind, desto abschreckender muß dasselbe dem Beschauer erscheinen, mit desto mehr Unwillen muß sich jede edlere Seele von demselben abwenden. Bei keinem Schriftsteller ist der Interpret nöthiger als bei Tacitus, daher die Ausgaben desselben mit erklärenden Bemerkungen um so willkommner sind. Der Empfehlung sind würdig ie Ausgaben von Jac. **Gronov** (Utrecht 1724, 4.), von **Brotier** Paris 7 Theile, 1776, 12.), von **Ernesti** (Leipzig 1801, 2 Theile, ., durch **Oberlin**). Mehrere Gelehrte haben sich auch an das chwierige Unternehmen gewagt, den Tacitus zu verdeutschen. Flüchtig earbeitet ist die Uebersetzung von C. F. **Bahrdt** (Halle 1787, 2 Bände). Treuer und sorgfältiger hat K. Ludw. v. **Woltmann** übersetzt (Berl. 811, 5 Bde. 8.). Aber die lächerliche Sucht, der deutschen Sprahe, ihrem Charakter zuwider, die römische Kürze anzubilden, stößt eden Leser zurück, und Tacitus erscheint in derselben als ein steifer nbeholfner Rhetor. Dazu kommt, daß sie sehr oft von der Unwissenheit des Verfassers zeigt, der sehr gewöhnliche Ausdrücke nicht verstand

nd daher ganz sinnlos wiedergab. So ist, um nur Ein Beispiel anzuführen, aus der weiblichen Heftigkeit der Livia eine weibliche Unzulänglichkeit geworden. Weit besser ist die neueste Uebertragung von Strombeck.

Tact heißt überhaupt im weitläuftigen Sinne eine gleichmäßige Bewegung. In der Musik (im engern Sinne) heißt er das richtige Zeitverhältniß der Töne unter einander, oder die genaue Eintheilung der auf einander folgenden Töne in gleiche Schritte. Dieses Zeitmaß liegt schon gewissermaßen in uns selbst, und hat eine natürliche Empfindung zum Grunde, wie wir schon beim Artikel Rhythmus bemerkt haben: es ist daher auch bei einem Tonstück unerlaßlich. Je nachdem nun dieser Tact zwei gleiche, oder zwei ungleiche Theile hat, je nachdem heißt er gerade oder ungerade; dies wird auch gleich beim Anfange eines Tonstücks angegeben (z. B. C 2/4, 6/8 rc. beim geraden, oder 3/4, 3/8, 3/2 rc. beim ungeraden Tacte). Der gerade Tact (auch der spondäische genannt) wird nun wieder in den Niederschlag (Thesis, nota buona), und in den Aufzug (Arsis, nota cattiva), und hingegen der ungerade in drei Theile, nämlich den Niederschlag, die Mitte und den Aufzug, getheilt. Für den eigentlichen Erfinder des musikalischen Zeitmaßes hält man Franco von Cölln, welchem selbst Johann de Muris, dem man sonst immer die Erfindung zugeschrieben hat, diese Ehre einräumt. — Bei den Alten wurde der Tact zum Gesange des Chors anfangs durch Holzschuhe (κρουπεζια), dann durch eiserne, bei den Römern durch das scamillum oder scabillum angegeben. Böttiger hat in seinem Programm: quid sit docere fabulam, darüber nähere Erörterungen gegeben. — Uebrigens braucht man das Wort Tact noch in verschiedenen Bedeutungen. So sagt man: die Noten, die auf der Linie zwischen zwei Strichen eingeschlossen stehen, sind ein Tact; die ganze Tactnote nennt man auch einen Tact; ferner bezeichnet man damit auch das Zeitmaß, binnen welches die Noten, die zu einem Tacte gehören, vorgetragen werden; so sagt man: langsamer Tact, geschwinder Tact u. s. w.

Tactmesser. Es ist für die musikalische Ausführung eines Tonstücks sehr wichtig, die richtige Zeitbewegung zu treffen, in welcher es, nicht zu langsam oder nicht zu geschwind — kurz, dem Charakter desselben angemessen, vorgetragen werden soll; denn die Zeitbestimmungen, welche zu Anfange gewöhnlich angegeben werden — Andante, Adagio oder Allegro, Presto etc. — sind immer noch zu schwankend und ungewiß, weil jeder Compositeur sich sein Andante, sein Allegro langsamer oder geschwinder denkt, als ein anderer, mithin auch in einer andern Bewegung vorgetragen wissen will. Man hat daher lange, in London sowohl als in Paris, mit Ausfindung einer Maschine, durch welche der Tonsetzer genau angeben kann, nach welchem Maßstabe für die musikalische Zeit er sein Stück ausgeführt wissen will, Versuche gemacht, die auch zum Theil glückten, und von der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Paris mit Beifall gekrönt wurden. Allein in Deutschland wollte es keinen Eingang finden, bis Prof. Büria zu Berlin, und Cantor Weiske zu Meißen fast zu gleicher Zeit ein solches Instrument erfanden. Neuerlich aber hat hauptsächlich Stöckel, Cantor zu Burg, hierin einen sehr glücklichen Versuch gemacht, nach welchem jener Tactmesser oder Chronometer, aus einer auf ein Postament gestellten Maschine, gleich einer Uhr mittler Größe, besteht, an welcher ein Pendul und eine Schnur mit einer Rolle hängt, woran sich ein Gewicht befindet; auf dem Zifferblatte sind Zahlen, auf

welche, so wie es von dem Componisten über seinem Stücke angegeben ist, man den Zeiger hinrückt, um dann durch den in Bewegung gesetzten Pendul, und dessen Schnelligkeit oder Langsamkeit die Zeit zu erfahren, welche jener für sein Stück haben will. Indessen hat man doch nicht gehört, ob von dieser bedeutenden Erfindung öffentlich Gebrauch gemacht worden ist.

Tadmor, s. Palmyra.

Tafelgüter heißen diejenigen Güter, welche zum Unterhalte der Tafel eines Landesherrn bestimmt sind. Wenn es Lehngüter sind, so heißen sie Tafellehen, und verlieren auch dann, wenn derjenige, für dessen Tafel ihr Ertrag bestimmt ist, selbst Oberlehnsherr wäre, ihre Eigenschaft als Lehngüter nicht, falls sie in andere Hände kommen.

Tafelrunde. Zu Ende des fünften Jahrhunderts herrschte in Britannien, so erzählt die Fabel, die romantische Poesie der spätern Jahrhunderte, ein christlicher König, Uterpendragon, der einen der mächtigsten, aber eben so weisen und wohlthätigen Zauberer, Namens Merlin, zum Freunde und Rathgeber hatte. Dieser rieth ihm, an einer runden Tafel zu frohen Gelagen alle seine Ritter zu versammeln, die sich durch Frömmigkeit, wie durch Tapferkeit und innige Freundschaft zwischen sich selbst, und Treue gegen den König auszeichneten. Sie sollte auf 50 solche Edle in ihrem Umfange berechnet seyn, und vor der Hand nur von 49 besetzt werden; der Platz für den fünfzigsten mußte leer und dem aufbewahrt bleiben, welcher erst, wie Merlin sagte, noch geboren werden sollte. Der Versuch, den ein dazu nicht berufener Ritter machte, in Merlins Abwesenheit diesen Platz einzunehmen, und welcher damit endigte, daß der Anmaßende im Nu in die Tiefe hinabsank, und nicht wieder zum Vorschein kam, dieser Versuch schreckte jeden ab, diese leere Stelle einzunehmen, die dem Sohne des Königs Uterpendragons, dem berühmten König Arthur oder Artus, beschieden war. Er erzeugte denselben mit der Inguerne, der weisen verständigen Gemahlin eines widerspenstigen Vasallen, in die er sterblich verliebt war, und welche ihn als ihren Gemahl umarmte, weil ihm Merlin dessen Gestalt gegeben hatte, und die, als ihr Gemahl bei einem Ausfall geblieben war, von ihm geehlicht wurde. Merlin hatte sich zur Belohnung dafür, daß er dem König die Gestalt des Gemahls von Inguerne gab, die Erfüllung der Bitte ausbedungen, welche er am nächsten Morgen nach der Umarmung thun würde, und diese bestand darin, daß er den Knaben verlangte, den Inguerne nach neun Monaten gebar. Es war dies Arthur. Er ließ ihn in Allem, was dem tapfersten, wie dem tugendhaftesten Helden geziemte, unterrichten, und so füllte nun dieser als König sowohl, wie auch als der tapferste Ritter, die leere Stelle der runden Tafel aus, von welcher er die erste Zierde ward, die nun der Sammelplatz aller tapfern, edlen, frommen Ritter blieb, an welche zugelassen zu werden der höchste Preis aller Anstrengungen, Tugenden und Verdienste und gefährlicher Proben war, welche den romantischen Dichtern Britanniens mannichfachen Stoff gab, und die Quelle einer Menge abenteuerlicher Romane ward (vergl. Arthur). *r.

Taffia heißt auf den antillischen Inseln bei den Franzosen eben das, was die Engländer Rum nennen, der Zuckerbranntwein, der aus der gegohrnen Melasse, oder demjenigen Theile des Zuckersaftes, der nicht gerinnt, gebrannt wird. Der gewöhnliche Taffia wird aus einem Gemische von Melasse, Syrup und Zuckerwasser bereitet, und ist im Geschmack und Geruch weniger angenehm als der Rum.

Tag. Hierunter versteht man einmal diejenige Zeit, wo die Sonne sich über unserm Horizont befindet, und die Theile desselben erleuchtet; dann versteht man aber darunter auch den Zeitraum, der von einer Mitternacht zur andern verfließt. Man beginnt den Anfang des Tages mit dem Eintritt der Mitternacht zu zählen, welcher Gebrauch sich bei uns noch von den Römern herschreibt. Der Astronom aber fängt seinen Tag mit dem Durchgang der Sonne durch den Meridian des Orts, also Punkt 12 Uhr Mittags an, und zählt die Stunden nicht wie im gemeinen Leben von 1 bis 12, sondern von einem Mittag zum andern fort, von 1 bis 24, und was nach Rechnung des gemeinen Lebens den 1sten Januar früh 4 Uhr vorgeht, das geht nach der astronomischen Zeit December 31, Stunden 16 vor. Die Juden fangen den Tag mit dem Untergange der Sonne an, und daher dauert auch ihr Sabbath von Freitag Abends bis zum Untergange der Sonne am Sonnabend. Einige Völker fangen den Tag mit dem Aufgange der Sonne an; in einigen italienischen Staaten soll es ebenfalls Gebrauch seyn, den Tag vom Untergange der Sonne an zu rechnen. P. S.

Tagesfrist heißt überhaupt die Zeit eines Tages. Dieser wird unterschieden in den bürgerlichen und natürlichen. Jener besteht aus 24 Stunden, und begreift Tag und Nacht in sich, dieser aber dauert nur vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, und ist der Nacht entgegengesetzt. Tagfahrt (Termin) ist ein bestimmter Tag, sich vor Gericht oder zur Verrichtung oder Beiwohnung eines Geschäfts an einem gewissen Orte einzufinden.

Tagfalter sind Schmetterlinge, welche bei Tage ausfliegen. Die natürlichsten Unterscheidungsnamen derselben sind von den Gewächsen hergenommen, auf welchen sie leben. Linné machte mehrere Abschnitte unter ihnen, und nannte sie nach diesen Equites, Heliconii, Danai, Nymphales und Plebeji. Die Schmetterlinge des ersten Abschnitts verdanken ihre Namen dem trojanischen Kriege; die des zweiten haben die ihrigen von den Musen; die Danaer von den Kindern des Danaus; den Nymphalen ward ihre Bezeichnung nach den Nymphen des Alterthums, den Plebejern nach dem dritten Stande der Stadt Rom.

Takel (Takelwerk, Takelage), heißt alles, was zur Ausrüstung eines Schiffes an Segeln, Tauen, Ankern, Winden, Rollen u. s. w. gehört. Daher takeln (bei Schiffleuten) ein Schiff nach seinen Masten, Segeln, Stangen und Tauwerk in Stand bringen, daß es in See stechen (gehen) kann; abtakeln jenes von dem Schiffe abnehmen.

Taktik ist die Lehre von der Stellung und Bewegung der Kriegsvölker; sie theilt sich ab in die niedere und höhere, je nachdem sie die Anordnungen einzelner kleinen Heereshaufen, oder mehrerer Corps und Armeen zum Gegenstande hat. Auch für die Truppengattung wird sie in Fußvolk- (Infanterie) und Reiterei- (Cavallerie) Taktik abgetheilt. Die Truppen werden gewöhnlich Mann neben Mann und Mann hinter Mann rangirt, ersteres nennt man ein Glied, letzteres eine Rotte; sind aber die einzelnen Streiter von einander abgesondert aufgestellt, so bildet dieses die zerstreute Schlachtordnung. 6, 7, 8 Rotten bilden eine Section oder auch ein Peloton, 20 bis 40 Rotten eine Division oder Compagnie. Ein Bataillon ist gemeiniglich aus vier Divisionen, und ein Regiment aus zwei, auch drei Bataillonen zusammengesetzt. Zwei bis drei Regimenter bilden eine Brigade, und mehrere Brigaden machen eine Division aus, und so ist eine Armee wiederum aus mehreren Divisionen zusammengesetzt. Trupp und Corps sind zwei allgemeine Begriffe, die einen größern oder kleinern Theil eines Heeres

Abtheilung bezeichnen. Je stärker die Truppenabtheilung ist, unter einem desto höhern Befehlshaber steht selbige; ein Unteroffizier hat die niedrigste, und ein Marschall die stärkste Masse zu befehlen. Im Kriege ist es unumgänglich nothwendig, die Heeresmasse in größter Schnelligkeit von einem Orte zum andern zu bewegen, lange Reihen (Fronten), tiefe Massen (Colonnen) und hohle viereckige Räume (Quarrees) zu bilden. Dieses alles, so wie mehrere andere Truppenaufstellungen und Bewegungen werden in der Lehre der niedern Taktik abgehandelt. Die höhere Taktik, der wichtigste Zweig der Strategie, hat ganze Armeen zu ihrem Gegenstande, die oft mehrere Meilen weit von einander getrennt, in steter Verbindung und in gemeinschaftlicher Einwirkung bleiben müssen. Der höhern Taktik dient besonders die Militärgeographie zur Basis. P. S.

Talar (lateinisch) heißt ein langes, bis auf die Fersen herabreichendes, mantelartiges Feierkleid, wie es Fürsten und Priester im Ornat zu tragen pflegen.

Talent hieß bei den Griechen eine gewisse Geldsumme, die in den verschiedenen griechischen Staaten verschieden war. Ein attisches Talent hielt 60 Minen (die Mine 100 Drachmen, die Drachme wog ein Quentchen, und galt folglich gegen 5 Gr. unsers Geldes) und betrug nach unserm Gelde ungefähr 1200 Thlr.; ein alexandrinisches Talent war noch einmal so viel; ein ägyptisches betrug 80 Minen u. s. w. In den spätern Zeiten haben griechische Schriftsteller das Wort Talent bisweilen auch für ein Pfund, bisweilen für hundert Pfund, bisweilen auch nur für eine einzelne goldne Münze gebraucht. — Talent wird im bildlichen und gewöhnlichen Sinne eine ausgezeichnete Fähigkeit genannt. Sie gehört also zur Anlage, und entspringt aus der Anlage. Aber ein jeder Mensch hat Anlage, denn die frühern physischen, so wie die dadurch bestimmten geistigen Verhältnisse seiner Natur sind es, deren Inbegriff wir Anlage nennen, in so fern sie auf die spätere Richtung und Bildung des Individuums bezogen werden. In der Anlage liegt sonach nur die Möglichkeit einer eigenthümlichen und bestimmtern Kraftäußerung oder Kraftrichtung (zur ausgebildeten Individualität). Die Fähigkeit denken wir uns aber als die in einem Subject liegende Möglichkeit zur Bewirkung eines bestimmten Gegenstandes, oder Hervorbringung einer bestimmten Wirkung, wir denken also bei ihr an eine bestimmte Art der Thätigkeit und ein bestimmtes Ziel, welchem diese Kraft von Seiten des Subjects angemessen ist. Sonach ist auch die Fähigkeit, unterschieden vom Vermögen, als dem innern Grunde einer menschlichen Thätigkeit, und bezogen auf die Anlage überhaupt, eine Anlage besonderer Art, und da sie einen bestimmten Gegenstand hat, auf welchen die Anlage gerichtet sich entwickeln muß, eine einzelne entwickelte in einer bestimmten Art der Geistesäußerung beruhende Anlage. Die Fähigkeit kann übrigens eben sowohl Empfänglichkeit (Receptivität) als Selbstthätigkeit (Spontaneität) bezeichnen, ihr Gegenstand wird immer als etwas Künftiges gedacht. Sie unterscheidet sich von der Fertigkeit dadurch, daß diese die Kraft in ihrer wirklichen Aeußerung, und zwar in einem hohen, durch Uebung und Gewöhnung (besonders mechanischer Art) erworbenen Grade der Leichtigkeit und Lebhaftigkeit bezeichnet. Wenn nun das Talent eine ausgezeichnete Fähigkeit ist, und letztere einen bestimmten Gegenstand hat, für welchen sie sich als bestimmte Richtung entwickelt, so ist das Talent zwar darin, daß es auf Naturgabe beruht, dem Genie gleich, und wenn wir ausgezeichnete Anlage oder Naturgabe überhaupt Talent

im einem sehr weiten Sinne nennen wollten, auch das Genie als eine besondere Art des Talents zu betrachten. Aber es unterscheidet sich der vorher begründeten, engern und eigentlichen Bedeutung nach vom Genie dadurch, daß es nur eine einzelne eminente Richtung des productiven Geistes ist, das Genie aber eine glückliche, durch Natur begründete Harmonie aller oder doch der meisten geistigen Anlagen, die sich unter Herrschaft der höchsten Kräfte mit Originalität und vorzüglicher Energie in der Hervorbringung unnachahmlicher Wirkungen äußert. — Zwar ist das Genie durch Individualität, Wirkungskreis und äußere Einflüsse modificirt, und daher auch beschränkt; allein es wirkt stets in größerm Umfange, mit originellerer Richtung und größerer Selbstständigkeit als das Talent und mit einer Fülle von Kräften, die diesem nicht zu Gebote steht. Auch hat das Genie gewöhnlich einen gewissen, natürlichen Tiefblick, der in den verschiedensten Gebieten der menschlichen Wirksamkeit auch ohne genauere Wissenschaft des Einzelnen, das Richtige und Wahre leicht ergreift und auffaßt; das Talent ist aber gewöhnlich auf eine bestimmte Sphäre eingeschränkt, außer welcher es wenig zu leisten im Stande ist. Dies gilt vorzüglich von dem Kunsttalente im Gegensatze des Genies (worüber Jean Paul in seiner Vorschule zur Aesthetik in den besondern Capiteln von dem Genie und dem Talente handelt); zu den übrigen wichtigsten Talenten gehört in intellectueller Beziehung das Talent der Beobachtung (welches die schnelle, leichte und genaue Auffassung des Eigenthümlichen der Erscheinungen und deren Beziehung auf Gesetze betrifft), das Talent der Vorhersehung (welches auf umfassender Erkenntniß der Erfahrung und des Causalzusammenhanges der Dinge und auf der Fertigkeit des Schließens beruht), ferner der Witz (s. d. Art.), Scharfsinn (s. d. Art.) und Tiefsinn. In practischer Beziehung redet man außer dem Kunsttalente noch von einem practischen Talent, welches jedoch mit diesem oft verbunden ist, und sich in einer gewandten Benutzung der zur Ausführung gewisser Zwecke günstigsten Umstände, so wie überhaupt in der Leichtigkeit, seine Plane schnell ins Werk zu setzen, zeigt. T.

Talisman, im Arabischen ein Bild, Abzeichen, ist ein Bild, in Metall oder Stein gegossen oder gegraben, das zu einer besondern Stunde, bei Erhöhung gewisser Sterne, bei der Zusammenkunft gewisser Planeten — also unter einer gewissen Constellation, daher sie auch den Namen Constellationsringe führen — mit Beobachtung gewisser abergläubischen Ceremonien gefertigt worden, und dadurch die Kraft erlangt haben, bei denen, welche sie bei sich führen, außerordentliche Wirkungen, besonders gegen Krankheiten, hervorzubringen. Bei den Morgenländern stehen die Talismane noch jetzt in großem Ansehn, und auch bei uns ist der Aberglaube an sympathetische Ringe, Amulete u. s. w. noch nicht ganz verschwunden.

Talleyrand-Perigord (Charles-Maurice de), Fürst von Benevent, welchen Namen er jedoch seit Napoleons Absetzung mit dem Namen Fürst Talleyrand vertauscht hat. Dieser berühmte französische Staatsmann ist zu Paris den 2ten Febr. 1754 geboren, und war beim Ausbruche der Revolution Bischof von Autun und Abt von Celles und St. Denis. Als Deputirter der Geistlichkeit von Autun bei der General-Ständeversammlung trat er mit Eröffnung der Sitzungen in die Kammer der Gemeinen über. Er verband mit ausgezeichneten Talenten eine große Leichtigkeit im Arbeiten, und wußte sich bald so hervorzuthun, daß sein Name und sein Beispiel von dem entscheidendsten Ein-

ſſe waren. Er trug ſelbſt auf den Verkauf der geiſtlichen Güter an,
d erklärte ihn für eben ſo gerecht als nützlich. Den 29ſten Dec. 1790
ieß er eine Zuſchrift an die Geiſtlichkeit, worin er von den Beweg-
ünden Rechenſchaft gab, die ihn zur Leiſtung des conſtitutionellen
des bewogen hätten, und ſie einlud, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Den
ten Jan. 1791 wurde er Mitglied des Departements von Paris, und
i März und im November ſah man ihn ſich mit Sieyes verbinden
id die nicht beeidigten Prieſter vertheidigen. Er war es, der die er-
n conſtitutionellen Biſchöfe weihte, wodurch er ſich die Unzufrieden-
it des römiſchen Hofes zuzog, die Pius VI. in einem Ermahnungs-
ſreiben vom 17ten April 1791 laut werden ließ. Nach dem Schluſſe
eſer Sitzungen wurde Talleyrand mit Chauvelin als geheimer Unter-
ändler nach England geſchickt, um den Ausbruch des Krieges zu ver-
ndern, und ſelbſt einen Friedens- und Handelsvertrag zwiſchen beiden
ationen einzuleiten. Allein der 10te Auguſt trat ein, und das brit-
ſche Cabinet fand ſich bewogen, den diplomatiſchen Charakter dieſer
genten nicht anzuerkennen. Chauvelin kehrte nach Frankreich zurück,
alleyrand aber blieb in England, bis die Fortſchritte der Revolution
nen förmlichen Bruch zwiſchen England und Frankreich herbeiführten,
nd er ſich als ein Ausländer von verdächtigen Abſichten genöthigt ſah,
794 England zu verlaſſen. Ihn ſchreckte das Blut, das in ſeinem
aterlande floß, und da er wußte, daß man nach dem 10ten Auguſt
792 in den Tuilerien Schriften gefunden habe, die ihn verantwortlich
achen konnten, wagte er nicht, nach Frankreich zurückzugehn, ſondern
egab ſich nach den vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dem
ten Thermidor kam er wieder nach Europa, und machte 1795 bei dem
Wohlfahrtsausſchuß einen Verſuch, von der Emigrantenliſte geſtrichen
u werden. Dieſes gelang; er kehrte nach Paris zurück, und ward den
16ten Juli 1797 an Lacroix Stelle Miniſter der auswärtigen Angele-
enheiten. Seitdem hat er eine Reihe von Jahren hindurch den bedeu-
endſten Einfluß auf die Angelegenheiten Frankreichs und Europa's ge-
abt. Zwar nahm er den 20ſten Juli 1799, ungefähr einen Monat
ach Sieyes Eintritt ins Directorium, ſeine Entlaſſung; aber nach
em 18ten Brumaire, an welchem er den entſchiedenſten Antheil hatte,
wurde er von Bonaparte wieder zum Miniſter der auswärtigen Ver-
hältniſſe berufen. Er präſidirte bei den Unterhandlungen, welche den
Friedensſchlüſſen von Lüneville und Amiens vorangingen. Im Juni
802, nach Wiederherſtellung des catholiſchen Cultus in Frankreich,
wirkte ihm der erſte Conſul bei dem Papſte ein Breve aus, das ihn
einer Verpflichtungen als Geiſtlicher entband, und ſeine Ehe mit Ma-
dam Grant beſtätigte. Im J. 1805 war er zur Krönung Napoleons
n Mailand, und zu Ende dieſes Jahrs begab er ſich nach Wien und
Presburg, und unterzeichnete den Frieden mit Oeſterreich. Er ward
Großkämmerer des Kaiſers, und empfing das rothe Band, wie auch
ie preußiſchen und bayriſchen Orden. Nach der Schlacht bei Jena
olgte er Napoleon nach Berlin, ſchloß zu Poſen den Frieden mit
Sachſen, und am 9ten Juli 1807 mit Rußland und Preußen den
Frieden von Tilſit. Bald darauf ernannte ihn Napoleon zum Fürſten
on Benevent und Reichsvicegroßwahlherrn; die Miniſterſtelle aber
mpfing Champagny, weil, wie man glaubt, Talleyrand in Napoleons
bſichten auf Spanien nie eingehen wollte. Dennoch folgte er dem
aiſer nach Bayonne, und ſpäter nach Erfurt. Seitdem war er nur
uſchauer der großen Weltbegebenheiten, bis zu dem Augenblick, wo
s Einrücken der Alliirten in Paris am 1ſten April 1814 die Ein-

zung einer provisorischen Regierung zur Folge hatte, deren Mitglied
war. Als solches leitete er alle Verhandlungen und Maßregeln,
elche die Absetzung Napoleons und die Zurückberufung der Bourbons
erbeiführten. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Minister der auswär-
gen Angelegenheiten, und sandte ihn in dieser Eigenschaft zum Con-
reß nach Wien. Hier befand sich Talleyrand während Napoleons
ückkehr, und kam im Julius 1815 nach Paris zurück. Jetzt wurde ihm
er Vorsitz im Ministerium ertheilt; bald aber räumte er diesen Posten
em Minister Richelieu ein, blieb aber noch Mitglied des königlichen
Geheimenraths. So unverkennbar große Talente dieser Staatsmann
uch besitzt, so gehört er doch zu denjenigen Menschen, welche das Le-
en durch mancherlei wechselnde Bestrebungen am Ende nur zu deutli-
her Selbstsucht führte. Das wahre Gefühl für Freiheit, das ihn in
rüherer Zeit wirklich beseelte, war nicht stark genug, um nicht den
Begebenheiten zu weichen; eben so wenig Stand hielt das Vorbild
aterländischer Größe, das ihm unter Napoleons Herrschaft seine Dienst-
hätigkeit veredeln sollte, und das er Andern, und vielleicht sich selbst
inzureden angenehm finden mußte; es blieb ihm zuletzt keine andere
Triebfeder mehr, als sein persönlicher Nutzen, und so wurde er für
iesen Zweck ein Diener der Bourbons, wie er vorher ein Diener Na-
oleons gewesen war. Der Eigennutz bildete sich bei ihm desto mehr
ls Geldgier aus, je mehr er früher den Druck der Armuth gefühlt
atte, und diese Sucht nach Geld blieb in ihm alleinherrschend, und
estimmt die Hauptrichtung seines Handelns. Die Art desselben hat
iel von dem Wesen eines Priesters angenommen, daher Verschlossen-
eit, ruhige Verstellung, schwerer Ernst, und geistreiche gesellige Leich-
gkeit, wie alles dies bei Leuten gewöhnlich ist, deren innerer Ueberle-
enheit das äußere Auftreten ihrer Person nicht entspricht. Wie jedoch
ie Menschen, wenn sie aufhören, sich von sogenannten schwärmerischen
Ideen beherrschen zu lassen, diesen darum noch gar nicht entsagt zu
aben brauchen, sondern sie nur nicht mehr allem andern vorziehen, so
eigt auch Talleyrand mit Vergnügen sich zu den Richtungen seiner
Jugend, und hat inmitten alles Wechsels, sofern nur sein eigner Vor-
heil es erlaubte, für die ersten Revolutionsideen eine starke Vorliebe
ewahrt, die ihn auch oft in äußern Handlungen und Urtheilen leitete.
Auf gleiche Weise ist er auch so lang als möglich ein Freund seiner
Freunde, mit aufrichtigem Herzen, das schwer zur Verläugnung zu
ringen ist; eben so ein beharrlicher Begünstiger der Schriftsteller und
Gelehrten, die er unter allen Umständen für sich zu gewinnen und zu
rhalten gesucht. Die große Uebersicht und Zusammengenommenheit sei-
es Geistes, die Richtigkeit seines Blicks und die kundige Erfahrenheit
m großen Gange der Geschäfte würden ihn in den letzten Zeiten bedeu-
ender gemacht haben, wenn nicht die Achtung der Bessern ihm gänz-
ich entzogen und sein verstocktes und ränkesüchtiges Wesen selbst den
Bourbons zweideutig wäre. Er arbeitet wenig und ungern, und sein
rößtes Talent besteht darin, Andere arbeiten zu machen; selbst bedeu-
ende Männer weiß er in dieser Hinsicht seinen Zwecken glücklich unter-
uordnen. Er versteht besser die auf seiner Seite wirkenden Menschen,
ls die ihm gegenüberstehenden zu gebrauchen. Als kalter Beobachter
äßt er sich in seinem scharfen Urtheile durch nichts irren, keine Leiden-
schaftlichkeit stört ihn, auch kein Haß, keine Rachsucht, die ihm ganz
remd ist, keine Eigenschaft imponirt ihm, und es bliebe gegen ihn we-
ig zu machen, wenn er nicht die Entscheidung der Waffen scheute und
as Geld liebte.

Tallien (Jean Lambert), Deputirter bei der Nationalversamm-
ng und dem Rathe der Fünfhundert zu Paris, war der Sohn des
hürhüters bei einem vornehmen Herrn, der ihn lieb gewann, und mit
ehr Sorgfalt erziehen ließ, als mit den Verhältnissen seines Vaters
reinbarlich war. Er wurde nach und nach Haushofmeister des Mar-
is von Bercy, Schreiber eines Procurators, Angestellter in den Bu-
aux des Handels und der Finanzen, Abschreiber des Deputirten Bro-
ret während der constituirenden Versammlung, und endlich Factor
f der Redaction des Moniteurs. Obgleich er noch sehr jung war, so
ollte er doch 1791 für seine eigene Rechnung arbeiten, und gab das
ournal unter dem Titel: der Freund der Bürger (l'Ami des citoyens)
raus, welches kein großes Glück machte. Als er am 10ten August
792 Generalsecretär der Commune geworden war, fing er an eine be-
ächtlichere Rolle zu spielen, und trug, wie man sagt, besonders zu
en Gräuelthaten des Septembers bei, welche er sogar vor den Schran-
en des gesetzgebenden Körpers zu rechtfertigen wagte. Nachher zum
Deputirten des Seine- und Oisedepartements erwählt, erschien er häufig
uf dem Rednerstuhl, um Ludwigs XVI. Prozeß zu beschleunigen,
nd stimmte nachher für den Tod des Königs. Hierauf wurde er häufig
u Sendungen gebraucht, und zeigte sich allenthalben als eifrigen Theil-
ehmer der revolutionären Maßregeln; Bordeaux war besonders der
Schauplatz seiner Wuth. Dort lernte er Frau von Fontenay, geborne
Cabarus, jetzige Gräfin von Caraman, kennen. Von nun an überließ
er sich der Pracht und dem Vergnügen, hörte auf, die Royalisten zu
verfolgen, und entsetzte sogar im Febr. 1794 die Militärcommission und
den Revolutionsausschuß, dessen Stütze und Leiter er bis dahin gewesen
war. Vom Wohlfahrtsausschuß getadelt, kam er mißvergnügt nach
Paris zurück, und von diesem Zeitpunkt an begann sein Haß gegen
Robespierre. Die Sorge für seine Sicherheit bewog ihn bald, eine
Macht anzugreifen, welche er zu seinem Verderben gerüstet sah, und
der 9te Thermidor, zu dessen Helden er gehörte, hob ihn, indem er ihn
an seinem Feinde rächte, auf den Gipfel der Gewalt und des bürgerli-
chen Ansehens. Vergebens wollte die Bergpartei sich dem Strom von
Gunstbezeigungen, deren Gegenstand Tallien war, widersetzen. Nach
einander zum Präsidenten, zum Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses
und zum obersten Leiter der wiederhergestellten Jacobiner gewählt, erhielt
er eine wirkliche Oberherrschaft; er gab im Convent den Ton an, und
indem er mit Kühnheit alle Beschuldigungen, welche gegen ihn vorge-
bracht wurden, zurücktrieb, blieb er bis zum 13ten Vendemiaire im
Besitz einer Gewalt ohne Gränzen. Während dieser Zeit heirathete er
Frau von Fontenay. Als er nachmals in den Rath der Fünfhundert
trat, wurde er mehr wie jemals ein Feind der Mäßigung; er foderte
strenge Maßregeln gegen die Verwandten der Ausgewanderten, klagte
die Royalisten und die Agenten Englands an, und entwarf ein Ge-
mählde von den Gefahren, von denen die Republik und ihre Vertheidi-
ger umgeben wären; allein seine Declamationen wirkten nicht, und zu-
folge einer Sonderbarkeit, die aus den verschiedenen Rollen, welche er
in der Revolution gespielt hatte, entsprang, sah er sich 1797 gezwun-
gen, sich sowohl gegen die Anklage, daß er Theilnehmer an der royali-
stischen Verschwörung des Lavilleheurnois, als auch gegen die Beschul-
digung, daß er 1792 septembrisirender Jacobiner gewesen sey, zu recht-
fertigen. Er trat im Mai 1798 aus dem Rath, und gleichsam von
allen Parteien zurückgestoßen, schiffte er sich in eben diesem Jahre nach
Aegypten in der Eigenschaft eines Gelehrten ein; er wurde Verwalter

des Droit d'enregistrement und der Nationaldomänen zu Cairo; sahe sich in der Folge von mehreren Generalen, deren einige zur Zeit seiner Gewalt vor ihm im Staube gekrochen hatten, gemißhandelt, und wurde von Menou nach Frankreich zurückgesandt. Dieser General schickte aber eine Anklage voraus, die keinen andern Erfolg haben konnte, als daß Tallien, so wie er den französischen Boden betrat, sofort verhaftet wurde. Zum Glück für ihn wurde das Schiff, worauf er seine Ueberfahrt machte, von einem englischen Schiffe genommen, und er ward hierauf nach London gebracht, wo die Oppositionspartei ihn durch einen glänzenden Empfang über seine Gefangenschaft tröstete. Als er einige Zeit nachher freigelassen war, kehrte er über Calais nach Frankreich zurück, erhielt 1806 die Consulstelle zu Alicante, welche er einige Jahre bekleidete, und lebt seitdem in der Dunkelheit. Seine Gattin, Therese Cabarus Tallien, als er aus London nach Frankreich zurückkehrte, wollte ihn nicht wieder aufnehmen, sondern erklärte ihre Verbindung mit ihm für gänzlich aufgehoben, und verheirathete sich mit dem Grafen von Caraman. (Man s. auch Cabarus.)

Talma (François Joseph), der berühmteste jetzt lebende französische tragische Schauspieler, Mitglied des Theatre-Français in Paris, ist daselbst von begüterten Aeltern geboren, von denen er eine vortreffliche Erziehung erhielt. Anfänglich zum Mediciner bestimmt, verlebte er seine Jugend in England, und kam erst im 15ten Jahre nach Paris zurück. Hier erweckte der Besuch des Theatre-Français, die dramatischen Meisterstücke und die berühmten Künstler, welche es zierten, den ersten Geschmack für die Bühne in ihm. Nach beendigten Studien ging er auf einige Monate wieder nach London. Mehrere dort befindliche junge Franzosen verbanden sich zur Aufführung einiger dramatischen Stücke. Auch Talma nahm an dieser Unterhaltung Theil, und die außerordentlichen Talente, welche er in seinen Darstellungen entwickelte, veranlaßten mehrere Männer von Bedeutung, die seine Freunde waren, ihm Vorschläge zu thun, sich ganz der londner Bühne zu widmen. Familienumstände aber führten ihn nach Paris, wo er in der eben errichteten königlichen Declamationsschule mit der Rolle des Orest aus Iphigenia in Tauris auftrat. Das leidenschaftliche Feuer seiner Haltung erregte allgemeine Bewunderung, und er erhielt von der Regierung den Befehl zum Debut auf dem Theatre-Français. Seine erste Erscheinung daselbst war am 27sten November 1787, als Seide, in Voltaire's Mahomed. Er fand Beifall, und von diesem Augenblick begann er seine künstlerische Bildung mit eben so einsichtsvoller, eifriger Beharrlichkeit, als glücklichem Erfolge. Er ließ sich es angelegen seyn, mit den berühmtesten Gelehrten, Mahlern, Bildhauern, Antiquaren in Verbindung zu kommen. Er studirte die Geschichte im Sinn des Eindringens in die Sitten und Gebräuche der Völker, die Charaktere merkwürdiger Personen, forschte in den Antiken nach Stellungen der Figuren, dem Faltenwurf in den Gewändern, Ausdruck der Leidenschaften und nach den verschiedenen Costümen. In dem letzten Punkte war das französische Theater damals noch sehr zurück. Talma wurde der Schöpfer der bedeutendsten Reformen in diesem Fache. Beim Ausbruche der Revolution wurde die „Bartholomäusnacht" aufgeführt. Talma studirte den Charakter und die Handlungen Carls IX. in der Geschichte, und dessen äußere Erscheinung in Bildnissen und Medaillen von diesem Könige, und gab ihn dann mit einer so hinreißend lebendigen Wahrheit, daß von da an sein Ruf als erster französischer tragischer Schauspieler fest steht. Eine nicht ausgezeichnete

aber regelmäßig gebildete Gestalt, eine volle, wohltönende Stimme, und gegen die antiken Formen sich hinneigende, die Affecten der Seele leicht und kräftig darstellende Gesichtszüge stehen bei ihm mit einem klaren Geiste, einer tiefen Empfindung, warmer Phantasie, und vorzüglich regsamer Reizbarkeit in harmonischer Verbindung. Die besondre Erregsamkeit seiner Nerven zeigte sich schon in der frühen Jugend sehr auffallend. In der Pension führte er mit seinen Mitschülern eine Tragödie auf, worin er die letzten Augenblicke eines Freundes zu beschreiben hatte, der von seinem Vater zum Tode verurtheilt worden war. Die Situation ergriff ihn so heftig, daß er in einen Strom von Thränen ausbrach, der erst einige Stunden nach beendigtem Schauspiel mit Mühe gehemmt werden konnte. Ein Nervenfieber, das ihn in spätern Jahren befiel, ließ ihm noch einen erhöhten Grad dieser Reizbarkeit und eine tiefe Melancholie zurück. Diesen Eingenschaften verdankt er die so unentbehrliche Leichtigkeit, sich zu exaltiren, und sich mit den Charakteren, den Leidenschaften, den Affecten, den innersten Regungen des Gemüths der darzustellenden Personen in allen Graden und allen Nuancen so vollkommen zu identisiren, daß in der vollendetsten Täuschung die Natur selbst sich auszusprechen scheint. Auch der Geist seiner Zeit hat mächtig auf seine Kunst gewirkt. In der Revolution sah er gleichsam die Geschichte vor seinen Augen entstehen. Ein großes Drama entwickelte sich vor ihm, in welchem er selbst mithandeln mußte. Es war eine lange lebendige catastrophenreiche Tragödie. Regierungsverfassungen und Reiche wurden gestürzt, und ihre Trümmer gebaren neue, die wieder von dem Strom der Wechselbegebenheiten dahin gerissen wurden. Alle Leidenschaften waren aufgeregt, und trieben zum freien, gewaltigen Handeln. Begeisterte Redner donnerten grause Zerstörung von den Bühnen in das Leben hinunter. Helden aller Gattungen auf der Tribune, am Staatsruder und im Felde standen auf, und fielen mit einem weit in die Umgebungen eingreifenden Geräusch. Neben den Gräueln der verworfensten Verbrechen leuchteten die gigantischen Tugenden der classischen Vorwelt. Sichtbar wandelte das Verhängniß in seiner colossalen Unwiderstehlichkeit unter den Menschen. Talma faßte diesen echt tragischen Charakter der Wirklichkeit auf, und übertrug ihn mit genialer Lebendigkeit in seine Darstellungen. So verschieden bekanntlich das französische Trauerspiel von dem englischen und deutschen ist, so verschieden ist natürlich auch dessen Darstellung. Talma, durch das Studium der Revolution und seine frühe Kenntniß des englischen Theaters geleitet, zeigt in seinem Spiele einige glückliche Uebergänge von der ersten zu der letztern. Er spielt nie komische Rollen, und so ist sein ganzes Streben ein reintragisches, das sich auch in seinem Wesen mit voller unverkennbarer Würde ausspricht. Sein Umgang ist dabei bescheiden, gefällig und angenehm. Während der Revolution theilten sich die Schauspieler des Theatre-Français, und Talma führte die Direction der sich neu gebildeten Gesellschaft, bis unter dem Directorium beide wieder vereinigt wurden. Talma stand in großem Ansehn bei Napoleon, der ihn als General, als Consul und als Kaiser mit steter Auszeichnung behandelte und oft um sich hatte. Er folgte ihm nach Erfurt, wo er vom russischen Kaiser und vom Herzoge von Weimar Beweise vorzüglicher Schätzung erhielt. Am Hofe des letztern Fürsten ward er mit gleicher Achtung empfangen, so wie auch, als er Napoleon 1813 nach Dresden begleitete. Er genießt fortwährend eines ungetheilten Ansehens in Paris, Frankreich und ganz Europa, wohin sein Name gedrungen ist.

Talmud. Der Talmud gehört zu den spätern jüdischen Schriften der nachchristlichen Zeit, welche sich auf jüdische Gesetze und ihre Erläuterungen beziehen. Das Wort bedeutet eigentlich so viel als Lehre, Anweisung, von dem hebräischen Lamad: er hat gelernt. Der gesammte Talmud besteht aus zwei Haupttheilen: der Mischna und Gemara. Die Mischna ist eine im zweiten Jahrhunderte nach Chr. Geb. veranstaltete Sammlung von Vorschriften jüdischer Rabbinen (Gesetzlehrer). Die ganze bürgerliche Verfassung und Denkungsart der Juden hatte allmählig gegen das Zeitalter Jesu Christi hin eine eigenthümliche, von der früheren Verfassung und Denkart dieser Nation in mehr als einer Hinsicht verschiedne Gestalt angenommen. Es konnte ihnen selbst nicht entgehen, daß die in den mosaischen Büchern enthaltenen bürgerlichen Vorschriften den Bedürfnissen und Verhältnissen der neuern Zeit nicht mehr vollkommen entsprachen. Der neue politische Zustand der Dinge, verknüpft mit manchen eigenthümlichen religiösen Ansichten, welche die spätern Juden allmählig in ihre Glaubenslehre aufgenommen hatten, veranlaßte nicht selten diese und jene Frage über das, was zu thun oder zu lassen sey, worüber sie in ihrem mosaischen Gesetzbuch keine Erörterung fanden. Die damaligen Ausleger des mosaischen Gesetzes, die Rabbinen, suchten daher diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß sie theils dem mosaischen Gesetz Auslegungen beifügten, wodurch es Anwendbarkeit auf neue Verhältnisse, neue Fragen und Untersuchungen erhielt, und neue Vorschriften aus den alten ableiteten (wobei sie allerdings nicht selten mit ziemlicher Willkür zu Werke gingen), theils eigene ganz neue Vorschriften gaben, welche damals in Hinsicht ihrer Autorität dem mosaischen Gesetze beinahe gleich gestellt zu werden pflegten. Diese rabbinischen Auslegungen und Zusätze nannte man die mündliche Ueberlieferung, zum Unterschied von der in den hebräischen Offenbarungsurkunden schriftlich aufbewahrten. Um ihre Sammlung machte sich besonders ein Rabbi, Juda, mit dem Beinamen der Heilige, verdient, im Jahre 150 nach Chr. Geb., und sein Werk erhielt den Namen Mischna, oder auch das zweite Gesetz. Sowohl gleichzeitige als spätere Rabbinen beschäftigten sich nun sehr emsig mit weitern Auslegungen und Erklärungen dieser Mischna, und vorzügliches Ansehn erhielt unter diesen Commentaren die im Jahr 230 nach Chr. Geb. vom Rabbi Jochanen abgefaßte Gemara (ein chaldäischer Ausdruck, von dem Worte gamra abgeleitet, die Vollendung, Vervollständigung, oder nach der Meinung anderer Ausleger, die Lehre, den Unterricht bedeutend). Jene Mischna und diese Gemara machten gemeinschaftlich den jerusalemtschen Talmud aus, der sich zunächst auf die Juden in Palästina bezog. Nachdem sich die Juden vorzüglich nach Babylon gewendet hatten, und die Synagogen in Palästina allmählig fast verschwunden waren, bearbeiteten die babylonischen Rabbinen einen neuen Commentar über die Mischna, der im Fortgange der Zeit immer mehr erweitert, und im Jahr 500 nach Christi Geburt vollendet ward, so daß nun auch ein eigner babylonischer Talmud entstanden war. Eine deutsche Uebersetzung der „Mischnah oder des Textes des Talmuds“ hat Joh. Jak. Tabe 1760 in 6 Theilen, von der „Gemara“ aber nur einen Band geliefert. S.

Talos (Mythol.) war eine eherne belebte Bildsäule, und wurde als der Beschützer von Creta verehrt, welcher täglich dreimal um die Insel herumlief, um sie gegen alle feindlichen Einfälle zu schützen. Auch habe er, setzt noch die Fabel hinzu, alle diejenigen, welche in Creta landen wollen, dadurch abgehalten, daß er ins Feuer gesprungen

wäre, und sie mit glühenden Armen umfaßt hätte. Diese eherne Statue Talos, auch Taurus genannt, hatte übrigens eine einzige Ader, welche vom Halse bis in die Ferse ging, und mit einem ehernen Nagel verschlossen war; Medea überlistete ihn endlich, zog diesen Nagel heraus, und das Leben strömte mit dem Blute von ihm. Noch mehrere ähnliche Geschichten erzählt die Fabel von diesem Talos, welcher wahrscheinlich eigentlich eine ungeheuer große eherne Statue war, die die Phönicier an das Ufer oder auf ein Vorgebirge von Creta gesetzt haben. — Außerdem wird auch noch ein Talos in der Geschichte erwähnt, welcher ein Schwestersohn des Dädalus gewesen seyn soll, bei welchem er die Bildhauerkunst erlernte, und die Töpferscheibe, die Säge und mehrere nützliche Werkzeuge erfand, darüber aber vom Dädalus heimlich ermordet worden seyn soll.

Tambour, oder Trommelschläger, ist beim Kriegswesen diejenige Person, die ein paukenförmiges cylindrisches Instrument von Messing oder Holz, das auf zwei Seiten mit Kalbfell steif bezogen ist, und eine Trommel heißt, schlägt. Die verschiedenen abgemessenen Schläge auf der Trommel dienen zu gewissen Zeichen für die Infanterie, z. B. zum Versammeln, zum Marsch, zum Angriff u. s. w. Auch in bürgerlichen Verhältnissen wird der Trommelschlag angewendet, wie das Feuerlärmschlagen, gewisse dem Publicum schnell mitzutheilende Dinge, wo die Aufmerksamkeit des Sprechenden durch Trommelschlag angedeutet wird, das sogenannte Austrommeln. — In der Kriegsbaukunst wird ein Tambour die Schließung eines offenen Werks mittelst hart an einander gerückter Pallisaden genannt, der nur nach Befinden der Umstände mit Schießlöchern versehen wird. Zuweilen legt man solche Tamboure vor Stadtthore, oder vor die Ausgänge militärisch besetzter Gebäude. P. S.

Tambourin, oder Tambour de Basque, gehört unstreitig zu den urältesten Instrumenten. Bei dem Vorfall, wo in der heiligen Schrift zuerst die ausübende Tonkunst erwähnt wird, der Flucht Jacobs von Laban, welche nach der hebräischen Zeitrechnung ins 1739ste Jahr vor Christo fällt, spricht Laban zu Jacob: „Warum bist du heimlich geflohen, und hast dich weggestohlen, und hast mir es nicht angesagt, daß ich dich hätte begleitet mit Freuden, mit Singen, mit Pauken und Harfen!“ Diese Handpauken finden wir ferner erwähnt bei dem Triumphgesang des Moses, nach glücklich vollbrachtem Durchzug durch das rothe Meer, da heißt es: „Miriam, die Prophetin, Aarons Schwester, nahm eine Pauke in ihre Hand, und alle Weiber folgten ihr nach hinaus mit Pauken und Gesang.“ Dieser älteste Siegsgesang der Erde beweis't uns, daß damals schon die Vocalmusik mit Instrumenten und mit Tanz begleitet wurde, unstreitig stammte diese Musik von der Feier des ägyptischen Bacchusfestes ab. Bei allen Bacchanalien und bei den Dithyramben, welche die auf den thrazischen Gebirgen herumschwärmenden Mänaden sangen, finden wir stets die Pauken und Handtrommeln erwähnt; bei den Orgien waren zwar erst nur Lyren und Flöten zum Gesang erlaubt, als aber Bacchus selbst, der Fabel nach, begleitet von Satyren, Faunen und Bacchantinnen, das Fest besuchte, brachten diese auch Pauken, Sistern, Crotalen und Hörner mit; die Schlaginstrumente, die den Rhythmus am tactmäßigsten bestimmen, waren immer bei festlichen Tänzen sehr beliebt. Auch die heilige Schrift erzählt uns, daß, als der unglückliche Jephta zurückkehrte und seine liebliche Tochter Seila ihm tanzend entgegen zog, sie und ihre Begleiterinnen helltönende Handpauken dazu schlugen. Ueberall, wo der israelitischen Musikchöre erwähnt ist, finden wir auch die-

so Handpauken genannt; so heißt es: als David mit der Harfe vor der Bundeslade herzog, begleitete ihn das ganze Haus Israel mit Harfen und Psaltern, Pauken, Schellen und Cimbeln. Die Alten theilten ihre Instrumente in drei Gattungen ein: Blase- Saiten- und Schlaginstrumente. Unter den letztern war die Toph am gebräuchlichsten bei den Hebräern, Luther übersetzte dies: Pauke. Die Griechen nennen es τυμπανον, die Lateiner tympanum, die Araber duf, und die Spanier Adufe, ein Wort, welches aus dem Arabischen abstammt, und wahrscheinlich von den alten Mauren mit dem Instrumente selbst auf die Spanier kam. Schon dadurch, daß im Morgenlande dieser Adufe stets von Jungfrauen bei Fest und Tanz gespielt wurde, sehen wir, daß es keineswegs mit unserer jetzigen Pauke zu verwechseln ist. Dieses morgenländische Instrument, unser jetziges Tambourin, besteht aus einer, zwischen einem metallenen Cirkelreife ausgespannten Haut, rings um den Reif und in gleichen Entfernungen von einander, sind kleine, zusammenschlagende, beckenartig ausgehöhlte Schellen befestigt, die beim Spiel des Instrumentes leicht ertönen. An einer mit Elfenbein ausgelegten Stelle ist der Reif durchbohrt, um den Daumen der linken Hand durchzustecken; auf diesem ruht dann beim Spiel der Tambourin, und dreht sich in künstlichen Wendungen um ihn herum, während die rechte Hand durch die mannichfaltigste Art ihn zu berühren, ihm abwechselnde Laufer, Triller, gezogene Baßtöne, und vielfältige Schellenklänge abzulocken weiß. Dieß ganze Spiel bekommt durch die mannichfaltigsten Biegungen und Wendungen der Arme und des Körpers noch unendlichen Reiz und mahlerische Grazie, so daß man selbst der Muse der Tanzkunst gewöhnlich einen Tambourin in die Hand giebt. Man nennt das größere so gebaute Instrument eigentlich Tambour de Basque, weil es in Biscaja zu allen Volksliedern und Tänzen gespielt wird. Der kleinere Tambourin hat oft wirkliche Schellen, und ist keiner so kunstmäßigen Behandlung fähig. In neuester Zeit hat besonders der Capellmeister Steibelt sehr viel originelle und eben so gefällige als brillante Musikstücke für das Pianoforte mit Begleitung dieses Instruments geschrieben, die er Bachanales nennt. Die Stimme für Tambour de Basque ist da gehörig mit Noten geschrieben. Die Gattin dieses Compositeurs, Mad. Steibelt, eine geborne Engländerin, war die erste, die dies Instrument so kunstmäßig zu behandeln verstand, daß sie allgemeinen Beifall durch ihr liebliches Spiel erwarb. Die schönsten und elegantesten Tambours de Basque kauft man bei Erard in Paris. Zu den Zeiten des Mittelalters finden wir unter den vielen Instrumenten der Troubadours und Ménétriers dies uralte Instrument auch erwähnt, da wurde es Tabour und Cloquette genannt, und gehörte zu jedem vollstimmigen Concert.

Tamerlan — auch Temur, Timur-Lenk (der Lahme) Timur-Bee genannt — ein berühmter tatarischer Kaiser im 14ten Jahrhundert, und zwar ums Jahr 1336 geboren. Seine Abkunft, die er selbst von dem berühmten Dschingis-Khan (s. d. Art.) ableitete, wird sehr in Zweifel gezogen, und man hat ihn vielmehr für eines Bauers oder Schäfers Sohn gehalten. Indessen schwang er sich von einem Anführer mehrerer Hirten, mit welchen er nach Persien ging, bald zu einem furchtbaren Heerführer empor; er unterjochte das alte Persien, nahm Bagdad ein, durchstreifte Indien bis an die Mündung des Ganges, stillte eine fürchterliche Unruhe, welche auf 200,000 Rebellen gegen den alten Chan angestiftet hatten; die Parther brachte er zum Gehorsam, ging mit einer ungeheuern Armee über die große chi-

nesische Mauer, und schlug die Armee des chinesischen Kaisers, den er selbst gefangen bekam, und zur Abtretung der Hälfte seines Reichs, und zu einem Tribute von 300,000 Kronen nöthigte. So breitete sich sein Ruhm allenthalben aus; und bald baten ihn die meisten Fürsten des Orients, sich ihrer gegen den damals furchtbaren Bajazeth (s. d. Art.) den ottomanischen Sultan, anzunehmen. Tamerlan zog eine Armee von 300,000 Mann zu Pferde, und 500,000 zu Fuß zusammen, fiel zuerst in Georgien und Circassien ein, die er eroberte, zog dann eine noch furchtbarere Armee zusammen, und ging so dem Bajazeth entgegen. Zwar schickte er zuvor noch Gesandte an ihn; allein da Bajazeth sie mit Hohn und Verachtung zurückschickte, so ließ es nun Tamerlan, vor Rache wüthend, zu einer der fürchterlichsten Schlachten auf den Ebenen von Ancyra in Phrygien im Jahre 1402 kommen, welche drei Tage dauerte. Anfangs schien Bajazeth die Oberhand zu gewinnen; allein Tamerlan brach endlich selbst mit dem Kerne seiner Armee los; das türkische Heer wendete sich, ein Theil ging zu den Tataren über; und wenn gleich Bajazeth wie ein Löwe focht, so wurde er doch gänzlich geschlagen und er selbst gefangen genommen. Anfangs behandelte Tamerlan seinen Feind glimpflich, als er aber auf die Frage: was er, Bajazeth, wohl mit Tamerlan würde gethan haben, wenn ihn Gott in seine Hände gegeben hätte? die stolze Antwort erhielt: „Ich wollte dich in einen eisernen Käfig stecken, und so im Lande mit mir herumführen," so verließ ihn seine Mäßigung. „Wohlan, sprach er, „du sollst dir dein Urtheil selbst gefällt haben." — Er ließ — so erzählen wenigstens die türkischen Annalen — wirklich einen eisernen Käfig machen, den Bajazeth darin an eine goldene Kette schmieden, und führte ihn so mit sich in Asien herum, indem er ihn und auch dessen Gemahlin noch mit dem größten Hohn und Schimpf behandelte. Bajazeth ertrug die Schmach nicht lange und stieß sich den Kopf ein. Indessen verwüstete Tamerlan nun das türkische Gebiet mit Feuer und Schwert, bemächtigte sich Natoliens, setzte hier die kleinen türkischen Fürsten in ihre Länder ein, indem er sie zugleich, so wie den neuen ottomanischen und ägyptischen Sultan, nicht minder den Kaiser von Constantinopel zinsbar machte, that einen neuen Zug nach Georgien u. s. w. so daß er sich endlich auch rühmte, der Herr dreier Welttheile zu seyn; ja er würde vielleicht noch kein Ende gefunden haben, hätte nicht der Tod seiner Eroberungssucht ein Ziel gesteckt. Ueber die Zeit, wo dieser sein Tod erfolgt seyn soll, ist keine Gewißheit, man setzt ihn gewöhnlich ins Jahr 1405, mithin in das 60ste Jahr seines Alters. Gelehrsamkeit hat man ihm zum Theil zugeschrieben; allein daß sein Charakter durch sie nicht milder geworden, und daß er nicht, wie mehrere Geschichtschreiber versichern wollen, ein leutseliger, wohlwollender Herr gewesen, sieht man aus der Behandlung Bajazeths, erkennt man aus mehreren Grausamkeiten, die er sich bei Eroberung mehrerer Städte (z. B. von Sebastos, von Tecrite in Persien u. s. w.) erlaubte. Das Glück war sehr auf seiner Seite, und im Vertrauen auf dasselbe konnte er viel unternehmen, was keinem andern gelungen wäre — ein Loos, das er mit so vielen Eroberern gemein hat! Seine Residenz war Samarcand, und seine Gemahlin eine mongolische Prinzessin. Er soll allein 36 männliche, und 17 weibliche Abkömmlinge hinterlassen haben.

Tandy (Napper), der Sohn eines reichen Kaufmannes zu Dublin, war sehr frühzeitig gern in politischer Thätigkeit, und nahm an wilden Volksauftritten und Unruhen sehr warmen Antheil. Als während des amerikanischen Krieges eine Opposition in Irland dem Mini-

sterium viel zu schaffen machte, und dieses nun eine neue Verfassung in Dublin einsetzte, gab dies zu tumultuarischen Auftritten Anlaß, wobei der Pöbel mehrere Anhänger des Hofs in Pech einschmierte, mit Federn schmückte, und so herumschleppte. Der damalige Generaladvocat von Irland, nachheriger Lord Kanzler von Clare, gab dem Napper Tandy öffentlich Schuld, daß er an diesen Excessen Theil gehabt; dieser erklärte jenen für einen Verleumder, ja den nachherigen Generaladvocat Toler foderte er sogar heraus, und es wurde nun seine Arretirung beschlossen. Er hielt sich eine Zeit lang verborgen, bis er endlich auf Zureden seiner Freunde sein Vaterland verließ und nach Amerika gieng. Da er aber hier die Stimmung für sich nicht günstig fand, so wendete er sich nach Frankreich; hier ward er bald eine Hauptperson in dem zu Paris residirenden Ausschusse der vereinten Irländer. Im Jahre 1798 war er wieder auf dem Wege nach Irland, allein da er den üblen Ausgang der französischen Landung erfuhr, machte er sich wieder zurück, wurde an die norwegischen Küsten verschlagen, kam nach Copenhagen, und hierauf nach Hamburg. Hier hatte er das Unglück, auf Requisition der englischen Regierung verhaftet zu werden, wodurch denn auch zugleich der hamburger Senat in die größte Verlegenheit gesetzt wurde, indem das französische Directorium, welches den Napper Tandy und seine Begleiter als wirkliche französische Offiziere zurückverlangte, sogleich ein Embargo auf alle hamburgischen Schiffe in den französischen Häfen legte. Der Senat machte alle möglichen Vorstellungen und Versuche, wandte sich dann an den König von Preußen, der aber die Entscheidung ablehnte, bis denn endlich, da sowohl der russische als deutsche Kaiser sich zu Gunsten Englands erklärten, der Senat zur Auslieferung sich genöthigt sah, worauf die Gefangenen nach Irland abgeführt wurden. Im Jahre 1802 wurde endlich Napper Tandy, in Folge einer Unterhandlung des französischen Ministers Otto mit Lord Hawkesbury, in Freiheit gesetzt.

Tanfana, eine Gottheit der alten Deutschen. Man glaubte sonst, daß der Tempel derselben in dem Stifte Münster in Westphalen gewesen sey. Herr von Hohenhausen zu Herford hat in einer neuerlichen Ankündigung einer Schrift, über die Heerzüge der Römer in Westphalen, gezeigt, daß der Ort, wo diese Gottheit verehrt worden, in Becholdshausen, einem Städtchen an der Bever, im Bisthume Paderborn, der noch bis jetzt den Namen der Tanfanne führt, sei, daß es aber kein Tempel, sondern nach alter deutscher Sitte, ein Hain gewesen.

Tangente. Dieses ist in der Geometrie diejenige gerade Linie, welche die Peripherie nur in einem einzigen Punkte berührt. Sie findet besonders bei der Lehre der Dreiecke ihre Anwendung und man hat Berechnungen angestellt, und darauf Tabellen gegründet, über die Länge der Tangenten für jeden gegebenen Winkel in Graden, wenn nämlich der Halbcirkel mit der Länge des einen Schenkels vom Scheitelpunkt aus gezogen wird, so muß die Tangente dann bis dahin reichen, wo der andere Schenkel des Winkels sie durchschneidet. — Bey 0 Grad des Winkels ist die Tangente auch gleich 0, bei 90 Grad des Winkels ist die Tangente unendlich lang. Im gemeinen Leben sagt man daher auch, diese Sache tangirt mich, welches so viel heißen soll, als sie berührt mich, sie geht mich an. P. S.

Tantalus (Mythologie), ein Sohn des Jupiter und König zu Sipylus in Phrygien. Er war ein Günstling der Götter — so erzählt die alte Sage — die öfters bei ihm einkehrten; aber in seinem Uebermuthe verscherzte er diese Gunst. Durch welches Verbrechen, darüber

stimmen die alten Sagen nicht überein. Bald soll er den Jupiter durch Verrath beleidigt, bald den Göttern heimlich Nektar und Ambrosia entwendet, bald gar den eigenen Sohn Pelops geschlachtet und ihnen aufgetischt haben. Eben so verschieden wird auch seine Strafe, die er in der Unterwelt dafür erleiden mußte, erzählt. Bald hängt ein gewaltiger Stein ihm über dem Haupte, der ihn jeden Augenblick zu zerschmettern droht, und den er doch nicht entfernen kann; bald — und das ist die gewöhnliche Vorstellung — steht er bis an den Hals im Wasser, und dicht über ihm hängen die herrlichsten Früchte; aber sowohl diese als jenes weichen zurück, so oft er den brennenden Durst löschen und den quälenden Hunger stillen will. In der That läßt sich keine peinlichere Lage denken, und ihr gleicht nur einigermaßen der Zustand dessen, der mit unbefriedigter Sehnsucht einen heißgewünschten Gegenstand vor sich sieht, ohne ihn erreichen zu können.

Tanz ist ein, nach abgemessener Bewegung (Rhythmus) und mit gewissem Ausdruck verbundener, mit Musik begleiteter Gang. Er entstand zuerst aus dem natürlichen Triebe, bei fröhlichen Veranlassungen umher zu hüpfen, und ward nach und nach durch Geschmack und Sitte zu einem Werke der Kunst. Da der Tanz zur Darstellung jeder Gemüthslage, jeder Leidenschaft fähig ist, da er durch eigne Ausübung weit mehr Kraft erhält, als jedes andere Werk der Kunst, das wir bloß durch Anschauen oder Anhören genießen; so verdient derselbe wohl allerdings nicht bloß als unbedeutende Lustbarkeit, sondern nach seinem eigenen, in der Wirkung und Ausführung bedeutenden Werthe betrachtet zu werden. — Schon in den entferntesten Zeitaltern zog der Tanz die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf sich; Griechen und Römer brauchten ihn nicht bloß zum gesellschaftlichen Ergötzen, sondern auch bei ihrem Gottesdienste und bei allen öffentlichen Feierlichkeiten (eben so auch die Juden, besonders am Laubhüttenfeste); nur daß die Alten den Begriff des Tanzens weiter ausdehnten, und auch Leibesübungen, die unserer Fechtkunst gleichkommen, überhaupt aber das, was wir heut zu Tage beim Schauspiele stummes Spiel nennen, dazu rechneten. So haben sich bei allen Nationen der Erde Tänze zu allen wichtigen Festen, ernster oder fröhlicher Gattung, gemischt, und bei den wildesten Völkern findet man jede Arten der Empfindungen in ihren Tänzen ausgedrückt; Kriegs- und Friedenstänze, Spott- und Liebestänze u. s. w. Auch ist es ausgemacht, daß, da durch Mienen, Stellung und Bewegung jede Empfindung ausgedrückt werden kann, auch der Tanz zur Erweckung und Verstärkung jeder Empfindung tüchtig sey. — Ohne hier in eine nähere Erörterung einzugehen, wollen wir nur noch die verschiedenen Arten der Tänze kürzlich anführen. Es gibt nämlich hauptsächlich zwei Classen: 1. die gesellschaftlichen, 2. die theatralischen Tänze. Jene, die gesellschaftlichen Tänze, werden von zwei oder mehreren Personen gemeinschaftlich nach einer kurzen Melodie, und nach bestimmten Figuren und Schritten getanzt. Jedes Land hat hier seine eigenen Tänze, daher die Allemanden, Polonoisen, Angloisen u. s. w. Es liegt dabei immer eine gewisse Empfindung oder Gemüthsart, die man ausdrücken will, zum Grunde; bei manchen hüpfende Freude (z. B. dem schwäbischen Tanze), bei manchen Zärtlichkeit und Sehnsucht (z. B. in den sogenannten deutschen Ländrern), oder auch ein gewisser Ernst und Anstand (wie in der Menuet) u. s. w. Von diesen Tänzen haben viele allenthalben ein solches Bürgerrecht erlangt, daß sie fast bei allen Zusammenkünften getanzt werden, z. B. sonst Menuet, unstreitig einer der anständigsten,

aber auch künstlichsten Tänze, ob er gleich neuerlich, wo man leider die öfters ins Unsittliche ausartenden Ländrer, oder vollends die sogenannten Ecossaisen (die, beinahe ohne allen Charakter, nur bloß in einem wilden, unbändigen Herauf- und Herunterspringen bestehen) so allgemein statt der sonst eben so beliebten Angloisen eingeführt hat, gar sehr verdrängt worden ist. Die zweite Classe, die theatralischen Tänze, welche eigentlich nur auf den Schaubühnen Statt finden, werden bloß von Tänzern von Profession, und zwar entweder als Zwischenspiel zwischen den Aufzügen einer Oper (besonders bei der Oper großer Städte, wie in Paris u. s. w.) oder als besondere Nachspiele beim Schlusse einer Vorstellung, die aber mit dem Stücke selbst weiter keine Verbindung haben, unter dem Namen Ballets, Pantomimen u. s. w. (s. d. Art. Ballet) aufgeführt. Man theilt die theatralischen Tänze in groteske, die nur ungewöhnliche Sprünge, seltsame närrische Geberden u. s. w. vorstellen, und auf guten Geschmack eben nicht Anspruch machen; in komische, die weniger ausgelassen, aber doch lebhaft, wohl auch muthwillig sind, und überhaupt etwas Belustigendes und Fröhliches haben — Leichtigkeit, und schnelle künstliche Bewegung sind hier Hauptsache; — in halbcharakteristische, wo eine Handlung aus dem gemeinen Leben, eine Intrigue u. s. w. zum Inhalt gewählt sind, und welche schon Zierlichkeit und feinen Geschmack erfodern; endlich in Tänze von hohem ernsthaften Charakter, diese bestehen in Solotänzen von großem ernsten Charakter, oder in ganz bestimmten Handlungen, und hier ist überhaupt in Stellung und Bewegung die höhere Kunst am vorzüglichsten zu beobachten. Diese letzten, welche auch besonders hohe pantomimische Tänze genannt werden, haben ihre Entstehung hauptsächlich dem berühmten Noverre in seinen Lettres sur la danse zu verdanken. Ueberhaupt aber unterscheidet sich diese zweite Classe der theatralischen von der ersten der gesellschaftlichen Tänze gar sehr; diese sind nur zu geselligem Vergnügen und zur Selbsttheilnahme erfunden, so daß also auch an die Theilnehmenden selbst, oder die Tanzenden, keine so großen Foderungen der Kunst gemacht werden dürfen, als dieses der Fall bei jenen ist, welche nur von Personen, die ausdrücklich diese Kunst studiren, und vor Zuschauern getanzt werden, und wo Anstand, Geberden, und überhaupt die ganze Darstellung anders beurtheilt werden müssen. — Was noch die Musik betrifft, so muß dieselbe ganz dem Charakter des Tanzes selbst angemessen seyn; und es ist allerdings keine leichte Sache, eine gute Tanzmusik zu schreiben; am schwersten sind die Nationaltänze, welche in der Melodie, im Rhythmus, in den Einschnitten und Schlußfällen so viel eignes und von einander abweichendes haben, wohin z. B. die Polonoisen und die ungerischen Tänze gehören. — Bei theatralisch-pantomimischen Tänzen ist die Musik ebenfalls von eigner Gattung, da sie gleichsam den Text zu dem Gange und den Geberden des Tänzers ausmacht, mithin auch die Gemüthsbewegung andeuten muß, die der Tänzer darzustellen und auszudrücken hat.

Tapeten, von dem lateinischen Worte tapes oder tapetum. — Die Verfertigung der Tapeten mit Zeichnungen von natürlicher Größe und Farben ist die höchste Stufe der Weberkunst. Die vorzüglichsten Arbeiten dieser Art wurden ehemals in den Niederlanden, vorzüglich zu Arras gemacht, daher sie bei den Italienern Arazzi heißen. Dort ließ Papst Leo X. in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die berühmten raphaelischen Tapeten — so genannt, weil die Figuren nach Ra-

[...]als Zeichnungen gemacht wurden — wirken, und machte mit eini[...]n derselben Geschenke an die Höfe von Wien und Dresden, wo sie [...]ch sind; die, welche in Rom geblieben waren, wurden während der [R]evolution nach Paris gebracht, sind aber jetzt wieder in Rom. — [N]ach der Verschiedenheit des Stuhls, auf welchem die Tapeten gewirkt [we]rden, nennt man sie hautelisse oder basselisse; bei dem letztern ist [di]e Kette wagerecht, und das Gewebe meist sammtartig, beim erstern [i]die Kette senkrecht und die Arbeit schwieriger und langweiliger. Die [sc]hönsten Tapeten dieser Art werden in der Vorstadt St. Marceau zu [P]aris, in der Fabrik der Gobelins (s. d. Art.) gemacht, welche Col[be]rt 1667 anlegte, und dem Mahler Lebrun die Direction derselben [ü]bergab. Man hat seit dieser Zeit viele Verbesserungen in der Maschi[ne]rie gemacht, und die Arbeiten, die diese Fabrik liefert, verdienen [B]ewunderung. Die Weber arbeiten an der umgekehrten Seite des [T]eppichs; ihr Arbeitslohn ist mäßig, höchstens drei Livres (18 Gr.) [tä]glich. Zu Rom, Petersburg, Berlin und München gibt es auch [A]rbeiten in dieser Art. — Aehnliche Arbeiten sind die türkischen oder [p]ersischen Tapeten aus der Fabrik Savonnerie — weil ehemals ein Sei[f]ensieder sein Gewerbe an diesem Orte trieb — zu Chaillot, einem Dorfe bei Paris. Man nennt sie türkische Tapeten, weil die Sa[r]acenen unter Carl Martel diese Weberei nach Frankreich gebracht ha[b]en sollen. Der Unterschied zwischen diesen und den Gobelins besteht [d]arin, daß der Weber die Vorderseite der Arbeit vor den Augen hat. Die Quadratelle, die sonst 220 Stück Livres kostete, kommt jetzt auf [1]00 Livres zu stehen. Ein vollständiger Teppich erfodert eine sechsjäh[r]ige Arbeit verschiedener Weber. Der Arbeitslohn ist wie bei den Go[b]elins. Die Portraits, welche diese Fabrik geliefert hat, sind vor[z]üglich schön. In Wien ist auch eine Tapetenfabrik à la Savonnerie [e]röffnet.

Tapferkeit ist die Stärke der Seele, welche durch die Gefahr [w]ächst, wenn nur die Möglichkeit da ist, sie zu überwinden. Sie ge[h]örte zu den Cardinaltugenden der Stoa. In Hinsicht der Sittlich[k]eit zeigt sie sich durch das Beharren auf sittlichen Grundsätzen trotz [a]ller Hindernisse und Unannehmlichkeiten, welche der Tugend entge[g]engesetzt werden mögen. Soll die Tapferkeit moralischen Werth [h]aben, so muß sie nicht bloße Gabe der Natur, sondern vom Sitten[g]esetz selbst erzeugt seyn. Nur dann wird sie nie unsittliche Zwecke [v]erfolgen. Die Beharrlichkeit bei unsittlichen Principien ist Trotz, [H]artherzigkeit oder Verstocktheit. Gefahren ohne Noth trotzen, ist Toll[k]ühnheit, bisweilen Verwegenheit. Unerschrockenheit und Beständigkeit [si]nd gleichsam die Elemente der Tapferkeit, indem jene in der Festig[ke]it des Geistes bei eintretender Gefahr, diese in dem Beharren bei [de]m einmal gefaßten Entschlusse besteht. Wiewohl die Tapferkeit größ[te]ntheils eine Gabe der Natur, und nur Eigenthum des Mannes ist, [so] kann sie doch allerdings auch, wo nicht erlernt, doch durch Gewohn[he]it, durch Reflexion und durch Kunst ausgebildet und weiter ent[w]ickelt werden.

Tara oder **Thara** (aus dem Spanischen) bedeutet 1. in der [H]andlung einen Abzug am Gewichte. Es wird in oder vom Hun[de]rt genommen. 2. Versteht man darunter gleichfalls in der Handlung [ei]ne Abzugsrechnung, wodurch man das Gewicht der Fässer und ande[re]r Einballirung, wenn die Waaren noch eingepackt sind, gehörig ab[re]chnet, und den Werth der Waaren bestimmt, daher **Tararechnung**,

Abzugsrechnung. Es kann vom Tara nur bei solchen Waaren die Rede seyn, welche nach dem Gewichte verkauft werden.

Tarantel. Diese bekannte und durch ehemalige Fabelei so berüchtigt gewordene Spinne, welche vorzüglich in Italien, und zwar am häufigsten um Taranto — daher auch ihr Name — außerdem aber auch in andern Ländern des südlichen Europa u. s. w. getroffen wird, ist etwas größer und stärker als die gewöhnliche Kreuzspinne — eine vollkommene Tarantel ist einen Zoll lang, hat acht Füße, und ihr Leib besteht aus zwei Theilen, die nur durch einen dünnen Canal zusammenhängen — sie hält sich in Höhlen in der Erde, oder auch in Mauerritzen und alten Gebäuden auf, wo sie denn ein Gewebe um sich herumzieht, um allerlei Insecten für ihre Nahrung zu fangen. Viel hat man sonst von dem Bisse dieses Insectes gefabelt, besonders auch, daß der von der Tarantel Gebissene (tarantolato) in eine Raserei verfalle, welche nur dann nachlasse, wenn man ihm recht lange eine gewisse Musik vorspiele, und ihn nach derselben tanzen lasse. Diese Melodie, welche besonders der Provinz Apulien eigen ist, heißt Tarantelka, und die auf jene Art Verwundeten sollen nach dieser Melodie so lange tanzen, bis sie in den heftigsten Schweiß gerathen, ja oft in einer gewissen Wuth Stundenlang forttanzen, bis sie vor Ermattung niederfallen. Die ganze Sache hält man heut zu Tage — und wohl mit Recht — für Erdichtung; vielleicht war es auch oft Betrügerei von Gauklern u. dgl. Wohl mag der Biß dieses Insectes heftiger wirken als von andern, möglich auch, daß, wenn besonders in heißen Ländern Entzündungen hinzukommen, der Stich tödtlich werden kann; allein dieser Fall tritt auch bei dem Bisse anderer ganz unschädlicher Insecten ein, und in den meisten italienischen Städten hat man nicht größere Furcht vor diesem, eigentlich nur ein heftiges Jucken verursachenden Stiche, als vielleicht bei uns vor dem Mückenstich, der eben so gut durch Entzündung und bei reizbaren Personen bedeutend, wohl gar gefährlich werden kann.

Tarent, eine alte griechische Pflanzstadt in Unteritalien, die von lacedämonischen Auswanderern, von den sogenannten Partheniern, 700 Jahre vor Chr. Geb. gegründet wurde. Sie war eine der blühendsten und mächtigsten Städte Großgriechenlands, und behauptete lange ihre Unabhängigkeit von Rom. Auch galt sie für eine der üppigsten und prachtliebendsten; doch fand Pythagoras einst hier viele Anhänger, und der Luxus war zugleich dem Gedeihen der schönen Künste förderlich. Einer der berühmtesten Tarentiner ist Archytas, Platons Schüler, ein scharfsinniger Mathematiker. Im J. 272 vor Christo wurde die Stadt den Römern unterworfen. Sie ist noch jetzt als eine kleine Stadt des neapolitanischen Reiches vorhanden, und hat ihren Namen fast unverändert erhalten — Taranto.

Tarif, eigentlich ein Verzeichniß des Preises gewisser Waaren, aber auch Verzeichniß dessen, was für ein- und ausgehende Waaren an Zoll zu bezahlen ist; Zoll-, Acis-, Gefäll-Rollen. Der Tarif ist nicht in allen Ländern gleich, aber es gibt auch Beispiele, daß in demselben Lande der Tarif verschieden ist, und eine Waare an dem einen Orte nach dem Werthe, an einem andern nach dem Gewichte verzollt wird. — Veränderungen des Waarenzugs, oder der politischen Verhältnisse der Staaten gegen einander, bewirken auch Veränderungen im Tarif.

Tarokspiel. Es ist das interessanteste, aber schwierigste und verwickeltste unter allen Kartenspielen, das mit 78 Blättern gespielt

und von den dazu gehörigen 22 Trümpfen oder Taroks benennt wird. Wenn das Tarokspiel, wie man behauptet, eine Erfindung der Türken ist, und von ihnen nach Spanien, durch die Kreuzzüge nach Italien u. s. w. gebracht worden ist, so daß die französischen und deutschen Karten, und die darauf begründeten Spiele nur in Nationalgewohnheiten aufzusuchen sind, so dürfte vielleicht das Tarokspiel seinem morgenländischen Ursprunge am getreuesten geblieben seyn. Eben durch ene 22 Taroks, und vier, zwischen Dame und Buben inne stehenden Cavals, entsteht jene von den gewöhnlichen französischen Karten verchiedene Anzahl von Blättern, denn mit Ausnahme der genannten sind alle Farben und Blätter gleich. Der wichtigste unter den Taroks oder Trümpfen ist der Scüs und der Pagat, wovon jener der wichtigste, ieser der niedrigste ist, der von jedem andern überstochen wird, und n der Mitte, oder gar zu allerletzt verloren, seinem Besitzer zwanzig Points Strafe zuzieht. Das Tarok wird gewöhnlich unter drei, jeoch auch unter zwei Personen gespielt. An vielen Orten ist auch das Tarok l'hombre gewöhnlich. *-r.

Tarpeja war die Tochter des Spurius Tarpejus, eines Römers, em in dem Kriege des Romulus mit den Sabinern die Behauptung iner Burg auf der südlichen Spitze des capitolinischen Berges anvertraut war. Sie ließ sich vom Tatius, dem Heerführer der Sabiner, estechen, ihm ein geheimes Thor in diese Burg zu eröffnen, und einer Sage nach erhielt jene Seite des Berges den Namen tarpejus mons. Bekanntlich wurden bei den Römern Verbrecher von dem tarpejischen Felsen (saxum tarpejum, rupes tarpeja) herabgestürzt. Oft bedrohten ie Volkstribunen Personen vom ersten Range mit dieser Strafe, die auch zu Horazens Zeiten noch nicht abgeschafft war. Tiberius ließ sie ogar noch an dem Sextus Marius vollziehen.

Tarquinius (Luzius), der Aeltere (Priscus), König der Römer, Sohn eines corinthischen Kaufmannes, folgte dem Ancus Marzius, und regierte vom Jahre Roms 138 — 175. Er vermehrte die Zahl des Senats und der Ritter, und erweiterte durch seine beständigen Kriege mit den Lateinern, Sabinern und Etruskern die römische Macht. Mit den von diesen Völkern eroberten Schätzen verschönerte r die Stadt Rom, ließ sie mit einer Mauer versehen, gründete das Capitolium, führte die Triumphaufzüge und andere Gegenstände des Luxus ein, und legte den Grund zu den Tempeln des Jupiter, der Juno und der Minerva. Er hatte seine Tochter mit Servius Tullius erheirathet, und den Vorsatz, die Königswürde von Rom auf seinen Schwiegersohn zu vererben. Die Söhne des Ancus Martius wollten ies verhindern, mietheten deßhalb zwei Jäger, die einen verstellten Streit vor den Thoren des königlichen Palastes anfangen mußten, und inige Mitverschworne mußten den Tarquinius zur Beilegung des Kampfes herbeirufen. Als der König den einen von den Streitenden über en Zwist befragte, schlug ihn der andere mit seiner Streitaxt nieder und entfloh. Die Wunde war tödtlich, allein die Königin Tanaquil, Tarquinius Gemahlin, wußte so listig den Tod ihres Gatten (welcher m 80sten Lebens-, und im 39sten Regierungsjahre desselben erfolgte) u verbergen, daß ihr Schwiegersohn Servius Tullius zur Königswürde gelangte.

Tarquinius, mit dem Beinamen Superbus (der Tyrann), der iebente König des kleinen Römerstaats in Latium nach Romulus, ein Sohn (nach andern ein Enkel) des Tarquinius Priscus, schwang ich auf den Thron durch die Ermordung seines Schwiegervaters Ser-

nius Tullius, und regierte vom Jahre Roms 220 bis 244. Sein Sinn stand auf unumschränkte Gewalt, und um diese zu erreichen, beschränkte und drückte er den Adel, ließ sich in auswärtige Bündnisse ein, und umgab sich mit einer Leibwache von fremden Söldlingen. In demselben Bestreben beschäftigte er das Volk mit grossen Bauten, und den Adel mit beständigen Kriegen, die er gegen die Sabiner und Volsker führte. In vielen wichtigen Geschäften hörte er verfassungswidrig weder den Senat, noch das Volk. Die muthigen Vertheidiger der alten Rechte ließ er sogar hinrichten. Das Mißvergnügen war allgemein. Nun begab es sich, daß, während er Ardea, die Stadt der Tutuler belagerte, sein Sohn Sextus Tarquinius, die Lucretia, die Gemahlin eines im Lager befindlichen vornehmen Römers Collatinus, entehrte. Diese That, verbunden mit dem Selbstmorde der tugendhaften Frau, brachte den lange verhaltenen Unwillen zum Ausbruche. Brutus stellte sich an die Spitze des Adels, und verschloß dem Könige die Thore. Alle Römer fielen von dem letztern ab. Umsonst suchte er sich mit seinen Ausländern in die Stadt zu werfen; auch seine Vergleichsanträge wurden verworfen; die königliche Würde abgeschafft; Brutus und Tarquinius Collatinus, der Gatte der Lucretia, erschienen als die Oberhäupter der Republik. Der König floh mit den Seinen nach Etrurien, und machte von dort aus, unterstützt von den Etruriern wiederholte vergebliche Versuche, den verlornen Thron wieder zu erobern. Seine Bestrebungen endigte die Niederlage, die er am See Regillus erlitt, da auch sein einziger noch lebender Sohn Titus im Schlachtgetümmel fiel. Der bejahrte Tarquin nahm dann seine Zuflucht zu dem Tyrannen Aristodemus zu Cumä, wo er starb. Seine Anhänger zerstreuten sich.

Tartane, ein kleines leichtes Fahrzeug, das vorzüglich im mittelländischen Meere, theils zur Fischerei, theils zum Küstenhandel gebraucht wird, nur einen großen Mast und einen Fockmast hat, und, wie alle kleinere Schiffe in diesem Meere dreieckige Segel führt, welche die Italiener vela latina nennen.

Tartaren, Tartarei, s. Tataren, Tatarei.

Tartarus (Mythologie), nannten die Alten den Ort, wo die Titanen und Verdammten eingeschlossen waren. Sie dachten ihn sich unter der Erde, in ewiges Dunkel gehüllt, als den Gegensatz vom Elysium. Eine ausführliche Schilderung dieses schaudervollen Aufenthaltes findet sich bei Hesiodos, einem der ältesten griechischen Dichter. Gleich fern von der Erde (heißt es bei ihm in der Theogonie) ist des Tartaros finsterer Abgrund (nämlich als der Himmel entfernt ist von der Erde).

Wenn neun Tag' und Nächte sodann ein eherner Amboß
Fiele hinab von der Erd', am zehnten käm' er zum Abgrund.
Ehrnes Geheg' umläuft den Tartaros; aber umher ruht
Dreifach gelagerte Nacht an dem Eingang.

Damit ist vorzüglich Virgils Beschreibung im sechsten Buche der Aeneis zu vergleichen, wo die Strafen der Verdammten umständlicher geschildert werden. Dort liegt der ungeheuere Tityos über neun Hufen Landes hin ausgestreckt, und nährt mit seiner Leber zwei nimmer weichende Geier; Sisyphos wälzt den gewaltigen Stein, Ixion wird mit dem Rade umgedreht, und Tantalos muß ewig hungernd und durstend schmachten, und die Danaiden schöpfen die lethäische Fluth in durchlöcherte Gefäße. In den ältesten Vorstellungen erscheint oft das ganze

Todtenreich als ein düsterer unterirdischer Ort, und wird bisweilen im Allgemeinen durch den Namen Tartaros als Plutons Reich bezeichnet; eigentlich aber dachte man sich gewöhnlich den Tartaros, den Aufenthalt der Titanen und Verdammten, als den tiefsten und finstersten Theil der Unterwelt.

Tartini, einer der größten italienischen Violinspieler in der Mitte des 18ten Jahrhunderts. Das Jahr seiner Geburt und seines Todes konnten wir nicht finden, daß er jedoch noch 1760, wenn auch schon bei hohem Alter, sehr gesund und munter war, ist eine ausgemachte Sache. Als Meister in der Composition, wie im Spiel, war er der gefeierte Lehrer aller, die die Musik gründlich in jener Zeit üben wollten. Namentlich hat er als solcher zur Bildung des Capellmeisters Naumann in Dresden, dessen Ausbildung er ungemein förderte, wesentlich beigetragen. Der Werke, sowohl der practisch-theoretischen, über Führung des Bogens u. s. w., als auch bloß für den Vortrag berechneten, sind ziemlich viele, und die wenigsten dürften jetzt, selbst von guten Meistern vorgetragen werden, theils weil sie nicht dem Geschmacke zusagen, theils der Art der Bogenführung, die jetzt gewöhnlich ist, und dem Vortrag unserer Tage ziemlich fremd sind. Das berühmteste, was er schrieb, war seine sogenannte Teufelssonate, unmittelbar, wie er selbst geglaubt zu haben scheint, vom Teufel eingegeben. Er hatte sie immer, wenigstens vor sich im Zimmer hängen, und als Produkt einer ganz besonders begeisterten Stimmung, konnte sie allerdings ihm durch die Entstehung, seinen Zeitgenossen durch ihre frappanten Gänge, Dissonanzen und Passagen merkwürdig seyn. *r.

Tartsche, wahrscheinlich ein slavisches Wort, denn es ist noch in der polnischen und russischen Sprache ein runder, in der Mitte erhabener Schild, der sonst besonders bei den Türken sehr gewöhnlich war.

Tartüffe, das berühmteste Lustspiel von Molière, 1664 zuerst vor Ludwig XIV. auf die Bühne gebracht. Es war, behaupteten einige, darin der Charakter von Ludwigs Beichtvater, dem Pater la Chaise copirt. Hatte Molière schon vorher durch seine Geißelhiebe Aerzte, Verbildete, Gecken, Thoren aller Art mit einem Worte, gereizt und sich Feinde erweckt, so war mit dem Tartüffe der Krieg nun vollends erklärt, und die Geistlichkeit bot alle ihr zu Gebote stehenden Mittel auf, die Aufführung vor dem großen Publicum zu hindern. Zwei Jahre plaidirte Molière vergebens bei Hofe, beim päpstlichen Legaten, bei den Prälaten, diese zu bewirken. Als eben schon der Vorhang aufgehen sollte, ward es noch untersagt, weil, wie Molière es ankündigte, der Herr Präsident (des Parlaments) nicht erlauben wollte, ihn vorzustellen, (zum Narren zu haben). (Monsieur le président ne veut pas, qu'on le joue!). Erst 1669 im Februar hatte Molière sein Ziel erreicht, und drei Monate wurde es ununterbrochen hinter einander gegeben, zum Verdrusse aller Scheinheiligen, Betschwestern und Heuchler, die hier mit alle dem Witze und Scharfsinn gezeichnet waren, welche Molièren noch jetzt zu einer Fundgrube der Komik machen. Eine deutsche Bearbeitung hat Zschokke im dritten Bande seiner Bearbeitung der Molièreschen Lustspiele (Zürich bei H. Geßner, 1805) gegeben. *r.

Tasso (Bernardo), der Vater des berühmten Torquato, selbst einer der vorzüglichsten epischen und lyrischen Dichter Italiens, dessen Ruhm jedoch von seinem Sohne verdunkelt worden. Bernardo Tasso war im J. 1493 zu Bergamo aus einem alten und adeligen Geschlechte

geboren, und empfing eine um so sorgfältigere Erziehung, je schönere Anlagen er schon als Knabe verrieth. Unglücklicher Weise aber starben beide Aeltern früh, und hinterließen so wenig Vermögen, daß der junge Bernardo nur durch die Unterstützung seines Oheims, Luigi Tasso, Bischofs von Recanati, seine Studien fortsetzen konnte. Er machte schnelle Fortschritte im Griechischen und Lateinischen, und cultivirte bald mit gleichem Erfolg die italienische Poesie und Beredsamkeit. Er war 27 Jahre alt, als ein neues Unglück seine Ruhe unterbrach, und seine Hoffnungen zerstörte. Sein Oheim ward auf einem Landgute von zwei raubsüchtigen Dienern ermordet. So blieb ihm nichts, als sein geringes Erbtheil, mit welchem er sich nach Padua begab, um sich dort durch den Unterricht und den Umgang gelehrter Männer weiter auszubilden. Sein Augenmerk war nicht bloß auf die Poesie, sondern auf Staatskunst und Staatswissenschaft gerichtet, durch welche er Glück und Ehre zu erwerben hoffte. Als Dichter wurde er schon damals durch ganz Italien bekannt, besonders als er seinen Schmerz über den Verlust seiner Geliebten, der durch Geburt, Tugend und Schönheit gleich ausgezeichneten Ginevra Malatesta, die ihm den Cavaliere degli Obizzi vorzog, in einem herrlichen Sonette aussprach, so wie er sie früher in seinen Versen gepriesen hatte. Graf Guido Rangone, General der Kirche, ein Freund der Wissenschaften, nahm ihn jetzt in in seine Dienste, und übertrug ihm bald die schwierigsten Unterhandlungen zu Rom mit Clemens VII. und in Frankreich mit Franz I. Mit dessen Bewilligung trat Bernardo in die Dienste der Prinzessin Renata, Herzogin von Ferrara, verließ jedoch bald diesen Hof, und ging nach Padua, und von da nach Venedig zurück. Hier gab er eine Sammlung seiner Gedichte heraus, die ihm eine Stelle unter den ersten, damals lebenden Dichtern verschaffte. Ferrante Sanseverino, Fürst von Salerno, eilte, ihm die Stelle eines Secretärs anzubieten, welche jener auch annahm, (gegen 1531). Der Fürst nahm ihn ehrenvoll auf, und bestimmte ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt auf Lebenszeit. Daher bemühte sich Bernardo, sowohl durch Eifer und Treue in den Geschäften, als durch seine Poesien sich in der Gunst des Fürsten und der Fürstin zu erhalten. Als Sanseverino von Carl V. den Auftrag erhielt, an der Belagerung von Tunis Theil zu nehmen, hatte er Bernardo in seinem Gefolge, der sich in mehreren Gefechten auszeichnete, aber auch unter den Waffen den Musen diente. Nach dieser Unternehmung, die ihm neue Belohnungen eintrug, ging er in Geschäften seines Fürsten nach Spanien; nach seiner Rückkehr erhielt er die Erlaubniß, sich einige Zeit in Venedig aufzuhalten, theils um seine Freunde zu sehen, theils um eine neue Sammlung seiner Gedichte herauszugeben. Die Liebe, die er für die schöne Tullia von Aragon hier faßte, mehr als jene Angelegenheiten, hielt ihn fast ein Jahr zurück. Er kehrte hierauf nach Salerno zurück, wo er sich 1539 mit der schönen, reichen, durch Geist und Tugend ausgezeichneten Porzia de Rossi verheirathete. Mit seines Fürsten Genehmigung zog er sich nach dem anmuthigen Sorrento zurück, wo er mehrere Jahre höchst glücklich verlebte. Seine Muße wandte er auf die Poesie und begann sein Gedicht Amadis. Er war eben in Piemont mit seinem Fürsten, dem er auch nach Flandern folgte, als sein drittes Kind, jener berühmte Torquato, geboren ward. Nach seiner Zurückkunft mußte er der Geschäfte wegen in Salerno bleiben; sein häusliches Glück sollte nicht wiederkehren. Als der Vicekönig von Neapel 1547 ein kaiserliches Edict bekannt machte, das die Inquisition wieder einführte, empörten sich die

Neapolitaner, und ließen Sanseverino bitten, sich in ihrem Namen zum Kaiser zu verfügen, und ihre Sache zu führen. Dieser unterzog sich dem schwierigen Geschäft auf den Rath Bernardo's, der ihn begleitete. Aber alle seine Bemühungen, Gerechtigkeit zu erlangen, waren vergebens, und er kehrte mißvergnügt nach Salerno zurück, wo bald darauf ein Meuchelmörder ihn durch einen Schuß schwer verwundete. Der Fürst klagte den Vicekönig dieses Attentats an, und warf, da der Kaiser ihm den Glauben versagte, selbst auf diesen Verdacht. Diese und noch andere Kränkungen bewogen ihn ihn endlich, auf die Seite des Königs von Frankreich zu treten. Der Vicekönig säumte nicht, ihn für einen Rebellen zu erklären, und seine Besitzungen und Güter einzuziehen. Bernardo, der den Ausgang der Sachen in Rom abgewartet hatte, eilte, der Pflicht und Ehre getreu, zu seinem unglücklichen Herrn, dessen Schicksal er theilte, während seine theuere Familie in Neapel der Noth und dem Kummer preisgegeben war. Sanseverino sandte ihn 1552 an Heinrich II. von Frankreich, um ihn zu einem Unternehmen auf Neapel zu bewegen; aber alle Bemühungen blieben vergebens, und Bernardo bat endlich seinen Fürsten um die Erlaubniß, nach Italien zurückkehren zu dürfen. Er kam 1554 in Rom an, wohin er seine Familie berief. Seine Gattin ward jedoch von ihren Verwandten zurück gehalten; nur sein Sohn Torquato kam, dem unglücklichen Vater zum Troste, dem noch größere Leiden aufgespart waren. Im J. 1556 starb vor Kummer seine Porzia, und bald darauf sah er durch das Anrücken des Herzogs von Alba sich in Rom abermals in Gefahr. Er sandte seinen Sohn nach Bergamo, ließ all seine Habe im Stich, und kam, von allem entblößt, einzig mit seinem Gedicht Amadis nach Ravenna. Der Herzog von Urbino (Guidobaldo II. von Ravenna) machte sogleich seiner Noth ein Ende, und rief ihn nach Pesaro. Hier athmete Bernardo wieder freier; er lebte in geehrten Verhältnissen und ohne Sorgen. Diese Ruhe benutzte er, den Amadis zu vollenden. Dann begab er sich nach Venedig, wo ihm die größten Auszeichnungen zu Theil wurden, und besorgte hier 1560 eine schöne Ausgabe seines Amadis, und eine sehr vermehrte Ausgabe seiner Gedichte. Der Herzog von Urbino bemühte sich indeß bei Philipp II., dem Tasso die Rückgabe seiner eingezogenen Güter auszuwirken, aber vergebens. Im J. 1563 trat Bernardo als erster Secretär in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Mantua, der ihn mit Beweisen der Hochachtung und des Vertrauens überhäufte. Trotz seines hohen Alters war er noch in ungeschwächter Kraft, und stets mit der Poesie beschäftigt. Er zog aus dem Amadis die Episode des Floridante, und begann sie zu einem eigenen Epos zu bearbeiten. Aber er war noch nicht weit gediehen, als er bald nach seiner Ankunft in Ostiglia, wohin er als Gouverneur gegangen war, erkrankte, und am 4ten September 1569 in den Armen seines Sohnes, welcher sogleich herbeieilte, starb. Der Herzog ließ den Leichnam in St. Egidio zu Mantua beerdigen und einen schönen Marmor auf die Grabstätte legen, mit der einfachen aber genügenden Inschrift: Ossa Bernardi Tassi. Später ließ Torquato die Asche seines Vaters nach Ferrara bringen, und in St. Paul bestatten. Von Charakter war Bernardo eben so liebenswürdig als achtungswerth; Stolz, Neid und Rachsucht waren seinem freien, heiteren Gemüth unbekannt, vielmehr war er anspruchslos, offen, ein Freund seiner Freunde, und auch im Ungemach gefaßt und gleichmüthig. Sein Hauptwerk ist sein Amadis, ein romantisches Epos, worin der Dichter ein großes und schönes Talent entwickelt hat. Kunstreich sind drei Hauptfabeln in einander geschlun-

gen, die mannichfaltigsten Episoden wechseln mit einander, und stete Ueberraschungen unterhalten das Interesse. In dem Ausdruck zärtlicher Leidenschaften, in Naturschilderungen, in der lebendigen Darstellung von Kämpfen und Abenteuern findet sich alles aufgewendet, was die Poesie darbietet. Aber mit allen diesen herrlichen Eigenschaften hat er Ariosts Orlando nicht erreicht, von dem allein er übertroffen wird. Seine lyrischen und übrigen Gedichte in fünf Büchern gehören zu den lieblichsten, welche Italien besitzt. Außerdem haben wir von ihm in Prosa eine, in der Akademie zu Venedig gehaltene Rede über die Poesie, und drei Bände Briefe, die sowohl für sein und seines Sohnes Leben, als auch für die politische und Literargeschichte seiner Zeit wichtig sind. M.

Tasso (Torquato), dieser durch seine unsterblichen Werke allgemein berühmt, durch seine Schicksale ein Gegenstand schmerzlicher Theilnahme gewordene Dichter war des obengenannten Bernardo Tasso Sohn, und den 11ten März 1544 zu Sorrento geboren. Seine Anlagen entwickelten sich ungewöhnlich früh und schnell; dabei zeigte er sich schon als ein zartes Kind stets ernst, nie lachend noch weinend. Er wurde, als er drei Jahre alt war, dem Unterricht des Giovanni d'Angeluzzo übergeben, und machte in zwei Jahren so große Fortschritte, daß sein damals wieder heimgekommener Vater dadurch eben so sehr überrascht als erfreut wurde. Von seinem siebenten Jahre an besuchte er die Schulen, welche die Jesuiten in Neapel eröffnet hatten. Hier blieb er drei Jahre, und lernte die besten lateinischen und griechischen Schriftsteller verstehen und erklären. Dann berief ihn sein Vater nach Rom, wo er unter dessen Augen seine Studien mit gleichem Erfolge zwei Jahre fortsetzte. Darauf ging er unter Angeluzzo's Leitung nach Bergamo, und sechs Monate darauf nach Pesaro, wo sein Vater bei dem Herzog von Urbino Aufnahme gefunden hatte. Hier theilte er den Unterricht mit dem Sohne des Herzogs. Seine Lieblingsstudien waren Philosophie und Poesie; damit verband er Mathematik und alle ritterlichen Uebungen. Als sein Vater sich in Venedig aufhielt, blieb er ein Jahr lang bei ihm dort, und ging sodann nach Padua, mit der Bestimmung, die Rechte zu studiren. Aber seine Neigung zog ihn unwiderstehlich zur Poesie, und in einem Alter von siebenzehn Jahren trat er mit einem epischen Gedicht in zwölf Gesängen, Rinaldo, hervor, das er dem Cardinal Lodovico von Este zueignete. Italien nahm dieses Werk mit allgemeinem Beifall auf, und der Vater willigte nach langem Widerstande ein, daß er die Rechtsstudien aufgab. Jetzt widmete sich Torquato mit doppeltem Eifer literarischen und philosophischen Studien, und folgte zu diesem Zweck einer Einladung nach Bologna. Hier begann er, den schon in Padua gemachten Entwurf zu einem epischen Gedicht, von der Eroberung Jerusalems unter der Anführung Gottfrieds von Bouillon auszuführen. Aber in diesen Beschäftigungen sah er sich unerwartet gestört. Man hielt ihn fälschlich für den Verfasser eines umgehenden satirischen Gedichts, und unterwarf ihn einer gerichtlichen Untersuchung. Diese Kränkung bewog ihn, Bologna zu verlassen. Er ging nach Modena, von wo sein Vater eben nach Rom gereis't war. Um so leichter folgte er der Einladung seines Jugendfreundes, des jungen Scipio Gonzaga, der in Padua die Akademie der Eterei gestiftet hatte, und der Tasso an der Spitze derselben zu sehen wünschte. Mit höchstem Fleiße studirte er die Philosophie des Aristoteles, besonders aber des Plato, zu dem sein eigener Geist ihn vor allen hinziehen mußte. Dabei verlor er sein Epos nicht aus dem Auge; wie ernstlich

ihn die Theorie dieser Gattung beschäftigte, beweisen seine damals verfaßten drei Dialogen darüber. Während der Ferien besuchte er seinen Vater in Mantua, der ihn auf das zärtlichste empfing, und ohne Schmerz in seinem Sohne den Dichter erkannte, der ihn selbst übertreffen sollte. Als Tasso wieder nach Padua zurückgekommen war, vernahm er, daß der Cardinal Lodovico von Este ihn zu einem seiner Cavaliere ernannt habe, und bei der Vermählung seines Bruders Alphons mit einer Erzherzogin von Oesterreich ihn in Ferrara zu sehen wünsche. Tasso eilte (im October 1565) dahin, und wohnte den glänzenden Festen dieses prachtliebenden und galanten Hofes bei, womit jene Vermählung gefeiert wurde. Die beiden Schwestern des Herzogs, Lucretia und Leonora, beide zwar nicht mehr jugendlich, aber schön und liebenswürdig, schenkten dem Dichter ihre Gunst, besonders erstere, die ihn bald bei Alphons einführte. Dieser Fürst, welcher wußte, daß Tasso die Eroberung Jerusalems in einem Epos verherrlichen wollte, empfing ihn auf das schmeichelhafteste, und ermunterte ihn zu einem Unternehmen so dringend, daß der Dichter nicht nur zu seiner seit zwei Jahren unterbrochenen Arbeit zurückkehrte, sondern auch beschloß, sein Werk dem Herzog Alphons zuzueignen und überhaupt dem Ruhme des Fürstenhauses zu widmen, von dem er damals so große Gunst genoß. Nur auf kurze Zeit verließ er Ferrara, um Padua, Mailand, Pavia und Mantua, wo er abermals seinen Vater sah, zu besuchen. Mit erhöhtem Ruhme kehrte er zurück. Eine junge Dame, Lucretia Bendidio, wurde der Gegenstand seiner dichterischen Ergüsse. Durch dieses Verhältniß ward er der Nebenbuhler von des Herzogs Secretär Pigna, dessen Feindschaft ihm nachtheilig werden konnte. Seine Beschützerin Leonore, welche dieses Uebel voraussah, wußte ihm auch vorzubeugen. Großen Schmerz verursachte dem zart und tieffühlenden Herzen Tasso's der unerwartete Tod seines geliebten Vaters; doch hielten weder dieser Trauerfall, noch sonstige Zerstreuungen ihn ab, täglich an seinem Gedichte zu arbeiten, von dem er acht Gesänge vollendet hatte, als er im Gefolge des Cardinals von Este nach Frankreich reis'te. Hier ward er von Carl IX. sowohl als von dem ganzen Hofe mit Auszeichnung aufgenommen. Der Dichter Ronsard war sein Freund, und beide theilten sich ihre dichterischen Arbeiten mit. Indeß mochte Tasso sich über den Gegenstand, der damals alle Gemüther beschäftigte, zu frei und rücksichtlos für die Verhältnisse, in denen er mit dem Cardinal stand, äußern; er verlor die Gunst desselben, gerieth dadurch, wie es scheint, sogar in persönliche Noth und Verlegenheit, und nahm endlich Urlaub nach Italien, der ihm ertheilt wurde. Tasso kehrte in Gesellschaft von Manzuoli, des Cardinals Secretär, nach Rom zurück, und trat bald darauf, seinem Wunsche gemäß, auf die Vermittelung der Fürstin von Urbino und der Prinzessin Leonore in die Dienste des Herzogs Alphons. Die Bedingungen waren vortheilhaft und ehrenvoll, und ließen ihm vollkommene Freiheit. Aber kaum hatte er die Arbeit, auf welche die Welt mit Ungeduld wartete, hier wieder vorgenommen, als der Tod der Gemahlin des Herzogs ihn aufs neue störte. Alphons machte bald darauf zu seiner Zerstreuung eine Reise nach Rom, und Tasso benützte die Muße, die ihm zu Theil wurde, ein Werk auszuführen, zu welchem der Plan schon lange in seinem Innern ruhte, den Aminta. Die Aufführung einer dialogisirten Idylle von Agostino degli Argenti, der er sechs Jahre zuvor in Ferrara beigewohnt, hatte ihn entzückt, und den Gedanken zu einem ähnlichen Werke in ihm geweckt, welches er jetzt in zwei Monaten vollendete. Alles, was

Italien in dieser Gattung besaß, wurde davon weit übertroffen, wiewohl Guarini in der Folge bewies, daß es nicht unübertrefflich, mindestens nicht unerreichbar sey. Der Herzog wurde durch diese dramatische Dichtung auf das angenehmste bei seiner Rückkehr überrascht, und ordnete die Aufführung mit größtem Glanze an. Tasso's Ansehen und Gunst beim Herzoge stieg; aber eben dieses Glück weckte ihm auch Neider, die in geheim darauf dachten ihn zu verderben. Die Prinzessin von Urbino, Lucretia von Este, hatte der Vorstellung des Aminta nicht beiwohnen können, sie wünschte das Gedicht, das der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war, kennen zu lernen, und auf diese Veranlassung begab sich Tasso zu ihr nach Pesaro, wo ihn der alte Fürst Guidobaldo, so wie dessen Söhne und Schwiegertochter sehr schmeichelhaft aufnahmen. Mehrere Monate verlebte er in dem reizenden Castel Durante in der vertrautesten Freundschaft mit Lucretia, die gern die Verse hörte, in welchen er sie verherrlichte. Mit reichen Geschenken, und mit dem schönen Gefühl des Glücks, dessen er genoß, kam er nach Ferrara zurück, und wandte sich wieder zu seinem Epos. Ungern unterbrach er diese Arbeit abermals, um den Herzog nach Venedig zu begleiten, wohin dieser dem König Heinrich III., der von dem Thron Polens auf den Thron Frankreichs stieg, entgegenreis'te, um ihn mit sich nach Ferrara zu führen. Diese Reise fiel in die heißeste Jahreszeit, und zog dem Dichter ein Fieber zu, an dem er lange litt, und das ihn an aller Arbeit hinderte. Während er auf dem Wege der Genesung war, endigte er endlich im Frühjahr 1575 seinen Goffredo, die Frucht so vieler Anstrengungen, und die Quelle so großen Unglücks. Aber er wünschte, ehe er ihn bekannt machte, die Urtheile seiner Freunde zu hören, und diese waren so verschieden, daß sie ihn nur in Verwirrung und Unruhe setzen konnten. Er verfiel dadurch sogar in ein hitziges Fieber, von dem er jedoch bald wieder hergestellt wurde. Er nahm sogleich sein Werk aufs neue vor, um es an einzelnen Stellen umzuarbeiten oder abzuändern. Der Herzog behandelte ihn mit verdoppelter Auszeichnung und Sorgfalt. Tasso mußte ihn auf seinen Lustreisen nach Belriguardo begleiten, und Lucretia, die sich von ihrem Gemahl getrennt hatte, und zu ihrem Bruder zurückgekehrt war, wünschte den Dichter stets um sich zu haben. Nur mit Mühe wirkte er sich unter diesen Umständen die Erlaubniß aus, nach Rom zu gehen, und dort sein Gedicht einer neuen und gründlichen Prüfung zu unterwerfen (im November 1575). Hier empfing ihn vor allen sein Freund Scipio von Gonzaga. Von diesem wurde er dem Cardinal Ferdinand von Medicis, dem Bruder und nachmaligen Nachfolger des Großherzogs von Toscana, vorgestellt, und da derselbe wußte, daß der Dichter sich in Ferrara nicht mehr ganz gefiel, trug er ihm die Dienste des Großherzogs an, die jener jedoch ablehnte, weil er vor allen Dingen die Pflichten der Dankbarkeit gegen das Haus Este erfüllen wollte. Vielmehr kehrte er, nachdem er in Rom seine Absicht erreicht, auch dem Kirchenjubiläum mit frommem Eifer beigewohnt hatte, nach Ferrara zurück. Hier erschien bald nach ihm die junge und schöne Gräfin Leonore Sanvitali, Gemahlin des Grafen Scandiano, deren eifrigster Verehrer und Verherrlicher Tasso wurde. Da auch sie ihrer Seits nicht unempfindlich blieb, und der Herzog um dieselbe Zeit das durch Pigna's Tod erledigte Amt eines Historiographen des Hauses Este dem Dichter verlieh, so fand dieser sich, zu seinem Unglück, nun um so fester an Ferrara gebunden, und erregte um so lebhafter den Haß seiner Neider und Feinde. Einer der letztern hatte sich unter der Maske der Freundschaft sein ganzes

Vertrauen erworben, und war der Mitwisser seiner zartesten Geheimnisse geworden. Tasso erfuhr den Mißbrauch, den dieser davon machte, traf in den Zimmern oder in dem Hofe des herzoglichen Palastes mit ihm zusammen, und ließ sich von seiner Heftigkeit hinreißen, dem verrätherischen Freund ins Gesicht zu schlagen, wofür dieser sich durch einen meuchelmörderischen Anfall, den Tasso jedoch muthig zurücktrieb, zu rächen suchte. Weitere Folgen hatte dieses Ereigniß nicht, und mit Ungrund wird erzählt, daß Alphons den Dichter unter dem Vorwande, ihn in Sicherheit zu bringen, habe einkerkern lassen, worüber jener in eine geistige Zerrüttung gerathen sei, deren Folgen sich bald nachher äußerten. Tasso's eigene Briefe beweisen das Gegentheil. Aber wahren Kummer machte ihm die Nachricht, daß in einer Stadt Italiens sein Gedicht gedruckt werde, einmal, weil es ihm zum Drucke noch nicht vollendet schien, dann aber auch, weil er sich dadurch der Vortheile beraubt sah, die er sich von einer so vieljährigen Arbeit versprochen hatte. Dazu kamen noch andere, theils wahre, theils eingebildete Kümmernisse, die seine Schwermuth vermehrten; er glaubte sich von Feinden verfolgt, verleumdet, angeklagt. In dieser Gemüthsstimmung zog er eines Abends in den Zimmern der Herzogin von Urbino den Degen gegen einen ihrer Diener. Dies bewog den Herzog allerdings, ihn verhaften und in einem Hause neben dem Palaste einschließen zu lassen, allein auf seine Bitten setzte er ihn wieder in Freiheit, und verlangte bloß, daß er sich ärztlich solle behandeln lassen. Die Cur schien Erfolg zu haben, und der Herzog nahm ihn auf einer Lustreise nach Belriguardo mit sich, um ihn zu trösten und zu zerstreuen, nachdem er ihn wegen einiger Gewissensscrupel, die Tasso sich über manche ihm entstandene Zweifel in Religionssachen machte, durch den Inquisitor selbst hatte beruhigen lassen. Aber alle diese Sorgfalt reichte nicht hin, den Frieden in seinem Innern wieder herzustellen, und der Herzog sah sich endlich genöthigt, ihn auf sein Verlangen nach Ferrara zu den Franziscanern zurückbringen zu lassen. Sein Zustand verschlimmerte sich dennoch immer mehr; er sah sich von eingebildeten Gefahren umgeben, machte sich die peinlichsten Gewissensscrupel, und ergriff in dieser Zerrüttung endlich einen unbewachten Augenblick, um, von allem entblößt wie er war, selbst ohne seine Handschriften und Papiere, die Flucht zu nehmen (20sten Julius 1577). Er eilte zu seiner Schwester Cornelia, welche im Wittwenstande zu Sorrento in Neapel lebte, und ihn auf das zärtlichste aufnahm. Durch ihre Sorgfalt fing er an, ruhiger zu werden; er bereute seine übereilte Flucht, und wandte sich mit Bittschreiben an den Herzog und die Fürstinnen, um seinen Posten, vornehmlich aber ihr Wohlwollen wieder zu erlangen. Nur Leonore antwortete ihm, ohne ihm dazu Hoffnung zu geben. Dennoch beschloß Tasso, nach Ferrara zurückzukehren, und sein Schicksal in die Hände des Herzogs zu legen. Diesen Entschluß führte er aus, so sehr auch seine Freunde in Rom ihm abriethen, und so offenbare Beweise von Gleichgültigkeit ihm auch der Herzog selbst gab, indem er es ihm nicht nur zur Bedingung der Rückkehr machte, sich heilen zu lassen, sondern ihm auch die Erläuterung und Erörterung über die Vergangenheit unter der Drohung verbot, auf der Stelle für immer aus dem Herzogthume weggewiesen zu werden. Der erste Empfang war sehr günstig, aber das alte Uebel kehrte nur zu bald zurück. Eine hauptsächliche und allerdings gegründete Ursache war, daß man ihm seine Papiere vorenthielt. In Verzweiflung darüber entwich er zum zweitenmale; vergebens suchte er in Mantua, Padua und Venedig eine Zuflucht; erst am Hofe

Urbino fand er eine würdige Aufnahme. Aber aller Freundschaft Sorgfalt ungeachtet, die man für ihn hatte, kehrte auch hier Schwermuth zurück; er glaubte sich nicht sicher, und indem er bildeten Gefahren zu entfliehen glaubte, stürzte er sich in wirkliche. hoffte in Turin zu finden, was er suchte, und machte sich heimlich n auf den Weg. Er kam an dem Thore der Stadt in einem Zu- te an, daß die Wache ihn nicht einlassen wollte. Zufällig erkannte ein Freund, zog ihn aus der Verlegenheit, und führte ihn zu dem rquis Philipp von Este, der ihn auf das liebevollste und freigebigste ahm. Der Erzbischof von Turin, ein La Rovere und alter Freund nardo Tasso's, stellte ihn dem Herzog Carl Emanuel vor, welcher dieselben Bedingungen anbot, unter denen er sich in Ferrara be- en. Noch einmal faßte der Unglückliche einigen Muth, und herr- Funken seines Geistes glänzten durch die trüben Nebel, die sein üth verschleierten und nur zu bald wieder das Uebergewicht erhiel- Er sehnte sich abermals nach Ferrara zurück und hielt dazu die mählung des Herzogs mit Margareta Gonzaga für den schicklichsten ounkt. Er kam, aber wie bitter sah er sich getäuscht. Allenthal- nahm man ihn mit Gleichgültigkeit, ja mit Spott und Verachtung weder der Herzog noch die Fürstinnen ließen ihn vor sich. Da ver- ihn die Geduld, die nie seine Tugend war, und er ergoß sich laut öffentlich in Schmähungen gegen Alphons und den ganzen Hof. Herzog, der davon hörte, befahl, statt an dem Unglücklichen leid zu üben, ihn in das St. Annen-Hospital zu bringen, und inen Rasenden dort wohl zu verwahren (März 1599). Man hat, diesen harten und grausamen Befehl des Fürsten zu erklären, noch re Gründe aufgesucht, und sie in der Liebe Tasso's zu der Prin- Leonore finden wollen. Allein so wenig diese durchaus tugend- und ritterliche Liebe zu leugnen ist, so wenig läßt sich doch aus d einem Grunde darthun, daß Tasso je die Gränzen der Ehrfurcht Bescheidenheit überschritten habe. Wohl aber mag sie zu dem nsinn beigetragen haben, der ihn unbezweifelt zuweilen heimsuchte, der sowohl physische als moralische Ursachen haben mochte, aber die jedoch wegeilen müssen. Daß Tasso durch eine solche Maßregel, als gegen ihn verhängt hatte, nicht geheilt werden konnte, leuchtet wohl selbst ein. Schon der Gedanke, daß er in einem Narrenhause ge- en gehalten werde, mußte ihn empören, eben so übel mußte er die te, mit der er sich behandelt sah, die Nichtbeachtung, mit der alle Bitten und Vorstellungen von dem Herzog und der Prinzessin enommen wurden, empfinden. Und dennoch fand dieser seltene Geist in solcher Verzweiflung ruhige Augenblicke, in denen er sich auf herrlichste bald in Versen, bald in philosophischen Betrachtungen ß. Ein neuer Schlag für ihn war die Nachricht, daß sein Gedicht öchst verstümmelter Gestalt zu Venedig im Druck erschienen sei; r ersten Ausgabe folgten schnell an verschiedenen Orten mehrere, denen jede spätere die frühern an Richtigkeit und Vollständigkeit traf. So wurden in sechs Monaten sechs Ausgaben des befreiten salems gedruckt, und von dem Publicum gleichsam verschlungen; Herausgeber und Unternehmer bereicherten sich, während der un- liche Dichter in harter Gefangenschaft krank und vernachlässigt achtete, und aller Bequemlichkeiten des Lebens entbehrte. Alles, er nach zwei Jahren durch eigene Bitten und durch wiederholte vendungen beim Herzoge erlangen konnte, war, daß man ihm statt efängnißähnlichen Gemachs, worin er bisher geschmachtet, mehrere

Zimmer zur Wohnung einräumte. Er genoß hier einer größern Freiheit, empfing Besuche von Freunden und Fremden, und durfte selbst von Zeit zu Zeit von einer einzigen Person begleitet, ausgehen, um Gesellschaften oder sonstige Vergnügungsorte zu besuchen. Sogar der Herzog ließ ihn einst, als er französische und italienische Edelleute bei sich hatte, zu sich bringen, nahm ihn mit Güte auf, und versprach ihm bald seine Freiheit. Aber statt dessen sah er sich noch vor Ende desselben Jahres der bisherigen Milderungen beraubt, ohne daß er einen Grund davon auffinden konnte. Unter diesen traurigen Umständen brach ein neues Ungewitter über ihn los. Außer andern Schriften hatte das befreite Jerusalem einen Dialog des Camillo Pellegrino über die epische Poesie (Il Carrafa ovvero della poesia epica 1584) veranlaßt, in welchem Tasso weit über Ariost erhoben wurde. Darüber entspann sich der heftigste Streit. Die zahlreichen Anhänger des Göttlichen, und unter diesen die beiden Akademiker der Crusca, Lionardo Salviati und Sebastiano de Rossi, traten Namens dieser Akademie dagegen auf, und zerfleischten das befreite Jerusalem und seinen Verfasser, um den Orlando zu vertheidigen, wenigstens unter diesem Vorwande. Mit bewunderungswerther Würde und Mäßigung beantwortete Tasso die Angriffe seiner Gegner, was ihm in seiner Lage, wo geistige und körperliche Leiden seine Stimmung verbitterten, gewiß zum doppelten Verdienst angerechnet werden muß. Inzwischen beschäftigten ihn die Mittel, seine Freiheit zu erlangen, nicht minder, als die Vertheidigung seines Gedichts. Er hatte die mächtigsten Personen zur Vermittlung aufgeboten. Gregor XIII., der Cardinal Albano, der Großherzog von Toscana, der Herzog und die Herzogin von Urbino, die Herzogin von Mantua, mehrere Fürsten des Hauses Gonzaga hatten sich vergebens für ihn verwendet. Die Stadt Bergamo, Tasso's eigentliches Vaterland, hatte in gleicher Absicht einen eigenen Gesandten an den Herzog geschickt. Dieser gab Versprechungen, welche er aber nicht erfüllte. Tasso's Zustand verschlimmerte sich immer mehr, er war an Leib und Seele zerrüttet, und litt periodisch an wirklichem Wahnsinn. Endlich ließ sich der hartherzige Alphons erweichen, und überließ auf dringendes Bitten die Person des Dichters nach mehr als siebenjähriger Gefangenschaft seinem Schwager, Vincenzo von Gonzaga, Fürsten von Mantua, welcher ihn so zu bewachen versprach, daß Alphons nie etwas von ihm zu befürchten haben sollte (Jul. 1586). In Mantua fand Tasso die freundlichste und ehrenvollste Aufnahme, aber sein Uebel hatte bereits zu tief gewurzelt, um ganz zu weichen. Dessen ungeachtet nahm er seine literarischen Arbeiten wieder vor; er vollendete unter andern den von seinem Vater begonnenen Floridante, und ließ ihn mit einer Zueignung an den Herzog von Mantua zu Bologna drucken; auch sein Trauerspiel Torrismondo arbeitete er von neuem um. Im nächsten Jahre genoß er des Glücks, Bergamo zu besuchen, wo seine Erscheinung von der ganzen Stadt gefeiert wurde. Der Tod des Herzogs von Mantua rief ihn dahin zurück. Zwar hegte der Sohn und Nachfolger desselben gleiches Wohlwollen gegen den Dichter, allein es fehlte ihm die Freundschaft und Vertraulichkeit. Tasso fing an, sich in Mantua nicht zu gefallen. Gern würde er die ehrenvollen Anerbietungen, die man ihm auf seines treuen Freundes Angelo Grillo's Verwendung von Seiten Genua's machte, indem man ihn als Professor an die dortige Akademie berief, angenommen haben, wenn ihn nicht seine Gesundheit verhindert hätte, ein solches Amt zu verwalten. Er wünschte nach Rom zu gehn, und führte diesen Entschluß trotz aller Hindernisse, die man ihm entgegen-

t, aus. Um ein Gelübde zu erfüllen, nahm er den Weg über Lo-
. In Rom ward er nicht nur von Scipio von Gonzaga, sondern
von mehreren Cardinälen, Fürsten und Prälaten, so wohl aufge-
nen, daß er neue Hoffnungen faßte. Allein nichts ging in Erfül-
, und er beschloß, nach Neapel zu reisen, um die Zurückerlangung
Vermögens seiner Aeltern zu versuchen. Er kam im März 158
, und nahm seine Wohnung bei den Mönchen von Mont-Oli-
Hier beschäftigte er sich mit einer gänzlichen Umarbeitung seines
lten Jerusalems, theils um das für fehlerhaft erkannte, theils um
Lobsprüche auf das Haus Este wegzuschaffen, und er unterbrach
Arbeit nur, um auf den Wunsch der Mönche den Ursprung von
t-Oliveto zu besingen. Unter den Freunden, die er hier erwarb,
der vorzüglichste Manso, Marquis de Villa, bei dem er höchst
liche Tage verlebte. - Nicht minder lebhaften Antheil nahm an ihm
Graf von Paleno, Sohn des Fürsten von Conca, da aber dieser
deßhalb sogar mit seinem Vater, der den Umgang mit dem Sohn
ehemaligen Rebellen mißbilligte, entzweite, ergriff Tasso einen
wand, um nach Rom zurückzukehren. Hier wohnte er, während
Gesundheit immer mehr abnahm, anfangs bei den Geistlichen des-
n Ordens, wie in Neapel, dann bei seinem Freund, dem nun-
igen Cardinal Scipio von Gonzaga, sah sich aber in dessen Ab-
heit von der Dienerschaft so gemißhandelt, daß er sich in einen
hof flüchtete, von wo die Olivetaner ihn wieder zu sich nahmen.
diesen blieb er zwei Monate, und suchte endlich eine Zuflucht in
n zum Theil von seiner Familie für Bergamasken zu Rom gestif-
Hospital. Durch Unterstützung seiner Freunde in Neapel ward er
en Stand gesetzt, in die Abtei zurückzukehren, und von da zog er
mals in das Haus des Cardinals. Aber er vermißte hier die ehe-
ge Freundschaft, und folgte um so leichter den ehrenvollen Einla-
gen des Großherzogs nach Florenz. Er konnte in jeder Hinsicht
der Aufnahme sowohl des Fürsten als der Florentiner zufrieden
Allein seine Absicht war nicht, dort zu bleiben, er sehnte sich
Neapel, und kehrte im Herbst mit allen Zeichen der Hochachtung
reich beschenkt nach Rom zurück, wo er krank ankam. Er war
nicht wieder hergestellt, als er auf dringende Bitten nach Mantua
dem Herzog Vincenzo Gonzaga sich begab. Er würde sich hier
l befunden haben, wenn seine stets abnehmende Gesundheit nicht
Sehnsucht nach Neapel in ihm genährt hätte. Der Herzog, der
Grund davon einsah, und eine Reise nach Rom vorhatte, nahm
Tasso dahin in seinem Gefolge mit sich. Er war nicht lange dort,
der alte Fürst von Conca zu Neapel starb, und der Sohn, so wie
übrigen Freunde daselbst ihn zu sich einluden. Tasso eilte mit Freu-
dahin, kam im Jan. 1592 zu Neapel an, und nahm seine Woh-
g bei dem Fürsten von Conca. Er ließ die Vollendung des erober-
Jerusalems (die Umarbeitung des befreiten) sein erstes Geschäft
, und war damit fast fertig, als er Argwohn schöpfte, der Fürst
e sich seiner Handschrift bemächtigen. Er theilte diese Besorgniß
m Freunde Manso mit, der ihn mit Bewilligung des Fürsten, und
daß die Dankbarkeit und Freundschaft verletzt wurde, in eins sei-
Häuser aufnahm, das die reizendste Lage am Meeresufer hatte.
s hatte den günstigsten Einfluß auf Tasso, der hier die letzte Hand
sein zweites Jerusalem legte, und zugleich auf den Wunsch der Mut-
des Marquis sein Gedicht von den sieben Tagen der Schöpfung be-
. Inzwischen hatte Hippolyt Aldobrandini als Clemens VIII. den

päpstlichen Stuhl bestiegen. Tasso hatte seinem vormaligen Gönner da-
u, wie früher Urban VII., mit einer herrlichen Canzone Glück ge-
vünscht, und mußte endlich den wiederholten Einladungen des Pap-
tes, nach Rom zu kommen, nachgeben. Dieser sowohl als seine bei-
den Neffen, vornehmlich der Cardinal Cinthio Aldobrandini, bewiesen
hm die zarteste und liebevollste Aufmerksamkeit. Tasso eignete Letzterm
aus Dankbarkeit sein erobertes Jerusalem zu; nur die Rückkehr seiner
Krankheit konnte ihn dahin bestimmen, Rom zu verlassen, und wie-
der nach Neapel zu gehen. Er verlebte hier vier Monate sehr glück-
ich in dem Kreise seiner Freunde. Inzwischen hatte ihm Cinthio, um
hn wieder nach Rom zu ziehen, beim Papste die Ehre der feierlichen
Krönung auf dem Capitol ausgewirkt. Auf diese Nachricht reis'te Tasso
nach Rom, wo er im November 1594 ankam, und mit großer Aus-
eichnung empfangen wurde. Der Papst, dem er vorgestellt wurde,
überhäufte ihn mit Lobsprüchen, und sagte unter andern zu ihm: „Ich
biete euch den Lorbeer, damit er von euch so viel Ehre empfange, als
r denen, die ihn vor euch erhielten, verliehen hat." Man verschob
ndeß die Feierlichkeit bis zum Frühjahr, um ihr desto größern Glanz
u geben. Während des Winters schwand Tasso's Gesundheit mehr
und mehr, er fühlte sein nahes Ende, und ließ sich in das Kloster von
St. Onuphrio bringen, wo er zu derselben Zeit, die man für seine
Krönung bestimmt hatte, am 25sten April 1595 starb. Ein hitziges Fie-
ber endigte sein Leben im kaum begonnenen 52sten Jahre. Der Cardi-
nal Cinthio ließ ihn prachtvoll in der kleinen Kirche des genannten Klo-
sters bestatten, und acht Jahre darauf ließ der Cardinal Bevilacqua
ebendaselbst ihm das Denkmal errichten, welches noch jetzt sich dort be-
findet. — Statt unseres eignen Urtheils setzen wir zum Beschluß noch
her, was Fr. Schlegel in seiner Geschichte der alten und neuen Litera-
tur, wo er Ariost, Camoens und Tasso mit einander vergleicht, über
Letztern sagt: Etwas jünger als Camoens ist Tasso, der uns schon durch
seine Sprache und zum Theil auch durch seinen Inhalt näher steht,
indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderba-
ren mit dem Ernst der geschichtlichen Wahrheit verbinden. Für seine
Zeit noch mehr, als für die unsre; denn noch dauerte der alte Kampf
zwischen der Christenheit und den Mächten Mohammets fort. Nicht
bloß eine poetische, sondern auch eine patriotische Begeisterung für die
Sache der Christenheit beseelte den eben so ruhmbegierigen als fromm-
fühlenden Dichter. Doch hat er die Größe seines Gegenstandes durch-
aus nicht erreicht, den Reichthum desselben so wenig erschöpft, daß er
ihn, so zu sagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beschränkte
die virgilische Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene
Stellen von dem sogenannten epischen Maschinenwerk. Tasso gehört im
Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur sich selbst und ihr schönstes Ge-
fühl darstellen, als eine Welt in ihrem Geist klar aufzufassen, und sich
selbst darin zu verlieren und zu vergessen im Stande sind. Die schön-
sten Stellen in seinem Gedicht sind solche, die auch einzeln oder als
Episoden in jedem andern Werk schön seyn würden, und nicht wesent-
lich zum Gegenstande gehören. Die Reize der Armida, Chlorindens
Schönheit und Erminiens Liebe, diese und ähnliche Stellen sind es,
die uns an den Tasso fesseln. In seinen lyrischen Gedichten ist eine
Gluth der Leidenschaft und eine Begeisterung der unglücklichsten Liebe,
welche uns noch mehr als das kleine Schäferspiel Aminta, das auch
ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erst an die Quelle jener schönen
Dichtungen führt, und wogegen die Kälte des kunstreichen Petrarca

sonderbar absticht. Tasso ist ganz ein Gefühlsdichter, und wie Ariost ganz mahlerisch, so ist über Tasso's Sprache und Verse ein Zauber musikalischer Schönheit ausgegossen, der wohl am meisten mit beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er selbst beim Volke mehr als Ariost ist. Die einzelnen Stellen und Episoden des Gedichts sind oft gesungen worden, und da die Italiener sonst eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, so haben sie ihr episches Gedicht für den lebendigen Gesang sich auf solche Weise in einzelne Romanzen aufgelös't, die wohllautendsten, edelsten, dichterisch schönsten und schmuckvollsten, die wohl irgend ein anderes Volk besitzt. Diese Art ihren Dichter zu nehmen, und stellenweise vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefühl die beste; denn an dem innern Zusammenhang des ganzen Werks als eines solchen, möchte nicht sehr viel verloren seyn. Wie wenig Tasso sich selbst mit seinem Begriffe von epischer Kunst befriedigen konnte, zeigen seine mannichfachen Abänderungen und mißlungnen Versuche. Zuerst versuchte er es mit einem Rittergedicht; das befreite Jerusalem, dem er seinen schönsten Ruhm verdankt, wollte er, da seine glücklichste Zeit schon vorüber war, ganz umarbeiten; die schönsten reizendsten und liebevollsten Stellen brachte er seiner jetzigen sittlichen Strenge oder Aengstlichkeit zum Opfer; dafür sollte eine durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Ersatz gewähren. Noch versuchte er ein christlich-episches Gedicht von der Schöpfung. Wie schwer es auch dem glücklichsten Dichter werden muß, einige wenige, zum Theil geheimnißvolle Sprüche Mosis zu eben so viel ausführlichen Gesängen zu entfalten, darf nicht erst aus einander gesetzt werden. In diesem Gedichte entsagte Tasso sogar dem Gebrauch des Reims, dessen Zauber doch seine Gesänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den selten ein Dichter so ganz in der Gewalt hatte wie er. So streng war er eigentlich gegen sich selbst; man sollte also bei so vielen Schönheiten wegen einiger Gedankenspiele (Concetti) nicht so streng über ihn richten. Viele von diesen spielenden Gedanken beim Tasso sind nicht bloß sinnreich, sondern auch bildlich schön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe sind sie am ersten erlaubt. Betrachten wir den Tasso ganz als einen musikalischen Gefühlsdichter, so ist es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewissen Sinn einförmig, und daß er so durchgehends sentimental ist. Von der Poesie, die in ihrem innern Wesen lyrisch ist, scheint diese Einförmigkeit nun einmal unzertrennlich zu seyn; ja wir finden eher eine Schönheit darin, daß selbst über die Darstellung sinnlicher Reize beim Tasso dieser sanfte elegische Hauch verbreitet ist. Aber ein epischer Dichter muß allerdings reicher, er muß mannichfaltig seyn, er muß eine Welt von Gegenständen den Geist der Gegenwart und der Vergangenheit, seine Nation und die Natur umfassen; er muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, sondern jede Seite des Gefühls zu berühren und anzuregen verstehn. M.

Tassoni (Alessandro), einer der berühmtern Dichter Italiens, war im J. 1565 zu Modena geboren. Seine Kindheit ward nicht nur durch den frühen Verlust seiner Aeltern, sondern auch durch Krankheit, Unglücksfälle und gefährliche Feindschaften getrübt. Aber dies alles hinderte ihn nicht in seinen Studien, theils zu Bologna, theils zu Ferrara. Im J. 1597 ging er nach Rom und trat in die Dienste des Cardinals Ascanio Colonna. Dieser nahm ihn im J. 1600 mit sich nach Spanien, und sendete ihn zweimal, 1602 und 1603, in seinen Angelegenheiten nach Italien. Auf einer dieser Reisen schrieb er seine berühmten

Considerazioni sopra il Petrarca, welche später im Druck erschienen. Zu Rom ward er in die Akademie degli Umoristi aufgenommen. Eine Frucht seiner Besuche der römischen Gesellschaften waren die zehn Bücher seiner Pensieri diversi, von denen er eine Probe unter dem Titel Quesiti 1608 und vermehrt 1612 herausgab. Dieses Werk, das mit seinen sinnreichen Paradoxen, womit es vielleicht dem Verfasser selbst nicht immer Ernst war, den Wissenschaften den Krieg anzukündigen schien, und seine bittern Angriffe durch heitern Scherz und gefällige Anmuth zu würzen verstand, machte gewaltiges Aufsehn. Noch mehr war dies der Fall mit seinen Considerazioni sopra il Petrarca, welche zuerst 1609 erschienen. Da ihm die Verehrung und das Ansehn, worin Petrarca bei Einigen stand, übertrieben schien, bemühte er sich, diesen großen Dichter auf eine noch viel übertriebenere Weise herabzuwürdigen. Es entstand daraus ein Wechsel von Streitschriften, bei denen wir hier nicht verweilen können. Tassoni hatte sich seit dem Tode des Cardinals Colonna 1608 ohne Anstellung befunden; da ihm die Mittel zu einem unabhängigen Leben fehlten, trat er 1613 in die Dienste des Herzogs von Savoyen, Carl Emanuels, und des Cardinals, seines Sohns. Hier stand er abwechselnd in Gunst und Ungunst, und erfuhr manchen Schicksalswechsel. Daran mochte wohl sein Haß gegen Spanien viel Antheil haben, mit welchem Reiche der Herzog bald in Krieg, bald in Frieden stand. Nicht ohne Grund schrieb man dem Tassoni einige Filippiche gegen die Spanier und eine Schrift Le Esequie della Monarchia di Spagna zu, wiewohl er selbst sie durchaus abläugnet. Im J. 1623 verließ er die Dienste des Cardinals, und lebte drei Jahre ruhig den Studien und der Blumencultur, die er sehr liebte. Damals beendigte er wahrscheinlich das schon früher begonnene Compendio del Baronio, das er lateinisch angefangen hatte, nachher aber italienisch ausführte. Im J. 1626 verbesserte sich seine Lage. Der Cardinal Lodovisio, ein Neffe Gregors XV., nahm ihn unter vortheilhaften Bedingungen in seinen Dienst. Nach dem Tode des Cardinals, 1632, trat Tassoni mit dem Titel eines Raths in den Dienst seines angebornen Fürsten, des Herzogs Francesco I. Er empfing einen ehrenvollen Gehalt, und wohnte am Hofe, genoß aber dieses Glücks nur 3 Jahre, da er im April 1635 starb. Nicht den bisher angeführten Werken verdankt Tassoni seinen Ruhm, sondern einem komisch-epischen Gedicht unter dem Titel La Secchia rapita, welches zuerst 1622 erschien, und von ihm, vielleicht aus Rücksichten und gegen die Wahrheit, für eine Jugendarbeit ausgegeben wurde, wogegen allerdings schon die sorgfältige Versification zu streiten scheint, die den Stempel eines reifen Alters trägt. Der Gegenstand dieses komischen Heldengedichts ist der Krieg der Modeneser und Bologneser in der Mitte des 13ten Jahrhunderts. In diesem Kriege wurde einst der Eimer eines Brunnens von einigen Modenesern, die in Bologna eingedrungen waren, aus dieser Stadt weggeführt, und als eine merkwürdige Trophäe nach Modena gebracht, wo er noch heutiges Tags als ein Kleinod aufbewahrt wird. Dies Ereigniß und die vergeblichen Anstrengungen der Bologneser, den Eimer wieder zu erlangen, besingt Tassoni in zwölf burlesk-epischen Gesängen, denen es weder an Laune und Anmuth, noch auch in einzelnen Stellen an epischem Adel fehlt. Dabei hat die Sprache den echt toscanischen Charakter, und der Versbau ist leicht und angenehm. Wenn dessen ungeachtet das Gedicht nicht mehr gar viel gelesen wird, so liegt der Grund davon, wie beim Hudibras und ähnlichen Werken, in dem allerdings veralteten und für uns verlornen Interesse des Gegenstandes

überhaupt, und darin, daß viele Anspielungen und Beziehungen, die recht eigentlich die Würze ausmachen, und damals leicht verstanden wurden, von uns nur mittelst weitläuftiger Erörterungen aufgefunden werden können, zu denen man bei einer Lectüre der Art eben am wenigsten aufgelegt ist. M.

Tastatur und Tasten (s. Clavis und Claviatur). Auch nannte man sonst Tastatura eine Gattung von Präludien oder Phantasien, die gleichsam dazu dienen sollten, die Tastatur und richtige reine Stimmung eines Instruments zu prüfen.

Tasten, s. Sinne.

Tatarei. Das Land, welches mit diesem Namen bezeichnet wird, hat keine bestimmte Gränze, indem in frühern Zeiten, wo die geographische Kenntniß des nordöstlichen Theils unserer Hemisphäre noch sehr dürftig war, alle diejenigen Gegenden, welche das zahlreiche und mächtige Volk der Tataren einst überschwemmt und erobert hatte, die Tatarei genannt wurden. Indessen machte man einen Unterschied zwischen der europäischen und asiatischen Tatarei, und gab der einen und der andern schärfere Umrisse, die sich jedoch mehr in den Geographien und auf den Landkarten, als in der Wirklichkeit fanden. Unter der europäischen Tatarei, die auch die kleine genannt wurde, verstand man gewöhnlich das im Norden des schwarzen Meers zwischen der Mündung der Donau und des Dons liegende Land, dessen einzelne Theile wieder besondere Namen hatten, z. B. die crimmische Tatarei, die oczakowische Tatarei ꝛc. Die asiatische oder große Tatarei aber umschloß den ganzen Norden von Asien, oder die ungeheure Erdstrecke zwischen dem Eismeere und China, dem japanischen Meere und dem Don. In neuern Zeiten aber wird von der kleinen und großen Tatarei seltener mehr gesprochen, seitdem man nämlich die einzelnen Länder, aus denen sie bestehen, näher kennen gelernt hat, und sie also mit ihren eigentlichen Namen benennt. Wenn jetzt von der Tatarei die Rede ist, so versteht man gewöhnlich darunter die sogenannte freie (d. h. politisch-unabhängige) Tatarei, in der Landessprache Dschagatai genannt, welche von China, Tibet, Persien, dem caspischen Meere und Rußland umgeben ist, sich vom 72 — 97° der Länge und vom 35 — 48° der Breite hinzieht, und 3 — 5000 Quadratmeilen umfaßt. Das Land ist eine hohe Gebirgsfläche, die sich nördlich in ausgedehnte Steppen verflächt. Im Osten erhebt sich der Mustag (Imaus) und westlich der Belurtag, deren Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt sind. Einige südliche Gegenden haben das mildeste Clima und die üppigste Vegetation. Ausser Kameelen, Wild und Vieh aller Art bringt das Land sehr viel Getraide, Obst, Flachs, Hanf, Baumwolle, Rhabarber, mehrere Südfrüchte, deßgleichen verschiedene Mineralien hervor. Die Einwohner leben theils nomadisch, theils ansässig, und treiben im letzten Falle Handwerke und Handel. Sie sind meistens Muhamedaner von der Secte der Sumiten. Ihre Regenten sind Sultane und Chans. Einige der letztern, im nördlichen Dschagatai, stehen unter russischem Schutze. Das südliche Dschagatai wird auch die Bucharei genannt, und ist oben Bd. II. unter diesem Artikel beschrieben.

Tataren waren ehemals ein großes mächtiges Volk, das viele Reiche zertrümmerte, und ganz Asien mit Blut bedeckte. Man unterscheidet europäische und asiatische Tataren. Die erstern nennt man auch die kleinen, und die letztern die großen Tataren. Sie theilen sich in viele Stämme; einige derselben haben ihre Unabhängigkeit

rhalten, andere stehen unter dem Schutze großer Landesfürsten; einer, der Stamm der Mantschu, hat China erobert. Die in China lebenden Tataren stehen auch unter der Botmäßigkeit des chinesischen Reichs; die unter russischem Scepter leben, bewohnen die nördlichen Küsten des schwarzen, und die des caspischen Meers, die Nordseite des caucasischen Gebirgs, die großen Steppen vom Uralflusse in Osten bis zur Songarei, in Sibirien die südlichen Gränzgebirge vom Tobol bis über den Jenisei und die Wildnisse um die Mitte der Lena. Colonien der Tataren sind im Kasanischen, Orenburgischen und um Tobolsk. Noch jetzt findet man in diesen Gegenden Grabsteine, weit über 1100 Jahre zurückreichend. Diejenigen Tataren, welche in Sibirien um Tomsk, Tobolsk, Perm und Ufa leben, wohnen entweder in Isben, oder in bleibenden Sommer- und Winterjurten und in Filzhütten; das thun noch mehrere Stämme; die übrigen wohnen in Häusern. Sie sind bei großem Vermögen doch sparsam, mäßig und in Sitten einfach. Ihr Lieblingsgetränk ist Kumiß, ein Getränk von Sauermilch und Wasser; zu ihren Lieblingsspeisen gehören: Honig in Scheiben, Eier in Butter gebacken, gebratene Vögel, Obst u. s. w. Einige Stämme lieben außerordentlich die Gärten. Die mohammedanischen Tataren schreiben arabisch mit Rohrfedern, die sie in eine Büchse mit Tusche tauchen. Sie haben bedeutende Pferdezucht, und verwenden darauf viel; die Reichen haben Gestüte, in welchen sie arabische Hengste halten. Ihre Sättel und ihr Reitzeug, so wie die Steigbügel belegen sie gern sehr prachtvoll mit Golde. Die echten Tataren sind von mittler Größe, ovalem Gesicht, frischer, lebhafter Gesichtsfarbe, von kleinen Augen und Munde, schwarzen sprechenden Augen und schwarzen Haaren. Sie haben einen bescheidenen, schüchternen Anstand, der ihrem schlanken Körperbaue etwas überaus Gefälliges leiht. Der treffliche Wuchs und die muntere Gesichtsfarbe, die offenen freundlichen Gesichtszüge, machen das weibliche Geschlecht ungemein reizend. Doch haben bei weitem nicht alle Völker die reine, edle Form erhalten. Bei den Wohlhabenden wohnt und speis't das Weib abgesondert, und zeigt sich nie öffentlich, ohne verschleiert zu seyn. Die Kinder werden sorgfältig in der Religion unterrichtet, und selbst das kleinste Dorf hat seine Schule.

Tatianisten, s. Gnosis.

Tatowiren, s. Bepunkten.

Taubmann (Friedrich). Das zweideutige Glück, in die Sage des Volks überzugehen, ist diesem Manne nur durch eine höchst einseitige Darstellung seines Charakters, und selbst mit dem Verluste seines guten Rufs zu Theil geworden, und sein wirklich verdienstliches Wirken ist darüber ganz unbeachtet geblieben. Wer kennt ihn nicht als feinen Lustigmacher, und oft faden Witzling, und wie wenigen ist es bekannt, daß er nichts weniger als dies, ja im Gegentheil ein Gelehrter war, dessen literarische Thätigkeit den Verirrungen seiner Zeit mit Ernst, Würde und Nachdruck entgegenstrebte. Er war zu Wonsees bei Bayreuth den 16ten Mai 1565 geboren, erhielt seine Bildung in den Schulen zu Culmbach und Heilsbrunn, und auf der Universität Wittenberg, und wurde auf der letztern, da er sich durch gründliches Wissen, frohen und heitern Lebensmuth, reichen und lebendigen Witz, und durch eine seltene Fertigkeit zu dichten allgemein beliebt und selbst am sächsischen Hofe bekannt gemacht hatte, nach kaum vollendetem akademischen Cursus als Professor der Dichtkunst angestellt. Zugleich erhielt er das Amt eines Hofpoeten, welches, wie sehr es ihn bei der Mitwelt ehren mochte, ihm doch bei der Nachwelt durch unverständige Ver-

wechslung so nachtheilig geworden ist. Es geht aus tieferer Kunde der damaligen Zeit und unpartheiischer Prüfung aller Zeugnisse und Quellen über ihn unwidersprechlich hervor, daß er, was auch immer unverbürgte und zum Theil offenbar erdichtete Sagen erzählen mögen, selbst in den Kreisen der höchsten Staatsbeamten und der Fürsten nie seiner Würde vergaß, nie zum Lustigmacher oder verworfnen Schmeichler herabsank, und nie die Gränzen der Zucht und Sitte überschritt, oder seinem geraden und biedern Charakter untreu wurde. Nicht weniger achtungswerth, als ihn die glückliche Vermeidung dieser gefährlichen Klippe macht, erscheint er auch als Gelehrter. Die Philologie war bei den theologischen Zwisten, welche gegen Ende des 16ten Jahrhunderts Sachsen im Innern zerrütteten und entzweiten, immer mehr vernachlässigt worden, und sank, durch Melanchthons und Camerarius Tod ihrer eifrigsten Förderer beraubt, täglich tiefer. Alles was etwa noch für sie zu geschehen schien, waren nur Mißgriffe, die nur zu noch größerm Verfall führten. Durch die ramistische Methode wurde sie nur zu einem Gegenstande dialectischer Spitzfündigkeiten gemacht, Sach- und Worterklärung ward verschmäht, nur die todte Form beachtet. In noch unbedeutendern Kleinigkeiten mühten sich andre ab. Ueber kindischen Styl- und Versübungen — letztere wurden durch die zu einem niedrigen Erwerbszweig herabgesunkenen Dichterkrönungen begünstigt — vergaß man alles ernste Studium, ja die Lectüre der Alten selbst. Nur wenige hellsehende Männer waren es, welche sich von diesem Strudel nicht mit fortreißen ließen — aber Taubmann war der einzige, der diesen Verirrungen durch Wort und Beispiel offene Fehde bot. Nicht nur bestritt er mit Ernst und Spott die verkehrten Ansichten seiner Zeitgenossen, und rufte ihnen die einzig wahren Grundsätze eines gründlichen Sprachstudiums in das Gedächtniß zurück (Dissertatio de lingua latina, Witt. 1614, 8.), sondern er strebte auch durch seine Vorlesungen, so wie durch seine Ausgaben des Plautus (Witt. 1621, 4.), und Virgilius (Witt. 1618, 4.), ihnen den richtigen Weg zu zeigen, und sie mit den Aufklärungen der trefflichsten ausländischen Philologen seiner Zeit bekannt zu machen. Leider war die Verirrung zu allgemein, und sein Tod erfolgte zu früh (24sten März 1613), als daß er sein Streben durch einen glücklichen Erfolg belohnt gesehen hätte. Geringer ist sein dichterisches Verdienst, unterdessen zeigen einzelne Stellen, daß er bei minderer Fruchtbarkeit Größeres hätte leisten können. — S. von ihm F. A. Ebert Leben und Verdienste F. Taubmanns, Eisenberg 1814, 8. A — s.

Taubstumme sind diejenigen Menschen, welche entweder ohne den Sinn des Gehörs geboren worden sind, oder denselben in früher Kindheit, ehe sie noch sprechen lernten, verloren haben. Meistens ist das erstere der Fall. Da die innern Theile des Gehörorgans so zusammengesetzt, so zart, die Möglichkeit des Hörvermögens an Bedingungen gebunden ist, die so leicht fehlen können, so ist es nicht zu verwundern, daß dieser Sinn so oft mangelhaft wird, und nicht selten ganz unterdrückt erscheint. (Siehe den Art. Gehör.) Bei Taubgebornen ist daher meistens ein angebildeter organischer Fehler in den feinsten Theilen des Gehörorgans die Ursache der Taubheit, welche wohl in den seltensten Fällen durch die Hülfe der Kunst gehoben werden kann. Man hat zwar Versuche mit der Durchbohrung des Trommelfells gemacht, allein in wenigen Fällen eine entschieden günstige Veränderung davon bemerkt. Auch könnte diese Operation nur einem einzigen Fehler abhelfen, da in dem innern Ohre deren noch weit mannichfaltigere Statt

finden können, zu denen keine Kunst hinreicht. Es ist daher ein sehr vergebliches Unternehmen, dergleichen taubgeborne Personen wieder herstellen zu wollen, und sie mit mancherlei dahin abzweckenden oft schmerzhaften und lästigen Curen zu plagen. Anders ist dagegen der Fall bei solchen Kindern, von welchen man bestimmt weiß, daß sie das Gehör in ihrem ersten Jahre hatten, und welche es verloren, ehe sie noch sprechen lernten. Hier kann man eher die Hoffnung haben, daß die Gehörorgane in normaler Beschaffenheit vorhanden seyen, und nur eine Krankheit ihre Function gestört habe. Alle Kinder, welche von der ersten Kindheit, ehe sie noch sprechen lernten, taub geblieben sind, sind auch stumm, weil sie nun nicht sprechen lernen können, nicht aber deßwegen, weil nothwendig und jedesmal ein Mangel der Sprachorgane, oder ein Fehler an denselben Statt finden müßte. Stumme, die dabei hören, haben meistens in spätern Jahren erst die Sprache verloren, weil ihnen die Zunge ganz gelähmt ist, oder der Zapfen (uvula) fehlt. Bei Taubgebornen können die Sprachorgane ganz vollkommen gebildet seyn, wie es auch meistens der Fall ist, allein da sie nie einen articulirten Laut sprechen hören, da sie keine Sache benennen hören, so können sie auch nicht nachsprechen lernen. Jedes Kind lernt mit leichter Mühe nach und nach die Sprache, die es um sich herum täglich hört, weil es allmählig lernt, die gehörten Töne, Sylben und Wörter nachzusprechen, weil es seine eigenen Töne mit denen der andern Menschen vergleichen, und wo es noch fehlt, so lange nachhelfen kann, bis seine Aussprache der seiner Umgebung gleich kommt. Ein taubgebornes Kind hört weder andre noch sich selbst, es kann folglich die mannichfaltigen Töne anderer und die Benennungen der Dinge nicht nachahmen, es weiß überhaupt nicht, daß Töne, Laute und Worte existiren, sondern es bemerkt bloß durch das Gesicht, daß die Personen, welche es sieht, mannichfaltige Bewegungen mit den Lippen, der Zunge, dem Gaumen, überhaupt mit den Gesichtsmuskeln mancherlei Geberden machen, je nachdem sie verschiedene Dinge, die um sie herum sind, bezeichnen, ihren eignen Zustand an sich oder auch an andern, z. B. Freude, Schmerz, Verwunderung, Zorn, Haß, Liebe, u. s. w., ausdrücken wollen. Was nun dem Taubstummen durch das Gehör abgeht, sucht er sich, wenigstens zum Theil, durch das Gesicht zu ersetzen. Er bemerkt um so deutlicher das, was die Hörenden gewöhnlich gar nicht oder doch weniger achten, jede Bewegung der Sprachorgane, selbst ihre feinsten Verschiedenheiten und die Bedeutungen derselben, jede selbst die unmerklichsten Veränderungen der Mienen und des Ausdrucks der Gesichtszüge nach ihren verschiedenen Bedeutungen. So ersetzt das Gesicht allmählig auch das Gehör bei diesen Menschen, und sie können vieles von dem verstehen, was man ihnen begreiflich machen will, theils vermittelst der Bewegung der sichtbaren Sprachwerkzeuge, theils durch Mienen und andere Zeichen. Da die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge nicht durch organische Fehler unmöglich gemacht, sondern bloß aus Mangel an der durch das eigne Hören angeregten Nachahmung der Töne unterblieben ist, so sind auch die Taubstummen im Stande, jedoch ohne daß sie es selbst wissen und hören können, bloß durch die absichtliche und bestimmte Bewegung der Sprachorgane und durch starke Ausstoßung des Athems mancherlei Töne von sich zu geben, welches besonders alsdann geschieht, wenn irgend ein starker Affect sie zu solchen heftigen Bewegungen anreizt. Da sie aber diese Töne nicht selbst hören, ja es nicht einmal wissen, daß sie dergleichen von sich geben, so können sie solche auch weder mit den Gegenständen in Uebereinstim-

nung bringen, noch gehörig articuliren, noch in Rücksicht der Stärke und Schwäche moduliren. Sie stoßen also nur unverständliche, nichtssagende schreiende Laute von sich. Da ihre Nachahmung sich nur auf das Sichtbare in den Ausdrücken der Menschen beschränkt, so bringen sie es darin auch zu einer großen Fertigkeit. Ihre Geberden, ihre Mienen, die Bewegungen der Sprachorgane, ihre Gesticulationen sind äußerst lebhaft und deutlich. Wie sie selbst die Umgebenden sehr viel verstehen, so können sie sich auch denen, welche ihre Zeichen und Mienen gewohnt sind, meistens ziemlich verständlich machen. Wenn ein erwachsener Taubstummer auf irgend eine Weise plötzlich das Gehör bekäme, so würde er dessen ungeachtet doch eben so wenig die Worte der andern Menschen verstehn, als er selbst sprechen könnte. Er würde auf einmal gleichsam in eine andere Welt versetzt, in das Reich der Sprache und Töne, deren Bedeutung ihm aber völlig fremd wäre. Er müßte diese Bedeutung der Worte erst allmählig und durch langen Unterricht erlernen, so wie er erst allmählig so gut wie ein Kind müßte sprechen, und durch Worte sich verständlich machen lernen. Die Erzählungen, daß Taubstumme haben hören, und auch sogleich verstehen und sprechen lernen, beruhen bloß auf Täuschung, und enthalten eine Unmöglichkeit. Wirklichen Taubstummen kann man also durch mündlichen Vortrag oder mit Hülfe der Tonsprache keinen Unterricht ertheilen, und ihren Verstand auf die gewöhnliche Weise entwickeln. Gleichwohl ist es nicht unmöglich, durch andre Sinne Empfindungen bei ihnen zu erregen, und solche für sie zur Tonsprache zu ordnen. Die vorzüglichsten Mittel, deren man sich seit den frühesten Zeiten des Taubstummenunterrichts bediente, sind die schon im 16ten Jahrhundert bekannte Stabmethode, welche darin bestand, daß man einen hölzernen oder eisernen Stab gebrauchte, dessen eines Ende der Taube, ohne solches mit den Lippen zu berühren, mit den Vorderzähnen festhalten mußte, das entgegengesetzte Ende des Stabes aber der, der mit ihm sprechen wollte, auf eben diese Art mit den Vorderzähnen festhielt, und nun gegen den Taubstummen redete. Hierdurch hoffte man, dem Taubstummen das, was man zu ihm redete, vernehmbar zu machen, so wie man, um ihm die Töne eines musikalischen Instruments hörbar zu machen, das eine Ende des Stabes, welchen der Taubstumme am andern Ende zwischen den Vorderzähnen hielt, an den Resonanzboden des Instruments stellte. Allein obwohl dieses Mittel bei schwerhörenden, auch wohl bei taubgewordenen erwachsenen Menschen nicht ohne Wirkung ist, so ist es doch nach dem Zeugnisse mehrerer Taubstummenlehrer bei wirklich Taubstummen völlig unbrauchbar. Einige Taubstummenlehrer bedienten sich, auch in neuern Zeiten, der Schriftzüge oder Schriftsprache; allein dies hat mehrere Schwierigkeiten, unter denen die vorzüglichste ist, daß diese Methode dem Taubstummen nur in Ansehung sichtbarer Gegenstände von Nutzen seyn kann, indem ihm nothwendig ein Gegenstand sichtbar seyn muß, wenn er ihn mit den Schriftzeichen vergleichen, sich ein Bild von ihm in sein Gedächtniß einprägen und festhalten soll. Auch soll durch mehrere Beispiele bewiesen worden seyn, daß Taubstumme, welche bloß durch Schriftsprache Unterricht erhielten, sehr bald in ihre vorherige Unwissenheit zurücksanken. Dasselbe, was von der Schriftsprache gesagt ist, gilt auch von der Geberdensprache. Auch diese hat ihre eigenen Schwierigkeiten, besonders wenn solche allgemein verständlich seyn soll. Gleichwohl ist in neuern Zeiten der Unterricht der Taubstummen immer mehr der Vollkommenheit näher gebracht worden, so daß jetzt diejenigen, welche gehörig un-

errichtet worden sind, nicht bloß Jedem sich verständlich machen, sondern sogar selbst wieder Lehrer von Taubstummen werden können. H.

Taubstummeninstitute sind diejenigen Lehranstalten, in welchen Taubstumme ihren Unterricht erhalten. Sie verdanken ihre Entstehung den Bemühungen einer kleinen Anzahl von Männern, welche mit Geduld und Muth versehen, aus eignem Antriebe sich an das mühselige Geschäft wagten, sich zuerst mit einzelnen Taubstummen zu beschäftigen, was im Anfange um so schwerer war, da es noch an allen Hülfsmitteln und an den Erfahrungen fehlte, welche jetzt den Unterricht der Taubstummen um vieles erleichtern. Erst in der zweiten Hälfte, besonders im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts war man ernstlich darauf bedacht, Institute zur Aufnahme und zum Unterricht mehrerer Taubstummen zugleich zu errichten. Dies ist eine um so größere Wohlthat für die Menschheit, je größer die Menge der hie und da zerstreuten Unglücklichen dieser Art ist; denn man rechnet deren 150 bis 200 auf eine Million Menschen, und gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts schätzte man die Anzahl derselben in Frankreich allein auf 12000. Vorher sah man diese Personen als eine Art von Unglücklichen an, bei denen keine Hülfe anwendbar sey, und da anfangs nur hie und da ein einzelner Mann an einem oder höchstens ein Paar solcher Personen in der Stille einen Versuch machte, so blieben diese Lehrer, und bei dem Mangel an Lehrern auch die große Anzahl der Hülfsbedürftigen unbekannt. Es gab wohl gar schwache Menschen, die aus verkehrten Begriffen die Bemühungen, welche man auf die Bildung und den Unterricht der Taubstummen verwandte, als einen Eingriff in die Rechte des Schöpfers ansahen. Um so mehr verdienen diejenigen Männer in ehrenvollem Andenken erhalten zu werden, deren Muth und menschenfreundlicher Eifer alle Schwierigkeiten nicht achtete, und welche zu diesem Unterrichte die Bahn brachen. Als ersten Taubstummenlehrer nennt man einen spanischen Benedictinermönch, Peter Pontius, zu Ende des 16ten Jahrhunderts, der auch der eigentliche Verfasser der Schrift seyn soll, welche Paul Bonnet, den man für den ersten Schriftsteller über den Taubstummenunterricht hält, im Jahr 1620 in spanischer Sprache herausgab. Indeß scheint selbst der Titel dieser Schrift zu beweisen, daß dieser Unterricht mehr auf die Stummen überhaupt, als auf die Taubstummen insbesondere berechnet gewesen sey. Ob dem Landsmann der beiden vorerwähnten, Emanuel Ramirez de Carion, welcher den taubstummgebornen savoyschen Prinzen, Emanuel Philibert von Carignan, sprechen lehrte, der Ruhm gebührt, die erste glückliche Probe des Unterrichts an einem Taubstummen geliefert zu haben, ist bei dem Mangel an sichern Nachrichten ebenfalls ungewiß. Gewisser ist es, daß William Holder, ein englischer Theolog (gestorben im Jahr 1696) im Jahr 1659 einen jungen taub- und stummgebornen Edelmann, Alexander Popham, sprechen lehrte, ob ihm schon Johann Wallis, Professor der Mathematik zu Oxford (starb 1703) diese Ehre streitig zu machen gesucht hat. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts beschäftigten sich besonders ein Freiherr von Helmont, und Johann Conrad Amman, ein Arzt aus Schafhausen, der aber zu Amsterdam lebte, mit dem Unterricht von Taubstummen. Durch ihre Schriften wurde man auch in Deutschland auf diesen Unterricht aufmerksamer; doch umfassen sie nicht den ganzen Unterricht, sondern beschränken sich bloß auf den physiologischen Theil desselben. Er wurde überhaupt seit dem Anfang des 18ten Jahrhunderts in Deutschland sowohl, als in andern Ländern mit mehrerem Eifer betrieben, und meh-

rere Taubstummenlehrer machten theils ihre glücklichen Versuche, theils auch ihre Lehrmethode bekannt. Noch beruhte dieser Unterricht auf keinen festen Grundsätzen, und glückliche Versuche wurden wohl mehr an hörend Stummen, oder taub oder stumm gewordenen Personen, als an eigentlich Taubstummen von Geburt an gemacht. Erst Samuel Heinicke (s. d. Art. Heinicke) und der Abbé l'Epée (s. d. Art. Epée) verdienen den Ruhm, ersterer in Deutschland, letzterer in Frankreich, diesen Unterricht wissenschaftlicher begründet zu haben. Jeder von ihnen schlug, einer unabhängig von dem andern, seinen eignen Weg ein. Man nennt zwar gewöhnlich nur den letztern als Erfinder des wichtigsten Taubstummenunterrichts, allein offenbar mit Unrecht. Schon drei Jahre vorher (1773), ehe l'Epee von seinem Unterrichte öffentliche Nachricht gab, machte Heinicke bereits so viel Aufsehn als Taubstummenlehrer, daß der Pfarrer zu Eppendorf, wo Heinicke die Cantorstelle bekleidete, gegen die neue Lehrart predigte. Der vortheilhafte Ruf, der sich von seiner Methode verbreitete, und welcher durch seine „Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache" (Hamburg 1778), von denen jedoch nur ein Theil erschienen ist, noch mehr begründet wurde, bewirkte es, daß Heinicke noch im Jahr 1778 vom Churfürsten von Sachsen den Auftrag erhielt, in Leipzig ein Institut für Taubstumme zu errichten, das noch jetzt unter der Direction seiner Witwe und Aug. Friedrich Petschke's fortdauert, und sowohl durch die gute Bildung und Brauchbarkeit der in demselben unterrichteten Subjecte, als auch durch die Zeugnisse verdienstvoller und sachverständiger Männer rühmlich bekannt ist. Es werden in dieses Institut Taubstumme und solche Personen, welche Sprachgebrechen haben, von ihrem achten Jahre an aufgenommen, sie lernen deutlich und mit Verstand laut sprechen, lesen, schreiben, schriftliche Aufsätze verfertigen, zeichnen, erhalten Unterricht in der Religion und den nöthigsten Wissenschaften. Heinicke's Schwiegersohn, Dr. Eschke legte, mit Erlaubniß des Königs von Preußen, 1789 in Berlin ein Privatinstitut an, das nachher nach Schönhausen 1798 aber wieder nach Berlin verlegt, und in eine öffentliche Lehranstalt für Taubstumme verwandelt wurde. Noch verdient auch J. F. G. Sense als Schriftsteller über den Unterricht der Taubstummen eine ehrenvolle Erwähnung, indem er nicht nur in seinem Werke: Versuch einer Anleitung zum Sprachunterrichte taubstummer Personen (Leipzig, bei Friedrich Schneider, 1793) eine gründliche Anleitung zum Unterrichte solcher Personen gab, sondern selbst auch mehrere Jahre seines thätigen Lebens dem Unterrichte einer taubstummen Anverwandtin von ihm widmete, deren gebildeter Verstand, veredeltes Herz, kenntnißvoller Geist, Fertigkeit im Verstehen aller derer, die mit ihr sprechen, so wie in Geschicklichkeit sich theils durch Worte, theils durch Zeichen andern verständlich zu machen, seine Bemühungen hinlänglich lohnten, und zugleich ein Beweis seines tiefen Studiums dieser schweren Art des Unterrichts, seiner Kenntnisse und Geschicklichkeit in demselben war, mit denen er gewiß noch der leidenden Menschheit große Dienste leisten konnte, wenn ihn leider nicht ein zu früher Tod weggerafft hätte. — In der neuesten Zeit sorgten mehrere Regierungen für die Errichtung von Lehranstalten für Taubstumme. Dänemark hat ein solches Institut (seit 1807) zu Copenhagen, Baiern zu Freysing, Böhmen in Prag, Wirtemberg zu Schwäb. Gmünd. In Wien wurde auf Veranstaltung Kaiser Josephs II. ein Institut von einem Geistlichen, Friedrich Stork, errichtet, nachdem dieser zuvor in Paris gewesen, und die Methode von l'Epée sich zu

igen gemacht hatte. Noch fehlt es zwar sehr an Versorgungsanstalten ür die unterrichteten unbemittelten Taubstummen, doch man hat auch ie und da einen rühmlichen Anfang gemacht, durch Prämien für die, velche sie aufnehmen, und andere Vergünstigungen ihr Schicksal dauernd u verbessern. H.

Taucher, Taucherglocke, } s. Taucherkunst.

Taucherkunst. Diese besteht in der Fertigkeit, sich in die Tiefe ines Wassers zu versenken, und nach Gefallen wieder emporzusteigen. Ohne eine besondere Maschine hierzu ist das Geschäft sehr schwierig, rfodert eine Uebung von Jugend auf, und glückt nur Wenigen. Gemeiniglich aber gebraucht man hierzu die Taucherglocke; sie ist ein großes glockenförmiges, mit Blei überzogenes Werkzeug von Holz, dessen Rand ringsum mit Gewichten versehen ist. Es hat inwendig einen an Ketten hangenden Sitz, den derjenige einnimmt, der sich in das Meer herablassen will. Man senkt die Glocke an einem Taue vertical ins Meer herab, so daß ihr Rand rundum auf einmal ins Wasser dringt; so verhindert die eingeschlossene Luft, daß die Glocke auch in der größten Tiefe sich nie ganz mit Wasser füllen kann, sondern der Taucher ragt beständig über das eingedrungene Wasser hervor, und kann unter der Glocke frei athmen. Die Taucherglocke wird besonders bei der Perlenfischerei angewendet.

Tauenzien, s. Anhang des 10ten Bandes.

Taufe. Die religiöse Bedeutung, welche die ursprünglich nur ur Gesundheitspflege vorgeschriebenen Abwaschungen in reinem Wasser (Lustrationen) bei den Orientalen von Alters her hatten, gab das mosaische Gesetz auch den bei den Juden eingeführten Reinigungen, und schon in der vorchristlichen Zeit mußte jeder zum Judenthum übergehende Heide nicht nur beschnitten, sondern auch getauft werden. Von dieser unter den Juden üblich gebliebenen Proselitentaufe unterschied sich die Taufe des Vorgängers Jesu, Johannes, durch den Umstand, daß er auch geborne Juden taufte, um sie durch diese Reinigung an die Nothwendigkeit einer vollkommenen Buße und Besserung zu erinnern; denn daß die feierliche Wassertaufe ein Sinnbild der Reinigung der Seelen vom Bösen sey, war seinen Zeitgenossen nicht unbekannt. Jesus unterwarf sich selbst diesem Reinigungsgebrauche, indem er sich von Johannes taufen ließ, was auch mit mehreren seiner Apostel, welche vorher Jünger Johannis gewesen waren, geschehen seyn mußte. Jesus hat nie selbst getauft, aber verordnet, daß die Anhänger seiner Lehre durch die Taufhandlung in seine Gemeinde aufgenommen, und zum christlichen Glauben und Leben eingeweiht werden sollten. Die Taufe wurde daher ein christlicher Religionsgebrauch, ohne den keine Aufnahme in die Christenheit Statt finden kann. In den Zeiten der Apostel war er sehr einfach, sie und ihre Nachfolger tauchten die Täuflinge mit Aussprechung der Worte: ich taufe dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, in einem Flusse oder mit Wasser gefüllten Gefäße. Das völlige Untertauchen des ganzen Körpers wurde nur bei kranken Täuflingen, die das Bett nicht verlassen konnten, in ein bloßes Besprengen mit Wasser verwandelt, welches Krankentaufe oder klinische Taufe hieß. Die griechische Kirche behielt, wie die schismatischen Christen im Orient, das völlige Untertauchen bei, dagegen wurde in der römischen Kirche seit dem 13ten Jahrhundert das bloße Besprengen d s Kopfes mit Wasser bei der Taufe gewöhnlich und blieb auch bei den Protestanten herrschen-

der Gebrauch. Die dreimalige Wiederholung desselben war eine Folge der Entwickelung des kirchlichen Lehrbegriffs von der Dreieinigkeit. In den ersten Jahrhunderten, wo gewöhnlich nur Erwachsene zum Christenthume übertraten, wurden diese Neubekehrten (Catechumenen) vor ihrer Taufe sorgfältig in der Religion unterrichtet, und der Glaube an die Kraft dieser Ceremonie, den Täuflingen eine vollkommene Sündenvergebung zu verschaffen, bewog manchen Catechumen, der sich entweder nicht stark genug im Guten fühlte, oder seinen sündlichen Neigungen noch länger nachhängen und die Gefahr, nach der Taufe aufs neue zu sündigen, vermindern wollte, sie so lange als möglich aufzuschieben. Die Lehre des heiligen Augustinus von der unwiderruflichen Verdammniß der Ungetauften verwandelte diese Säumniß in Eile, und machte die Kindertaufe allgemein, nur der Märtyrertod wurde solchen Gläubigen, die ihn noch als Catechumenen litten, als ein der Taufe gleichgeltendes Mittel zur Seeligkeit angerechnet. (S. d. Art. Bluttaufe.) Da aber seit dem 5ten Jahrhundert die zunehmende Herrschaft des Christenthums die Besorgniß der Verleitung zum Abfall verminderte, bewog allein die Ueberzeugung von der geheimen sacramentalischen Kraft der Taufe, den Menschen zu erneuern und zu beseligen, sie nicht nur Neubekehrten ohne lange Vorbereitung, sondern auch Kindern gleich nach ihrer Geburt zu gewähren. Der unter den Montanisten in Afrika eingerissene Mißbrauch, sogar Todte zu taufen, mußte durch scharfe Verbote abgestellt werden, dagegen blieb die römische Kirche bis jetzt bei der im 10ten Jahrhundert aufgekommenen Ceremonie der Glockentaufe, welche darin besteht, daß an neuen Kirchenglocken zu ihrer Einweihung ein förmlicher Taufact vollzogen wird, und zu den abergläubischen Erwartungen eines besondern Schutzes von dem Läuten bei Gewittern Anlaß gegeben hat. Dieselben hohen Begriffe von den Wirkungen des Sacraments der Taufe, welche dergleichen Mißbräuche erzeugten, hatten auch den Nutzen, daß die orthodoxe Kirche, die bei schismatischen und ketzerischen Parteien verrichtete Taufe (Ketzertaufe) mit Ausnahme der Antitrinitarier für gültig erklärte, und jede Art von Wiedertaufe untersagte. Daher gilt noch jetzt die Taufe einer Religionspartei bei den übrigen, obgleich die Taufgebräuche der einzelnen Kirchen und Secten verschieden sind. Bei den Catholiken und Griechen wird das Taufwasser besonders geweiht, dagegen die Protestanten es nicht von gemeinem Wasser unterscheiden. Der Exorcismus (s. d. Art.) ist nur in einigen protestantischen Ländern abgeschafft, die Entsagung des Teufels aber, wie die Anwendung des Kreuzeszeichens vor der Taufe meistens beibehalten worden. Wesentlich ist bei diesem Sacrament eigentlich nur das Aussprechen der Taufformel und das Besprengen mit Wasser, doch geht diesem Acte allemal das christliche Glaubensbekenntniß voran, welches die Taufzeugen im Namen des Täuflings, wenn dieser ein Kind ist, ablegen. Schon in der alten Kirche wurde jedem Täuflinge ein Taufzeuge seines Geschlechts beigegeben, der seine Treue gegen den christlichen Glauben zu verbürgen und für seine geistliche Wohlfahrt zu sorgen hatte. Bei der Vermehrung der Anzahl dieser Taufzeugen hat ihre Verpflichtung an Kraft verloren, und jetzt wissen sie oft nicht, wozu ihre Gegenwart bei der Taufe ihres Pathen dienen soll, obgleich auch jetzt noch im Fall des Absterbens oder einer strafbaren Nachlässigkeit der Aeltern des Getauften den Taufzeugen desselben obliegt, ihm die nöthige religiöse Bildung geben zu lassen. Nach der Taufe wird in der catholischen Kirche dem Getauften zum Zeichen seiner geistlichen Jugend Milch und Honig ge-

reicht und seine geistige Ausstattung mit den Gaben des Christenthums durch mehrere symbolische Handlungen, z. B. die Salbung, die Mittheilung des Salzes der Weisheit angedeutet, wozu die Bekleidung mit dem Westerhemde, dem Kleide der Unschuld und Reinigkeit gehört. Die Protestanten beschliessen die Taufhandlung, welche bei allen christlichen Confessionen zur Beilegung der Vornahmen benutzt wird, bloß mit einer einfachen Einsegnung. E.

Taufe, Meertaufe (franz. baptême du tropique), nennt man einen alten Gebrauch auf der See, der zu dem sogenannten **Hänseln** gehört, daß alle diejenigen, die zum erstenmal die Linie passiren, um nach Indien zu gehen, getauft werden müssen. Die Handlung selbst ist ein Possenspiel, das bei der langweiligen, einförmigen Schifffahrt einige Zerstreuung verschafft, und wobei es hauptsächlich auf ein Geschenk für die Matrosen abgesehen ist. Bei dieser Ceremonie verkleiden sich die Matrosen so gut sie können: einer von ihnen, gewöhnlich der größte Spaßmacher, spielt den Geistlichen, stellt sich, als ob er aus irgend einem großen Buche eine Tauffomel ablöse, und läßt den, um dessentwillen die Ceremonie veranstaltet worden, knieend schwören, daß er den nämlichen Gebrauch beobachten wolle, so oft er in den Fall kommen werde. Will oder kann der Reisende sich nicht loskaufen, so wird er von den auf dem Verdeck mit gefüllten Eimern bereit stehenden Matrosen reichlich begossen. Da diese Taufe bisweilen schlimme Folgen gehabt hat, so ist sie schon vor mehreren Jahren durch ein Edict allen französischen Seefahrern auf immer verboten worden, findet dessen ungeachtet aber noch immer Statt. Es läßt sich kein anderer Grund dieses Gebrauchs muthmaßen, als die Idee, daß die, welche nun gleichsam in jene neue Welt eintreten, durch eine Taufe dazu eingeweiht werden sollen.

Taufgesinnte, s. d. Art. Wiedertäufer.

Taurien, ein seit 1802 bestehendes Gouvernement des russischen Reichs. Es hatte mit der Crimm einen bei der Pforte zu Lehen gehenden Chan, der von der Pforte für unabhängig erklärt worden war. Der letzte Chan, Kerim Gieraai, überließ nun auf immer 1783 alle seine Besitzungen an Rußland. Im J. 1784 erhielt dieses Land auf Befehl Catharinens II. den Namen Taurien, den es noch führt. Es besteht aus der Halbinsel Crimm, dem von ihr nördlich gelegenen Steppenlande, und den Inseln der Mündungen des Kubanflusses und des cimerischen Bosphorus. — Die Crimm ist, besonders das Simferopolische, gebirgig, waldig, fluß- und quellenreich, reich an felsigen Ufern und Meerbuchten. Gegen den Bosphorus fällt es östlich in fruchtbare Ebene ab; doch ist in der Nähe das faule Meer, und das lange, schmale Sandland **Astrabat**. Die Flächen bei Perekop und Theodosia haben Salzseen, sind aber nicht fruchtbar. — Das nördliche Steppenland ist die östliche Nogaisteppe, und hieß vor diesem auch die Wüste Ongul. Sie ist eine niedrige, trockene Ebene, holz- und wasserlos, mager, theils sandig, und nur an einzelnen Plätzen fruchtbar. — Fomagorien, die Hauptinsel der oben genannten, ist ziemlich fruchtbar, aber niedrig, sumpfig, flach, holzarm. — Die vorzüglichsten Gewässer Tauriens sind ein Theil des asowschen und schwarzen Meeres. Im Sommer wird das faule Meer ziemlich stinkend und schlammig. Die Gebirgsflüsse sind hart, hell und gesund, die Steppenflüsse trübe und trocknen im Sommer stellenweise aus. Die Crimm hat reiche Salzseen. Im Gebirge liegt der Schnee bisweilen bis in den Mai; auf den Flächen sind schon im Februar Blumen. Der Winter ist unbeständig;

doch wird das faule Meer mit Eis belegt. Ueberhaupt ist das Clima gesund, besonders im simferopolischen Kreise. Taurien enthält 1646 Quadratmeilen und 160,000 Bewohner. Diese letzteren sind größtentheils Tataren; die Griechen und Armenier, Juden und Zigeuner sind der kleinere Theil der Bewohner. Die nomadisirenden Nogajer wohnen in dichten, runden Sprägelturten, die mit Schilfmatten und dann mit Filzmatten bedeckt sind. Die Viehzucht ist ein Hauptgegenstand der taurischen Oekonomie. Die Pferde sind nicht groß, gut gebaut, von feinen Knochen und sehr munter. Ein Wirth hält wenigstens deren 10 bis 100; die Mursen und Nomaden bis 1000 und mehr. Sie verwenden darauf, so wie auf Sättel und Zeug sehr viel; die letztern sind oft stark mit Goldblättchen belegt, und viele Gutsbesitzer haben Stutereien mit edeln arabischen Hengsten. An Kameelen halten manche bis 20 Stück, und diese gerathen vorzüglich wohl in den salzigen Ebenen. Die Kühe, deren man mit den Pferden in gleicher Anzahl hält, sind klein, aber so munter, daß sie mit den Pferden traben. Die Schafe sind nur klein und von gemeiner Race; man hält von 100 — 10,000 derselben. Angorische Ziegen werden ebenfalls gehalten. Auf dem Boden erbaut man Winter-, Sommer-, arnautischen Weizen, Dinkel, Winter- und Sommerroggen, gemeine, zweizeilige, kahle und Wintergerste, weißen Hafer, Buchweizen, Reiß, Hirse, weiße Felderbsen, Linsen, Kichern, Hanf, Lein, türkischen Weizen, Tabak, Sesam, weißen und schwarzen Senf, Wasser- und andere Melonen, Wein, Baumwolle, alle gewöhnlichen Obstarten, Pfirsichen, Aprikosen, Feigen, Granaten, Oliven, Wallnüsse, Kastanien, Mandeln rc. In den Städten sind kleinere Fabriken und Manufacturen, Messer- und Büchsenschmiede, Saffian- und andere Ledergerbereien. Für seidene, halbseidene, baumwollene und wollene Waaren haben Juden, Armenier und Griechen kleine Manufacturen. Der Land- und Seehandel ist fast einzig in den Händen der Armenier, Griechen und Juden. Die Ausfuhrartikel sind: Kochsalz, Salpeter, Meerschaum, Bergöl, Weizen, Hirse, Wein, Obst, Pferde, Kameele, Rindvieh, Schafe, angorische Ziegenwolle, Messer, Saffian u. s. w. Ehemals war der Sklavenhandel wichtig. Die Caucasier brachten geraubte Männer und Weiber, und vertauschten sie gegen Geld und Waaren; doch hat das abgenommen. Die vorzüglichsten Städte Tauriens sind: Simferopol am Salgir, Perecop auf dem Isthmus, Eupatoria an einem westlichen Busen des schwarzen Meeres, Theodosia an einem südlichen Busen des schwarzen Meeres, Sewastopol oder Achtiar an einem Meerbusen u. d. m.

Tauris, die Hauptstadt der Provinz Aberbedschan in dem westlichen oder jetzigen Persien, liegt in einer Ebne, in welcher sich kein Baum findet, hat 100,000 Einwohner und 300 Caravansereis. Sie ist in ganz Asien als Handelsstadt berühmt; Russen, Türken, Perser, Indier treiben da Handel. Die Kaufläden sind mit den reichsten Waaren angefüllt; auch gibt es viele Künstler und Handwerker, die vorzüglichsten und zahlreichsten darunter sind die Seidenweber. Man verfertigt da das Chagrin, womit fast ganz Persien versorgt wird, wozu viel gehört, weil in Persien Jedermann, bloß die Bauern ausgenommen, Schuhe und Stiefeln von Chagrin trägt. Bekanntlich wird das echte orientalische Chagrin, welches die Türken und Perser Sagri oder Sagre nennen, aus Pferde- und Eselshäuten gemacht; jedoch wird nur das hinterste Rückenstück, gleich über dem Schwanze, dazu genommen. Man findet in Tauris noch viele Ruinen ehemaliger prächtigen Gebäu-

be; die Stadt hat einigemal durch Erdbeben und durch Belagerungen, bald von den Türken, bald von den Persern, gelitten.

Taurus, 1. ein berühmtes Gebirge in Asien, welches sich in Natolien bei den Küsten von Rhodus anfängt, Asien in zwei Theile absondert, und sich an den äußersten Gränzen von China und der Tatarei am östlichen Weltmeere endigt. Es ist von einer großen Höhe, und weil dieses Gebirge die Gränze vieler Länder ist, so hat es auch, nach der Mundart der daran wohnenden Völker, verschiedene Namen. Das eigentliche Gebirge Taurus aber scheidet Caramanien von Cilicien und Pamphylien. — 2. **Taurus** hieß auch der Stier, welcher die Europa aus Phönicien durchs Meer nach Creta trug (m. s. Europa), für welchen Dienst ihn Jupiter unter die Sterne setzte. Nach Andern war Taurus die in eine Kuh verwandelte Io, welche Jupiter zur Entschädigung für diese Verwandlung gleichfalls unter die Sterne versetzte (s. Sternbilder).

Tausendjähriges Reich, auch die **tausendjährige goldene Zeit** genannt, ist ein von mehrern schwärmerischen Theologen geträumtes Reich, welches nach 6000 Jahren, wenn der Antichrist und andere Feinde der Kirche vertilgt wären, angehen und 1000 Jahre dauern soll; jedoch sollen hierzu nur besondere Personen, vorzüglich auch die Märtyrer bestimmt seyn, und erst nach Verfluß dieser 1000 Jahre soll die allgemeine Auferstehung und das Gericht erfolgen. Der Urheber dieser Lehre und der **Chiliasten** — so werden diejenigen, welche sich einen solchen 1000jährigen Zeitraum (**Chiliade**) träumen, genannt — die sich hauptsächlich auf eine Stelle der Offenbarung Joh. (XX., 6) stützen, war zuerst **Cerinthus** im ersten Jahrhunderte, und dieser verlegte den Hauptsitz eines solchen Reichs nach Jerusalem. In den ersten Jahrhunderten fand auch die Lehre so vielen Anhang, daß man die anders Denkenden für Ketzer erklärte. Auch über die Zeit, **wann** dies Reich erscheinen soll, hat man sich sehr den Kopf zerbrochen; viele der eifrigsten Chiliasten hatten es ins 17te Jahrhundert gesetzt; die nachfolgenden (z. B. Petersen, Wisthon u. a.) hatten ganz bestimmt dazu das verflossene 18te Jahrhundert anberaumt, und **Bengel** endlich hat es in seiner Erklärung der Offenbarung Johannis ganz gewiß für das 19te Jahrhundert aufgehoben.

Tautologie heißt in der Redekunst derjenige Fehler, wo man mehrere Wörter und Ausdrücke anbringt, die in den Haupt- sowohl als Nebenbegriffen ein und eben dasselbe sagen.

Tavernier (Jean Baptist), ein berühmter Reisender, geboren zu Paris 1605, war der Sohn eines Mannes aus Antwerpen, der in ersterer Stadt als Landkartenhändler lebte. Die Ansicht dieser Gegenstände, und die Gespräche mit denen, welche den Laden seines Vaters besuchten, flößten dem jungen Mann eine solche Neigung zum Reisen ein, daß er bereits im 22sten Jahre eine Reise durch Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland, die Schweiz, Polen, Ungern und Italien unternahm. Er war Juwelier, und hatte es in dieser Kunst zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht. Er verwandte vierzig Jahre zu Reisen in der Türkei, Ostindien und Persien auf allen nur möglichen Wegen. Da er sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, und als Protestant in einem freien Staate zu leben wünschte, so kaufte er bei der Heimkehr von seiner letzten Reise die Baronie Aubonne am genfer See. Das üble Betragen eines seiner Neffen veranlaßte ihn 1687, seine Baronie dem Marquis du Quesne zu verkaufen, und eine siebente Reise zu unternehmen. Auf dieser letztern starb er 1689 zu Moskau

84 Jahr alt. Tavernier war ein sehr hellsehender Mann, der in den Ländern, die er besuchte, eine große Menge merkwürdiger Beobachtungen machte. Da er nicht selbst die Fertigkeit hatte, dieselben schriftlich zu ordnen, so that dies Samuel Chappuzeau, ein genfer Gelehrter, welches nach dessen Versicherung keine leichte Mühe war. Ein Theil dieser Reisebeschreibungen wurde nämlich nach den Aufzeichnungen des Pater Raphael, eines armen Capuciners, der lange zu Ispahan wohnte, ein anderer Theil nach den mündlichen Erzählungen Taverniers ausgefertigt. Chapuzzeau beschwert sich zugleich, daß er bei dieser Arbeit sowohl durch die Hitze Taverniers, als die lächerlichen Grillen seiner launischen Gattin viel zu leiden gehabt habe. Die Frucht seiner Mühe waren zwei Bände, welche 1679 zuerst herauskamen, und sechs Reisen enthalten; ihnen folgte 1687 noch ein Band, den la Chapelle, Secretär des Präsidenten von Lamoignon, geschrieben hat, welche eine Nachricht von Japan und Tunkin, und die Geschichte des Betragens der Holländer in Ostindien enthält. Ungeachtet der Beschuldigungen, welche man gegen Taverniers Wahrheitsliebe vorgebracht hat, und der Ausschreibereien, deren man die Verfasser seiner Reisen anklagt, findet man in denselbigen doch viele wichtige und wahre Nachrichten. Gibbon nennt ihn den Juwelier, der eben so gut als viel gesehen hat. N. P.

Technologie ist die Wissenschaft, welche die Verarbeitung der Naturalien, oder die Kenntnisse der Handwerke lehrt. In den Werkstellen wird gewiesen, wie die Verfertigung der Waaren, den Vorschriften und Gewohnheiten der Meister gemäß, geschehen soll. Die Technologie hingegen gibt in systematischer Ordnung gründliche Anleitung, wie man aus zuverlässigen Erfahrungen die Mittel finden lerne, die bei der Verarbeitung vorkommenden Erscheinungen zu erklären und zu nützen. Es scheint am zweckmäßigsten zu seyn, die Handwerke, deren vornehmste Arbeiten eine Gleichheit oder Aehnlichkeit in dem Verfahren selbst und in den Gründen, worauf sie beruhen, haben, in einerlei Abtheilungen dergestalt zu bringen, daß die einfachen zuerst, die künstlichern später abgehandelt werden. Zuweilen vermengt man gewisse Künste, welche noch besondere natürliche Fähigkeiten und mehrere Nebenkenntnisse erfodern, mit Handwerken, wie zuweilen die Juwelenverarbeitung, die Arbeiten des Mechanikus u. s. w. P. S.

Tectur, die Decke, Bedeckung, der äußere Umschlag, z. B. eines Packets Acten oder anderer Papiere. Auf den militärischen Karten und Grundrissen ist Tectur ein, an einer Seite auf dem Risse befestigtes Blatt, welches einen Theil des Plans oder der Zeichnung deckt, um z. B. die veränderten Stellungen einer Schlachtordnung oder verdeckte Theile einer Festung anschaulich zu machen.

Te Deum laudamus etc., oder noch abgekürzter Te Deum etc., in der deutschen Uebersetzung **Herr Gott dich loben wir** u. s. w. ist der Anfang des sogenannten **ambrosianischen Lobgesangs** (s. d. Art. Ambrosius), welchen man bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Siegesfesten, so wie an den hohen Festtagen in den katholischen, und oft auch in den protestantischen Kirchen zu singen pflegt. Seine Choralmelodie gehört zu den ältesten Tonstücken, die wir aus früherer Zeit übrig haben. Unter den neuern ausgeführten Compositionen dieses Hymnus sind die von **Hasse**, **Naumann**, **Haydn**, **Danzi** berühmt.

Tefterdar Bacha, der Großschatzmeister oder Finanzminister des türkischen Reichs, der den Miri oder die Staatscasse zu verwalten,

alle Staatseinkünfte zu empfangen, und alle Staatsausgaben zu besorgen hat. Er gehört zu den Oberchargen des Reichs, und hat Sitz und Stimme im Divan. In jedem Gouvernement des türkischen Reichs ist ein besonderer Tefterdar angestellt. Vom Tefterdar Bacha ist der Hazna Kiabajasi unterschieden, der die Chatoulle des Kaisers (Hazne) zu verwalten und alle Ausgaben für das Serail zu bestreiten hat.

Teimer (Martin), Freiherr von Willtau, österreichischer Major in der Armee, Ritter des Theresienordens, eines der Häupter der tyroler Insurrection von 1809, wurde geboren am 14ten August 1778 im Dorfe Schlanders in Vintschgau. Seine Aeltern waren arme Taglöhner. Durch fremde Unterstützung studirte Teimer an der hohen Schule zu Innsbruck den philosophischen und juridischen Curs neben dem Freiherrn von Hormayr, welcher 1809 an der Spitze der ewig merkwürdigen tyroler Insurrection stand, und neben Schneider, der in der nämlichen Epoche Generalcommissär in Vorarlberg war. Als 1796 das Kriegsfeuer aus Italien bis an die tyrolischen Landmarken wüthend vordrang, verließ Teimer die Universität, diente unter der Landwehr vom Gemeinen an, wurde aber bald Offizier kraft seiner vielfachen Auszeichnung durch tollkühnen Muth, Unternehmungs- und Erfindungsgeist und wahrhaft vaterländische Gesinnung. In den unglücklichen Tagen des Februars und März 1797 that er sich bei Fay und Zambana unter dem General Loudon besonders hervor, und als dieser (nachdem am 20sten März 1797 Joubert die Stellungen Kerpens bei Salurn, Neumarkt, Clausen und Mittewald nach einander gesprengt hatte) auf Meran retirirte, und Tyrol ganz verloren schien, deckte Teimer ohne Befehl den Rückzug seiner Trümmer, indem er sich mit einer Handvoll Tapfern in das die Straße beherrschende, in weitläuftigen Ruinen liegende Schloß Maultasch warf, und selbiges löwenkühn vertheidigte, hiedurch zugleich die Feinde vom weitern Vordringen abhaltend. Als schnell darauf Loudon mit dem tyroler Landsturm vordrang, und Tyrol wieder befreite, zeichnete sich Teimer bei seinem Vortrab unter dem damaligen Hauptmann, Grafen Neipperg, jetzigem Generalissimus von Parma, ungemein aus, so wie 1799 im April unter Bellegarde, bei jener äußerst mühseligen und merkwürdigen Vorrückung aus Tyrol nach Engadein und Graubünden. Von 1802 bis 1806 war er Hauptmann bei der neuerrichteten tyroler Landmiliz. Er zog mit dem Armeecorps des Erzherzogs Johann aus Tyrol hinweg, und erhielt zu seinem Unterhalt einen Tabaksverlag und eine kleine Oekonomie-Inspection zu Klagenfurt in Kärnthen. Als 1808 der Kriegsausbruch unvermeidlich vorherzusehen war, wurde er auch zu geheimen Einverständnissen in Tyrol gebraucht. Im Jan. 1809 kamen viele geheime Boten der mißvergnügten Tyroler nach Wien, unter ihnen der nachmals so berühmt gewordene Sandwirth Andreas Hofer. Der Freiherr von Hormayr entwarf nun auf Befehl des Ministeriums und des die Armee von Innerösterreich commandirenden Erzherzogs Johann den geheimen Plan zur ganzen Insurrection. Teimer wurde das vorzüglichste Werkzeug der Ausführung. Zweimal schlich er sich verkleidet mitten ins Land, spähte alles aus, bereis'te die ganze Kette der Verschwörung, und trat endlich am 9ten April 1809 zugleich mit dem Sandwirth Andreas Hofer auf den Kampfplatz. Das Ganze war so richtig entworfen, mit solcher Kühnheit und mit solchem Geheimniß vollführt, daß alles vollständig glückte, und am 13ten April Mittags das ganze mittlere und nördliche Tyrol erobert, 8000 Franzosen und Bayern mit ihren Generalen, Kanonen, Trophäen und Bagage gefan-

gen waren. Teimer unterschrieb im Dorfe Willtau, hart an der Hauptstadt Innsbruck, diese in der Kriegsgeschichte wahrhaft einzige Capitulation, und heißt davon Freiherr von Willtau. Er zeichnete sich fortwährend aus im ganzen Verlaufe des so merkwürdigen tyroler Kriegs, vorzüglich durch unglaublich kühne Streifzüge, welche er mit einer Handvoll Tapfern ins Herz von Bayern und Schwaben unternahm. Seit dem wiener Frieden lebte er zu Grätz in Steiermark auf dem kleinen Gut, das ihm die Gnade des Kaisers Franz zur Belohnung seiner Verdienste geschenkt hat.

Telegraph und Telegraphie, siehe Signalkunst.

Telemachus, ein Sohn des Ulysses, Königs von Ithaca und der Penelope, lag noch an der Mutter Brust, als sein Vater in den trojanischen Krieg ging. In seiner Kindheit fiel er einst ins Meer, wurde aber von Delphinen gerettet, daher Ulysses einen Delphin auf seinem Schilde und in seinem Siegelringe trug. Homer läßt ihn gegen die Zeit der Rückkehr seines Vaters als erwachsenen Jüngling auftreten, dem Minerva in der Gestalt des Mentors, seines Erziehers, den Rath gibt, sich die Freier seiner Mutter vom Halse zu schaffen, und ihnen anzudeuten, daß jeder sich nach Hause begeben solle. Wollte seine Mutter wieder heirathen, so solle er sie in ihr väterliches Haus zurückweisen, und dort Hochzeit halten lassen. Er selbst solle mit einem zwanzigrudrigen Schiffe wegen seines Vaters auf Kundschaft zum Nestor nach Pylus und von dort nach Sparta zum Menelaus gehen; denn Ulysses lebe noch irgendwo auf einer Insel, werde aber mit Gewalt von der Rückkehr abgehalten; seine Klugheit werde ihn aber gewiß losmachen; wäre er dennoch todt, so solle er bei seiner Rückkehr ihm ein Denkmal errichten, seine Mutter verheirathen, und die Freier durch List oder Gewalt erwürgen. Auf diesen Rath zeigte sich Telemach als Herr im Hause, verhehlte jedoch seine Entschlüsse und Maßregeln den Freiern. Da diese seinen Befehlen nicht gehorchten, so trug er dem Volke seine Noth vor, verlangte dessen Hülfe, und erklärte, daß er nach Pylus und Sparta reisen wolle, um sich nach seinem Vater zu erkundigen. Er erreichte aber bei dem Volke seine Absicht nicht; aber Minerva, welche er anflehte, erschien ihm als Mentor, und am andern Morgen kam er glücklich in Pylus an. Von hier ging er in Begleitung des Pisistratus nach Sparta, wo er vom Menelaus erfuhr, daß sein Vater noch bei der Calypso lebe. Indessen war Ulysses auf Ithaca angekommen, und Minerva, welche dem Telemach erschien, rieth ihm, nach Ithaca zurückzukehren. Endlich kam er dort wieder an, und überlegte nun mit seinem Vater, wie sie sich die Freier der Penelope vom Halse schaffen wollten. Am folgenden Tage ging Telemach bewaffnet in die Stadt, und ließ seinen Vater, als Bettler gekleidet, gleichfalls dahin führen. Darauf ließ er den unerkannten Ulysses im Bettlerkleide mit den Ehebewerbern der Penelope speisen, und untersagte den letztern alle Spöttereien und Mißhandlungen. Aber umsonst, der Kampf begann, und Telemach und Ulysses siegten. Endlich focht der erstere noch an der Seite seines Vaters gegen die Ithacenser. Späterhin faßte Ulysses einen Argwohn gegen seinen Sohn Telemach, und verbannte ihn aufs Land. Nach Ulysses Tode heirathete Telemach die Circe, und zeugte mit ihr den Latinus und die Rome, von welcher Rom, nach Einigen, den Namen haben soll. Nach Andern aber heirathete Telemach die Kassiphone, welche ihm aber aus Rache wegen des Todes ihrer Mutter das Leben nahm. Noch Andere geben ihm Nestors Tochter, Polycaste, oder des Alcinous Tochter, Nausicaa,

ur Gemahlin. Endlich schreibt man ihm die Erbauung der Stadt Clusium in Etrurien zu. — Ueber den moralischen Roman Telemach ehe man den Artikel Fenelon.

Teleologie (aus dem Griechischen) wird in der Religionsphilo- ophie die Lehre von den weisen und wohlthätigen Endzwecken genannt, ie die Vernunft in der Natur an den einzelnen Wesen, wie an ihrer Verbindung mit einander, in der Geschichte an dem Zusammenhange und den Folgen der Begebenheiten wahrnimmt, und zu Schlüssen be- utzt, welche von der Betrachtung der Zweckmäßigkeit aller geschaffe- nen Dinge zur Erkenntniß der Existenz und Beschaffenheit des Schö- pfers führen. Der dadurch gebildete Beweis für das Daseyn Gottes eißt der teleologische, und ist dem physicotheologischen genau ver- andt. Vergl. d. Art. Gott und Phisicotheologie. E.

Teleskop. Wenn ein Fernrohr dergestalt eingerichtet ist, daß in Hohlspiegel die Stelle des Vorder- oder Objectivglases vertritt, so ennt man es besonders ein Teleskop, oder auch ein Spiegel- eleskop, unter welchem Artikel selbiges genauer beschrieben ist. P. S.

Tell (Wilhelm), ein schweizerischer Landmann zu Bürgeln bei Altorf. Wenn er geboren wurde, wenn und wie er starb, — er soll n Schächerfluß tapfer kämpfend ertrunken seyn — ist nicht zu bestim- men. Historisch merkwürdig ist der Mann vorzüglich durch die Grau- amkeit des damaligen österreichischen Landvogtes Geßler geworden. Die Schweiz bestand damals aus einer Menge weltlicher und geistli- her, zum Theil dem Kaiser erbunterthäniger, zum Theil dem deutschen Reiche anhängender Gebiete. Albrecht I., der damalige deutsche Kai- r, ländersüchtig und um sich greifend, wünschte die Waldstädte mit sei- en übrigen Erbbesitzungen zu vereinigen, und trug diesen geradezu an, sich m als Herzog von Oesterreich zu unterwerfen, vom deutschen Reiche abzu- assen. Sie lehnten es eben so geradezu ab, und nun wurden sie durch die aiserlichen eingesetzten Vögte so gemißhandelt und gedrückt, daß 1307 wischen Uri, Schwyz und Unterwalden ein Bund geschlossen wurde, an essen Spitze drei tapfere Männer, Walter Fürst, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher standen. Auch Wilhelm Tell gehörte zu diesem Bunde, anfangs jedoch mehr darum wissend, denn um Handeln selbst entschlossen. Da trieb aber der Landvogt Geßler in Al- orf die Sache so weit, daß die Schweizer vor einem Hut — dem Zeichen es österreichischen Hauses — bei Todesstrafe ihr Haupt entblößen soll- n, und verdammte den Tell, der dagegen fehlte, auf vieles Bitten m Gnade, einen Apfel vom Haupte des eigenen Knaben zu schießen. Er that es, und ward doch nicht frei; denn er gestand, daß er mit em zweiten Pfeil, den er gerade bei sich führte, den Landvogt getöd- et haben würde, wäre der Schuß nach dem Knaben fehlgegangen. Der Landvogt nahm ihn in Ketten und Banden über den waldstädter See nach seiner Burg, wo er schmachten sollte. Allein ein starker Sturm drohte dem Fahrzeuge Verderben, und Tell ward als kräftiger rfahrener Ruderer losgelassen, nahm aber die Gelegenheit wahr, auf in Felsenriff hinüberzuspringen, und das Schiff zurückzustoßen. Sein Geschoß hatte er glücklich mitgenommen, und als der Vogt daherkam, it Mühe dem Sturm entgangen, traf ihn das tödtliche Geschoß im ohlen Felsenwege nach Küßnacht. Sein Tod ward das Zeichen zum llgemeinen Aufstand, zum hartnäckigsten Kriege zwischen allen Schwei- rn und Oesterreich, der erst 1499 gänzlich beendet wurde. So erzählt e Sage, die sich durch Capellen, durch Bezeichnung des Felsen- ffs, durch eine Menge Gemählde und so vieles andere bewährt,

sie, von vielen bezweifelt, wenigstens von Johannes von
ller wieder als wahr angenommen ist. Saxo Grammatikus
hlt etwas ganz ähnliches von einem Dänenkönig Harald und
m gewissen Tholko; was denn nun gegen die Wahrheit
Begebenheit eingewendet worden ist. So sonderbar es auch ist,
Norden und hier im Süden eine fast gleichzeitige Sage zu fin-
, so war doch die Communication zu gering, um sie aus der scan-
vischen Halbinsel nach der Schweiz zu verpflanzen. Auch ist
Umstand hinreichend, Tells Geschichte in der Hauptsache zu erhär-
Es wurde nämlich 1388 eine große Wallfahrt nach dem Orte
stellt, wo Tell sich ans Land gerettet hatte — ihn schmückt jetzt
Capelle, welche bereits im 31sten Jahr nach seinem Tode gebaut
de — und 114 der dahin Wallenden hatten Tell noch gekannt!
le alten Chroniken sind darüber einstimmig *). — Schiller hat
gens sein letztes Meisterstück in den wichtigsten Scenen getreu nach
Geschichte, besonders nach Tschudi und Müllers Schilderungen ge-
itet. *r.

Teller (Wilhelm Abraham), Oberconsistorialrath und Probst in
lin, ein als gelehrter und aufgeklärter Theolog berühmter und ver-
stvoller Mann. Er war 1734 zu Leipzig geboren, wo sein Vater,
nanus Teller, als Professor der Theologie und Prediger in Anse-
stand. Nach Vollendung seiner akademischen Studien in Leipzig
de er daselbst 1755 Catechet an der Peterskirche, und noch in dem-
en Jahre Baccalaureus der Theologie, als welcher er theologische
legia lesen, und in der Paulinerkirche Vormittags predigen durfte.
J. 1762 ging er als Generalsuperintendent, Professor der Theo-
und Hauptpastor nach Helmstädt, lehnte zwar 1764 einen Ruf nach
le an Baumgartens Stelle ab, folgte aber, als er sich bald nach-
in Helmstädt angefeindet und verketzert sah, einer Vocation nach
lin, wo er sich einen freiern Wirkungskreis versprechen durfte, als
rconsistorialrath, Probst zu Cöln, und Pastor primarius an der Pe-
irche. Hier wirkte er in voller Thätigkeit, bis 1787 das Religions-
t die Denkfreyheit beschränkte. Teller mußte manche harte Bedrü-
ngen erfahren, und wurde sogar, wegen eines beim Kammergericht
gegebenen Votums, wodurch er dasselbe verführt haben sollte, mit
ziehung seines Gehalts auf drei Monate von seinem Amte suspen-
. Um so mehr mußte es auffallen, daß man den Rath des Ver-
rten zur Einführung einer orthodoxen Dogmatik suchte und befolgte.
Jahr 1786 ward Teller in die Akademie aufgenommen, und hier
er 1802 seine auch im Druck erschienene Denkschrift auf den ver-
benen Minister von Wöllner vor, durch den er so viele Kränkun-
und Unannehmlichkeiten erfahren hatte. Er starb im December 1804,

*) Ein Einwurf ist aber noch zu erörtern. Die ganze Begebenheit wird auch von einem gewissen W. Tell und einem Grafen von Seedorf erzählt, der Herr eines Theils von Uri war, aber im 12ten Jahrhundert gelebt haben muß, denn nach Conr. Geßlers Verzeichnisse edler oberdeutscher Geschlechter, starb sein Geschlecht da bereits aus. Daß nur unser Tell lebte, und einen großen Antheil an der Schweizerfreiheit hatte, mit Geßlern in Streit gerieth, ihn mordete, kann leicht auch noch mit den Abenteuern (durch die, Zeit und Ort oft verwechselnde Tradition), jenes frühern Tells geschmückt worden seyn. Etwas mag die „Tellenfabel“ wohl ausgeschmückt seyn.

70 Jahre alt. Teller war ein mit gelehrten Kenntnissen und einer scharfen Beurtheilungskraft ausgestatteter Theologe. Außer einer mehr als gewöhnlichen Sprachkenntniß, hatte er seine Studien besonders auf die Kirchen- und Literargeschichte gerichtet. Er erregte zuerst Aufmerksamkeit auf die kritischen Bemühungen zur Berichtigung des Textes der Bücher des alten Testaments. Er war einer der ersten, welche die dichterischen Stücke des alten Testaments mit besserem Geschmack zu erklären, und ihre Schönheiten zu würdigen suchten; einzelne Theile der Dogmengeschichte bearbeitete er mit Einsicht. Seinen freyen Untersuchungsgeist aber zeigte er vornehmlich in dem Lehrbuch des christlichen Glaubens (1764), das ihm jedoch selbst später so wenig Genüge leistete, daß er es nicht wieder auflegen ließ. Dieses Buch wurde verketzert, verboten und bestritten, ja der Magistrat von Helmstädt ging so weit, Tellers Absetzung zu verlangen, was aber von dem braunschweiger Ministerium nicht bewilligt wurde. Im J. 1772 erschien sein Wörterbuch des neuen Testaments, ein Werk, das mehr als irgend eine ähnliche Schrift zur Verbreitung des religiösen Lichts in seiner Kirche beigetragen, und selbst unter den Catholiken einen neuen Eifer im Studium der Bibel angefacht hat. In jeder neuen Auflage dieses Wörterbuchs, von dem 1805 die sechste erschien, findet man die Spuren der stets fortschreitenden Untersuchungen des Verfassers. Wie wenig er den ungünstigen äußern Umständen nachgab, sieht man daraus, daß er zu Wöllners Zeit seine Religion der Vollkommenern (1792) und Anleitung zur Religion überhaupt und zum Allgemeinen des Christenthums insbesondere drucken zu lassen wagte. Aber auch den Sinn für das Practische und Gemeinnützige verlor er nie, vielmehr gab dieser allen seinen Forschungen ihre Richtung. Deßhalb verdanken wir ihm mehrere kräftige und geistvolle Erbauungsbücher, zu denen auch viele gedruckte Predigten gehören, die sich zwar nicht durch Reichthum der Phantasie, aber durch reine Grundsätze, moralische Tendenz und überzeugende lichtvolle Belehrung auszeichnen. An sie schließt sich das Magazin für Prediger an (10 Bände, 1792 — 1801), das er in Verbindung mit mehrern andern Theologen herausgab, und das einen großen Schatz an gründlichen Bemerkungen und Untersuchungen und an trefflichen homiletischen und liturgischen Ausarbeitungen enthält. Ungern vermißt man nicht selten in Tellers Vortrage die belebende Wärme und einen hinreißenden Ausdruck, wie denn überhaupt seine Schreibart nicht musterhaft ist. Nichts desto weniger war er mit dem Geist unserer Sprache wohl vertraut, wie seine Schriften über Luthers Lieder und Bibelübersetzung beweisen. Als Prediger fand er so wenig Beifall, daß er sich schon 15 Jahre vor seinem Tode ganz von der Kanzel zurückzog. Schließlich erwähnen wir noch seiner Ausgaben des Sallust und Turretin.

Tellus (Titäa oder Gäa), die Erde, als cosmologische Gottheit der Alten. Was die Mythe von ihr erzählt, ist oben unter dem Art. Gäa bemerkt. Sie entstand gleich nach dem Chaos (m. s. Chaos); nach andern aber wurde sie vom Litigius oder Demogorgon gezeugt. Sie gebar aus sich selbst zuerst den Pontus (das Meer), die Berge und den Uranos (den Himmel,) um sich damit ringsum zu bedecken. Dann erzeugte sie mit dem Pontus den Nereus, Thaumas, Phorcys, die Ceto und Eurybia; mit dem Uranos aber die Titanen und die Centimanen. Ueber das grausame Betragen des Uranos gegen seine und ihre Kinder erzürnt, brachte sie das Eisen hervor, machte davon ein krummes Messer, und munterte ihre Söhne auf, sich an ihrem Vater zu rächen. Dies that Kronos, und

berwand und verwundete den Uranos. Die Erde fing des letztern Blut uf, und gebar darnach die Erinnyen und Nymphen Meliä. Nach der ertreibung der Titanen aus dem Olymp gebar sie vom Tartarus den yphon. Die Erde war auch eine weissagende Gottheit, und ertheilte)rakelsprüche. So sagte sie dem Jupiter, daß er mit Hülfe der Ten manen die Titanen besiegen würde. Der Rhea entdeckte sie das Schicksal ihres Gemahls, des Kronos, und wie sie ihre Kinder vor ihm schützen könne, indem sie ihr befahl, mit dem Jupiter nach Lyctus in Creta u gehen. Auch soll Tellus den Jupiter in einer Höhle des Gebirges lrchäus erzogen haben, wo sie ihn unterrichtete, wie er den Kronos esiegen sollte. Gleichfalls verhieß sie ihm durch einen Orakelspruch die herrschaft über die Götter, und in den ältesten Zeiten war sie die Vorsteherin des delphischen Orakels. Als eine der ältesten Gottheiten wurde e endlich auch in den Eidesformeln mit angerufen. In Rom hatte ie in der vierten Region einen Tempel, dessen Erbauung Publius Sempronius Sophus gelobte, als in der Schlacht mit den Picentinern die Erde unter ihm erzitterte.

Temeswar, die Hauptstadt des temeswarer Bannats, das seine igene Administration oder Landesregierung hat und in keiner Verbinung mit Ungern steht. Die Stadt liegt am Flusse Beg, hat ungehr 7000 Einwohner, die größtentheils Deutsche oder Raizen sind, nd ist seit dem Jahr 1782 zu einer königlichen Freistadt erhoben woren. Sie ist der Sitz der Landesadministration, eines Kreisamtes und ines griechischen Bischofs, der unter dem Metropolitan zu Carlowiz teht. Temeswar ist unter der österreichischen Herrschaft seit dem Jahr 718, da die Türken im Frieden zu Passarowiz das ganze Bannat abraten, sehr verschönert, erweitert und befestigt worden.

Tempe. Diesen Namen (dessen Form im Griechischen die Mehrahl bezeichnet, daher auch die Beiwörter in dieser Form erscheinen), rug ursprünglich ein anmuthiges Thal in Nordgriechenland, oder Thessalien, wo der Peneos, einer der ansehnlichsten griechischen Flüsse, ich einen Weg zwischen den Gebirgen Olympos und Ossa hindurch geahnt hatte. Durch eben dieses Thal ging die Heerstraße aus Thessalien nach Macedonien, und wir finden eine ziemlich umständliche und nschauliche Schilderung dieser reizenden Gegend bei Aelianos im rsten Capitel des dritten Buches seiner mannichfaltigen Erzählungen. Die Natur selbst, sagte er, hat dieses Thal mit vorzüglicher Schönheit geschmückt. Dichter Epheu windet sich, gleich Weinreben, die hohen Bäume hinan, welche die Ufer des schönen Flusses beschatten, und ekleidet die schroffen Felsen. Das frische Grün, das alles bedeckt, ist ine wahre Augenweide. Liebliche Haine gewähren dem Wanderer zur Sommerszeit Schatten und Kühlung, und zahlreiche frische Quellen ieten ihm stärkendes Labsal, während melodische Vögel durch ihren Geang ihn erfreuen. Auf dem sanft wie ein Oel fließenden Strome schifft nan im kühlen Schatten der überhangenden Zweige, umweht vom Beihrauchduft, der rings von den Altären der Opfernden emporsteigt. Kein Bunder, wenn der Name dieses anmuthvollen Thales übergetragen wurde uf ähnliche reizende Gegenden, und wenn man noch jetzt ein schönes Bergthal, das von einem sanften Flusse durchströmt wird, ein Tempe ennt.

Tempel (aus dem Lateinischen Templum) bedeutete ursprünglich as Gewölbe des Himmels, oder einen geheiligten Ort im Freien, wo Gottheiten verehrt und Schicksalszeichen an Sternen, Vögelflug u. s. w. wahrgenommen wurden. Nach dieser Analogie nannte man die zur

ichetung der Götterbilder und der Opfer auf den Altären meist auf
nhöhen angelegten Gebäude Tempel. Die ältesten waren oben offen,
ne Fenster, und mit so viel Schmuck ausgestattet, als die Erbauer
ır zu erzeugen wußten, denn sie schienen um so würdigere Wohnun-
n der Götter, je herrlicher sie sich vor den Wohnhäusern der Men-
)en auszeichneten. Was anfangs nur Einzäunung, Zelt oder Hütte
ar, und es bei Nomaden und wilden Völkern noch ist, verwandelte
e Civilisation in Prachtgebäude, an denen die Baukunst ihre Fort-
hritte vom Nothwendigen zum Schönen machte. Der hintere Raum
s Innern, wo die Götterbilder standen, und Nationalpalladien auf-
wahrt wurden, blieb als ein den Augen der Menge unerreichbares
eiligthum (Adyton) vom vordern Raume abgesondert, und nur den
berften Priestern zugänglich: Geheimniß und Dunkel mußte die Stätte
mhüllen, wo die Götter ihre Nähe offenbarten. Im Tempel verwal-
ten die Priester regelmäßig den Gottesdienst mit seinen Mysterien,
aien kamen nur an gewissen Festen in feierlichen Prozessionen hinein,
ie Versammlungen der Andächtigen wurden vor den Tempeln gehal-
n, da ihr Inneres nirgend groß genug war, um die Menge des Vol-
es zu fassen. Die Vielgötterei vervielfältigte die Anzahl der Tempel,
eren Ueberreste auf dem classischen Boden der gebildeten Völker des Al-
erthums noch jetzt Zeugen ihrer Religion und Cultur sind. In Asien,
o die Anzahl der Tempel verhältnißmäßig geringer war, als bei den
Griechen und Römern, hatte oft die Kraft, Kunst und Wohlhabenheit
anzer Nationen sich an dem Baue eines einzigen erschöpft. So fan-
en die Hebräer, die als Anhänger der Lehre von dem einigen Gott
icht mehrere Stätten der Verehrung desselben dulden konnten, den
Vereinigungspunkt ihrer Religionsübung und Vaterlandsliebe an ihrem
Nationalheiligthume zu Jerusalem. Den ersten Tempel baute ihnen
Salomo auf dem Berge Moria in Jerusalem mit Hülfe phönicischer
Meister, ein steinernes rechteckiges Gebäude von 60 Ellen Länge, 20
Ellen Breite und 30 Ellen Höhe, an drei Seiten mit Corridors oder
Seitenzimmern umschlossen, welche in drei Stockwerken über einander
aufstiegen, und zur Bewahrung von Schätzen und Geräthschaften des
Tempels dienten, an der vordern offnen Seite mit einer 10 Ellen brei-
ten Vorhalle geziert, welche von zwei ehernen Säulen Jachin und Boas
(Festigkeit und Stärke) getragen ward. Das Innere theilte sich in den
Hinterraum von 20 Ellen Länge, welcher das Allerheiligste hieß, die
Bundeslade enthielt, und durch einen Vorhang geschieden war, und
den 40 Ellen langen Vorderraum oder das Heilige, worin die goldenen
Leuchter, der Schaubrottisch und der Räucheraltar standen. Beide
Räume waren an den Wänden, das Allerheiligste auch am Boden und
an der Decke kunstreich mit Holzwerk getäfelt. In dieses durfte nur der
Hohepriester, in das Heilige nur die zum Tempeldienst bestimmten Prie-
ster gehen. Das Tempelhaus umgab ein innerer Vorhof mit dem
Brandopferaltar, dem Bassin zu den Reinigungen und andern Geräth-
schaften, weil hier die Priester schlachten, opfern und beten mußten;
Säulengänge zwischen ehernen Thoren schieden diesen Priesterhof von
dem äußern für das Volk, den wieder eine Mauer umschloß. (Vergl.
Hirts Tempel Salomonis, Berlin 1809, und Joh. Fr. v. Meyers Bi-
beldeutungen, Frankfurt a. M. 1812.) An der Stelle dieses durch die
Assyrer zerstörten ersten Tempels bauten die aus der babylonischen Ge-
fangenschaft zurückgekehrten jüdischen Stämme unter Serubabel einen
zweiten von derselben Form, doch mit geringerer Pracht. Herodes der
Gr. baute ihn nach einem größeren Maßstabe um, und umgab ihn mit

r terrassenförmig aufsteigenden Vorhöfen. Der unterste und äußerste
rselben, 500 Ellen ins Gevierte, war auf drei Seiten von doppelten,
f der vierten südlichen von dreifachen Säulengängen umringt, und
ß der Heidenvorhof, weil darin Menschen von allen Nationen beten
irften. Diesen schied ein Gitter und eine sehr hohe Mauer von dem
5 Ellen ins Gevierte fassenden, höherstehenden Vorhof der Wei-
r, wo die jüdischen Frauen sich zur Andacht versammelten. Von
stieg man auf 15 Stufen zu dem wieder mit Säulengängen einge-
lossenen großen Vorhof des Tempelhauses selbst, von dessen Länge vorn
Ellen mit einer Breite von 135 Ellen als Vorhof der jüdischen
länner durch ein Gitter von dem innersten Priestervorhof abgesondert
aren. In dessen Mitte stand das Tempelhaus von weißem Marmor
it reicher Vergoldung 100 Ellen lang und hoch, 60 Ellen breit, mit
ner 100 Ellen breiten Vorhalle und drei Stockwerken Seitenzimmer,
ie bei dem ersten Tempel. Diesem waren die Geräthschaften und Maße
s Innern gleich, nur die Höhe verdoppelt und das Allerheiligste leer.
emächer zu Vorräthen und Versammlungen füllten das oberste Stock-
erk über der Decke des innern Tempels aus. Der Ruhm dieses pracht-
llen und nach seiner Zerstörung durch die Römer nicht wieder aufge-
uten Tempels, seine religiöse Bedeutung für Juden und Christen und
e symbolische Sprache seines kunstreichen Baues hat ihn der Erinne-
ing bis jetzt vor andern Gebäuden des Alterthums merkwürdig erhal-
n. Den Juden ist er ein Gegenstand der Trauer und Sehnsucht, den
rchitekten in seiner ersten Gestalt ein Schlüssel zur Geschichte der alto-
entalischen Baukunst, den Freimaurern das hauptsächlichste Vehikel
res bilderreichen Rituals. Mit Beziehung auf den salomonischen Tem-
l nennt dieser Orden seine Logensäle Tempel, und seine moralischen
wecken gewidmete Arbeit ein Bemühen ihn wieder aufzurichten. Jetzt
erden im eigentlichen Sinne des Worts nur die Gebäude, wo Heiden
ren Gottesdienst halten, Tempel genannt, die Sprache der Poesie gibt
er auch christlichen Kirchen diesen Namen. E.

Tempel (Temple) ist ein in der neuesten Geschichte sehr bekannt
wordnes großes Gebäude in Paris, von dem eine Straße und eine
orstadt den Namen erhalten haben. Es war im J. 1222 von dem
chatzmeister des Tempelherrnordens, Hubert, erbaut, und diente zur
ohnung für die Ritter. Als der Orden der Tempelherren 1312 auf-
hoben worden war, wurde, so wie ihr übriges Eigenthum, auch die-
Palast eingezogen, und den Maltheserrittern übergeben. Nach der
rstörung der Bastille diente dieses Gebäude als Staatsgefängniß.
nig Ludwig XVI. wurde da mit seiner Familie gefangen gehalten;
n so Moreau, Pichegru und der Engländer Sidney Smith; der
tre rettete sich durch die Flucht, Pichegru fand seinen Tod im Kerker. —
eben gothische Thürme, von einer hohen Mauer umschlossen, bilden dieses
bäude; der Plan, dasselbe zur Verschönerung der Stadt abzutragen, den
vorige Regierung gefaßt hatte, ist noch nicht ausgeführt worden.

Tempelherren, Tempelbrüder, auch Templer hießen die Glie-
eines berühmten Ritterordens, der wie der Johanniterorden durch
Kreuzzüge entstand. Hugo von Payens, Gottfried von St. Aldе-
r und sieben andere Ritter stifteten ihn 1118 zur Beschützung der
ger auf den Straßen von Palästina, woraus in der Folge die allge-
ne Bestimmung des Ordens zur Vertheidigung des christlichen Glau-
s und des heiligen Grabes gegen die Sarazenen hervorging. Sie
en die Gelübde der Keuschheit (Ehelosigkeit), des Gehorsams und
Armuth, wie die regulirten Canonici ab, und lebten bei ihrer krie-

erischen Beschäftigung anfangs von den Wohlthaten der christlichen
rofsen in Palästina. Der König Balduin II. von Jerusalem gab
nen daselbst eine Wohnung an der Ostseite der Stätte des ehemaligen
ıdischen Tempels, daher sie den Namen Templer (Templarii) erhiel-
n. Der Papst Honorius II. bestätigte ihren Orden 1127 auf dem
oncilio zu Troyes, und verpflichtete sie auf ein aus Benedicts Mönchs-
geln geschöpftes Statut, mit dem die Vorschriften des heiligen Bern-
ard von Clairvaux, der diese neuen Ordensleute eifrigst empfahl, ver-
unden wurden. Der Ruf ihrer Thaten verschaffte ihnen nicht nur bald
uwachs an Gliedern, sondern auch ansehnliche Schenkungen an Häu-
rn, Ländereien und Capitalien in den Ländern der catholischen Chri-
enheit. Die verschiedenen Classen ihres Ordens waren Ritter, Waf-
ntrager, dienende Brüder, wozu 1172 auch noch eigene Geistliche
amen, die als Priester, Capläne und Schreiber zu ihrer Verbrüde-
ung gehörten. Alle trugen als Ordenszeichen einen Gürtel von leine-
en Fäden, der ihre Verpflichtung zur Keuschheit andeutete; die Geist-
chen hatten weiße, die dienenden Brüder graue oder schwarze Kleidung,
ie Ritter überdies außer ihrer einfachen ritterlichen Rüstung weiße lei-
ene Mäntel mit achteckigen blutrothen Kreuzen geziert, weil sie ihr
Blut im Dienste der Kirche vergießen sollten. Aus dem Stande der
Ritter, welche von ebenbürtigem Adel seyn mußten, und die eigentlichen
Herren des Ordens und seiner Besitzungen waren, wurden in den Ca-
iteln die Beamten des Ordens gewählt, Marschälle und Pannerer zur
Anführung im Felde, Drapiers als Aufseher über die Kleidung, Prioren
ls Vorgesetzte einzelner Tempelhöfe oder Priorate wie die Aebte, Comthure
nd Großprioren über die Provinzen wie die Provinzialen der Mönchsorden,
nd der Großmeister, des ganzen Ordens Oberhaupt. Dieser hatte
Fürstenrang, und hielt sich den Souverainen von Europa gleich, da
er Orden vermöge päpstlicher Privilegien unabhängig von jeder geistli-
hen und weltlichen Gerichtsbarkeit und Hoheit, selbst ausgenommen
on den Wirkungen des Interdicts, wie später die Jesuiten, den Papst
llein als seinen Schirmherrn anerkannte, übrigens aber sich selbst re-
ierte, und seine Güter, deren Insassen und Vasallen ihm den Zehn-
en entrichten mußten, nach Gutdünken verwaltete. Die Freiheiten
remter Geistlichen mit der Macht seiner tapfern, zu Land und Wasser
tets gerüsteten Ritterschaft vereinigend, konnte er seine Besitzungen nicht
ur besser als andre Corporationen die ihrigen benutzen, sondern auch
urch Eroberungen auf eigne Hand und durch fromme Vermächtnisse,
ie ihm die Pietät des Zeitalters zum Lohn seiner Kriegsthaten zu-
andte, von Jahr zu Jahr vermehren. Im Jahr 1244 besaß er 9000
ohlfundirte Balleien, Comthureien, Priorate und Tempelhöfe, deren
ehnsabhängigkeit von den Fürsten, in welcher Landen sie lagen, durch
eine Selbstständigkeit als Corporation ihre Bedeutung mehr oder we-
iger verlor. Seine Glieder gehörten ihm mit Leib und Leben an, und
chieden durch ihre Aufnahme von allen übrigen Verhältnissen mit der
Welt, keiner hatte ein Privateigenthum, der Orden nährte und kleidete
lle. Leicht erklärt sich daher aus dem auf diesen Zustand gegründeten
Gefühle seiner innern Stärke und Größe der Uebermuth, den Bischöfe
nd Fürsten ihm vorwarfen, und die Ueppigkeit, die sich im Gefolge sei-
es Reichthums einschlich. Allerdings beschwerten sich auch die Kreuz-
ahrer, daß er ihre Sache in einigen Fällen aus Privatinteresse nicht
rnstlich unterstützt habe, und der Kaiser Friedrich II. beschuldigte ihn
radezu des Verraths, der Toleranz gegen die Religion der Sarazenen
nd strafbarer Bündnisse mit diesen Feinden der Christenheit. Zwar

stimmen die Nachrichten hierüber nicht ganz überein, doch ist erwiesen, daß die Tempelherren bei dem allmähligen Verfall des christlichen Königreichs Jerusalem ihre orientalischen Besitzungen durch Verträge mit den vordringenden Sarazenen zu sichern gesucht. Gleichwohl mußten sie 1291 mit den letzten Vertheidigern dieses Königreichs ganz aus dem heiligen Lande weichen, und ihren Hauptsitz, der sonst in Jerusalem gewesen war, auf der Insel Cypern nehmen. Hier residirte nun der Großmeister mit einer Auswahl von Beamten, Rittern und Brüdern, die sich im kleinen Kriege zur See gegen die Caper der Sarazenen übten. Jacob Bernhard von Molay aus Burgund, der letzte Nachfolger des Stifters und ersten Meisters Hugo, bemühte sich ohne Erfolg, den ausgearteten Geist des Ordens zu verbessern. Der zeitliche Besitz und Genuß lag den meisten Rittern mehr am Herzen, als das heilige Grab. Durch das Streben einiger Glieder nach Einfluß auf das bürgerliche Wesen in Frankreich, durch den Geist des Geheimnisses und der Verschwiegenheit, der sein Receptionsritual und seine innere Verwaltung umhüllte, und seine Glieder zusammenhielt, und am meisten durch sein Ansehn und seinen Reichthum war der Orden den Fürsten verdächtig geworden. Man redete, obwohl ohne Grund, von ehrgeizigen Planen auf den Umsturz aller Thronen, und die Herstellung einer europäischen Adelsrepublik, von freien Meinungen zum Nachtheil des catholischen Glaubens, die er in seinem Schooße hege. Auch hatte er wirklich in den Händeln Philipps des Schönen von Frankreich mit Papst Bonifaz VIII. gegen den erstern Partei genommen. Philipps Freund, Clemens V., berief daher unter dem Vorwande nothwendiger Berathschlagungen wegen eines neuen Kreuzzugs und einer Vereinigung der Templer mit den Johannitern den Meister Molay mit 60 Rittern 1306 nach Frankreich. Hier wurden diese und alle in Frankreich anwesenden Ritter am 13ten October 1307 durch königliche Söldner auf einmal zugleich verhaftet, Philipp legte Beschlag auf alle Güter des Ordens, bezog selbst mit seinem Hofe den Tempel (das jetzt noch so benannte Residenzhaus des Meisters in Paris, das durch die Gefangenschaft Ludwigs XVI. von neuem merkwürdig geworden ist), und ließ die Untersuchung durch seinen Beichtvater Wilhelm von Paris, Inquisitor und Erzbischof zu Sens, sogleich anfangen. Dieses gewaltsame Verfahren suchte er durch die Gräuel und Ketzereien zu rechtfertigen, deren der Orden von einigen Angebern beschuldigt worden war. Geschichtliche Zeugnisse beschreiben diese Ankläger als treulose und ausgestoßene Templer, die den Orden nur auf Anstiften seiner Feinde verleumdeten. Die Verläugnung Christi, und die Verhöhnung des Kreuzes mochte allerdings von den Neulingen als Probe des Gehorsams bei der Aufnahme gefordert worden seyn, doch konnte der Orden keiner Entfernung vom catholischen Glauben überwiesen werden. Die übrigen Beschuldigungen, daß er Teufelsdienst und Zauberei getrieben, ein Idol, Namens Baffometus angebetet, die Sacramente verachtet, die Beichte den Geistlichen entzogen, und sich unnatürlichen Lastern ergeben habe, waren theils bloß arglistige Verdrehungen der Wahrheit, theils ganz erlogen, widersinnig und abgeschmackt. Eine goldene Reliquiencapsel, die die Templer wie andre orthodoxe Catholiken küßten, hatte man für jenen Teufelskopf Baffometus ausgegeben, daß die Templer in einem Zeitalter, wo die Transsubstantiationslehre erst aufgekommen war, noch nach alter Art die Elevation bei der Messe wegließen, Verachtung des Sacraments genannt, daß sie ausschließlich nur ihren Geistlichen beichteten, zu der Anklage gebraucht, sie würden von ihren weltlichen Obern absolvirt und hinter

r edeln Männerfreundschaft, die sie verband, eine geflissentliche Ver-
ührung zur griechischen Liebe gesucht. Ueberhaupt wurde in jenen Zei-
n des Kampfes mit Ketzern aller Art jeder, der einmal gestürzt wer-
en sollte, und sonst nicht anzugreifen war, durch dergleichen Beschul-
igungen gewaltsam zum Ketzer gestempelt. Da nun Philipp den Un-
rgang des Ordens, nach dessen Reichthümern ihn gelüstete, vor aller
ntersuchung beschlossen hatte, wendeten die ihm ganz ergebnen Inqui-
toren, meist hämische, den Templern sonst schon mißgünstige Domini-
aner, dieses Mittel an, die öffentliche Meinung wider sie zu empören.
en armen gefangnen und gemißhandelten Templern wurden die Aus-
agen in den Mund gelegt, die sie zu den Acten geben sollten, und
urch die schrecklichsten Martern der Tortur Geständnisse von Freveln
usgepreßt, die nie im Orden geschehen waren. Nur die Bestätigung
er Anklagen konnte ihnen das Leben retten und mancher durch Gefan-
enschaft und Folter kleinmüthig gemachte Bruder gab zu, was man
hören wollte, da die standhafte Betheurung der Grundlosigkeit jener Fa-
eln und Verdrehungen den Tod nach sich zog. Clemens V. protestirte
war gegen diese willkürliche Behandlung eines Ordens, den nur die
Kirche richten könne, doch bewegte ihn Philipp bald zur offnen Theil-
nahme an der Unterdrückung desselben. Zwei Cardinäle kamen als Bei-
itzer zu der Untersuchungscommission in Paris und andre Geistliche zu
en Inquisitionsgerichten in den Provinzen, um der Form Gesetzmäßig-
keit zu geben. Der Prozeß nahm seinen Fortgang, und wie wenig Ge-
gründetes sich auch dabei gegen die Templer ergab, durfte der Erzbi-
schof von Sens 1310 doch 54 Ritter, die jedes Verbrechen geläugnet
hatten, lebendig verbrennen lassen. Auf gleiche Weise verfuhr man in
andern Sprengeln Frankreichs mit diesen Schlachtopfern der Willkür
und Habsucht. Die übrigen Fürsten in Europa ermahnte der Papst zur
gerichtlichen Verfolgung der Templer. Carl von Sicilien und Provence
ahmte Philipps Beispiel nach, und theilte die Beute mit dem Papste.
In England, Spanien, Portugal, Italien und Deutschland wurden
die Templer zwar verhaftet, aber fast durchaus für unschuldig erklärt.
Dies geschah auf den Synoden zu Salamanca und zu Mainz 1310 zur
vollkommnen Rechtfertigung des Ordens. Viele im Volk und Adel er-
kannten seine gerechte Sache an, doch der Papst hob ihn auf dem Con-
cilium zu Vienne in der Dauphinée durch eine Bulle vom 2ten März
1312 zwar nicht auf dem Wege Rechtens, aber aus päpstlicher Macht-
vollkommenheit (per provisionis potius quam condemnationis viam)
förmlich auf. Die Glieder des Ordens sollten, wenn sie die angeschul-
digten Frevel bekannten, gelind bestraft und absolvirt, die beharrlich
Läugnenden aber verurtheilt werden. Unter den Letztern befand sich der
Großmeister Molay und der Großprior von der Normandie Guido, welche
den 18ten März 1314 auf einer Seineinsel lebendig verbrannt wurden,
nachdem sie vorher, wie die Sage erzählt, ihre Unterdrücker, Philipp
und Clemens, binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht geladen hatten.
Wirklich starb der Papst schon den 19ten April, und der König den
29sten November desselben Jahrs. Die Güter des Ordens waren auf
dem Concilio zu Vienne den Johannitern zuerkannt, seine Schätze an
Geld und Kleinodien aber zu einem Kreuzzuge bestimmt worden. In
Frankreich fiel aber das meiste der Krone zu, und beträchtliche Sum-
men behielt der Papst sich vor, in Spanien und Portugal wurden durch
diese Güter neue Ritterorden fundirt, anderwärts erhielten die Johan-
niter das reiche Erbtheil ihrer gestürzten Nebenbuhler. Am längsten be-
haupteten die Templer sich in Deutschland, wo man sie gerecht und

mild behandelte. Bis 1319 gab es Ritter im Tempelhofe zu Görlitz. Die ihrer Gelübde entbundenen Templer traten meist zum Johanniterorden. Aus den von Moldenhawer 1792 herausgegebenen Originalacten des Prozesses gegen die Templer in Frankreich erkennt man die Schändlichkeit und Gewaltsamkeit des Verfahrens der französischen Gerichte in dieser Sache. Die Schriften von Anton über die Geschichte und von Münter über die Statuten des Ordens haben seine Unschuld bewiesen. Werners Söhne des Thales, Berlin 1803 und 1804, haben ihm von neuem das Interesse der gebildeten Welt zugewandt, nur ist der Geist der Templer darin nach mystisch-philosophischen Tendenzen gemodelt, für welche die Geschichte keine Beweise gibt. Eben so wenig bestätigt sie die Hypothese von einem historischen Zusammenhange der Templer mit den Freimaurern und der Versuch eines Abenteurers von Hund, den Templerorden im Schooße der Freimaurerei wieder herzustellen, wurde mit Recht auf dem wilhelmsbader Convent 1782 gänzlich niedergeschlagen. E.

Tempelhoff (Georg Friedrich von), königlich preußischer Generallieutenant, Generalinspector aller militärischen Erziehungsanstalten in den preußischen Staaten, und Ritter des schwarzen Adlerordens, war geboren zu Trampe in der Mittelmark den 17ten März 1737. Nachdem er nebst seinen drei Brüdern von Hauslehrern unterrichtet worden, und durch eignen Fleiß besonders in der Mathematik ziemliche Kenntnisse erlangt hatte, kam er auf die Schule zu Frankfurt, und bezog als siebzehnjähriger Jüngling die Universität Halle. Hier befriedigte er unter Segners Anleitung seine Neigung zur Mathematik in vollem Maße, und machte große Fortschritte. Beim Ausbruche des siebenjährigen Kriegs führten ihn diese Studien auf die Idee, dadurch sein Glück bei dem Militär zu machen. Er nahm bei dem damals in Halle stehenden Regimente des Generals Werthersheim Dienste als Freicorporal, und wohnte als solcher 1757 dem Feldzuge in Böhmen bei. Noch im September desselben Jahrs trat er in die Artillerie ein, und machte bei derselben alle Feldzüge bis zum Frieden 1763 mit. Den fünf großen Schlachten bei Breslau, Leuthen, Hochkirch, Cunersdorf und Torgau, den bedeutenden Gefechten von Korbitz, Strehlen, Wittenberg und Reichenbach, und den Belagerungen von Breslau, Olmütz, Dresden und Schweidnitz wohnte er bei. Nach der Schlacht bei Cunersdorf war er Lieutenant geworden. Während des ganzen Krieges hatte er sorgfältig jede Gelegenheit benutzt, neben den theoretischen seine practischen Kenntnisse zu vervollkommnen, und nach dem Frieden setzte er das Studium der mathematischen Wissenschaften zu Berlin eifrigst fort, wobei ihm die Bekanntschaft mit Euler, Lambert, Sulzer und La Grange von großem Nutzen war. So erlangte er eine tiefe und umfassende Kenntniß auch der höhern mathematischen Disciplinen, und durfte sich den besten Geometern gleich stellen. Schon seine ersten Schriften, als seine Anfangsgründe der Analysis endlicher Größen, seine Anfangsgründe der Analysis des Unendlichen, seine vollständige Anleitung zur Algebra wurden mit vielem Beifall aufgenommen. Von seiner Bekanntschaft mit der Astronomie zeigt sein Werk: Genaue Berechnung der Sonnenfinsternisse und Bedeckung der Fixsterne vom Monde. Sein Hauptaugenmerk aber war die Mathematik, um durch ihre Anwendung die Theorie der Kriegskunst zu vervollkommnen. Unter andern suchte er das Bombenwerfen und das Werfen der Granaten aus Haubitzen auf bessere Grundsätze zu bringen, welches auch in seinem Bombardier prussien (1781, 8.) mit Erfolg geschah. Zugleich hatte er die größtentheils von Friedrich II. selbst erfun-

denen taktischen Bewegungen der preußischen Armee zu einem Elementarwerk der Taktik gesammelt, das er herauszugeben gedachte. Allein der König versagte ihm, wiewohl auf eine sehr schmeichelhafte Art, die Erlaubniß dazu. Dieser, der verdientermaßen eine hohe Meinung von ihm gefaßt hatte, übertrug ihm nach dem bayerschen Erbfolgekriege den Unterricht der fähigsten Infanterie- und Cavallerieoffiziere der berlinischen und märkischen Inspection, und prüfte die Zöglinge selbst. Den Ingenieurcapitän Geier bekam er dabei zum Gehülfen. Im J. 1782 ernannte ihn Friedrich vom jüngsten Capitän zum Major und Commandeur eines neu errichteten Artilleriecorps, und einige Jahre später wurde er in den Adelstand erhoben. Sobald Friedrich Wilhelm II. den Thron bestiegen hatte, ernannte er Tempelhoff zum Lehrer seiner beiden ältesten Prinzen in den mathematischen und militärischen Wissenschaften, und bald darauf zum Obristlieutenant; auch wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Ungeachtet des großen Vertrauens, das er genoß, konnte er doch nicht mit allen Reformen, die er vorschlug, durchdringen, so sichtbar auch meist ihre Vortheile und Vorzüge waren. Als 1790 ein Krieg mit Oesterreich auszubrechen drohte, stand Tempelhoff bei der Armee des Herzogs von Braunschweig in Schlesien. Bei den Feindseligkeiten, die 1791 gegen Rußland Statt finden sollten, war Tempelhoff bestimmt, die Belagerung von Riga zu leiten. In demselben Jahre mußte er einen Plan zu einer Akademie für das Artilleriecorps entwerfen. Der König genehmigte ihn, wies die erforderlichen Gelder an, und stellte Tempelhoff als Director an die Spitze dieser Anstalt. Beim Ausbruche des Kriegs gegen Frankreich ward er zum Befehlshaber der ganzen Artillerie ernannt, und 1795 erhielt er das dritte Regiment der Artillerie. Friedrich Wilhelm III. erhob ihn 1802 zum Generallieutenant, und verlieh ihm den rothen Adlerorden; auch ward er zum Lehrer der beiden jüngern Brüder des Königs ernannt. Wegen Altersschwäche wurde er 1805 von der thätigen Theilnahme am Kriege dispensirt, und erhielt den schwarzen Adlerorden. Er starb den 13ten Juli 1807. Unter seinen Schriften, von denen wir einige bereits angeführt haben, ist sein Hauptwerk seine Geschichte des siebenjährigen Kriegs in Deutschland, 6 Bände, 1783—1801, 4., wovon die beiden ersten eine berichtigte Uebersetzung von Lloyds Geschichte jenes Kriegs sind. Dieses in seiner Art einzige Werk ist mit tiefer Sachkenntniß geschrieben, entwickelt umständlich und anschaulich alle Begebenheiten, und liefert manche Angaben, z. B. von den Kriegsbedürfnissen bei Belagerungen und im Felde, die noch in keiner Sprache gedruckt worden sind.

Temperament besteht in der Art zu empfinden und zu handeln, in so fern beide in gewisser Beschaffenheit des Organismus gegründet sind. Es ist daher zunächst verwandt mit dem Naturell, unter welchem man jedoch bloß den Inbegriff alles dessen, was zur Naturanlage, zur allgemeinen physischen Beschaffenheit des Menschen gehört, verstehen muß. Das Naturell ist also bloß physisch, enthält die eine Bedingung und Grundlage einer Bestimmung der Seelenthätigkeit vom Körper aus; das Temperament umfaßt zugleich das psychische, die wirkliche Bestimmung und Modification der Geistesthätigkeiten, nicht durch das Ganze des Organismus, sondern zunächst nur durch bestimmte Theile der Systeme desselben, die in der ersten Verbindung mit der Seele stehen. Dagegen der Charakter eines Menschen bloß als rein-psychisches Product, als Selbstbestimmung des Willens nach Maximen ohne Einfluß des physischen, oft im Kampfe mit demselben, erscheint. Das

Naturell ist demnach bloß physisch, das Temperament physisch und psychisch zugleich, der Charakter rein psychisch. Vergleichend könnte man auch das erstere den Keim, das zweite die Blüthe, den dritten die Frucht benennen, oder das Naturell dem Kindesalter, das Temperament dem Jünglings-, und den Charakter dem Mannesalter gleichsetzen. Das Temperament ist also das Product der Seelenvermögen und der Einwirkung gewisser Theile des Organismus, an welche jene gebunden sind. Diese Theilganze des Organismus sind zunächst das gesammte Nervensystem, und noch bestimmter, der diesem einwohnende Nervenäther. Da aber dieser in seiner Quantität und Qualität wieder von der Beschaffenheit des Blutsystems abhängt, so hat auch dies an jener Bestimmung nicht geringen Antheil. Unter den an die Nerventhätigkeit gebundenen Seelenvermögen haben wir jetzt in Beziehung auf Bestimmung des Temperaments vorzüglich das Gefühls- und das Begehrungsvermögen in Betrachtung zu ziehen. Diese haben um so viel mehr Freiheit und Kraft, sich zu äußern, je lebhafter die Bewegung des Nervenäthers, je energischer seine Einwirkung auf die Seele ist. Die Freiheit in der Bewegung bestimmt die Empfänglichkeit des Gefühls, die Energie der Einwirkung bestimmt die Kraft der Begehrung. Beide Modificationen des Nervenäthers werden theils durch primitive organische Anlage, nämlich durch die Verbindung der verschiedenen Regionen des Nervensystems (s. d. Art. Nerven), theils durch die Beschaffenheit des arteriellen Blutes, aus welchem die unaufhörliche Restauration des Nervenäthers vor sich geht, bestimmt. Je offner nämlich die Verbindung der Sinnesnerven sowohl als der Nerven des reproductiven oder des sogenannten Gangliensystems mit dem Hirnsystem, oder besonders dem Sensorium commune, und wieder die Verbindung dieses mit jenen Nervenregionen ist, je reiner, ätherischer und in je größerer Quantität der Nervenäther aus dem feinsten und mit dem Oxygengas der atmosphärischen Luft begeisteten Blute abgesondert wird, desto schneller, mit desto größerer Kraft und Dauer kann die Thätigkeit jener Vermögen sich äußern; in je geringerm Grade dagegen jene Bedingungen erfüllt werden, oder ein Theil derselben Statt findet, auf desto geringerer Stufe werden auch jene Thätigkeiten in ihren Verhältnissen zu einander stehen. Hieraus entspringen eben die Verschiedenheiten in den Modificationen des Temperaments, welche schnelle Erregung des Gefühls, und starke dauernde Empfindung, mit lebhafter Erregung der Begehrung und anhaltende Thatkraft begründen. Das Gefühl kann nämlich schnell erregbar, aber bald vorübergehend seyn, oder auch tief eingreifen und dauerhafte Empfindung werden; so kann die Erregung des Begehrungsvermögens schnell auflodernd aber vorübergehend, oder auch langsam erregbar seyn, aber wenn es einmal aufgeregt ist, zur bleibenden Thatkraft werden. Diese Verschiedenheiten in der Art zu empfinden und zu handeln, hat man von jeher beobachtet, auch die entsprechenden Verhältnisse des Körpers damit verglichen, und daher verschiedene Hauptclassen der Temperamente gebildet. Weil man nun in der ältesten Zeit der Arzneikunde mehr auf die Beschaffenheit der Säfte, besonders des Blutes und der Galle Rücksicht nahm, so benannte man auch die verschiedenen Temperamente nach den sichtbaren körperlichen Erscheinungen und Veränderungen jener Flüssigkeiten, welche in der Regel der Beschaffenheit eines besondern Temperaments entsprach, welches wir weiterhin noch berühren werden. Obgleich diese Benennungen nur ein entfernteres ursächliches Verhältniß andeuteten, auch nach den jetzigen physiologischen Ansichten nicht einmal alle in dieser Bedeutung können gelassen werden, so sind

doch die Beobachtungen und die Classification der verschiedenen Geistesäußerungen nach den Temperamentsunterschieden so naturgemäß, daß wir keinen Anstand nehmen können, die gewöhnlichen Benennungen beizubehalten, um so mehr, da sie seit so langer Zeit allgemein gebräuchlich sind. Wir unterscheiden demnach 1. das Temperament mit schnell erregbarem Gefühl, ohne daurende Empfindung, mit schnell erregbarer Begehrung ohne anhaltende Thatkraft; 2. das Temperament mit schnell erregbarem Gefühl, ohne dauerhafte Empfindung, mit schnell erregbarem Begehrungsvermögen, aber mit starker Thatkraft verbunden; 3. das Temperament mit langsam erregbarem Gefühl, dauerhafter Empfindung, langsam erregbarer Begehrung und schwacher Thatkraft; 4. das Temperament mit langsam erregbarem Gefühl, dauerhafter Empfindung, langsam erregbarem Begehrungsvermögen und starker Thatkraft. Bei dieser Eintheilung dürfen wir aber nicht unbeachtet lassen, daß auch unter diesen Temperamenten eine unendlich mannichfaltige Modification Statt findet, die aber nicht in einer Vermischung der Temperamente, wie man sonst glaubte, sondern in dem gradweise verschieden Statt findenden Verhältnisse von Langsamkeit oder Schnelligkeit des Gefühls, oder dauernder und die Seele tief ergreifender Empfindung, zu der schnell erregbaren, und bald verlodernden oder langsam erregbarer aber zu ausdaurender Thatkraft werdenden Begehrung, bestehen. Daher darf man auch nicht glauben, daß jedes Temperament die Bedingungen des andern so ganz ausschließe, daß z. B. das erstere, mit schnell erregbarem Gefühl alle dauerhafte Empfindung und alle anhaltende Thatkraft ausschließe, sondern es soll damit nur so viel gesagt seyn, daß hier eins gegen das andre in überwiegendem Verhältnisse — mehr oder weniger — Statt finde, und diese Verschiedenheiten begründe. Ob Temperamente ganz verändert und umgewandelt werden können, ist zu bezweifeln, da sie von physischen Bedingungen abhängen, welche zu tief mit der ganzen Existenz des Organismus verwebt sind, als daß sie gänzlich könnten umgeändert werden. Doch kann auch nicht geläugnet werden, daß Vermehrung oder Verminderung des Grades der Verhältnisse unter einander, und einige Milderung zu scharfer Besonderheiten Statt finden könne, theils durch physische Einwirkung, besonders durch Veränderung der Blutbeschaffenheit, theils psychisch, durch die Kraft des Willens, dem, was man als ein, das Sittliche, Schickliche oder Nützliche überschreitendes Verhältniß anerkennt, kräftigen Widerstand zu leisten, und so der physischen Anlage allmählig eine erst willkürliche Kraft, und dann eine gleich starke Gewohnheit entgegenzusetzen, was indessen immer schwer bleiben, und in der Möglichkeit der Ausführung nach dem verschiedenen Lebensalter sich richten wird. Es ist indessen von bedeutendem Werthe, die Hauptverschiedenheiten der Temperamente, oder gleichsam von einem jeden das ausgemahlte Bild, das alle Eigenheiten hervorstechend enthalten muß, und gleichsam als Repräsentant aller niederern Grade dasteht, kennen zu lernen, um sich und andere Menschen darin gleichsam wie in einem Spiegel zu erblicken, Menschen, mit denen man umgehen muß, behandeln zu lernen; aber auch selbst auf der Hut zu seyn, daß man seine Handlungen nicht gänzlich dem Antriebe des Temperaments überlasse. Nur muß man sich nicht vorstellen, daß jeder Mensch das Temperament, unter dessen Classe er gehört, in dem ausgezeichneten Grade besitze, in welchem alle Eigenheiten desselben und zwar hervorstechend bemerkbar seyn müssen. Man stelle sich nicht unter jedem Sanguiniker ein Genie, unter jedem Melancholiker einen Kopfhänger, unter jedem Phlegmatiker einen Klotz, unter jedem Choleriker einen Brau-

kopf vor, die alle schon an dem Ergreifen des Glases beim Trinken,
der dm Gehen auf der Gasse u. s. w. zu erkennen sind, sondern
ıan bedenke, was Modification des Grades in dem Temperament,
:rziehung, Gewöhnung u. s. w. für Abwechselungen erzeugen kön-
en, so daß es oft gar nicht leicht ist, das Temperament eines Men-
hen zu bestimmen, und ihn, so wie man eine Pflanze in ihren nach
em künstlichen System bestimmten Schubkasten legt, in eins der vier
Temperamente zu verpflanzen. Daher bezeichnen wir nur noch kürzlich
iese als Vorbilder, zu denen jeder Mensch mehr oder weniger Züge zu
efern hat. 1. das sanguinische Temperament hat ein Uebergewicht
es Gefühls und viel Empfänglichkeit, aber eben deßhalb kommt nicht
des Gefühl zur bleibenden und tief eingreifenden Empfindung, weil
ins das andere bald wieder verdrängt. Eben so wird zwar das Be-
ehrungsvermögen schnell und oft erregt, allein es kommt auch hier
icht zu anhaltender Thatkraft, weil ein neues Object stets wieder eine
eue Begierde erregt, ehe noch das vorige, wenn es anhaltende Thä-
igkeit verlangt, erreicht ist. Es hat den Namen daher bekommen, weil
esonders Menschen mit vielem und gutem Blute versehen, dieses Tem-
erament haben, und man also angenommen hat, das leicht bewegliche
:bhaft umlaufende Blut sey die einzige Ursache desselben. Es hat aber
ur in so fern Antheil daran, als allerdings eine lebhafte Thätigkeit
es arteriellen Blutsystems, und reine Beschaffenheit der Masse des
Blutes selbst Ursachen sind, daß ein reichlicherer Antheil des Nerven-
thers abgesondert wird, und also auch die Nerventhätigkeit rasch und
:bhaft von Statten gehen kann. Der Sanguiniker ist daher in seinen
Gefühlen sehr lebhaft, er ist leicht zu rühren, aber diese Rührung geht
elten in Handlung über, wenn sie nicht im ersten Moment benutzt wird.
Sein Leben ist voller Entschlüsse, von denen weniges durch eigene Ener-
ie der Thatkraft zur Ausführung kommt. Er ist gelehrig, vergißt aber
eicht das Gelernte wieder; gutmüthig, dienstfertig, frohsinnig, ein gu-
:r Gesellschafter. Er verspricht leicht, doch kann man sich auf sein
Versprechen nicht verlassen, weil er es bald wieder vergessen, und weil er
ft nicht nachgedacht hat, ob er im Stande sein wird, sein Verspre-
hen zu halten. Er ist leicht zu überreden, aber meistens behält derjenige
Recht, welcher zuletzt mit ihm sprach. Hat er gefehlt, so sieht er es
ald ein, bereuet es gar sehr, doch ist anhaltendes Grämen darüber
eine Sache nicht. Geschäfte sind ihm nicht zuwider, wenn sie leicht
nd bald zu vollenden sind. Anhaltender anstrengender Arbeit ist er nicht
ewachsen; lieber ist ihm rastlose, abwechselnde, spielende Thätigkeit.
Dies Temperament ist die Anlage zur Liebenswürdigkeit und zum Edel-
ıuth, aber auch zur Sinnlichkeit und zum Leichtsinn, welche beide von
Stufe zu Stufe den Menschen zu den größten Verirrungen führen kön-
en. Aufforderung genug für jeden Menschen, auf seiner Hut zu seyn,
enn er die Züge dieses Temperaments an sich bemerkt! 2. Das cho-
erische Temperament besteht in schnell und stark erregbarem Ge-
ihl, das jedoch ebenfalls nur selten zur dauerhaften Empfindung wird,
ber schnell und stark die Begehrung erregt, und mit starker, wenn
leich nicht anhaltender Thatkraft verbunden ist. Die Benennung rührt
aher, weil man Menschen dieses Temperaments den Anfällen des Zorns
:sonders unterworfen sah. Der Cholerische wird auch schnell und heftig
rregt, und immer haben die stürmischen Gemüthsbewegungen desselben
was scharfes und bitteres bei sich. Sein Begehrungsvermögen lodert
:ftig auf, und wird zu starker Thatkraft, allein auch dieses neigt sich
ehr zum Haß als zur Liebe; selbst seine Liebe in ihrer Heftigkeit sieht

ſt aus als Haß. Widerſtand iſt eine neue Anregung für ſein Gefühl, dagegen bei Nachgiebigkeit das aufgereizte Gefühl ſich ſelbſt verzehrt, und das Begehrungs- oder Verabſcheuungsvermögen eher befriedigt und n ſich beruhigt wird. Liebe und Haß ſind daher heftig in ihren Aeußerungen, aber eben ſo wenig von Dauer. Ueber Beleidigungen zürnt r aufs heftigſte, doch wird er durch Demüthigung und Abbitte leicht beſänftigt. Arbeit, ſelbſt die ſchwerſte, ſcheut er nicht, er geht raſch darüber her, allein er arbeitet nicht gern anhaltend, zumal kleinliche Geſchäfte. In das Einzelne gehende, oder gar zu leichte Beſchäftigungen ſind ihm zuwider. Er ſtellt lieber an und dirigirt, als daß er ſelbſt mit der Ausführung ſich abgibt. Er macht hochfliegende Plane und Entwürfe, überläßt aber die Ausführung gern andern. Ruhm und Ehre ſind meiſtens die glänzenden Phantome, denen er mit allen Kräften nachjagt; was ihn daran verhindert, oder ihm dieſe zu verdunkeln droht, verletzt ihn am empfindlichſten. Er liebt äußere Pracht und ſchimmernden Pomp, die Unterwürfigkeit und Aufwartung der Menſchen, die zu ſeinen Dienſten bereit, auf ſeinen Wink gehorchen müſſen. Er nimmt daher gern die Huldigung der Niederen an, gefällt ſich im Verſprechen ſeiner Unterſtützung. Er iſt deßhalb auch großmüthig, nicht ſowohl aus reiner Menſchenliebe, ſondern um dafür geprieſen zu werden, denn er iſt auf der andern Seite wieder habſüchtig, um der Sucht zu glänzen, Genüge leiſten zu können. Er nimmt, wo man es nicht ſieht, um zu geben, wo man es ſieht. Unter den Affecten werden die unangenehmen öfter bei ihm erregt, als die angenehmen; die letztern nur dann, wenn ſeine herrſchenden Leidenſchaften, Ehrſucht, Herrſchſucht und Habſucht befriedigt werden. In ſolchen Fällen kann ihn auch der Affect überraſchen, und zu lautem Ausbruch der Freude hinreißen. Oefter aber finden Zorn und Kränkung bei ihm Statt, weil gerade dieſes Temperament am meiſten die andern Menſchen zum Widerſtand gegen ſich reizt, und daher der Choleriſche am meiſten unter allen Menſchen mit allen in ſtetem Kampfe lebt. In dem Mittelſtande iſt er daher unaufhörlich in Prozeſſen verwickelt, und eine wahre Leibrente für ſeinen Advocaten. Die Stimmung ſeines Gemüths iſt Stolz, artet aber leicht in Hochmuth aus. Dieſes Temperament iſt die Anlage zu rhabenen Tugenden, aber auch zur Narrheit. Von der Vernunft gezügelt, erleichtert es dem Menſchen, welcher es beſitzt, die Bildung zur Großmuth, zur Tapferkeit, zum Heldenſinn, zum Herrſcher, und im Mittelſtande zum edeln, raſch thätigen Geſchäftsmann, zum einſichtsvollen Director, zum würdigen Herrn. Wenn aber die Leidenſchaften dieſes Temperaments die Vernunft überwältigen, ſo machen die unaufhörlichen widrigen Affecten den Menſchen zum Tyrannen und Despoten, m Mittelſtande zum unbeſonnenen Stürmer, zum Zänker mit Frau nd Kindern und Geſinde, zum aufgeblaſenen arroganten, allen Menſchen widrigen oder lächerlichen Narren und zum prozeßſüchtigen Streitopf. Iſt die Leidenſchaft der Ehrſucht beſonders vorherrſchend, und ird zum Hochmuth bei ihm, ſo kann eine plötzliche und heftige Kränung deſſelben Veranlaſſung zum völligen Ausbruche des Wahnſinns eben, der ſich dann jedesmal als Narrheit (vesania) oder ausgebildete Manie äußert. 3. Das phlegmatiſche Temperament wird aus r Anlage zu langſam erregbarem Gefühl gebildet, das aber, wenn einmal erregt wird, auch dauerhaft iſt, und zu tiefer Empfindung mmen kann. Das Begehrungsvermögen iſt ebenfalls weniger erregr, doch dauerhaft, wenn es einmal erregt iſt, nur iſt die Thatkraft cht groß, weil es dem Nervenäther an Energie fehlt. Man hat da-

her unstreitig diesem Temperament jenen Namen (s. d. Art. Phlegma) gegeben, weil bei ihm, wo es ausgezeichnet Statt findet, die Mischung des Blutes zu einem Uebermaß von wässerigen und serösen Theilen sich neigt, und der Antheil von rothem, mit Oxygen begeisteten Cruor im Blute verhältnißmäßig geringer ist. Daher ist die ganze Masse des Organismus mit lymphatischen und serösen Theilen reichlich versehen; die festen Theile sind weich und biegsam, der Umlauf des Blutes gemäßigt, die Absonderung des Nervenäthers langsam aber normal, nicht rasch und überhäuft, eher zuweilen zu sparsam, und mit zu weniger Intensität. Daher sind die Thätigkeiten des Nervensystems gleichmäßig, geregelt, eher zu langsam und schwach, als zu lebhaft und stark. Die Einwirkung des Ganglienſystems auf das Hirnorgan und das Sensorium commune ist eher zu schwach, als über die Norm steigend. Daher hat der Phlegmatiker keine herrschende Leidenschaft, wenigstens keine der heftigern. Seine Neigung geht mehr nach Ruhe, nach Genuß ohne Anstrengung. Den Affecten ist er eben so wenig unterworfen, und wenn welche bei ihm Statt finden, sind es mehr die angenehmen als die unangenehmen. Zorn, Reue, Gram, überfallen ihn selten. Er ist schwer zu rühren, aber wenn einmal die Empfindung erregt wird, ist sie von Dauer. In seinen Handlungen ist er langsam und besonnen. Was er thut, geschieht mit Ueberlegung, und bei dem Gebildeten nach Grundsätzen. Er ist daher in den meisten Fällen den Menschen von den vorher erwähnten Temperamenten überlegen, weil er nicht leicht gereizt werden kann, durch Affecten und Leidenschaften nicht verblendet, zu keiner Unbesonnenheit hingerissen wird. Er leistet weniger activen Widerstand gegen das Eindringen unangenehmer Einwirkungen, gegen unfertige Frictionen und unbillige Anmuthungen, als passiven, durch seine Gleichmüthigkeit und Besonnenheit. Er reizt daher Andre weniger zur Gegenwirkung, zum Haß oder zur Rache, und erhält sich doch immer in einem gewissen Grade von Achtung und Zurückgezogenheit, daß sich so leicht Niemand an ihn wagt. Dies ist um so mehr der Fall, da seine Anfoderungen an die Menschen sehr gemäßigt sind, und sich meistens nur auf das noli turbare circulos meos beschränken. Er ist ein treuer Freund, ein guter Ehemann, ein gütiger Vater, aber nicht immer nach Wunsch des Gesindes Herr und Gebieter; denn er ist ordnungsliebend, schwer zu täuschen, und hat keine übereilte Kränkungen durch Geschenke gut zu machen. Dies Temperament hat die glücklichste Anlage zur stillen Tugend und Zufriedenheit, es ist das Talent zur practischen Lebensphilosophie, wenn es in gehörigem Grade vorhanden ist, so daß das Gefühl nicht zu langsam erregbar, die Thatkraft nicht zu schwach ist. Seine Geschäfte verrichtet der Phlegmatiker aus Pflichtgefühl, die leichtern auch mit Neigung, die schweren und anhaltende Anstrengung erfordernden sind ihm zuwider. Ist dies Temperament im hohen Grade vorhanden, so kann es zu Apathie, Gleichgültigkeit und Faulheit ausarten. 4. Das melancholische Temperament wird von langsam erregbarem, aber zu dauerhafter tiefer Empfindung werdendem Gefühl, mit langsam erregbarer Begehrung, aber bleibender und starker Thatkraft, gebildet. Man gab ihm diesen Namen, theils weil man glaubte, daß das Blut mit schwarzgallichten Stoffen verunreinigt und dadurch schwerflüssig gemacht würde, theils wohl deßwegen, weil man es zur Melancholie vorzüglich geneigt hielt. (Siehe den Art. Melancholie.) Das Blut ist allerdings bei diesem Temperament schwärzer, schwerflüssiger; das arterielle Blut neigt sich zu der Beschaffenheit des venösen, und man sagt daher, die Venosität ist vorherrschend. Das

Herz und das Arteriensystem besitzen daher weniger Erregbarkeit und mehr Contractionsfähigkeit. Die Bewegung des Bluts ist daher zwar etwas langsam, aber kräftig. Das Blut selbst ist in seiner innern Qualität schon mehr dem venösen gleich, mehr oxydirt und verkohlt, der in den Lungen aufgenommene Oxygenstoff verbindet sich sehr schnell und innig mit dem Faserstoff, dem Cruor und den Wandungen des Herzens und der Arterien; daher besitzt das Blut weniger freies Sauerstoffgas, reizt die Bewegung des Herzens weniger, auch die Absonderung des Nervenäthers in dem Neurilem geht langsamer von Statten, die Restauration desselben erfodert also verhältnißmäßig eine längere Zeit. Der Nervenäther selbst kann in seiner Qualität nicht so rein, nicht so leicht beweglich seyn. Daher sind auch die Functionen des Nervensystems etwas langsamer, obwohl mit Kraft und Dauer verbunden. Eben weil kein schneller Wechsel der Gefühle Statt findet, können die wenigern desto tiefer eingreifen. Das Gemüth hält die einzelnen Empfindungen desto fester, je weniger ihm ein schneller Wechsel immer neuen Stoff gibt. Daher tritt auch die Aeußerung des Begehrungsvermögens langsam ein, ist aber stark und anhaltend, und läßt seinen Gegenstand so leicht nicht fahren. Von Affecten wird dies Temperament wenig überfallen, mehr überschlichen, und immer eher von den traurigen als fröhlichen. Ein Affect, der einen Menschen von diesem Temperamente einmal ergriffen hat, beherrscht ihn gewöhnlich lange. Weil er mehr die Schwierigkeiten jeder Sache sieht, und ihn keine Ueberwältigung schnell wechselnder Gefühle an der Ueberlegung hindert, so ist er vorsichtig, bedenklich, überläßt sich selten dem Frohsinn, und noch seltener der lauten Freude. Seine Leidenschaften sind nicht stürmisch, mehr still und verschlossen, aber sie beherrschen ihn deßhalb nicht weniger. Er ist besonders zum Geize geneigt, wegen seiner ängstlichen Sorge für die Zukunft. In der Liebe ist er treu, anhänglich, aber der stillen sich selbst verzehrenden Eifersucht sehr unterworfen. Zur Freundschaft ist er weniger geneigt; er ist dazu zu mißtrauisch und bedenklich. In seinen Geschäften ist er fleißig und pünktlich. Er scheut die schwerste Arbeit nicht. Er lernt schwer; was er aber einmal begriffen hat, bleibt sein Eigenthum. In seinem Betragen, wie in seinen Foderungen an Andre ist er streng und ohne Nachsicht. Vergnügungen, besonders die öffentlichen, rauschenden, sind ihm zuwider. Er liebt mehr ein stilles Vergnügen unter Wenigen, ernste Gespräche, tiefe Betrachtungen über einen Gegenstand; er sucht die Einsamkeit, und zieht sie jeder Gesellschaft vor. Dies Temperament ist die Anlage zum metaphysischen Philosophen, zu einem guten Erfinder und genauen Beobachter, aber auch zur Selbstquälerei und Menschenfeindschaft, zur Schwermuth und Melancholie. Wer dies Temperament hat, muß sich hüten, seinem Hange zur Einsamkeit, zur Menschenscheu und zur Verachtung der Freude nicht nachzugeben. H.

Temperatur ist der jedesmalige Zustand in Ansehung der fühlbaren Wärme unserer Atmosphäre. Dieser Zustand wird durch einen Wärmegrad ausgedrückt, welcher sich auf eine gewisse Scala eines Thermometers bezieht, welcher der Luft ausgesetzt ist. Wenn ein gesunder starker und ruhiger Mensch die atmosphärische Luft weder kalt noch warm findet, so sagen wir, sie habe eine gemäßigte Temperatur. Wenn sie hingegen wärmer oder kälter ist als die natürliche Wärme unsers äußern Körpers, so sagen wir, daß die Atmosphäre warm oder kalt sey. Die gemäßigte Temperatur ist bei 54 Gr. Fahrenheit, oder 10 Gr. Reaumur; die Sommerwärme in der gemäßigten Zone 64 — 100

Fahrenheit oder 14 — 31 Gr. Reaumur, die Winterkälte 20 — 4 Gr. Fahrenheit oder 5 — 16 Reaumur. — Das Wort Temperatur wird aber auch noch zur Bezeichnung der Wärmegrade von eingeschlossener Luft angewandt. — In der Tonkunst versteht man unter Temperatur eine gewisse Einrichtung der Tonleiter nach bestimmten Verhältnissen, bei welcher die möglichst kleinste Abweichung von der höchsten Reinheit Statt findet.

Tempesta, oder Cavalier Tempesta (Ritter Sturm), ist der Beiname, unter welchem der durch seine Seestücke berühmte holländische Mahler Peter Molyn (auch Petrus Muller oder de Mulieribus genannt) bekannter geworden ist, als durch seinen Familiennamen. Ueber sein Leben, und insbesondere über die letzte Periode desselben gibt es sehr abweichende Erzählungen. Zu den Biographien von Pascoli im florentinischen Museum, und bei Descamps setze man noch eine interessante Mittheilung im Morgenblatte, Jahrg. 1816, Nro. 110, hinzu, wo man auch die Uebersetzung eines angeblichen Gedichtes von Molyn findet, in welchem er die letzten Tage seines Lebens schildert. Man beschuldigt ihn, er habe sein Weib umbringen lassen, weßwegen er im Gefängnisse zu Mailand 1701 gestorben. Er war 1637 in Harlem geboren, und machte sich vorzüglich von Rom aus berühmt (weßhalb ihn Fiorillo unter den Mahlern der römischen Schule aufführt). Seine Seestürme tragen das Gepräge der Kraft und Natur, auch haben ihm seine übrigen Landschaften bei weitem nicht so viel Ruhm verschafft, als seine Darstellungen des furchtbar empörten Elements.

Temple (Sir William), ein ausgezeichneter englischer Staatsmann und Schriftsteller, wurde 1628 zu London geboren. Als er 17 Jahre alt war, wurde er auf die Universität Cambridge geschickt, wo er, da sein Vater ihn für das öffentliche Leben bestimmt hatte, besonders die französische und spanische Sprache studirte. In seinem 20sten Jahre begann er eine sechsjährige Reise durch Frankreich, Holland, Flandern und Deutschland, die ihm eine reiche Ausbeute von Kenntnissen gab. Bei seiner Rückkehr 1654 verheirathete er sich mit Miß Osborn, die er auf seinen Reisen kennen gelernt hatte, und lebte, da er unter Cromwells Protectorate kein Amt annehmen wollte, in Irland bei seinen Aeltern, beschäftigt mit dem Studium der Philosophie und Geschichte. Nach der Wiederherstellung Carls II. wurde er zum Mitgliede der irländischen Convention gewählt, und zeigte seinen Freiheitssinn in dem Widerstande, welchen er gegen die Kopfsteuerbill (Poll Bill) leistete. 1661 wurde er mit seinem Vater zugleich zum Repräsentanten der Grafschaft Carlow im irländischen Parlamente gewählt, und im folgenden Jahre zum Commissarius dieses Parlaments bei dem Könige ernannt. Von dem Herzoge von Ormond, dem Großkanzler Clarendon und dem Grafen von Arlington empfohlen, kam er mit seiner Familie nach London, wollte aber keine andere Anstellung als in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten annehmen, und wurde deßhalb erst beim Ausbruche des niederländischen Krieges 1665 zu einer geheimen Sendung an den Bischof von Münster gebraucht. Der glückliche Erfolg seiner Reise wurde durch die Ernennung zum Baronet und zum Residenten am Hofe zu Brüssel belohnt. Von seinen Negotiationen führen wir hier nur einige der wichtigsten an. 1669 brach ein Krieg zwischen Frankreich und Spanien aus, und die spanischen Niederlande waren in Gefahr, von Frankreich erobert zu werden. Temple reis'te deßhalb von Brüssel ab, und ging über den Haag, um mit dem berühmten de Witt, dessen Bekanntschaft und Freundschaft er schon frü-

erworben hatte, sich zu besprechen. Sie kamen beide über den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten auf einem freundschaftlichen und vertrauten Fuße überein, und ein Offensivbündniß zwischen England und Holland ward verabredet, um Frankreich zu nöthigen, auf die Eroberung Verzicht zu thun. Temple überbrachte diese Anerbietungen nach England, und kehrte im Januar 1668 mit dem Charakter eines außerordentlichen und bevollmächtigten Gesandten nach Holland zurück. In fünf Tagen war der wichtige Tractat geschlossen, welcher nach dem Beitritt Schwedens den Namen der Tripel-Allianz erhielt. Darauf kehrte Temple nach Brüssel zurück, und da bereits Verhandlungen zwischen Frankreich und Spanien zu Aachen begonnen hatten, wohnte er denselben als englischer Gesandter und Vermittler bei. Durch seine Geschicklichkeit hauptsächlich wurden die spanischen Minister bewogen, auf die vorgeschlagenen Bedingungen einzugehen, so daß im Mai 1668 der Friede zu Stande kam. Diese diplomatischen Unterhandlungen erwarben Sir William Temple nicht bloß in seinem Vaterlande, sondern auch im Auslande ungemeinen Ruf, und Carl II. ernannte ihn zu seinem Abgesandten (Ambassadeur) bei den Generalstaaten. Im August des gedachten Jahres begab er sich nach dem Haag, lebte dort mit De Witt auf einem vertrauten Fuße, und stand gleichfalls mit dem damals 18jährigen Prinzen von Oranien in einem freundschaftlichen Verhältnisse. England blieb jedoch nicht lange bei den Grundsätzen der Tripel-Allianz. Die Verderbtheit des Königs und seiner Minister, und der Einfluß der Herzogin von Orleans, Carls Schwester, welche nach England kam, um ihren wankelmüthigen Bruder wieder für Frankreichs Interesse zu gewinnen, veranlaßten 1669 die Zurückberufung Temple's, der mit Kälte bei Hofe aufgenommen wurde. Als ihm vorgeschlagen wurde, nach Holland zurückzukehren, und einen Bruch mit diesem Staate zu veranlassen, lehnte er es auf eine ruhmvolle Weise ab, sich als Feind gegen ein Land zu betragen, wo er so viele Beweise von Wohlwollen empfangen, und dessen Interessen mit denen seines Vaterlandes so genau verbunden waren. Er zog sich deßhalb von allem öffentlichen Geschäften zurück, und ging auf sein Gut Sheene bei Richmond. Während dieser Zeit schrieb er seine „Bemerkungen über die vereinigten Staaten" (Observations on the united States) und einen Theil seiner vermischten Schriften (Miscellanies), und beschäftigte sich mit der Verbesserung seines Landsitzes und mit dem Gartenbau. Der ungerechte Krieg, welcher folgte, und worin Carl als ein Verbündeter Frankreichs handelte, und die vereinigten Staaten an den Rand des Verderbens brachte, wurde endlich durch die Nothwendigkeit, mit der Republik Frieden zu schließen, beendigt, nachdem der König und seine Minister sich den äußersten Unwillen der Nation zugezogen hatten. Temple mußte jetzt mit dem spanischen Minister in London unterhandeln, und nachdem der Separatfrieden mit Holland geschlossen war, wurde er im nächsten Jahre (1674) als Gesandter an die Generalstaaten geschickt, um den allgemeinen Frieden zu vermitteln. Ehe er dieses Geschäft übernehmen wollte, verlangte er eine Unterredung mit dem Könige, worin er ihm sehr freimüthig seine Meinung über die schlechte und gefährliche Politik der ränkevollen Minister und über die Nothwendigkeit aussprach, durch angemessene Maßregeln das Vertrauen der Nation wieder zu gewinnen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Haag ging er mit seiner Familie 1676 nach Nimwegen, um den Frieden zu vermitteln, welches Geschäft aber wegen mehrerer Umstände sehr langsam von Statten ging. Zugleich brachte er 1677 die Vermählung des Prinzen von Oranien mit

der ältesten Tochter des Herzogs von York (nachmals König Jacob II.) zu Stande; eine Verbindung, die in der Folge für England so wichtig ward. Als Frankreichs Absicht offenbar wurde, die spanischen Städte, welche nach dem Friedenstractat zurückgegeben werden sollten, nicht zu räumen, eilte Temple nach dem Haag, um mit den Generalstaaten kräftige Maßregeln zu verabreden. Schnell schloß er (im Juli 1678) einen Vertrag ab, worin England sich verpflichtete, den Krieg gegen Frankreich zu erklären, wenn es nicht innerhalb 16 Tagen jene Städte übergeben würde. Allein die Schwäche und Wankelmüthigkeit des englischen Ministeriums war die Ursache, daß noch vor der Ratification dieses Vertrags der Friede von Nimwegen unterzeichnet ward, und Frankreich im Besitze des größten Theils jener Eroberungen blieb. 1679 ward Temple vom Haag nach England hin zurückberufen, um Staatssecretär zu werden; ein Amt, welches er schon einmal ausgeschlagen hatte. Allein wegen des allgemeinen Mißvergnügens und der Erbitterung der Partien gegen einander rieth er dem Könige die Anordnung eines Staatsraths von 30 Personen, der aus königlichen Ministern und aus Personen bestände, welche Einfluß auf beide Parlamentshäuser hätten. Der Vorschlag wurde genehmigt, und schien auf einige Zeit das Vertrauen herzustellen; aber bald erhoben sich innere Zwistigkeiten, die kein Mittel heilen konnte. Argwohn gegen den König, und die Aussicht, daß ein catholischer Nachfolger den Thron besteigen würde, hatte alle Gemüther in Bewegung gesetzt, und im Parlamente sprach man eifrig von Ausschließung oder Beschränkung des Herzogs von York, falls er König würde. Temple war gegen die Ausschließung des Herzogs vom Throne, und billigte eben so wenig die Einschränkungen als verfassungswidrig. Seine letzte Handlung im Parlament, dessen Mitglied er als Repräsentant von Cambridge war, war die Ueberbringung einer königlichen Antwort auf die Addresse des Unterhauses, worin erklärt wurde: daß Carl nie die Ausschließung seines Bruders bewilligen werde. Als der König 1681 das Parlament auflöste, sprach Temple mit großer Kühnheit gegen diese Maßregel, und so mit allen Parteien, und mit der Regierung selbst zerfallen, lehnte er die neue Wahl der Universität ab, und begab sich auf sein Gut Sheene. Seine übrigen Jahre brachte er dort, und nach der Verheirathung seines Sohnes zu Moorpark zu. Bei der Regierung Jacobs II. war dieser große Staatsmann ein solcher Fremdling in der politischen Welt, daß er von den Absichten des Prinzen von Oranien auf Englands Krone nichts wußte, und der Landung desselben gar keinen Glauben beimessen wollte. Vergebens ersuchte Wilhelm III. ihn, als Staatssecretär in seine Dienste zu treten; Temple lehnte es ab. Sein Sohn ward späterhin zum Kriegssecretär ernannt, aber noch in derselben Woche, wie er dies Amt übernehmen sollte, stürzte er sich aus Schwermuth in die Themse. Auf den Vater machte dies keinen Eindruck, und er äußerte: „ein vernünftiger Mann könne über sein Leben selbst verfügen, und es so kurz machen, wie ihm beliebte.“ König Wilhelm besuchte ihn oft in seiner Einsamkeit, und fragte ihn in wichtigen Dingen um Rath. 1694 verlor er seine Gattin, und im Januar 1698 starb er selbst am Podagra, nachdem er zuvor die beiden Töchter seines Sohnes unter der Bedingung: daß sie keinen Franzosen heirathen sollten, zu Erbinnen seines großen Vermögens eingesetzt hatte. Als Staatsmann verdient Sir William Temple einen sehr hohen Rang. Er kannte das Interesse seines Vaterlandes, und suchte es ohne Ehrgeiz und Eigennutz, und in der Ueberzeugung, daß Ehrlichkeit und Geradheit für das öffentliche Leben

eben so schätzbare Tugenden sind, als für das bürgerliche. Bischof Burnet klagt ihn des Atheismus an, und wirklich hatte er wenig Achtung für äußere religiöse Formen; indessen ist sein Schreiben an die Gräfin von Essex ein Muster von Beredsamkeit und Frömmigkeit. Als Schriftsteller glänzt Temple unter den ausgezeichnetsten und beliebtesten seiner Zeit hervor. Seine angeführten Bemerkungen über die Niederlande und seine Miscellanies sind für den Philosophen und Politiker wichtige und zugleich lebhaft und unterhaltend geschriebene Werke. Ein Gleiches gilt von seinen Memoirs, seinen Briefen u. s. w. — Works of Sir William Temple, London 1750. Vol. 2. fol. Memoires by the Same, published by Swift, Lond. 2 Vol. 1709. Letters published by Swift, Lond. 2 Vol. 8. N. P.

Tempo, s. Zeitmaß.

Teneriffa, die wichtigste der canarischen Inseln im atlantischen Meere, von welchen die Alten glaubten, sie seyen Theile eines ehemaligen festen Landes, das unter dem Namen Atlantis den weiten Raum des großen Meeres zwischen Afrika und der neuen Welt eingenommen habe. Obschon Teneriffa fast einzig aus vulkanischen Gebirgen besteht, so ist dies doch nicht der Fall bei allen übrigen der canarischen Inseln, von denen mehrere auch Urgebirge aufzeigen. Der Boden dieser Insel erhebt sich amphitheatralisch, und gewährt wie Peru und Mexico, nur nicht in der Stärke wie dort, zu gleicher Zeit alle Climate von der Hitze Afrika's bis zur Kälte der hohen Alpen. Die Luft ist hier so gesund, daß Anderson, Reisegefährte Cooks, den Rath gibt, nur alle Kranke hieher zu schicken. Die östliche Küste ist unfruchtbar, nur eine steile, schwarze, von Bergströmen tief zerschnittene Felsenmasse, an welcher elende Hütten, von aller Vegetation umher verlassen, zerstreut liegen. Von dieser Seite gesehen, wird niemand eine der Inseln in Teneriffa zu finden wähnen, welche die Alten die glückseligen Inseln nannten. Ganz einen andern Anblick gewährt aber die Insel bei Orotawa, wo der Boden mit der üppigsten Vegetation prangt; in dem Thale von Tacoronte ist so herrliches Land, daß die Reisenden aller Völker mit Entzücken davon sprechen. Ueber alle Bergspitzen ragt der Pic von Teide hervor, den die Alten den Berg Nivaria nannten, und der immer einen Schwefelrauch von sich stößt. Er ist ungefähr 2000 Toisen hoch über das Meer erhaben, und der schimmernde weiße Bimsstein, der seinen Gipfel constituirt, macht, daß es scheint, als sey er mit Schnee bedeckt. Die Insel hat über 200 Städte und Dörfer, worunter drei große Städte, Laguna, Orotawa und Santa Cruz, sämmtlich mit Seehäfen. Die Zahl der Einwohner beträgt 67,400. Der Stamm der alten Guanen (Guantschen) oder Ureinwohner, der sich mit seinen Pfählen und Keulen den überlegenen Waffen der Europäer so heldenmüthig widersetzte, und so rühmlich unterlag, ist theils durch die Inquisition, theils durch Heirathen mit Spaniern, als den Herren der Insel, verschwunden. — Noch ist eine Stadt Teneriffa in Südamerika, im Vice-Königreich Neu-Granada, im Gouvernement von St. Martha, unweit der Vereinigung der Flüsse St. Magdalena und St. Martha.

Tenor (tenore ital.) ist eine der vier Hauptgattungen der menschlichen Stimme (s. d. Art.). Er ist der zartere unter den beiden Stimmen, welche dem reiferen Alter zukommen, und hat gewöhnlich den Umfang von c in der kleinen Octave bis g oder a in der eingestrichenen. Soltenor ist eine größere Tiefe und Höhe, und noch seltener ist diese Höhe eine Bruststimme, sondern größtentheils Falset. Die angegebenen

Eigenschaften dieser Stimme machen sie geschickt zum Ausdruck der zarten und feineren Empfindungen des männlichen Charakters oder der zarten Männlichkeit. Im gewöhnlichen vierstimmigen Gesang bildet sie die zweite Mittelstimme (s. d. Art.), indem sie tiefer liegt als der Alt, aber ihr Umfang noch über der Melodie des Basses fortschreiten muß; in dem vierstimmigen Gesange aber, der von männlichen Stimmen gebildet wird, führt sie als erste Stimme die Hauptmelodie, und als zweite die höhere Mittelstimme. Der Schlüssel dieser Stimme ist der

C Schlüssel (s. d. Art. Schlüssel), welcher so gestellt wird:

so daß die in diesem Beispiele befindliche Note, vor welcher der Schlüssel steht, das eingestrichene c bezeichnet. — Uebrigens ist in Deutschland der Tenor seltener als der Baß, weßhalb er auch in seiner Vollkommenheit vorzüglich geschätzt und gesucht wird. Die Franzosen nennen ihn taille und setzen ihn sehr hoch.

Tenute (von dem Italienischen tenuta) heißt in der Musik ein Halt, oder ein Ton, welchen die Stimme oder das Instrument eine unbestimmte Zeitlang aushält, so daß derselbe zugleich einen Ruhepunkt in dem Tonstücke bildet. Man nennt ihn auch Fermate (s. d. Art.). Steht aber in einem Tonstücke am Anfange oder an einzelnen Stellen tenuto oder ten., so bezeichnet dies den gehaltenen Vortrag der Töne überhaupt, oder daß man einzelne Töne in gleicher Stärke nach dem vollen Werthe der Noten aushalten soll.

Tenzel (Wilhelm Ernst), geboren 1659 zu Greussen in Thüringen, studirte in Wittenberg, wurde 1685 Lehrer am Gymnasio zu Gotha, und Aufseher des herzoglichen Münzcabinets und der Kunstkammer, und 1702 als Rath und Historiograph nach Dresden berufen. Er gab diese letztere Stelle bald wieder auf, und lebte nun in gelehrter Muße. Er hat sehr viel geschrieben; sein Werk über die sächsischen Münzen hat ihn am meisten berühmt gemacht. Er war der erste deutsche Journalist, der, nach dem Beispiele der französischen periodischen Schriften, eine Monatsschrift herausgab, in welcher er die neuen Bücher mit großer Freimüthigkeit recensirte. Sie führte den Titel: Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geschichten, Leipzig 1689. Diese Monatsschrift fand vielen Beifall und erhielt sich zehn Jahre lang. Tenzel starb 1707 in seinem 49sten Jahre.

Terentius, oder nach seinem vollständigen Namen, Publius Terentius Afer, ward vor Chr. Geb. im Jahre 192 geboren. Er war von Geburt ein Afrikaner (daher der Beiname Afer), und ward schon als ein Kind unter den carthagischen Kriegsleuten in Numidien zum Verkauf ausgeboten. Ein römischer Senator, Terentius Lucanus, kaufte ihn, nahm ihn mit sich nach Rom, und ließ ihn erziehen. Als er ihm die Freiheit schenkte, erhielt der Freigelassene die Namen seines ehemaligen Herrn und Wohlthäters. In der goldenen Freiheit fing er an zu dichten, erwarb sich durch seine Lustspiele Vermögen und Freunde, und ward namentlich mit dem jüngern Scipio, dem nachmaligen Zerstörer von Carthago und Numantia, bekannt, dessen Freundschaft ihm oft auf seinem Landsitze eine erwünschte Muße gewährte. Er verheirathete sich auch, und seine Tochter ward die Gemahlin eines römischen Ritters; 161 ging er nach Griechenland. Die Ursachen dieses Entschlusses sind unbekannt. Wahrscheinlich holte er für das Theater neuen

Stoff aus Griechenland. Bald darauf kehrte er mit Schätzen des Menander reich beladen wieder zurück, erlitt aber Schiffbruch, und kam entweder bei oder nach demselben um. Von seinen dramatischen Arbeiten haben sich noch sechs Stücke erhalten, welche folgende Titel haben: 1. das Mädchen von Andros (Andria). Es ist eine freie Composition nach zwei Stücken des Menander, und ward 177 vor Chr. Geb. zu Rom aufgeführt. 2. Eunuchus (der Verschnittene), ein Stück größtentheils von eigener Erfindung des Terentius, ward 161 in Rom dargestellt. 3. Heautontimorumenos (der sich selbst Strafende) kam 163 vor Chr. auf die Bühne. 4. Adolphi (die ungleichen Brüder). Dies ist das letzte Stück, welches Terentius schrieb. Es wurde ein Jahr vor seinem Tode zum erstenmale in Rom aufgeführt. 5. Phormio (der Schmarotzer). 6. Hecyra (die Stiefmutter) ward 165 aufgeführt. Terenzens Lustspiele wurden von den gebildeten Römern sehr hoch geschätzt, vorzüglich auch wegen der Weisheitslehren, welche in denselben vorkommen. Daß er für sein Zeitalter in Rücksicht der Darstellung ungemein viel geleistet habe, dies erkennt man dann am deutlichsten, wenn man ihn mit seinen, von correcter Schreibart weit entfernten Zeitgenossen vergleicht. Die Sprache des Terenz ist classisch. Aber an Erfindungskraft steht er den Griechen und dem Plautus nach. Fast alle seine Stücke sind dem größten Theile nach nichts als Uebersetzungen; und freilich auch um deßwillen sehr schätzbar, weil wir aus dem Terenz sein Vorbild Menander kennen lernen. Seine Charakterzeichnungen haben viel psychologische Wahrheit, doch sind sie oft auch sehr flach und oberflächlich. Die Intrigue des Stücks ist gewöhnlich sehr einfach, und beruht auf sehr gemeinen Momenten. Habsüchtige Buhlerinnen, verschmitzte Sklaven, liederliche Söhne, geizige Väter, aus solchen Subjecten sind seine Stücke zusammengesetzt, und Heirathen lösen den Knoten. Sie können daher auf unsern Theatern durchaus nicht gefallen, um so weniger, da sie ganz auf die Sitten der alten Welt gewurzelt sind. Die dramatische Poesie konnte unter den Römern nicht gedeihen, da das römische Volk in Rücksicht der wahren Kunst, so wie kein anderes, roh und pöbelhaft war, und nur an dem ganz Gemeinen und Niedrigen Geschmack fand. Selbst Terenz war ihm zu fein und gesittet, daher es bei der ersten Bearbeitung der Hecyra weglief, um einen Seiltänzer anzugaffen. Wer für solche Hörer und Zuschauer schreibt, muß auf die gebildetere Nachwelt Verzicht thun. Terenz bleibt zwar sehr schätzbar, aber doch mehr als eleganter Darsteller zierlicher Uebersetzung, denn als Dichter. Die besten Ausgaben sind von Lindenbrog und Westerhov; auch die Ausgabe von Bentley ist besonders in metrischer Hinsicht wichtig, aber durch zu kühne Conjecturen entstellt. Andere Ausgaben sind von Zeune (Leipzig 1777, 2 Bde. 8.), von Lenz (Jena 1785, 8.), von Schmieder (Halle 1794, 8.), von Bothe (Berlin 1806, 8.). An einer guten Uebersetzung dieses Lustspieldichters fehlt es noch. Eines der verfehltesten Producte dieser Art ist die v. einsiedelsche Bearbeitung. Es ist ein unglückliches Zwitterding zwischen Uebersetzung und freier Bearbeitung, das von der Eleganz des Originals in der Darstellung auch nicht den leisesten Anstrich hat. Uebrigens entspricht den Foderungen, die man mit Recht an eine Uebertragung macht, weder die neidesche (Leipzig, 2 Thle. 1784 und 87), noch die schmiedersche (Halle, 1793, 8. 2 Bde.), noch die kindervatersche (Jena, 8. Leipzig, 2 Thle. 1800, 8.), welche nicht einmal metrisch ist. Kl.

Tereus, s. Philomele.

Terminismus wird oft mit Determinismus gleich bedeutend gebraucht (s. d. Art.). In anderer Beziehung bezeichnet Terminismus die Lehre einiger Theologen, daß Gott dem Menschen einen bestimmten Termin zur Besserung gesetzt habe (Gnadenfrist), nach dessen Verlauf die Vergebung und Seligkeit verwirkt sey. Man nannte sie Terministen, nicht zu verwechseln mit Terminiern oder Terminanten, d. i. Mönche, die in einem Bezirk (Termini genannt) von Haus zu Haus gingen und Almosen sammelten, welches man Terminiren nannte.

Terminologie ist die Lehre von den Terminis oder Kunstausdrücken. Jedes Handwerk, jede Kunst, jede Wissenschaft hat ihre Kunstausdrücke, d. h. Ausdrücke, die bei ihr in einem besondern und eigenthümlichen Sinn genommen werden. Dieselben Ausdrücke leiden danach gewisse Modifikationen. Da nun, um sich in irgend einem Gebiete des menschlichen Wissens zu unterrichten, vor allen Dingen nöthig ist, die darin gültigen Ausdrücke genau und nach der vollen Bedeutung, die sie hier haben, zu kennen, so ist es unerläßliches Erforderniß, sich mit der jedesmaligen Terminologie gründlich bekannt zu machen.

Terminus (mythologisch) war der Beschützer der Gränzen, eine Gottheit der Römer, deren Verehrung Numa Pompilius einführte, als er die Felder der Bürger absonderte, und durch Gränzsteine von einander schied. Auf dem tarpejischen Berge war dem Terminus ein Altar erbaut. Als nun Tarquin hier dem Jupiter den capitolinischen Tempel errichtete und des Platzes wegen die Altäre mehrerer Götter weggeräumt werden sollten, ließ man diese erst durch die Auguren befragen, ob sie sich die Versetzung von ihrem Platze wollten gefallen lassen. Die meisten gaben durch genehmigende Zeichen ihre Einwilligung, aber Terminus wollte dem Beherrscher des Olymps durchaus nicht weichen, und sein Altar mußte im Tempel des Jupiter stehen bleiben. Weil er jedoch nicht anders als unter freiem Himmel verehrt werden durfte, so mußte man gerade über seinem Altare in dem Dache des Tempels eine Oeffnung lassen, so daß er nun noch unter freiem Himmel stand. Seine Widersetzlichkeit deutete man als ein glückliches Omen dahin, daß Roms Gränzen nie durch feindliche Macht erschüttert und immer fest und unbeweglich bleiben würden; doch glaubte man nicht, daß dadurch das Vorwärtsschreiten der Gränzen des römischen Gebietes gehemmt werde. Man opferte dem Terminus anfangs nur Kuchen und Feldfrüchte, nachher auch Lämmer und junge Mutterschweine. Die Terminalien waren das ihm jährlich geheiligte Fest, welches am 21sten oder 23sten Februar gefeiert wurde. An diesem Tage wurde ihm ein Altar von grünem Rasen gebaut, und wenn die Flamme darauf emporloderte, warf man Weyhrauch hinein, und besprengte den Altar mit dem Blute des Opferthieres. An den Gränzsteinen kamen die Nachbarn zusammen, und schmückten sie mit Blumenkränzen. Dann sang man beim frohen Mahle Lieder zu Ehren des Gottes. Aber außer dieser Privatfeier gab es eine öffentliche Feier der Terminalien. Als Roms Gebiet noch klein war, kamen die angränzenden Völker mit den Römern an der Gränze zusammen, und feierten das Fest des Terminus. In der Folge ging dies bei den anaufhörlichen Erweiterungen des römischen Reichs nicht mehr an; man behielt aber die Sitte bei, und brachte dem Terminus in einer Entfernung von anderthalb Meilen um Rom, auf der Gränze des alten Gebiets, jährlich ein öffentliches Opfer dar. Auch in Hinsicht der Zeit hatten die Terminalien ihre Bedeutung, denn mit dem 23sten Februar

war das römische Jahr geschlossen, und die übrigen Tage sahe man nur als Schalttage an. — In juristischer Rücksicht heißt Terminus oder Termin ein Zeitpunkt, an welchem, oder ein Zeitraum innerhalb dessen etwas geschehen muß. Daher wird terminus decretorius ein solcher Termin genannt, von dessen Beobachtung gewisse Rechte und Verbindlichkeiten abhängen, so daß derjenige, welcher in diesem Termin diese Rechte und Verbindlichkeiten besaß, auch in der Folge im Besitz derselben bleiben muß, er mag sie übrigens erlangt haben wie er will.

Terpander, ein berühmter griechischer Dichter und Tonkünstler, lebte wahrscheinlich um die 30ste Olympiade oder 636 vor Chr. Geb. und war aus Methymna oder Antissa auf Lesbos, nach Andern aus Arna oder Cuma in Böotien gebürtig. Als Lacedämon durch innere Unruhen zerrüttet wurde, befragte man das Orakel, wie sie gestillt werden könnten, und es rieth den lesbischen Sänger kommen zu lassen. Er kam, ließ seine von der Cither begleiteten Lieder ertönen, und Ruhe und Friede kehrten zurück. Die Melodien Terpanders wurden in der Folge die lesbischen genannt, und dienten lange ganzen Völkern zum Muster. Um die Verbesserung der Musik hatte er große Verdienste. Man sagt, daß er die vorher drei- oder viersaitige Lyra zur siebensaitigen gemacht habe. Indessen schrieben andere Nachrichten diese Erfindung dem Orpheus, Amphion, ja selbst dem Apollo zu. Dem parischen Marmor zufolge wurde Terpander jedoch wegen jener Saitenvermehrung zur Rechenschaft gezogen, aber freigesprochen. Unter allen ihm übrigens zugeschriebenen Erfindungen ist seine Einführung der musikalischen Schrift oder der Tonzeichen die wichtigste. Einige schreiben sie freilich dem hundert Jahre jüngern Pythagoras zu, allein man hat gute Gründe den Terpander für den Erfinder zu halten. Nach Plutarch nämlich hatte er Namen für die Zither in herametrischen Versen verfaßt, und sie sowohl als die homerischen Verse in Musik gesetzt. Auch Clemens von Alexandrien sagt mit ähnlichen Worten, daß Terpander die Gesetze des Lykurg in Musik gesetzt habe. Einmal erhielt er in den carnischen Spielen, und viermal in den pythischen den Preis. Die Lacedämonier sangen seine Lieder bei ihren Gastmählern ab.

Terpentin (Thereblnthina, franz. la térébenthine), ein dickes oder auch flüßiges Harz, das hauptsächlich von den Terpentinbäumen, die im Orient, in Persien, China, Indien, dem nördlichen Afrika, und nach Einigen auf mehreren griechischen Inseln wild wachsen, gewonnen, und womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Die vorzüglichsten Arten des Terpentins sind der cyprische, venetianische und französische. Der sciothische, von der Insel Scios, ist der beste, wird aber größtentheils in der Türkei verbraucht. Der cyprische Terpentin ist von zweierlei Gattung, von welchen die beste diejenige ist, welche durch Einschnitte in den Terpentinbaum gewonnen wird. Die schlechtere Sorte ist von den Bäumen bis auf die Erde heruntergelaufen, und daher mit unreinen Theilen vermischt. Man bringt beide Sorten in irdenen Gefäßen, die zwanzig Pfund im Gewichte halten, in Handel. Vier solcher Gefäße werden in eine Kiste gepackt und so verschickt. Das meiste geht nach Venedig, Marseille und England. Den sogenannten venetianischen Terpentin erhält man von den Lerchenbäumen, wenn man diese einige Fuß hoch über der Erde angebohrt hat. Diese Art hat bloß den Namen des venetianischen Terpentins darum, weil die Venetianer ihn zuerst in Handel brachten. Man bringt diese Waare aber aus verschiedenen Gegenden Italiens, dem Archipelagus, aus Tyrol, dem Schwarzwalde, Thüringen, aus Frankreich und Amerika. Der französische Ter-

pentin ist weißlich und dick von Farbe, wird in Dauphiné, Forez und Morancin gewonnen, und eine Sorte davon, welche ganz klar ausfällt und freiwillig aus den Bäumen rinnt, wird von Holland aus für peruanischen Balsam verkauft. Auch aus Tannen, Kiefern und Fichten gewinnt man auf dem Schwarzwalde, im Elsaß und in Savoyen Terpentin, der besonders zu Siegellack verbraucht wird. Der Tannenterpentin ist hitzig, scharf, reinigend, und zur Heilung frischer Wunden sehr dienlich. Er macht den Hauptbestandtheil der meisten Pflaster aus, und hat auch andern medicinischen Nutzen. Des wesentlichen Oels vom Terpentin bedienen sich die Mahler zum Flüssigmachen ihrer Farben, die Lackirer und auch die Pferde- und Hufschmiede als Arzneimittel bey Pferden, besonders zum Heilen der Räude. Das beim Destilliren des Terpentinöls zurückbleibende verdickte Harz wird unter dem Namen Colophonium oder Geigenharz verhandelt. Der canadische Terpentin, welcher unter dem Namen des weißen canadischen Balsams bekannt ist, ist wahrscheinlich dasselbe, was die Engländer uneigentlich Balsam von Gilead nennen. In der Medicin wird der Terpentin sowohl, als auch das röthliche und weiße Oel, welches man Terpentingeist, Terpentinessenz oder ätherisches Oel nennt, innerlich und äußerlich vielfach angewandt.

Terpsichore (die Tanzliebende), eine der Musen, und Tochter des Jupiter und der Mnemosyne. Sie war die Erfinderin und Vorsteherin der Tanzkunst und der lyrischen Dichtkunst. Mit dem Mars zeugte sie den Biston, mit dem Strymon den Rhesus und mit dem Achelous die Sirenen; auch soll sie die Mutter des Hymenäus seyn.

Terra firma (d. h. festes Land, zum Unterschiede der Inseln) oder il Dominio Veneto hießen alle Landschaften auf dem festen Lande Italiens, welche die Herrschaft der Venetianer anerkannten. Es enthielt fünf Provinzen, nämlich das Herzogthum Venedig, die venetianische Lombardei, die turviser Mark, das Herzogthum Friaul und Istrien. Von diesen Ländern kamen durch den Frieden von Campo Formio 1797 die Lombardei nebst einem Theil von Verona an die cisalpinische Republik, der größere übrige Theil an Oesterreich. Durch den presburger Frieden (1805) wurden auch diese Besitzungen von Oesterreich abgetreten, und darauf die ganze Terra firma zum Königreiche Italien geschlagen, und jetzt gehört sie wieder zum lombardisch-venetianischen Königreiche des Hauses Oesterreich. — Terra firma eigentlich spanisch Tierra firme, das feste Land (zum Unterschiede der schon früher entdeckten Inseln) oder Neucastilien, ist eine große Landschaft in Südamerika, welche im weitern Verstande gegen Norden und Osten an das Mar del Nord, gegen Westen an Peru, und das Amazonenland, und gegen Süden an das Mar del Sud und die Landenge von Panama gränzt. Die Spanier besaßen bisher folgende Gouvernements darin: Neu-Andalusien oder Paria, Venezuela, Rio de la Hacha, S. Martha, Carthagena, Terra firma im engern Verstande, Popayan und Neu-Granada. Zu dieser Terra firma haben die Spanier noch ihren Antheil an Guiana gefügt, und aus dem Ganzen das Vicekönigreich Neugranada gemacht. — Terra firma im besondern Sinne begreift die Landenge bis an Panama hin, zwischen dem Meerbusen von Darien am Nordmeer, und der Bai von Panama am Südmeer.

Terra sigillata, s. Siegelerde.

Terasse, in der Gartenkunst, eine allmählig aufsteigende Erderhöhung, die oft noch künstlich mit Steinen, Rasen, Blumen u. dergl.

eingefaßt ist. — In der Mahlerei bezeichnet man damit ein großes Stück Erdreich, woraus der Vordergrund eines Gemäldes besteht.

Terray (Joseph Marie), ein berüchtigter französischer Finanzminister, geboren 1715 in der kleinen Stadt Boen, widmete sich dem geistlichen Stande, ward Abbé, Beisitzer auf der geistlichen Bank des Pariser Parlaments, schmeichelte sich bei Hofe ein, und wurde zu Ende der Regierung Ludwigs XV. Finanzminister. Da er ein beträchtliches Deficit in den Finanzen fand, so erlaubte er sich die schändlichsten Mittel, um es zu decken, und gestand sogar öffentlich, er habe sein Amt nur um zu rauben, und weil er sich in dieser Kunst auszeichne. Er erfand neue Abgaben, hob die Gnadengehalte auf, welche die Hülfsbedürftigen bis dahin genossen hatten, und setzte dadurch viele Menschen in die verzweifeltste Lage. Ueberdies verspottete er noch die Unglücklichen, die sich an ihn wandten. Ludwig XVI. entfernte diesen abscheulichen Minister einige Monate nach seiner Thronbesteigung, und eine schreckliche Krankheit, die Folge der Ausschweifungen, denen er sich ohne Scham überließ, endete den 18ten Februar 1778 sein Leben. Er war der Gegenstand allgemeiner Verwünschungen, und niemand dankte es ihm, daß er die Staatscassen etwas wieder in Ordnung gebracht hatte, denn er verhinderte dadurch nicht, daß die eingetriebenen Summen von den Höflingen auf der andern Seite wieder auf das unverantwortlichste verschwendet wurden.

Terre neuve oder New-Foundland ist eine große Insel bei Nordamerika, die von dem Lande Labrador durch einen Arm des Meeres getrennt ist; westwärts stößt sie an den Meerbusen des Lorenzflusses. Sie ward 1497 durch John und Sebastian Cabotto entdeckt, worauf sich die Engländer hier niederließen. Aber im 18ten Jahrhundert setzten sich auch die Franzosen hier fest, und von dieser Zeit an war bis zum Frieden von Utrecht 1713 fast immerwährender Streit zwischen Beiden. In diesem Frieden ward festgesetzt, daß die französischen Unterthanen an der Küste der Insel, von Bonavista nordwärts bis Cap Riche, Fische fangen, einsalzen, dörren und deßhalb Hütten anlegen könnten. Später 1784 kam es dahin, daß die Fischerei der Franzosen bey dem Vorgebirge St. Jean anfangen, und bis über das Vorgebirge Raye hinausgehen solle. Neufundland hat 2090 Quadratmeilen und 26 000 meist englische Einwohner. Im Innern ist dasselbe voller Berge, Sümpfe und Moräste, und fast gar noch nicht gekannt. Das Clima ist rauh, der Winter streng, der Sommer außerordentlich heiß, aber kurz. Auf der nördlichen und westlichen Seite ist der Himmel meist heiter, auf der südlichen und östlichen aber mehr bedeckt. Gegen die See zu ist der Boden ziemlich fruchtbar, und bringt Getraide ohne viele Wartung hervor, aber im Ganzen ist die Insel eher unfruchtbar zu nennen. Die Berge und Felsen tragen große Wälder von Fichten und Tannen. Manche Flüsse führen Lachse. Der Ureinwohner, die wahrscheinlich von der Küste Labrador herüberkamen, sind keine große Anzahl. Der hier befindliche englische Gouverneur hat zwei Unter-Gouverneurs zu Plaisance und St. Jean. Die hier lebenden Geistlichen zu St. Jean und Trinity-Bay unterhält die englische Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums. An der östlichen und südlichen Küste sind treffliche Buchten und Häfen: Bonavista, Trinity, Conception, Torbay, Capling, St. Jean, Bulls-Bay, und Fresh-Water Bay; südlich: Biscaya, St. Marie, Plaisance, Fortune, Desvare; der Hafen von St. Jean faßt allein 200 Schiffe. Unermeßlich ist die Menge von See-, vorzüglich Stockfischen, welche Engländer, Nordamerikaner und Franzosen hier fan

gen. Die große, in einiger Entfernung vom Cap Race liegende Fischbank liefert vom Anfang Februar bis zum Julius die besten und größten Stockfische; außer ihr gibt es noch viele kleinere Bänke. Auf den niedrigen, mit Kies bedeckten Ufern wird dann der Stockfisch ausgebreitet und getrocknet. Wird er gesalzen, so erhält er den Namen Kabeljau, und geht ungetrocknet nach Europa. Man hat berechnet, daß England jährlich über 600,000 Centner Stockfisch gefangen hat, welche zu 3 1/2 Million Thalern angeschlagen werden können. Ueber 20 000 Menschen sind mit diesem Fang auf englische Rechnung beschäftigt, und fangen zugleich Wallfische, Seehunde u. s. w.

Terrorismus, oder Schreckenssystem, war das im Laufe der französischen Revolution von Marat und Robespierre (s. d. Art.) zu Anfange des Märzes 1793 in Ausübung gebrachte tyrannische System, unter dem Vorwande des allgemeinen Besten jeden einzelnen Staatsbürger von Frankreich in der beständigen Furcht zu erhalten, in jedem Augenblicke sein Vermögen, seine Freiheit und sein Leben zu verlieren. — Es scheint auf den ersten Anblick unbegreiflich, wie ein Volk, das schon einige Jahre für seine Freiheit gekämpft, und sogar die, durch die erste Constitution (vom 14. September 1791) eingeschränkte Monarchie nicht ertragen hatte, sich diesem Systeme unterwerfen konnte. Allein es scheint auch nur so. Es war vielmehr natürlich, daß bei der, seit dem Ausbruche der Revolution immer mehr gesunkenen Moralität die große Anzahl von Menschen, die entweder von jeher in Armuth geschmachtet, oder ihr Vermögen verschwelgt hatten — eine Classe von Menschen, die jetzt die Oberhand hatte — diesem Systeme anhängen mußten, das jeden wohlhabenden Mann der Willkür desjenigen Preis gab, dem nach dessen Gütern gelüstete. Es bedurfte nur der leeren Anschuldigungen: daß der Begüterte Antheil an einer Verschwörung gegen den Staat habe, um sich seiner Person zu bemächtigen, und es konnte kaum fehlen, daß selbst der redlichste Mann nicht wenigstens einiger Aeußerungen des Mißvergnügens über die damalige Lage Frankreichs, allenfalls durch einige ihm übelwollende Personen, die als Zeugen gegen ihn auftraten, hätte überführt werden können. Schon dies war Grund genug zu seiner Verurtheilung, welche zugleich der Folge — oder vielmehr der eigentlichen Ursache — derselben, der Einziehung seines Vermögens, wenigstens einen rechtlichen Schein gab, oder geben sollte. Als wenige Wochen nach der Begründung dieses empörenden Systems, durch die Revolution vom 31sten Mai 1793, selbst die gemäßigte Partei des Nationalconvents gestürzt, und späterhin unter der Guillotine gefallen war (s. d. Art. Gironde), als der blutdürstige Robespierre das Heft der Regierung an sich gerissen hatte, so mußte jenes fürchterliche System immer festern Fuß fassen, da dieser Tyrann und seine Anhänger durch dasselbe, durch anbefohlnen Mord und Plünderung ihre eigene Existenz zu sichern suchten, ja sogar in ihm die Mittel fanden, den gerade in diesem Jahre nicht glücklich geführten Krieg gegen Frankreichs innere und äußere Feinde desto nachdrücklicher fortzusetzen. Nur erst mit der Revolution vom 9ten Thermidor (27sten Juli 1794), oder mit Robespierre's Sturz und Hinrichtung, nahm dieses System sein Ende, und von jetzt an, besonders seit dem 1sten August 1794, trat an die Stelle des Schreckenssystems das System des **Moderantismus**, oder der gemäßigten Grundsätze.

Tertiarier, Franziscanermönche von der dritten Classe. S. Orden (geistliche).

Tertullianus (Quintus Septimius Florens), ein berühmter

[K]irchenlehrer im zweiten Jahrhunderte. Der Sohn eines Hauptmannes [z]u Carthago, war er dem Heidenthum zugethan, und trieb anfangs [d]ie Geschäfte eines Sachwalters (wiewohl man noch sehr zweifelt, ob [d]er als Jurist berühmte Tertullianus derselbe sey; wenigstens [w]ill man nach der Verschiedenheit des Styls diesen für einen ganz an[d]ern halten). Allein durch die damalige Standhaftigkeit der Märtyrer [w]urden ihm die Augen über die Täuschung des Heidenthums aufge[t]han, und so ward er ein Christ (ungefähr im Jahre Christi 185) und [z]ugleich ein eifriger Vertheidiger des Christenthums. Seine große Ge[l]ehrsamkeit und seine Tugenden erhoben ihn bald zum Priester. Bei [d]er heftigen Christenverfolgung unter dem Kaiser Severus schrieb er [d]ie berühmte Apologie für die Christen, die in ihrer Art ein [M]eisterstück von Beredsamkeit ist, und in welcher die Lebhaftigkeit und [S]tärke, die in allen seinen Schriften hervorleuchten, Bewunderung [e]inflößen, wenn auch seine Sprache, wie besonders in seinen übrigen [W]erken, etwas hart und dunkel ist. Als ein Mann, der eine sehr [s]trenge Lebensart gewohnt war, durfte man sich nicht wundern, daß er [b]ei den verderbten Sitten der römischen Klerisei sich mehr auf die Seite [d]es Proclus, eines Schülers des Montanus, dessen Lehre seiner [N]eigung weit mehr entsprach, hinwendete, er ward Montanist, [u]nd ward es noch eifriger, als man ihn deßhalb zu Rom excommuni[c]irte. Freilich that dies der Kirche sehr vielen Schaden, ob man gleich[w]ohl bei der Klugheit und Einsicht des wirklich großen Mannes vor[a]ussetzen kann, daß er den irrigen Lehren des Montanus nicht beige[p]flichtet habe, sondern mehr von den Montanisten getäuscht worden [s]ey. Ob er noch vor seinem Ende, welches im Jahre 220 bei hohem [A]lter erfolgte, mit der Kirche wieder ausgesöhnt worden, läßt sich nicht [g]ewiß bestimmen. Seine Anhänger, die Tertullianisten, waren [z]ur Zeit des heil. Augustin, der, eben so wie Cyprianus und Hierony[m]us, den Tertullian angelegentlich selbst vertheidigte, ganz erloschen. — Uebrigens muß man diesen Tertullianus nicht mit einem andern — einem Heiligen gleiches Namens — verwechseln, welcher im Jahre [3]60 den Märtyrertod starb.

Terzett (ital. terzetto) ein Singstück mit drei concertirenden [S]timmen; zuweilen wird auch so ein dreistimmiger Vocalsatz ohne [B]egleitung genannt. In beiden Fällen tritt der dreistimmige Satz [(]s. d. Art.) nur mehr oder weniger hervor. Das Terzett kann übri[g]ens für drei gleiche, z. B. die Terzette der drei Damen in der Zau[b]erflöte, oder verschiedene Stimmen geschrieben seyn; das vollkommenste [V]erhältniß ist, wenn es für Sopran, Tenor und Baß gesezt ist, weil [d]iese Stimmen in gleichen Verhältnissen von einander abstehen.

Teschener Friede. Mit dem Tode Maximilians von Bayern am 30sten December 1777 erlosch das Fürstenhaus, das seit 150 Jahren eine so große Rolle in Deutschland gespielt, und sogar einen deut[s]chen Kaiser, Carl VII., gegeben hatte, in seiner männlichen Linie. Die Verwandten, deren Erbrecht auf das Land unbestreitbar war, gehörten zu dem pfälzischen Hause, während die nächste Allodialerbin die verwittwete Churfürstin von Sachsen war. In so fern hätte der Todesfall keine weitläufigen diplomatischen Erörterungen, noch weniger einen Krieg erregen können, allein es gehörten zu Bayern mehrere Länder, die, nach dem Begriffe des Lehenrechts durch den Tod erledigt, und den Ansprüchen anderer Fürstenthümer preisgegeben waren. Namentlich machte diesen Grund Oesterreich geltend, als der Churfürst von der Pfalz als nächster Landeserbe, Carl Theodor, Baiern in

Besitz nahm, und Joseph eilte, diesen Gründen noch mehr Nachdruck dadurch zu geben, daß er den größten Theil von Bayern mit Truppen überschwemmte. Diese Differenz mußte nun um so wichtiger werden, da auch der Churfürst von Sachsen, dem seine Mutter ihre Erbschaft übertragen hatte, seine Ansprüche auf die ganze Oberpfalz ausdehnte, in wie fern diese im 30jährigen Kriege dem Hause Bayern zur Ausgleichung von elf Millionen Gulden Kriegskosten überlassen worden war. Der gutmüthige, von Joseph II. eingeschüchterte Carl Theodor schloß nun zwar schon mit diesem am 3ten Januar 1778 eine Convention, worin er alle Ansprüche Oesterreichs anerkannte, und ganz Niederbayern abtrat, *dagegen* aber protestirte *sein* nächster Erbe, der Herzog von Zweibrücken und rief die Hülfe des preußischen Hofes an. Friedrich II. gewährte diese sogleich, und versuchte erst durch eine Correspondenz mit Joseph II. die Sache gütlich abzuthun, als aber dies nicht glückte, rückte er mit einer Armee nach Böhmen ein, wo ihm bereits der Kaiser mit einem Heere gleichfalls die Spitze bot. Ein preußisches Heer unter Heinrich, Friedrichs Bruder, brach kurz darauf (am 28sten Juli) über die Elbe gleichfalls nach Böhmen ein, ward aber von Laudon im Schach gehalten. Der ganze Feldzug beschränkte sich auf diese zwei Märsche, und beide Heere beobachteten sich gegenseitig, bis die Preußen, von Hunger und Krankheiten gedrängt, nicht ohne Verlust Böhmen wieder räumten. Das nächste Jahr ließ nun alles erwarten, allein die russische Kaiserin und der pariser Hof beschworen das Kriegsfeuer, besonders da Friedrich bereits anfing zu altern, und Maria Theresia mit Josephs Ehrgeiz nicht einverstanden war. — So kam im Frühjahr 1779 den 10ten März ein Friedenscongreß nach mancherlei vorausgegangenen Unterhandlungen zu Breslau, in *Teschen*, im österreichischen Schlesien zu Stande, dessen Resultat am 13ten April ein Friede zwischen allen streitenden Parteien war. Preußen verlangte keine Kriegskosten, Oesterreich hob die mit Theodor im Januar 1778 geschlossene Convention auf, und begnügte sich mit dem Theile von Baiern, welcher zwischen der Donau, dem Inn und der Salza liegt, und zu der Regierung von Burghausen gehörte; Sachsen begnügte sich mit sechs Millionen in zwölf Terminen, jeden zu 500,000 Gulden zahlbar, und bekam die Oberherrschaft über einige kleine, in Sachsen gelegene Lehen, welche früher zu Böhmen gehört hatten. Wichtig war der teschener Friede insonderheit auch darum für Deutschland, weil in ihm die *männliche Erbfolge* in der fernsten Linie festgesetzt ward. *r.

Tessin (Carl Gustav Graf von), einer der edelsten schwedischen Männer, geboren 1694. Er war ein großer Staatsmann, und nachdem er mehrere Jahre hindurch Gesandter zu Wien, Paris und an andern Höfen gewesen war, leistete er als Reichsrath und im Jahr 1738 als Reichstags-Marschall seinem Vaterlande wichtige Dienste. Im Auslande ist er mehr als Erzieher des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Gustav III. bekannt geworden. Die vortrefflichen Grundsätze, die er bei der Erziehung dieses Prinzen befolgt hatte, hat er in seinen, ehemals viel gelesenen, Briefen eines alten Mannes an einen jungen Prinzen öffentlich dargelegt. Er war ein ganz vorzüglicher Redner. Gegen das Ende seines Lebens mußte er viele unverdiente Kränkungen erfahren, und starb am 7ten Januar 1770 in dürftigen Umständen, nachdem er sein eigenes großes Vermögen im Dienste des Staats aufgeopfert hatte. Wieland hat ihm im 10ten Buche des Agathon ein rühmliches Denkmal errichtet.

Test (ein englisches Wort, der Probierstein, die Probe, der Versuch), Test-Acte. Carl II. der 1660 wieder auf den englischen Thron kam, war während der Zeit, da er als Verbannter außer England lebte, heimlich ein Mitglied der römischen Kirche geworden. Er begünstigte daher die Catholiken, und suchte ihnen völlige Religionsfreiheit zu verschaffen. Allein das Parlament widersetzte sich, und führte im Jahre 1673 durch eine Acte einen neuen Eid ein, den alle leisten mußten, die ein öffentliches Amt erhalten wollten, und worin unter andern geschworen wurde: „daß man die Transsubstantiation im Abendmahle nicht glaube, und die Anbetung der Heiligen verwerfe.“ Dieser Eid wurde deswegen der Test, d. i. Probierstein, genannt, weil er dazu diente, die Catholiken zu erkennen. Die, welche ihn zu leisten verweigerten, wurden zu allen öffentlichen Aemtern, und zu Sitz und Stimme im Parlament für untüchtig erklärt. Jacob II. versuchte es zwar 1688, den Test wieder abzuschaffen, und den Catholiken größere Freiheiten zu bewirken; allein dieser Versuch brachte ihn bekanntlich bald nachher um den Thron. Noch jetzt ist die Testacte in England in Kraft, und die Catholiken sind von mehreren öffentlichen Aemtern ausgeschlossen.

Testament, altes und neues. Die Gewohnheit, die hebräischen und christlichen Religionsurkunden die Bücher des alten und neuen Testaments zu nennen, ist hauptsächlich durch den Sprachgebrauch einer alten lateinischen Uebersetzung dieser Urkunden (der sogenannten versio vulgata) veranlaßt worden. Das lateinische Testament (testamentum) sollte einem griechischen, sowohl in der alexandrinischen griechischen Uebersetzung der hebräischen Religionsurkunden, als in den christlichen Religionsurkunden öfters vorkommenden Ausdrucke (διαθηκη), der eigentlich ein Bündniß, einen Vertrag, dann auch ein Versprechen bedeutet (s. z. B. die alexandrinische Uebersetzung zum ersten Buch Mosis 21, 27. Psalm 74, 20) entsprechen. Durch eine besondere wohlthätige und weise erziehende Anstalt Gottes wurden schon im patriarchalischen Zeitalter die Offenbarungen und göttlichen Belehrungen, welche die Hebräer empfingen, an die erhabene Idee eines Bundes geknüpft, welchen Gott mit den frommen Patriarchen, dann auch mit dem ganzen Volke errichtete. Vergleiche das erste Buch Mosis 15, 4. 13. folg., wo Gott die dem Abraham gegebene Verheißung der Geburt des Isaak, und des Besitzes von Palästina durch einen feierlichen Vertrag bestätigt. Mit diesen frühern Verheißungen, welche die Patriarchen sowohl für sich als für ihre Nachkommenschaft von Gott empfangen hatten, stand die Gesetzgebung auf Sinai, und die darauf beruhende mosaische Religionslehre und Religionsverfassung in genauem Zusammenhange. Auch diese wird daher, dem göttlichen Willen gemäß, ausdrücklich als ein Bündniß zwischen Gott und der hebräischen Nation dargestellt, ein Bündniß, welches die Hebräer heilig verpflichtete, den Jehova als den einen wahren Gott allein anzubeten, und seine Gebote treu zu erfüllen, indem ihnen von Gott zugleich die Verheißung zu Theil ward, daß er sie, wenn sie ihm treu und gehorsam bleiben würden, als sein auserwähltes Volk lieben und begnadigen wolle. Vergleiche das zweite Buch Mosis Cap. 24. Jeremias 31, 32. Bei der genauen Verbindung zwischen der mosaischen Religionsanstalt und der höhern vollkommnern, christlichen Offenbarung, welcher die mosaische, dem Plane der göttlichen Weltregierung gemäß, zur Grundlage und Vorbereitung dienen sollte, kann es uns nicht befremden, daß auch Jesus und die Apostel die neue Religionsanstalt ein neues und vollkommneres Bündniß nannten, durch die Vermittelung Jesu Christi zwischen Gott

und dem gesammten menschlichen Geschlechte (ohne Unterschied der Nationen) errichtet. Die große und heilige Idee eines solchen Bundes steht in der genauesten Beziehung auf den ganzen eigenthümlichen Geist und Charakter, den das Christenthum als eine positive, geoffenbarte Religionslehre behauptet. Indem Gott durch Christum allen Menschen, die sich zu einem festen, lebendigen, durch die Liebe thätigen Glauben an Jesum entschließen, die Sündenvergebung und ewige Seligkeit verkündigt, werden die Menschen durch Christum zur Erfüllung jener Bedingungen heilig verpflichtet. In diesem Sinne ist in den christlichen Religionsschriften an mehreren Orten von einem alten und neuen, einem ersten und zweiten Bund die Rede. Vergleiche das Evang. Matth. 26, 28. Marci 14, 24. Hebräer 8; 8. 9. 15. Galater 4, 24. Auch die Urkunden der älteren mosaischen Religion selbst werden der alte Bund genannt, 2 Corinther 3, 14. Es erklärt sich daher aus dem biblischen Sprachgebrauche hinreichend, warum schon die älteste christliche Kirche, nachdem die christlichen Religionsurkunden abgefaßt worden waren, diese Schriften die Bücher des neuen Bundes (griechisch διαθηκη καινη) zu nennen pflegte. Diesen griechischen Ausdruck, der ein Bündniß, oder ein Versprechen bedeutet (διαθηκη), übersetzt die lateinische unter dem Namen Vulgata bekannte Version der Bibel an mehreren Stellen testamentum, z. B. im 1sten Buch Mosis 9, 9. 12. 13. 15. So entstand schon frühzeitig der kirchliche Ausdruck: Bücher des alten und neuen Testaments, gleichbedeutend mit der Benennung: Bücher des alten und neuen Bundes (vergl. z. B. die Schriften des alten lateinischen Kirchenlehrers Tertullian gegen den Marcion B. 4. Cap. 1, und gegen den Praxeas C. 15, C. 20), und man darf, wenn man diese Formel ganz richtig im biblischen und kirchlichen Sinne erklären will, nicht an ein Testament in unserer gerichtlichen Bedeutung denken, sondern einzig an den Begriff eines Bündnisses und einer Verheißung.

Testamente und Codicille. Unter Testament im allgemeinen Sinne versteht man jede letzte, d. h. solche Willenserklärung, wodurch Jemand anordnet, wie es nach seinem Tode gehalten werden soll. Im engern und eigentlichen Sinn bedeutet Testament eine letzwillige Verfügung, mittelst welcher einer oder mehrere directe unmittelbare Erben von dem Testator (demjenigen, der das Testament errichtet) eingesetzt sind. Codicille hingegen heißen diejenigen letztwilligen Anordnungen, welche keine directe Erbeinsetzung enthalten. Zur gültigen Errichtung eines Testaments wird alles dasjenige erfodert, was überhaupt zu einer Willenserklärung nöthig ist. Gebrauch der Vernunft und Freiheit des Willens; Betrug, Irrthum, Zwang, Furcht und ungestüme Zuredungen, wodurch ein Testament bewirkt wird, machen es ungültig. Weil nur diejenigen, welche Verstand und den Gebrauch ihrer Vernunft haben, ihren Willen auf eine gültige Weise erklären können, so folgt, daß folgende Personen nicht gültig testiren können: 1. keine unmündigen Kinder (Impuberes), wofern sie nicht der Mannbarkeit nahe sind, und die Erlaubniß des Landesherrn erhalten haben; ferner 2. keine Wahnwitzigen und Blödsinnigen (furiosi et mentecapti) wofern nicht erwiesen werden kann, daß sie zur Zeit der Testamentserrichtung den Gebrauch ihrer Vernunft gehabt haben; 3. keine Verschwender, doch gelten die Testamente, welche sie vor der Prodigalitätserklärung gemacht haben; 4. keine in hohem Grade Betrunkenen oder Zornigen, deren Testamente jedoch gültig werden, wenn sie nach wiedergekehrter Besinnung dabei beharren. Dahingegen können diejen-

igen, die nicht des Gebrauchs ihrer Vernunft beraubt sind, gültig
stiren, wofern nicht sonst Hindernisse im Wege stehen, folglich Minder-
ährige, einfältige Menschen, Sterbende. Bei den letztern wird vermu-
het, daß sie vernünftig gewesen sind, bis das Gegentheil erwiesen ist.
Wesentlich ist eine klare Willenserklärung des Testators zu einem gül-
igen Testamente nöthig. Eine zweifelhafte und ungewisse oder auf den
lusspruch eines Andern gestellte letztwillige Erklärung genügt nicht;
. B. Jemand, der mehrere Brudersſöhne gleiches Namens hätte;
agte: mein Brudersſohn N. N. soll mein Erbe seyn, oder: A soll
ach meinem Tode bestimmen, wer mein Erbe seyn soll. Bei dem
Privattestamente eines Blinden wird zu größerer Gewißheit noch die
Vorlesung und Gegenwart eines achten Zeugen erfodert. Auch
Taube und Stumme, so wie solche, die beides zugleich sind, können,
venn sie die Fähigkeit haben, ihren Willen deutlich zu erklären, testi-
en. Das römische Recht zählte die Befugniß hiezu unter die besondern
Vorrechte der römischen Bürger, daher konnten Sklaven, Gefangene,
Fremde, zum Tode Verurtheilte, weil sie als öffentliche Sklaven be-
rachtet wurden, kein Testament machen. Da aber bei uns die Testa-
nentserrichtung nicht weiter unter die Vorrechte der eigentlichen Staats-
bürger gezählt wird, so wird dieses Recht den Gefangenen, den Frem-
den, den zum Tode Verurtheilten, und an den meisten Orten, wo
noch die Leibeigenschaft gilt, auch den Leibeigenen zugestanden. Indes-
sen war in Rom nur denjenigen Bürgern, die nicht unter väterlicher
Gewalt standen, (den Patribus familias), erlaubt, zu testiren; die
Söhne unter väterlicher Gewalt (Filii familias) durften es selbst mit
Zustimmung des Vaters nicht. Dies gilt auch noch bei uns. Indessen
dürfen auch die Söhne unter väterlicher Gewalt über dasjenige Ver-
mögen, in Hinsicht dessen sie der Rechte der Patrum familias genießen,
nämlich über das, was sie im Kriegsdienst erwarben (peculium ca-
strense) oder durch ein Amt erhielten (peculium quasi castrense) gül-
ig testiren. Nach Art der Errichtung theilt man die Testamente ein in
mündliche (Testamenta nuncupativa) und schriftliche (Testa-
menta scripta). Um alle Irrungen, Betrügereien u. s. w. zu verhin-
dern, müssen bei der Testamentserrichtung, solche geschehe mündlich
oder schriftlich, gewisse Vorschriften beobachtet werden, von denen einige
sich auf das innere Wesen des Testaments, d. h. auf die gesetzliche
Einsetzung eines fähigen Erben, einige hingegen auf äußere Förm-
lichkeiten beziehen, wodurch die größere Gewißheit der Willenserklärung
des Testators bezweckt wird. Die Vorschriften, welche das innere
Wesen des Testaments (formam internam) betreffen, müssen bei allen
nicht privilegirten Testamenten beobachtet werden. Die äußern Feier-
lichkeiten werden gewöhnlich bei öffentlichen Testamenten nicht erfodert.
Es gibt nämlich Privat- und öffentliche Testamente (Testamenta pri-
vata et Testamenta publica). Die erstern sind solche letzte Willenser-
klärungen, welche der Wissenschaft oder Aufbewahrung von Privatleu-
ten anvertrauet werden; die öffentlichen Testamente sind diejenigen,
welche vor dem Landesherrn oder einer öffentlichen für diesen Zweck
competenten Behörde errichtet sind. Da bei Handlungen, die vor dem
Landesherrn, oder bei Magistrats- und Gerichtscollegien geschehen,
aller Verdacht einer Betrügerei aufhört, so ist es natürlich, daß bei
Testamenten, die vor ihnen errichtet sind, die Förmlichkeiten gemeinig-
lich wegfallen. Doch ist auch bei öffentlichen die Gewißheit von dem
Willen des Erblassers nöthig, und daher kann nur er selbst, kein Pro-
curator oder Sachwalter, ein solches Testament einem Gerichte über-

reichen. Die Testamentserrichtung steht in der freien Willkür des Testirenden, und gehört daher zu den Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit, welche an jedem Orte, vor jedem Richter, ja selbst vor dem Richter in seiner eigenen Sache vorgenommen werden können. Daher erfodert das Testament keine richterliche Competenz, noch eine vorhergehende Untersuchung, oder Cognition der Sache, noch weniger ist es nöthig, daß es an der Gerichtsstätte selbst errichtet wird, sondern es kann in einem Privathause gemacht werden. Bei der Ueberreichung der schriftlichen letzten Willenserklärung ist die Gegenwart des Richters allein zureichend; wenn aber ein mündliches Testament errichtet werden soll, so muß ein Actuarius mit zugegen seyn, der die Verfügungen des Testators niederschreibt. Daher wird bei einem mündlich-gerichtlichen Testamente (Testamento nuncupativo judiciali) außer der Anwesenheit des Richters auch die eines Actuarius erfodert, welcher, wenn er nicht ausdrücklich bei dem Gerichte angestellt ist, zu solchem Act eigends beeidigt werden muß. Versieht der Richter selbst das Amt des Actuars, so hält man, der Regel nach, die Gegenwart eines oder zweier Beisitzer für nothwendig. Die Testamente können übrigens auch in den Privatwohnungen der Magistratspersonen überreicht werden, bei denen sie niedergelegt werden sollen; doch muß diese Ueberreichung in dem Bezirk ihrer Gerichtsbarkeit Statt haben. Auch in dem eigenen Hause des Testators hat die Errichtung und Ueberreichung Statt, aber dann muß der Magistrat zur Beiwohnung einer solchen Handlung ersucht, und selbst oder durch Abgeordnete dazu erschienen seyn. Auch in diesem Falle wird zur Annahme eines mündlichen Testaments ein Actuar, und wenn der Richter dessen Stelle selbst verwaltet, die Gegenwart von Beisitzern erfodert. Uebrigens kann der Richter dem Actuar seine Geschäfte übertragen, wo denn ein vor dem letztern und zwei Beisitzern errichtetes Testament gleichfalls gültig ist. Die Privattestamente sind (s. oben) entweder *schriftliche oder mündliche*, und erfodern in beiden Fällen zu ihrer Gültigkeit gewisse Förmlichkeiten, nämlich 1. die *gesetzliche Gegenwart sieben fähiger Zeugen*, 2. die *Einheit des Acts oder Testamentserrichtung*. Das Erstere schreibt sich von der Mancipation her, wo die Römer bei einem feierlichen Verkauf fünf Zeugen nahmen, die insgesammt mündig und römische Bürger seyn mußten; außerdem mußte noch ein anderer Bürger, welcher eine eherne Wage trug, und daher libripens hieß, und endlich der sogenannte Antestatus zugegen seyn. Die Mancipation geschah nach feierlicher Rogation oder Erbittung dieser sieben Personen, und obgleich die Feierlichkeiten der Mancipation durch prätorische Gesetze in Hinsicht der Testamentserrichtungen erlassen wurden, so behielt man doch die sieben Zeugen selbst nach neuerm, durch die deutschen Reichsgesetze bestätigten Rechte bei. Bei dem Privattestament wird eine *gesetzmäßige* Gegenwart von sieben Zeugen erfodert. Dazu ist nothwendig: 1. daß die Zeugen ausdrücklich zu der Testamentserrichtung eingeladen sind, mit welchen Worten ist gleichgültig, wenn nur der Testator erklärt, daß er ein Testament machen wolle; 2. müssen sie den Testator hören und sehen, damit sie von seinem Entschlusse, sich letztwillig zu erklären, überzeugt werden; 3. müssen sie freiwillig, nicht gegen ihren Willen anwesend, und 4. auch fähige Testamentszeugen seyn. Nur männliche, verständige, mannbare, und durch keine Ehrlosigkeit befleckte Zeugen sind zulässig; auch müssen sie nicht mit dem Testator und dem Erben eine Person ausmachen, d. h. der Zeuge kann nicht unter der väterlichen oder herrschaftlichen Gewalt des Testators oder des Erben gegen

inen von beiden als filius familias oder als Sklave stehen. Endlich müssen sie auch fähig seyn, den Testator zu hören, zu sehen und seine letzte Willensmeinung zu verstehen. Weiber, weil sie keinen öffentlichen bürgerlichen Geschäften nach römischem Rechte vorstehen konnten, Wahnwitzige, und die ihnen gleichen, Blödsinnige, gerichtlich erklärte Verschwender, Sklaven, Taube, Blinde, Stumme, und die wegen einer Schmähschrift Verurtheilten sind zu Testamentszeugen unfähig. Uebrigens genügt es, wenn die Zeugen nur bei Errichtung des Testaments fähig waren. Außer dem Testator werden sieben Personen zur Testamentserrichtung erfodert. Weder der Erbe des Testirenden, noch eine unter seiner väterlichen oder herrschaftlichen Gewalt stehende Person können Testamentszeugen seyn. Uebrigens werden zwar sieben Zeugen zur Errichtung eines Testaments, nicht aber mehr als zwei classische Zeugen (testes omni exceptione majores) erfodert, um die gesetzliche Errichtung zu beweisen. Deßhalb kann auch ein Legatar Testamentszeuge seyn. Die zweite äußerliche Feierlichkeit eines Privattestaments, die Einheit des Acts, besteht darin, daß der Testator und die Zeugen an Einem Orte bis zur vollendeten Errichtung des Testaments versammelt bleiben, und dieselbe durch kein anderes fremdes Geschäft unterbrochen werde. Wenn daher die Zeugen fortgehen, und wieder zurückkommen, wenn während des Testirens fremdartige Unterhandlungen des Testators und der Zeugen unter einander oder mit einem Dritten Statt finden, so ist das Testament nichtig. Die wesentlichen Erfodernisse eines schriftlichen außergerichtlichen Testaments sind: 1. daß der Testator seine letzte Willenserklärung niederschreibt, oder wenn dies durch einen andern geschehen, eigenhändig in Gegenwart der Zeugen unterschreibt. Kann er selbst nicht schreiben, so muß ein achter Zeuge zur Unterschrift vocirt oder eingeladen werden. Bei einem eigenhändig geschriebenen Testamente (Testamento holographo) ist die Namensunterschrift nicht nothwendig. 2. Müssen sieben Zeugen eigenhändig das Testament unterschreiben, und 3. ihre Siegel beidrucken; doch ist es nicht erfoderlich, daß jeder sein eigenes Pettschaft hiezu gebraucht. Auch die Angabe des Jahrs und Tages der Errichtung ist nicht wesentlich nöthig. Uebrigens brauchen die Zeugen von dem Inhalte des schriftlichen Testaments und dem Namen des Erben nicht unterrichtet zu seyn, und es genügt hier, außer den angeführten Förmlichkeiten, daß sie das Testament bloß als „erbetene Testamentszeugen" unterschreiben und untersiegeln. Eben so gleichgültig ist es, in welcher Sprache und in was für Ausdrücken das Testament abgefaßt ist; nur muß man es lesen und verstehen können. Da bei dem mündlichen Testamente ein Testator seinen letzten Willen der Aufbewahrung von Privatpersonen anvertraut, so muß er vor sieben dazu erbetenen Zeugen, sowohl den Erben als den ganzen Inhalt seines Testaments angeben; weßhalb auch alle Zeugen seine Sprache verstehen müssen. Zum Beweise einer solchen Willenserklärung sind übrigens nur zwei classische Zeugen, welche darthun: daß sieben fähige Zeugen bei der Errichtung zugegen gewesen, erfoderlich. Weil die Zeugen eines mündlichen Testaments sterben, oder auch den Inhalt desselben vergessen können, so wird gemeiniglich ein solches Testament von einem Notarius oder einem andern beglaubten Mann niedergeschrieben, dem Testator und den Zeugen vorgelesen, und von den letztern unterschrieben. Für die Richtigkeit eines solchen Testaments streitet die Vermuthung, bis erwiesen werden kann, daß die Schrift entweder gar nicht, oder doch zum Theil nicht den letzten Willen des Testators enthalte. Im Allgemeinen sind die angeführten äußerlichen

Förmlichkeiten der Testamentserrichtung mit dem römischen Rechte auch in Deutschland aufgenommen. Indessen hat jede Gesetzgebung das Recht ein Anderes zu ordnen; und wirklich sind in einigen deutschen Ländern auch andere Förmlichkeiten üblich. In Thüringen und mehreren Gegenden ist durch Gebrauch und Gewohnheit die Errichtung eines Privattestaments vor einem Pfarrer und zwei Zeugen aus dem canonischen Rechte eingeführt. Jeder muß daher die Vorschriften und Gebräuche des Orts beobachten, wo er testiren will; und die auf solche Weise errichteten Testamente gelten auch an den Orten, wo die Erbgüter sich befinden, wenn gleich daselbst andre Förmlichkeiten gebräuchlich sind. Die innern Feierlichkeiten (Solennia interna) des Testaments beziehen sich auf die gesetzmäßige Einsetzung eines fähigen Erben. Es gibt nun willkürliche und nothwendige oder Notherben (heredes voluntarii et necessarii). Die Notherben sind die Descendenten (Kinder, Enkel u. s. w.), und die Ascendenten (Aeltern, Großältern u. s. w., und auf den Fall, daß eine ehelose Person eingesetzt wäre, die Geschwister des Testators. Die Notherben müssen wenigstens für den Pflichttheil zu Erben eingesetzt oder aus einer gesetzlichen Ursache enterbt werden, wenn das Testament Gültigkeit haben oder wenigstens nicht rescindirt werden soll. Wo Ascendenten und Descendenten zugleich vorhanden sind, können aber die erstern das Testament nicht anfechten, wenn die letztern zu Erben eingesetzt sind; denn in diesem Falle sind bloß die Descendenten oder Nachkömmlinge Notherben. Ein Gleiches ist wieder in Hinsicht der Ascendenten und Geschwister der Fall, wo die erstern den letztern vorgehen. (M. s. hier auch Pflichttheil). Der Pflichttheil muß dem Notherben unbedingt und ohne alle Belästigung hinterlassen werden. Jede hinzugefügte Bedingung und Belästigung wird für nicht hinzugefügt geachtet. Hat der Testator die Notherben zwar zu Erben, aber nicht auf den vollen Pflichttheil eingesetzt, so besteht freilich das Testament, allein die Noterben können mittelst der expletorischen Klage die Ergänzung des Pflichttheils verlangen. Wenn Kinder des Testators, die sich unter seiner väterlichen Gewalt befinden, im Testamente übergangen sind, so wird das letztere nichtig. Die Uebergehung der Notherben, die außer der der Gewalt des Testators sich befinden, wird als Enterbung betrachtet, und das Testament wird rescindirt oder ungültig. Ist ein Notherbe aus einer den Gesetzen nach gerechten, aber falschen Ursache enterbt, so wird von dem Notherben die Klage des unpflichtmäßigen Testaments (Querela inofficiosi testamenti) wider den eingesetzten Erben dahin angestellt, daß die letztwillige, in Hinsicht der Form richtige Verfügung wegen des zwar gerechten, aber falschen Enterbungsgrundes rescindirt, und die Erbschaft ab intestato (d. h. so als ob kein Testament vorhanden wäre), angetreten werden solle. Diese Klage bewirkte nach älterm römischen Rechte die gänzliche Vernichtung des Testaments; jetzt aber wird nach Justinians Verordnung in Hinsicht der Aeltern und der Kinder (nicht aber der Geschwister) bloß die Erbeinsetzung ungültig; alle übrigen Punkte bleiben stehen. Notherben, die als Kinder unter der väterlichen Gewalt sich befinden, und enterbt, oder solche Notherben, die ohne unter der Gewalt des Testators zu stehen, übergangen sind, bedürfen der Querela inofficiosi T. nicht, sondern brauchen bloß um die Nichtigkeitserklärung nachzusuchen, welches um so vortheilhafter ist, da in diesem Falle sämmtliche Bestimmungen des Testaments hinwegfallen. Die Ursachen, weshalb Kinder und Ascendenten enterbt werden können, sind in dem Artikel Erbfolge bereits angegeben. Die Enterbung kann übrigens bloß in einem Testament, aber in keinem Codicill

geschehen. Ein unter einer Bedingung eingesetzter Notherbe wird unter der entgegenstehenden Bedingung nicht für enterbt gehalten, wofern der Testator dies nicht ausdrücklich erklärte. Die Gesetze und der Gerichtsgebrauch dulden noch die Enterbung aus gutem Willen (Exheredatio bona mente facta), wodurch ein verschuldeter Notherbe von der Erbschaft ausgeschlossen, und seinen Kindern das Vermögen hinterlassen wird. Die Testamente können auf verschiedene Weise nichtig und ungültig werden. Entweder war der Fehler schon zur Zeit der Errichtung vorhanden, oder er entstand erst nach derselben. Im erstern Falle, wenn der Fehler in Hinsicht der innern Solennien oder Förmlichkeiten sich äußert, so ist das Testament nichtig (nullum); liegt der Fehler in den äußern Förmlichkeiten, so ist es injustum. Im andern Falle liegt 1. der Fehler in einer solchen Veränderung des persönlichen Zustandes des Testators, nach Errichtung des Testaments, wodurch er alle bürgerlichen und Familienrechte, und mit ihnen zugleich das Recht zur Testamentverrichtung verliert. In Deutschland kann dies Recht nur dadurch, daß Jemand geächtet oder für vogelfrei erklärt wird, verloren gehen. In solchem Falle wird das Testament gleichfalls ungültig, und heißt Testamentum irritum. 2. Kann auch das Testament ungültig werden in Rücksicht auf die innern Förmlichkeiten (Solennia interna) durch die wirkliche oder muthmaßliche Veränderung des Willens des Testators. Dann nennt man es Testamentum ruptum; auch unterscheidet man das Testamentum destitutum, wenn der eingesetzte Erbe nicht die Erbschaft antritt; doch wird da, wo mehrere Erben eingesetzt sind, das Testament durch die Nichtantretung eines oder mehrerer von ihnen noch nicht ungültig; endlich das Testamentum rescissum oder inofficiosum, wenn der Notherbe, welcher eingesetzt werden mußte, nicht eingesetzt worden ist. Sowohl durch den Mangel der äußern, als der innern Förmlichkeiten verliert das Testament seine Gültigkeit, wofern nicht die Intestaterben es als gültig anerkennen. Bloß das inofficiose Testament von Aeltern und Kindern bleibt, mit Ausschluß der Erbeinsetzung, stehen. (M. s. oben.) Der Testator behält bis zu seinem Tode das Recht, seinen letzten Willen zu ändern. Diese Befugniß konnte bei den Römern auch nicht durch das Versprechen, keine Aenderung vorzunehmen, beschränkt werden. Indessen verbindet ein solcher Vertrag nach deutschem Rechte vollkommen. Aber selbst bei einem gegenseitigen Testamente (Testamento reciproco) steht es jedem Ehegatten frei, es zu widerrufen oder zu ändern, wofern nicht die Unabänderlichkeit des letzten Willens vereinbart ist, oder der überlebende Gatte die Erbschaft angetreten hat; denn durch diese Antretung wird er verpflichtet, sein Testament gleichfalls stehen zu lassen. Die Erklärung des Testators, daß er sein Testament verändern wolle, hebt dasselbe auf. Diese Erklärung ist entweder eine wirkliche oder muthmaßliche (praesumta). Im erstern Fall geschieht sie durch Worte oder durch Handlungen. Zur wörtlichen Widerrufung eines Testaments ist die mit klaren Worten geschehene Erklärung des Testators: er wolle nicht, daß es gelten solle, erfoderlich; diese Erklärung muß aber mit allen den äußerlichen Förmlichkeiten geschehen, von denen die Testamentserrichtung selbst begleitet ist, d. h. es sind sieben Zeugen u. s. w. dabei nöthig. Auf den Fall jedoch, daß schon volle zehn Jahre nach Errichtung des Testaments verflossen sind, genügt eine Widerrufung vor drei Zeugen. Deßhalb wird auch ein gerichtliches Testament wegen der bloßen Zurückfoderung nicht für widerrufen geachtet. Die factische Widerrufung geschieht durch die Errichtung eines neuen gültigen Testaments; durch Zerschneiden, Ver-

brennen, Durchstreichen des Namens des Erben von Seiten des Testators, und auf jede Weise, wie derselbe die Schrift vorsätzlich vernichtet; auch dadurch, wenn er ein gerichtlich niedergelegtes Testament nicht bloß zurückfodert, sondern sich wirklich zurück geben läßt. Indessen schadet es der Gültigkeit des Testaments nicht, wenn der Testator es unvorsätzlich, oder im Wahnsinn zerriß oder durchstrich; oder wenn er bloß den Namen eines einzelnen Erben, wo mehrere eingesetzt sind, auslöschte; und endlich auch dann nicht, wenn mehrere Exemplare des Testaments vorhanden, und nicht alle von dem Testator vernichtet sind. Wenn Jemand mehrere Testamente hinterläßt, so hebt das letztere das erstere auf; ausgenommen hievon sind 1. die Testamente der Soldaten, welche ihre Gültigkeit sämmtlich behalten; 2. diejenigen, von denen der Testator erklärt, daß sie mit dem nachfolgenden Testament zugleich gelten sollen. So wenig das frühere Testament, wie das letztere gilt, wenn ungewiß ist, welches zuerst errichtet worden; oder wenn das spätere nach dem Tode des Testators zerrissen oder durchstrichen vorgefunden wird. Doch gibt in beiden Fällen der Prätor (bei uns jedes Erbschaftsgericht) eine Bonorum possessionem secundum tabulas, d. h. ein Recht, sich die Erbschaft zuzueignen. Auch durch den muthmaßlich veränderten Willen des Testators wird ein Testament rumpirt und ungültig gemacht, und solche Willensänderung wird angenommen, wenn nach der Testamentserrichtung der Testator Kinder in der Ehe erzeugt, oder uneheliche Kinder legitimiren läßt, oder endlich Jemanden adoptirt. In diesen Fällen nimmt man wegen der natürlichen Liebe der Aeltern an, daß sie die zur Zeit der Testamentserrichtung noch nicht existirenden Kinder auch nicht haben enterben wollen. Ein auf diese Weise rumpirtes Testament verfällt in allen seinen Punkten. Zu Erben können nicht eingesetzt werden: 1. die Söhne der Hochverräther; den Töchtern derselben kann jedoch ein Pflichttheil hinterlassen werden; 2. Apostaten und Ketzer; 3. Juden; 4. unerlaubte Gesellschaften; 5. auch können Aeltern und Kinder, die durch Blutschande erzeugt sind, sich nicht wechselseitig zu Testamentserben einsetzen u. s. w.; 6. können uneheliche Kinder, wo rechtmäßige vorhanden sind, nur auf den zwölften Theil zu Erben eingesetzt werden. Uebrigens ist bei einigen Privattestamenten die Beobachtung mehrerer Solennien oder Förmlichkeiten erlassen. Daher die Eintheilung in *feierliche* und *minderfeierliche* oder *privilegirte* Testamente. Hieher gehört 1. das *militärische Testament*, welches von Personen, die in einer kriegerischen Unternehmung begriffen sind, errichtet wird. Diese sind selten mit den Förmlichkeiten der Testamentserrichtung bekannt, und können sie eben so selten beobachten. Daher ist ihnen, wenn sie im Lager, auf dem Marsche oder überhaupt bei einer kriegerischen Unternehmung sich befinden, gestattet, gültige Testamente ohne weitere Feierlichkeiten zu machen; nur muß es gewiß seyn, daß sie den Vorsatz zu testiren gehabt, und daß sie nicht bloß bei einer zufälligen Unterredung ihren letzten Willen geäußert haben. Zur Gültigkeit eines solchen Testaments wird aber ausdrücklich erfodert, daß es bei einer kriegerischen Unternehmung errichtet werde; gleichgültig ist es, ob dies im Lager, auf dem Marsche oder auf dem Schlachtfelde selbst geschieht. Nicht nur die wirklichen Soldaten, auch die Feldärzte, die Auditeure, die Kriegscommissäre, selbst die Offiziers- und Soldatenfrauen, kurz jeder, der sich bei einer solchen Expedition als Theilnehmer befindet, ist zur Errichtung eines militärischen Testaments berechtigt. Außer einer kriegerischen Unternehmung ist jedoch kein Soldat als solcher von der Beobachtung der vorgeschriebenen

Förmlichkeiten entbunden. In Deutschland ist durch Reichsgesetze geordnet, daß der Soldat in der Schlachtordnung ohne weitere Förmlichkeiten, im Lager aber vor zwei Zeugen seinen letzten Willen erklären solle. Zur Gültigkeit des schriftlichen militärischen Testaments genügt die Handschrift des Testators; es bedarf also dazu weder der Einheit oder Nichtunterbrechung der Handlung, noch sonst einer Förmlichkeit. Das mündliche militärische Testament erfodert, aber bloß des Beweises wegen, zwei Zeugen, gleichviel, ob weiblichen, oder männlichen Geschlechts. Uebrigens kann auch ein vor der kriegerischen Unternehmung nach den Gesetzen ungültiges Testament während derselben durch mündliche oder thätliche (factische) Erklärung bestätigt werden. Auch wird das Testament eines Soldaten, der aus Unwissenheit gegen die gesetzlichen Vorschriften fehlte, nicht ungültig. Der Soldat kann zu Erben auch Erbunfähige einsetzen; er kann die Notherben übergehen; sein Testament wird durch einen Posthumus (durch ein nach der Errichtung gebornes Kind) nicht rumpirt oder vernichtet; sein Testament kann nicht mit der Klage der Unpflichtmäßigkeit (Querela inofficiosi) angefochten werden; er kann, was bei andern Personen durchaus nicht Statt findet, über einen Theil seines Vermögens testiren, und über den andern nicht (pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest); er kann Erben in Codicillen ernennen; er kann die Pupillarsubstitution bis über die Jahre der Unmündigkeit erstrecken, jedoch nur mit der Bedingung, daß nach erreichter Mannbarkeit (Pubertät) der Substitut bloß das Vermögen des Testators, nicht dasjenige des Sohnes erbt; der Erbe des Soldaten endlich darf den Legataren und Fideicommissaren weder die falcidische noch trebellianische Quart abziehen. Das militärische Testament verliert seine Gültigkeit zwar nicht durch das Aufhören der Gefahr und die Beendigung des Feldzuges, aber dadurch, daß der Soldat noch ein Jahr nach der kriegerischen Unternehmung lebt. 2) Sind auch bei einem Testament zu frommen Stiftungen (ad pias causas), d. h. bei solchen, welche die Beförderung einer frommen Absicht oder des öffentlichen Wohls zum Zwecke haben, die Feierlichkeiten erlassen. Ist eine fromme Stiftung zum Universalerben eingesetzt, so gilt das ganze Testament; ist sie nur zum Erben eines Theils eingesetzt, so gilt das Testament nur in so weit, und alle übrigen Punkte und Vermächtnisse an Andere fallen hinweg. 3. Bedarf es gleichfalls keiner Feierlichkeiten bei einem Testamente zwischen Aeltern und Kindern. Hier genügt der deutlich erklärte Wille der Aeltern, gleichviel, auf welche Weise er erklärt ist. Was indessen durch solches Testament an Fremde, die nicht Kinder sind, vererbt oder vermacht werden soll, muß mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten geschehen, sonst ist es ungültig, und die letztwilligen Verfügungen behalten bloß in Hinsicht auf die Kinder ihre Kraft. Ein Testament der Aeltern, worin Kinder enterbt werden sollen, bedarf aller Feierlichkeiten; kein früheres feierliches Testament wird durch spätere minder feierliche aufgehoben, aber auch diese letztern können nicht durch einen einfachen Widerruf zurückgenommen werden. 4. Erfodern die auf dem Lande gemachten Testamente nach gemeinem Rechte nur fünf Zeugen; kann jedoch bewiesen werden, daß man sieben fähige Zeugen hätte haben können, so sind sie ungültig. 5. Zur Zeit einer gefährlichen ansteckenden Krankheit ist die Einheit und Nichtunterbrechung der Handlung erlassen. Endlich 6. kann jeder, dem es erweißlich unmöglich war, die vorgeschriebenen Förmlichkeiten zu beobachten, z. B. ein Reisender, der unterwegs tödtlich krank wird, ein gültiges minder feierliches Testa-

ment machen; nur muß seine letztwillige Erklärung keinem Zweifel unterworfen seyn. — Die Testamentsexecutoren sind diejenigen Personen, welchen entweder von dem Testator, vom Richter, durch Vertrag oder durch Gesetz die Pflicht übertragen ist, die Vollstreckung des letzten Willens zu besorgen. Ist ein solcher Testamentsvollzieher eine Privatperson, so muß er, wenn die Erfüllung des Testaments sonst nicht zu bewirken steht, richterliche Hülfe anrufen. — Codicille sind letzte Willenserklärungen, welche keine unmittelbare Erbeinsetzung enthalten. Gewalt, Betrug, Furcht, Irrthum, Unwissenheit, ungestüme Zureden, wodurch die Errichtung von Codicillen veranlaßt wurde, entkräften dieselben. Wer kein Testament machen kann, der kann auch kein gültiges Codicill machen; wer kein Testamentserbe seyn kann, dem kann auch in einem Codicill nichts vermacht werden. Da durch Codicille Niemand zum unmittelbaren Erben eingesetzt werden kann, so kann auch kein Erbe darin enterbt werden. Wenn Jemand ohne Testament Codicille errichtet, so nennt man sie ab intestato; wenn der Erblasser aber testirt hat, so werden die Codicille als ein Anhang des Testaments betrachtet, und sie stehen und fallen mit dem letztern. Zur gültigen Errichtung von Codicillen sind gleichfalls Feierlichkeiten nöthig, nämlich: Einheit und Nichtunterbrechung der Handlung, fünf Zeugen und deren Unterschrift. Nur wer Testamentszeuge seyn kann, ist fähiger Zeuge eines Codicills; doch sind auch Legatarien zulässig. Codicille sind ohne Zeugen gültig, 1. wenn der letzte Wille privilegirt ist, z. B. bei einem Soldaten, zu frommen Stiftungen, der Aeltern unter Kindern, u. s.; 2. wenn sie im Testament ausdrücklich bestätigt sind; 3. wenn der Testator dem anwesenden Erben etwas anbefiehlt. Ein Erblasser darf mehrere Codicille errichten, sie bleiben alle in gleichem Maße gültig, und werden durch ein nachher errichtetes Testament, falls dies nicht darin ausdrücklich bestimmt ist, nicht aufgehoben. Auch Testamente können durch die codicillarische Clausel (Clausula codicillaris) oder durch die dem Testament beigefügte ausdrückliche Erklärung des Erblassers: er wolle, daß wenn das Testament nicht als solches gelten könne, es doch als Codicill gültig seyn solle, in Codicille verwandelt werden. Die Wirkung der codicillarischen Clausel ist bloß subsidiarisch, und tritt erst dann ein, wenn das Testament als solches nicht gelten kann; doch muß bei einem solchen Testamente alles das beobachtet seyn, was zur Gültigkeit eines Codicills erfodert wird; also auch fünf Zeugen und ununterbrochene Handlung. (M. s. hier auch Fideicommiß, Legate, und Vermächtnisse.)

Tetanus, der Todtenkrampf, die Steifsucht, d. i. derjenige Krampf, wo der ganze Körper steif und starr wird, des Athmen schwer geht, die Sinne aber unverletzt bleiben. In engerer Bedeutung auch derjenige Krampf, wo der untere Kinnbacken so heftig gegen den obern gezogen wird, daß man den Mund fast mit keiner Gewalt öffnen kann, die Mundklemme.

Tetrachord war bei den alten Griechen ein aus vier Saiten oder Tönen bestehender Theil ihres Tonsystems. Sie theilten dasselbe in Tetrachorden, wie wir in Octaven. Deßhalb hatten sie auch in ihren Singschulen zur Solmisation nur vier Sylben nöthig, da hingegen in der neuern Zeit die sechs aretinischen Sylben eintreten.

Tettenborn (Friedrich Carl, Freiherr von), berühmt geworden in der neuesten Kriegsgeschichte, ist geboren den 19ten Februar 1778 zu Tettenborn in der Grafschaft Hohenstein. Sein Vater, zuvor Militär, war markgräflich badischer Oberjägermeister zu Rastadt gewor-

den, wo der Sohn die erste Erziehung erhielt. Dreizehn Jahre alt kam er als churfürstlicher Page nach Maynz. Als aber 1792 der Hof von dort vor den Franzosen flüchten mußte, ging Tettenborn 1793 nach Waltershausen, um sich unter dem berühmten Bechstein den Forstwissenschaften zu widmen. Noch in demselben Jahre bezog er die Universität Göttingen, die er in Folge einer jugendlichen Uebereilung mit Jena vertauschen mußte. Der Tod seines Vaters aber gab ihm Freiheit, ganz seiner Neigung zum Kriegsdienste zu folgen, und sogleich 1794 trat er als Cadet beim joseph kinsky'schen, später klenau'schen Chevauxlegers-Regiment in das österreichische Heer. Die damaligen Kriegsereignisse sind bekannt; ihren Wendungen folgte Tettenborn in den Bewegungen seines Regiments, das wir 1799 bei dem Heere des Erzherzogs Carl, und 1801 Kray's wiederfinden. Er war schon nach wenigen Monaten Unterlieutenant geworden, und stieg im Laufe des Kriegs zum Rittmeister und Schwadroncommandanten. Wie er auf dem Schlachtfelde seinen unerschrockenen Muth vielfältig bewährt hatte, so lebte er glänzend und genußreich im Schooße des Friedens. Im Jahr 1804 erschien er mit Aufträgen an den Gesandten seines Hofes, den Grafen Metternich, in Berlin. Hier ward er bald durch gleiche Gesinnung und Neigung der Vertraute des Prinzen Louis Ferdinand, der ihn schon früher gekannt und lieb gewonnen hatte. Als 1805 der Krieg aufs neue ausbrach, befand er sich beim Heere unter Mack, und schlug sich nach dem Unglück bei Ulm unter dem Erzherzog Ferdinand durch, wobei er den Vortrab führte. Nach dem Frieden ward ihm das Theresienkreuz zu Theil. Im Jahr 1808 folgte er dem Fürsten Schwarzenberg als erster Adjutant und Botschaftscavalier nach St. Petersburg, eilte 1809 mit Aufträgen desselben zum österreichischen Heere, und nahm an der Schlacht von Wagram mit solcher Auszeichnung Antheil, daß der heldenmüthige Erzherzog Carl ihn auf dem Schlachtfelde zum Major ernannte. Als nach dem Frieden der Fürst Schwarzenberg in der Eigenschaft eines Gesandten nach Paris ging, folgte Tettenborn ihm auch dorthin. Seine Gesinnungen konnten ihm Napoleons Gunst nicht erwerben, dennoch verlieh dieser ihm den Orden der Ehrenlegion für sein Betragen bei jenem furchtbaren Brande, der mehrern der vornehmsten Personen verderblich wurde. Vor dem Ausbruche des Kriegs mit Rußland nahm Tettenborn, seiner Neigung folgend, seinen Abschied, und trat 1812 als Obristlieutenant in russische Dienste. Hier fand er bei Verfolgung der von Moskau zurückziehenden Franzosen ein weites Feld für seinen kühnen Muth und Unternehmungsgeist. Er machte zahlreiche Gefangne, und nahm durch einen kühnen Streich Wilna, wo die Franzosen sich zu sammeln, und einigermaßen wiederherzustellen gehofft hatten. In Königsberg, wo Krankheit ihn zurückhielt, empfing er das Obristenpatent. Noch nicht völlig genesen, machte er sich auf, um mit einem Corps leichter Reiterei über die Weichsel zu gehn, welche man anfänglich nicht hatte überschreiten wollen. Er setzte sogar über die Oder, und rückte auf Berlin. Da er, besonders wegen des Mangels an Fußvolk, zu einer ernstlichen Unternehmung gegen diese Stadt zu schwach war, vereinigte er sich mit Czernitscheff, und machte sodann einen höchst kühnen Versuch, in Berlin einzudringen, wofür er den Wladimirorden erhielt. Nach der Einnahme von Berlin ward er mit einem Cavalleriecorps gegen Hamburg entsandt. Den 14ten Mai erschien er in Ludwigslust, wo der Herzog von Meklenburg sofort sich gegen Frankreich erklärte. Tettenborn vertrieb darauf mit Geschicklichkeit den General Morand, und rückte den 18ten in das zu seiner alten Verfas-

sung zurückgekehrte Hamburg ein. Zehn Wochen war er hier in vollster Thätigkeit, und erst, als alle Hoffnung zur Behauptung der Stadt verschwunden war, konnte er sich entschliessen, sie zu verlassen (30sten Mai). Kaiser Alexander belohnte ihn mit dem St. Annenorden erster Classe. Jetzt befehligte Tettenborn unter Walmoden, zunächst gegen Davoust, der ins Meklenburgische vorgerückt war, dann gegen den General Pecheux, nach dessen Niederlage er auf dem linken Elbufer blieb, und einen kühnen Streifzug gegen Bremen unternahm, das er am 15ten October zur Uebergabe nöthigte. Als bald darauf der Kronprinz von Schweden sich gegen Dänemark wendete, rief er Tettenborn zu sich, der auch hier die glänzendsten Erfolge erfocht, und bis Jütland vordrang. Zur Belohnung erhielt er den Schwertorden. Schon am 24sten Januar 1814 brach Tettenborn, da die Feindseligkeiten gegen Dänemark aufhörten nach dem Rhein auf. In Cöln erhielt er die Bestimmung, mit einem Corps leichter Reiterei in Frankreich einzudringen, um die Verbindung zwischen den einzelnen Heeren der Verbündeten zu erhalten. Er leistete auch hier die wesentlichsten Dienste bis zur Einnahme von Paris, besonders durch das Auffangen wichtiger Couriere, und Auskundschaften der feindlichen Bewegungen. Der Feldzug von 1815 endigte, ehe Tettenborn Gelegenheit gehabt hatte, thätigen Antheil daran zu nehmen. Er erhielt darauf einen nachgesuchten Urlaub zu längerm Aufenthalt in Deutschland und Italien, in welchem erstern Lande ihm der Besitz beträchtlicher Güter eingeräumt worden, die vormals seiner Familie gehört hatten, von Napoleon aber einem seiner Generale waren verliehen worden.

Teucer. 1. Ein Sohn des Scamander und der Nymphe Idaea und König im nachmaligen Troja, dessen Einwohner von ihm den Namen Teukrer bekamen. Als Dardanus zu ihm flüchtete, gab er ihm seine Tochter Batea mit einem Theile seines Königreichs, und setzte ihn zum Erben des Ganzen ein. Nach Servius kam er aus Creta nach Phrygien. Einer Hungersnoth wegen mußte er sein Reich verlassen. Man schreibt ihm noch eine andere Tochter Niso oder Nesa zu, welche Dardanus gleichfalls heirathete, und mit ihr die Sibylla gezeugt haben soll. — 2. Teucer hieß auch der Sohn des Telamon und der Hesione, Laomedons Tochter, oder nach Homer, einer Sklavin. Mit seinem Bruder Ajax ging er mit zwölf Schiffen vor Troja, und zeichnete sich hier als vortrefflicher Bogenschütze aus, daher der Dichter sagt, daß er vom Apollo selbst seinen Bogen erhalten habe. Er erschoß damit den Aretaon. Bei der Erstürmung der Verschanzungen deckte ihn, da er als Bogenschütze keinen Schild führte, Ajax mit dem seinigen. Hinter demselben spannte er den Bogen, schoß den Pfeil ab, und trat dann wieder hinter den schützenden Schild. So erlegte er viele Trojaner. Agamemnon versprach ihm zur Belohnung einen Dreifuß oder ein Gespann Pferde nebst dem Wagen, oder eine Sklavin dafür, wenn Troja erobert seyn würde. Er schoß darauf nach Hector, erlegte aber den Gorgythion, und so wendete Apollo auch den zweiten auf Hector gerichteten Pfeil, daß er nur den Wagenführer desselben, Archeptolemus, tödtete. Hector sprang nun aus dem Wagen, und warf den Teucer, der eben den Bogen wieder spannen wollte, zu Boden; doch Ajax deckte ihn mit dem Schilde, und ließ ihn nach den Schiffen zurücktragen. Im Sturme auf die Verschanzungen kam er mit Ajax dem Menestheus zu Hülfe, und verwundete den Glaucus auf der Mauer. Innerhalb der Verschanzungen erlegte er ferner den Imbrius, den Prothron und Periphetes, rächte den

Tod des Lycophron am Klitus, verfehlte aber nochmals den Hector, weil die Senne seines Bogens riß, und kämpfte nun in den fernern Gefechten mit Lanze und Schild. Weil er den Tod seines Bruders nicht gerächt, oder dessen Sohn Eurysaces oder seine Beischläferin Termesia nicht wieder mit zurückgebracht hatte, nahm ihn sein Vater nicht wieder auf, sondern zwang ihn, sein Glück in der Fremde zu suchen. Teucer kam hierauf nach Sidon zum Könige Belus, erhielt von ihm Truppen, mit denen er die Insel Cypern eroberte, und Salamis bauete. Nach Telamons Tode wollte er wieder nach Salamis zurückgehen, aber Eurysaces verhinderte es, und Teucer ging nun nach Spanien, wo er sich in der Nähe des heutigen Carthagena niederließ. Sein Nachkomme soll der cyprische König Evagoras gewesen seyn, auf den Isocrates seinen Panegyricus verfertigte.

Teufel. Die Religionen der alten Orientalen nahmen ein Heer von Dämonen an, die wie ihre Götter ursprünglich nicht aus dem moralischen Gesichtspunkte betrachtet, und daher nur in so fern gut oder böse genannt wurden, als man ihnen wohlthätige oder verderbliche Einwirkungen auf die Menschen zuschrieb. Im letztern Falle hielt man sie für Strafgeister ohne feindseligen Willen. Schiwen, der richtende, zerstörende Gott der indischen Mythe, ist ein Sinnbild der Naturkraft, die bald wohl, bald wehe thut, und nur, wenn sie dadurch belohnt und bestraft, moralische Bedeutung erhält. Erst die Lehre Zoroasters, die zur Erklärung des Uebels in der Welt ein böses Grundwesen Ahriman mit verschiedenen Ordnungen ihm unterworfener, gleichgesinnter Dämonen (Diws) annahm und die Darstellung seines Wirkens im Reiche der Finsterniß systematisch durchführte, brachte den Glauben an böse Geister unter das Volk. Weniger scharf schied die griechische Mythe die moralischen Gegensätze; ihre Titanen kämpften zwar wider die Götter, aber diese selbst haben nicht den Charakter der sittlichen Vollkommenheit. Die Kakodämonen der griechischen Religionsphilosophie zeigen sich immer noch mehr strafend, z. B. die Furien, als geflissentlich schadend, dagegen Hekate, die Göttin der Unterwelt und der Zaubereien und die Lamien, die Hexen im griechischen Volksglauben, schon näher an das Teuflische gränzen. Typhon, der das Schicksal der Titanen theilt, gehört eigentlich der ägyptischen Mythe an, worin er als Urheber des Uebels mit den Zügen des scheußlichsten Ungeheuers erscheint. Genau verwandt ist ihm der im Schmutz wohnende Beelzebub oder Beelzebul, der aus der vorderasiatischen Mythe in den Volksglauben der Hebräer kam. Der echte Teufel wurde diesem Volke während der babylonischen Gefangenschaft durch die Chaldäer bekannt. Ein Nachbild Ahrimans, und wie dieser, als Urheber alles Bösen, das Vehikel der Theodicee ist der in der Dämonologie der Juden nach dem Exil regierende Satan (griechisch διαβολος, Feind, Widersacher), doch wohl zu unterscheiden von dem Satan, der im Buche Hiob nach einer ältern poetischen Ansicht als Ankläger und Fiscal vor dem Throne Gottes erscheint, und zu Gottes himmlischen Dienern gehört. Alle die Vorstellungen, welche die vorchristliche Zeit von Kakodämonen hatte, jener unreine Geist Beelzebul, dessen Hauch alles verpestet, Belial, der Höllenfürst, Samael, der Verführer und Verwüster, Lucifer (der Phosphoros der Griechen), der im Feuer wohnt, Asmodi, der Eheteufel, wuchsen nun mit der im Exil aufgenommenen Idee des bösen Princips zusammen. So bildete sich die jüdische Lehre von den bösen Engeln und ihrem Oberhaupte, dem Teufel, der die ersten Menschen in Gestalt einer Schlange (daher Drachen und Schlangen seine

Masken) zur Sünde verführt habe, und seine verderbliche Einwirkung auf die Menschen fortwährend äußere. Geisteszerrüttungen und Nervenkrankheiten, die sich durch epileptische Zufälle ankündigen, wurden seinem Einflusse zugeschrieben, und die damit behafteten Menschen Besessene genannt, in denen der Teufel physisch auf ähnliche Weise hause, wie er ungebesserte Sünder geistig besitze, und ihnen ihre bösen Anschläge eingebe. Der Stifter unsrer Religion hat dieser Lehre nicht nur nicht widersprochen, sondern sie nach den Berichten des neuen Testaments bei seinem Unterrichte auch mit einer Absichtlichkeit benutzt, die keineswegs für bloße Accomodation erklärt werden kann. Gleichwohl ist das Verhältniß, in welches Jesus sein Werk mit der Dämonenlehre setzt, ganz darauf berechnet, sie unschädlich zu machen. Die Verfasser des neuen Testaments betrachten den Teufel und seinen Anhang als entartete Engel, die, gut erschaffen, durch Widersetzlichkeit von Gott abgefallen und unaufhörlich bemüht sind, seinen Anstalten zum Heile der Menschheit entgegenzuwirken. Demnach ist der Teufel, dessen die christliche Dogmatik gedenkt, ein Rebell wider Gott, der statt des ihm ursprünglich verliehenen engelgleichen Verstandes und Willens seit seinem Falle bloß Arglist und Bosheit hat, durch welche er Urheber des moralisch Bösen in der Welt und über alle, die sich aus Ungehorsam gegen den göttlichen Willen ihm ergeben, und im Dienste der Sünde zu seinen Knechten machen, Herr wurde. Er wird der Fürst dieser Welt, weil die ungebesserten Weltkinder ihm gehorchen, der Antichrist, weil er sich dem Erlösungswerke Christi beharrlich widersetzt, der Feind und Verderber des Menschengeschlechts genannt. Lügen, Ränke, Laster und Zerstörungen aller Art sind seine Werke, Reize der Ehre, des Goldes und der Wollust sind die Lockungen, durch die er die Menschen verführt, um sie nach Sättigung ihrer Begierden der Verzweiflung Preis zu geben, und auf ewig elend zu machen; denn er haßt selbst seine Beute und stürzt sie hinab in den Höllenpfuhl, an den Gottes strafender Arm ihn gekettet hat. Gelingt es ihm aber auch, Einzelne zu bethören, deren Schwäche und überwiegende Sinnlichkeit ihm die Hände bieten, so bleibt doch die Vereitelung seines Hauptzwecks, seine eigne Verdammniß und der ewige Sieg des Guten über das Böse gewiß. Dieser auch in Zoroasters Lehre dem großen Teufelsdrama vorgezeichnete Ausgang wird den Christen durch die Macht des Erlösers verbürgt, der in die Welt kam, um die Werke des Teufels zu zerstören, und um so weniger kann dieser Feind ihnen furchtbar seyn, je besser sie sich durch Festigkeit im Glauben an Gott und in sittlichen Grundsätzen zum Widerstande gegen seine Anläufe rüsten. Außer einigen dem Dualismus ergebnen Secten, welche, wie die Manichäer, dem Teufel die Selbstständigkeit eines unerschaffnen, dem guten Gott durchaus entgegengesetzten bösen Princips gaben, nahm die gesammte Christenheit die hier skizzirte Lehre des neuen Testaments von den bösen Engeln gläubig an, nur erlaubten sich die Kirchenväter mancherlei phantastische Ausschmückungen der Persönlichkeit des Teufels und von der Taktik seiner Anfechtungen brachte die Schwärmerei christlicher Einsiedler und Mönche abenteuerliche Berichte in Umlauf. Welche Bewandtniß es mit den psychischen Heilungen der sogenannten Besessenen hatte, die Jesus und seine Apostel verrichteten, ist nicht ganz klar, doch so viel erwiesen, daß die orthodoxe Kirche an eine mit der Ordination verbundene Fortpflanzung der apostolischen Macht, den Teufel zu bannen und auszutreiben, auf ihren Klerus glaubte und daß es schon im dritten Jahrhundert eine besondre Art von Kirchen-

dienern unter dem Namen der Exorcisten gab, deren Amt die Austreibung des Teufels aus den Besessenen durch gewisse Beschwörungsformeln war, und noch jetzt zu den kleineren Weihen der catholischen Geistlichkeit gehört, da das Teufelaustreiben ein Vorrecht des gesammten Priesterstandes ist. In demselben Jahrhunderte kam auch die Meinung auf, wer nicht zur christlichen Kirche gehöre, sey noch in der Gewalt des Teufels, daher nicht nur die Catechumenen, was jetzt die Pathen statt der Täuflinge thun, vor ihrer Taufe dem Teufel und seinen Werken feierlich entsagen, sondern die Geistlichen auch den Teufel durch eine förmliche Beschwörung aus dem Täuflinge austreiben mußten. Vergl. d. Art. Exorcismus. Nun kam der Glaube an die Existenz und Gewalt des Teufels in genauen Zusammenhang mit dem Interesse der Kirche, und da ein Feind, den sie, d. h. die Geistlichkeit, durch Beschwörungsformeln und Kreuzeszeichen zu bändigen verstand, schon um ihrer Ehre willen nicht gering geachtet werden durfte, wurden die Beschreibungen von seinem Einflusse auf die Menschen immer fürchterlicher. Das Beste dabei that die Phantasie der Asceten, denen es ein Ehrenpunkt war, mit dem Teufel zu kämpfen, und ihn in die Flucht zu schlagen. Ohne einige glückliche Feldzüge gegen ihn konnte auch der frömmste Christ auf die Glorie der Canonisation nicht Anspruch machen, und bei der canonischen Untersuchung der Würdigkeit eines zur Heiligsprechung empfohlnen Seligen mußte als Ankläger gegen diesen Candidaten ein Teufelsadvocat auftreten, um die Sache seines höllischen Clienten vor dem päpstlichen Gericht in bester Form Rechtens zu verlieren. Angenehm war es überdies, an dem Teufel einen gefährlichen Verführer und allgemeinen Sündenbock zu haben, dem man die Schuld der eignen bösen Gelüste zuschreiben konnte. Das Heer der Ordensleute, und wer sich sonst durch besondre Heiligkeit hervorthun wollte, lebte mit ihm in stetem Kampf und Verkehr, eine Menge geheimer Unthaten kamen zu Gunsten der unbekannten Thäter auf seine Rechnung, zu heiligen und unheiligen Zwecken wurde seine Gestalt geborgt, um die Schwachen durch Spukgeschichten zu schrecken, und das Götterchor der heidnischen Zeit lebte wieder auf, um in Gesellschaft der Elfen, Feen, Elementargeister und Hexen seinen Hofstaat zu vermehren, und das ungeheure Reich seiner Wirksamkeit auszufüllen. So finden wir denn im Mittelalter den Teufel als Folie des Christenthums unter den Hauptpunkten des religiösen Glaubens, der Ruf seines thatenreichen Lebens, der Glanz seiner weitverbreiteten Herrschaft verbietet jeden Zweifel gegen seine Existenz, der Poesie wird er ein fruchtbares Element ihrer Schöpfungen, ein Thema zu tausend Variationen, dem Betrug eine stehende, in vielen Gestalten brauchbare Maske, und dem Aberglauben ein Held, dessen übermenschliche Größe in den verdienten Abscheu Achtung und Staunen mischt. Dabei machten sich Wagehälse, die seine reiche Witzader wittern mochten, genauer mit ihm bekannt, und führten ihn dem Publicum in festlichen Aufzügen und geistlichen Komödien vor. Mit Hörnern, Schwanz und Bocksfüßen ausgestattet, mußte er hier die lustige Person spielen, und zu großer Erbauung der Gläubigen den Spaß gewöhnlich mit seinem Rücken bezahlen, ein Schicksal, das den Ausdruck armer Teufel in die Sprache des gemeinen Lebens brachte. In dieser Tracht und Rolle legte der Teufel das grauenvolle, gestaltlose Wesen, hinter dem die Religionsphilosophie früherer Jahrhunderte sein Bild verborgen hatte, ab, und verwandelte sich in einen durchtriebenen, launigen Schalk, dem zwar nicht zu trauen, aber doch bisweilen ein Schwank, eine kleine Neckerei zu verstatten war

So lebte er in großer Celebrität und leidlichem Vernehmen mit dem Volke, während die Heiligen gegen ihn zu Felde lagen, die Gelehrten sich anstrengten, sein Gebiet auszumessen, und seinen Wirkungen nachzuforschen, und die Richter auskundschafteten, wer etwa mit ihm im Bunde sey. Vergl. d. Art. Hexen. Noch zur Zeit der Reformation galt der Teufel viel, Luther bestand selbst heftige Kämpfe mit ihm, und die erneuerte Bekanntschaft mit der Bibel, die Noth der Gläubigen, die Gräuel der Religionskriege und Verfolgungen gaben ihm seine vorige Furchtbarkeit wieder. Grausame Hexenprozesse bewiesen im 17ten Jahrhundert, wie fest noch alle Stände von der zauberischen Einwirkung des Teufels auf die Menschen überzeugt waren. Je weiter aber im 18ten Jahrhundert die Naturwissenschaft zur Erkenntniß der wahren Gründe von Erscheinungen vordrang, die die Vorzeit höllischen Zauberkräften zugeschrieben hatte, je mehr die Philosophie den Selbsttäuschungen jener Visionärs und Teufelsüberwinder und den innern Ursachen der sündlichen Regungen, die sonst der Teufel allein entzündet haben sollte, auf die Spur kam; desto leichter wurde es der gesunden Vernunft, das Außerordentliche und Böse im Menschenleben ohne diesen Deus ex machina verständlich zu finden. So verlor er denn im 18ten Jahrhundert nach und nach allen Credit, von Zaubereien und Teufelsspuk war immer weniger die Rede, und auch die catholische Kirche, die den daran hängenden Aberglauben aus leicht begreiflichen Gründen noch am längsten hegte, wurde durch das nicht abzuwehrende Licht der Aufklärung endlich genöthigt, dem Geiste der neuen Zeit in diesem Punkte stillschweigend nachzugeben. Aus dem Gebiete der sinnlichen Erfahrung verdrängt, behielt der Teufel nur noch in einem Winkel der Dogmatik festen Sitz und auch diesen haben seit der semlerschen Epoche Vernunftgründe und Auslegungskünste ihm streitig gemacht. Doch konnte die Exegese der Rationalisten ihn nicht völlig aus dem neuen Testamente vertreiben, da es seiner in Stellen gedenkt, deren Sinn keine Auflösung in bloße Allegorie gestatten will. Man kam daher überein, ihm seine historische Existenz und die Schattenpartie in dem Dogma von den Engeln zu lassen, für den Volksunterricht aber so selten und vorsichtig als möglich von seiner Person Gebrauch zu machen, da ihr practischer Werth für Religion und Moral allerdings sehr problematisch ist. Nach diesen Vorgängen konnten die Versuche der Philosophie, den Teufel als Ideal und Princip des Bösen metaphysisch zu retten, wenig fruchten. Das radicale Böse der kantischen Schule, dem Erhard in seiner Apologie des Teufels 1795, das absolute Böse der schellingschen Schule, dem Daub in seinem Judas Ischarioth 1816 und 1817 das Wort redet, mag allerdings zum Stoff einer philosophischen Diaboliade brauchbar seyn, es entfernt sich aber von dem Bilde des Satans in der heiligen Schrift, und nähert sich zugleich dem übelberufenen bösen Princip im Dualismus der Manichäer zu sehr, als daß es christlichen Gottesverehrern zusagen könnte. Ueberhaupt sind Menschen nicht fähig, das Wesen und Wirken des Bösen in der Geisterwelt in dem Grade zu erforschen, daß es erkennbar würde, wie es wirklich ist. Den Theorien von der Natur des Teufels finden wir mehr oder weniger Menschliches beigemischt, und auch die Dichter, die seine Sache am besten führten, gaben ihm Züge von Humanität, die dem echten Teufel gewiß fremd sind. Abadonna in Klopstocks Messiade ist, was zwar rührt, aber keine Wahrscheinlichkeit hat, ein sentimentaler, dagegen Mephistopheles in Göthe's Faust ein humoristischer Teufel, gewiß von beiden historisch der richtigste. Denn ein schadenfroher Geist, der

…as Böse mehr zur Unterhaltung, als um des Bösen willen betreibt und immer noch Sinn, ja sogar Instinct für das Gute verräth, wie Mephistopheles, war jener Schalk des Mittelalters, den Göthe in dieser Rolle seinen Anschlag nur großartiger und feiner durchführen läßt, als sonst von ihm zu rühmen war. Diese aus dem Volksglauben hervorgegangne und mit den Zügen der tiefsten psychologischen Symbolik ausgeschmückte Teufelsgestalt, die feindlichen Götter der Heiden, den Locke der nordischen, den Tzscharnabock der slavischen Mythe, den weißen Teufel der Neger wollen wir fragen, ob und wie es dem Menschen Bedürfniß sey, sich böse Geister zu denken, um mit dem Glauben Jesu und seiner Apostel an den Satan des neuen Testaments einig zu werden. Dann werden wir den Teufel in der Bibel und in der Dogmatik dulden, wenn er auch aus der Sprache des guten Tones verschwinden mußte, und seine Rolle nur noch in der Conversation derjenigen Classe von Kraftmenschen hat, für welche dieses Lexicon nicht bestimmt ist. K.

Teufelsadvocat heißt derjenige, der in Rom bei einer Canonisation (s. d. Art.) gegen den zu canonisirenden Candidaten auftritt. Warum man ihm eben diesen Namen beigelegt hat, ist in dem Art. **Teufel** zu ersehen. Wenn irgend eine Person der catholischen Kirche ihrer ausnehmenden Tugenden und ihrer im Leben und Tode gethanen Wunderwerke wegen canonisirt, d. h. in den Canon oder das Verzeichniß der Märtyrer und andrer Heiligen aufgenommen werden soll, und die deßwegen nöthigen Untersuchungen angestellt, und alle erfoderlichen Beweise beigebracht worden sind, so bestellt der Fiscal der Congregation der Kirchengebräuche einen Widersprecher, oder den sogenannten Teufelsadvocaten. Das Geschäft desselben ist: die Acten der gerichtlichen Verhandlung über die Verdienste des Candidaten genau durchzugehen, jeden Mangel der Formalität zu rügen, und die gepriesenen Tugenden des zu Canonisirenden, so wie die Echtheit der von ihm verrichteten Wunderwerke genau zu prüfen. Wenn die von dem Teufelsadvocaten gemachten Einwendungen hinlänglich beantwortet, und das ganze Verfahren von drei päpstlichen Consistorialadvocaten untersucht und für legal befunden worden, so erfolgt nach einiger Zeit die Canonisation. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts wäre, wie man erzählt, die Canonisation des Cardinals Carl **Borromeo** fast rückgängig geworden, weil der Teufelsadvocat eine Beschuldigung gegen ihn erhoben hatte, deren Widerlegung nicht ganz leicht war.

Teufelsbrücke, eine über die Reuß führende steinerne Brücke, in dem von Italien nach der Schweiz über den Gotthardt führenden Alpenpasse. In einer Reihe donnernder Wasserfälle stürzt sich die Reuß unter ihr weg, umdüstert von nackten, geradaufstrebenden Felsen. Ihr gegenüber ist das bekannte urner Loch. Im Mittelalter war diese Brücke unter dem Namen der „stäubenden Brücke" bekannt. Im Revolutionskriege zerstörten die Franzosen die Vorderbogen derselben; aber die Russen passirten sie unter Suwarow auf Balken, welche sie mit den Schärpen ihrer Offiziere zusammengebunden hatten. Sie ist späterhin wieder hergestellt worden.

Teut, Tuisco oder Thuisco, eine der vorzüglichsten Gottheiten der alten Deutschen, der Gott des Rechts und der Gerechtigkeit, der als der Urheber alles Lebens und als der Stammvater der Deutschen angesehen wurde. Daher nennen unsre Dichter die Deutschen **Söhne Teuts** oder **Tuiskons Volk**. — „Tuiskons Volk," sang Luthers Barde, Cramer, „fromm, redlich, frei und hoch, gleich deinen Bergen!" Teut wird vorgestellt als ein alter Mann, mit großem grauen Barte. Seine

Gattin war Hertha, sein Sohn Mann. Er war der Gesetzgeber der Deutschen, und sie sangen, wie Tacitus sagt, ihm zu Ehren Lieder. Wahrscheinlich wurde er wie die andern Götter der Deutschen, nicht in Tempeln, sondern in Hainen verehrt. Von ihm soll der Dienstag (Thuistag) benannt worden seyn, und seinetwegen meint man richtiger Teutschland, als Deutschland, zu schreiben.

Teutonen, ein kriegerisches Volk, welches mit den Cimbern, Ambranen und Tigurinern im J. 113 vor Chr. Geb. sich gegen Italien wandte. Woher sie gekommen, ist ungewiß; vielleicht waren sie germanischen Ursprungs. Nachdem von ihnen und ihren Verbündeten die Römer mehrere Niederlagen erlitten, wurden sie endlich von den Römern in einer Schlacht völlig vernichtet. S. Cimbern.

Texel oder Tessel, eine kleine, oft in der Seekriegsgeschichte vorkommende Insel an der Provinz Holland, zu welcher sie gehört, liegt zwischen dem deutschen Meere und der Südersee. Sie wird durch die Meerenge Marsdiep von Nordholland geschieden, ist mit einem festen Castel versehen, und hat eine große Rhede, in der die Schiffe sicher liegen. Aber die Durchfahrt durch die Meerenge ist für große Schiffe wegen nicht hinlänglicher Tiefe beschwerlich. Die Einwohner leben hauptsächlich von der Schafzucht und dem Wollhandel, und verfertigen aus der Schafmilch die bekannten texeler Käse. Ihre Anzahl beläuft sich auf 5000 Seelen, die in sechs Dörfern leben. Vor der Befreiung Hollands von den Franzosen gehörte diese Insel zum Departement der Zuydersee.

Tezel (Johann), ein berüchtigter und eifriger Ablaßkrämer aus Leipzig, trat daselbst 1489 in den Dominikanerorden, und trieb fünfzehn Jahre lang einen sehr einträglichen Ablaßhandel, wobei er sich der schändlichsten Mittel bediente, das Volk zu betrügen. Er ward vom Papst Leo X. zu dessen Nuntius ernannt, und stand in großem Ansehen, bis Luther 1517 gegen ihn auftrat, und ihn um seinen Ruf brachte. Seine Sitten und sein Wandel waren sehr anstößig. Er starb den 4ten Julius 1519 zu Leipzig im Dominicanerkloster in verdienter Verachtung.

Thais, die berüchtigte Geliebte Alexanders des Großen, gebürtig aus Athen. Sie soll, um für die von Xerxes gegen ihre Vaterstadt ausgeübten Feindseligkeiten Rache zu nehmen, einst bei einem Gastmahle in dem königlichen Palaste zu Persepolis die Anzündung der königlichen Burg gefordert und den trunkenen Alexander bewogen haben, den ersten Brand hineinzuschleudern. In der Folge wurde sie die Geliebte, und zuletzt die Gemahlin des Ptolemäus, Königs von Aegypten. Eine andere Buhlerin Thais lebte im 4ten Jahrhundert in Aegypten, wurde von dem heiligen Paphnutius, einem Einsiedler, in ihrem Alter bekehrt, und starb unter frommen Bußübungen.

Thales, aus Miletus in Jonien, der älteste Philosoph Griechenlands, und der erste der ionischen Cosmophysiker, wurde nach Diogenes Laertius in dem ersten Jahre der 35sten Olympiade geboren, widmete sich in seinen frühern Jahren öffentlichen Bedienungen und Staatsgeschäften, nachher aber bloß philosophischen Untersuchungen. Doch muß seine politische Laufbahn nicht sehr bedeutend gewesen seyn, denn Plato rechnet ihn zu den Weisen, welche sich wenig in öffentliche Geschäfte gemischt haben. In seinen spätern Jahren soll er mehrere Reisen nach Aegypten gemacht, dort die Höhe der Pyramiden berechnet, und den Unterricht der dortigen Priester empfangen haben. Wahrscheinlich lernte er daselbst die ersten Anfangsgründe der Geometrie, worin ser es aber

rch eigenes Nachdenken weiter gebracht zu haben scheint, wie seine
hrer. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland erwarb er sich durch
nen Unterricht und seine Kenntnisse so großen Ruhm, daß er unter
sieben Weisen gesetzt wurde. Der Sage nach war er unverheirathet,
d auf die Bitte seiner Mutter, er möchte sich verheirathen, antwor-
e er anfangs: „Es ist noch nicht Zeit;" nachher aber: „es ist nicht
hr Zeit." Einem Andern, der ihn fragte warum er keine Kinder ha-
n wollte? gab er zur Antwort: weil ich die Kinder zu sehr liebe.
s Solon zum Thales kam, wunderte er sich über seine Ehelosigkeit.
hales schwieg, beredete aber Jemand sich für einen Reisenden, der
n aus Athen käme, auszugeben, und dem Solon zu erzählen, daß
n zurückgelassener Sohn gestorben wäre. Dies geschah, und da So-
n den heftigsten Schmerz äußerte, sagte ihm Thales: „Eben das hält
ch vom Heirathen ab, was auch dich, den stärksten, zu Boden schlägt.
brigens beruhige dich; die Sache ist nicht wahr." Den Joniern gab
(55sten Olympiade) den weisen Rath, ein gemeinschaftliches Bündniß
schließen, um sich gegen die Macht der Perser zu schützen, und Teos
m Mittelpunkt des Bundesstaats zu machen. Auch hielt er die Mi-
ier vom Bündnisse mit dem Crösus gegen den Cyrus ab, und dies
d die einzigen Nachrichten, welche uns von seinem politischen Leben
fbehalten sind. Nach der gewöhnlichsten Meinung starb Thales in der
sten Olympiade, als Zuschauer der olympischen Spiele vor Hitze, Durst
d Altersschwäche. Seine Kenntnisse und philosophischen Lehren theilte
mündlich mit, und sie wurden nur durch mündliche Ueberlieferung
halten, bis die spätern griechischen Philosophen, namentlich Aristoteles,
aufzeichneten. Nach seinem System soll jedem Dinge in der Natur
wässeriges Princip eigen seyn, das zu seiner Erhaltung dient, weil
n Geschöpf ohne Wasser leben könne. Die Erde kam ihm wie ein ver-
chtetes, die Luft wie ein verdünntes Wasser, das Feuer wie
e verdünnte Luft vor. Er stimmte hierin mit andern Philosophen
erein, und behauptete, daß durch Verdichtung und Verdünnung des Was-
s alle Naturerscheinungen aus diesem Grundelemente hervorgehen, und
eder in dasselbe aufgelös't werden. Sollte das Wasser die Ursache der
ntstehung aller Dinge seyn, so durfte er es für keine todte Masse anneh-
en, und legte ihm deßhalb ein Princip der Thätigkeit bei, und dieses
nnte er das Göttliche oder die Weltseele. Wenn er also die Welt
t Dämonen oder Seelen anfüllte, und sogar leblosen Dingen seine
eele beilegte, so sollte dies bedeuten, jene schöpferische formende Kraft, als
sentliche Eigenschaft des Grundelements, ist, wie dieses selbst durch
ganze Welt verbreitet und wirksam. Dies war auch das Band,
durch Thales seine Philosophie mit der Volksreligion verknüpfte, nur
ß er nicht die Naturgegenstände selbst mit den Dämonen oder Kräf-
welche sie nach seiner Meinung regierten, verwechselte. Die Nach-
hten der Alten von den physikalischen und astronomischen Kenntnis-
des Thales sind sehr sehr widersprechend. Daß er den Joniern eine
onnenfinsterniß vorher verkündete, wiewohl er nur das Jahr ihres
intritts anzeigte, setzt richtigere Kenntnisse von dem Sonnensysteme
raus, als er und seine Schüler (nach Plutrach und Diogenes Laer-
s) gehabt haben sollen, wenn nämlich jene Vorhersagung auf eigene
eobachtung und Rechnung sich gründete. Wahrscheinlich aber hatte
hales bei dem Aufenthalt in Aegypten oder durch der Astronomie kun-
ge Phönicier die Kunde von der bevorstehenden Sonnenfinsterniß er-
lten, oder eine mechanische Methode, sie zu berechnen, gelernt. Merk-
rdig ist es auf jeden Fall, daß die ionische Schule anfing, die Ge-

stirne als bloße Körper, und nicht nach dem Volkswahne, als göttliche Wesen zu betrachten.

Thalia (Thaleia), eine von den neun Musen, den Töchtern Jupiters und der Mnemosyne. Sie war den Landleuten als Erhalterin alles Sprossenden, und auch als Erfinderin des Ackerbaues und der Baumzucht heilig. Daher nennt man sie auch Mutter des Paläphatus, der von der Baumzucht schrieb. Gewöhnlich wird sie als die Muse des Lustspiels angesehen, das bekanntlich seinen Ursprung aus dem ländlichen Leben hatte. (M. s. Schauspiel.) In dem Museum der Künste zu Paris (jetzt wahrscheinlich wieder im Museum Pio-Clementinum zu Rom) befindet sich eine Bildsäule der Thalia mit Epheu gekrönt, wo durch sie eben als Vorsteherin der Komödie, welche dem Bacchus heilig war, dargestellt wird. — Thalia heißt auch eine von den Grazien (m. s. d. Art. Grazien), ingleichen eine von den Nereiden, und endlich eine Nymphe am Flusse Simäthus in Sicilien, welche vom Jupiter umarmt wurde, und aus Furcht vor dem Zorn der Juno wünschte, daß die Erde sie in ihren Schooß schließen möchte, welches auch geschah.

Thämyris oder Thamyras, ein berühmter Dichter vor Homer, ein Thrazier vom Volke der Edonen und Sohn des Philammon und der Arsinoe oder der Argiope. Seine Stimme war sehr angenehm, und in den pythischen Spielen trug er den Preis davon. Seine Gesänge begleitete er mit der Zither. Platon setzt ihn neben den Orpheus, Olympus und Phemius, und rühmt, daß ihm Niemand im Flöten- und Zitherspiel und im Singen gleich gekommen sey, daher habe auch nach seinem Tode seine Seele ihren Wohnplatz in einer Nachtigall genommen. Eben so ehrenvoll vergleicht ihn Strabo mit dem Musäus. Berühmt ist in der Fabel sein Wettstreit mit den Musen. Stolz auf die Schönheit seines Gesanges foderte er die Göttinnen selbst zum Wettstreit heraus unter der Bedingung, daß er als Sieger der Umarmung jeder Muse gewürdiget werden, im Fall er aber besiegt würde, sich jede Strafe, welche die Musen ihm auferlegen wollten, gefallen lassen sollte. Er verlor und die Göttinnen bestraften ihn mit Blindheit, zerbrachen seine Zither, und beraubten ihn aller seiner musikalischen Talente. Homer (Iliade II. V. 595) besingt die Fabel nach Stolbergs Uebersetzung in folgenden Versen:

> — wo die Musen dem thrazischen Sänger
> Thamyris die heilige Gabe des Liedes entrissen,
> Da er von Oechalia kam, Eurytos verlassend.
> Denn er hatte prahlend verheißen, im Liede zu siegen,
> Wann auch gegen ihn sängen die Musen, die Töchter Kronions.
> Drob erzürnten die göttlichen Jungfrauen, gaben ihm Blindheit,
> Nahmen die Gabe des Liedes, mit ihr die Gabe der Harfe.

Nach Einigen ging er den Wettstreit nur mit einer Muse ein. Pausanias läßt ihn seine Augen durch eine Krankheit und damit den Muth zum Gesange verlieren. Er soll auch der Erfinder der dorischen Tonart seyn. Die Griechen hielten ihn für den Engonasis am Himmel, indem er in der knieenden Stellung, in welcher er die Musen um Verzeihung bat, unter die Sterne versetzt wurde. Seine Gedichte sind sämmtlich verloren gegangen, und dasselbe ist auch mit dem Trauerspiel des Sophokles über ihn der Fall.

Tharant, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts Granaten genannt. Ein Städtchen im Erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, 150 Häuser, 800 Einwohner. Die Schloßbach theilt das Städtchen in zwei Hälften, und ergießt sich nebst dem Todten- und Zeisigbach

die Weiseritz. Arbeiten in Holz, die Lohgerberprofession und Lein-
ebrei machen die Hauptnahrungszweige der Einwohner aus. Im Orte
lbst ist das königliche Forstinstitut, und das 1792 angelegte Bad, wel-
es sein Wasser aus zwei mineralischen Brunnen, dem Sidonien-
nd Heinrichsquell, empfängt. Die schöne Natur und die gesunde
ebirgsluft tragen das ihrige zum guten Rufe des Bades bei. Das
adehaus liegt vor einer anmuthigen Wiese, und ist vom Amtschirur-
us Butter angelegt worden. An der Seite der Stadt liegen auf ei-
em freistehenden Felsen die Ruinen des Schlosses Tharant. Im An-
nge des 13ten Jahrhunderts gehörte dieses Schloß dem Markgrafen
on Meißen, Heinrich dem Erlauchten. Sidonia oder Zedena, Toch-
r des böhmischen Königs Podiebrad, und Gemahlin Alberts, des
Stammvaters der Albertinischen Linie, wählte Tharant zum Witwensitze.
Sie starb den 1sten Februar 1510, und seitdem ist es nie wieder von
ner fürstlichen Person bewohnt, wohl aber dann und wann besucht
orden. Tharant blieb noch im baulichen Wesen bis 1562, allein
568 wurden die besten Geräthe nach Grillenburg geschafft, das Dach
bgedeckt, das Fensterblei zusammengeschlagen und verkauft, und nun haben
Blitz und Stürme die Zerstörung so vollendet, daß von dem sonst so berühm-
en Schlosse nur noch drei Mauern und die Trümmern des Thurmes stehen.

Thatbestand, oder Corpus delicti, ist der Inbegriff derjenigen
Thatsachen, welche zur moralischen Gewißheit eines Verbrechens erfor-
ert werden. Von dem wirklichen Daseyn eines Verbrechens (dem
Thatbestande oder corpore delicti) kann man sich entweder sinnlich über-
eugen oder nicht. Im erstern Fall hat nämlich das Verbrechen sinnlich
emerkbare Spuren hinterlassen, und da muß in Criminalfällen der
Richter mit zwei Schöppen, dem Gerichtsschreiber, und den Umständen
nach mit Zuziehung zweier Kunstverständigen, die That an und für sich
und die dieselbe begleitenden Umstände gehörig untersuchen. In dem an-
ern Falle, wo das Verbrechen keine Spuren hinterließ, kann die Un-
ersuchung nur auf die Aussage gültiger Zeugen, oder auf das Bekennt-
iß des Angeschuldigten, oder auf andere rechtliche Anzeigen und ver-
ünftige Muthmaßungen gebauet werden. Bei dem Mangel dieser oder
iener fehlt das Corpus delicti, und alle Berechtigung zu einer Unter-
suchung. Sowohl im Anklage- als im Inquisitionsprozeß muß der
Thatbestand bewiesen seyn, und es kann von dieser Regel selbst dann
keine Ausnahme Statt finden, wenn der Verbrecher selbst die That
mit allen dieselbe begleitenden Umständen bekennen sollte. Es wird je-
doch kein mathematischer Beweis des Thatbestandes erfordert, sondern
es genügt bei solchen Verbrechen von denen keine Spur mehr vorhan-
den ist, wenn aus dem ganzen Zusammenhange der Sache sich die größte
Wahrscheinlichkeit ergibt, daß das Verbrechen in der actenkundigen Maße
wirklich gegründet sey. Je größer der Nachtheil nach erwiesenem That-
bestande für den Verbrecher ist, je sorgfältiger muß der Richter das Cor-
pus delicti prüfen. Um überhaupt wegen eines angeblich verübten Verbre-
chens weiter nachforschen, oder inquiriren zu können, genügt jedoch unter
Einschränkungen das Gerücht und die Denunciation; ersteres
nämlich, wenn es sich allgemein verbreitet, man von dem Ungrund des-
selben nicht durch Beweise des Gegentheils überzeugt, das Gerücht selbst
von zwei glaubhaften Zeugen bestätigt wird, und der angebliche Ver-
brecher ein Mensch ist, zu dem man sich der That versehen kann.
Die Denunciation oder Anzeige aber muß, wenn sie eine Untersuchung
begründen soll, von einer Person herrühren, die als Zeuge unverwerflich
ist, von der Angabe und Bestrafung keinen Vortheil hat, das Ver-

brechen selbst mit allen dasselbe begleitenden Umständen genau angi[ebt]
und die Anzeige eidlich erhärtet. Auf die Denunciation eines Ju[den]
gegen einen Christen ist auch dann zu achten, wenn der Angeber s[ich]
durch eine besondere Rechtschaffenheit unter seinen Glaubensgenoss[en]
auszeichnet, und seine Denunciation von andern Wahrscheinlichke[iten]
unterstützt wird. Wenn jedoch die angebliche Begehung einer gewiss[en]
Missethat noch auf der bloßen Möglichkeit, oder gar auf Unwahrschein-
lichkeit beruht, wenn die gegen die Person streitenden Vermuthunge[n]
nicht zugleich Anzeigen der Missethat selbst sind, so kann der Richt[er]
nicht zur Specialinquisition schreiten. Zur letztern, so wie zur Inhaf-
tirung wird übrigens keine völlige Gewißheit des Thatbestandes erfo-
dert, sondern es genügen schon Anzeigen, die einen halben Beweis bil-
den gegen eine Person, zu der man sich der That versehen kann. U[m]
auf eine Leibesstrafe zu erkennen, wird gleichfalls kein ganz vollstän-
ger Beweis des Corporis delicti erfodert, wenn nur die auf viele
Wahrscheinlichkeit beruhende Gewißheit vorhanden ist. Um auf Tode-
strafen erkennen zu können, wird die höchste moralische Gewißheit d[es]
Thatbestandes verlangt. Wenn ein Verbrechen, das Spuren nachgelass[en]
hat, gar nicht, oder doch nicht gehörig hat untersucht werden kön-
nen, so kann die Todesstrafe Statt finden, falls nur anderweitig we-
gen des Thatbestandes eine moralische Gewißheit vorhanden ist, au[ch]
alle Umstände und die höchste Wahrscheinlichkeit, oder Aussagen unve[r-]
werflicher Zeugen, das von dem Angeschuldigten abgelegte Bekenntni[ß]
bestätigen. Läugnet der Angeschuldigte aber die Existenz des Verbre-
chens mit wahrscheinlichen Gründen, wodurch der Thatbestand zwei-
felhaft wird, so kann unter keinen Umständen die Todesstrafe Statt
finden. Wird aber der Verbrecher der Missethat, von deren Existen[z]
man nach moralischen Gründen überzeugt ist, durch zwei gültige Zeu-
gen überwiesen, und kann er keine vernünftige oder wahrscheinliche Ein-
würfe wider die Richtigkeit des Thatbestandes machen, so kann er, tro[tz]
seines Läugnens, zum Tode verurtheilt werden. Wenn der Thatbestand
zwar untersucht, aber nicht genugsam und auf eine rechtmäßige Weise
untersucht ist, jedoch wegen der Existenz des Verbrechens solche Beweise
und Vermuthungen vorhanden sind, die der Angeschuldigte nicht ab-
lehnen oder entkräften kann, so ist der Thatbestand zur Erkennung der
Todesstrafe hinlänglich bewiesen. Nimmt hingegen der Angeschuldigte
wahrscheinliche Gründe zu seiner Vertheidigung aus der nicht gehörigen
Untersuchung des Thatbestandes her, so ist der letztere nicht hinlänglich
bewiesen, um darauf die Verurtheilung zur Todesstrafe zu gründen.
Indessen kann hinsichtlich einer sogenannten außerordentlichen Strafe
ein Endurtheil Statt finden. Man nennt auch häufig die sinnliche
Wirkung eines Verbrechens und die Werkzeuge, womit es begangen
worden, den Thatbestand oder Corpus delicti. N. P.

Thatsache heißt (im juristischen Sinne) alles, was in Zeit und
Raum wirklich geschehen, oder nach gesetzlicher Vorschrift als geschehen
zu betrachten ist. In der Regel müssen alle Thatsachen, die nicht no-
torisch sind, von dem, der sie behauptet, bewiesen werden. Indessen
gibt es doch 1. Thatsachen, die als wahr angenommen werden,
selbst wenn das Gegentheil bewiesen werden könnte, z. B. daß die Zah-
lung einer Schuld geschehen sey, wenn die Quittung 30 Tage alt ist.
Diese Art von Vermuthungen, wodurch der Beweis des Gegentheils
ausgeschlossen wird, heißen Praesumtiones Juris et de Jure. 2.
Wird manche Thatsache nach rechtlicher Vorschrift so lange als wahr
angenommen, bis das Gegentheil erwiesen ist. Da heißt es: es streite

ie rechtliche Vermuthung, oder die Praesumtio Juris für sie, z. B. Jeder wird für gut gehalten, bis das Gegentheil bewiesen ist. Alle übrigen Thatsachen, die weder die Notorietät noch eine Art jener beiden Vermuthungen für sich hat, bedürfen, wenn Jemand gerichtlich sich darauf beruft, eines Beweises. N. P.

Thau ist der wässerige atmosphärische Niederschlag, welcher auf den Pflanzen und andern Dingen im Sommer als Tropfen, im Winter als Reif sichtbar ist, und sich bei dem Aufgange und Niedergange der Sonne an heitern Tagen zeigt. Die Ursache seiner Erscheinung ist in der zu jenen Augenblicken Statt habenden schnellen Temperatur-Erniedrigung der Atmosphäre zu suchen, wodurch der darin luftförmig aufgelöste Wasserdunst zur dichtern, liquiden Form zurückgeführt wird. In den gemäßigten Himmelsstrichen fällt nicht viel Thau, weil in ihnen viel Regen sich einfindet, überhaupt auch die hygrometrische Feuchtigkeit der Atmosphäre bedeutender ist als im wärmern Clima, wo die Temperatur, durch anhaltenden heitern Himmel gesteigert, eine größere Menge Wasser luftförmig enthält. Eben dies ist aber auch die Ursache des ausnehmend starken Thaues, der täglich in warmen Ländern, in Italien, Afrika u. s. w. einem Regen gleich fällt, und während des heitern Sommers den Regen ersetzen hilft. F.

Theater (aus dem Griechischen) bedeutete eigentlich den Theil des Schauspielhauses, wo die Zuschauer saßen, oft auch das ganze Gebäude selbst, niemals, wie bei uns, die Schaubühne. Wir nehmen hier das Wort in dem Sinne, in welchem es das ganze Gebäude anzeigt. Nach den Tempeln waren bei den Griechen und Römern die Schauspielhäuser die vornehmsten Gebäude, da sie nicht bloß zum Vergnügen dienten, sondern auch zu einem Theil des Gottesdienstes bestimmt waren. Als dem Bacchus geweiht, hießen sie auch oft dionysische oder lenäische Theater, die darauf vorgestellten Stücke nannte man häufig Dionysiaka, und die Schauspieler dionysische Künstler. Jede beträchtliche griechische und römische Stadt hatte ihr Theater; allein so niedrig die Schauspielkunst selbst anfangs stand (m. s. Thespis, auch Schauspiel), so schlecht waren die Plätze, wo man die Stücke aufführte. Eine Hütte, ohne alle Kunst, von Baumzweigen aufgeführt, war die Bühne, auf welcher man an Bacchusfesten vor dem versammelten Volke die Dithyramben zur Ehre des Gottes absang. Thespis zog mit einem Wagen umher, und führte darauf seine rohen Stücke auf. Susarion gab seine satyrischen Stücke auf einem Brettergerüste, und erst nach und nach entwickelte das Genie der Griechen jene Meisterwerke der Baukunst, deren Trümmer wir noch bewundern. Die Römer, ihre Nachahmer, übertrafen sie in Hinsicht der Pracht und Größe. Die ersten steinernen Theater wurden in den griechischen Colonien in Etrurien und Unteritalien gebauet, und zu Adria, einer Colonie der Etrusker, findet man noch jetzt die Ueberbleibsel eines Theaters, welches das älteste uns bekannte ist. Auch in Sicilien gab es früher als in Griechenland steinerne Theater. Noch in der 70sten Olympiade war das Schauspielhaus zu Athen von Holz; als es aber bei der Aufführung eines Stücks von Pratinas wegen der großen Menschenmenge einstürzte, begann man zu Themistokles Zeit den Bau eines steinernen, welches das erste der Art in Griechenland und das Theater des Bacchus war. Es diente nachher zum Muster aller übrigen. Auch die Römer hatten lange Zeit hindurch nur hölzerne Theater, welche nach Aufführung der Stücke, zu denen sie errichtet waren, wieder eingerissen wurden. Es waren bloße Brettergerüste für die Schauspieler. Die Zu-

schauer mußten stehen. Marcus Aemilius Lepidus bauete zuerst ein Schauspielhaus mit Sitzen für die Zuschauer. In den letzten Zeiten der Republik wurden die Theater des Scaurus und Curio gebauet, die sich zwar durch Größe und Pracht auszeichneten, aber gleichfalls von Holz waren, und nach geendigten Spielen wieder abgetragen wurden. Das Theater des Marcus Aemilius Scaurus, eines Aedilis curulis und eines Zeitgenossen des Cicero und Cäsar, war überaus prächtig und so groß, daß es 80,000 Menschen fassen konnte. Die Scena (derjenige Theil, wo die Schauspieler agirten), war mit drei über einander befindlichen Säulenreihen verziert, die 360 Säulen enthielten. Die unterste Reihe, 38 Fuß hoch, war von Marmor, und in den Zwischenreihen mit 3000 Statuen geziert; die zweite Reihe war von Glas, die dritte Reihe von vergoldetem Holze. Was von kostbaren Tapeten, prächtigen Gemählden und Verzierungen aller Art in dem Theater nicht Platz fand, ließ Scaurus in seine Wohnung nach Tusculum bringen; seine Sklaven legten aus Bosheit Feuer daran, und der Schaden des Brandes betrug an 100 Millionen Sestertien (gegen 5 Millionen Thaler). Pompejus ließ in Rom das erste steinerne Theater aufführen, auf dessen Trümmern jetzt der Palast Ursini steht. Es ward nach einem Risse des Theaters von Mitylene gebauet, und erst unter Caligula vollendet. Es faßte 40,000 Menschen. Jetzt sind nur wenige Ruinen davon zu sehen. Nach Errichtung des pompejischen wurden nicht bloß in Rom, sondern auch in andern Städten des römischen Gebiets steinerne und stehen bleibende Theater erbauet. Von dieser Zeit an wurde auch die Scena mit Marmor bekleidet, und bekam marmorne Säulen. Zu gewissen Festen und Spielen wurde sie noch außerdem mit größter Pracht ausgeziert; ja, auf Nero's Befehl wurde die Scena mit Gold überzogen, und weil auch der ganze Umfang des Theaters und alles, was auf die Bühne gebracht ward, vergoldet, oder mit Gold geschmückt war, so wurde der Tag, an dem dies geschah, der goldene genannt. Auch hinter der Scena wurde bei dem lateinischen Theater ein Säulengang angelegt, zum Zufluchtsort der Zuschauer bei üblem Wetter. Dies war bei dem pompejischen Theater gleichfalls der Fall. Es schloß einen großen, mit Bäumen, die von Alleen durchschnitten waren, besetzten, mit einem Springbrunnen und Statuen verzierten Platz ein. Erst einige Zeit nach dem punischen Kriege entstand der Gebrauch, um die Unbequemlichkeiten des Wetters zu vermeiden, das Theater und die Orchestra mit einem Tuche zu überspannen. Dieser Gebrauch ward durch Quintus Catulus zuerst aus Campanien nach Rom gebracht. Catulus nahm Purpurdecken dazu. Ueberhaupt waren die Tücher, deren man sich dazu bediente, gewöhnlich mit Purpur und andern lebhaften Farben gefärbt. Späterhin nahm man die feinste und kostbarste ausländische Leinwand, und Nero ließ sogar einen Teppich, der mit Gold geschmückt und in dessen Mitte sein Bildniß gestickt war, wie er von Gestirnen umgeben, den Sonnenwagen lenkte, dazu nehmen. Zur Linderung der durch die Menge von Zuschauern in solchen bedeckten Theatern verursachten Hitze bediente man sich gleich kostbarer Mittel. Pompejus ließ zuerst die Wege und Treppen zu den Sitzstufen mit Wasser anfeuchten. Nachher gebrauchte man dazu eine Mischung von Wein und Wasser, worin man den besten cilicischen Safran aufweichte, um einen angenehmen Geruch hervorzubringen. Diesen Crocuswein leitete man in Röhren, die in den Mauern des Theaters versteckt lagen, und brachte ihn von da durch ein Druckwerk bis zu den obersten Sitzen. Hier erhielten die Röhren ganz kleine

Oeffnungen, durch welche der Wein wie ein feiner Regen herabspritzte, und dadurch im ganzen Theater eine Kühlung verbreitete. Außer dem Safran wurde auch bisweilen Balsam unter den Wein gemischt; und oft wurden die zur Verzierung des Theaters angebrachten Statuen zum Verspritzen des Crocusweins gebraucht, indem sie hohl waren, und man den Wein durch Röhren hineinleitete. Man bauete die Schauspielhäuser so viel möglich immer an dem Abhange eines Hügels oder Berges, um hier auf eine bequeme Art die Sitze für die Zuschauer stufenweise über einander anlegen zu können. War der Platz eben, so mußte für die Sitze ein hoher Unterbau angelegt werden; bei den Griechen war dies seltner als bei den Römern der Fall. Konnte in dem Berge nicht die halbrunde Form des Theaters füglich angebracht werden, so legte man nur den mittlern Theil der Sitze in dem Berge an, und die beiden Enden erhielten einen Unterbau. Die Form des Gebäudes war ein Halbcirkel, dessen beide Enden nach der Richtung der Tangenten an jedem Endpunkte des Halbcirkels etwas verlängert, und durch ein Quergebäude zusammen verbunden waren. Es hatte drei Haupttheile: 1. das eigentliche Theater, d. i. der Platz für die Zuschauer in einem halben Cirkel; 2. die Scena oder der Platz für die Schauspieler in dem Quergebäude, 3. das Orchester. Hierin stimmten die griechischen und römischen Schauspielhäuser im Wesentlichen überein. In andern Stücken unterschieden sie sich aber merklich. (M. vergl. hier auch die Artikel Chor, Orchester, Proscenium, Scene.) Zu dem Maschinenwesen, besonders der Griechen, gehörte 1. die eigentlich sogenannte Maschine am linken Eingange über der Scene, um in den Trauerspielen die in der Luft schwebenden Götter und Helden darzustellen; 2. das Theologeion über der Scene zur Darstellung der Götter im Olymp; 3. der Krahn, eine Maschine, die von oben herabgelassen wurde, um eine Person schnell von der Bühne zu entrücken; 4. das Hängezeug, herabhängende Stricke, um die in der Luft schwebenden Götter und Heroen festzuhalten. Andere Maschinen befanden sich unter der Bühne, z. B. eine Hebemaschine, um das Heraufsteigen, z. B. eines Flußgottes, zu bewirken u. s. w. Außer den schon genannten, waren die vorzüglichsten Theater der Alten die zu Segesta, Syracus und Agyrium auf Sicilien; die schönen Schauspielhäuser zu Corinth und zu Sparta (wovon noch Trümmer übrig sind) und zu Epidaurus und Megalopolis auf der Insel Aegina, sollen die prachtvollsten Theater Griechenlands gewesen seyn. Von dem zu Epidaurus sieht man noch wichtige Ruinen. Von den vielen Theatern in den italischen Städten bemerken wir nur die in neuern Zeiten wieder entdeckten zu Herculanum und Pompeji, so wie auch das zu Iguvium in Umbrien, zu Antium und Pola. In Rom waren außer dem Theater des Pompejus das Theater des Cornelius Balbus und das des Marcellus (welches 22,000 Menschen faßte) die vorzüglichsten. Sowohl die innere als äußere Einrichtung unserer jetzigen Theater unterscheidet sich sehr von der griechischen und römischen. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die bereits angeführten Artikel, und auf Schaubühne. Erst spät erhielten wir Deutsche eigentliche Schauspielhäuser, da die frühern theatralischen Darstellungen entweder in andern öffentlichen und Privatgebäuden, oder auch unter freiem Himmel gegeben wurden. Jetzt hat Deutschland eine Menge von Schauspielhäusern und in festem Gehalt stehende Schauspielergesellschaften. Die wichtigsten deutschen Theater waren und sind: zu Wien, Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg, Mannheim, München, Stuttgart, Carlsruhe, Cassel, Braunschweig,

Frankfurt am Main, Weimar, Breslau, Prag, Königsberg u. s. w. — Unter Theater versteht man auch häufig im uneigentlichen Sinn 1. den Inbegriff der für theatralische Darstellung bestimmten Dichterwerke eines Volks, z. B. Theater der Britten, der Deutschen u. s. w.; 2. den Inbegriff der theatralischen Werke einzelner Schriftsteller, z. B. Schillers, Florians, Voltaire's Theater; 3. nennt man oft auch Oerter, wo andere Gegenstände zu sehen sind, Theater, z. B. anatomisches Theater, Kriegstheater u. s. f. Man vergl. hier noch die Artikel: deutsches, dänisches, englisches, französisches, italienisches u. s. w. Theater, und den nachfolgenden: theatralische Darstellung.

Theatiner, regulirte Chorherren, 1524 vom h. Cajetan von Thiene und dem nachmaligen Papste Paul IV., noch als Pater Caraffo gestiftet, und nach des Letztern Bischofssitze Theate benannt. Sie verpflichteten sich neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden zum Predigen gegen die Ketzer, zur Seelsorge, zur Pflege der Kranken, zur Begleitung der Missethäter, und zu einem Vertrauen auf die Vorsehung, wobei sie weder ein Eigenthum besitzen, noch Almosen sammeln, sondern die Gaben der Wohlthätigen erwerben wollten, aber in letzterer Hinsicht, wie die Pracht ihrer Kirchen und Altäre zu verrathen scheint, wohl etwas nachgiebiger gewesen seyn mögen. In Italien, hauptsächlich in Neapel, sind sie zahlreich und vielgeltend, und meist werden aus ihrer Mitte die Bischöfe genommen. Auch haben sie sich in Spanien und Polen verbreitet, und selbst in Mingrelien 1627 ein Kloster ihres Ordens gegründet. (S. Orden.) E.

Theatralische Darstellung ist die sinnlich vollkommene Nachahmung einer Handlung sowohl durch körperliche Thätigkeit, durch Geberden, Mienen und Reden, als auch durch Vorstellung der äußern, mit der Handlung verbundenen Gegenstände und Ereignisse auf einer zu jener Nachahmung eingerichteten Schaubühne. Deßhalb ist die theatralische Darstellung nicht allein auf die Schauspielkunst, welche hauptsächlich die Darstellung der handelnden und redenden Personen, ihrer Sitten, Leidenschaften, Geberden und Mienen zum Gegenstande hat, beschränkt, sondern zu ihrer Vollkommenheit werden auch andere schöne und bildende Künste, z. B. Baukunst, Tanzkunst, Mahlerei, Musik u. s. w. erfodert. Man kann im Allgemeinen auf theatralische Darstellung anwenden, was Voltaire ins Besondere von der Oper sagt, daß es nämlich eine Kunst sey, wo

> les beaux vers, la danse, la musique,
> L'Art de tromper les yeux par les couleurs,
> L'Art plus heureux de séduire les coeurs
> De cent plaisirs font un plaisir unique.

Die Wissenschaft der Kunstregeln zur Verfertigung und Aufführung eines Drama nennt man Dramaturgie. Sie zerfällt wieder in 1. dramatische Poetik (m. s. die Art. Oper und Schauspiel), 2. Scenik (s. Schaubühne, Theater), 3. Schauspielkunst, welche a) in die Declamation oder auch den Gesang, b) in die Mimik, und c) in die Costumirung eingetheilt wird. Nächst der dramatischen Poetik, welche gewöhnlich den Stoff der theatralischen Darstellung liefert, ist die Scenik, d. h. die Wissenschaft der Regeln, wornach eine Schaubühne für theatralische Darstellungen einzurichten und zu verzieren ist, einer der wichtigsten Theile der Dramaturgie, indem er zugleich Kenntniß der ältern und neuern Baukunst, der Mahlerei, Bildnerei, Geschichte, Länder- und Völkerkunde erfodert. Die wichtigsten Gegenstände der ältern und neuern Scenik sind bereits unter den Artikeln Schaubühne, Scene,

Theater, ingleichen Orchester, Thespis, und unter den übrigen dort angeführten Titeln abgehandelt. Wir beschränken uns deßhalb hauptsächlich hier auf Schauspielkunst, in so weit dieser Gegenstand nicht gleichfalls unter den angeführten Ueberschriften, so wie unter den Artikeln Declamation, Geberde, Mimik, Pantomime dargestellt worden ist. Die Schauspielkunst im engern Sinne ist der Inbegriff derjenigen Kenntnisse und Fähigkeiten, welche zur Darstellung und Nachahmung von Gemüthszuständen, Reden, Handlungen und Sitten lebender Wesen durch Sprache, Mienenspiel und Costum erfodert werden. Die Mimik ist einer der wichtigsten Theile der Schauspielkunst, indem sie die Darstellung körperlicher, besonders durch den Gemüthszustand veranlaßter Thätigkeiten lebender Wesen zum Gegenstande hat. Unter Geberde versteht man im Allgemeinen jede sichtbare Thätigkeit des Körpers eines belebten Wesens, im engern Sinne aber die sichtbare Aeußerung der Seele oder des Gemüthszustandes durch den Körper. Mimik, als Wissenschaft betrachtet, zeigt die Gesetze, nach welchen die Seele, oder der Gemüthszustand sich durch Geberden äußert; als Kunst ist Mimik der Inbegriff der zur nachahmenden Darstellung der Seelen- und Gemüthszustände mittelst Geberden erfoderlichen Fähigkeiten. Sowohl in wissenschaftlicher als künstlerischer Hinsicht muß Mimik ein Hauptstudium des Schauspielers seyn. Außer einer aufmerksamen Beobachtung des Menschen unter allen Verhältnissen des Lebens ist auch die Betrachtung und Zergliederung solcher bildenden Kunstwerke, welche die Aeußerungen des Seelenzustandes menschlicher Wesen darstellen, für den Mimiker von hohem Nutzen. Daher gehören auch Erfahrungsseelenkunde und Physiognomik nächst der Aesthetik zu den vorzüglichsten Hülfswissenschaften der Mimik. Außerdem muß der Schauspieler die vorzüglichsten Werke über diesen Gegenstand studieren, und hier sind besonders unter den ältern J. J. Engels Ideen zu einer Mimik, Berlin 1785 und 1786, 2 B. 8. (s. auch in seinen Werken) und Lessings hamburgische Dramaturgie (Hamburg 1767, 1768, 2 B. 8., und in seinen Werken), viele Stellen in Göthe's Lehrjahren Wilhelm Meisters, und unter den neuern H. Freiherrn von Seckendorffs Vorlesungen über Declamation und Mimik (Braunschweig 1816, 2 Bände), so wie auch manche theatralische Nachrichten und Beurtheilungen in dem Morgenblatt, der Zeitung für die elegante Welt, dem Freimüthigen, den thüringschen Erholungen und der Abendzeitung (Dresden, bei Arnold) sehr schätzbar. Nächst der Mimik ist die Declamation (s. d. Art.) der Hauptheil der theatralischen Darstellung. So wie die Mimik durch das Auge des Zuschauers auf seine Vorstellungen wirkt, so geschieht dies mittelst der Declamation durch das Ohr. Dem Schauspieler ist es deßhalb Pflicht, seinem Sprachorgan den höchsten Grad von Geschmeidigkeit und Wohllaut zu geben, seine Sprache dem jedesmaligen Gemüthszustande und den Sitten der Person, die er redend darstellt, anzupassen, und Richtigkeit und Reinheit der Sprache selbst sich zum Gesetz zu machen. Auch für diesen Zweig der Schauspielkunst ist das Studium der menschlichen Charaktere und Leidenschaften, die aufmerksame Beobachtung, wie die Menschen nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts und der Verhältnisse ihre Gemüthszustände durch den Ton der Rede ausdrücken, um so mehr erforderlich, als oft durch den unrichtigen Vortrag einer einzelnen Stelle der Eindruck einer ganzen theatralischen Darstellung gestört oder vernichtet wird. Besonders aber muß der Schauspieler in den Sinn des Dichters gehörig einzudringen suchen, und nicht bloß seine Rolle, sondern das ganze Stück studieren. Außer

den bereits angeführten, und vorzüglich dem seckendorffschen Werke, verdient hier noch das Lehrgedicht von Dorat: La Declamation théâtrale, en quatre chants, Par. 1766, 1767, 8, und in seinen Oeuvres bemerkt zu werden. Die richtige Beobachtung des Costums, oder desjenigen, was zu einer Zeit und an einem Orte, wo die zur theatralischen Darstellung gewählte Handlung vorgeht, üblich ist oder war, ist gleichfalls ein wesentliches Erfoderniß, da ohne dieselbe der Zweck der Täuschung des Zuschauers gänzlich verloren gienge (s. Costume). Zum Costum wird, außer den Sitten und Gewohnheiten einer Zeit und eines Ortes, besonders die Bekleidung des Schauspielers gerechnet. Diese muß dem Stoff, der Form und den übrigen Verhältnissen nach, dem Zeitalter und den Gebräuchen des Orts, dem Geschlecht und Alter der Personen gemäß seyn. Je mehr der Dichter auf die Eigenthümlichkeit der Kleidung bei einem historischen Charakter rechnet, je genauer muß sie beobachtet werden. Doch braucht man bei einer theatralischen Darstellung aus einem entfernten Zeitalter nicht zu ängstlich zu verfahren, denn die Herrschaft der Mode wird nur bei Darstellungen aus der neuesten Zeit anerkannt. Das wahrhaft Häßliche eines Costums darf gemäßigt werden, nur auf eine solche Weise, daß es nicht an ein anderes Zeitalter oder Volk erinnert. Die Schamhaftigkeit darf selbst dort nicht verletzt werden, wo sie auch nicht zum Costum eines Volks oder Zeitalters gehört. Auch in scenischer Hinsicht muß das Uebliche genau beobachtet, oder doch nicht auf eine solche Weise vernachlässigt werden, daß der Eindruck auf den Zuschauer und dessen Täuschung dadurch gestört wird. Später, aber auch rascher, wie bei andern Nationen, bildete unter uns Deutschen sich die Schauspielkunst aus; und dies war um so weniger ein Wunder, da Deutschland von jeher durch innere Fehden und lange blutige Kriege erschüttert, und der Wohlstand der Fürsten und Völker zerrüttet wurde. Daher konnte die Schauspielkunst, welche mehr als jede andere, äußerer Unterstützung und Pflege bedarf, sich nicht schneller entwickeln. Hiezu kamen noch die religiösen Ansichten der Völker und ihrer Regenten, die Einführung des römischen Rechts, wornach sogar den Schauspielern eine Art von Anrüchigkeit anklebte, so daß der Stand der Schauspieler lange Zeit hindurch nur das Asyl unglücklicher und oft unfähiger Menschen wurde, die unter dem Druck des Mangels, der Verachtung und anderer äußern Verhältnisse, nicht an Ausbildung ihres Geistes, an Studium ihrer Kunst und der damit in Verbindung stehenden Wissenschaften denken konnten. Die Histrionen und Joculatoren, von denen man in Deutschland die erste Entstehung des Schauspielwesens ableiten kann, würden, nach Einführung des spanischen Hofceremoniels unter Carl V., welches sich bald an alle deutsche Höfe verbreitete, durch förmliche Gesetze noch überdies für ehrlos und anrüchig erklärt, und ihre Erbschaft nach ihrem Tode der Obrigkeit zugesprochen (Sachsenspiegel, 1stes Buch, Art. 37). Damit wurde völlig jedes Streben nach dem Edlern und Bessern erstickt, und nur die rohesten, verächtlichsten Menschen suchten zum größten Nachtheile der Sitten die Hefe des Volks durch Possenreißereien zu belustigen. Indessen war dies doch nicht allgemein der Fall. Schon um die Mitte des 15ten Jahrhunderts wurden sogenannte Fastnachtsspiele, die von den Meistersängern gedichtet waren, von Liebhabern und umherziehenden Fastnachtsspielern aufgeführt. Auch in den Klöstern, besonders in den Jesuiterschulen gab es Schul-Schauspiele, die theatralisch dargestellt wurden, und die sich noch nach der Reformation als Privattheater in protestantischen Ländern erhielten. Indessen waren

die Acteurs nicht als Schauspieler von Beruf, sondern als bloße Liebhaber zu betrachten, die nur zu ihrem und Anderer Vergnügen, nicht aber des Verdienstes wegen, ihre theatralischen Talente zeigten. Die Geistlichkeit jener Zeiten war übrigens der Schauspielkunst nicht so abhold, wie die Geistlichen der spätern Jahrhunderte, und sie selbst beschäftigten sich häufig mit theatralischen Darstellungen, deren Stoff gewöhnlich aus der biblischen Geschichte genommen war. Den 31sten Januar 1417 ließen die englischen Väter vor Kaiser Siegmund, nach dessen Zurückkunft von der Kirchenversammlung zu Kostnitz eine Komödie aufführen, deren Inhalt die Geburt des Heilandes, die Ankunft der Weisen aus Morgenland und der Kindermord zu Bethlehem war. Obgleich die Schulkomödien aus den Klöstern und Jesuitercollegien herstammten, so waren sie doch auch auf andern Schulanstalten gebräuchlich, wo man lateinische Schauspiele schrieb, und sie von den Schülern aufführen ließ, um diese zum Lateinlernen anzuspornen. Dieser, schon zu Anfange des 15ten Jahrhunderts auf Deutschlands Schulen übliche Gebrauch hat sich bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts an vielen Orten erhalten, und mag vielleicht noch hie und da Statt haben. Daß übrigens von theatralischer Kunst bei diesen Darstellungen nicht die Rede seyn konnte, ergibt sich wohl von selbst. Indessen hatten sich schon zu Anfange des 17ten Jahrhunderts wirkliche Schauspielergesellschaften in Deutschland gebildet, unter denen die treuische die erste, und darum die merkwürdigste war, weil der berühmte dänische Oberhofprediger Johann Lassenius sich als einen der eifrigsten und vorzüglichsten Acteurs dabei auszeichnete. Schon vor dieser Truppe sollen zwei Schauspielergesellschaften, und zwar eine unter der Direction eines gekrönten, jetzt vergessenen Poeten, Namens von Sonnenhammer, die andre unter Anführung eines gewissen Carl Pauli existirt haben. Die letztere bestand aus mehreren studierten, und zu jener Zeit gebildeten Leuten. Ein Magister Veltheim führte in Verbindung mit mehreren Studenten aus Leipzig und Jena extemporirte Stücke auf. Gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts nahm der Geschmack an Singspielen so zu, daß beinahe jeder Reichsfürst, ja sogar schon Hamburg, einen eigenen Opernsaal hatte. Die Mitglieder des Pegnitzischen Blumenmordes (s. d. Art. Pegnitz), der sich 1644 gebildet hatte, übersetzten und fertigten viele Schäferspiele, Waldkomödien, Waldgedichte, ländliche Dramen, die dann von den schon bestehenden Schauspielergesellschaften aufgeführt wurden. Ein Mitglied jenes Ordens war Johann Klaj, der, außer seinen Komödien über die Auferstehung und Himmelfahrt Christi, dem leidenden Christus, seinem Engel- und Drachenkampfe, einen „Herodes den Kindermörder, nach Art eines Trauerspiels abgebildet, und von einer deutschliebenden Gemeinde dargestellt" schrieb. Bei der Aufführung dieses Trauerspiels hatte also, nach der Ueberschrift, eine ganze christliche Gemeinde ihre theatralischen Talente gezeigt. Alle diese geschmacklosen Producte boten indessen einen schlechten Stoff für die Schauspielkunst dar, und diese konnte erst zu einer höhern Vollkommenheit gedeihen, als die dramatischen Dichterwerke mehr Gehalt und Regelmäßigkeit erhielten. Eckhof, die Seilerin, Ackermann u. A. wurden um die Mitte des 18ten Jahrhunderts als Künstler, Lessing und Sonnenfels aber als Kritiker durch ihre dramaturgischen Arbeiten die Schöpfer der deutschen Schauspielkunst. Der immer mehr sich veredelnde Stoff, welchen diese Kunst theils durch Uebersetzungen ausländischer Schauspiele, theils durch eigene Arbeiten deutscher Dichter

erhielt, machte die theatralischen Darstellungen bald zu einem der gesuchtesten und geistreichsten Vergnügen der Städte und Höfe. Man fing an, diese so ungerechter Weise verachtete Kunst kräftiger zu unterstützen, die äußern Verhältnisse, und mit ihnen die Sitten des Schauspielerstandes verbesserten sich, und dieser lange Zeit aus Aberglauben und Vorurtheil für anrüchig gehaltene Stand wurde gleich dem aller übrigen Künstler geschätzt und geachtet, so daß selbst Männer von Ansehen und vornehmer Geburt sich nicht schämten, eine Kunst praktisch auszuüben, die so viel zum Vergnügen der Menschheit und zur Sittenveredelung beitragen kann. In die Fußstapfen der bereits angeführten Künstler traten nachher Schröder, Großmann, Brandes, Löwen, Fleck, Reinicke, Christ, Beil, Stephanie, Iffland, Eßlair, die Unzelmann (nachmalige Bethmann), die Fleck, Hendel-Schütz (vormals Eunike), und sehr viele andere Männer und Frauen, die zum Theil nicht bloß in künstlerischer, sondern auch in sittlicher Rücksicht und als Schriftsteller mit Achtung genannt werden. Jetzt besitzt Deutschland eine große Anzahl vortrefflicher, geist- und kenntnißreicher Schauspieler, die sich bei der verdienten Achtung, welche ihrem Stande, bei der Unterstützung, welche ihren Talenten und ihrer Kunst fast allgemein zu Theil wird, eher vermehren, als vermindern werden. Außer den angeführten Werken über die Schauspielkunst verdienen noch l'Arte rappresentativa di Riccoboni (in s. Histoire du Théâtre italien) ein Lehrgedicht, ingleichen Hill's Art of Acting, gleichfalls ein didactisches Gedicht, Lessings theatralische Bibliothek, Sonnenfels Briefe über die wienerische Schaubühne, von einem Franzosen, Ifflands Fragmente über Menschendarstellung auf den deutschen Bühnen, dessen Theaterkalender, Böttigers Entwickelung des ifflandschen Spiels bemerkt zu werden. N. P.

Theben, 1. auch Diospolis magna genannt, war die Hauptstadt von Oberägypten, welches von ihr den Namen Thebais erhielt. Sie war die älteste Hauptstadt des alten Aegyptens, und die Residenz der Könige des thebaischen Reichs in Oberägypten, welches älter als das memphitische in Mittelägypten lange neben diesem blühete, und zuletzt mit demselben vereinigt wurde. Alte griechische Schriftsteller nennen bald den Osiris, bald den Busiris als Erbauer von diesem Theben. Es enthielt eine Menge prächtiger Gebäude von colossalischer Größe, von denen sich bis auf unsere Zeiten Ueberbleibsel erhalten haben. Ein dortiger Tempel hatte vierzehn Stadien (mehr als den zehnten Theil einer deutschen Meile) im Umfange, eine Höhe von 45 Ellen und 24 Fuß dicke Mauern, und war inwendig auf das Reichste mit kostbaren Steinen, mit goldenen, silbernen und elfenbeinernen Geräthen ausgeschmückt. Noch jetzt führen acht große Zugänge zu den Ruinen dieses Tempels. Die Thore selbst sind außerordentlich hoch und breit, pyramidenförmig aus rothem, feinpolirtem Granit erbauet, und überall, felderweise, mit hieroglyphischen Figuren und an den Seiten mit colossalischen Bildsäulen und Basreliefs geziert. In den Vorhöfen des Tempels befinden sich 60 — 70 Fuß hohe, ganz aus Granit gehauene und mit Hieroglyphen bedeckte Obelisken. Der innere Tempel selbst ruht auf 134 Säulen. Außerdem findet man bei dem Tempel noch verschiedene Nebengebäude mit prächtigen Säulenstellungen und Zimmern. Außer andern Ruinen dieser Stadt sind auch die Gräber der Könige, von denen Denon acht Grabstätten besuchte, höchst merkwürdig. Bei seinem Eintritt fand er in einer 12 Fuß langen und 20 Fuß hohen Gallerie alle Wände voll stuckirter, aber zugleich bemahlter Hie-

roglyphen. In sechs der Grabstätten waren selbst die Farben, gelb au
blauem Grund noch ganz frisch. Am Ende der Gallerie standen präch
tige Sarkophage mit Decken, alles voll hieroglyphischer Figuren. Di
Möbeln, z. B. Tabourets, Lehnstühle, waren aus indischem Holz
mit Vergoldung und Sculpturen bearbeitet. Theben blühte noch fort
als es auch nicht mehr die Residenz von Königen war, wurde jedoc
von Cambyses gänzlich zerstört. Es erholte sich aber wieder, und war
unter den Ptolemäern nochmals eine der reichsten und blühendsten Städ
te, allein endlich durch Ptolemäus Lathurus, gegen den es sich em
pört hatte, im Jahr 82 vor Chr. Geb. erobert, und fast ganz z
Grunde gerichtet. Schon Strabo fand nur noch ein Paar elende Dör
fer an der Stelle der ehemaligen Paläste. Die alte Diospolis am rech
ten Nilufer besteht gegenwärtig aus den Flecken Karnak, Luxor un
Medine, an der Stelle von Memnonium, dem westlichen Theile de
Stadt, wo die Bildsäule des Memnon stand, liegt jetzt Medine
Abu. (M. s. auch Voyage dans la haute et basse Egypte, pendan
les campagnes de Bonaparte. Par Vivant Denon, Vol. 2, fol. Par
1802.) — 2. Theben, die Hauptstadt der Landschaft Böotien, un
eine der berühmtesten Städte Griechenlands, die Vaterstadt des Pin
dar, Epaminondas und Pelopidas. Den Grund zu diesem Theben
legte (1500 Jahre vor Chr. Geb.) Cadmus, der Anführer einer phöni
cischen Colonie, indem er die Burg Cadmea, mitten in der nachheri
gen Stadt, bauete. Um diese Burg her legte Amphion nachmals di
Stadt an, umgab sie mit Mauern, und bauete sieben Thore, die e
nach seinen sieben mit Niobe gezeugten Töchtern benannte. Der Um
fang der Stadt soll 70 Stadien, die Burg mit eingeschlossen, betra
gen haben. Auf der Anhöhe, wo die Burg lag, entsprang eine Quelle
die durch unterirdische Röhren in die Stadt geleitet wurde. Die Ge
gend umher wurde durch zwei Flüsse, durch Wiesen und Gärten ver
schönert. Die Stadt hatte viele prächtige Tempel, öffentliche Gebäud
und Bildsäulen. Gegen Morgen lag noch die berühmte Quelle Oedi
podia, worin sich Oedipus von seinem Vatermorde reinigte. Die Re
gierungsform der Thebaner war anfangs monarchisch, und drei Dyna
stien folgten einander auf dem Thron, nämlich 1. die Cadmeer, di
Nachkömmlinge des Cadmus, bis auf Antesion; 2. zwischen ihnen dre
Sparter, Amphion und Zethus, während der Minderjährigkeit de
Lajus, und Kreon zwischen Lajus und Oedipus; 3. die Böotier
nämlich die drei letzten Könige. Die Söhne des Oedipus, Eteokle
und Polynices, verglichen sich um das Jahr 1230 vor Chr. Geb., ei
Jahr um's andre in Theben zu regieren, allein der ältere Eteokle
hielt diesen Vertrag nicht, und Polynices flüchtete zum Adrastus Kö
nig von Argos, der mit mehreren peloponnesischen Fürsten verbunde
gegen Theben zog. Es wurde belagert, vertheidigte sich aber hartnäck
und endlich sollte ein Zweikampf der beiden Brüder entscheiden, de
aber mit ihrem beiderseitigen Tode endigte. Nun folgte der Sohn de
Eteokles, Laodamus, für den sein Großonkel Kreon als Vormund r
gierte. Die den Krieg noch fortsetzenden Argiver wurden nun sämm
lich niedergehauen, den Adrast ausgenommen, auf dessen Bitte Th
seus gegen Kreon zog, ihn tödtete, und die Thebaner zwang, das B
gräbniß der erschlagenen Argiver zu gestatten, welches sie vorher ve
weigert hatten. Die Söhne oder Enkel (Epigonen) der verstorbene
Fürsten rächten zehn Jahre nachher den Tod ihrer Aeltern. Angefüh
vom Thersander und Alkmäon, eroberten und zerstörten sie Theb
1215 J. vor Chr. Geb.), und tödteten oder verjagten den Laodam

Nun regierte wahrscheinlich Thersander, Polynicens Sohn, und nach seinem Tode vor Troja sein unmündiger Sohn Tisamenus, unter der Regentschaft des Peneleus. Als endlich der letzte König der Thebaner Xanthus in einem Zweikampfe gegen den athenischen König Melanthus blieb, wurde 1126 zu Theben eine demokratische Regierungsverfassung eingeführt. Gleich Athen und Sparta strebte von nun an auch Theben nach der Oberherrschaft in Griechenland. Allein die Trägheit und die treulosen Verbindungen der Thebaner mit den Persern hinderten ihr Emporkommen. Ihre böotischen Städte fielen ab, und eine Verbindung, die sie mit den Spartanern eingiengen, um ihr altes Ansehen in Böotien wieder zu erlangen, blieb fruchtlos. Die Athener nahmen sich der Böotier an, und die Thebaner verloren ihre Herrschaft über Böotien, welches sich jetzt den Atheniensern unterwarf. Im peloponnesischen Kriege leisteten die Thebaner den Spartanern wichtige Dienste, und waren in ihren vielen nachfolgenden Kriegen gegen Athen und Sparta nicht minder glücklich. Endlich aber bemächtigte sich Phöbidas der Festung Cadmea, und nun erlangte die aristokratische Partei die Oberhand. Bedrückungen und Ungerechtigkeiten jeder Art fanden Statt, bis endlich Pelopidas und Epaminondas, die Stützen der demokratischen Partei in Theben, eine Verschwörung zu Stande brachten, und die Tyrannen ermordeten. Sie wurden dafür von dem Volke unter lautem Jubel zu Böotarchen ernannt. Allein der Spartaner Kleombrotus rückte in Böotien ein, und verheerte dies Land, um die Thebaner zu bestrafen. Athen, obgleich es zur Revolution behülflich gewesen war, trennte sich aus Furcht von den Thebanern. Der kluge Pelopidas aber, um die Athener gegen die Spartaner aufzubringen, beredete den vom Kleombrotus zurückgelassenen Feldherrn Sphodrias, den athenischen Hafen Piräus zu überfallen. Er that es, und war unglücklich, und Athen erklärte nun den Krieg gegen Sparta. Die Athener und Thebaner, jetzt wieder vereint, siegten in den meisten Gefechten. Doch schlossen die erstern am Ende unter persischer Vermittelung Frieden. Theben aber setzte den Krieg fort, um Böotien zu behalten, und nun erfochten sie die berühmten Siege unter Pelopidas und Epaminondas, wodurch Theben plötzlich über alle Staaten Griechenlands erhoben wurde. Fast alle peloponnesischen Völker standen gegen Sparta auf, und verbanden sich mit den Thebanern. Die Perser und Athener hielten es nun mit Sparta, indessen konnte man gegen Männer, wie Epaminondas war, wenig ausrichten, obgleich die Thebaner auch sich genöthigt sahen, eine Armee unter Pelopidas nach Thessalien und Macedonien zu schicken. Der Krieg dauerte fast ununterbrochen glücklich für Theben bis zur letzten Schlacht bei Mantinea und dem Tode des Epaminondas fort. Unter Artaxerxes Vermittelung kam nun ein allgemeiner Friede zu Stande, worin jeder Theil seine Besitzungen erhielt. Allein Theben — wenn gleich noch einige Zeit furchtbar — fing wieder an zu sinken. Die Amphyctionen, welche jetzt ihr Ansehen fast ganz verloren hatten, erhoben sich wieder. Euböa erkannte die Oberherrschaft Athens, und Theben scheint vergeblich versucht zu haben, es wieder zu erobern. In dem heiligen Kriege nahmen die Thebaner Partei gegen den Phocis, und verbanden sich dann mit den Athenern und andern Griechen gegen Philipp von Macedonien. Nach der Niederlage bei Chäronea aber mußte Theben macedonische Besatzung einnehmen, und die Verbannten zurückberufen. Nach Philipps Tode empörten sich die Thebaner gegen den Alexander, den sie gleichfalls für todt hielten, riefen die Geflüchteten zurück, und

versuchten die Macedonier aus Cadmea zu verjagen. Doch schnell eilte Alexander herbei, eroberte und zerstörte Theben, und machte die Einwohner zu Sklaven. Zwanzig Jahre später stellte Cassander Theben wieder her, doch blieb es von jetzt an unbedeutend. Im Kriege der Römer gegen den Mithridates von Pontus trat es aus Dankbarkeit gegen Athen auf die Seite des letztern, wurde aber dafür von den Römern hart gezüchtigt. Von der Zeit an verschwanden die Thebaner immer mehr aus der Geschichte, und zu Pausanias Zeiten war nur noch die Burg Cadmea unter dem Namen von Theben bewohnt. Zur Zeit seiner Blüthe war Theben sehr volkreich. Die Einwohner waren, wie die zu Athen, in drei Classen getheilt: in Bürger, ansässige Fremde und Sklaven. Die Stadt war gewissermaßen die Hauptstadt Böotiens, und stand an der Spitze einer großen Verbindung mehrerer Städte dieses Landes. Die Staatsangelegenheiten wurden zuerst von vier Reichscollegien in den vier Distrikten, in welche Böotien getheilt war, und welche zusammen elf Böotarchen wählten, erörtert, und dann auf einem allgemeinen Reichstage, zu welchem jede Stadt Abgeordnete schickte, entschieden. Reichstag wurde zu Theben gehalten. Das letztere hatte, als demokratischer Staat, seinen eigenen Senat, und das Commando im Kriege und die Gerichtspflege wurden von den Böotarchen und Polemarchen besorgt. Handwerker und Kaufleute konnten zwar Bürger, aber nicht obrigkeitliche Personen werden. Kinder, welche von ihren Aeltern nicht ernährt werden konnten, wurden nicht von ihren Aeltern, wie im übrigen Griechenland, ausgesetzt, sondern vom Staate an einen wohlhabenden Bürger verkauft, der sie erzog, und als seine Sklaven betrachtete. Die böotischen Städte suchten oft ihre Unabhängigkeit von Theben zu behaupten, und trennten sich häufig vom Bunde, aber nur selten konnten sie ihren Zweck ganz behaupten. 3. Theben, eine See- und Handelsstadt in Thessalia Phthiotis, an der Küste von Phalera und Sperchia, oder am Halon, erhielt vom König Philipp den Namen Philippopolis. 4. Theben, eine Stadt an der Küste des arabischen Meerbusens in Arabien. Sie war sehr bedeutend. 5. Theben, mit dem Beinamen Eetionis, weil Eetion hier König war, eine Stadt im südlichen Mysien, welche Achilles während des trojanischen Krieges zerstörte. Strabo setzt dies homerische Theben auch an die Küste Pamphyliens in die Stelle des nachherigen Castells Tenedos.

Thee sind die getrockneten Blätter einer Staude oder eines Strauchs, der in China und Japan häufig wächst, ungefähr drittehalb Ellen hoch ist, ein hellgrünes Laub, rothe Blüthen und eine braune Samenkapsel hat, die, wenn sie völlig reif ist, aufspringt. Man zieht diese Staude aus den Samenkernen, die drei bis vier Zoll tief in die Erde gesteckt werden. Im dritten Jahre trägt die Staude schon reichlich Blätter, aber nach dem siebenten Jahre nimmt ihre Fruchtbarkeit ab. Fast in allen Provinzen des chinesischen Reichs wird die Theestaude gebaut, aber sie ist nicht überall von gleicher Güte: auf steinigtem Boden gedeiht sie weit besser als im lockern. Aber nicht bloß der Boden, auch die Jahreszeit, in welcher die Blätter eingesammelt werden, macht einen bedeutenden Unterschied ihrer Güte. Man sammelt nämlich die Blätter dreimal im Jahre; zuerst im Mai, wenn die Blätter anfangen zu treiben, und noch ganz zart sind — dies ist der beste und theuerste Thee, man nennt ihn Kaiserthee, weil er vorzüglich für den kaiserlichen Hof und für die Großen des Reichs bestimmt ist —; die zweite Einsammlung geschieht im April, und die dritte im Juli, deren Blätter

wenig geachtet werden. Die abgepflückten grünen Blätter werden auf eisernen oder zinnernen Platten geröstet, und allmählig getrocknet, dann auf Matten gelegt, und zwischen den Händen gerollt oder frisirt, und so zum Verbrauch genommen oder als Handelswaare versendet. Der Unterschied der Zurichtung gibt zwei Hauptgattungen des Thees: grünen Thee (Thee-Hayssan oder Hysson, auch Thee-Singlo oder Songlo), und braunen Thee, (Thee-Boy oder Bohee), zu welchem letztern, als Arten, Thee-Pecco, Thee-Congo und Thee-Zion-Ziouam gehören. Der Thee, den wir aus China zur See erhalten, ist nicht immer ganz rein, und oft aus Gewinnsucht mit andern Blättern vermischt; auch verliert er auf der See durch den langen Transport viel von den salzigen Bestandtheilen, die er von Natur hat. Für den besten Thee wird derjenige gehalten, welchen die russischen Kaufleute der jährlich nach China gehenden Caravane zurückbringen, und der daher Caravanenthee genannt wird. — Der Ritter Linné hat den ersten Versuch gemacht, eine Theestaude, die aus China mitgebracht worden war, in Schweden zu pflanzen, und der Versuch gelang, ungeachtet des nördlichen Clima's. — In China ist der Gebrauch des Thees allgemein, zum Theil aus Nothwendigkeit, weil das Trinkwasser fast überall schlammig ist. Man schreibt aber auch da dem Thee größere Heilkräfte zu, als er wirklich besitzt. Als die Holländer nach China kamen, nahmen sie auch diese Gewohnheit an, und führten sie in Europa ein. In Europa und Amerika wird der Thee am häufigsten in den nördlichen Theilen gebraucht, wahrscheinlich, weil es da mehr dicke Dünste gibt. In verschiedenen Ländern Asiens wird sein Gebrauch fast bis zur Ausschweifung getrieben. Die südlichen Asiaten bewirthen ihre Gäste, um sie zu ehren, mit Caffee, die nördlichen setzen ihnen Thee vor. In Tibet und Boßtan vermischt man ihn bisweilen mit andern Ingredienzen, als Mehl, Butter und Salz. — Der Handel mit Thee ist für England, Holland, Dänemark und Rußland von großer Wichtigkeit; durch die Kaufleute dieser Nationen werden jährlich 18 bis 20 Millionen Pfund Thee nach Europa gebracht. Da der größere Theil davon mit baarem Gelde erkauft werden muß, so ist der Verlust, den Europa nur für diesen einzigen Artikel jährlich an baarem Gelde leidet, ganz offenbar. Unsre Vorfahren kannten vor der Hälfte des 15ten Jahrhunderts dieses ausländische Getränk nicht; bei Krankheiten bedienten sie sich eines Aufgusses von inländischen heilsamen Kräutern, und das gesellschaftliche Getränk für die Reichen und Vornehmern war Zimmtwasser. Es wäre wohl der Untersuchung werth, ob seit dem häufigern Gebrauch des Thees bei uns der gesellschaftliche Umgang gewonnen, ob nicht aber auch die durch den zu weit getriebenen Genuß dieses Getränks erzeugten physischen Uebel jene Vortheile weit überwiegen, und die Theebüchse mit der Büchse der Pandora verglichen werden könne. In keinem europäischen Lande wird verhältnißmäßig mehr Thee verbraucht als in England; jedermann trinkt ihn mehr als einmal des Tags, reichlich und stark. — Die große politische Revolution, welche der Thee in den neuern Zeiten veranlaßt hat, darf hier nur angedeutet werden, nämlich die Trennung der nordamerikanischen Provinzen von dem Mutterlande England. Als die Nordamerikaner, die durch Contrebande, besonders mit den Holländern, sich wohlfeilern Thee zu verschaffen wußten, im Jahr 1773 auf Veranlassung der englisch-ostindischen Compagnie, welche damals für 17 Millionen Pfd. Sterling von diesem Artikel in ihren Magazinen aufgehäuft hatte, gezwungen werden sollten, den durch eine neue Abgabe vertheuerten Thee den Engländern

zunehmen, weigerten sie sich dessen; der erste rasche Schritt, daß zu Boston 327 Kisten Thee aus den englischen Magazinen ins Meer geworfen wurden, führte die weitern Ereignisse herbei, deren Erfolg hinlänglich bekannt ist. Abermals eine große Begebenheit aus kleinen Ursachen, obgleich der Thee nicht die einzige Ursache dieser in ihren Folgen nicht zu berechnenden Veränderung war.

Theer wird mehrentheils aus den Kien- oder Wurzelstöcken der Nadelhölzer (Tannen, Fichten, Krummholz) geschwehlt, d. i. trocken destillirt oder ausgebraten. Die alten Macedonier (und die jetzigen Schweden) verrichteten diese Schwehlerei in Erdgruben; doch ist mit dieser Methode viel Verlust an Theer verbunden. Besser ist die Schwehlerei in Oefen. Plinius schon kannte die Theeröfen; sie sind walzenförmig, oben gewölbt, stehen auf einem steinernen oder von Thon fest geschlagenen Boden, der eine Rinne zum Abfluß des ausgebratenen Theers hat; auch hat das Gewölbe ein Setzloch zum Nachfüllen, was verschlossen werden kann. Um den mit zerhackten Kienstöcken gefüllten und verschlossenen Ofen wird Feuer gemacht, und damit so lange fortgefahren, bis nichts Flüssiges mehr durch die Rinne abfließt. Zuerst erscheint Sauerwasser oder Theergalle (Essigsäure, die durch die Röstung des Holzes sich bildete und mit brandigem Oele verunreinigt ist), später brauner Theer, auf dem reiner gelber schwimmt, endlich dicker, schwarzer, der die Beendigung der Arbeit anzeigt. Der braune und schwarze ist brandiges oder empyreumatisches Oel, was ebenfalls während der Verkohlung erst gebildet wurde; der gelbe ist dagegen ausgeschmolzenes reines Harz. Zu Ersparniß des Feuermateriales umgibt man jetzt die Oefen mit einem steinernen Mantel, der ungefähr einen halben Fuß von dem Ofen absteht, und ein Kohlenloch nebst einigen Schür- und Setzlöchern hat. Der innere Ofen selbst bekommt einen Rost, und unter diesem einen durchlöcherten Kessel mit einer Rinne zum Abflusse des Theers. Nachdem der Ofen gefüllt und verschlossen ist, wird innerhalb des Mantels Feuer angelegt, und das Kohlenloch ebenfalls verschlossen. Dadurch wird nicht nur Feuermaterial erspart, sondern auch der Verlust an Theer verhütet. Die Russen schwehlen aus Birkenrinde einen Theer, den sie Dachert oder Daggut, Birkenöl, nennen, und zur Juftengerberei gebrauchen. Die Anwendung des gemeinen Theers ist bekannt, die Theergalle dient als Essigsäure. Aus der übrig bleibenden Kohle oder Pechgriebe wird in verschlossenen Oefen, die sich in einen langen hölzernen Schornstein endigen, und ganz oben mit einem Siebe verschlossen sind, bei langsamem Feuer und abgehaltener Luft Ruß gebrannt. Auch wird viel Theer durch Erhitzung in offenen Kesseln über freiem Feuer zu Pech versotten. Der gelbe und braune Theer geben das helle Pichpech; wird aber auch der schwarze dabei zugesetzt, so erhält man ein unreineres und schwarzes Schiffspech. F.

Theismus, s. Deismus.

Thema heißt eigentlich das, was ausgestellt, ausgesetzt wird; dann ein Hauptsatz, den man ausführen, eine Sache, die man abhandeln will. In der Musik heißt Thema ein Hauptsatz, den man bei einem Tonstücke zum Grunde legt, und dann weiter ausführt oder ausbildet, so daß er durch das ganze Stück oft, in verschiedenen Wendungen und Tonarten, und unter mancherlei Veränderungen wiederkommt. Er kann aus 2, 3, 4 und mehr Tacten bestehen, und seine Ausführung dient zum Probierstein für den Scharfsinn und die harmonischen Kenntnisse eines Tonkünstlers.

Themis (mythol.) war die Göttin der Gerechtigkeit, der Billigkeit und der Ordnung bei den Griechen; sie war die Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Nach Andern war sie eine Tochter des Helios. Jupiter liebte sie, aber lange entfloh sie seinen Umarmungen, bis sie bei der Stadt Ichnäa in Macedonien, wo ihre Fußstapfen sie verrathen hatten, eingeholt, und eine Gemahlin des Gottes der Götter ward. Sie gebar ihm die **Horen** und die **Parzen**. Nach Homer wohnte sie im Olymp, und hatte die Aufsicht über die gleiche Vertheilung der Speisen beim Mahle, und überhaupt über alles, was zur Ordnung gehört. Orpheus singt von ihr (Hymn. 78). Sie, die schwarzäugige hochgeborne Göttin, stand zuerst dem delphischen Orakel vor, und ertheilte selbst den Göttern Orakelsprüche. Den Apollo lehrte sie Recht und Gerechtigkeit. Sie, die Berühmte, Schöne, Ehrwürdige, Nachtwandelnde, unterrichtete die Sterblichen in den heiligen Gebräuchen der Bacchusfeste, von ihr schreiben sich alle Mysterien und Götterverehrungen her. Ihr gehörte der Tempel zu Delphi, dessen Vorsteherin sie war, eigenthümlich. Als Prophetin ertheilte sie daher dem Jupiter und Neptun das warnende Orakel, die Thetis nicht zu heirathen. (M. s. **Thetis**.) Zugleich eröffnete sie auch den Göttern das Schicksal des Achilles. Pindar sagt, daß die Mören sie auf goldenem Wagen und auf leuchtendem Wege von den Quellen des Oceans her zum Olymp gefahren, um die Gemahlin Jupiters zu werden. Bei der Geburt des Apollo stand sie der Latona bei, und reichte dem Neugebornen statt der Muttermilch Nektar und Ambrosia. Auch sitzt sie, nach Homer, neben dem Jupiter und unterredet sich mit ihm.

Themistokles, ein sehr berühmter griechischer Feldherr, geboren zu Athen 478 Jahre vor Chr. Geb., zeigte schon frühe eine große Lebhaftigkeit des Geistes, weßhalb einst einer seiner Lehrer ihm sagte: „Du wirst dereinst nichts Alltägliches werden, aber ein großer Segen oder Fluch deines Vaterlandes.“ Auf Sittenlehre und schöne Künste, die Hauptgegenstände des athenienſischen Unterrichts, achtete er wenig, desto mehr auf alles, was Staatssachen betraf. Jemanden, der ihm den Mangel an Kenntnissen in jenen Künsten vorwarf, antwortete er: „Es ist wahr, ich verstehe weder die Harfe noch die Laute zu spielen, aber ich weiß, wie man aus einem kleinen Staate einen großen machen kann.“ Liebe des Ruhms war seine vorherrschende Leidenschaft. Als er nach dem Siege von Marathon ungewöhnlich nachdenkend war, und man ihn nach der Ursache fragte, erwiederte er: die Trophäen des Miltiades werden mich nicht schlafen lassen. In seiner Jugend lebte er wild und stürmisch, gab öffentliche Schauspiele, um sich bekannt zu machen, und verthat mehr, als er vermochte. Die Athenienser waren in zwei Parteien getheilt, in die aristokratische und die demokratische. Themistokles bewarb sich um die Gunst der letztern, während Aristides es mit der erstern hielt. Schnell erwarb er sich auch durch seine Popularität und seine gewandte Führung öffentlicher Aemter einen großen, aber nicht so unbefleckten Ruhm, als Aristides, dessen einzige Regel die Gerechtigkeit war. Obgleich auch Themistokles als Richter unparteiisch war, so sagte er doch einst: „Die Götter mögen es verhüten, daß ich nicht immer in einem Gerichte sitzen muß, wo meine Freunde nicht mehr gelten als Fremde.“ Obgleich er sein Vaterland aufrichtig liebte, so war doch diese Liebe der Sorge für seine eigene Größe untergeordnet. Nachdem durch die Schlacht bei Marathon der Einfall der Perser in Griechenland zurückgeschlagen war, und Themistokles voraussah, daß die Feinde den Angriff erneuern würden, suchte Themistokles die Athenienser

zu bewegen, ihre Seemacht zu vergrößern, und hierzu den Ertrag der Silberbergwerke, den sie sonst unter sich vertheilt hatten, zu verwenden, welches ihm auch zugestanden wurde, und nachher in einem Kriege gegen Aegina den Atheniensern sehr zu Statten kam. Während dieser Zeit, wo Aristides gerade verbannt war, hatte Themistokles das größte Ansehen in Athen. Drei Jahre nachher rüstete sich Xerxes von neuem, und foderte die Griechen auf, sich ihm zu unterwerfen. Nach Plutarch bewegte Themistokles die Athenienser, den griechischen Dolmetscher dieser Auffoderung hinzurichten; allein nach Herodot fand ein solches Ereigniß schon bei dem ersten Einfall der Perser Statt. Themistokles beredete indessen die Griechen, alle ihre innern Streitigkeiten ruhen zu lassen, und sich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Ein gewisser Epicydes, der zum Feldherrn ganz unfähig war, hatte jedoch das Volk vermocht, ihn zum Heerführer zu erwählen; aber Themistokles kaufte ihm den Oberbefehl mit einem Geschenk ab, und ward jetzt zum obersten Anführer ernannt. Da man indessen seinen Rathschlägen, die Pässe von Thermopylä zu decken, nicht folgen wollte, so ward bald ganz Böotien von den Feinden eingenommen, welche bereits der Stadt sich näherten. In dieser bedrängten Lage schlug Themistokles, von den auf seinen Betrieb erfolgten delphischen Orakelsprüchen unterstützt, den Atheniensern vor, daß sie ihre Weiber und Kinder nach sichern Zufluchtsörtern hinbringen, die Stadt den Persern überlassen, und daß alle Waffenfähige sich auf die Schiffe begeben sollten. Man genehmigte den Vorschlag, und alle verwiesenen Bürger aus Athen, mit ihnen auch Aristides, wurden zurückberufen. Der letztere unterstützte seinen vormaligen Nebenbuhler Themistokles. Der Oberbefehl der verbündeten Flotte, deren größter Theil aus atheniensischen Schiffen bestand, wurde jedoch dem Eurybiades, einem Spartaner, übertragen. Dieser, durch sein Amt übermüthig gemacht, wagte es, den Themistokles, mit dem er in einen Wortwechsel über die Maßregeln, welche zu nehmen waren, gerieth, zu schlagen. „Schlage, aber höre mich!" rief ihm Themistokles. Wahrlich eine Antwort, die man, nach unsern Begriffen von Ehre, wohl von keinem so muthvollen Befehlshaber erwarten dürfte. Eurybiades hörte darauf die Gründe des Themistokles an, und billigte sie. Eine Folge hievon war die Schlacht bei Salamis im Sept. 480 vor Chr. Geb., worin die Perser ihre Flotte größtentheils verloren, und Griechenland von der Unterjochung gerettet wurde. Den vorzüglichsten Antheil an diesem Siege hatte Themistokles, der vor und in der Schlacht selbst eben so viel Tapferkeit, als Feldherrntalent und Klugheit bewies. Er rieth den verbündeten Griechen, jetzt nach dem Hellespont zu segeln, und dort die Schiffbrücke, welche Xerxes hatte bauen lassen, abzubrechen, um ihm den Rückweg nach Asien abzuschneiden; allein dies geschah nicht, weil man fürchtete, dadurch einen durch seine Mannszahl noch furchtbaren Feind aufs äußerste zu bringen. Es ward dagegen eine andere Maßregel genommen; Themistokles ließ nämlich dem persischen Könige die Nachricht zukommen, daß die Griechen jene Brücke zerstören wollten, und daß er sich also eiligst zurückziehen möchte, ehe dieser Vorsatz gelänge. List und Ränkesucht, die nur zu häufig in entehrenden und boshaften Handlungen sich äußerten, waren Grundzüge in dem Charakter des Themistokles. Während er Andros belagerte, sandte er zu allen benachbarten Inseln, und drohte ihnen mit einem Einfall. Dadurch erpreßte er große Summen, die er zu seinem Besten verwandte. Ein andermal meldete er, als er mit der Flotte zu Pegasa in Magnesien lag, den Athenern: daß er einen Vorschlag zu thun

habe, durch dessen Ausführung der Republik ein außerordentlicher Dienst geschehen würde; daß er aber diesen Plan nicht öffentlich entdecken könne. Man sandte deßhalb den Aristides zu ihm. Dieser tugendhafte Mann berichtete aber dem Volke: daß der Vorschlag des Themistokles zwar außerordentlich vortheilhaft, aber höchst ungerecht sey, worauf man beschloß, ihn nicht anzunehmen. Themistokles Project war nämlich, alle Schiffe der Flotte, mit Ausschluß der atheniensischen, zu verbrennen, um den Atheniensern die Alleinherrschaft zur See zu verschaffen. Der Sieg bei Salamis erhob übrigens den Namen Themistokles durch ganz Griechenland auf den höchsten Gipfel des Ruhms; nicht bloß sein Vaterland Athen, sondern auch die übrigen Staaten ehrten und belohnten seine Verdienste. Als Athen wieder erbauet war, schlug Themistokles vor, daß jeder Bürger Antheil an der Regierung haben und die Archonten ohne Unterschied aus dem ganzen Volke erwählt werden sollten. Dies ward genehmigt; allein sein Vorschlag, Athen so zu befestigen, daß es durch einen plötzlichen Ueberfall nicht könne genommen werden, welcher freilich auch die Zustimmung der Athenienser erhielt, machte die Eifersucht der Lacedämonier rege. Sie wollten sich der Ausführung unter dem Vorwande widersetzen, daß die Perser, wenn sie noch einmal Athen, und zwar als einen befestigten Platz einnähmen, von dort aus alle griechische Staaten würden überwältigen können. Themistokles ging deßhalb als Gesandter nach Sparta, um über diesen Gegenstand zu verhandeln. Durch mancherlei Verzögerungen und trügerische Vorspiegelungen zog er die Sache so lange hin, daß die Athenienser durch unermüdete Thätigkeit bereits ihre Wälle aufgeführt hatten, ehe noch die Spartaner es erfuhren. Hierauf brach Themistokles die ganze Unterhandlung ab, gab sie für sein eigenes Machwerk aus, und behauptete, alles sey recht, wodurch man seinem Vaterlande nützen könne. Er bewirkte auch, daß der Pyräeus (jetzt Porto Leone), der vorzüglichste Hafen der Stadt, erbauet, und durch große Wälle mit derselben verbunden wurde. Während Themistokles sich um seine Landsleute die größten Verdienste erwarb, zog er sich den Haß der Spartaner nicht allein durch den Betrug, den er ihnen gespielt hatte, sondern auch durch die Vereitelung eines Plans immer mehr zu, wodurch sie sich das größte Ansehen in Griechenland zu erwerben trachteten. Sie wollten nämlich, daß alle griechische Staaten, die an dem Kriege gegen die Perser keinen Theil genommen hatten, nicht mehr sollten Abgeordnete zu dem Rath der Amphiktyonen schicken dürfen. Themistokles sah voraus, daß in diesem Falle, wo Theben, Argos und andere bedeutende Städte vom griechischen Bunde ausgeschlossen wären, die Lacedämonier das Uebergewicht erhalten würden. Er widersetzte sich mit Glück; allein die Lacedämonier verbanden sich mit seinen Feinden in Athen, um seinen Ruf zu untergraben. Sein Betragen selbst war nicht geeignet, die Eifersucht seiner Neider zu besänftigen, und er wurde von den Atheniensern durch das Gericht des Ostracismus verbannt. Während seines Exils auf Argos theilte ihm Pausanias, der Spartaner (m. s. Pausanias), einen Entwurf gegen die Freiheit Griechenlands mit, in der Hoffnung, daß Themistokles in seiner gegenwärtigen Lage darauf eingehen würde. Er schlug indessen jede Theilnahme ab, ohne jedoch den Pausanias anzugeben. Nach dem Tode dieses Mannes fand man Briefe des Themistokles an ihn, woraus sich ergab, daß diese Sache zwischen ihnen war verhandelt worden. Die Lacedämonier verklagten ihn deßhalb bei den Atheniensern, und diese befahlen, ihn in Gegenwart der griechischen Staaten zur Verantwortung zu ziehen. Ein

olches Verhör fürchtend, begab sich Themistokles nach der Insel Corcyra, deren Einwohner ihm wegen wichtiger Dienste verpflichtet waren. Auch dort nicht sicher, ging er nach Epirus, und von da zu dem Könige der Molosser, Admetus, den er früherhin beleidigt hatte. Um sich eine freundliche Aufnahme zu sichern, ergriff er eine Gelegenheit, den Sohn des Königs in seine Arme zu schließen, und mit ihm vor der Capelle der Hausgötter des Admetus niederzuknieen. Aber auch hier verfolgte ihn die Rache der Spartaner. Sie drohten dem Könige mit einem griechischen Kriege, wenn er den angeblichen Verbrecher länger beschützen würde. Der edle Admetus versorgte ihn deßhalb mit Geld, und sandte ihn nach einem Hafen am ägäischen Meere, von wo er nach mehreren Abenteuern Asien glücklich erreichte. Er kam endlich an den persischen Hof des Artaxerxes Longimanus. Es war von dem Könige von Persien ein Preis von 200 Talenten auf den Kopf des Themistokles gesetzt. Er verschaffte sich Zutritt zum Artaxerxes, gab sich selbst an, und erhielt dafür die 200 Talente, und das Versprechen noch größerer Belohnungen, wenn er nützliche Auskunft über Griechenland geben würde. Die Rede, welche er bei dieser Gelegenheit an den König zufolge der Geschichtschreiber gehalten haben soll, ist gemein und wegwerfend, und stimmt nicht zu dem Charakter eines großen Mannes. Sie muß ganz und gar erdichtet seyn, so wie auch der Brief an Artaxerxes, dessen ähnlichen Inhalt Thucydides aufbewahrt hat. Er bat um Zeit, die persische Sprache zu lernen, und erschien nach einem Jahre gleich einem Eingebornen an des Königs Hofe. Durch seine Geschicklichkeit und seine Talente erwarb er sich den Beifall des Artaxerxes und seiner Familie, und wurde mit der größten Auszeichnung und Güte behandelt. Die Einkünfte von drei Städten, Magnesia, Lampsacus und Myus, waren ihm für Brot, Wein und Fleisch angewiesen; und einige Schriftsteller fügen noch die Einkünfte zwei anderer Städte für Wohnung und Kleidung hinzu. Die letzte Lebenszeit dieses ausgezeichneten Mannes ist in Dunkel gehüllt. Plutarch berichtet, daß bei einer von den Atheniensern unterstützten Empörung Aegyptens gegen Persien der König ein Kriegsheer nach Griechenland habe senden wollen, und daß er deßhalb dem Themistokles befohlen habe, jetzt schnell sein Versprechen zu erfüllen; um jedoch nicht gegen sein Vaterland die Waffen zu führen, habe er den Göttern geopfert, von seinen Freunden Abschied genommen, und zu Magnesia im 65sten Jahre seines Alters Gift genommen. Thucydides, der Zeitgenosse des Themistokles, sagt bloß, er starb an einer Unpäßlichkeit; allein Einige berichten, er habe sich vergiftet, weil er die Unmöglichkeit sahe, dem Könige sein Versprechen zu erfüllen. Themistokles war unstreitig einer der ausgezeichnetsten Männer Griechenlands, dem er in der gefährlichsten Crise die wichtigsten Dienste leistete; und nur da erst flohe er zu den Feinden seines Vaterlandes, als dieses ihn auf das Aeußerste gebracht hatte. Seine Grundsätze übrigens gehen aus dieser Erzählung hervor. Es sind noch 21 Briefe in einem angenehmen und leichten Styl von ihm vorhanden, die vielleicht unecht sind. Sie sind nach der schottgenschen Ausgabe von 1710 zu Lemgo (1776, 8.) von J. C. Bremer mit grammatischen Zusätzen und Anmerkungen aufs neue herausgegeben. N. P.

Themse (englisch Thames), der größte Fluß im eigentlichen England, entsteht aus der Vereinigung der Flüsse Tame und Isis bei Dorchester in der Grafschaft Oxford, nimmt in seinem Laufe verschiedne kleinere Flüsse auf, und ergießt sich 60 englische Meilen unterhalb London, unweit Gravesend, in die Nordsee. Oberhalb London liegen an

beiden Ufern der Themse verschiedne Städte; besonders aber sind die Ufer von Richmond an bis London mit Dörfern, schönen Landhäusern und Gärten häufig angebaut. London selbst liegt an beiden Seiten des Flusses, und die Haupttheile der Stadt sind durch zwei große Brücken, die über die Themse gehen, verbunden; die alte oder londoner Brücke (London-Bridge) verbindet das eigentliche London mit Southwark (welches letztere als eine Vorstadt angesehen wird), ist 800 Fuß lang und 30 Fuß breit; die neue Brücke — von 1738 bis 1758 mit einem Aufwande von 500,000 Pf. Sterling erbaut — verbindet Westminster mit Southwark, ist 1223 Fuß lang, 44 Fuß breit, und sehr bequem eingerichtet. Der Vortheil, den die Stadt London durch ihre Lage an diesem Flusse hat, ist sehr wichtig. Die Fluth des Meeres in der Themse erstreckt sich nicht nur bis London, sondern noch weiter hinauf bis Kingston, es können daher mit derselben große und schwer beladene Schiffe fast bis an die alte Brücke kommen. Unterhalb London, nach der Mündung des Stromes zu, liegen die Städte Greenwich, mit dem vortrefflich eingerichteten Hospital für 2500 invalide Seeleute; Deptford, mit einer Docke, wo die königlichen Schiffe gebaut oder ausgebessert werden; Woolwich, mit einer Docke zum Bau der Kriegsschiffe, und mit vielen Magazinen von Kriegsvorräthen; Gravesend, wo die Schiffe sich gewöhnlich noch mit frischen Lebensmitteln und gebrannten Wassern versehen, ehe sie in See gehen. Bei Gravesend ist ein Fort, wo die vorbeigehenden Schiffe wegen der Durchsuchung anhalten müssen, gegenüber liegt ein andres Fort, Tilbury. Die Einfahrt in die Themse ist eben nicht besonders vertheidigt; daher konnte der kühne holländische Admiral de Ruyter den 8ten Juni 1667 bis Chatam mit seiner Flotte segeln, und dort viele Kriegs- und andre Schiffe verbrennen, wodurch bald darauf der Friede zu Breda bewirkt wurde. Der Ausfluß der Themse unweit der Stadt Sheerneß auf der kleinen Insel Shepey, heißt die große Nore; hier versammeln sich gewöhnlich die Ost- und Westindienfahrer, ehe sie ihre Reise antreten. In der Nore entstand im Frühjahr 1797 ein Aufruhr der Matrosen auf 28 königlichen Kriegsschiffen, der sehr bedenklich zu werden schien, aber durch die Standhaftigkeit der Regierung glücklich gedämpft wurde. Man fand für nöthig, mehr als hundert der Aufrührer hinzurichten. — Ueber den Sandbänken und Untiefen, welche in der Gegend der Nore sind, befinden sich als Zeichen leere Tonnen, welche an einem, an den gefährlichsten Stellen versenkten Anker fest gemacht, oben schwimmen.

Theocratie, Gottesherrschaft, wird diejenige Regierungsform genannt, bei der man Gott selbst als den Regenten und die geltenden Gesetze als göttliche Offenbarungen betrachtet. Die Priester sind dabei, als Verkündiger und Ausleger der göttlichen Befehle, die Stellvertreter des unsichtbaren Regenten, der aber auch andre Auserwählte zu dieser Würde berufen kann. Vergl. die Art. Hebräer und Moses. In einer wundergläubigen Zeit wird die Theocratie mehr Ansehn behaupten, als jede andre Regierungsform, das Steigen der Geistescultur untergräbt aber ihre Autorität und in unserm Jahrhundert würde kein civilisirter Staat bei dieser Verfassung bestehen. E.

Theodicee (ein griechisches Wort), die Rechtfertigung der Gottheit wegen der Einrichtung der Welt, der Freiheit des menschlichen Willens und des Ursprunges des Bösen. Der große Leibnitz gab im Jahre 1710 in französischer Sprache seinen Versuch einer Theodicee über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Bösen

raus. Der Satz, den er darin aufstellt und ausführt, daß Gott un- allen möglichen Welten, die er hätte schaffen können, die beste ge- ihlt habe, und daß diese die unsrige sey, wurde der Optimismus ge- nnt, und war bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein egenstand, der in vielen Schriften angefochten und vertheidigt wurde. oltaire suchte ihn mit seinen gewöhnlichen Waffen des Witzes im Can- de zu bestreiten. Leibnitzens philosophisches System hat einer unsrer sten Dichter, Uz, in einer erhabenen Ode, Theodicee, mit allem chmucke der Dichtkunst bekleidet.

Theodor (König), s. Neuhof.

Theodora, siehe Justinian.

Theodorich, König der Ostgothen, der Große genannt, ein Ab- mmling des gothischen Heroengeschlechts der Amaler, wurde 455 nach hr. Geb. nahe bei Wien geboren. Sein Vater war Dietemir oder heodomir, welcher mit zwei Brüdern zugleich die Ostgothen in Pan- nien beherrschte. Als er acht Jahr alt war, wurde er als Geisel ich Constantinopel gesandt, um für die Erfüllung der Friedensbedin- ingen zu haften, die der Kaiser Leo mit den Gothen geschlossen hatte. Wahrscheinlich erhielt er auf diese Weise jene Bildung, die ihn unter n gothischen Fürsten vortheilhaft auszeichnete, obgleich sie sich bloß af sein sittliches Betragen beschränkte. Nachdem er zehn Jahre lang i Leo's Hofe gewesen, und mit der größten Gütigkeit behandelt wor- n, wurde er seinem Vater, der damals allein die Ostgothen beherrschte, irückgegeben. Frühe schon zeigte er seinen kriegerischen Geist, da er ne Anzahl Truppen heimlich warb, über die Donau setzte, einen sar- atischen König überfiel, ihn über die Klinge springen ließ, und mit er gemachten Beute im Triumph zurückkehrte. Durch den Tod seines Vaters erlangte er 475 die Regierung über die Ostgothen. Der Kaiser eno gewann sich die Freundschaft des jungen Helden, der nachmals, ls Basiliscus sich die kaiserliche Krone angemaßt hatte, viel zu Zeno's Wiedereinsetzung beitrug. Nachmals aber gerieth er mit Zeno in Krieg, veil dieser ihn zum Beistande gegen einen andern Gothen seines Na- iens aufgefodert, aber weder die versprochenen Truppen gestellt, noch as nöthige Geld und die Kriegsbedürfnisse geliefert hatte. Theodorich erband sich mit dem Gegner des Kaisers, dem Theodorich, Sohne des Triarius, fiel in Thrazien ein, und verheerte diese Provinz mit Feuer nd Schwert. Obgleich der Krieg zwischen ihm und Zeno mit wech- selndem Glücke geführt ward, so machte sich Theodorich doch immer urchtbarer, und der Tod des Sohnes des Triarius machte ihn zum Regenten der ganzen Nation. Zeno mußte ihm jetzt sogar die untern Theile von Mösien und Dacien, den Oberbefehl über die kaiserlichen Pfalz- oder Hoftruppen und das Consulat ertheilen, welches Amt er zu Constantinopel verwaltete. Weil er indessen sich hier nicht sicher glaubte, ing er nach Thrazien, vertrieb dort die Bulgaren, und fiel in ihr Land in. Hierauf wandte er seine Waffen gegen den Kaiser selbst, und be- drohte Constantinopel sogar mit einer Belagerung. Da jedoch Odoaker en letzten abendländischen Kaiser Augustulus entthront, und sich zum König von Italien gemacht hatte, gab Theodorich, von Zeno wahr- scheinlich veranlaßt, jenen Vorsatz auf, und zog mit allen an den Grän- zen des byzantinischen Reichs versammelten Gothen ab, nach Italien, um s zu erobern und dort sich niederzulassen. Nach vielen Schwierigkeiten rreichte er (489) die Ufer des Sontius bei Aquileja. Odoaker stellte ch ihm hier an der Spitze eines zahlreichen Heers entgegen, allein Theodorich griff ihn im Augustmonat an, schlug und nöthigte ihn, sich

bis in die Ebenen von Verona zurückzuziehen. Nach einer zweiten und siegreichern Schlacht mußte Odoaker seine Zuflucht in den Wällen von Ravenna nehmen, und Mailand und Pavia, große wichtige Städte, fielen dem Sieger anheim. Doch bald darauf gerieth Theodorich in die größte Gefahr. Einer seiner Feldherren, von Odoaker zu ihm übergegangen, lieferte mehrere seiner Offiziere an den letztern aus, und zugleich trat auch der Anführer der Rügier, welcher mit seinem Heere dem gothischen Könige zu Hülfe gekommen war, zu Odoaker über. Auf diese Weise verstärkt, eroberte der letztere Mailand wieder, und verwüstete alle Gegenden umher, die dem Theodorich gehuldigt hatten. Dieser rief jedoch den König der Westgothen, Alarich II., der in Gallien wohnte, zu Hülfe, und von ihm mit einer großen Macht verstärkt, schlug Theodorich seinen Feind an der Adda gänzlich aufs Haupt. Odoaker wurde von einem Theile der Gothen in Ravenna, wohin er geflüchtet war, eingeschlossen, und alle Plätze, worin er Besatzungen hatte, wurden dem Sieger unterworfen. Im Herbste (492) ward Ravenna von Theodorich, der jetzt, mit Ausschluß dieser Stadt, Meister von ganz Italien war, förmlich belagert, und im Frühling darauf ergab sich Odoaker durch Hungersnoth gezwungen, gegen das Versprechen, daß er und Theodorich gemeinschaftlich Italien beherrschen wollten. Allein der letztere befreite sich auf eine ihn entehrende Art von der Pflicht, dieses Versprechen zu erfüllen. Er bat den Odoaker zu einem Gastmahl, und erstach ihn, unter dem Vorwande, daß der Ermordete ihn habe umbringen wollen. Vor der Uebergabe von Ravenna hatte sich Theodorich an den Kaiser Zeno gewandt, und ihn um Ertheilung der italischen Königswürde ersucht; aber jetzt nahm er, ohne die weitere Erlaubniß abzuwarten, den Titel eines Königs von Italien an, welchen ihm Zeno's Nachfolger Anastius, obgleich ungern, bestätigte. Nachdem Theodorich auch noch Sicilien durch eine freiwillige Uebergabe mit seinem Reiche vereint hatte, suchte er dasselbe durch Bündnisse mit den benachbarten Mächten zu sichern. Er schickte einen Gesandten nach Constantinopel, um den Frieden mit dem Kaiser zu befestigen, vermählte sich mit einer Tochter des Königs der Franken, und gab die eine seiner eigenen beiden, mit einer Beischläferin gezeugten, Töchter dem Könige der Westgothen, die andre dem Sohne des Königs der Burgunder, und seine Schwester endlich vermählte er mit dem Könige der Vandalen. Seinen Kriegern gab er den dritten Theil der Ländereien Italiens, und beschränkte das Kriegshandwerk bloß auf seine gothischen Unterthanen, während er unter den italienischen die Künste des Friedens und die Handlung zu befördern suchte. Die Gothen bekamen ihre Ländereien als Lehne, wofür sie verpflichtet waren, beim Aufrufe zum Kriege sich unter ihre Provinzialanführer zu stellen, und Kriegsdienste zu leisten. Das ganze Reich war zu diesem Zweck in wohlgeordnete Districte abgetheilt. Die Civilämter wurden mit gebornen Italienern besetzt, und Theodorich behielt dieselbe Regierungsform, dieselben Aemter und Würden, und die nämliche Eintheilung der Provinzen, welche unter den Kaisern Statt gefunden, bei, so daß kaum der Uebergang der Herrschaft von den Römern zu den Gothen bemerkbar war. Ein wesentlicher Unterschied war jedoch die Einsetzung von Unterrichtern in jeder Stadt, unter dem Titel Grafen, welche die Gerichtspflege verwalten mußten. Die Abgaben waren die nämlichen wie bei den Kaisern, doch wurden sie häufig zu Zeiten öffentlicher Noth erlassen. Die gewöhnliche Residenz des Königs blieb die seiner Vorfahren, nämlich Ravenna, welche am gelegensten war, um die Einfälle barbarischer Völker zu ver-

ssitten, und wenn er seinen Aufenthaltsort veränderte, so begab er sich nach Verona. Im J. 500 besuchte Theodorich Rom, wo er mit der größten Ehrfurcht aufgenommen wurde, und durch anständiges Betragen sich die Liebe und Bewunderung der Römer erwarb. Er verbot sehr ernstlich die Zerstörung und Beschädigung alter Kunstwerke, und wies Einkünfte zur Wiederherstellung der öffentlichen Gebäude an. Die übrigen Städte Italiens erlangten unter seiner Regierung viele nützliche und kostbare Verzierungen, und es ist anerkannt, daß nach Roms blühendsten Zeiten dieses schöne Land nie so glücklich und wohlhabend war. Zu seiner Vertheidigung gegen fremde Feinde zur See rüstete er eine zahlreiche Flotte leichter Schiffe aus, und die Landkriege, die er führen mußte, wurden immer schnell geendigt, ohne die Ruhe Italiens zu unterbrechen. In einem Kriege mit den Burgundiern eroberte er Marseille und die Landschaften zwischen der Durance, den Alpen, dem mittelländischen Meere und der Rhone. Er erhielt im Occident das Gleichgewicht, bis es von Chlodwig durch dessen Sieg über den Alarich umgestürzt wurde; indessen schützte Theodorich sein Volk gegen die Franken, und that ihren Fortschritten Einhalt. Theodorich war, gleich seinen Voraltern, dem arianischen Christenthume ergeben, ohne deßhalb, wie es so häufig von Regenten geschehen ist, den Völkern, die er beherrschte, seinen Glauben aufdringen zu wollen. Er begnügte sich mit der Duldung der Meinungen, die er begünstigte, und verletzte nie die Ruhe und die Vorrechte der catholischen Kirche. Indessen betrachtete er doch die Papstwahlen als einen wichtigen Gegenstand für das öffentliche Wohl; deßhalb foderte er einmal zwei Bewerber um den römischen Stuhl vor sich, und entschied zu Gunsten des würdigsten. Die Regierung dieses denkwürdigen Fürsten warf einen vorübergehenden Glanz auf den Namen der Gothen, und schuf eine glückliche Epoche, die man mit Vergnügen unter den stürmischen und unglücklichen Auftritten sieht, welche den Verfall des römischen Reichs begleiteten. An wissenschaftlichen Kenntnissen fehlte es übrigens diesem Fürsten, der nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, ganz. An dem Cassiodorus und dem Liberius hatte er übrigens zwei weise Minister, die den Ruhm seiner Regierung theilten. Er vertheilte seine Länder zwischen seinen beiden Enkeln Amalarich und Athanarich, bestimmte die Rhone zur Gränze, und übertrug seiner Tochter Amalasuntha die Vormundschaft über den letztern, welcher König von Italien war. Er starb am 30sten August 526. Durch innerliche Zwistigkeiten wurde gleich nach seinem Tode das gothische Reich erschüttert, und der Untergang desselben dadurch herbeigeführt. N. P.

Theodosius (Flavius), unter den römischen Kaisern dieses Namens der **erste**, nach dem Urtheile des orthodoxen Klerus der **Große**, geboren 345 zu Cauca im nördlichen Spanien, von seinem Vater, dem Comes Theodosius, welchen Gratian 376 ermorden ließ, früh im Kriegsdienst geübt und zum Feldherrn gebildet, erhielt den 19ten Januar 379 zu Sirmium den Purpur als Cäsar Augustus des Orients und Mitregent des Kaisers. Er hatte diese Würde weniger der Reue Gratians, der den gekränkten Sohn dadurch versöhnen wollte, als seinem eignen Gewicht im Heere und der mißlichen Lage des Reichs, das eines sieghaften Regenten bedurfte, zu verdanken. Die östlichen Staaten des römischen Kaiserthums in Asien, Afrika und Europa bis an die Donau und das adriatische Meer, waren damals von zahlreichen, raublustigen Feinden theils bedroht, theils schon besetzt und verheert, besonders die europäischen, wo nach der Schlacht bei Hadrianopel den 9ten August 378, die dem Kaiser Valens das Leben kostete, Hunnen, Ala-

nen, Sarmaten und Gothen hausten. Theodosius trieb sie noch im ersten Jahre seiner Mitregentschaft über die Donau zurück, und nöthigte sie 382 zum Frieden. Die Ostgothen besiegte er 386, und erwarb ihr Vertrauen, auch machte er durch tapfre Feldherren seinen Namen in Asien furchtbar, so daß die Perser selbst seine Freundschaft suchten. Nicht minder glücklich war er gegen die Nebenbuhler seiner Krone. Zwar mochte oder konnte er den schwachen Gratian nicht schützen, dem Maximus ihm 383 Gallien und Britannien, und endlich das Leben nahm, doch nachdem dieser als Regent beider Provinzen anerkannte Rebell 387 in Italien eingefallen, und Valentinian II., statt sein Erbe zu vertheidigen, nach Constantinopel geflohen war, trat Theodosius als Beschützer des jungen Mitkaisers auf, entschied durch eine glückliche Schlacht, in der sein Gebet ihm den Sieg verschafft, und ein Sturmwind die feindlichen Pfeile gegen ihre Schützen zurückgetrieben haben soll, im Sommer 388 über den Besitz des ganzen occidentalischen Kaiserthums zu Valentinians Vortheil, und ließ den zu Aquileja gefangenen Maximus hinrichten. Durch eine allgemeine Amnestie beruhigte er das Reich und hielt 389 seinen Triumph in Rom. Was er hier für seinen Mitkaiser gethan hatte, sollte noch ihm selbst zu Statten kommen. Arbogast, ein fränkischer Feldherr am Hofe Valentinians zu Rom, ermordete diesen jungen Fürsten 392, und setzte an seine Stelle einen Rhetor Namens Eugenius. Diesen Usurpator überwand Theodosius 394, und machte sich dadurch zum Alleinherrscher des ganzen römischen Reichs. Unstreitig hatte er mehr als seine Mitregenten und Nebenbuhler Beruf zum Regieren. Ein kraftvoller, feuriger Geist, eine ununterbrochne Thätigkeit und Wachsamkeit, eine Klugheit, die Ernst und Milde nach den Umständen zu mischen wußte, und eine meist glückliche Wahl in Ansehung seiner Räthe und Beamten zeichneten diesen Kaiser als einen der ruhmwürdigsten in der Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger aus. Er stellte die Ordnung im Innern und das Ansehn des römischen Namens bei den Barbaren her, gab weise Gesetze für das bürgerliche Leben und die Kirchenverfassung, die in den Codex des jüngern Theodosius gekommen sind, und zeigte auch in seinem Privatleben und bei persönlichen Beleidigungen mehr Selbstbeherrschung und Großmuth, als man damals auf dem Throne zu sehen gewohnt war. Freilich sind die Lobreden der Kirchenschriftsteller auf ihn nicht ganz zuverlässig. Noch zu Thessalonich, seiner ersten Residenz, hatte er sich 380 taufen lassen, und seinen Eifer für das nicäische Symbolum durch Edicte gegen die Ketzer bewiesen, die in der christlichen Kirche das erste Beispiel bürgerlicher Strafen wegen religiöser Irrthümer gaben. Die Arianer erklärte er für unfähig, Testamente zu machen und gerichtliche Zeugnisse abzulegen, die Manichäer beraubte er aller bürgerlichen Rechte, und übertrug gewissen Bischöfen förmlich das Geschäft, diese Ketzer aufzuspüren und zu verfolgen. Auf der 381 gehaltenen Kirchenversammlung zu Constantinopel, wo er seit dem 24sten November 380 residirte, ließ er sich ganz als Werkzeug der orthodoxen Bischöfe brauchen, um den Rang und die Diöcesanverhältnisse der Patriarchen und Erzbischöfe nach ihren Absichten zu bestätigen, und neue Verfolgungen gegen die Antitrinitarier zu verhängen. Noch schärfer verfuhr er gegen die zahlreichen Heiden im römischen Reiche; erst schmälerte er ihre bürgerlichen Rechte und schränkte ihre Religionsübung ein, 392 erließ er aber ein allgemeines Verbot alles Götzendienstes, zufolge dessen die gewaltsame Zerstörung der Tempel und heidnischen Kunstwerke durch wüthende Mönchshaufen geduldet, wenn auch nicht anbefohlen wurde. Gegen die

juden war er am gelindesten. Mochte nun an dieser Handlungsweise sehr die Politik oder mehr der Eifer für das Christenthum Antheil haben; daß Theodosius sich in seiner religiösen Denkart nicht über sein Zeitalter erhob, zeigt seine Abhängigkeit von dem damals schon anmaßenden und zur Begünstigung des Aberglaubens geneigten Klerus. Die orthodoxen Bischöfe hatten nicht nur auf jene Edicte gegen Ketzer und Heiden entschiedenen Einfluß, sie wußten ihn sogar zur Zurücknahme einiger weisen Gesetze gegen kirchliche Mißbräuche zu bestimmen, und noch nie hatte ein Kaiser geduldet, was ihm Ambrosius in Mailand zumuthete. Denn da Theodosius die Ermordung seines Militärpräfects bei einem Volksaufstande zu Thessalonich 390 im ersten Grimme durch den Befehl, diese Stadt der Wuth seiner Soldaten Preis zu geben, gerächt und der zügellose Kriegerhaufe darin bei einer allgemeinen Plünderung 7000 Einwohner niedergemetzelt hatte, wies ihn nach seiner Ankunft in Mailand der Bischof von den Thüren der Kirche zurück. Acht Monate lang mußte er im Bann bleiben und Kirchenbuße thun, bis seine Demüthigung unter den geistlichen Arm den Bischof endlich besänftigte. An Schadenersatz für die Familien der Ermordeten und Beraubten zu Tessalonich dachte der heilige Mann keineswegs, der Kaiser sollte nur fühlen und bekennen, wie hoch ein Priester über ihm stehe. Für diesen Gehorsam erhielt Theodosius den Beinamen des Großen, und die besondre Ehre, christlichen Königen von ihren Beichtvätern als Muster vorgestellt zu werden. Daß er es aber in der Politik nicht seyn konnte, zeigte seine Verfügung über die Thronfolge, in der er seinem ältesten Sohne Arkadius das oströmische und dem jüngern Honorius das weströmische Reich bestimmte; zwar sollten beide Erbtheile Ein Reich ausmachen, und die Brüder fest zusammenhalten, aber immer blieb es einer der größten politischen Fehler, die die Geschichte kennt, über einen kaum vereinigten, stets bedrohten Staat so zu verfügen. Schon am 17ten Januar 395 starb Theodosius zu Mailand, und ließ die nun durch die Eifersucht der beiden Brüder und ihrer Minister für immer getrennten Theile des Reichs in den Händen dieser unwürdigen Söhne, deren schwache und unglückliche Regierung den Verfall der alten Römergröße beschleunigte. E.

Theogonie heißt die Lehre von der Erzeugung und Genealogie der Götter, wie sie aus alten Mythen gesammelt wurde. Vergl. d. Art. Hesiod.

Theokrit, der Meister des Hirtengesanges, lebte um 280 v. Chr. Geb., und wurde zu Syracus geboren. Sein Vater hieß Praxagoras, und seine Mutter Philine. Von Syracus zog er nach Aegypten, wo er von den Königen Ptolemäus Lagi und Philadelphus wohl aufgenommen und in Ehren gehalten wurde. Dennoch kehrte er wieder nach Syracus zurück, wo er von dem Hiero II., wegen einer beleidigenden Aeußerung, mit dem Tode bestraft worden seyn soll. Wir besitzen von ihm noch dreißig Idyllen oder ländliche Gemählde, unter denen sich jedoch mehrere befinden, welche von andern Verfassern herrühren. Ob er gleich für uns der älteste Idyllendichter ist, so war er doch nicht der erste. Die meisten seiner Hirtengedichte haben eine dramatische Form, und enthalten Wechselgesänge sangkundiger Hirten. Durch den dorischen Dialect, in dem er dichtete, erhält seine Sprache noch mehr Wohllaut, und die vollen Töne dieser griechischen Sprachmusik sind der ländlichen Natureinfalt sehr angemessen. Die Ausgaben von Valkenär, Harles, Stroth und Schäfer sind die besten. Unter allen Uebersetzungen genügt es, Eine zu kennen, von dem deutschen Theokrit Voß. Kl.

Theologie. Der Ausdruck Theologie umfaßte bei den Grie-

chen Lehrsätze und Mythen über die Götter, die Natur derselben, und die Entstehung der Welt. Man unterschied eine mythische Theologie, den Inbegriff dessen, was die Dichter vom Ursprunge der Welt und der Natur der Götter sagen, eine politische, die Lehren, welche der Staat über diese Gegenstände öffentlich festgesetzt und autorisirt hat, eine physische, die Aussprüche der Philosophen. Theologen nannte man diejenigen, welche sich mit Untersuchungen über jene Fragen beschäftigen. Vergl. Cicero de natura Deorum 3, 21; Augustinus de civitate Dei, B. 6, Cap. 5; Clemens von Alexandrien in dem Werk; Stromata, B. 5, S. 676. Davon muß aber die christlich-kirchliche Bedeutung des Ausdrucks wohl unterschieden werden. Im ältern christlichen Sprachgebrauch bezeichnete Theologie die Lehre von der göttlichen Natur Jesu Christi, oder auch die gesammte Dreieinigkeitslehre. Vergl. Athanasius in der zweiten Rede gegen die Arianer in s. Werken 1ster Theil, S. 323; Eusebius Kirchengeschichte, 1. B. 1. Cap. Seit dem 11ten Jahrhundert gab man dem Ausdruck Theologie einen weitern Umfang, und bezog ihn auf die Lehre von Gott und seiner Verehrung überhaupt, oder auch auf die ganze Summe der christlichen Glaubenslehren. In diesem letztern Sinne schrieb schon der Scholastiker Petrus Abälardus im 12ten Jahrhundert eine Theologie. In neuern Zeiten hat man jedoch den Begriff der christlichen Theologie noch genauer von dem Begriffe der christlichen Religion selbst unterschieden, und bezieht nun jenen Ausdruck auf die gelehrte Kenntniß und den gelehrten Unterricht vom Christenthum, wie er dem Religionslehrer nöthig ist. Gelehrt ist diejenige Kenntniß vom Christenthum, welche die möglichste wissenschaftliche Gründlichkeit und systematische Ordnung besitzt. Sie verlangt daher Einsicht in die alten Sprachen, welche den Ausleger der Bibel in den Stand setzt, durch genaue Vergleichung des hebräischen und griechischen Originaltextes selbst zu entscheiden, was wahrer Sinn der Bibel, was echte biblische Lehre sey, ferner den Besitz aller der wissenschaftlichen Kenntnisse überhaupt, welche zu einer richtigen Erklärung der Bibel gehören, sodann eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft mit der Geschichte der christlichen Kirche, welche theils die deutlichsten und überzeugendsten Beweise für die siegende Kraft, Wahrheit, Göttlichkeit des Christenthums darbietet, theils über die allmählige Ausbildung und Gestaltung einzelner Kirchenlehren das nöthige Licht verbreitet, und endlich philosophisch-wissenschaftliche Bildung, um das Verhältniß, in welchem die geoffenbarte Religion des Christenthums zu den Forschungen der menschlichen Vernunft über Gegenstände des religiösen Glaubens steht, richtig zu würdigen, und das Einzelne, was wir als reine biblische Lehre in unsern heiligen Urkunden anerkannt haben, mit steter Hinsicht auf die oberste leitende Idee des Christenthums, zu einer gewissen Ordnung zu verknüpfen. Einer solchen philologisch-historisch-philosophisch gelehrten Kenntniß der Lehren und Wahrheiten des Christenthums bedarf nothwendig der Religionslehrer, damit er das Christenthum mit der festen und innigen Ueberzeugung, daß er der heiligen Schrift gemäß lehre, vortragen und seine Ueberzeugungen, wo es nöthig ist, gegen Zweifler oder Andersdenkende mit Gründen vertheidigen könne. Der Laie bedarf dieses gelehrten Apparats nicht, und würde, bei dem Mangel an Vorkenntnissen, an Bildung, Zeit und Muße, nicht einmal im Stande seyn, Gebrauch von demselben zu machen. Den Bedürfnissen des Laien entspricht eine solche Darstellung des Christenthums vollkommen, die ihm die wesentlichen Wahrheiten und Lehren der neutestament-

chen Urkunden in einer faßlichen und anschaulichen, so viel als möglich aus dem N. T. selbst geschöpften Sprache mittheilt, da, wo es nöthig ist, von Erläuterungen und Gründen unterstützt, wie sie auch ohne Kenntniß der alten Sprachen, und ohne wissenschaftliches Studium der Geschichte und Philosophie gefaßt werden können. Er begnügt sich mit diesem Unterricht, und kann sich in der That damit begnügen, sobald er nur von den Männern, denen er jenen Unterricht verdankt, voraussetzen darf, daß es ihnen weder an gutem Willen und heiliger Ehrfurcht gegen die Urkunden des christlichen Glaubens, noch an richtiger, gründlicher, gelehrter Einsicht in den wahren Sinn und Geist der Bibel fehlt. Wir unterscheiden also jene gelehrte Kenntniß und Unterweisung im Christenthum, wie sie der Religionslehrer braucht, unter dem Namen Theologie von dieser populären Art, die Wahrheiten des Christenthums zu erkennen und Andern darzustellen, welche man auch bisweilen die catechetische Methode (so wie jene die acroamatische) zu nennen pflegt. Man kann übrigens, wenn man von diesem Begriffe der Theologie ausgeht, eine subjective und objective Bedeutung des Ausdrucks unterscheiden. Theologie in subjectiver Bedeutung ist eine gelehrte und gründliche Kenntniß des Christenthums, welche man besitzt; im objectiven Sinn, ein gelehrt und gründlich dargestelltes System der Lehren des Christenthums, welches man schriftlich oder mündlich vorträgt. Was zur christlichen Religion gehört, muß nothwendig auch einen Bestandtheil der christlichen Theologie ausmachen; man kann aber nicht umgekehrt alle Untersuchungen, alle Definitionen, alle Eintheilungen, alle Kunstausdrücke, welche in der Theologie angestellt und gebraucht zu werden pflegen, als wesentliche Theile des zur allgemeinen Menschenreligion für Gelehrte und Ungelehrte aller Zeiten und Völker bestimmten Christenthums betrachten. Da schon frühzeitig viele durch wissenschaftliches Studium gebildete Männer zum Christenthum übertraten, da sehr bald über einzelne Punkte der christlichen Glaubenslehre abweichende Meinungen in den christlichen Gemeinden und unter Lehrern der Kirche entstanden, da das Christenthum auch nicht selten gelehrte Gegner fand, welche mit Waffen der Gelehrsamkeit bestritten und überwunden werden mußten; so mußte sich auch frühzeitig aus dem Christenthum eine christliche Theologie entwickeln. S.

Theomantie (aus dem Griechischen), war diejenige Wahrsagung, wo ein Gott selbst den Menschen zukünftige Dinge eingab. Sie unterschied sich von den Orakeln dadurch, daß dieses öffentliche an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten angebrachte Weißagungsanstalten waren; jene aber war Privatsache, die den Theomanten — so hieß der, welchem ein Gott etwas eingab — überall wiederfahren konnte. Solche Theomanten, deren es in alten Zeiten sehr viele gab, geberdeten sich, wenn sie sich von der Gottheit begeistert wähnten, theils wie Wahnsinnige, die in schreckliche Verzuckungen fielen, theils aber nahmen sie auch eine besondere Ruhe und Stille an, und gewöhnlich machten sie durch Waschen, Aufsetzen von Lorbeerkränzen, Räucherungen und dergl. ihre Vorbereitungen zu dem Wahrsagen. Dieser Theomanten gab es besonders drei Classen: 1. die Besessenen, d. h. solche, welche von Dämonen besessen zu seyn glaubten oder vorgaben. Die meisten von diesen waren wahrscheinlich Bauchredner; 2. die Enthusiasten (Enthusiastä, Theopneustä), welche einen gewissen Enthusiasmus vorgaben, in welchen sie die Gottheit versetzt habe; 3. die Ekstatiker, d. h. solche, welche in eine Entzückung oder Ekstase fielen. Sie lagen gleich einem Todten oder Schlafenden ohne Empfindung und Bewegung da, und wenn sie wieder zu sich kamen, erzählten sie die seltsamsten Dinge von

dem, was sie gehört und gesehen haben wollten. Man erklärte sich [illegible] durch die Hypothese, daß die Seele den Körper verlassen, und durch die Welt umher wandern, und sogar in den Aufenthalt der Götter und Verstorbenen kommen könne. Uebrigens gab es nicht bloß bei den Griechen solche Wahnsinnige und Betrüger, sondern es gab deren bei allen ungebildeten Völkern.

Theophane (mythol.), eine Tochter des Altes oder Bysaltis. Ihre Schönheit reizte viele Jünglinge, um sie zu werben; aber Neptun entführte sie in die Insel Crumissa. Die Freier erfuhren es, und eilten dahin um die schöne Braut dem Gott zu entreißen; aber Neptun verwandelte sich in einen Widder, die Theophane in ein schönes Schaf, und die Bewohner der Insel in Hornvieh. Die Freier, welche nichts als Thiere fanden, fingen an zu schlachten und zu schmausen. Neptun darauf erzürnt, verwandelte sie in Wölfe. Mit der Theophane aber erzeugte er den Widder Chrysomallus, der den Phryxus nach Colchis führte, und dessen goldenes Fell die Argonautenfahrt veranlaßte.

Theophanie hieß bei den Griechen die Erscheinung des Gottes, ein Fest zu Delphi, das man an dem Tage feierte, wo Apollo sich den Delphiern offenbart hatte. Nach Herodot füllten sie an demselben den großen Becher mit Wein, welchen Crösus nebst einen goldenen, der 8 1/2 Talente und 12 Minen wog, dem Tempel Apollo's verehrt hatte.

Theophilanthropen oder Theanthrophiten, d. h. Freunde Gottes und der Menschen, nannte sich eine religiöse Gesellschaft, die während der Revolution in Frankreich durch den Wunsch, die in der Schreckenszeit aufgelös'te gemeinschaftliche Religionsübung ohne Rückkehr zu den mit einem reinen Deismus unverträglichen positiven Dogmen und Gebräuchen der christlichen Kirchen wiederherzustellen, ein kurzes Daseyn erhielt. Im Jahre 1796 traten fünf Familienväter zu Paris Chemin, Mareau, Janes, Hauy, der Vorsteher des Blindeninstituts und Bruder des Physikers, und Mandar zusammen, und hielten den 16ten December in Hauys Institutsgebäude die erste Versammlung, deren Zweck Gottesverehrung, Erbauung und Belehrung im Sinne der natürlichen Religion war. Die Versammlungen wurden wöchentlich mit Gebet, Reden, moralischen Vorlesungen und Gesängen gehalten, und bald durch eine Menge neuer Mitglieder aus dem Haufen der zuströmenden Zuschauer so zahlreich, daß die Gesellschaft mehrere große Locale brauchte. Das Directorium erlaubte den Theophilanthropen den Mitgebrauch von zehn Pfarrkirchen zu Paris, wo sie im Schiff ihren Gottesdienst erst an den Decaden, dann Sonntags nach den Catholiken in der Mittagsstunde hielten. Die Tempel wurden dazu eigends verziert. Man sah darin religiöse und moralische Inschriften, einen antiken Altar, wie er auf den Bühnen gebraucht wird, darauf einen Korb mit Blumen zum Opfer für das höchste Wesen, eine Kanzel zum Vorlesen und Predigen, allegorische Gemählde und Fahnen mit Emblemen und Inschriften, alles im neusten Geschmack. Einen besondern geistlichen Stand wollten die Theophilanthropen nicht, doch stellten sie Gesellschaftsbeamte, Aufseher, Tempelvorsteher, Leser und Redner an, welche einen weißen Talar über blauer Unterkleidung mit buntem Gürtel beim Gottesdienst trugen, aber weder Vorrechte hatten, noch Einkünfte genossen. Zum Glaubensbekenntniß gehörten bloß die Dogmen von Gott und Unsterblichkeit; die Lehre war ein Deismus, im Wesentlichen aus der evangelischen Wahrheit entlehnt, voll practischer Moral, deren Princip nur durch vorherrschenden Eudämonismus vom christlichen abwich, die Liturgie einfach, wie die protestantische, doch mehr noch auf Rührung berechnet; Ermunterungen zur Besserung knüpften sich darin

n stillschweigende Prüfungen des sittlichen Verhaltens an, auch um Verzeihung der Fehler wurde Gott gebeten, doch Jesus, den man unter den Weisen aller Zeiten mit Achtung nannte, nicht als Erlöser betrachtet. Am reichsten behandelten die Schriften der Theophilanthropen, deren Chemin die meisten herausgab, die Pflichtenlehre. Natur-, Vaterlands-, Gatten- und dergl. Feste wurden außerordentlich gefeiert. Die Stelle der Taufe vertrat eine Einweihung durch Ermahnungen an Aeltern und Pathen, der Confirmation eine Aufnahme mit Gelübden, der Trauung eine symbolische Verknüpfung des Brautpaars durch Ringe und Bänder, die um die Hände geschlungen wurden, andre Gebräuche fanden nicht Statt. Besondre Schulen errichtete man zur Unterweisung der Jugend im Theophilanthropismus. Die Kosten des Gottesdienstes sollten durch Collecten und Beiträge der Mitglieder bestritten werden, doch schoß die Directorialregierung kleine Summen zu. In vielen Provinzialstädten kam es meist durch nachdrücklichen Betrieb der Behörden und zum Nachtheil der Catholiken zu Nachahmungen des Gottesdienstes der pariser Theophilanthropen, zu Sens mit Einmischung christlicher Gebete und Gebräuche, und schon hegten sie, da ihre Gesellschaft keine Secte, sondern ein moralisches Institut für alle Parteien seyn wollte, große Erwartungen von ihrer Ausbreitung in andern Ländern, freilich ohne Erfolg. Der Versuch des Piaristen Movardo zu Turin schlug ganz fehl. In Frankreich selbst war ihr Untergang vorauszusehen, da nicht nur der immer noch mächtige und durch die proclamirte Toleranz wieder ermuthigte Catholicismus ihnen mit aller Kraft entgegenwirkte, sondern auch unter den Gemeinden in Paris wegen hierarchischer Anmaßungen einiger Vorsteher Spaltungen entstanden, und die Stättigung der Neugier den ersten Enthusiasmus abkühlte, die Beiträge verminderte und eine Menge schnell angeworbener Mitglieder abtrünnig machte. Ueberhaupt war das Volk in Frankreich, dessen Unterricht in der Religion und Moral hinter den Leistungen des deutschen Schulwesens weit zurücksteht, durchaus nicht reif für eine philosophische Religion. Der Menge zu hoch, den Revolutionsmännern zu rein und edel, und durch den Mangel aller göttlichen Autorität der Stützen beraubt, ohne die keine Religion zu öffentlicher Geltung und Würde gelangt, konnte der Theophilanthropismus weder genug anziehen, noch genug Ehrfurcht gebieten, um an der Stelle des Christenthums Nationalreligion zu werden. Als das Werk einiger beredten Schriftsteller und schwärmerischen Weltverbesserer hatte er daher das Schicksal einer Modethorheit, die man einige Zeit mitmacht, um sie dann wieder zu bespötteln. Das Concordat mit Pius VII. gab dem alten Glauben neues Gewicht, und da die Consuln 1802 die Fortsetzung der öffentlichen Versammlungen der Theophilanthropen in den Kirchen untersagten, ging ihr Institut, das ohnehin schon wegen Mangels an Mitgliedern zu Paris auf vier Locale eingeschränkt war, als Gesellschaft völlig unter, wenn auch die Meinung und Ansicht, die es begründet hatte, bis jetzt das stille Bekenntniß der Meisten von denen blieb, die man in Frankreich Philosophen nennt. E.

Theophrastus, ein berühmter griechischer Philosoph, geboren im J. 271 vor Christi Geburt zu Eresium, einer Seestadt der Insel Lesbos. Nachdem er in seinem Vaterlande die erste Erziehung genossen hatte, sandte ihn sein Vater nach Athen, wo er zuerst ein Schüler des Plato, darauf des Aristoteles wurde. Er machte in der Philosophie und Beredsamkeit so große Fortschritte, daß Aristoteles, wie derselbe sich nach Calcis begab, den Theophrastus zu seinem Nachfolger als Lehrer der

peripatetischen Schule bestimmte. In diesem Amte, welches er 323 v. Ch. G. übernahm, erlangte er einen so hohen Ruf, daß er 2000 Schüler gehabt haben soll, unter denen sich Nicomachus, Sohn des Aristoteles, Erasistratus, der berühmte Arzt, Demetrius Phalereus und Menander befanden. Sein Ruhm verbreitete sich auch ins Ausland, und er erhielt eine Einladung vom Ptolemäus nach Aegypten und vom Cassander nach Macedonien. Zweimal rettete er sein Vaterland von der Herrschaft der Tyrannen, und wurde von den Atheniensern so hoch geachtet, daß, als er einst wegen gottloser Grundsätze, die er behauptet haben sollte, angeklagt ward, der Ankläger selbst kaum der Strafe entging, die er dem Theophrast zugedacht hatte. Sehr freigebig trug er zu den Kosten der öffentlichen philosophischen Versammlungen bei, erschien immer in einem sehr kostbaren Anzuge in den Schulen und suchte besonders in seinen Reden sich mit Würde und Anmuth auszudrücken. Wegen dieser letztern Eigenschaft soll Aristoteles seinen ursprünglichen Namen Tyrtamus zuerst in Euphrastus (der schöne Redner) und diesen nachher wieder in Theophrastus (der göttliche Redner) verwandelt haben. Gegen das Ende seines Lebens ward er so schwach, daß er auf einem Bette in die Schule getragen werden mußte. Obgleich er ein Alter von 85 Jahren erreichte, so beklagte er doch die Kürze des menschlichen Lebens, indem er bemerkte, daß die Natur den Hirschen und Krähen ein langes Daseyn, welches für sie doch von geringem Werthe sey, gestattet, daß aber dahingegen der Mensch, wenn er kaum den Gipfel des Wissens erblicke, sterben müsse, ohne ihn zu erreichen. Deßhalb sagte er auch noch zuletzt seinen Schülern: der Mensch müsse sterben, wenn er anfinge zu leben. Sie möchten daher mehr darnach trachten, die Freuden des Lebens zu genießen, als sich einen Nachruhm zu erwerben. Das ganze athenienſische Volk wohnte seinem Leichenbegängnisse bei. Theophrastus war Verfasser einer großen Anzahl dialectischer, metaphysischer, moralischer und physikalischer Schriften. Seine Meinungen unterscheiden sich in mehrerer Hinsicht von denen des Aristoteles, und enthalten wesentliche Zusätze zu dem peripatetischen System. Er hielt dafür, daß die Classen oder Kategorien eben so zahlreich wären, wie die Veränderungen und Bewegungen, denen die Wesen ausgesetzt wären, und daß zu diesen Bewegungen und Veränderungen die Wünsche, das Verlangen, die Gedanken und Urtheile gerechnet werden müßten. Einige seiner moralischen Aussprüche zeichnen sich besonders aus, z. B. achte dich selbst, und du wirst nicht Ursache haben vor Andern zu erröthen; die Schamröthe ist die Farbe der Tugend, 2c. Von seinen Schriften, deren Diogenes Laertius mehr als 200 aufzählt, haben nur wenige unsere Zeiten erreicht. Das bekannteste ist eins unter dem Titel Charaktere (Theophrasti Characteres s. Notationes Morum ex ed. Fischeri Coburgi 1773. 8. ed. Schneideri Jen. 1799. 8. übers. mit Anmerkungen von Hottinger und Jacobs in Wielands attischem Museum B. 1. St. 3. B. 2. St. 1). Es sind Schilderungen menschlicher Thorheiten und Sitten. Dies Werk ist häufig von neuern Schriftstellern nachgeahmt worden, von keinem vielleicht mit größerm Glücke, wie von la Bruyere. Außerdem besitzen wir noch von ihm eine „Naturgeschichte der Pflanzen" und mehrere in die Naturgeschichte einschlagende Werke. Die beste vollständige Ausgabe der sämmtlichen Schriften ist von Daniel Heinsius (Lugd. Bat. 1613 in fol.) griechisch und lateinisch herausgegeben. Unter den Ausgaben der „Geschichte der Pflanzen" ist die von Bodaeus (Amst. 1644. fol. graece et latine) die vollständigste.

Theophrastus Paracelsus, s. Paracelsus.

Theorbe (Tiorba) ist ein der Laute zum Theil ähnliches Instrument (s. Laute,) wenigstens was den Körper und den — wiewohl ...ern — Hals betrifft, daher es auch von den Italienern bisweilen ...hiliuto genannt wird. Sie hat vierzehn bis sechzehn Chorsaiten, wo... die acht großen Saiten im Basse zweimal so lang und dick sind, ... die bei der Laute. Dies Instrument, das jetzt ziemlich unbekannt ...orden ist, brauchte man mehr zum Accompagnement, da hingegen ... der Laute auch Melodie gespielt wird, so wie denn auch das Sy... ... der Theorbe fünf Linien mit ordentlichen Noten, hingegen die ...te sechs und Buchstaben hat; auf der Theorbe ist keine sogenannte ...angsaite (Chanterelle — Quinte) nöthig, wie bei der Laute, da ... eine Terz tiefer, von der ersten Saite an gerechnet, anfängt. Auch ... es **theorbirte** Lauten, wenn nämlich der sonst zurückgebogene ...tenhals gerade ausgeht, so daß sich die Baßsaiten besser darauf schicken.

Theorie (von θεωρία, das Beschauen, Betrachten) bezeichnete ...sprünglich die **Speculation**, speculative Erkenntniß, d. i. die ...kenntniß, und die Untersuchung übersinnlicher Dinge, dann die wis...schaftliche Erkenntniß, Wissenschaft überhaupt, im Gegensatze der ...raxis, oder der Anwendung und Ausübung derselben in der Wirk...keit. Die Fähigkeiten zu beiden sind in der Wirklichkeit oft getrennt, ...ewohl sie in der Seele selbst innig verbunden sind, und eine gründ...he Praxis auch eine gute Theorie voraussetzt. Daher unterscheiden ...r den Theoretiker, d. h. den, welcher einen Gegenstand bloß wissen...aftlich betrachtet und seine Gesetze zu bestimmen versteht, und den ...ractiker, der in der Anwendung dieser Gesetze geübt ist, welches ... ohne deutliches Bewußtseyn Statt findet. Der abgeleitete Ausdruck ...eoretisch kann aber sowohl auf den Gegenstand als auf die Be...ndlung derselben bezogen werden. **Theoretisch** heißt 1. in Beziehung ...f den Gegenstand im Allgemeinen, was die Erkenntniß betrifft oder zum ...egenstande hat, erklärend, untersuchend, z. B. theoretische ...kenntniß, theoretische Philosophie (welche das Erkenntnißver...ögen und das Erkennbare zum Gegenstande hat); theoretische Ver...unft, die Vernunft, als höhere Erkenntnißkraft, Vermögen der Ideen, ...sbesondere der theoretischen; da hingegen ist practische Erkenntniß ... diesem Sinne die, welche das Handeln zum Gegenstande hat; die prac...sche Philosophie, welche Vorschriften, für das Handeln ent...ält; 2. in Beziehung auf die Behandlung: der bloßen Erkenntniß nach, ...einwissenschaftlich, d. i. ohne Rücksicht auf die Hervorbringung eines ...egenstandes, oder auf Fälle der Anwendung. So z. B. redet man ...lbst von einem theoretischen Vortrag einer Wissenschaft, und ...on einer practischen Tendenz des Vortrags, so wie einer prac...ischen Erkenntniß, d. i. einer solchen, welche sich auf die Hervor...ringung ihres Gegenstandes bezieht; dahingegen die theoretische ...rkenntniß in diesem Sinne diejenige ist, welche bloß die Bestimmung ...res Gegenstandes, d. i. die Erforschung der Natur derselben bezweckt. ...as Theoretische in letzterm Sinne bildet mit dem Practischen eine ...ollkommene Eintheilung. Im erstern Sinne aber stellt sich zwischen die ...heoretische und practische Thätigkeit des Geistes noch die ...sthetische oder Gefühlsthätigkeit zwischen hinein, und man müßte ...on dem ursprünglichen Wortsinne ganz abgehen, wenn man die letztere ...it der erstern unter einer Bedeutung dieses Worts vereinigen wollte; ...eshalb auch die Eintheilung in theoretische und practische Phi...osophie nicht durchaus zu billigen ist. Unter dem Ausdruck einer Theo...rie versteht man 1. im materiellen Sinne eine einzelne Wissenschaft oder

eigene wissenschaftliche Ansicht derselben oder in derselben (z. B. Erreg
theorie); 2. da das Wissenschaftliche sich auch auf die Form bezieht,
systematische Behandlung einer Wissenschaft, oder eines Haupt
derselben (z. B. Theorie der Sinne).

Theosophie ist der Wortbedeutung nach die Wissenschaft g
cher Dinge, daher der speculative Philosoph, in so fern er das
liche, an das die Theologie nach Vorschrift einer unveränderlichen
fenbarung glauben lehrt, zur Anschauung und ins Wissen zu br
sucht, auch Theosoph genannt werden darf. Doch hat man d
Namen gemeiniglich solchen Begeisterten beigelegt, die in ihren Forsch
gen und Combinationen auf dem Gebiete der Gotteserkenntniß über
Gränzen der nüchternen Schulphilosophie hinausgingen und das
liche, das der Mensch in der Regel nur ahnen oder negativ beschr
aber nicht in Begriffe kleiden kann, wie es wirklich ist und im
all lebt, aus höherer Erleuchtung anzuschauen meinten und darzus
versuchten. Weil der göttliche Ursprung ihrer Visionen verdächtig
eine ungeregelte, starke Phantasie die wahre Quelle der Offenbaru
zu seyn schien, von denen sie Kunde gaben, wurden die Theoso
häufig als Schwärmer betrachtet, die sich selbst betrögen. So hat die
liebte Aufklärung über die merkwürdigsten Theosophen neuerer
Jakob Böhme, Swedenborg, St. Martin u. a. m. abgesprochen
sie mit ihren Träumereien zur Vergessenheit verurtheilt. Doch das
gen der schellingischen Philosophie nach dem Wissen des Absoluten
schaffte ihnen in den letzten Jahrzehnden wieder so viel Gerechtig
daß ihre verworrene Sprache und meist unwissenschaftliche Darstel
nicht mehr als ein Hinderniß betrachtet wird, den Reichthum i
Schriften an religiösem Gehalt und an tiefen Blicken in das W
des Göttlichen anzuerkennen. K.

Theot (Catharina), war die Vorsteherin einiger religiösen Se
keleien, welche im Frühlinge des Jahres 1794 in Paris viel Aufseh
machten. Die Mysterien wurden in der Wohnung der Theot, ein
89 Jahr alten Jungfer, gefeiert, und ein gewisser Gerle spielte da
bei den Hierophant. Die ganze Verbindung war fanatisch, und wü
de nimmermehr so viel Aufsehen erregt haben, wenn nicht gewisse Ne
benumstände dazu gekommen wären. Robespierre bereitete sich nämlich
um dieselbe Zeit den Triumph mit der Feier des höchsten Wesens, da
er mit allem Pomp proclamiren ließ. Da er zur Schwärmerei geneig
war, und den Fanatismus, den Catharine Theot predigte, mit
seinen eigenen Ideen sehr übereinstimmend fand und noch überdies aus
der Verbindung mit ihr andere Vortheile hoffte, so duldete er die Ver
sammlungen, die sie bei sich hielt, oder that vielmehr, als wenn er sie
gar nicht kennte. Die übrigen Mitglieder des Wohlfahrts- und Siche
heitsausschusses, welche auf Robespierre's zunehmende Macht eifersüchtig
zu werden anfingen, ergriffen diese günstige Gelegenheit, um die My
sterien der Catharine Theot dem Convente als einen Schlup
winkel der Contrerevolutionairs zu denunciren. Sie hofften dadurch
Robespierre'n einen heimlichen Streich zu versetzen, und irrten darin
nicht. Robespierre durfte es nicht wagen, sich einer fanatischen Gesell
schaft öffentlich anzunehmen. Indem Theot und ihre Gefährten als
aberwitzige Schwärmer dargestellt wurden, mußte sich das Volk an Ro
bespierre's Schwärmereien bei dem Feste des höchsten Wesens erinnern,
und ihn um desto mehr verabscheuen. So wurde die Farce mit Ca
tharinen Theot eine Vorbereitung zum neunten Thermidor. Ba
rere und Vadier, welche dem Convent von dieser Verschwörung Be

t erstatteten, verwandelten den Namen der alten, dem Revolutions-
journal überlieferten Theot in das griechische Wort Theos, um der
ganzen Sache eine größere Wichtigkeit zu geben.

Theramenes. Ein Athenienser und Schüler des Sokrates.
war ein großer Redner, und spielte zu Ende des für Athen so un-
glücklichen peloponnesischen Krieges in Beziehung auf die politischen
Veränderungen in seiner Vaterstadt eine sehr bedeutende, obwohl etwas
zweideutige Rolle, die ihm den nicht unverdienten Vorwurf der Unbe-
ständigkeit zuzog. Er war es, der über den Frieden mit den Sparta-
nern, der unter so harten Bedingungen für Athen geschlossen wurde,
als bevollmächtigter Gesandter unterhandelte, und ihm schrieb man die
Einführung der neuen drückenden Oligarchie unter den sogenannten 30
Tyrannen zu. Er selbst war einer von ihnen; doch billigte er ihr ty-
rannisches Verfahren nicht, und dies bewirkte seine öffentliche Anklage
und seinen gewaltsamen Tod. Ein gewisser Kritias, einer der Vor-
nehmsten jener 30 Gewalthaber, war sein Hauptfeind und sein Anklä-
ger. Theramenes mußte, wie Sokrates, den Giftbecher trinken, und
that dies mit so viel Entschlossenheit und Gleichmuthe, daß er we-
nigstens hierin einige Aehnlichkeit mit jenem großen Manne hat, wenn
er ihm gleich sonst durchaus nicht gleicht. Dieser Tod und sein Beneh-
men in den letzten Augenblicken bedeckte manche Schuld, und erwarb
ihm selbst mehr als einen Bewunderer und Lobredner. Es scheint, daß
den Theramenes, dessen Gesinnung ursprünglich nicht unedel war, und
der große Fähigkeiten besaß und seine Kraft fühlte, die Begierde, eine
bedeutende Rolle unter seinen Mitbürgern zu spielen, zu manchen Fehl-
tritten verleitete, daß er aber das Unglück seiner Vaterstadt keineswegs
beabsichtigte. Vielleicht kann ihn einigermaßen die kritische Lage,
in der sich damals Athen befand, entschuldigen, wenn auch nicht recht-
fertigen. S.

Therapie (auch Therapeutik), die Heilung, aus dem grie-
chischen Worte θεραπευω (therapeyo), ich heile, und θεραπεια (the-
rapeia) die Heilung gebildet, und in die Medicin aufgenommen, um
den Inbegriff alles dessen, was zur Umwandlung des kranken Zustan-
des eines lebenden Körpers in den gesunden gehört, mit einem Worte
anzudeuten. Die Therapie erscheint uns demnach sowohl in theoretischer
als in practischer Hinsicht als der gerade Gegensatz der Pathologie.
Diese nämlich zeigt, wie die Thätigkeiten des Organismus möglicher Weise
von ihrem harmonischen Zusammenwirken auf einen Zweck abweichen
können, wie die körperliche Masse desselben dem gemäß in Form und
Mischung von der Norm verschieden wird, wie ferner von allen den
Dingen der Außenwelt, welche auf den Organismus einwirken (s. den
Art. Aetiologie), einzelne Thätigkeiten, Systeme und Theile desselben
vor andern erregt, dagegen andere wieder geschwächt werden, woraus
verschiedene krankhafte Zustände in der Wirklichkeit entstehen, die erst
im Allgemeinen, und dann, in so fern sie sich in bestimmten Theilen
und bestimmten Gruppen von krankhaften Erscheinungen (s. Symptome)
offenbaren, auch als Krankheiten insbesondere betrachtet werden. Im
Gegensatze geht die Therapie von der Möglichkeit aus, wie die ge-
störte Harmonie und die abgewichene Norm der Kräfte, so wie auch
die normale Form und Mischung des Organismus wieder hergestellt
werden könne; wie die zu hoch gestiegenen Thätigkeiten, sich selbst er-
schöpfend, wieder nachlassen, dagegen die, deren Thätigkeit herabgesetzt
wurde, in der Ruhe ihre Kraft wieder gesammelt haben und von neuem
wieder in den Kreis der organischen Verrichtungen eintreten; wie hier-

aus natürlich folgt, daß auch die Form und Mischung der Thei
der zurückkehrenden Gesetzmäßigkeit der Functionen sich wieder der
malen Beschaffenheit nähern und das, was nun als abnorm dem
ganismus fremd und heterogen worden ist, aus demselben gesch
werde. Die Therapie zeigt ferner, wie nicht nur die Aussendinge,
dern alles, was auf den lebenden Organismus einwirkt und seine
schiedenen Thätigkeiten bestimmt, dazu dient, durch Hinleitung
Einwirkung auf bestimmte Theile, Organe und Systeme des Orga
mus deren Thätigkeit umzuändern, die einen zu erhöhen, andere
gegen herabzusetzen, und dadurch die Harmonie wieder herzustellen.
der Zusammenstellung dieser Einwirkungen auf bestimmte Regionen
Organismus entstehen gewisse allgemeine Heilmethoden gegen allgem
pathologische Zustände, und endlich lehrt sie gegen bestimmte For
von Krankheiten einen bestimmten Plan von Heilmitteln dagegen
werfen. Aus dieser Darstellung des wesentlichen Inhalts der Ther
entstehen auf eine natürliche Weise die verschiedenen Abtheilungen
selben in die allgemeine und in die besondere Therap
Die allgemeine Therapie entwickelt zuerst die Möglich
aller Heilung in der Bestimmbarkeit des Körpers von Außendingen,
der lebendigen Idee, die dem Organismus einwohnt, die Norm des
ben gegen die feindlichen Einwirkungen von außen sowohl als von
nen selbstständig zu erhalten, woraus die Lehre von der Heilkraft
Natur ihre Entstehung hat. Unter dieser Heilkraft der Natur verstehen
das Vermögen des organischen lebenden Körpers, vermittelst der Grun
kräfte und Gesetze des Organismus, welche das Leben und die Verri
tungen erhalten, auch Störungen und fehlerhafte Zustände wieder au
zuheben, also Krankheiten zu heilen. Dieses Heilvermögen der Natur
liegt jeder Heilung durch die Kunst zum Grunde; denn letztere kann nur
dadurch heilen, daß sie jene Thätigkeiten des Organismus aufruft,
welche der Krankheit Gränzen zu setzen vermögen. Die Kunst hat also
die Aufgabe, durch bestimmte in dem Körper hervorzubringende Ver-
änderungen den kranken Zustand in den gesunden umzuwandeln. Diese
Veränderungen in dem Leben des Organismus beziehen sich jedesmal
zunächst auf die Thätigkeiten desselben, und durch dieselben auf die or-
ganische Masse, und die Kunst hat demnach auch zwei Hauptwege,
auf welchen sie auf den Organismus einwirken kann, nämlich den, ge-
wisse Thätigkeiten desselben vorzugsweise hervorzurufen oder andere her-
abzustimmen, und den auf die organische Masse und Form selbst ein-
zuwirken. (S. den Artikel: Physiologie.) Auf diesen Wegen ist es
der Kunst möglich, krankhafte Zustände der Lebensthätigkeit sowohl als
Abweichungen in der Mischung und Form der organischen Masse um-
zuändern. So wie die Krankheiten in der Erscheinung sich als allge-
meine oder örtliche zeigen, ist auch die Heilung in formeller Beziehung
allgemein oder örtlich, indem entweder auf den ganzen Organismus, oder
doch auf ein denselben durchgreifendes System, oder nur auf einen Theil
besonders gewirkt werden muß. So wie aber auch bei der Krankheit
selbst wieder unterschieden werden muß, die innere Entstehung und das
Wesen derselben von der äußern Erscheinung oder den Symptomen, so
richtet sich wieder die Heilung entweder nach dem Wesen der Krankheit
(gründliche oder wesentliche Heilung), oder bloß nach einzelnen Zufäl-
len (symptomatische Heilung). Jenes ist die Anfoderung der echten
Heilkunst, aber nur die Sache des wahren Heilkünstlers, weil es schwer
ist, das Unsichtbare aus dem Sichtbaren abzuleiten; allein nur dadurch
ist es möglich, die sichtbaren und fühlbaren Krankheitszufälle gründlich

für immer zu heben. Dagegen behilft sich Stümperei jedesmal ni
ait, einzelne Krankheitsäußerungen zu heben, ohne die Ursachen de
en wegzunehmen, wodurch auch die Krankheit selbst entweder ge
it gehoben wird, oder wenn sie es auf einige Zeit werden kann, doc
d wieder zurückkehrt, weil die Ursachen zu wirken fortfahren. D
endliche Heilung der Krankheit beruht demnach bloß auf Wegnahm
nächsten Ursache derselben, oder des Wesens der Krankheit. Alle
ljenige nun, wodurch wir auf den lebenden Körper so einwirken, da
: jene Veränderungen hervorbringen können, benennen wir Heilmitte
i der Anwendung dieser Mittel muß auf zweierlei Rücksicht genom
n werden: auf die Thätigkeit des Mittels, oder die Art, wie e
f den lebenden Körper wirkt, und auf die Thätigkeit des Organis
is oder die innere Veränderung, die dadurch hervorgebracht wird
d das System, welches dadurch erregt wird, mit zwei Worten: au
Action des Mittels und die Reaction des Organismus. Die Wir
ng der Mittel ist anzusehen als allgemein und als specifisch. Di
lgemeine Wirkung gründet sich auf das Verhältniß der Außending
m Organismus überhaupt, vermöge dessen jeder fremdartige Körpe
f ihn eine Anregung der Thätigkeit ist, die specifische Wirkung grün
t sich auf die Verwandtschaft des Mittels zu einem bestimmten Thei
er System des Organismus, vermöge welcher es auf eine bestimmt
eise auf die Verrichtung dieses Theils oder Systems erhöhend ode
hwächend wirkt. Bei der Reaction des lebenden Organismus komm
Betrachtung, in welchem Grade er durch das ihm einwohnende Le
n vermögend ist, auf die Einwirkung des Mittels seine Thätigkeit zu
ßern, welches auf die individuelle Constitution des Subjects, au
ewohnheit, auf den Ort der Anwendung, auf die Menge des ange
andten Mittels, auf die Dauer und Wiederholung, selbst auf di
orm und Zubereitung desselben ankommt, und welches alles dem Zwec
er Heilung angepaßt werden muß. Bei dem Heilverfahren selbst is
r diagnostische und der eigentlich therapeutische Theil desselben zu un
rscheiden. Der erstere hat den wesentlichen oder Heilungscharakter de
Krankheit, d. h. die nächste Ursache oder das Wesen derselben aufzusu
hen, und muß zu diesem Behufe sowohl das Gegenwärtige, nämlic
ie am Kranken bemerklichen Symptome, nach einem gründlichen Stu
ium der Semiotik, als auch alles, was den Kranken umgibt, näm
ich den Zustand der Luft und Witterung, der epidemischen Constitu
ion, die Lage des Kranken in jeder Rücksicht, untersuchen, als auc
uf das Vergangene zurücksehen, auf die Anlage und Constitution de
Kranken, überhaupt auf alles, was vorher auf ihn einwirkte, und end
ich die Wirkung der Mittel auf den kranken Körper beobachten. De
andere Theil beschäftigt sich mit der Auseinandersetzung der Absicht de
Behandlung der Krankheit, welche entweder darauf geht, die Ursache
derselben zu entfernen und sie von Grund aus zu heben (curatio causa
lis), was eigentlich zwar jedesmal der Zweck seyn sollte, aber nich
allemal möglich ist; oder die Wirkung der Krankheit zu heben und zu
mildern (curatio symptomatica, Palliativcur; s. diesen Artikel), womi
sich der Arzt jedoch nur in besondern Fällen begnügen darf; oder da
Leben des Kranken durch unmittelbar darauf wirkende Mittel, ohne Be
rücksichtigung der Krankheit, zu erhalten (curatio vitalis), oder endlic
künftige Krankheiten zu verhüten (curatio praeservativa). Um nun de
Zweck der Heilung zu erreichen, müssen die Mittel dazu nach erlangte
diagnostischer Kenntniß der Krankheit so ausgewählt werden, daß di
ihr angemessenen Veränderungen im Organismus und wiederum in de

stimmten Systemen und Theilen desselben hervorgebracht werden. So wie sich nämlich die verschiedenen Formen und Darstellungen der Krankheiten auf gewisse einfache Grundkrankheiten oder Abweichungen von der normalen Thätigkeit der Organe zurückführen lassen, so müssen auch zuvörderst gewisse Fundamentalmethoden der Heilung aufgeführt werden, welche jenen Grundkrankheiten parallel laufen, und die Art und Weise angeben, wie die Heilkunst gewisse bestimmte Veränderungen im lebenden Körper hervorzubringen vermag. Da diese Fundamentalmethoden der Heilkunst sich nach den Ansichten über die Entstehung der Grundkrankheiten, und diese sich wieder nach denen der normalen Beschaffenheit des Organismus, also nach den physiologischen Principien richten, so hat die Eintheilung jener Methoden auch gewechselt, wie zu verschiedenen Zeiten die physiologischen und pathologischen Ansichten der Ärzte wechselten. Wir müssen daher in Rücksicht der geschichtlichen Erinnerungen, so weit sie die Therapie betreffen, auf die Artikel Arzneikunde, Physiologie und Pathologie zurückweisen, und uns hier damit begnügen, die Fundamentalmethoden der Heilkunst nach den in jenen Artikeln gegebenen neuern Ansichten bloß als erläuterndes Beispiel noch kürzlich anzuführen. Jede Bestimmung dieser Fundamentalmethoden hat übrigens ihre großen Schwierigkeiten, indem keine so strenge Abscheidung und Eintheilung der Mittel, wodurch wir auf den kranken Organismus wirken, getroffen werden kann, die nicht auch zugleich in das Gebiet einer andern mehr oder weniger übergreife. Wir können daher bloß theoretisch eine Classification der Methoden aufstellen, deren Ausfüllung mit den zweckdienlichen Mitteln nach dem gegenwärtigen Stand unserer Erfahrungskenntnisse in der materia medica erfolgen muß und in unaufhörlichem Fortschreiten zur Vervollkommnung begriffen ist. Dem Zweck der Heilung gemäß müssen wir an dem Organismus Rücksicht nehmen auf die Thätigkeit, die Masse und Form desselben. Da wir es aber mit dem Menschen zu thun haben, dessen Seelenthätigkeit zum Theil an den Organismus gebunden und von ihm abhängig ist; dagegen auch wieder auf denselben wirken kann, so dürfen wir überdies bei der nähern Bestimmung der Menschenheilkunde auch die geistige Region nicht unbeachtet lassen. Man kann demnach die Heilmethoden unter folgender Classification fassen. In so fern man durch die Seele selbst auf die Thätigkeiten derselben und auf den Körper einwirken kann, entsteht hieraus eine psychische Methode. In so fern die Naturkraft des Organismus, von dem Nervensystem ausgehend, zu lebhaft aufgeregt seyn, oder zu schwach von Statten gehen, oder die Thätigkeit derselben abnorm vertheilt seyn kann, muß dagegen eine deprimirende oder herabstimmende, eine erregende und eine ableitende Methode nothwendig werden. In so fern diese Abweichungen der Thätigkeiten auch eine fehlerhafte Beschaffenheit der Masse des Organismus, sowohl der festen als flüssigen Theile, Mangel an manchen Stoffen, Ueberfluß an andern, nothwendig hervorbringen muß, welche häufig wieder als Krankheitsursache zurückwirken kann, und in vielen Fällen eher wieder verbessert werden kann, als jene Abnormitäten gehoben werden, kann also eine das Materiale verändernde Methode Statt finden, welche theils auf Wegschaffung schädlicher Stoffe —: die ausleerende Methode, theils auf Umwandlung derselben —: die eigentliche verbessernde Methode, theils auf Ersatz des Mangels an organischen Stoffen —: die restaurirende Methode, abzweckt. In so fern endlich in der Form des Organismus Abnormitäten vorfallen können, muß die Heilkunst sich bemühen, diese durch

chanische Hülfsleistung wieder zu heben, welches die chirurgische ethode ist. Durch die psychische Heilmethode suchen wir auf die Seele Kranken zu wirken, dessen krankhafte Thätigkeiten umzuändern, die unkene zu heben, einseitig zu starke ungeregelte Seelenthätigkeiten zu ruliren, Leidenschaften zu beherrschen, Affecten zu mildern, vorherrende Seelenvermögen in ihre Schranken zu weisen, z. B. krankhaft hafte Phantasie zu unterdrücken, einseitige krankhafte Richtung des müths abzuwenden, das in sich versunkene Bewußtseyn durch kräftige eizung zu erwecken. Wir vermögen aber auch mit Hülfe der Seelenätigkeit auf einen kranken Körper selbst zu wirken, durch Beruhigung r Leidenschaften und Affecten, durch Erheiterung des Gemüthes und eschäftigung desselben mit erfreuenden Gegenständen, durch Abwenng desselben von gewissen Zuständen des Körpers, durch Fixirung desben auf andere. Die dynamischen Methoden sind die drei en benannten. Sie verlangen aber eine noch genauere Bestimmung, nachdem die Naturthätigkeit des Nervensystems in der Region des erebralsystems oder des Gangliensystems krankhaft gestimmt ist, je chdem diese letztere mehr in der reproductiven Irritabilität oder den ederen Systemen oder Organen der Reproduction, den secernirenden nd excernirenden Organen Statt findet. Die herabstimmende Meode heißt daher in Rücksicht des Nervensystems für die Cerebralregion e narcotische, in Rücksicht desselben für die Muskularpartien, die ntispasmodische, in Rücksicht der reproductiven Irritabilität die ntiphlogistische Methode. Die erregende Methode ist, in so fern e direct auf das gesammte Nervensystem einwirkt, die magnetische, lectrische, galvanische und analeptische, in so fern sie auf ie reproductive Irritabilität hin gerichtet ist, die phlogistische, so fern sie auf einzelne Systeme und Organe der Reproduction gechtet ist, die specifische. Wenn man in der Absicht, die krankafte Thätigkeit eines Systems oder eines Organs indirect herabzustimen, in einem andern eine künstlich erhöhte Thätigkeit zu erregen sucht, heißt dies die ableitende Methode. Die narcotisirende Methode sucht zu heftige Thätigkeit des Cerebralsystems, in so fern beonders Gefühl, Empfindung und Bewegung daran Theil haben, krankhaft rhöht und unregelmäßig sind, herabzusetzen. Hierzu dienen die Mittel, elche unmittelbar auf das Nervensystem, und zwar betäubend auf das Gehirn und Sensorium commune wirken, und unter dem Namen der arcotischen, betäubenden, bekannt sind. (S. den Art. narcotisch und Gifte.) Die antispasmodische Methode sucht die abnorme Thätigkeit des Nerven in den Muskelpartien zu reguliren oder von ihnen b- und auf andere Theile hinzuleiten. Dazu werden theils die ölien, theils die narcotischen Mittel, theils andere specifisch auf die Neren, besonders des reproductiven Systems, wirkende Mittel gebraucht, z. B. die Oxyden des Zinks, Wismuths, Antimonium u. s. w. Die antiphlogistische Methode vermindert die excessive Thätigkeit des arteriellen Systems, und setzt das zur arteriellen Würde sich abnorm erhebende Capillargefäß wieder auf den Normalgrad zurück. Die wirksamsten Mittel dieser Methode sind directe die Blutentziehungen, sowohl die allgemeine als örtliche, die Säuern und erschlaffenden Mittel; indirecte die ableitenden, auf eine andere niederere Reihe von Organen die Thätigkeit der Naturkraft hinziehenden Mittel, nämlich die Salze, welche auf die Schleim erzeugenden Organe und auf die Ausleerung des Darmcanals wirken, Verminderung der Nahrungsstoffe, sorgfältige Vermeidung alles dessen, was das Blutsystem reizen kann.

Die das Nervensystem erregenden Methoden sind die *magnetische*, *electrische*, *galvanische*, deren Begriff schon unter den Artikeln Magnetismus, Electricität, Galvanismus entwickelt ist. Die *analeptische Methode* bietet diejenigen Arzneimittel dar, welche theils weder ausschließlich und geradezu auf das Nervensystem erregend wirken, theils durch Erregung des arteriellen Systems auch auf das nervöse erregend wirken. Dergleichen Mittel sind z. B. die Naphthen und ihre Verbindungen, das flüchtige Alkali, der Kampfer, Moschus, das Castoreum, der Baldrian; ferner der Wein, die versüßten Säuren, die aromatischen Pflanzen und Gummiresinen. Die *phlogistische Methode* vermehrt die Thätigkeit des Herzens, des ganzen arteriellen und Capillargefäßsystems. Nachdem die Erhöhung der Thätigkeit schnell aber vorübergehend, oder langsam aber dauernd ist, theilt sich die Methode wieder in die *excitirende* und in die *roborirende*. Die *excitirende* braucht die erwähnten Mittel der vorigen Classe, besonders den Weingeist und alle weingeisthaltigen Sachen, die ätherischen Öle und flüchtigen Gewürze; die *roborirende Methode* nimmt die bittern und zusammenziehenden Pflanzenstoffe, die stärkenden Säuern, und besonders die Eisenmittel zu Hülfe. Die *specifische Methode* sucht auf einzelne Organe und deren Function erregend zu wirken, und bis jetzt hat die Erfahrung auf mehrere Mittel dazu aufmerksam gemacht. Es wirkt z. B. auf die Lungen Senega, Schwefel, Ammoniakgummi u. s. w., auf die Haut Spießglasmittel, flüchtig reizende Mittel, auf die Nieren Squilla, Wachholder, Canthariden, auf die Verdauung die bittern Mittel u. s. w. Auf diese Methode gründet sich auch die ableitende, welche die krankhaft übertriebene Thätigkeit eines Organs dadurch abzuändern und herabzustimmen sucht, daß sie auf einige Zeit in einem entfernten Organe eine künstlich erhöhte Thätigkeit erzwingt, z. B. bei Entzündung eines innern Organs eine Entzündung auf der Haut erregt u. s. f. So entspringt auch aus der specifischen Methode die *ausleerende (evacuirende) Methode*, indem, vorzüglich aus dem Darmcanal, gewisse Stoffe fortgeschafft werden sollen, die man theils als Ursache der Krankheit, oder doch der Fortdauer derselben oder einzelner Symptome, theils auch als Wirkung derselben ansieht. In wie fern die evacuirende Methode, ein Theil der sonstigen Hauptmethode, die gastrische genannt, in Verbindung steht, sehe man unter diesem Artikel nach. Die *verändernde Methode* sucht schadhafte Stoffe im Organismus, welche nicht sogleich fortgeschafft werden können, einstweilen unschädlich zu machen, z. B. Verbesserung und Neutralisirung genommener Gifte durch gegenwirkende Substanzen, Verbesserung der Galle in dem Darmcanal durch Säuren, der faulichten Beschaffenheit der Säfte durch eben dieselben Mittel, des sauern Magensaftes durch Kali u. s. w. Die *restaurirende Methode* sucht die organische Masse selbst zu vermehren, und auch dadurch die Energie der Lebenskraft dauerhaft zu erheben. Dies geschieht besonders durch Vervollkommnung der Nutrition und aller der Functionen, die dazu gehören (s. den Art. Ernährung und Nahrungsmittel), und so auch durch gehörige Aufnahme des belebenden Sauerstoffgases, durch den Genuß einer atmosphärischen reinen Luft. Die *chirurgische Methode* beabsichtigt entweder Trennung der organischen Masse, durch mechanische Gewalt und Instrumente oder durch Aetzmittel; oder die Wiedervereinigung getrennter Theile, und begreift die Heilung der Wunden und Knochenbrüche, der aufgehobenen Verbindungen mehrerer Theile, z. B. Verrenkung, Vorfälle, Brüche, in sich. — In allen

iesen Methoden besteht der Machtumfang der Heilkunst, und die Therapie gibt nun noch die Gesetze ihrer Anwendung und der Verbindung mehrerer Methoden zu Einem Zweck. Endlich bestimmt die specielle Therapie die practische Anwendung aller dieser generellen Gesetze und Methoden auf einzelne Krankheiten, um nach dem verschiedenen Charakter und den Perioden derselben jedesmal die individuelle Behandlung derselben einzurichten, in die abnorme Thätigkeit des Organismus in jedem Moment einzugreifen und so die Genesung herbeizuführen. H.

Theresia (Maria), deutsche Kaiserin, Königin von Ungern und Böhmen, und Erzherzogin zu Oesterreich, Tochter Kaiser Carls VI., war zu Wien den 13ten Mai 1717 geboren. Sie wurde von ihrem Vater durch die von ihm errichtete pragmatische Sanction zur Thronfolgerin in den österreichischen Erbstaaten bestimmt, und den 17ten Febr. 1736 mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen vermählt, welcher 1737 vermöge des Friedens von Wien (3ten Oct. 1735) Großherzog von Toscana wurde. Nicht bloß durch Verträge, sondern auch von der Natur selbst zur Herrscherin bestimmt, mit allen Vorzügen geistiger und körperlicher Schönheit geschmückt, ausgerüstet mit einer Seelenstärke und einem Muthe, der von ihrem Geschlechte nicht zu erwarten ist, bestieg Maria Theresia den Tag nach dem Tode ihres Vaters (den 21sten Oct. 1740) den Thron von Ungern, Böhmen und Oesterreich. Sie fand eine bis auf 100,000 Gulden ausgeleerte Schatzkammer, ein äußerst mißvergnügtes Volk, und eine Armee, die sich mit Ausschluß dessen, was in Italien befindlich war, nur auf 30,000 Mann belief. Außerdem machte der Churfürst Carl Albrecht von Bayern, von Frankreich lebhaft unterstützt, Ansprüche an die österreichischen Erblande, und die Chrfürsten von Cöln und Pfalz wollten gleichfalls, trotz der pragmatischen Sanction, Theresiens Erbansprüche auf die väterlichen Staaten nicht anerkennen. In dieser kritischen Lage fehlte es der jungen, noch unerfahrnen Regentin an muth- und kraftvollen Ministern; denn die ihrigen sahen bereits die Türken in Ungern, die Ungern im Aufruhr, die Sachsen in Böhmen, die Bayern vor den Thoren Wiens, und Frankreich als die alle die übrigen aufreizende Macht. Indessen ging doch Theresiens Thronbesteigung ohne Störung vor sich, und alle Erbstaaten huldigten ihr ungesäumt. Besonders zeigten die Ungern ihr viel Anhänglichkeit und Eifer. Diese Aussichten gaben der neuen Regierung Kraft, und der jungen Königin den nöthigen Muth. Carl Albrecht von Bayern, welcher in gerader Linie von Anna, der ältern Tochter Ferdinands I., abstammte, der durch sein Testament bestimmt hatte, daß im Erlöschungsfalle des österreichischen Mannsstammes die Thronfolge von Böhmen und Oesterreich auf seine Töchter und deren Erben übergehen sollte, machte darauf gerecht scheinende Ansprüche. Indessen war aus dem Testament Ferdinands deutlich zu ersehen, daß derselbe nur auf den Erlöschungsfall der weiblichen Nachkommenschaft seines Sohnes die gesetzlichen Erben seiner Töchter zu Thronfolgern bestimmt hatte. Der Churfürst von Bayern hatte jedoch die pragmatische Sanction nicht anerkannt, und bestand auf sein vermeintliches Recht. Man legte den Gesandten der fremden Mächte und den ersten Staatsbeamten bei Theresiens Thronbesteigung das Testament Ferdinands zur Ansicht vor, und suchte durch eine nach Böhmen hin beorderte Armee die Gränzen dieses Reichs gegen einen bayerschen Angriff zu decken. Allein beides konnte den Churfürsten nicht bewegen, seine Foderungen aufzugeben, und mit Besorgniß sahe Maria Theresia der Antwort der auswärtigen Mächte entgegen. Der König Friedrich

von Preußen, der König August III. von Polen, Churfürst von Sachsen, der russische Hof, die Generalstaaten und der König von England erklärten sich indessen auf das günstigste für die Königin. Nur Frankreich, welches von der letztern am meisten gefürchtet ward, zeigte sich zweideutig, und zögerte mit einer deutlichen Erklärung, um den besten Zeitpunkt abzuwarten, dem Churfürsten von Bayern zum Besitze der österreichischen Erbstaaten zu verhelfen. Gerade in diesem Zustande der Unruhe des österreichischen Hofes erneuerte Friedrich der Große seine Ansprüche auf Schlesien, und versammelte, während er die Königin Maria Theresia mit Freundschaftsversicherungen hinhielt, eine starke Armee bei Berlin. Hierauf sandte er den Grafen von Gotter nach Wien, und fiel, da seine Vorschläge nicht angenommen wurden, am 23sten Dec. 1741 mit seiner Armee in Schlesien ein. In mehrern Denkschriften, die er austheilen ließ, suchte er seine Rechte an dieses Land darzuthun, und versicherte zugleich, daß er es für das Haus Oesterreich in Besitz nehmen wolle, um es gegen fremde Angriffe zu schützen. Die Königin Maria Theresia war über diesen Schritt des Königs eben so erstaunt als entrüstet. Gotters Anträge wurden sämmtlich verworfen, allein desto schnellere Fortschritte machte Preußens König mit seinem Heere in Schlesien, wo ihn der größte, aus Protestanten bestehende Theil der Einwohner, welcher unter der österreichischen Herrschaft sehr gedrückt war, mit Jubel empfing. Maria Theresia foderte umsonst die andern Mächte zum Beistande auf. Man machte ihr Verheißungen, aber schickte keinen einzigen Mann zur Hülfe. Rußland entschuldigte sich, der König von Polen wankte; Frankreich unterhandelte mit Bayern und Preußen; die Holländer, von dem letztern bedroht und Frankreich fürchtend, erklärten sich nicht; England, von innern Unruhen gedrängt, konnte nicht helfen, und erbot sich bloß, in Verbindung mit den Generalstaaten einen Frieden mit Preußen zu vermitteln. Die Königin von Ungern verweigerte trotz dieser Bedrängniß jede Nachgiebigkeit, und versammelte in Mähren ein zahlreiches Kriegsheer, dessen Oberbefehl sie dem Generalfeldmarschall Neipperg übertrug. Allein der Mangel an Magazinen und die schlechten Wege hinderten Neipperg, thätig zu wirken, und Friedrich machte immer weitere Fortschritte. Die Oesterreicher wurden bei Molwitz (4ten April 1741) geschlagen, und Friedrichs Feldlager bei diesem Orte ward jetzt der Mittelpunkt aller europäischen Staatsverhandlungen. Frankreich, seiner alten Politik treu, gab dem österreichischen Hofe die stärksten Freundschaftsversicherungen, und unterdessen mußte der Marschall von Belle-Isle mit dem Könige von Preußen zu Molwitz über die Auflösung der österreichischen Monarchie unterhandeln. Der König von Spanien, Philipp V., ein Nachkomme Carls V., machte gleichfalls Ansprüche auf die Thronfolge in den österreichischen Staaten, und gründete sie auf den Theilungsvertrag Carls V. und Ferdinands, eines Sohnes Maximilian des Ersten, von 1521, und auf Familienverträge von 1617. Carl Emanuel, König von Sardinien, ein Nachkomme von Catharina, zweiter Tochter Philipps II., verlangte Mailand; August III., trotz des von ihm so eben erst mit Maria Theresia geschlossenen Vertrags, machte wegen seiner Gemahlin, einer Nachkömmlingin Josephs I., ähnliche Foderungen. Frankreich hatte schon einen völligen Theilungsplan entworfen; indessen wollte Friedrich, um Frankreich nicht zu mächtig in Deutschland werden zu lassen, nicht auf eine Vergrößerung von Sachsen und Bayern, die mit zu jenem Plan gehörte, eingehen, und wandte sich deßhalb an Georg II. von England, um durch diesen die

[K]önigin von Ungern zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Allein diese blieb bei ihrem Vorsatze, worin sie durch die Bewilligung von 500,000 [P]f. St. englischer Subsidien noch mehr bestärkt wurde. Sie machte [g]ar schon Entwürfe zur Theilung der Staaten des Königs von [P]reußen, und foderte den König von England auf, mit seinen hannö[veri]schen Truppen den erstern anzugreifen. Allein Großbritannien ließ [sic]h durch nichts zum Kriege bewegen, und suchte bloß, durch Unter[ha]ndlungen den Frieden zu vermitteln. Im Juli 1741 begann auch [B]ayern die Feindseligkeiten gegen Oesterreich, und zwei starke französi[s]che Armeen drangen zugleich über den Rhein und die Maas vor. [Fr]iedrich hatte sich bereits fast des ganzen Schlesiens bemächtigt; aber [de]nnoch beruhigte sich Maria Theresia bei Frankreichs Freundschafts[ve]rsicherungen, und hoffte, den Churfürsten von Bayern durch die Ver[zi]chtleistung ihres Gemahls auf die Kaiserkrone zu gewinnen. Deßhalb [ve]rweigerte sie fortdauernd alle Foderungen Preußens, und so blieben [E]nglands Vermittlungsversuche fruchtlos. Maria Theresia hatte von [J]ugend auf eine hohe Idee von der Würde und Macht ihres Hauses, [u]nd hielt sich nicht berechtigt, auch nur den kleinsten Theil ihrer Staa[te]n abzutreten. In dieser Ansicht wurde sie durch die Geburt des Erz[h]erzogs Joseph, welche in der Zeit erfolgte, als man mit Friedrich II. [u]nterhandelte, noch mehr befestigt. Ihr Gemahl, obgleich er zum Mit[re]genten ernannt war, hatte wenig Einfluß, und glänzte mehr durch [se]ine körperliche Schönheit und seine einnehmenden liebenswürdigen Sit[te]n, als durch Geist und Talent. Die Minister der Königin betrachte[te]n ihn als einen Ausländer mit eifersüchtigem Blick, obgleich er, im [G]efühl seiner Ohnmacht gegen die Herrschbegierde seiner Gemahlin, sich [w]enig in Staatssachen mischte. Der Angriff des Königs von Preußen [h]atte indessen einen allgemeinen Unwillen und die stärkste Theilnahme [f]ür die Königin Theresia in England erregt, und das Parlament be[w]illigte ihr aufs neue beträchtliche Subsidien. Kaum hatten sich die [U]nterhandlungen zwischen der Königin von Ungern und Friedrich II. [z]erschlagen, als Belle-Isle mit einer französischen Armee und in Ver[b]indung mit dem Churfürsten von Bayern in Oesterreich einrückte. Linz [w]urde genommen, und der Churfürst als Erzherzog anerkannt. Bayeri[s]che und französische Truppen marschirten bis St. Pölten, und Wien [w]urde aufgefordert. Der Churfürst war indessen nach Böhmen gegan[g]en, und marschirte auf Prag. Von einem andern französischen Heere [w]urde der König von England, welcher Marien Theresien eine Hülfs[a]rmee zusenden wollte, genöthigt, einen Neutralitätsvertrag in Hinsicht [a]uf Hannover zu schließen, und zu versprechen, sich der Erhebung des [C]hurfürsten von Bayern auf den Kaiserthron nicht zu widersetzen. Ruß[l]and, im Kriege mit Schweden, konnte nicht helfen. Die Churfürsten von Sachsen, von Cöln und von der Pfalz traten der Verbindung gegen Maria Theresia bei. Spanien, im Begriff einen Angriff in Italien zu wagen, hatte sich der Neutralität des Papstes und der übrigen italienischen Fürsten versichert, und der König von Sardinien war bereit, seine Truppen zu denen des Hauses Bourbon stoßen zu lassen; in Schlesien war Friedrich Herr der Hauptstadt und fast der ganzen Provinz, und stand im Begriff, sich mit den Franzosen und Bayern zu vereinigen. Marien Theresiens Sache war verzweifelt. Von allen ihren Alliirten verlassen, ohne Truppen, ohne Geld, ohne taugliche Minister schien ihr nichts übrig, als das Loos, welches ihre Feinde über sie verhängten. Aber durch ihren Heldenmuth, durch die Anhänglichkeit der braven Ungern und die Hülfe Englands unterstützt, entging sie jeder

Gefahr. Bei ihrer Thronbesteigung hatte sie sich durch Bestätigung der ungerischen Rechte die Herzen dieses Volks gewonnen. Jetzt berief sie einen Reichstag zu Presburg, erschien in Trauer, aber ungerisch gekleidet, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, und mit dem Königsschwerte umgürtet, plötzlich in der Mitte der Versammlung. Mit majestätischem, langsamen Schritt ging sie durch den Saal, bestieg die Tribune, und hielt in lateinischer Sprache eine Rede an die Stände, worin sie mit den rührendsten Ausdrücken ihre traurige Lage schilderte, und sich und ihre Kinder ganz dem Schutze und der Hülfe ihrer treuen Ungern überließ. Die Jugend, die Schönheit, und das Unglück der Königin machten einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Die Magnaten und Abgeordneten zogen ihre Säbel halb aus der Scheide, und riefen alle zugleich: Wir sterben für unsere Königin Maria Theresia! Sie, welche bis dahin eine ruhige, majestätische Haltung behauptet hatte, zerfloß in Thränen, und dadurch wuchs der Enthusiasmus noch mehr. Große Beihülfe an Truppen und Geld wurde unter lauten Beifallsbezeigungen bewilligt. Die kraftvollen Beschlüsse des Reichstages wurden von der ganzen Nation unterstützt, und die von den Ungern gestellten Truppen verbreiteten durch ihren Muth, ihre Art zu fechten, und ihre Wildheit Schrecken unter den disciplinirten deutschen und französischen Heeren. Immittelst waren die Verbündeten selbst uneinig mit einander geworden, wozu Belle-Isle's Hochmuth, welcher die deutschen Fürsten als französische Vasallen, und Deutschland als eine Provinz Frankreichs behandeln wollte, viel beitrug. Bayern und Sachsen stritten über das Vorzugsrecht ihrer Ansprüche. Der König von Preußen war besorgt, daß Bayern, falls es Böhmen erhielte, Schlesien zurückverlangen würde, und unzufrieden war er mit Frankreichs gebieterischem Betragen. Daher nahm er die Friedensvermittelung Englands an, und den 9ten Oct. 1741 wurde zwischen ihm und dem von der Königin von Ungern hiezu bevollmächtigten englischen Gesandten Lord Hyndford eine geheime Convention abgeschlossen, wodurch Niederschlesien an Preußen abgetreten werden sollte. Ganz Schlesien war übrigens von den preußischen Waffen unterworfen. Den 26sten Oct. ward auch Prag von den Franzosen und Bayern erobert, der Churfürst hielt Tags darauf seinen Triumpheinzug, und wurde am 19ten Nov. zum Könige von Böhmen gekrönt. Noch hatte sich Maria Theresia geschmeichelt, ihrem Gemahl die Kaiserkrone zu verschaffen, allein auch diese wurde am 12ten Febr. 1742 zu Frankfurt dem neuen Könige von Böhmen zu Theil, der den Namen Carls VII. annahm. Indessen erlangte er hiedurch nur einen leeren Titel, und mußte dafür seine Erbstaaten den Oesterreichern Preis geben. Die Bayern wurden bei Scharding (23sten Jan. 1742) geschlagen, und alle Pässe in das Churfürstenthum von Khevenhüller eingenommen, der dies Land der Plünderung seines Heeres überließ, und an eben dem Tage in München eintraf, an welchem Carl zum Kaiser gekrönt ward. Plötzlich brach jedoch Friedrich II., durch diese Fortschritte der Oesterreicher in Hinsicht auf Schlesien beunruhigt, den Waffenstillstand von Oberschnellendorf. Er drang bis Iglau vor, besetzte die Ufer der Taga, machte Einfälle in Oesterreich, und seine Husaren verbreiteten Schrecken und Bestürzung bis vor die Thore von Wien. Endlich wurde er jedoch genöthigt, sich wieder zurückzuziehen. Seine Friedensvorschläge wurden von Maria Theresia verworfen, und erst nach der Schlacht von Chotusitz, wo die Preußen den Sieg theuer erkauften, dachte man ernstlich an den Frieden, dessen Präliminarien zu Breslau (11ten Juni 1742)

:schlossen wurden. Die Königin trat Friedrich dem Gro"en ganz
r- und Niederschlesien, und die Grafschaft Glatz, mit Ausnahme
Fürstenthümer Teschen, Jägerndorf und Troppau, und der Gebirge
eit der Oppa, ab. Der Definitivfrieden wurde den 28sten Juli
er Garantie des Königs von England unterzeichnet. Von nun an
elte das Glück den österreichischen Waffen. Der Prinz Carl von
)ringen drängte die Franzosen mit großem Verlust bis Braunau
ick und blokirte Prag. Die allgemeine Meinung, daß von der
stenz des Hauses Oesterreich das Gleichgewicht Europa's abhänge,
i der Königin Theresia zu Statten. England ergriff zu ihren Gun-
die Waffen, und Holland zahlte ihr große Subsidien. In Italien
gen die Sachen für Oesterreich eben so glücklich; der König von
rdinien, eifersüchtig und beleidigt von Spanien, verglich sich mit
aria Theresia, welche ihm einige Theile von Mailand abtrat, und
erstützte dafür mit Nachdruck die österreichischen Waffen gegen Spa-
n und Frankreich. Der innere Zustand des letztern, und das Alter
Premierministers Cardinals Fleury ließen diesen auf den Frieden
ıken, wozu er auch zuerst die Hand bot; allein Maria Theresia
warf die vorgeschlagenen Bedingungen, und ging desto leichter auf
Vorschläge des englischen Cabinets ein, welches eine Auflösung
s in höchstem Grade erschöpften Frankreichs bezweckte. Indessen er-
b sich in Frankreich immer mächtiger die für die Fortsetzung des
rieges gestimmte Partei, und Maillebois, der französische Feldherr,
ırde beordert, von Westphalen aus nach Prag vorzudringen. Die Oe-
rreicher beschleunigten deßhalb die Belagerung dieser Stadt, der Prinz
arl von Lothringen ging den Franzosen mit einem Theil seines Heers
tgegen, und Maillebois mußte den Vorsatz, Prag zu entsetzen, aufge-
n. Die Franzosen in Prag litten durch Hunger und Kälte, allein Belle-
sle entkam durch List mit dem größten Theil der Besatzung aus der
tadt, und die Königin hatte mit der Freude über die Wiedereroberung
eses wichtigen Platzes zugleich den Verdruß über die Entwischung ei-
s verhaßten Feindes. Ganz Böhmen ward nunmehr, bis auf Eger,
n der österreichischen Macht besetzt, und Maria Theresia als Köni-
n von Böhmen gekrönt. Nach dem Tode Fleury's sank Frankreichs
ewalt immer mehr, sowohl durch den Hang Ludwigs XV. zu Zer-
reuungen, als durch die Uneinigkeit seiner Minister. Desto mehr trium-
hirte Oesterreichs Sache in ganz Europa. England bewilligte neue
Subsidien, und auch der König von Sardinien erhielt von jenem Reiche
00,000 Pf. Sterling, um die Sache der Königin von Ungern zu un-
rstützen. Die Generalstaaten stellten 6000 Mann Hülfsvölker, und
Rußland schloß den 3ten Februar 1743 mit England ein Vertheidi-
ungsbündniß. So war Maria Theresia im Stande, mit ihrer eignen
Macht einen Theil derjenigen ihrer Alliirten zu vereinigen. Bayern
var erster Schauplatz dieses Feldzuges, und bald waren die Franzosen
aus der Oberpfalz von dem Prinzen Carl von Lothringen verjagt, und
ie Bayern in ihrem eigenen Lande von ihm geschlagen. Der Kaiser Carl
VII. floh nach München, und schloß mit der Königin von Ungern einen
Neutralitätsvertrag, nach welchem er ihr bis zum allgemeinen Frieden
seine Erbstaaten überließ, und seinen Successionsrechten in den österrei-
chischen Ländern entsagte. Der Sieg der Verbündeten über die Fran-
zosen bei Dettingen am Mayn (den 19ten Juni 1743), wo Georg II.
von England persönlich für Theresiens Sache mitfocht, bestärkte die
Königin und ihre Alliirten noch mehr in dem Vorsatz, Frankreich zu
demüthigen, und schon machte Carl von Lothringen sich bereit, von

Altbreisach her in das Herz von Frankreich einzudringen. Allein durch die Uneinigkeiten der Verbündeten selbst, ward dieser Plan vereitelt. Immittelst war der seiner Staaten beraubte Kaiser Carl VII. aufs Aeußerste gebracht, und mußte mit Georg II. die Präliminarien eines Friedens schließen, wodurch er allen Rechten auf die österreichischen Lande und seinen Verbindungen mit Frankreich entsagte, und noch andere für den wiener Hof eben so günstige Bedingungen einging. Dagegen sollte er als Kaiser anerkannt werden, und zur Behauptung dieser Würde, und zur Wiedererlangung seiner Staaten Subsidien bekommen. Für vierzig Tage bewilligte ihm Georg 300 000 Kronen, und versprach Marien Theresiens Zustimmung zu bewirken. Allein diese war nicht zu erhalten, da die Königin auf Carls Absetzung bestand, und Bayern behalten wollte. Eben so wenig zeigte sie sich geneigt, dem Könige von Sardinien die versprochenen Landschaften im Mailändischen abzutreten. Ueber diesen letztern Gegenstand verging der ganze Sommer in Unterhandlungen, und Sardinien nahm eine drohende Stellung an. Dies und Englands Vorstellungen vermochten endlich die Königin zum Nachgeben. Sie überließ an den König von Sardinien das Markgrafthum Finale, und den Oberbefehl über 30,000 Mann österreichischer Truppen, die sie seiner Verfügung anheim stellte. In Italien hatten die Oesterreicher übrigens bei Campo Santo über die Spanier am 3ten Februar 1743 einen wichtigen Sieg erfochten, wofür man zu Madrid ein Tedeum sang. Dagegen unterwarfen die Spanier und Franzosen unter dem Befehl des Infanten Don Philipp sich ganz Savoyen, und versuchten in Piemont einzudringen, wovon sie aber durch den König von Sardinien zurückgehalten wurden. In Böhmen mußte sich das von den Franzosen besetzte Eger noch ergeben. Der um Oesterreich so sehr verdiente Carl von Lothringen kehrte, da ihm sein Eindringen in Frankreich nicht gelang, nach Wien zurück, wo er sich mit der Erzherzogin Maria Anna, der Schwester Theresiens, vermählte, und zur Belohnung für seine Dienste das Generalgouvernement über die Niederlande erhielt. Bis 1744 hatten England und Frankreich als bloße Hülfsmächte ohne Kriegserklärung gegen einander gehandelt. Jetzt erfolgte die Kriegserklärung von Seiten Frankreichs förmlich, sowohl gegen Oesterreich als gegen England. Die Franzosen rüsteten sich mit Macht, und nahmen schnell nach einander die wichtigsten Festungen in den Niederlanden, deren der Marschall von Sachsen sich gänzlich zu bemächtigen drohte. Indessen fiel der Prinz Carl von Lothringen mit einer starken österreichischen Armee in den Elsaß ein, und nahm die Hauptplätze dieses Landes weg. Er wollte bereits in Lothringen selbst eindringen. Die österreichische leichte Reiterei verbreitete Furcht und Schrecken bis an die Thore von Luneville, und der König Stanislaus mußte von dort mit seinem ganzen Hofe flüchten. Der König von Frankreich stellte jedoch dem Prinzen eine große Macht entgegen, und Carl ward zurückgerufen, um dem Könige von Preußen, der aufs neue die Waffen ergriffen hatte, Widerstand zu thun. Maria Theresia hatte stolz alle Friedensvorschläge verworfen, und weigerte sich, den Kaiser und den Reichstag von Frankfurt anzuerkennen. Auch ließ sie ihren Vorsatz, Bayern zu behalten, in Frankreich und Italien Eroberungen zu machen, Schlesien wieder einzunehmen, und in Verbindung mit Sachsen und England die preußischen Staaten zu theilen, nur zu deutlich merken. Friedrich, zu großer Feind des Hauses Oesterreich, und zu bekannt mit Theresiens Charakter, schloß, um ihr zuvorzukommen, den 13ten Mai 1744 mit dem Kaiser, mit Frankreich, dem

hurfürsten von der Pfalz und dem Könige von Schweden, als Land-
afen von Hessen ein Vertheidigungsbündniß. An der Spitze einer
oßen Armee fiel er in Böhmen ein, eroberte Prag, Tabor, Bud-
eis, Frauenberg und den ganzen Theil dieses Königreichs auf der
stseite der Mulde. Die bayerschen und hessischen Truppen drangen
gleich in Bayern vor, und setzten den Kaiser wieder in Besitz seiner
auptstadt. Der Schrecken verbreitete sich bis nach Wien, aber nicht
s zu dem Herzen der unerschütterlichen Maria Theresia. Schnell be-
isterte diese durch ihre Erscheinung auf dem Reichstage zu Preßburg
re Ungern mit dem vorigen Enthusiasmus, und diese flogen, von
Sachsen und Oesterreichern unterstützt, zur Rettung Böhmens herbei.
uch Carl von Lothringen kam aus dem Elsaß und Lothringen nach
Böhmens Gränzen zurück, während eine Krankheit Ludwigs XV. die
ortschritte der französischen Waffen hemmte. Die Preußen mußten,
on Hunger, von der Uebermacht ihrer Feinde und den Mühseligkeiten
es Krieges erschöpft, das beinahe eroberte Königreich wieder räumen.
Desto größere Fortschritte machten aber jetzt die Franzosen, welche nicht
loß Freiburg, Oesterreichs Vormauer gegen Westen, eroberten, sondern
uch in den Niederlanden immer weiter vordrangen. In Italien wa-
en indessen die Spanier zurückgedrängt, und der König von Neapel,
Don Carlos, zitterte bei dem Herannahen der österreichischen Waffen.
Doch das Ungewitter ging vorüber, obgleich dieser König nahe daran
var, zu Velletri in österreichische Gefangenschaft zu gerathen. Der
Fürst von Lobkowitz mußte sich wegen Mangels an Truppen nach der
Lombardei zurückziehen. So erfreulich die Vertreibung des Königs von
Preußen aus Böhmen für Theresia war, so sehr dies Ereigniß ihre
Hoffnung zur Wiedereroberung Schlesiens stärken mußte; so besorgt
mußten ihre übrigen Verluste, denen noch andere zu folgen drohten,
ie machen. Aber der Tod Carls VII. öffnete (20sten Jan. 1745) ih-
rem Ehrgeize ein neues Feld. Frankreich bemühte sich aufs neue, dem
Hause Oesterreich die Kaiserkrone zu entreißen, und den neuen Chur-
fürsten von Bayern und Sachsen August III. noch mehr gegen Maria
Theresia anzureizen. Jener Todesfall erregte überhaupt in ganz Eu-
ropa eine allgemeine Bewegung. Aber die Sache Oesterreichs siegte
trotz der französischen Cabalen am russischen Hofe und auch England
unterstützte die Königin Maria Theresia aufs neue mit Truppen und
Geld. Friedrich II. suchte jetzt abermals durch Großbritanniens Ver-
mittelung sich mit Oesterreich auszusöhnen, allein zugleich rüstete er
sich mit gewohnter Kraft zu einem neuen Feldzuge. Am 22sten April
1745 ward der Vertrag zu Fuessen mit dem neuen Churfürsten von
Bayern geschlossen, wodurch dieser sich aller Ansprüche auf die öster-
reichischen Erblande begab, die Gültigkeit der pragmatischen Sanction
garantirte und sich verpflichtete, die fremden Hülfsvölker aus seinen
Staaten zu entfernen, und dem Herzoge von Lothringen, Theresiens
Gemahl, seine Stimme zur Erlangung der Kaiserkrone zu geben. Um
jenem zu Frankfurt von Friedrich II. geschlossenen Bündnisse das Gleich-
gewicht zu halten, hatte die Königin von Ungern eine Quadrupel-Al-
lianz mit dem Könige von Polen, mit Holland und England (den
8ten Jan. 1745 zu Warschau) geschlossen, dem der Vertrag von Leip-
zig (18ten Mai) folgte, in welchem letztern noch geheime Uebereinkünfte
zwischen Oesterreich und Sachsen hinsichtlich der Theilung der preußi-
schen Staaten enthalten waren. Schon lange wünschte der Herzog von
Lothringen die Königswürde, allein vergebens hatte er sich bis jetzt auch
um den bloßen Titel eines Königs von Böhmen bemüht. Jetzt trach-

tete er nach der Kaiserkrone, aber auch hier waren die Minister seiner Gemahlin, die sein Uebergewicht fürchteten, wenig thätig für ihn. Während dieser Unterhandlungen machten die Franzosen immer größere Fortschritte. Der Sieg der letztern über die Verbündeten bei Fontenai (11ten Mai 1745) war für diese höchst nachtheilig. Die wichtigsten Plätze der österreichischen Niederlande fielen in französische Hände. Eben so schlimm ging es in Italien, wo Genua sich mit Spanien verband, um Finale wieder zu erobern. Durch dies Bündniß verstärkt, nahmen die Franzosen und Spanier den größten Theil des mailändischen und tortonesischen Gebiets ein, und der König von Sardinien, welchem gleichfalls mehrere seiner Staaten von den Feinden entrissen wurden, mußte sich nach seiner Hauptstadt zurückziehen. Friedrich II. fand sich zu Anfange von 1745 in einer kritischen Lage. Durch des Kaisers Tod war das Bündniß von Frankfurt aufgelöst, und durch seinen letzten Feldzug hatte sein Ruf nicht gewonnen. Die Franzosen waren aus Deutschland vertrieben, und Preußen war jetzt Oesterreich und seinen Verbündeten in Deutschland Preis gegeben. Allein der Sieg über die Oesterreicher und Sachsen bei Hohenfriedberg (4ten Jun. 1745) war der Anfang eines bessern Glückes für Preußen. Das brittische Cabinet schloß bald nachher zu Hannover einen geheimen Vertrag mit Friedrich, worin diesem Schlesien in Gemäßheit des breslauer Friedens garantirt wurde. Preußen und Oesterreich sollten sich gleichfalls gegenseitig den Besitz ihrer Staaten garantiren, und Georg II. übernahm es, Maria Theresia zur Einwilligung dieses Vertrags zu bewegen. Allein die Königin von Ungern und der Churfürst von Sachsen verwarfen diesen Vertrag, und wollten den Krieg fortsetzen. Carl von Lothringen ward jedoch bei Sorr von Friedrich II. geschlagen, und Maria Theresia hatte für diesen Verlust bloß den Trost, daß ihr Gemahl, Franz Stephan (13ten Sept.) zum Kaiser gewählt, und den 4ten Oct. unter dem Namen Franz I. gekrönt wurde. Maria Theresia, die bei der letztern Ceremonie gegenwärtig war, rief zuerst vom Balkon herab: Es lebe Kaiser Franz I.!, welcher Ausruf von den unzähligen Zuschauern wiederholt wurde. Indem sie die Kaiserkrone ihrem Gemahl verschaffte, hatte sie zugleich das Glück, dieselbe zu ihrem Hause, welches sie dreihundert Jahre lang besessen hatte, zurückkehren zu sehen. Ungeachtet ihre Finanzen höchst erschöpft waren, wollte die nunmehrige Kaiserin-Königin in keinen Frieden willigen, und sie war staatsklug und aufgeklärt genug, die Kirchenschätze zur Fortsetzung des Krieges zu verwenden. Preußens Vorschläge wurden sämmtlich verworfen; man wollte sich rächen. Schon war eine Armee nach Berlin hin beordert, und von Rußland ward kräftige Hülfe erwartet. Allein Friedrich kam Allem zuvor. Durch die Schlacht von Hennersdorf (23sten Nov.) wurde Carl von Lothringen genöthigt, aus Schlesien nach Böhmen zu gehen, und durch die gänzliche Niederlage der Sachsen bei Kesselsdorf (den 15ten Dec.) ward das ganze Churfürstenthum Sachsen von Preußen erobert. Die Kaiserin-Königin, gerührt durch das Schicksal ihres treusten Bundesgenossen, schloß jetzt unter brittischer Vermittelung (25sten Dec. 1745) den Dresdner Frieden, wodurch an Friedrich II. Schlesien abgetreten wurde, und er hinwieder sie als Königin von Böhmen und ihren Gemahl als Kaiser anerkannte. Dieser Friede war für Oesterreich um so glücklicher, da England wegen der Unruhen in Schottland seine Hülfstruppen aus den Niederlanden zurückziehen mußte. Hiedurch gewannen die Franzosen dort die Oberhand, und bemächtigten sich einer Festung nach der andern. Am 4ten Mai 1746 hielt Ludwig XV. seinen Ein-

in Brüssel, und alle österreichischen Niederlande, mit Ausschluß Lu
burgs, waren in Feindes Hand. Der Verlust der Schlacht bei Ro
r vermehrte Oesterreichs Unglück auf dieser Seite. Desto glückliche
gen die Heere der Kaiserin Theresia in Italien, wo der Fürst vo
chtenstein zu San Lorenzo über die Spanier und Franzosen eine
glänzenden Sieg erfocht. Philipp V. starb, und sein Nachfolger Ferdi
nand VI. zog seine Truppen aus Italien zurück. Dadurch erhielt Oe
sterreich hier das Uebergewicht, und bemächtigte sich, mit dem König
n Sardinien vereint, der wichtigsten von den Spaniern verlassene
Plätze. Die Engländer blockirten zugleich Genua; der Doge und sech
Senatoren mußten sich nach Wien begeben, und sehr demüthig di
Gnade der Kaiserin-Königin anflehen. Eine Capitulation ward ihne
bewilligt; sie mußten aber Geiseln stellen, und Genua selbst wurde fü
Maria Theresia besetzt. Allein durch die Erpressungen und Unthate
der Oesterreicher wurden die Einwohner aufrührerisch, und vertriebe
die Kaiserlichen, welche achttausend Mann, ihre ganze Artillerie un
Bagage verloren, aus Genua und dessen Gebiet (den 5ten — 9te
Dec.). Der österreichische Successionskrieg von fünf Jahren veränder
jetzt seinen Gegenstand, und Frankreich und England, sonst nur Hülfs
mächte, traten nunmehr als kriegführende Hauptmächte auf den Kamp
platz, doch wünschten beide den Frieden. Auch der madrider Hof hegte se
Ferdinands VI. Thronbesteigung denselben Wunsch, allein die Kaiseri
Königin hatte mit Rußland ein Vertheidigungsbündniß (22sten Ma
1746) geschlossen, dem auch Holland und England beigetreten ware
Die Oesterreicher hatten Antibes belagert, und verheerten die Provence
Allein Holland konnte immer keine förmliche Kriegserklärung geg
Frankreich erlassen. Die Franzosen konnten jedoch in Italien nur d
Befreiung Genua's, welches von den Oesterreichern aufs neue belage
ward, bewirken (1747). In den österreichischen Niederlanden machte
sie dagegen desto größere Fortschritte; aber mehrere Vortheile, welche d
Verbündeten über sie erlangten, besonders der Sieg des Admira
Hawke über eine französische Escadre, welche die indische Flotte begle
tete, wodurch die Seemacht Frankreichs zerstört wurde, beschleunigte
den Frieden. Am 30sten April wurden die Präliminarien zwische
Frankreich, Großbritannien und Holland unterzeichnet, und hiera
folgte der Friede von Aachen, dem auch Spanien, Oesterreich un
Sardinien beitraten. Alles ward wieder auf den vorigen Stand g
stellt, und bloß der Infant Don Philipp erhielt die Herzogthümer Pa
ma, Piacenza und Guastalla, so wie dem Könige von Sardinien me
rere durch den Tractat von Worms abgetretene Landschaften bestäti
wurden. So wurde ein blutiger Krieg, der anfangs sogar der Ex
stenz des Hauses Oesterreich gedroht hatte, beendigt und Maria Ther
sia ward durch die Liebe ihrer Unterthanen und die Hülfe ihrer Bund
genossen in Stand gesetzt, einen ehrenvollen Frieden zu schließen. D
Zeit des Friedens verwandte sie besonders auf die Wiederherstellung i
rer Finanzen und die Organisation ihres Kriegsheers. Die jährlich
Revenuen, welche zu Carls VI. Zeiten nur 30 Millionen betragen ha
ten, wurden durch kluge Einrichtungen auf 36 Millionen Gulden g
bracht, obgleich das Königreich Neapel und Schlesien, welches letzt
allein sechs Millionen eintrug, verloren waren. Zur Aufrechthaltu
einer Armee von 108,000 Mann, außer den in Italien und den Ni
derlanden befindlichen Truppen, wurden hinlängliche Fonds angew
sen, und das ganze Kriegswesen unter Dauns Leitung auf einen besse
Fuß gesetzt. Auch in der Gerichts- und Polizeiverwaltung machte Th

resia große Veränderungen. Die Provinzialkanzleien wurden abgeschafft, und ein höchster Gerichtshof für die letzte Instanz errichtet. Die oberste Leitung des Finanz- und Polizeiwesens wurde gleichfalls einem großen Conseil übertragen, dessen Präsident wöchentlich der Kaiserin Bericht erstatten mußte. Obgleich Theresia sich ungern regieren ließ, so setzte sie wegen ihrer Unerfahrenheit doch Mißtrauen in sich selbst, und suchte sich durch Berathschlagungen mit ihren Ministern, ihrem Gemahl und Andern von Allem genaue Kenntniß zu verschaffen; allein wegen der Verschiedenheit der Ansichten zweier ihrer Räthe, Wasners und Bartensteins, schwankte sie häufig zwischen den entgegengesetztesten Maßregeln, bis sie endlich dem Grafen, nachmaligem Fürsten von Kaunitz-Rietberg, die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten übertrug (m. s. Kaunitz). Mehrere Uneinigkeiten, welche jetzt zwischen England und Oesterreich entstanden, ließen das letztere auf eine Aussöhnung mit seinem alten Feinde Frankreich denken, und Maria Theresia war herablassend genug, auf Kaunitzens Anrathen, an die Marquise von Pompadour sehr schmeichelhaft zu schreiben. Die stolze Maitresse, durch diesen Schritt der größten Monarchin Europa's bezaubert, wandte ihren ganzen Einfluß an, die von der letztern gewünschte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen, allein ihre Bemühungen scheiterten durch die Gegenvorstellungen, welche Friedrichs II. Freunde am Hofe von Versailles und Oesterreichs Feinde dem dortigen Cabinet machten. Jetzt (1755) erhob sich zwischen England und Frankreich ein Streit über ihre Besitzungen in Amerika, und Großbritannien foderte von Oesterreich Hülfe. Die letztere wurde jedoch verweigert, und hiedurch der Grund zu der Entzweiung dieser beiden, bis dahin verbündeten Mächte gelegt. Friedrich der Große benutzte diesen Zeitpunkt, um sich mit England zu verbünden, und schloß mit Georg II. einen Vertrag, worin sie sich gegenseitig versprachen, den Einmarsch fremder Truppen in Deutschland zu hindern. Die Pompadour hatte jetzt (1756) eine Veränderung im französischen Ministerium bewirkt, und dies machte eine Annäherung zwischen den Höfen von Wien und Versailles möglich. Maria Theresia schloß nunmehr jenes Bündniß mit Frankreich, Rußland, Sachsen, Schweden u. s. w. gegen Friedrich den Großen, welches den siebenjährigen Krieg veranlaßte, und für Deutschlands inneres Glück so traurige Folgen hatte. (M. s. die Artikel Siebenjähriger Krieg und Friedrich II.) Nach Beendigung dieses unglücklichen Krieges wurde Theresiens Sohn, der Erzherzog Joseph den 27sten Mai 1764 zum römischen Könige gewählt. Dies war das erste Resultat des hubertsburger Friedens. Dadurch befestigte die Kaiserin Königin ihre Familie in dem Besitz der deutschen Kaiserwürde, und kam allen Uebeln zuvor, die der unerwartete Tod Franz I. hätte haben können. Dieser Todesfall ereignete sich den 18ten August 1765 zu Inspruck, und versetzte Maria Theresia in tiefen und dauernden Schmerz. Der römische König Joseph nahm nun unter dem Namen Joseph II. den Kaisertitel an, und sein Bruder Leopold bestieg den Thron von Toscana. Nachdem der erste Schmerz über den Tod ihres Gemahls gemildert war, ergriff Maria Theresia mit neuer Kraft die Zügel ihrer Regierung. Nach blutigen Kriegen arbeitete sie jetzt an dem Glück ihrer Völker. Sie stiftete und verbesserte in ihren Staaten die Schulanstalten, Universitäten und Akademien, und ließ den Studirenden, die durch Kenntnisse und gutes Betragen sich auszeichneten, Preise ertheilen; so belohnte sie auch diejenigen, die sich um irgend einen Erwerbzweig verdient machten, und wandte besonders ihren Blick auf den Ackerbau,

auf einer Medaille, die sie schlagen ließ, der Ernährer aller
inste genannt wurde. Noch größere Verdienste erwarb sie sich durch
stellung vieler kirchlichen Mißbräuche. Sie verbot die Gegenwart
es Geistlichen bei Testamentserrichtungen, schaffte das Zufluchtsort-
ht der Kirchen und Klöster, und die Inquisition zu Mailand ab.
n Jesuiterorden unterdrückte sie, und verordnete für beide Geschlech-
, daß man erst nach vollendetem 25sten Jahre in ein Kloster sich
fnehmen lassen konnte. Die Folter schaffte sie gleichfalls in allen
ren Staaten ab. Ihrem Sohn, dem Kaiser Joseph, überließ sie
es, was das Kriegsheer betraf, und eine bessere Verwaltung dieses
veiges der Staatswirthschaft, so wie auch die Militärconscription
irde in allen österreichischen Staaten, mit Ausschluß von Ungern,
m Mailändischen, Tyrol und den Niederlanden, eingeführt. Nur
it innerer Abneigung schloß Maria Theresia den 5ten August 1772 zu
etersburg mit Rußland und Preußen den Vertrag, Polen zu theilen;
lein sie wurde hiezu genöthigt, um jene beiden Mächte durch die
heilung dieses Reichs nicht gegen sich zu mächtig werden zu lassen.
ie Kaiserin Königin erhielt von Polen durch diese Theilung Rothrußland,
allizien und einen Theil der Woywodschaften Cracau, Sendomir,
ublin, Boltz, Volhynien, Podolien mit einer Bevölkerung von 2 1/2
Millionen Menschen, und den reichen Salzminen, welche allein jährlich
ber eine halbe Million Thaler eintrugen. Da jedoch Preußen sich mit
iner Beute nicht begnügte, so ging auch Theresia noch weiter, und
emächtigte sich großer Theile des noch übrig geblibenen polnischen Reichs.
Doch ward dies von ihr größtentheils 1777 wieder zurückgegeben, und
ie Kaiserin Königin erhielt dagegen durch einen Vertrag vom 5ten
Febr. 1777 die Buckowina, welche die Pforte ihr abtrat. Nach der
Theilung Polens befand sich Oesterreich in der glücklichsten Lage, und der
neue Zuwachs an Macht mußte das übrige Europa besorgt machen.
Es hatte 200,000 Mann Truppen, die beträchtlich vermehrt werden
konnten; seine Einkünfte überstiegen jährlich die Ausgaben um zwei
Millionen. Dazu kam ein junger ehrgeiziger Fürst, der vor Begierde
brannte, seinen Namen berühmt zu machen. Aus diesen Ursachen suchte
der staatskluge Choiseul durch die Vermählung des Dauphins mit The-
resiens Tochter, der nachmals so unglücklichen Königin Marie Antoi-
nette, eine festere Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich zu
bewirken, und der wiener Hof schmeichelte sich schon bei Ludwigs XVI.
Thronbesteigung eines wichtigen Einflusses auf das Cabinet von Ver-
sailles. Ludwig XVI. aber, so sehr er seine Gemahlin liebte, erlaubte
ihr nicht, sich in Staatssachen zu mischen, und vertraute sich ganz
dem Grafen von Maurepas, einem Gegner der österreichischen Partei,
an. Er blieb freilich im Bündniß mit Oesterreich, allein eben so sorg-
fältig unterhielt er die Freundschaft mit Preußen und dessen Bundes-
staaten. Obgleich er Marien Theresiens friedliebende Gesinnungen kannte,
und diese Fürstin als Mutter liebte, so kannte er doch auch Josephs
weitaussehende Plane. Hiedurch ward der wiener Hof, besonders Jo-
seph, gegen Frankreich gestimmt, da man sahe, daß alle die Vortheile,
welche man sich von jener Vermählung verheißen hatte, nicht erlangt
werden konnten. Der Tod des Churfürsten von Bayern (30sten Dec.
1777) hätte bald aufs neue die Kriegsfackel in Deutschland entzündet.
Das Haus Oesterreich, der Churfürst von Sachsen, der Herzog von
Meklenburg-Schwerin, und der Herzog von Pfalz-Zweibrücken mach-
ten zugleich theils auf alle, theils auf einzelne Staaten von Bayern
Ansprüche. Joseph II., als Kaiser, reclamirte mehrere Theile von

Bayern als heimgefallene Mannlehn, und der wiener Hof, welch überhaupt ganz Bayern gern an sich ziehen wollte, rechnete auf Frankreichs Hülfe und Preußens Neutralität. Indessen war Friedrich II schon mit dem Cabinet von Versailles einverstanden. Der Herzog von Zweibrücken, von Friedrich veranlaßt, legte eine Protestation bei dem Reichstage ein, und berief sich auf Preußen und Frankreich und Sachsen folgte diesem Beispiel. Joseph II. wollte seine Ansprüche durch den Reichstag untersuchen lassen, und gab sich das Ansehen als ob er die Interessen der andern Fürsten mit denen seiner Mutter ausgleichen wollte. Sowohl von Oesterreichs, als von Preußens Seite rüstete man sich zum Kriege, und im Mai 1778 standen die Heere einander gegenüber. Nun ließ Maria Theresia dem Könige durch Thugut sagen, sie sey untröstlich, sich mit ihm wieder auf dem Punkte zu sehen, wo sie sich beide die vom Alter gebleichten Haare ausreißen wollten. Allein alle Verhandlungen waren fruchtlos. Joseph wünschte den Krieg, seine Mutter den Frieden. Er stellte sich sogar über die Bedingungen, welche die letztere vorgeschlagen hatte, entrüstet, als ob sie schimpflich wären, und drohete, sich nach Aachen zu begeben, und dort den alten Kaisersitz zu erneuern. Auch Kaunitz widersprach der friedliebenden Kaiserin, und unterstützte die Absichten ihres Sohnes. Mit seinem Bruder, dem Erzherzog Großherzoge Leopold von Toscana, der ihn zu friedlichen Gesinnungen stimmen wollte, veruneinigte Joseph sich darüber aufs Aeußerste. Statt daß aber Frankreich thätige Hülfe leisten sollte, erbot es sich bloß zur Vermittelung. Dagegen drohete die Kaiserin von Rußland, den König von Preußen auf das kräftigste zu unterstützen, wenn die Kaiserin-Königin Preußen und den andern deutschen Fürsten nicht nachgeben würde. Auf Maria Theresia und Kaunitz, aber nicht auf Joseph, wirkte diese Erklärung sehr stark. Catharina II. ließ sich indeß bald durch Schmeicheleien besänftigen, und stand ab von ihrem Vorhaben. Desto mehr ward Friedrich II. insgeheim von Frankreichs Seite ermuntert, und die Feindseligkeiten begannen auf Böhmens und Schlesiens Gränzen. Weil aber fremde Hülfe ausblieb, entschloß sich der König von Preußen zum Frieden, den der ruhmsüchtige Joseph möglichst zu hindern suchte, welcher aber doch (13ten März 1779) zu Teschen geschlossen wurde. (M. s. Teschner Frieden und Friedensschlüsse.) In diesem Vertrage wurden auch an Sachsen (außer sechs Millionen) noch die Oberlehnsherrlichkeit über die schönburgschen Herrschaften Waldenburg, Glauchau und Lichtenstein abgetreten, die Reichsafterlehn der Krone Böhmen gewesen waren. Churpfalz erhielt die Herrschaft Mindelheim in Schwaben, die Oesterreich besetzt hatte, wieder zurück; der Herzog von Zweibrücken wurde als präsumtiver Erbe der pfalzbayerschen Lande anerkannt, und Meklenburg-Schwerin für seine Ansprüche an die Landgrafschaft Leuchtenberg mit dem Jure de non appellando an die Reichsgerichte abgefunden. Schon durch diese letzte Bewilligung wurde auch durch den teschner Frieden das deutsche Reichsbündniß immer lockerer gemacht. Nach diesem Frieden suchte der wiener Hof sowohl England als Frankreich fester an sich zu ziehen, um dem Erzherzog Maximilian die Churwürde von Cöln und das Bisthum Münster zu verschaffen, welches auch trotz Friedrichs II. Widerstrebungen endlich gelang. So hatte Maria Theresia dreien ihrer jüngern Söhne zu der Regierung bedeutender Staaten verholfen: Leopold, dem Großherzog von Toscana, Ferdinand (durch die Vermählung mit der Erbtochter des Herzogs von Modena), zur Erbfolge in diesem Herzogthum, und endlich Maximilian zur Chur- und Bischofswürde von Cöln und Münster. Von ihren

öchtern waren zwei mit Königen (nämlich von Frankreich und Neapel) ermählt, und das Haus Oesterreich, welches bei Marien Theresiens Thronbesteigung seiner gänzlichen Vernichtung entgegen sahe, stand jetzt urch die innern Verhältnisse seiner Staaten sowohl als durch seine ußern Familien- und andern Verbindungen auf dem höchsten Gipfel er Macht. Den 29sten November 1780 starb diese große Fürstin in inem Alter von 63 Jahren. Viel hat sie für den Glanz ihrer Familie, iel für das Glück ihrer Völker gethan. Mit innigster Zärtlichkeit iebte sie ihre Kinder, gegen ihre Diener war sie überaus gütig und leutelig, das Glück ihrer Unterthanen war ihr höchstes Ziel. Allein nur u leicht liehe sie Spionen und Angebern ihr Ohr, und suchte selbst n die Geheimnisse der Familien einzudringen. Von ihren Unterthanen vard ihr Tod als ein allgemeines Unglück beweint, und ihre Regierungseit wird noch als das goldne Zeitalter der österreichischen Monarchie etrachtet. N. P.

Theriak ist ein berühmtes Gegengift, in Form einer Latwerge, dessen Zusammensetzung sich von Andromachus aus Creta, einem Leibarzte des Kaisers Nero, herschreibt. Dieser beschrieb die Zusammensetzung in einem besondern Gedichte, welches uns Galen (de antidotis lib. 1, p. 433) ganz aufbehalten hat. Dieser Theriak ist die widersinnigste Zusammensetzung von fast siebzig Arzneimitteln, deren einige ganz unwirksam, andere sich unter einander ganz entgegengesetzt sind. Doch hat er sich bis in die neuern Zeiten in großem Ansehen erhalten; ja es ist noch nicht lange her, daß ihn die Apotheker in Holland, Frankreich u. a. O. mit gewissen Feierlichkeiten in Beiseyn der Magistratspersonen zusammensetzen mußten. Fc.

Thermolampe heißt eine Vorrichtung, die nach Lebons sinnreicher Angabe die aus Kohle und Wasserstoff bestehende, brennbare, während des Verkohlens von organischen Körpern sich erzeugende Luft zum Leuchtmittel anwendet. Die Hauptsache besteht in folgendem: ein feuerfestes, luftdichtes Gefäß wird mit Holz oder Steinkohlen gefüllt, durch eine angefügte Röhre genau verschlossen, und die Röhre in einen mit Wasser nicht ganz angefüllten, luftdicht verschlossenen Kasten, mit ihrer Mündung unter das Wasser, geführt. Unten am Kasten ist ein Hahn, oben gehen aus dem vom Wasser leeren Raume andere Röhren aus, bestimmt, die entwickelte brennbare Luft dahin zu leiten, wo sie zum Leuchten benutzt werden soll. Jetzt macht man Feuer um das mit Holz gefüllte Gefäß (oder bringt es in einen Stubenofen an), verkohlt das Holz, und treibt alles Flüchtige (Luft, Essig und Theer) durch die Röhre in das Wasser. Dieses reinigt die Luft, welche in ihm aufsteigt und weiter durch die Leitungsröhren zu dem Orte ihrer Bestimmung geht; es nimmt den Theer und die Säure an sich, welche durch den Hahn am Boden des Troges ausgeleert werden können. Den Enden der Leitungsröhren kann die Gestalt der Kronleuchter, Wandleuchter, Laternen gegeben werden, der ausströmende Dampf brennt, wenn er mit einem Lichte entzündet ist, so lange fort, als der Verkohlungsproceß dauert. So erleuchtete man zu London das Theater zu Coventgarden, stellte es aber des übeln, empyreumatischen Geruchs wegen wieder ein. Wird die Luft in einem Ofen verbrannt, so kann sie auch zum Heizen desselben dienen; sind die zurückbleibenden Kohlen die Hauptsache der Unternehmung, so kann die brennbare Luft, da ihre Menge sehr groß ist, mit großem Nutzen zur Heizung eines nebenstehenden Kalkoder Ziegelofens verwendet werden, wie das zu Kloster Neuburg bei

Wien bereits geschieht. Doch ist beim ersten Anzünden Vorsicht nöthig, daß sich keine atmosphärische Luft einmenge, und eine Explosion veranlasse. In England benutzt man die Producte der Steinkohlenverkohlung noch mehr, die zurückbleibenden abgeschwefelten Kohlen dienen als Coaks, der flüssige Theer zum gewöhnlichen Gebrauche, der festere wird durch Rectification in ein terpentinartiges Oel und schwarzes Harz geschieden, was wieder gleich dem Bernsteine zum Blechfirniß tauglich ist; die Luft endlich erleuchtet und heizt den Raum der Fabrikanstalt. Neuerdings hat Lampadius in Freiberg die Thermolampe zur Straßenbeleuchtung versucht. Er hing die Laterne beweglich an Schnüren und Rollen auf, leitete darunter die Oeffnung der Gasleitungsröhre, und nahm zum Verkohlen zerstoßene Steinkohlen, die er in einer eisernen Büchse in seinem Stubenofen dem Feuer aussetzte. Er konnte die Büchse täglich nicht größer nehmen, als daß die hineingehenden Kohlen auf sechs Stunden Leuchtmaterial bei schwachem Verkohlungsfeuer gaben, außerdem fand er keine Schwierigkeiten, nur müssen die Leitungsröhren stets aufwärts gehen, weil sich sonst leicht Wasser in den Knieen häuft und sprudelt; vielmehr war die Flamme der Thermolaterne heller, als die einer gewöhnlichen mit Oel unterhaltenen Straßenlaterne. F.

Thermometer oder Wärmemesser. Auf die Erfahrung, daß alle Körper, luftförmige und liquide aber am stärksten, durch Wärme ausgedehnt werden, hat man die Einrichtung des Thermometers gegründet. Der gemeinste besteht aus einer gleichweiten, engen Glasröhre mit einer angeblasenen Kugel, welche sammt der halben Röhre mit Weingeist oder Quecksilber gefüllt, und das Instrument sodann oben zugeschmolzen wird. Angebrachte Wärme bringt durch Ausdehnung die Flüssigkeit zum Steigen, Kälte bewirkt das Gegentheil. Um dieses Steigen und Fallen richtig zu messen, wird die Röhre in Grade abgetheilt, die keineswegs willkürlich sind, sondern als Theile eines Raumes zwischen zweien, beständig gleichweit von einander abstehenden Punkten, nämlich des Siedepunkts des Wassers und des Gefrierpunkts desselben, anzusehen sind. Jener Punkt wird durch Eintauchen in schmelzenden Schnee, dieser durch siedendes Wasser gefunden. Fahrenheit setzt 32 Grad bei jenem Eis- oder Frostpunkte und 212 bei diesem Siedepunkte, er theilt also den Raum in 180 Grade; Reaumur theilt dagegen an seinem Weingeistthermometer denselben Raum in 80 Grade, indem er am Eispunkte 0 und am Siedepunkte 80 setzt. De Luc verfährt eben so mit einem Quecksilberthermometer; Celsius führte die hunderttheilige Scala ein, die am Frostpunkte ebenfalls 0, am Siedepunkte aber 100° hat; endlich De Lisle zählt 0 beim Siedepunkt, und hört mit 150 beim Frostpunkte auf. Fünf Grade der hunderttheiligen Scala sind also vier reaumursche oder neun fahrenheitsche. Da indessen die jedesmalige Luftschwere, die durch den Barometerstand ausgedrückt wird, den Siedepunkt verzögert oder beschleunigt, so sieht man leicht, wie Thermometer, welche bei ungleichem Barometerstande gefertigt sind, ungleiche Punkte haben müssen, und daß es ein Erforderniß eines guten Thermometers ist, bei einem bestimmten Barometerstande gefertigt zu seyn. De Luc nimmt dazu 27″ par. Maß; die hunderttheiligen werden bei 76 Centimeter = 28″ 0,905‴ par., die englischen bei 30″ engl. = 28″ 1,79 par. gemacht. Ein Unterschied von 1‴ par. am Barometer gibt beinahe 0,9 am Thermometer, und hiernach sind die verschiedenen Thermometer zu corrigiren. Das Luftthermometer hat zuerst Cornelius Drebbel, ein holländischer Landmann, angegeben. Am besten nimmt man dazu ein Barometer, dessen umgebogenem Schenkel man eine zwei Zoll weite Ku-

gibt, welche man mit Luft füllt und zuschmilzt. Die Erwärmung Luft in der Kugel verändert alsdann den Stand des Quecksilbers rmometrisch. Siehe Luz Anweisung, Thermometer zu verfertigen, irnberg 1781. Fc.

Thermopylä. Berühmter ist wohl kein Engpaß der ganzen Erde worden als dieser, der von warmen Quellen in seiner Nähe griechisch genannt wurde: der Paß (wörtlich die Pforte) der warmen uellen oder Bäder. Er führte durch das Gebirge Oeta aus essalien nach Hellas, und war der einzige schmale Weg, auf n ein Heer von Norden her in Griechenland eindringen konnte. Dar- stellte sich eben dort der heldenmüthige spartanische König Leoni- s mit seiner kleinen tapfern Schaar auf, um das heranziehende zahl- e persische Heer unter Xerxes aufzuhalten. Wirklich gelang ihm dies ige Tage hindurch, bis der Verräther Epialtos einen Fußpfad an- gte, auf welchem die Perser den Leonidas umgehen konnten. Wie onidas mit unerschrocknem Muthe sammt seinen Spartanern kämpfte d fiel — das kann man unter dem Artikel Leonidas nachlesen. it Recht aber wurde dieser Engpaß in ewigem Andenken erhalten, d sein Name mit dem der heldenmüthigen Männer, die sich dort für Vaterland dem Tode weihten, in Liedern gefeiert. Noch jetzt nennt esen Namen keiner, der um jene Geschichte weiß, ohne heiligen Schauer. ußerdem ist Thermopylä noch merkwürdig in einer andern Beziehung. n dieser Gegend nämlich wurde die Versammlung der Amphiktio- en oder Amphiktyonen gehalten, jenes Bundesgericht, wo zugleich er religiöse Angelegenheiten verhandelt wurde, woran zwölf Völker- haften Griechenlands mittelst ihrer Gesandten und Bevollmächtigten heil nahmen. Früher geschah dies zu Delphi, und auch späterhin ch bisweilen; man wählte aber dann Thermopylä zum Versammlungs- t, wegen der Sicherheit seiner Lage.

Thersites, ein Grieche bei dem Belagerungsheere vor Troja, ssen alberne und boshafte Geschwätzigkeit Homer schildert. Er war n Körper äußerst häßlich, schielend, lahm, bucklicht und kahlköpfig. ornehmlich haßte er den Achilles, den Ulysses und Agamemnon. Er eth durchaus zur Aufhebung der Belagerung und zur Rückkehr nach riechenland, und schimpfte mit Frechheit auf die Heerführer. Ulysses hlug ihn einst deßwegen mit seinem Scepter, daß jener Thränen ver- oß. Er soll nachher vom Achilles getödtet worden seyn, als er der mazone Penthesilea, die Achill, der aber bei dem Anblick ihrer Schön- eit sich gerührt fühlte, erlegt hatte, höhnend die Augen ausstach, oder s er nach Andern dem Achilles vorwarf, er habe den Leichnam der odten entweiht.

Theseus, einer der gefeiertsten und größten Heroen der Griechen us der Zeit, wo noch die Geschichte mit der Fabel verwebt ist. Er ar ein Sohn des Aegeus und der Aethra, und lebte als König von ttica zur Zeit des Argonautenzugs, an dem er selbst auch Theil nahm, n 13ten Jahrhundert vor Chr. Geb. Er war der attische Hera- les, und bezwang schon als Jüngling — so lautete die Sage — auf inem Wege von Trözene, wo er bei dem Großvater, dem König Pit- eus, erzogen worden war, nach Athen mehrere thierische und mensch- che Ungeheuer, unter andern den Periphetes, Sinis, Skiron und rokrustes. In Athen wäre er, unerkannt vom Vater, auf Anstiften er Medea, durch Gift umgekommen, hätte nicht Aegeus zufällig das Schwert des Sohnes für das seinige erkannt. Theseus besiegte die Pal- antiden, welche den Aegeus vom Throne stoßen wollten, und bändigte

dann den ungeheuern marathonischen Stier, der den Bewohnern der Umgegend vielen Schaden zufügte. Berühmter noch ist das Abenteuer, das er in *Creta* bestand, wo er den Mannstier, *Minotaurus*, im Labyrinth erlegte, und dadurch die Athenienser von dem Tribut befreite, den sie dem König *Minos* (von dem sie einst besiegt worden waren) für dieses Ungeheuer liefern mußten, und der in einer bestimmten Anzahl junger Knaben und Mädchen bestand. Wahrscheinlich wurden diese Kinder dem Tempeldienste des Abgottes, den die Alten Minotaurus nennen, geweiht. Kurz, Theseus erreichte seinen Zweck, und zwar wird hinzugesetzt, mit Hülfe der *Ariadne*, der schönen Tochter des Minos, die den Heldenjüngling lieb gewann, und ihm einen Faden gab, vermittelst dessen er sich aus dem Labyrinth glücklich wieder herausfand. Ariadne folgte auch dem Geliebten; er verließ sie aber unterwegs auf der Insel *Naxos*, oder nach einer andern Sage, starb sie daselbst. Er fand seinen Vater nicht mehr am Leben, und nun machte sich Theseus als Regent eben so berühmt und verdient durch seine Staatseinrichtungen als früher durch seine Heldenthaten. Er gründete die *Demokratie*, und stiftete das große Volksfest, die *Panathenäen*. Doch bald zog er zu neuen Unternehmungen aus, zum Theil mit *Pirithous*, einem thessalischen Fürsten, mit dem ihn die innigste Freundschaft verband. Er nahm Theil an dem Zuge nach Kolchis, an der Jagd des furchtbaren kalydonischen Ebers, an dem Kampfe der Lapithen und Centauren, und bekämpfte auch die Amazonen am schwarzen Meer. Mit Pirithous gemeinschaftlich soll er die *Helena* entführt, und eben dies mit der *Proserpina* versucht haben, die nach Einigen ein irdisches Mädchen, die Tochter eines gewissen Königs Aidoneus, nach Andern die Beherrscherin der Unterwelt in eigner Person gewesen seyn sollte. Genug, die Entführung mißlang, und Theseus kam in den Kerker, woraus ihn Herakles befreite. Daher wir ihn bei Virgil zur Strafe festgebannt im Tartarus sitzen sehen. Bei seiner Rückkehr fand er Athen gegen sich empört; er suchte Hülfe beim König Lykomedes, wurde aber von diesem ins Meer gestürzt, oder stürzte sich selbst hinein, und fand so seinen Tod in den Wellen. Späterhin wurde er von den Atheniensern als Halbgott verehrt, und ihm ein eigner prächtiger Tempel erbaut, auch feierte man ihm zu Ehren jährlich ein Volksfest. Man findet ihn und seine Thaten auf mehreren Kunstwerken dargestellt, und epische sowohl als tragische Dichter (unter ihnen *Euripides*, dessen Stück „*Theseus*“ aber verloren ist), wählten sie zum Gegenstande ihrer Poesien. S.

Thesis (thesis), ein Satz, besonders ein solcher, welcher, und in so fern er bewiesen werden soll. In der Logik bezieht man diesen Ausdruck bald auf die Verhältnisse von *Antithesis* (Gegensatz) und *Synthesis* (Vereinigung, Verknüpfung), bald auf die *Hypothesis*, das ist die Voraussetzung, unter welcher ein Satz gilt, oder die nähere Beschränkung, die im Vordersatz des hypothetischen Urtheils ausgesprochen wird, daher auch Thesis der Nachsatz eines solchen heißt. Ohne diese Beziehung sagt man: in thesi, d. i. im Allgemeinen, in der Regel, wo noch keine Bedingung oder Einschränkung bekannt ist. Ferner wird auch *Thesis* ein zum Behuf des gelehrten Streits (Disputation) aufgestellter Satz genannt. So disputiren z. B. die Juristen über *Theses*, die sie dann theses juris controversi nennen. Zu einem solchen Behufe (Streitsatz) sind nämlich diejenigen Sätze am zweckmäßigsten, welche nicht von unbezweifelhafter Wahrheit sind, sondern verschiedene Ansichten darbieten, und sich daher in irgend einer Hinsicht

ngreifen lassen (daher Streitsätze). In der Musik endlich heißt Thesis er Niederschlag, oder der Theil mit welchem der volle Tact anfängt; n der verwandten Metrik findet ein entgegengesetzter Sprachgebrauch Statt (s. Rhythmus.)

Thespis, nach der gewöhnlichen Meinung der erste Erfinder des Trauerspiels, aus einem kleinen attischen Flecken Joaria gebürtig, lebte ur Zeit des Solon, etwa 540 J. vor Chr. Geb. Platon und andere etzen indessen den Ursprung der Tragödie in frühere Zeiten. Thespis ügte zuerst dem Chore das Episodion hinzu, d. h. einen Schauspieler, welcher, während der Chor schwieg, die Mythe vom Bacchus oder inem andern Gott oder Heros erzählte. Dieses Zwischenspiel erhielt den Namen Episode, weil der Inhalt gewöhnlich wenig zu den Hymnen des Chors paßte. Der Schüler des Thespis war Phrinichus, der die neue Gattung von Schauspiel dadurch vervollkommnete, daß er auch weibliche Rollen auf die Bühne brachte, und die Episode mehr den Leidenschaften anpaßte. Thespis bediente sich zur Bühne eines Wagens, auf dem er mit den Personen, die er zur Aufführung seiner Stücke brauchte, n Attica herumzog. Wenn ihn die Alten einen Tragiker nennen, so st dies nur in der ersten rohen Bedeutung des Worts zu nehmen, nicht n der spätern eines Trauerspieldichters. Man schreibt ihm freilich Trauerspiele zu, allein diese sind ihm unstreitig von spätern Dichtern untergeschoben.

Thessalien. Diesen Namen führte der nördliche Theil von Griechenland. Es war ein fruchtbares, romantisches Land, wo Höhen mit chönen und reichen Ebnen wechselten, die von zahlreichen Flüssen durchströmt wurden, unter denen der Peneos der berühmteste ist, an dessen Ufern das paradiesische Thal Tempe lag. Dieses Land hatte eben so üppige Saatfelder als Viehweiden, und vorzüglich berühmt war die thessalische Pferdezucht. Die Thessalier galten für die besten Reiter; ja hnen schrieb man sogar die Erfindung der Reitkunst zu. Thessalien scheint mit am frühsten unter allen Theilen Griechenlands bevölkert worden zu seyn. Die Aemonen oder Hämonen (von denen das Land auch Hämonia hieß) werden als die ältesten Bewohner genannt. Dann wanderten Pelasger und Hellenen ein; die letztern unter Deukalion im 16ten Jahrh. vor Chr. Geb. Dort wohnten auch die berüchtigten Centauren und die Lapithen, Bergvölker am Olympos und Ossa. Hier erscheinen zuerst in der alten Sage Achäos, Aeolos, Doros als Stammväter der nach ihnen benannten Völkerschaften, und es bilden sich nach und nach mehrere kleinere Staaten, z. B. der von Jolkos, wo Aeson herrschte, der Vater des Argonautenanführers, Jason; ferner Phthia, wo Peleus, Achilles Vater, über die Myrmidonen herrschte, und Pherä, das sich in spätern Zeiten zu einem mächtigen Reiche erhob. Hier war Admetos (Alkestens Gemahl) einst König, zuletzt Alexander der Tyrann. Philippos von Macedonien machte sich zum Herrn von ganz Thessalien, und es blieb unter macedonischer Herrschaft, bis es in eine römische Provinz verwandelt wurde. Jetzt macht es unter dem Namen Janiah einen Theil der europäischen Türkei aus. Uebrigens theilen die alten Geographen das Land ein in Thessaliotis, Phthiotis, Pelasgiotis und Hestiäotis; statt der beiden letztern aber findet man auch die Namen Magnesia und Perrhäbia. Die merkwürdigsten Gebirge Thessaliens sind der Pindus, der Oeta, Ossa, Pelion, und vor allen der Göttersitz Olympos an der macedonischen Gränze. Unter den Flüssen sind die berühmtesten außer dem Pe-

neos oder Peneios, der Apidanos, Acheleos, Asopos
Spercheios; unter den Städten, außer den genannten, Hell
Trachin oder Heraklea, Pharsalos, Larissa, jetzt die H
stadt des Landes mit dem türkischen Namen Jengischeher.
übrigens Thessalien das Mutterland mehrerer der berühmtesten
Heroen war, bezeugen schon die Namen Achilles und Jason,
nen noch hinzugefügt werden können Philoktetes, Patrokl
Pirithoos. Zuletzt bemerken wir noch, daß Thessalien auch im
stand, Zauberkräuter in vorzüglicher Menge und Güte hervorzubrin
und daß die Thessalierinnen durch ihre Zauberkünste vor andern be
und berüchtigt waren, so daß Thessalis, eine Thessalierin, bis
so viel heißt als eine Zauberin oder Hexe.

Thetis, eine Tochter des Nereus und der Doris, also ein
Nereiden, nach Andern eine Tochter des Chiron oder Actor. Ju
und Neptun begehrten sie wegen ihrer Schönheit beide zur Gema
welches ihnen Prometheus oder Themis widerrieth, da der Soh
Thetis größer und mächtiger werden sollte als sein Vater. De
wurde sie von den Göttern einem Sterblichen, dem Peleus, bestim
allein sie verwandelte sich in tausend Gestalten, um seinen Umarm
gen zu entgehen. Allein Peleus hielt sie unter jeder Gestalt fest,
sie sich ihm endlich ergab. Die Hochzeit, durch die Gegenwart
Götter verherrlicht, wurde auf dem Berge Pelion gefeiert. Sie ge
dem Peleus sieben Kinder, welche sie aber alle, um sie unsterblich
machen, während ihr Gemahl schlief, ins Feuer legte, damit die Flam
das Sterbliche verzehren möchte. Doch sie besaßen des himmlisch
Stoffs zu wenig, und kamen alle ums Leben, bis auf den Achil
den der aufgewachte Peleus aus den Flammen riß. Ueber diese
rung aufgebracht, verließ Thetis ihren Gemahl, und kehrte zu ihr
Schwestern, den Nereiden, zurück. Dennoch nahm sie an dem Sch
sale ihres letzten Sohnes Antheil; sie tauchte ihn in den Styx,
ihn unverwundbar zu machen, und sandte ihn als Mädchen verklei
zum Könige Lycomedes nach Scyros, um ihn vor der Theilnahme
trojanischen Kriege zu bewahren. (M. s. Achilles.) Als er vom Agamem
beleidigt worden war, klagte er ihr seinen Kummer, und sie in einem N
bel plötzlich aus dem Meere hervorsteigend, liebkoste und tröstete ihn,
versprach ihm Rache. Jetzt eilte sie zum Jupiter, erinnerte ihn,
sie ihn einst gewarnt, und ihm den Briareus zu Hülfe gesandt
als Juno, Neptun und Apollo ihn hatten binden wollen. Jupiter
sprach ihr volle Genugthuung für den Achilles. Diesen tröstete sie
ihre Schwestern auch über den Verlust des Patroclus, und ließ ihm
vom Vulcan eine neue Rüstung machen. Nachher beredete sie auf Ju
piters Befehl ihren Sohn, nicht ferner den Leichnam des Hektor
mißhandeln. Als Achilles getödtet war, kam Thetis mit allen Nerei
den ans Gestade, und erhub eine so schreckliche Wehklage, daß die
Griechen vor Angst entfliehen wollten, auch hüllte sie seinen Leichnam
in göttliche Kleider, und gab ihm zu Ehren nach seiner Verbrennung
die herrlichsten Leichenspiele. Nach den alten Cosmogonien war Thetis
ein Symbol des Wassers, daher auch die Fabel von ihrer Kunst, sich
in alle Gestalten zu verwandeln, weil das Wasser, als Grundelement
aller Dinge, alle Gestalten annimmt. Thetis war auch die Hauptgott-
heit des thessalischen Phthiotis, wo Peleus herrschte, und wahrscheinlich
wurden, um diesen König zu verherrlichen, alle diese Dichtungen erfun-
den. Vielleicht hieß aber auch die Gemahlin des Peleus und die Mut-

des Achilles wirklich Thetis, und wurde nachher mit der National-
[…]tin von Phthiotis verwechselt.

Theurdank heißt ein Gedicht, dessen eigentlicher Verfasser ein
[…]wisser Melchior Pfinzing zu Nürnberg gewesen seyn soll, worin die
[…]aten und Begebenheiten Maximilians I. beschrieben werden, und
[…]lches zuerst 1517 mit vielen Figuren in Folio gedruckt erschien. Den
[…]amen Theurdank erhält jener Kaiser deßhalb in diesem Gedichte,
[…]il er von Jugend auf seine ganzen Gedanken nur auf theuer-
[…]che (d. h. gefährliche, abenteuerliche) Dinge gerichtet hatte. Den
[…]chlüssel zu den in diesem Gedicht versteckt aufgeführten Namen findet
[…]an in Sebastian Frankens Chronik.

Theurgie (a. d. Griech.) wird die vorgebliche Wissenschaft ge-
[…]nnt, durch gewisse Handlungen und Ceremonien mit den Göttern
[…]d Geistern in nähere Verbindung sich zu setzen, und sie zu Hervor-
[…]ingung gewisser übernatürlichen Wirkungen für sich zu gewinnen.
[…]s hat dieselbe ihren Ursprung noch von den Chaldäern und Persern,
[…] die Magier sich hauptsächlich damit beschäftigten; auch die Aegyp-
[…]r wollten große Geheimnisse darin besitzen: und so wie jene den
[…]oroaster, so hielten diese den Hermes Trismegistus für den
[…]heber. Sie gehört also zu der Magie.

Thielmann (Freiherr von), geboren 176.., jetziger könig-
[…]h preußischer Generallieutenant und Militärgouverneur der zwischen
[…]r Weser und dem Rhein belegenen königlich preußischen westphä-
[…]schen Provinzen, stammt aus einer angesehenen bürgerlichen, im
[…]niglich sächsischen Staatsdienste ausgezeichneten Familie. Nachdem er
[…]e ungemein glänzenden Eigenschaften seines Geistes durch eine reich-
[…]ltige, wissenschaftliche Bildung erhöht hatte, folgte er noch im Jüng-
[…]ngsalter seiner unwiderstehlichen Neigung zum Militärstande. Bei Er-
[…]chtung des königlich sächsischen Husarenregiments, einer Truppe, die
[…]h von Anfang an durch ihren militärischen Geist und durch die ausge-
[…]ichnete Bildung ihres Offiziercorps hervorthat, erhielt er eine Lieutenants-
[…]lle, und der damals eben ausgebrochene erste französische Revolutions-
[…]ieg gab ihm die erwünschte Gelegenheit, Talent und Beruf in der erwähn-
[…]n Laufbahn zu bewähren. In allen Affairen, an denen sein Regiment
[…]ntheil nahm, ward er mit Belobung genannt, und seine Geistesgegen-
[…]art und Unerschrockenheit als Muster aufgestellt. Ein baldiges Avan-
[…]ment zum Rittmeister, und die Decoration des königlich sächsischen
[…]einrichsordens waren der Lohn dieser Anstrengungen. Nach hergestell-
[…]m Frieden kehrte das Regiment in seine Garnisonen im thüringischen
[…]reise zurück. Derselbe Eifer und Enthusiasmus, der den General
[…]hielmann auf dem Felde der Ehre charakterisirte, wurde nunmehr
[…]f die Wissenschaften gewendet. Die Nähe von Weimar und Jena,
[…]r damals hoch aufgeregte Geist der philosophischen Forschung, der Um-
[…]ng mit ausgezeichneten Regimentscameraden (unter denen wir nur
[…]s berühmten Geschichtschreibers des Kaisers Friedrich, des General-
[…]utenant von Funk gedenken), ferner die Freundschaft Hardenbergs-
[…]ovalis, und des unvergeßlichen Oberhofpredigers F. V. Reinhard,
[…]elche gemeinschaftlich mit ihm an der Hand dreier liebenswürdigen
[…]öchter des charpentierschen Hauses zu Freiberg ihr häusliches Lebens-
[…]ück begründen wollten, endlich die nähere Verbindung mit dem kör-
[…]rschen Hause, und allen durch Wissenschaft und Kunst ausgezeichne-
[…]n Personen, die sich in Dresden vereinigten, — alle diese Umstände
[…]aben dem rastlosen Geiste die glücklichste Nahrung. Der Feldzug von
[…]806 rief ihn zu den Waffen zurück; das Unglück bei Jena, die un-

freiwillige Unthätigkeit des sächsischen Auxiliarcorps, eine unerw[...]
Audienz beim Kaiser Napoleon zu Merseburg, und die dem sächsi[...]
Hofe aufgedrungene Wendung seiner Politik bewirkten, was eine frü[...]
Reise nach Paris nicht vermocht hatte. Sie öffneten ihm die Au[...]
über die Lage von Deutschland, über den Charakter der leitenden Pe[...]
sonen, über den Werth jenes militärischen Systems, dem auch er b[...]
dahin von ganzem Herzen angehangen hatte. Weder geblendet, no[...]
geschreckt durch die französischen Waffen, aber gedemüthigt durch [...]
erwiesene Ohnmacht der Deutschen, ließ ihm der Drang des Augen[...]
blicks und die Pflicht des Dienstes zwar keine Wahl, aber der Ge[...]
danke der Rettung Deutschlands, und der Wunsch, die Schule [...]
Feindes dereinst zu seiner Niederlage benutzen zu können, hat ihn [...]
den folgenden Jahren niemals verlassen. Wer möchte ihm verden[...]
daß er unter der Hoffnungslosigkeit der Jahre 1806 bis 1812 sich [...]
Möglichkeit einer solchen Niederlage nicht anders als seine deutsch[...]
Zeitgenossen einzubilden wußte, nämlich als das dereinstige Werk eine[...]
außerordentlichen Heerführers, eines Antinapoleon; und daß er, seines tüch[...]
tigen Herzens und seines vaterländischen Willens gewiß, sich für einen [...]
visionär desselben berufen hielt. Augenzeugen können bestätigen, daß e[...]
schon 1807 dahin, aber auch nach nichts Höherem strebte; und die ihn näher
kennen, wissen, daß er sich diesen Wunsch niemals eingestanden hat, ohn[...]
ein begleitendes Gebet, daß es ihm nur unbeschadet der Dienstpflicht gegen
seinen angebeteten Herrn gelingen möge. Die Treue gegen seinen Herrn zu be[...]
thätigen, gaben die Jahre 1806, 1807, 1809 und 1812 die glänzendsten Ge[...]
legenheiten; durch rühmlichen Antheil an der Belagerung von Danzig und
an der Schlacht von Friedland stieg er zum Rang eines Obersten und Adju[...]
tanten des Königs. Wie er dem Könige 1809 als nunmehriger Generalma[...]
jor mit einer ermüdeten und hülfsbedürftigen Truppe von 2000 Mann, und
weniger Cavallerie und Artillerie gegen vierfache Uebermacht, und noch
mehr sagen will, gegen die Uebermacht seines eigenen deutschen Gefühls, sein
Land behauptet und seine Hauptstadt befreit, wird auch in den deutschen
Jahrbüchern jenes unvergeßlichen Krieges mit Ruhm beschrieben werden.
Sein ausgezeichneter Antheil an allen glänzenden Ereignissen der Cam[...]
pagne gegen Rußland, wie daß er den schrecklichen Ausgang dieses Krie[...]
ges von Moskau bis jenseit der Berezina und Wilna in der nähern
Umgebung des Kaisers Napoleon zu durchkämpfen hatte, ist weltbekannt.
Der König von Sachsen erhob ihn in den Freiherrnstand. Seine
Schule war vollendet; er hatte sie mit den kräftigsten Jahren seines Le[...]
bens und mit seiner Gesundheit bezahlt; das Pfand der Dienstpflicht
gegen seinen Herrn hatte er redlich und gewissenhaft eingelös't. Es war
wohl Zeit nunmehr, das Ziel seines Lebens, die veränderten Umstände
und die Morgenröthe, die durch höhere Fügungen inzwischen über das
deutsche Vaterland aufgegangen war, ruhig zu betrachten. Als ihm die
Vertheidigung Torgaus übergeben wurde, noch mehr aber in jenem
hoffnungsreichen Zeitpunkte, wo sich der König von Regensburg gegen
Prag wandte, mußte die Ahnung, daß der Gedanke seines Lebens in
Erfüllung ginge, sich wohl seiner ganzen Seele bemächtigen. Er kannte
das Geheimniß der Größe Napoleons, also auch seines Verfalls. Man
denke sich den schrecklichen Augenblick seines Lebens, wo er die Partei,
welche der König ergriffen, erfuhr, und nun in seinen Mauern, fast
im Angesichte der Zukunft Deutschlands und Sachsens, vor dem Bilde
seines Königs erwog, welche Partei er zu ergreifen hätte. Es war eine
Lage, wo die irdischen Gesetze und Rücksichten ihre Kraft verlieren, und
wo man nur den jenseitigen Richter im Auge hat. Torgau, das letzte

erpfand, welches er von seinem Herrn empfangen, gewissenhaft zurück
en, seine Dienste niederlegen, und das heiligste, unveräußerliche
geprüfte Gefühl seiner Brust dahin retten, von wo allein Rettun
das unglückliche Sachsen kommen konnte: dies war die Partei
he er ergriff. Deutschland war kein wesenloser Name mehr; Sou
änität und Krone waren dem gewissenhaften Herrn aufgedrungen
n auch kein deutscher Kaiser, doch die kaiserliche Herrschaft de
hts war im Anzuge; vor solchem Tribunal konnte der deutsche Frei
den edelmüthigen, frommen Fürsten, der ihn dazu ernannt hatte
ig erwarten; in diesem Sinne wird die Nachwelt den Schritt de
erals Thielmann beurtheilen. Was er auf der Seite der Alliirten
tal zur Vorbereitung der Schlacht von Leipzig und für den Erfol
ersten Feldzuges gegen Frankreich gethan, ist in Aller Gedächtniß
Kaiser von Rußland hat es durch die Ertheilung des Comman
rkreuzes des hohen Ordens vom heiligen Georg anerkannt. In den
ege, der die Laufbahn Napoleons unwiderruflich beschloß, zeigte sich
ir kein Antinapoleon; der irdische Ruhm des Tages bei Waterloo
rde unter zweien getheilt, damit die Welt des unsichtbaren Herrn der
erschaaren eingedenk seyn sollte; aber wie alle tüchtige und recht
e Absicht auch irdisch erfüllt wird, so fand sich der General Thiel
nn an diesem entscheidenden Tage als Divisionär jenes Feldherrn,
die ungetheilteste Bewunderung seiner Zeitgenossen davon getragen,
d hatte das Glück, zu dem Erfolg wesentlich mitzuwirken.

Thier ist derjenige weiche Körper, welcher willkürliche Bewegung
t. Alle andern Kennzeichen, die von Bestandtheilen, Wachsthum,
ihren oder Magenhöhle, oder gar von den Geschlechtstheilen gegeben
rden sind, reichen nicht hin, oder sind vielmehr unrichtig. Um aber
sagen, was eigentlich ein Thier ist, und woraus es entsteht, müs
wir weiter oben anfangen; denn das Thier ist die Vereini
ung der gesammten Natur in einem irdischen Körper.
erst aber oder vom Thier am entferntesten besteht die Natur aus
vier Elementen, Erde, Wasser, Luft und Feuer oder Aether (Licht,
ärme und Schwere [Materiales]), woraus sodann Mineralien, Pflan
und Thier werden, und zwar durch die möglich verschiedenen Ver
ndungen (Combinationen) dieser Elemente, von denen jedoch das Erd
ment immer die Hauptmasse, die Hülle (Continens) ausmacht,
nn die andern aber die beigeordneten Massen, die Fülle (Contentum)
d. — Steht nun das Erdelement für sich allein, so ist es Mineral,
B. Quarz, Gold. Verbinden sich die andern Elemente mit ihm so,
ß sie seine Form annehmen, oder es die ihrige, so entstehen auch
r Mineralien, z. B. Salze, worin Erde und Wasser, oder auch
cht, allein diese sind entweder starr geworden, wie die Erde selbst, oder
ese ist flüssig geworden, wie das Wasser, oder gar flüchtig wie die
ft (in der Kohlensäure). Mineral ist also immer ein Körper, in
m die Natur eines einzelnen Elements vorherrscht. Wo nur zwei
lemente sich mit einander verbinden, ist dieses immer der Fall, weil
nes oder das andere siegt, und entweder ein chemischer Niederschlag
lgt oder Auflösung. Körper daher, die nur aus zwei Elementen
er gar Stoffen bestehen, sind immer nur mineralisch. Verbinden
h aber die Elemente so, daß jedes, obschon mit der Erde verbunden,
ch seine Natur beibehält, d. h. daß das Erdige fest ist, das Wäs
rige flüssig, das Luftige beweglich, so entsteht ein Körper, der selbst
ändige Bewegung in sich selbst hat, ein Organismus, was
r durch die Verbindung [illegible]eier Elemente möglich ist, als durch

welche allein ein galvanischer Prozeß, d. h. ein chemischer
den electrischen beständig aufgeregt, unterhalten wird. Wo
(Kohlenstoff), Wasser und Licht so mit einander verbunden sind,
an jedem Punkte der Masse jedes Element ist, da ist ein weicher
per, Schleim, ein geronnenes Wassertröpfchen, das man Inf
onsthier nennt, wenn es im Wasser, wohin das Licht scheinen
bleibt; Pilz aber oder Byssus oder priestleyische grüne Materie,
es sich an die Erde befestigt, wodurch es nur von einer Seite
beschienen wird. Solch festsitzender Schleim ist also ein Pflanze.
Pflanze hat wenigstens drei Prozesse, und demnach drei anatomische
Systeme, und demnach drei Organe in sich, den Wasser- oder
dünnungsprozeß, den Erd- oder Ernährungsprozeß und den Luft- oder
mungsprozeß, als die Factoren des galvanischen in sich. Das System
ersten ist das Zellengewebe, des zweiten die Saftröhren (mögen
lengänge seyn), des dritten die Luft- oder Spiralröhre. Jen
wird, indem es sich zum Organ ausbildet, Wurzel, das zweite Sten-
gel, dieses Blatt. Das Blatt ist nach unserer Betrachtungsart nich
ander als ein riesenhaft entwickeltes Spiralgefäß, und die
ses nichts als ein mikroskopisch verkleinertes und eingero
tes Blatt; daher es Spiralgefäße mit Verzweigungen gibt. Im Pflan-
zenstock sind daher nur die drei Planeten-Elemente thätig, Wasser in der
Wurzel, Erde im Stengel, Luft im Blatt. Abgesondert von diesem
Planetenstock entwickelt sich aber doch ein Lichtorgan, die Blüthe,
welche nichts anders als der wiederholte und concentrirte Stock ist. Die
Wurzel nämlich wird zu Saamen, der Stengel zu Kapsel, das
Laub zu Blume. Wenn sich diese drei mit einander identificiren, so
sind sie Frucht. Der Apfel nämlich besteht aus Saamen, Kapsel
(Gräps) und dem Kelch (Schale), nebst den Staubfäden (Butzen).
Damit ist die Pflanze beendigt, weil die drei Organe, welche im Stock
aus einander getreten waren, sich in der Blüthe verbinden, in der
Frucht aber ganz vereinigt haben, in eins verschmolzen sind. Ihre
Vereinigung in der Blüthe ist ein Geschlechtsverhältniß; die Blume das
Männliche, die Kapsel das Weibliche, der Saamen das Kindliche. —
Die Pflanze hat mithin nur sieben Hauptorgane, die sich eins nach
dem andern und durch das andere entwickeln; 1. Wurzel, 2. Stengel,
3. Blatt, 4. Saamen, 5. Kapsel, 6. Blume, 7. Frucht. — Wie diese
sieben Organe sich in der einzelnen Pflanze nur nach und nach ent-
wickeln, so auch im Pflanzenreich. Es entstehen nämlich zuerst
ganz unvollkommene Pflanzen, die nur die Wurzel zu entwickeln im
Stande sind, welche sogleich in Saamen oder Keime zerfällt; dergleichen
sind die Pilze. Bei weiterer Fortbildung kommt ein Stengel
hinzu, aber noch echtes Laub und ohne wahre Blume, wie die Grä-
ser u. s. f. Diese allmählige Entwickelung des Pflanzenreichs gibt uns
das natürliche System, und zwar das einzige, welches möglich
ist. Es gibt mithin nur sieben Pflanzenclassen, denen wir so die
Pflanzen einordnen. I. Wurzelpflanzen, Cryptogamisten,
und zwar Pilze, Flechten, Moose und Farren; II. Stengelpflan-
zen, Monocotyledonen, und zwar Gräser, Zwibeln, Ge-
würze, Palmen, III. Laubpflanzen, Apetalen, und zwar Ama-
ranthen, Chenopodien, Nesseln, Laub- und Nadelholz, Euphorbien,
Daphnen, Kürbsen; IV. Saamenpflanzen, nacktsaamige,
und zwar Schirmpflanzen, Sternpflanzen, zusammengesetzte, Caprifo-
lien, V. Kapselpflanzen, bedecktsaamige, und zwar Labiaten,
Personaten, Solanen, Gentianen, Campanelen, Eriken rc.; VI.

lumenpflanzen, grade vielblätterige, und zwar Kreu[...]
anzen, Mohne rc.; VII. Fruchtpflanzen, ungrade viel[...]
ätterige, und zwar Hülsenpflanzen, Rosaceen rc. — Da[...]
hier nimmt die Organe der Pflanze in sich auf, und bringt noch
enthümliche hinzu. Aus dem Pflanzenstock hat es die Wurzel
s Verdauungsorgan, den Darm, den Stengel, das Ernäh[...]
ngsorgan, die Adern; das Blatt, das Athmungsorgan, die Lunge
eme oder Haut. Eben so ist in ihm die Blüthe als Geschlechts[...]
stem geblieben. Alle diese Systeme mithin sind vegetative, un[...]
m Thiere nicht eigenthümlich. Als solche bilden sich in ihm aber di[...]
rozesse des Athmens aus, welche in der Pflanze nur in der Blüthe an[...]
deutet waren. Das System, welches dem Licht ähnliche Functione[...]
usübt, ist das Nervensystem, welches die Wärme vermittelt
s Muskelsystem, welches endlich als das eigentlich Körpe[...]
che, Schwere den Leib trägt und gestaltet, das Knochensystem
ieses ist gleichsam ein höheres Darm-, jenes ein höheres Kiemen-
nd das erste ein höheres Adersystem; alle unterscheiden sich aber vo[...]
nen dadurch, daß sie nicht mehr Materien umzuändern haben
ndern nur geistige Functionen ausüben, empfinden, bewegen
alten. Diese drei Functionen sind daher dem Thier eigenthümlich
nd äußern sich, wenn sie gemeinschaftlich wirken, als willkürlich[...]
Bewegung, der wesentliche Charakter der Thierheit. Jedes der dr[...]
egetativen Systeme sucht sich so hoch als möglich auszubilden, ve[...]
indet sich mit den animalen Systemen, und wird Sinnorgan. E[...]
wird der Darm in der Zunge Geschmackssinn, die Lunge in d[...]
Nase Geruchssinn, die Adern in der Haut Gefühlssinn. Gle[...]
her Weise sind die höchsten Ausbildungen der animalen Systen[...]
Sinne. So wird das Nervensystem Auge, Lichtsinn; das Muskel[...]
nd Knochensystem, welche sich wunderbarer Weise verbinden, Ohr
Hörsinn. Das große Hirn ist für die Augen da, das kleine für d[...]
Ohren. Die andern Sinne erhalten ihre Nerven eigentlich aus de[...]
Rückenmark. Dieses sind alle Organe, welche Haupttheile au[...]
machen. Die andern sind nur beigeordnet. So gehören Leber u[...]
Milz zum Verdauungssystem, die Harnwerkzeuge zum Geschlechtss[...]
tem, das Fett gehört unter die abgesetzten Theile, schon fast wie d[...]
Harn. Ins Einzelne können wir uns hier nicht einlassen, so wie au[...]
nicht ins Chemische, und in die besondern Functionen der Systeme u[...]
Organe, sonst müßte der Artikel zu weitläuftig werden. — Chemis[...]
betrachtet besteht der thierische Leib vorzüglich aus Stickstoff, d[...]
einen Hauptbestandtheil der Luft ausmacht, wie die Pflanze im Kohle[...]
stoff. Die Knochen sind phosphorsaure Kalkerde. Das Blut beste[...]
vorzüglich aus Gallert, Eiweiß und Faserstoff. Die rothe Farbe komm[...]
von halbphosphorsaurem Eisen. Das Hirn, eine eiweißartige Materi[...]
die Muskeln Faserstoff, die Häute Gallerte oder Leim. — Thiere si[...]
nur stufenweise Entwickelungen der einzelnen Thierorgane. Wenn z.[...]
die Natur einen Darm so hervorbringt, daß er gleichsam für sich sel[...]
leben kann, oder daß wenigstens die andern Systeme nur angedeu[...]
sind, so ist das ein besonderes Thier, verschieden von einem ande[...]
das z. B. fast nur Lunge wäre oder Ader, oder Geschlech[...]
theil. Daher kann es nur so viele große Thierbildungen geben, [...]
es Hauptorgane gibt, und diese sind mithin alle zusammen [...]
Eintheilungsprincip der Thiere oder des Thierreichs. Man hat fr[...]
versucht, und thut es zum Theil leider noch, die Thiere nur nach [...]
Unterschieden eines einzelnen Systems oder Organs abzuthe[...]

. B. nach dem Herzen, der Bedeckung, den Zähnen, Zehen u. dgl.
Allein dieses sind augenscheinlich nur untergeordnete Organentheile
und ohne Halt. Nur das ist ein tüchtiger Unterschied, wenn ein Thier
ein ganzes Organ oder System nicht hat. Je mehr nun ein Thier
Organe hat, desto höher steht es gegen die andern, und je höher ein
System im Thierleib steht, desto höher steht auch das Thier, welches
dadurch charakterisirt ist. Da nun das Wesentliche des Thiers die
Empfindung ist, so geben zunächst die Stufen der Empfindungsorgane
die Stufen des Thierreichs. Sie theilen sich zunächst in zwei, in ein
allgemeines, den Gefühlsinn, und in vier besondre, Schmeck-,
Riech-, Hör-, Sehsinn. Die Gefühlthiere haben kein
wahres Sinnesnervensystem, kein Rückenmark und kein Hirn, auch
keine Zunge, Nase, Ohr und Auge, so wie die höhern Thiere; eben
so kein echtes Knochen- und Muskelsystem. Ihre sogenannten Muskeln
sind nämlich nur an die Haut befestigt, sind nur Hautmuskeln. Wenn
man das Rückenmark, die Muskeln und Knochen — Fleisch nennt,
so sind sie also fleischlose Thiere. Sie sind daher durch die vegetativen Systeme charakterisirt, und es kann nur so viele Abtheilungen geben, als es solcher Systeme gibt, also nur vier; Geschlechts-,
Ader-, Darm- und Haut- (Lungen-) Thiere. Diese Abtheilungen
heißen Classen. Die Geschlechtsthiere sind entweder bloß
männliche, gleichsam Saamen, wie die Infusionsthiere,
aus denen das ganze Thierreich entsteht. Oder sie sind weibliche,
gleichsam Eier, wie die Corallen, welche im Grunde Infusionsthiere sind, um die sich eine Kalkschale gelegt hat. Oder sie sind zwitterartig, gleichsam Pflanzen, wie die Zoophyten, bei welchen
sich die Schale, der sogenannte Stamm lebendig geworden ist, und
eigentlich vegetirt, während die davon eingeschlossenen Schleimröhren
wahre Thiere sind. — Diese Geschlechtsthiere sind ohne alle weitern
Systeme oder Organe, sie fühlen bloß, verdauen, athmen und ernähren sich, alles in einer Haut oder Höhle. — Die Aderthiere bestehen
ebenfalls aus einem einfachen Schleim- oder Gallertleib; aber er ist
von Adern durchzogen, wie das Parenchyma der höheren Thiere.
die Quallen oder Medusen. Sie haben nichts als Eierstöcke,
n Darm. — Die Darmthiere sind zuerst eigentlich gefütterte
en, nämlich ein hohler Leib mit einem freien Darm, an dem gelich eine sehr große Leber hängt. So bei Muscheln und Schnecken,
elchen letzten schon männliche Theile hervortreten, theils mit den
chen in einem Leib, theils getrennt. Die Muscheln aber haben
inen Eierstock. Kiemen zeigen sich auch zuerst als gefäßreiche
. Wenige athmen Luft. Der Leib ist glatt, eingegliedert oder
ingelt. Keine Füße. — In den Haut- oder Lungenthieren
oder gliedert sich auf einmal der Leib, und es sind Insecten,
l vollkommner als jene sind. Ein symmetrischer, zweitheiliger
wenigstens drei Fußpaare, getrennte Geschlechtstheile, abgesonKopf und meist Brust, Augen, meist Luftröhren, und zwar aus
fasern wie bei Pflanzen, ein doppelter Nervenfaden, längs der
Bauchwand, der in eine Menge Knoten anschwillt, sind auf-
Kennzeichen der echten Insecten. — Die Würmer müssen
obschon sie wohl alle Wasser athmen, und viele ein Blutgefäß
mit sogar rothem Blut haben, das den Insecten fehlt. Ihr
geringelt, ihr Nervenstrang ganz eben so, manche nehmen auch
Seitenlöcher das Wasser zum Athmen auf, wie die echten Ine Luft, sind oft Zwitter. Die Eingeweidwürmer müssen auch

her, obschon ohne Adersystem. Die ganze Gestalt spricht dafür,
h der Nervenstrang, wo er vorkommt (strongylus, Ascaris). Sie
mmen Wasser, und entstehen ohne Zweifel von selbst aus ausgearteten
äften oder Zellen und Darmzotten. Manche sind bloß weiblich
Bandwurm), andere seyen Zwitter (Fasciola?), oder haben getrenn-
Geschlecht (Ascaris). — Nun folgen die Thiere mit einem Fleisch-
b. Um die Eingeweide, woraus die vorigen Thiere bestehen, legt
h nun ein eigentlicher Leib aus Knochen, Muskeln und Rücken-
ark, und es wird selbst die Haut, in so fern sie Athemorgan ist, von
esem Leib eingeschlossen; auch entsteht erst ein eigen vollständiger Kopf,
r nämlich alle vier Kopfsinne enthält, Zunge, Nase, Ohr und Auge.
Bei den Zungenthieren ist erst die Zunge als ein fertiges
rgan vorhanden; die Nase dagegen ist gegen den Rachen noch nicht
rchbohrt, so das Ohr nicht nach außen, und die Augen sind ohne
der. Solche Thiere heißen Fische. Ihr Athemorgan ist eine Lunge,
e aber noch in zwei Stücke getrennt ist, in Luftröhre und eigentliche
unge; jener Ringe sind Kiemen, dieser ist Schwimmblase. Alle
ische haben Kiemen, aber nicht alle Fleischthiere, welche Kiemen ha-
n, sind Fische. Sie nehmen den Stoff zum Athmen, Wasser und
uft, durch das Maul, nicht durch die Nasenlöcher ein. Der Fisch
at übrigens alle Hauptorgane, namentlich die Eingeweide, welche der
Mensch hat, also auch Nieren, welche hier zuerst als solche auftreten.
Sie sind (wohl) alle getrennten Geschlechts. Die Haut ist entweder
ackt oder mit Schuppen oder Schildern bedeckt. Sie legen schleimige
Eier zu hunderttausenden, auf die meist erst im Wasser der Saamen
epricht wird. Die Glieder sind nur Flossen, nie mehr als vier an der
Zahl, manchmal aber nur zwei, kaum gar keine. — Bei den Nasen-
thieren ist eine vollkommene Zunge und Nase, d. h. eine in den
Rachen so geöffnete Nase vorhanden, daß das zu athmende Element,
ier Luft, durch sie eingezogen wird. Sind die Amphibien. Einige
davon, wie Frösche, haben in ihrem ersten Zustande Kiemen, und
egen schleimige Eier, laichen wie die Fische; die Eier der andern haben
ine trockene Schale, und werden ins Trockene gelegt, auch geschieht
ier die Begattung innig. Die Ohren sind noch geschlossen, und die
Augen schließen sich von unten. Zuerst entstehen echte Hoden, die bei
den Fischen nur zwei darmähnliche Blasen sind. Glieder mit Zehen,
meist zwei Paar, doch auch nur eins und gar keine. Dann aber die
Rippen vollkommen. Die Haut ist nackt, oder mit Schuppen oder
Schildern bedeckt. — Bei den Ohrenthieren öffnen sich die Ohren
zuerst. Nebstbei eine Zunge und eine Nase, durch die geathmet wird.
Die Augen werden von unten geschlossen. Sind Vögel. An ihnen
ist fast alles Knochen und Muskel geworden, wie die Enden der Glie-
der Knochen, Füße, Schnabel, ihre Wurzel zu Muskeln, wie Schen-
kel, Brust. Vier Glieder, die ungleich, die vordern zum Fliegen, die
hintern zum Gehen oder Rudern. Haut mit Federn, gefiederten Haa-
ren bedeckt. Eier mit Kalkschale. — Die Augenthiere haben alle
Sinnorgane vollkommen, schließen die Augen von oben, und haben
Zitzen, — Säugthiere. Legen keine Eier, sondern entwickeln das
Junge schon in ihrem Leibe, und zwar durch unmittelbaren Zusam-
menhang damit. Nachher ernähren sie es noch durch Milch aus Zitzen;
doch wäre möglich, daß dieses beim Schnabelthier nicht
mehr geschieht. Die Haut ist mit Haaren, einfachen Federn bedeckt,
höchst selten ganz nackt. Schuppen oder Schilder sind nie ohne
Haare. — Die natürliche Zahl der Thierclassen ist daher achte, eine

mehr als bei den Pflanzen. I. Geschlechtsthiere, Gallertthiere (Zoophyten); II. Aderthiere, Quallen; III. Darmthiere, Weichthiere (Muscheln und Schnecken); IV. Hautthiere, Insecten (mit Würmern); V. Zungenthiere, Fische; VI. Nasenthiere, Amphibien; VII. Ohrenthiere, Vögel; VIII. Augenthiere, Säugthiere. I. Classe. Die Gallertthiere theilen sich in drei Ordnungen: 1. Infusorien; 2. Corallen; Lithophyten, besser Lithozoen, Steinthiere; 3. Pflanzenthiere, Zoophyten, besser Phytozoen. Man versteht unter Zoophyten auch wohl alle Gallertthiere, was aber nur aus Mangel eines guten Wortes geschieht. — Die Infusorien finden sich in allen Gewässern, worin sich organische Substanzen auflösen, auch im reifen männlichen Saamen. Einige sind mit freiem Auge erkennbar (die Räderthiere), andere aber nur durch hundertmalige Vergrößerung (wie Monaden). In diese lös't sich gewöhnlich das Fleisch durch Fäulniß auf. Alles Fleisch besteht aus nichts als Infusionsthierchen, und die Entstehung der Thiere ist nichts anders als eine Vereinigung von Infusorien. Sie theilen sich in solche mit Mund (Räderthiere) und ohne Mund. Diese sind ohne alle Härchen (Monaden, Vibrionen), oder mit solchen, die als Ruder dienen (Trichoden). — Die Corallen bestehen aus Schleimröhren (wie Süßwasser-Polypen) mit Härchen oder Fühlfäden um den Mund. Aus und um diese Röhren sondert sich kohlensaurer Kalk ab, der nach und nach erhärtet zu wahrem Stein. Dieses nennt man Stamm, der auf andern Steinen fest sitzt. Er ist nicht Knochen zu vergleichen, sondern Schneckenschalen oder Schuppen, Federn, Nägeln, Haaren, kurz der Hautbedeckung. Corallen gibt es nur im Meere. Sie theilen sich in Löchercorallen (Mille- und Matreporen), deren Röhren sich auf der Oberfläche des Stammes öffnen, oder sehr blätterig sind, in Zellencorallen, deren Polypen nur wie Blasen gestaltet sind (Celleporen); in Röhrencorallen, deren Röhren sich am Ende des Stammes öffnen (Tubiporen); und in Kern- oder Hautcorallen, deren Stamm dicht ist, und die Polypen nur in der Gallertrinde sitzen (Isis). — Die Pflanzenthiere scheiden sich auch diesen ganz ähnlich, in vier Sippschaften; in Löcherpflanzen, Schwämme; Zellenpflanzen, Cellularien; Röhrenpflanzen, Sertularien und Hautpflanzen, Seefedern. Nur der Süßwasserschwamm kommt im süßen Wasser vor. Sie unterscheiden sich von den Steinthieren bloß dadurch, daß der Stamm auch lebendig ist, aus Röhrchen besteht, für sich wächst wie Holz, und nicht von den Polypen abgesetzt wird. Die Substanz des Stammes ist meist hornartig, oft völlig holzartig, auch papier- und lederartig. II. Classe, die Quallen theilen sich in vier Ordnungen: 1. Röhrenquallen, wohin die Süßwasserpolypen und Seeanemonen (Actinien); 2. Blasenquallen, wohin die Physophoren; 3. Rippenquallen, wohin die Beroen; 4. Scheibenquallen, wohin die eigentlichen Medusen. Außer den Süßwasserpolypen alle im Meer, sind frei; manche saugen nur durch eine Menge Fühlfaden ein, die wie Haare am Leibe hangen, und oft auf mehrere Klafter verlängert werden können. III. Classe: die Weichthiere kommen meist im Meere vor, einige im süßen Wasser, wenige in der Luft, und diese nur unter den Schnecken. Sie theilen sich zuerst in zwei große Haufen, in Muscheln, welche nur weiblich sind, und in Schnecken, welche beide Geschlechter haben. Jeder Haufen zerfällt wieder in zwei, und so entstehen wieder vier Ordnungen. 1. Muscheln, haben meist zwei Paar Kiemenblätter, keine Fühlfäden oder Arme am

Maul; hieher die gemeinen Muscheln, Herzen, Austern. 2. Gopeln, mit Fühlfäden oder Armen am Maul; hieher die Lepaden, die Armmuscheln (Terebratulen), Schüsselmuscheln (Patella) und vielleicht die Seeigel und Seesterne nebst Holothurien. 3. Schnecken, kriechen auf dem Bauch, der breit wie eine Sohle ist. Die nackten Meerschnecken und Zwitter (Doris, Oplyria) so wie alle, welche Luft athmen (Helix, Limax, auch die Süßwasserschnecken), alle beschalten Meerschnecken und getrennten Geschlechts (Buccinum, Conus, Turbo). 4. Kraken, Schnecken, welche keine Sohle haben, daher nur schwimmen können, wozu sie Flossen haben, oft Fangarme ums Maul; hieher die Dintenfische (Sepia), Nautilus, Clio. Die versteinerten Schalen mit Haarwänden gehören hieher (Ammoniten). 5. Insecten zerfallen sogleich in drei Haupthaufen, in Fußlose, Vielfüße und Sechsfüße. Diese letzten in solche, welche sich nicht verpuppen, doch Flügel bekommen, und in solche, welche sich ganz verpuppen. Diese haben entweder zwei oder vier Flügel; diese entweder alle gleich, und dann durch- oder undurchsichtig, oder sie sind ungleich, zwei durchsichtig, zwei undurchsichtig. a) Würmer, fußlos. Die Weißwürmer sind ohne Blutgefäße, und leben fast alle in den Eingeweiden der Thiere. Sie selbst sind wieder bloß weiblich (Bandwürmer), oder getrennten Geschlechts (Spulwürmer). Die Rothwürmer haben Arterien und Venen, und leben alle im Freien. Einige ganz fußlos (Blutigel), andere mit Seitenfäden (Nereiden). Diese alle im Meere. b) Vielfüße, auch Crustaceen genannt, sind meist hornig, und haben gegliederte Füße, und wenigstens vier Paar, manche mehr als 100 (Julus). Hieher die Asseln, Krebse, welche noch durch Kiemen athmen, und ein Adersystem haben; dann die Milben und Spinnen, welche Luftröhren bekommen, die alle folgenden geflügelten Insecten, denen ein anderes Adersystem fehlt, außer einem zweiglosen Rückengefäß. c) Schrinken, sechs Füße, verpuppen sich nicht; Wanzen und Gryllen nebst den Wasserjungfern. Sie können sich als Larve und Puppe bewegen und fressen. Die ersten haben Kiefern, welche zu einem harten Stechschnabel verwachsen sind, die andern getrennte Kiefern, die sich horizontal wie Scheren bewegen. d) Fliegen, zweiflügelige, die Flügel sind durchsichtig. Ihre Larven sind meist fußlos, und heißen Maden, die von Schnacken haben Füße, Saug- oder Stechrüssel. e) Bienenartige, vierflügeliche, Flügel durchsichtig, Kiefern, Bienen, Wespen, Ameisen, Schlupfwespen, Blattwespen. Die Weibchen haben einen Stachel oder eine Legröhre. Die Larven sind auch meist Maden, der letzten Raupen. f) Falter oder Schmetterlinge; vierflügeliche, Flügel undurchsichtig und gleich, Saugrüssel. Die Larve hat meist außer sechs Brustfüßen noch Bauchwarzen, Raupe. g) Käfer, vierflügeliche, Flügel ungleich, aber undurchsichtig, Kiefern. Die Larve hat nur sechs Brustfüße, Engerling. V. Classe, Fische, hat man sonst nach den Flossen abgetheilt. Die Hinterflossen sind nämlich sehr unbeständig. Fehlen sie, so nennt man die Fische Ohnflosser (Apodes), stehen sie hinten am gehörigen Ort, so sind es Bauchflosser (Abdominales), rücken sie vor hinter die Brustflosse, so heißen die Brustflosser (Thoracici), rücken sie vor diese an die Kehle, Kehlflosser (Jugulares). Allein diese Eintheilung ist sehr unnatürlich. Sie zerfallen besser in 1. Aalförmige; nackt und können sich rollen. 2. Nackte, welche sich nicht rollen können, wie Welse, Schollen, Lachse. 3. Schuppenfische, mit großen Schuppen und regelmäßig gebauet, wie Häringe, Karpfen, Lippfische. 4. Knorpelfische, Diodon, Pricken, Rochen, Hayen. VI. Classe,

Amphibien, sind von jeher in 1. Frösche, 2. Schlangen, 3. Eid-
sen, 4. Schildkröten eingetheilt worden. VII. Classe. Die Vögel
sehr schwer zu vertheilen, da die Kennzeichen vom Schnabel und
Füßen sehr in einander übergehen. Sie scheinen, wie die Insecten,
sieben Ordnungen zu zerfallen; zuerst in zwei große Haufen, sol-
die nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei noch geätzt werden müsse
und solche, die sogleich davon laufen, wie die Hühner. A. Der Azu
bedürftige: 1. Körnerfressende, oder die vom Pflanzensaft leb
Kolibri, Meisen, Finken, Lerchen. 2. Fleischfressende, Säng
Schwalben, Drosseln, Raben, Raubvögel; 3. Kletterer, Spech
Guckgucke, Grasschnäbel, Papageyen. B. Laufen sogleich davon
4. Schwimmvögel; 5. Sumpfvögel; 6. Hühner; 7. Strauß
wozu Kibitze, Strandläufer, Trappen, Strauß. VIII. Classe, Säug
thiere, theilen sich nach den vier obern Classen ab. 1. Fischar
tige, mit Hufen, Wale, Elephant, Pferd, Schwein, Wiederkäu
2. Amphibienartige, mit Pfoten und Nagzähnen, Nagthiere
Mäuse, Hasen. 3. Vogelartige, mit Klauen und meist starke
Gebiß, fressen Fleisch; Fledermäuse, Maulwurf, Ameisenbären, Schu
pen- und Gürtelthiere, Robben, Marder, Katzen, Hunde, Bären
4. Vollkommene, mit Händen oder sehr kurzem Gesicht; Faul
thiere, Beutelthiere, Maki, Affen, Mensch. O.

Thierpflanze, s. Thier.

Thierisches Leben unterscheidet sich von dem vegetativen oder Pflanzenleben dadurch, daß es einen höhern Grad von Freiheit, Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit erreicht hat; wenn die sichtbaren Bewegungen der Pflanzen von dem Winde und andern Außendingen abhängen, so bewegt sich das Thier in größerer Freiheit und Selbstbestimmung, aus innerem Triebe, und wenn die Pflanze an den Boden gefesselt ist, so verändert das Thier seinen Standort nach Belieben. Wenn ferner das Pflanzenleben nur auf Bildung von Stoffen hinwirkt, so findet sich diese Lebensrichtung in den Thieren zwar auch, aber auf diesem Boden sprossen neue und dem Thiere eigenthümliche Blüthen empor; das Eingreifen in die äußere Welt, das mit Willkür geschieht und das ideelle Aufnehmen der äußern Welt in das eigene Wesen in den Sinnen und das sich selbst Erheben über die äußere Welt in den psychischen Thätigkeiten, die erst im Menschen sich völlig entwickeln. So geschieht es, daß sowohl der Stoff als auch die Functionen im Thiere sich anders gestalten als in der Pflanze.

Thierische Materie ist die Hülle und das Haus des Thierlebens, das es sich selbst baut und seinen Zwecken gemäß einrichtet; sind nun aber die vegetabilischen Stoffe vielfältiger, zahlreicher, weil das ganze Leben der Pflanze nur auf Bildung ausgeht, so muß der thierische Stoff mannichfaltiger gebildet seyn, weil mehrere Zwecke durch ihn erreicht werden sollen, und weil mehrere Momente auf seine Bildung einwirken, die in der Pflanze fehlen. Und so sehen wir es auch in der Structur, Textur und Form der mannichfaltigen thierischen Organe, die überhaupt mehr gesondert und darum in größerer Zahl vorhanden sind. Sie bilden in dieser Hinsicht Reihen, in denen sich immer die eine Bildung an die andere anschließt. Solcher Reihen stellen wir vier auf: a) die Säfte sind selbst gestaltlos und tragen doch die Möglichkeit und Fähigkeit aller Gestaltung in sich, sie selbst sind nicht organisirt und organisiren doch alles und konnten nur von der einseitigsten Naturbetrachtung für etwas Lebloses, Aeußeres gehalten werden. Wir sehen sie in folgender Reihe sich an einander anschließen und in einander übergehen: Chymus, Chylus, Lymphe, venöses, arterielles Blut

bgesonderte und ausgesonderte Flüssigkeiten. Die erste und letzte dieser lüssigkeiten schließen sich an die Außenwelt an, und so entspringt die teihe von dort und kehrt wieder dahin zurück. b) Das Zellgewebe tela cellularis) entspricht der Reproduction, umgibt theils die Oberäche der Organe und theils dringt es in das Parenchyma ein oder ist ielmehr als die Basis anzusehen, auf der sich die Organe bilden und mmer bleibt es gegen das Organ selbst indifferent, vermittelt, aber betimmt nicht das Leben und Wirken, das Seyn desselben. An das ellgewebe zunächst schließen sich die serösen Häute an, an diese die Schleimhäute, aus welchen die Drüsenbildungen sich dadurch entwickeln, aß die Dimension der Breite und Fläche in die der Tiefe oder den ubischen Inhalt sich umgestaltet. An die Schleimhäute aber reiht sich ndlich das Chorium an, welches sich durch die Aufnahme des Papilarkörpers und des Capillargefäßnetzes, die von der Epidermis überzogen werden, zu einem selbstständigen Organ gestaltet und in welchen die Hautbildung, das Resultat und Eigenthum der Reproduction, ihre öchste Stufe organisch-thierischer Bildung erreicht. Aber auf derselben bilden sich Organe, die mehr vegetabilischer Natur sind; die Epidermis, Nägel und Haare. c) Die Faser ist polar und irritabel gewordnes Zellgewebe, das sich aber der Polarität wegen in die Länge ausdehnt. Angedeutet ist dieser Uebergang in den Lungen. Bei weiterer Steigerung der Faser entsteht das Gefäß, das eigentlich in seinem Ursprunge nichts anders als eine hohl gewordene, sich auf die Reproduction beziehende Faser ist und in welchem sich die Gegensätze zwischen zwei Häuten, die das Lumen offen erhalten, zwischen Lumen und Wandung, Ast und Stamm, Arterie und Vene, Gefäß und Contentum nach und nach entwickeln und so die Bildung des Gefäßes und seine organische Dignität steigern, bis sich endlich in dem Herzen, der höchsten Gefäßbildung, alle diese Gegensätze vereinigen, sich centriren und so ein Gefäßsystem ausmachen. — Durch die Anhäufung mehrerer Fasern, die entweder parallel oder excentrisch verlaufen, nie sich in Bifurcation trennen, entstehen Bündel, durch die Anhäufung mehrerer Bündel die Muskelbildung. Senkt sich diese in die Organe der Reproduction, in die Häute, so erhalten wir die Fleischhäute, Muskelhäute (der Gefäße und des Darmcanals), welche im Centrum des Gefäßsystems, im Herzen, und an den beiden Enden des Darmcanals in wirkliche Muskeln übergehen. In den Muskeln aber hat die Faserbildung ihren Culminationspunkt erreicht, in ihnen fängt der Rückschritt schon wieder an. Aus dem Muskel entspringt die Sehne (tendo), aus den zellichten Scheiden desselben die fibrösen Häute (die Apaneurosen und dura mater), an diese schließt in ununterbrochener Reihenfolge das fibrös-kartilaginöse Gewebe (im Ohrläppchen, in der Scheidewand und den Flügeln der Nase, Augenlidern, Zwischenknorpeln) an, das den Uebergang zur Knorpel- und Knochenbildung macht, in der endlich das Leben versteinert worden. — d) Die Dimension der Tiefe, des Cubus endlich, spricht sich in den Organen als Kugelform aus und diese ist der Grundtypus in der Entwickelung des Hirn- und Nervensystems, in jeder Nervenpapille ist sie sichtbar; sie wird durch den Einfluß der Irritabilität und des Gefäßsystems auf den Nerven in die der Länge verwandelt, kehrt aber in den Ganglien, in den Sinnesorganen (besonders dem Auge) wieder und erscheint im Hirne am vollkommensten ausgeprägt. Die Mischung des thierischen Stoffes ist von den neuern Chemikern mit besonderer Aufmerksamkeit untersucht worden, doch auch diese vermochten das große Feld, das sich hier öffnet, noch

nicht in allen Theilen gehörig zu bearbeiten. Bis jetzt hat sich dem aber ergeben, daß folgende Bestandtheile die Masse des thierischen Körpers constituiren. 1. Eisen, das gewöhnlich oxydirt und sich im Blute in größerer Menge befindet; 2. Kalkerde wird beim Auslaugen jeder thierischen Asche erhalten und ist in den Knochen sehr reichlich — überall jedoch mit Säuern verbunden. 3. Kieselerde soll sich in dem Email der Zähne in geringer Quantität befinden; 4. Wasser in allen festen und flüssigen Theilen, aber nirgends rein; 5. Luft in den Höhlen mit dampfförmigen Flüssigkeiten gemischt, thierisches Gas darstellend; sie entweicht bei der Oeffnung der Höhlen und entbindet sich unter der Glocke der Luftpumpe aus vielen Theilen, verhält sich nach eudiometrischen Versuchen der atmosphärischen Luft ähnlich, fault jedoch bald. Läßt man sie durch Wasser gehen, so setzt sie an dieses den eigenthümlichen Geruch ab; das Wasser bleibt im Anfange ungetrübt und läßt einen Rückstand zurück; steht es einige Zeit, so wird es trübe, weißliche und Wolken schlagen sich nieder. 6. Natrum mit Phosphor- und Salzsäure verbunden in vielen Flüssigkeiten, mit Kohlensäure verbunden in der Asche der mehresten Theile; 7. Das Ammonium im Harne, Schweiße; 8. wenig Schwefel im Eiweißstoffe, in den Nägeln rc.; 9. Phosphor in der Gallerte, dem Eiweißstoff, Knochen, Knorpeln rc., jedoch wahrscheinlich nicht rein; 10. Salzsäure; 11. Schwefelsäure; 12. Phosphorsäure; 13. Kohlensäure; 14. Flußspathsäure, in dem Email der Zähne; (thierische Säuren d. i. die dem Thierreiche eigenthümlich sind); 15. Harnsäure (ac. uricum), die im erkalteten Urin unter der Form von kleinen, crystallinischen, rothen Sandkügelchen zu Boden fällt, im Wasser schwer, in kaustischen Alkalien und in der Salpetersäure leicht auflöslich ist, in der Hitze flüchtig und leicht crystallisirbar sich verhält und in faulem Urin sich nicht mehr vorfindet, die Basis derselben ist sehr zusammengesetzt; 16. Blausäure (Acidum borussicum), die sich mit dem Alkali verbindet, wenn dieses mit der Kohle von Knochen, Blut, Fleisch rc. im bedeckten Tiegel eine Zeit lang mäßig geglüht hat und alsdann ausgelaugt wird. Sie schlägt das Eisenblau nieder und bildet dann das Berliner Blau (caeruleum berolinense); 17. die Milchzuckersäure (Ac. galacticum, ac. sacchari lactis); 18. die Ameisensäure (ac. formicarum), und 19. die Raupensäure (ac. bombicum). — So weit diese Stoffe, die den thierischen Körper constituiren, bis jetzt zerlegt sind, lassen sie sich auf Sauer-, Stick-, Kohlen- und Wasserstoff reduciren, und von denen, die noch nicht zerlegt sind, vermuthet man, daß sie aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt sind. — Diese vier Stoffe sind es nämlich, die in der neuern Zeit gewöhnlich als die wahren Elemente angenommen werden, aus denen alles Irdische bestehen soll, und die dadurch, daß der eine oder der andere vorwaltet, ganzen Classen ihren eigenthümlichen Charakter geben sollen. So meint man, entspräche in der äußern Natur das Metall dem Kohlenstoffe, die Erden dem Stickstoffe, die Säuern dem Sauerstoffe und die Inflammabilien dem Wasserstoffe, und in dem thierischen Organismus entspricht die Gallert, wie es scheint, dem Kohlenstoff, von dem sie mehr als von andern Elementarstoffen zu enthalten scheint. Sie ist dem Schleime der Pflanzen nicht unähnlich, löſt sich im Wasser auf und geht, wenn sie lange steht, in saure Gährung über. Beim Verbrennen gibt sie ein wenig phosphorhaltiges brandiges Oel, kohlensaures Ammonium, gekohltes Wasserstoffgas, dagegen viel kohlensaures Gas und als Rückstand bleibt eine schwammige Kohle. Die wird, wie bekannt ist, durch Kochen gar vieler Theile des thieri-

en Körpers erhalten, ist selbst sehr nährend, und scheint der Reproction anzugehören, und die Grundlage der Häute auszumachen; obhl sie sich auch in andern Theilen und selbst in den Flüssigkeiten rfindet. — Der Faserstoff scheint eine organische Steigerung der allerte zu seyn, in die er auch durch Säuern verwandelt werden nn; Stickstoff ist die Grundlage desselben, und er dient den Organen r Irritabilität zur Grundlage eigenthümlicher Art. — Der Eiweißoff hat einen größern Gehalt an Wasserstoff, ist ursprünglich im asser auflöslich und verliert diese Eigenschaft durch Sauerstoff und äuern, durch die Hitze, Metallsalze und Alkohol. Die Säuern lösen n schwach, die kaustischen Laugensalze vollkommen auf. Beim Verennen gibt er reines und schwefelhaltiges Wasserstoffgas, kohlensaures as, phosphor- und schwefelhaltiges brandiges Oel. Die lockere und)wammige Kohle, die da zurückbleibt, läßt sich schwer einäschern, ıd die Asche enthält Natrum und phosphorsaure Kalkerde. Er befint sich vorzüglich im Mark der Nerven, in den Ganglien, den häutin Ausbreitungen der Sinnesnerven, im Rückenmark und Hirn; und heint dem gemäß als die Basis der Sensibilitätsorgane anzusehen zu yn. — So bilden also auch in Hinsicht auf ihre Mischung die thierihen Organe Reihen unter sich; schließen sich an einander an; etwas ehnliches scheint auch in den thierischen Säften Statt zu finden. Ihre Basis ist natürlich, wie in der äußern Natur das Wasser selbst, und n die wässerigen Flüssigkeiten, die von den serösen Häuten abgesondert erden, schließt sich der Speichel, der pankreatische Saft, die Thräen, die wässerige und gläserne Feuchtigkeit an. Die Aussonderungsüssigkeiten, Haut- und Lungendunst, Schweiß, Urin und Galle bilen eine neue Reihe unter sich, die sich an jene anschließt. Indem aber as Verhältniß der Gallerte und des Eiweißstoffes zum Wasser wächst, ntstehen die Schleime, an die sich der männliche Saame anreiht. Endich bilden die ernährenden Flüssigkeiten eine besondere Reihe und machen ür sich wieder ein Theilganzes aus, an das sich die Milch anreihen äßt. B. P.

Thierische Verrichtungen sind dem Obigen (s. d. Artikel hier. Leben) gemäß diejenigen, die dem Thiere eigenthümlich vor den Pflanzen zukommen, und als solche werden schon von Galen, der in er Eintheilung der physiologischen Gegenstände eine Classe von Functioen mit der Bezeichnung animales aufführt, die Bewegung und Emfindung aufgestellt. Oder, wie sich die neuere physiologische Sprache usdrückt, die Functionen, die zur Irritabilität und Sensibilität gehören, sind es, die dem Thiere eigenthümlich zukommen. Zwar besitzen doch die Pflanzen innere Bewegung, ohne welche die Säfte von der Wurzel aus und das Luftprinzip von den Blättern aus nicht in den Stamm gelangen könnten; ja ist doch selbst das Wachsthum, das Hervorschieben der Blätter, Blüthen und Früchte ohne innere Bewegung nicht denkbar. Allein es ist diese so sehr bekannt, daß sie nicht einmal beobachtet und durch das Gesicht wahrgenommen, sondern nur erschlossen werden kann; auch tritt sie nicht als eine selbstständige Function, die für sich selbst Zweck wäre, wie in den Thieren, auf, sondern sie ist ganz vollkommen dem plastisch vegetabilischen Prozeß untergeordnet. Dasselbe gilt auch von der Sensibilität, von der sich allerdings auch in den Pflanzen Spuren vorfinden, wenn dies Wort, wie es jetzt gewöhnlich ist, in der weitern Bedeutung gebraucht wird. Bekannt ist es ja allgemein, daß die Sensitive sich auf manchen äußern Reiz zusammenzieht, daß manche Blumen sich bei mangelndem Lichtreiz

schliessen, und ändert der Bewegung der Sonne in ihrer Richtung folgen, die mehresten, wenn sie in Zimmern aufbewahrt werden, in der Stellung ihrer Blätter sich nach dem Lichteindrucke richten. Nicht minder bekannt ist es, welch einen großen Einfluß das Licht, die Wärme, Electricität (vielleicht auch alle andern Imponderabilien) auf die Vegetation der Pflanzen haben, und es mag auch dieser Einfluß durch die Sensibilität vermittelt erscheinen, in so fern die Reizbarkeit als ein Theil derselben anzusehen ist. — Aber immer regt sich hier die Sensibilität auf ihrem niedrigsten Grade, und ist deßhalb dem plastischen Prozesse untergeordnet. Die höhern Blüthen derselben, Gemeingefühl, Sinnes- und psychische Thätigkeiten, sind eben so ausschließliches Eigenthum der Thiere, als die freiern Bewegungen, die durch die Muskeln vollzogen werden, und die so wunderbar regelmäßig auftretenden Bewegungen der Gefäße. — Sobald aber diese Functionen sich regen, so bedürfen sie auch Organe, durch die das geschehen kann, und wo sie einmal von einem Organismus Besitz genommen und ihn durchdrungen haben, da wirken sie auch auf die übrigen Functionen und Organe desselben ein; und es gibt nicht eine reproductive Function, die nicht den Einfluß derselben erführe. Unter der Form von Gefäß und Nerven mischen sich die thierischen Functionen und Organe in alle reproductiven und verändern die Form derselben, wenn sie auch, wie es nothwendig ist, das Wesen derselben bestehen lassen. So geschieht es, daß auch die vegetabilischen oder reproductiven Functionen im Thiere unter einer andern Form, mit Bewegung und Empfindung verknüpft von Statten gehen, daß jede unter den Nerveneinfluß geräth und von der Nerventhätigkeit beherrscht wird. Und es muß eine nothwendige Folge davon seyn, daß auch das Product, das Organ, die Gestalt, Form und die Eigenschaft desselben anders sich gestalte, als da, wo jene Einflüsse fehlen, in den Pflanzen. B. P.

Thierische Wärme ist die merkwürdige Eigenschaft des thierischen Körpers, einen gewissen Wärmegrad unabhängig von der Temperatur des denselben umgebenden Mediums zu behaupten; es findet sich diese Eigenheit zwar auch in der Pflanze, aber der Grad der Wärme, den sie besitzen, ist viel tiefer als in den Thieren. Eben dasselbe gilt auch von den sogenannten kaltblütigen Thieren. Je irritabler die Thiere werden, desto höher steigt ihr Wärmegrad, die Vögel besitzen den höchsten. Je selbstständiger und freier das Geschöpf überhaupt ist, desto beständiger behauptet es sich auf demselben. Darum dauert der Mensch, dessen Wärme ungefähr 30 — 32° R. gleich ist in jeder Zone aus; darum behauptet er auch in den verschiedensten Temperaturen des Mediums denselben Wärmegrad; ja es steigt sogar die Temperatur eines Thieres in einem kältern Medium, und sie sinkt in einem wärmern Medium zuerst um einige Grade. Fordyce und Bladden hielten es in der Glühhitze aus, zwei Mädchen in Frankreich in einem Backofen, in dem Früchte dorrten, Wasser kochte, und der bis 150° R. erhitzt war. Es wird diese Erscheinung vermittelt durch die Capacitätsvermehrung oder durch das Vermögen, mehr Wärme latent zu machen, welches durch äußere Erhitzung erhöht wird, ferner durch Verminderung der Wärmeerzeugung, die dann Statt findet (äußere Hitze deprimirt die Irritabilität) und endlich durch Erhöhung der Wärmausleitungsprozesse im Schweiße. Nicht minder bekannt ist es, welch einen hohen Kältegrad der Mensch aushalten kann, und es mag diese Erscheinung durch die entgegengesetzten Momente vermittelt werden. — Je höher auch in einzelnen Individuen durch das Geschlecht, Alter und Tempe-

...rrent die Irritabilität gesteigert ist, desto höher ist die Wärme; ja
...uch die einzelnen Theile besitzen nach demselben Gesetze eine verschiedene
Temperatur, und sie ist in der Gegend des Zwerchfells, wo sich in die-
...m selbst, in dem Herzen, den großen Gefäßen und Lungen gleichsam
...er Centralsitz der Irritabilität befindet, am höchsten gesteigert. End-
...ch sehen wir auch, daß, wenn in einzelnen Zuständen die Irritabilität
...esteigert ist, ein gleiches Verhältniß in der Wärme eintritt. Ver-
...ehrte Bewegung der Gefäße, Muskeln oder Lungen erhöht die Wärme,
...ie die tägliche Erfahrung zeigt. Krankheiten, die in erhöhter Irrita-
...ilität bestehen, verursachen dasselbe, wie das Fieber und die Entzün-
...ung beweis't. Dies berechtiget uns wohl zu der Vermuthung, daß der
...ächste Grund der thierischen Wärme in der Irritabilität zu suchen sey,
...uf deren Stimmung freilich eine Menge von andern Umständen Ein-
...luß haben können. So beweisen die von Brodie in der neuesten Zeit
...ngestellten Versuche, daß dem Hirn ein solcher Einfluß zuzuschreiben
...ey. Er zerstörte nämlich das Hirn der Kaninchen und unterhielt auf
...ünstliche Weise die Respiration, und dessen ungeachtet sank die Wärme
...es Thieres in kurzer Zeit sehr bedeutend. Mehrere haben daraus auf
...inen unmittelbaren Einfluß des Gehirns auf die Wärmeerzeugung
...chließen zu müssen geglaubt. Die oben angedeuteten Erfahrungen schei-
...nen es uns aber doch wahrscheinlicher zu machen, daß dieser Einfluß
...in secundärer, und durch den Einfluß des Hirns auf die Organe der
Irritabilität vermittelt sey. B. P.

Thierischer Magnetismus, s. Magnetismus.

Thierkreis, s. Sternbilder und Zodiacus.

Thisbe (mythol.). 1. Eine Nymphe oder Tochter des Aso-
...pus, von welcher die Stadt Thisbe in Böotien den Namen hatte.
2. Thisbe, eine schöne Babylonierin, welche sich mit ihres Nachbarn
Sohn, dem Pyramus, in ein Liebesverständniß einließ. Da aber die
beiderseitigen Aeltern den Wünschen der jungen Liebenden entgegen wa-
ren, so konnten sie sich nur durch die Spalte einer Mauer zwischen den
beiden Häusern mit einander unterreden, und beschloßen, vor der Stadt
am Grabe des Ninus zusammenzukommen. Thisbe kam zuerst hin, er-
blickte eine Löwin, und verbarg sich in eine nahe Höhle. Ihren Schleier
aber, den sie fallen gelassen hatte, zerriß die Löwin. Jetzt kam auch
Pyramus, glaubte, daß seine Geliebte von der Löwin zerrissen sey, und
stürzte sich aus Verzweiflung in sein Schwert. Als Thisbe ihn nun in
seinem Blute liegend fand, senkte sie auch sein Schwert in ihren Bu-
sen. Beide wurden darauf in ein Grab gelegt, und der Maulbeer-
baum, unter dem sie begraben waren, verwandelte seine weißen Beeren
in rothe.

Thomas von Aquino, unter den scholastischen Philosophen
und Theologen des 13ten Jahrhunderts der einflußreichste, war aus
dem gräflichen Geschlechte von Aquino im Neapolitanischen auf dem
Schlosse Roccasicca im Jahre 1224 geboren. Nach damaliger Weise,
die adelige Jugend in Klöstern erziehen zu lassen, erhielt er seine erste
Bildung unter den Benedictinern zu Montecassino und setzte dann seine
Studien in Neapel fort. Seine überwiegende Neigung zu den philoso-
phischen Wissenschaften, für die das Mönchsleben die beste Freistätte
war, bestimmte ihn, schon 1243 in den Dominicanerorden zu treten.
Es geschah wider den Willen seiner Familie, die diesem talentvollen
Sohne eine seinem Stande angemessenere Laufbahn zugedacht hatte.
Da der Orden jeden Versuch, den jungen Novizen aus dem Kloster zu
Neapel gütlich in die Welt zurückzuziehen, vereitelte, und ihn sogar

durch Versetzung nach Frankreich von seiner Familie entfernen wollte, benutzten seine Brüder diese Reise, ihn seinen Begleitern gewaltsam zu entführen und auf das väterliche Schloß zu bringen, wo er wie ein Gefangener bewacht wurde. Nach zwei Jahren dieses erzwungenen Aufenthalts bei den Seinigen ergriff er die Gelegenheit, ihnen mit Hülfe der Dominicaner heimlich zu entfliehen, und begab sich über Frankreich, wo er zu Paris nur kurze Zeit verweilte, in ihr Kloster zu Cöln, um daselbst den Unterricht des berühmten Scholastikers Albert d. Gr. zu genießen. Weil er hier seine Studien meist schweigend und in stiller Zurückgezogenheit betrieb, nannten seine Mitschüler ihn den stummen Ochsen; Albert aber sagte von ihm, dieser Ochs werde mit seinem Gebrüll die Welt erfüllen. Thomas entsprach auch wirklich dieser Erwartung. Völlig eingeweiht in die scholastische Dialectik und aristotelische Philosophie, trat er nach wenigen Jahren als Lehrer derselben zu Paris auf. Seine sinnreiche Anwendung dieser Philosophie auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Theologie verschaffte ihm bald einen so ausgezeichneten Ruhm, daß er sich um ein theologisches Lehramt bewerben konnte. Die Universität zu Paris war aber eben in jenem merkwürdigen Kampfe gegen die Bettelmönche begriffen, denen sie den Eintritt in das Collegium ihrer Lehrer aus Gründen streitig machte, welche der Doctor Wilhelm von St. Amour in seiner Schrift de periculis novissimorum temporum überzeugend darlegte. Obschon der Papst die Aufnahme seiner geliebten Bettelmönche in einer Bulle vom Jahre 1255 förmlich befohlen hatte, mußte Thomas doch bis zum Ausgange dieses Streites warten. Erst nachdem Wilhelms Schrift zu Rom verurtheilt und der Widerspruch der weltgeistlichen Doctoren niedergeschlagen war, erhielt er 1257 die theologische Doctorwürde und rächte nicht nur die Ehre seines Ordens durch die Streitschrift contra impugnantes Dei cultum et religionem, sondern genoß auch seines Triumphes als akademischer Lehrer in zahlreich besuchten Vorträgen, bis ihn Urban IV. 1261 von Paris nach Italien rief, wo er in Auftrag des Papstes zu Rom, Bologna und Pisa Philosophie lehrte und von seinem Orden zum Definitor der römischen Provinz ernannt wurde. Zuletzt hielt er sich in dem Dominicanerkloster zu Neapel auf und schlug die ihm daselbst angetragene erzbischöfliche Würde aus, um seine Studien und theologischen Vorträge fortzusetzen. Er wollte eben mit seinem Werke von den Irrthümern der griechischen Kirche auf Befehl Gregors X. zur Kirchenversammlung zu Lyon reisen, als ihn 1274 unterwegs noch im Neapolitanischen zu Fossanuova der Tod überraschte. Zufolge einer nicht unwahrscheinlichen Nachricht war er auf Anstiften Carls I. von Sicilien vergiftet worden, da dieser König sich nichts Gutes von den Zeugnissen versprechen konnte, die Thomas zu Lyon über ihn abgelegt haben würde. Noch während seines Lebens genoß Thomas von Aquino das größte Ansehen in der Kirche, seine Stimme hatte entscheidendes Gewicht und seine zahlreichen Schüler nannten ihn doctor universalis, auch doctor angelicus. Sein Orden verbreitete die Nachricht, ein Crucifix habe ihm einst zugerufen: du hast recht von mir geschrieben, Thomas! Ein Generalcapitel der Dominicaner zu Paris beschloß nach seinem Tode, daß die Glieder des Ordens bei Strafe zur Vertheidigung seiner Lehrsätze verpflichtet seyn sollten, und vorzüglich durch die Erzählungen dieser Mönche von Wundern, die er verrichtet haben sollte, wie durch die einstimmigen Zeugnisse von der Heiligkeit seines Wandels bewogen, versetzte der Papst Innocenz XII. ihn 1323 unter die Kirchenheiligen. Sein Leichnam wird zu Toulouse aufbewahrt. Unstreitig

tte Thomas die Ehre der Canonisation vor vielen andern verdient. reilich waren die fünfzig Jahre seines Lebens nur in der beschaulichen tille des Klosters, die er besonders liebte, ohne große Unternehmun- n und Einfluß auf politische Händel hingegangen und seine Thaten oß Lehrvorträge und bändereiche Schriften. Auch hatte er sich keines- egs über sein Zeitalter erhoben; denn, wie den meisten Scholastikern, hlte ihm einerseits die Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache, deren Mangel ihn auf den Gebrauch der Vulgate und schlech- n lateinischen Uebersetzungen der griechischen Kirchenväter einschränkte nd daher auch seinen exegetischen Arbeiten schadete, anderseits die öthige historische Gelehrsamkeit, so daß er der Entstehung und den ründen der damals herrschenden Kirchenlehre nicht nachforschen konnte. r nahm sie daher mit allen den willkürlichen und schriftwidrigen Satzungen, die der Aberglaube und das Interesse der Hierarchie in sie ineingebracht hatte, an, und bot seinen ganzen philosophischen Scharf- nn auf, sie wo möglich mit neuen Beweisen zu unterstützen. Er hat ies in seinen theologischen Hauptwerken, dem Commentar über Peters des Lombarden vier Bücher sententiarum und der Summa heologiae, an die sich seine Quaestiones disputatae et quodlibeta- es und seine Opuscula theologica durch Aehnlichkeit des Inhalts an- chließen, mit einem Aufwande von Fleiß und dialectischer Kunst ge- han, der die Redlichkeit seines Eifers für den Kirchenglauben und sein großes Verdienst um die Befestigung desselben außer Zweifel setzte. Ihm verdanken besonders die nicht lange vor ihm erst aufgekommenen Lehren von dem Schatze der Kirche an moralischem Ueberverdienst mit dem ganzen Unwesen der Indulgenzen und Ablässe, das daraus erfolgte, von der Entbehrlichkeit des Abendmahlkelchs für die Laien und der zur An- betung der Hostie führenden Transsubstantiation eine neue, nach ihm fleißig benutzte Begründung. Die ermüdende Weitschweifigkeit des Vor- trags, der nach der damals gangbaren dialectischen Methode in Tau- sende mitunter sehr spitzfündiger und überflüssiger Fragen, Einwürfe, Gegenbeweise und Conclusionen zerstückelt ist, hat er mit andern schola- stischen Schriftstellern gemein; doch ahmte er die Vorgänger, Anselm von Canterbury, Alexander von Hales und Albert den Großen, nach denen er sich bildete, keinesweges sklavisch nach, und behandelte nicht nur die christliche Sittenlehre in einer ihm eigenthümlichen Anordnung und einem Umfange, wodurch er sich den Ehrennamen des Vaters der Moral erwarb, sondern auch die gesammte Kirchentheologie mit einer wissenschaftlichen Bestimmtheit, Deutlichkeit und Vollständigkeit, die seinen theologischen Werken den Vorzug vor den Lehrbüchern anderer scholastischen Dogmatiker gibt. Daher wurde er von Pius V., der 1570 die genaueste Sammlung seiner Schriften in 18 Foliobänden zu Rom (die neueste, jedoch unzuverlässigere Ausgabe erschien zu Paris 1636 bis 1641 in 23 Foliobänden) herausgeben ließ, den größten Leh- rern der Kirche, einem Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregor d. Gr. als der fünfte an die Seite gesetzt, von den catholischen Theo- logen aber als ein Orakel der echten alten Lehre verehrt und bis jetzt zum Unterrichte der jungen Geistlichen benutzt. In seinen philosophi- schen Schriften, unter denen seine Summa catholicae fidei contra gen- tiles, eine Apologie des catholischen Glaubens gegen die Heiden, die geistreichste ist, zeigt er sich als einen Kopf von eigner Kraft, der über die abstractesten Wahrheiten neues Licht zu verbreiten weiß. Glücklich hatte er den Geist der aristotelischen Schriften, die er nur in einer dunkeln lateinischen Uebersetzung und durch einige ihrer Ausleger kannte,

aufgefaßt, wie seine gründlichen Commentare beweisen, und sich zu
len Ideen von der rationalen Theologie herangearbeitet, auf die
Studium der Alexandriner nicht ohne Einfluß geblieben war. U
schmerzlicher ist es, ihn durch seine Anhänglichkeit an das Kirchensy
seiner Zeit zu einer Menge von Widersprüchen und Inconsequenzen
leitet zu sehen, die sein Verdienst um die Philosophie vermindern, w
sie gleich das beste Mittel waren, ihn gegen Verketzerungen zu schü
Unangefochten blieb jedoch dieser große Kirchenlehrer nicht. Schon
Umstand, daß er Dominicaner war und von seinen Ordensgenossen
ihre höchste Zierde gefeiert wurde, regte die Eifersucht der Francisca
gegen ihn auf. Unter diesen trat aber auch im Anfange des
Jahrhunderts Duns Scotus (s. d. Art. Duns) als erklärter G
der Lehrsätze des heil. Thomas hervor, und gründete die philosoph
theologische Schule der Scotisten, denen seitdem die Thomisten
meist Dominicaner, als Anhänger des heil. Thomas gegenüber steh
Diese beiden nie versöhnten Parteien unterscheiden sich nach den Di
renzpunkten der Lehre ihrer Stifter durch folgende Merkmale. D
Thomisten neigen sich in der Philosophie zum Nominalismus (s. d. Art
folgen der strengen Lehre Augustins von der Gnade, und bestreiten d
unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Die Scotisten dageg
sind entschiedene Realisten, neigen sich zu der milderen Ansicht d
Semipelagianismus, und haben die unbefleckte Empfängniß der Jun
frau Maria mit einem Eifer behauptet, der das Kirchenfest derselbe
und den überall, wo Franciscaner sind, bis zur Uebertreibung herr
schenden Mariendienst in Uebung brachte. Obwohl der römische Stuhl
dem jeder Zuwachs des Aberglaubens willkommen ist, den Scotisten in
diesem letzten Punkte nachgab, blieben doch die Thomisten, schon weil
alle Dominicaner ihnen angehören, die mächtigeren, bis der Kampf der
Molinisten, meist Jesuiten und Franciscaner, gegen die Jansenisten,
welche die strenge augustinische Ansicht mit den Thomisten gemein hatten
und die Niederlage des Jansenismus den Streitpunkt von der Gnaden-
wahl verfänglich machte. Gegenwärtig, wo die Nachbeter des heil.
Thomas in denjenigen catholischen Ländern, deren Klerus bei der scho-
lastischen Philosophie geblieben ist, noch jetzt als Thomisten betrachtet
werden können, zeichnen sich diese nur durch ihre philosophische Ansicht
und einige Kälte gegen den Mariendienst aus. E.

Thomas von Kempis — eigentlich Thomas Hammerken
oder Hämmerlein (auch Maleolus), aber von seinem Geburtsorte
Kempen im Erzbisthum Cöln, gewöhnlich Thomas a Kempis
genannt — geb. 1380, war einer der berühmtesten Mystiker des 15ten
Jahrhunderts. Den größten Ruf unter seinen sehr zahlreichen mysti-
schen Schriften und Predigten zog ihm ein allgemeines Erbauungsbuch
von der ausgebreitetsten Wirksamkeit zu, nämlich: de imitatione Christi
(oder eigentlich die vier Bücher de contemtu mundi, von denen das
erste nur jenen Titel führt). Sonderbar genug, daß dieses Buch von
der Nachahmung Jesu, welches mehr als 1800mal in allen Spra-
chen gedruckt worden, gerade diesem Thomas von Kempis, dem
es einen so ausgebreiteten Ruf erworben hat, als Verfasser sehr streitig
gemacht worden ist. Zwischen den Benedictinern und Augustinern er-
hob man einen sehr großen Streit, wer eigentlich Verfasser jenes Buchs
sey, und ein großer Theil schrieb es dem berühmten Kanzler der pariser
Universität, Johann (Charlier aus) Gerson (geb. 1363, gest. 1429)
zu; noch Andere wollen, daß jenes Werkchen weiter nichts als eine
Compilation aus den Schriften mehrerer Verfasser sey. — Thomas

b 1471 im 91sten Jahre; und seinen Leichnam wollte man sogar h 1682 aufgefunden haben, worauf der päpstliche Hof damit umgegen seyn soll, ihn unter die Zahl der Heiligen zu versetzen.

Thomas (Antoine Leonard), ein geistreicher französischer Schriftler, geboren zu Clermont in Auvergne den 1sten October 1732, ge- bis zum 10ten Jahre einer häuslichen Erziehung, wurde sodann h Paris auf das Collegium Duplessis gegeben, wo er schon 1747 en Preis erhielt, und nachher von Jahr zu Jahr immer mehrere d größere davon trug. Obgleich zum Rechtsgelehrten bestimmt, folgte doch seiner Lieblingsneigung zu der schönen Literatur, und ward bei n Collegium von Beauvais als Professor angestellt. Nachher 1776 leitete er als Secretär bei dem Minister der auswärtigen Angelegenten, dem Herzoge von Praslin, war zuletzt Secretär des Herzogs n Orleans, und starb den 17. September 1785 auf dem Schlosse ullins bei Lyon. Thomas war ein edler, großmüthiger Mann und vortrefflicher Schriftsteller; am bekanntesten durch seine Lobreden f große Männer, wofür er zu mehrerenmalen den Preis von der kademie zu Paris erhielt. Fast alle zeichnen sich aus durch kraftvolle eredsamkeit, durch Fülle und Kühnheit der Gedanken und durch lebsten Enthusiasmus für Tugend, Wissenschaft und Menschheit. Benders zeichnen sich die Reden auf Descartes, Sully, den Marschall n Sachsen und den Dauphin aus. Auch sein Essai sur les éloges, Vol. 1773. 8. (deutsch von R. W. Zobel) ist ein Werk, das wegen r glänzenden Bilder, der starken und richtigen Gedanken und interessnten Untersuchungen über alte und neue Redner dem Verfasser großen uhm erwarb. Weniger wichtig ist sein Essai sur le caractère, les oeurs et l'esprit des Femmes 1772, 8. 1803, 8. (deutsch, Breslau 772, 8.) Unter seinen Gedichten verdient seine Epître au peuple, seine de sur le tems, und sein Poëme de Jumonville das meiste Lob. on seinen Werken hat man mehrere Ausgaben; Oeuvres complettes, Vol. 8. Par. 1802, und Oeuvres posthumes, 2 Vol. 8. et 12.

Thomaschristen nennt sich eine schismatische Christenpartei auf er Küste Malabar in Ostindien, weil der Apostel Thomas das Evanelium in diese Gegenden gebracht haben soll. Sie gehören zu der 99 geschlossenen Vereinigung der Christen im mittleren und östlichen sien zu einer syrischen oder chaldäischen Kirche und sind, wie diese, i ihrem Glauben Nestorianer (vergl. d. Art. Syrische Christen), ur haben sie noch mehr die Züge ihrer Abstammung von der ältesten hristengemeinde beibehalten. Wie diese feiern sie noch die Agapen oder iebesmahle, statten sie die Bräute vom Kirchenvermögen aus und verorgen ihre Armen. Ihre Vorstellungen vom Abendmahl nähern sich en protestantischen, nur brauchen sie dabei Brote mit Salz und Oel. Bei der Taufe salben sie den Leib der Kinder mit Oel. Außer diesen eiden und der Ordination erkennen sie weiter keine Sacramente an. Ihre Priester, welche die Tonsur haben, sind verheirathet und standen is in das 16. Jahrh. unter dem nestorianischen Patriarchen zu Babylon, jetzt zu Mosul, von dem sie ihren Bischof erhielten und jetzt vieder durch die Ordination abhängen. In ihren Kirchen findet man außer dem Kreuze keine Symbole und Bilder und eine der syrischen ähnliche Liturgie, bei der auch diese Sprache gebraucht wird. Als die Portugiesen Ostindien besetzt hatten, versuchte der catholische Klerus die Thomaschristen unter den päpstlichen Stuhl zu bringen. Der Erzbischof von Goa brachte sie auch auf der Synode zu Udiampor 1599 zur Unterwerfung und in seinen Sprengel. Sie mußten dem nestoria-

nischen Glauben entsagen, einige catholische Gebräuche annehmen und einem Jesuiten, der ihr Bischof ward, gehorchen. Nachdem aber die Portugiesen auf der Küste Malabar von den Holländern verdrängt worden waren, hörte auch diese Union der Thomaschristen mit den Catholischen auf und Alles kehrte zu den alten Formen zurück. Jetzt stehen sie ohne kirchlichen Zwang unter brittischer Hoheit und bilden für sich unter einem eignen Bischofe eine christliche Republik, in der Priester und Aelteste die Justizpflege verwalten und dabei die Excommunication als Strafmittel brauchen. In Rücksicht ihrer bürgerlichen Verhältnisse zu den Eingebornen gehören sie in die Classe der Naiwi oder des Adels von zweitem Range, dürfen auf Elephanten reiten und statt der Handwerke, die die niedrigeren Classen treiben, sich vom Handel und Feldbau nähren. Reisende, die sich mit ihnen bekannt machten, gedenken ihrer guten Sitten und ihrer groben Unwissenheit. E.

Thomasius (Christian), ein verdienstvoller Philosoph und Beförderer der Aufklärung, geboren den 1. Januar 1655 zu Leipzig, wo sein Vater, **Jacob**, sich als Lehrer der Redekunst und Rector der Thomasschule durch mündlichen Unterricht und durch Schriften mannigfaltige Verdienste erwarb. Unter seiner Leitung studirte Chr. Thomasius Philosophie und von 1675 in Frankfurt a. d. O. die Rechte, kam 16[illegible] nach Leipzig zurück, und hielt nun daselbst juristische und philosophische Vorlesungen, zog sich aber durch seine Freimüthigkeit so viele Feinde zu, daß er sein Vaterland verlassen mußte, weil schon in Dresden ein Verhaftsbefehl wider ihn ausgewirkt war. Er ging 1690 nach Halle, setzte auf der dortigen Ritterakademie seine Vorlesungen fort, und der große Beifall, den er erhielt, war die nächste Veranlassung zur Errichtung einer Universität in Halle, welche 1694 eingeweiht wurde. Thomasius wurde auf derselben zweiter, in der Folge erster Rechtslehrer, königlich preußischer Geheimerath, Director der Universität und setzte seine wissenschaftlichen Bemühungen mit großem Ruhme fort bis an seinen Tod den 23. Sept. 1728. Er war einer der eifrigsten und glücklichsten Beförderer einer allgemeinen philosophischen Aufklärung seiner Zeit, ein Verächter der subtilen Speculation, ein practischer Denker, und der erste deutsche Universitätsgelehrte, der seine Muttersprache zum gelehrten Vortrage gebrauchte, und am meisten dazu beitrug, daß sich seine Zeitgenossen von dem Joche der aristotelischen Scholastik losrissen. Da er mit Kühnheit alles Schädliche und Unnütze abzuschaffen, und alles Nützliche einzuführen suchte, so drang er auf den Gebrauch des Naturrechts in den Gerichtshöfen, auf die Abschaffung der Hexenprozesse und der Einschränkung der Denkfreiheit durch die mißverstandene kirchliche Orthodoxie. Durch seine zahlreichen juristischen, philosophischen und andern Schriften, unter denen seine „Freimüthigen Gedanken oder Monatsgespräche,“ seine „Geschichte der Weisheit und Thorheit,“ seine „Vernünftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Gedanken über allerhand vermischte philosophische und juristische Händel“ besonders merkwürdig sind, ward sein Ruhm allgemein verbreitet, ihm aber auch dadurch viele Streitigkeiten zugezogen, indem er mit seinem Verbesserungsgeiste überall Gegner fand. Sein Bestreben, populär zu seyn, machte jedoch seine philosophischen Schriften in den Theilen, wo ein vorzüglicher Tiefsinn zur gründlichen Behandlung erfodert wird, oft seicht, und für wissenschaftliches Studium unbrauchbar. Am wenigsten hätte er sich gegen das Ende seines Lebens an solche Wissenschaften, wie Naturkunde und Mathematik, in denen er keine Kenntnisse hatte, machen sollen, wodurch er seinem Ruhm

:Dete. Ueberhaupt war Sucht nach Originalität ein vorherrschend
z in seinem literarischen und philosophischen Charakter, und die
ng erzeugte nicht nur viele Paradoxien, sondern war auch Ursac
er gegen seine Zeitgenossen unerkenntlich war, und von ihnen nich
ien wollte. Von seinen vielen Schriften ist ein besondrer Cat
vorhanden, der zu Halle gedruckt, und mehrmals wieder aufgele
rden ist.

Thomson (James), einer der berühmtesten englischen Dichte
rde 1700 zu Ednam in der schottischen Grafschaft Roxburgh gebore
war der Sohn eines Predigers, und zeigte auf der Schule zu Je
rgh, wo er erzogen wurde, schon früh eine große Liebe für die Dich
nst. Zu Edinburg, wo er Theologie studieren sollte, suchte er vo
zlich sein dichterisches Talent auszubilden, kam 1725 nach Londo
er seinen Schulfreund, David Mallet, fand, der ihm rieth, se
edicht, der Winter, drucken zu lassen; aber erst 1726 konnte
ien Verleger zu diesem Meisterwerke finden, der ihm ein sehr unb
utendes Honorar gab. Auch ward dies Gedicht wenig vom Publ
m beachtet, bis ein angesehener Mann, Namens Whateley, mehre
ner Freunde darauf aufmerksam machte. Dadurch gelangte Thom
n zur Bekanntschaft mit Pope, dem Lordkanzler Talbot und ande
rsgezeichneten Personen, die sich seiner auf das thätigste annahme
728 erschien sein Gedicht: der Frühling, und 1730 der Herbs
e aber dem Winter in Hinsicht des poetischen Werths nachstehe
Nachdem er Talbots ältesten Sohn auf Reisen begleitet hatte, erhi
r eine einträgliche und beinahe geschäftslose Stelle, als Secretär d
latente, und konnte sich also jetzt seinen Lieblingsbeschäftigungen so
enfrei widmen. Durch den Tod des Kanzlers Talbot verlor Thom
on jedoch seine Stelle, die einem Andern gegeben ward. Zu seine
Glücke ward Thomson durch den Lord Lyttleton dem Prinzen von W
es vorgestellt. Dieser erkundigte sich nach seinen Vermögensverhäl
nissen, und der Dichter bekannte offenherzig: „daß sie poetischer a
emals wären," worauf er eine jährliche Pension von 100 Pfun
Sterling erhielt. 1740 gab er gemeinschaftlich mit Mallet die Mas
des Alfred heraus. In diesem Stücke befindet sich das bekannte Volk
lied: Rule Britannia; man weiß aber nicht, welcher von beiden Dic
tern der Verfasser ist. Unter seinen dramatischen Hervorbringunge
zeichnet sich das Trauerspiel Tancred and Sigismunda, welches 174
erschien, am vortheilhaftesten aus. Ueberhaupt bemerkt man aber
seinen fünf Trauerspielen einen großen Hang zum Didactischen u
Beschreibenden, und es fehlt ihnen daher nicht an trefflichen Stell
dieser Art, die aber gemeiniglich für den raschen Fortgang der Han
lung zu lang und declamatorisch sind. Daher befriedigen sie mehr d
Leser als den Zuschauer. Sein allegorisches Gedicht in Spensers M
nier und Versart: The Castle of Indolence, welches 1746 e
schien, zeichnet sich mehr durch einzelne glückliche Stellen, als dur
Vollendung des Ganzen aus. In eben demselben Jahre erhielt er d
Posten eines Oberaufsehers über die antillischen Inseln, welcher ih
nach Abzug des Gehalts für seinen Stellvertreter jährlich 300 Pfun
Sterling einbrachte. Doch genoß er dieses Glücks nur bis zum Augu
1748, wo er am Fieber starb. Unter den englischen Dichtern behau
tet Thomson einen hohen Rang. Er besaß eine lebhafte und reic
Einbildungskraft, und bereicherte die Dichtkunst mit einer Menge neu
und origineller Bilder, die er nach der Natur selbst und nach eigene
Wahrnehmungen entwarf. Seine Jahreszeiten sind sein Meisterstück

und sie sind vielleicht unter allen beschreibenden Gedichten der En
der das vorzüglichste. Die Schreibart ist übrigens zuweilen etwa
und unharmonisch, hie und da etwas schwülstig und dunkel. Al
Lyriker nimmt Thomson einen der ersten Plätze unter den en
Dichtern ein. Die schönste und vollständigste Ausgabe seiner We
The Works of J. Thomson with his last Corrections, London
2 Vol. 4. Durch eine schätzbare kritische Einleitung empfiehlt si
ter den Ausgaben der Jahreszeiten besonders folgende: The Se
by Aikin, London 1778, 8.; neu übersetzt, nebst einer Biogra
Dichters und dem Hymnus an Gott, von L. Schubart, 2te Au
Berlin 1796, 8. Von seinen Trauerspielen hat man eine pro
Uebersetzung mit Lessings Vorrede, und eine bessere poetische in
sen Jamben von J. H. Schlegel.

Thor, der Jupiter der Deutschen, der Donnergott; — er w
vorgestellt, als ein alter Mann mit großem Barte, eine Kron
Strahlenspitzen auf dem Haupte, in einem langen Talar, in der
ten einen Scepter mit einer Lilie, um das Haupt einen Kreis
Sternen. Von ihm hat der Donnerstag den Namen, der noch je
einigen nordischen Sprachen Thorsdag, englisch Thursday heißt.

Thora, s. Tora.

Thorn, an der Weichsel, im culmer Districte; jetzt wieder un
preußischer Hoheit; eine alte Stadt mit 1070 Häusern, und gegen
Einwohnern, größtentheils lutherischer Religion. Das dasige luther
Gymnasium stand immer in gutem Rufe. Der berühmte Mathema
ker Copernicus (s. d. Art.) wurde im Jahr 1472 hier geboren
Die Stadt treibt einen starken Getraide- und Holzhandel, und ihr
Pfefferkuchen sind hinlänglich bekannt. Im Jahr 1724 erregte ein
gischer Vorfall zu Thorn eine große Sensation. Geringe Str
ten, welche die dasigen Jesuiterschüler mit Schülern des luthe
Gymnasiums bei Gelegenheit einer Prozession anfingen, verursa
größere Unruhen unter den Einwohnern, wobei der lutherische P
sich verschiedne Ausschweifungen erlaubte, die von der polnischen Re
rung nach einem ganz ungesetzmäßigen Verfahren mit der größten H
bestraft wurden. Der Präsident des Magistrats, Rösner, dem nich
als Saumseligkeit, den Tumult zu stillen, Schuld gegeben werden
konnte, wurde nebst verschiedenen Rathspersonen und Bürgern hinge
richtet. Zugleich wurden der Stadt viele ihrer Religions- und bürger
lichen Freiheiten entrissen. Die Garants des olivaischen Friedens, be
sonders der König von Preußen, verwendeten zwar ihre Vermittelung
zum Besten der äußerst bedrückten Stadt, aber wichtigere Vorfälle,
die gerade zu eben der Zeit sich im Norden ereigneten, waren Ursache
daß Thorn seinem Schicksal überlassen blieb.

Thorwaldsen (Alberto), aus Copenhagen gebürtig, ist einer
der berühmtesten jetzt lebenden Bildhauer. Seit zwanzig Jahren lebt
er in Rom; der Kranz des vollendeten Meisters wird ihm allgemein zu
erkannt, viele erheben seine Werke sogar, besonders in Hinsicht der
Kraft und des Heldenideals, noch über die des berühmten Canova.
Der liebenswürdige bescheidene Däne weis't ein solches Lob fast mit Un
willen zurück, aber der edle Canova selbst läßt ihm die vollste Gerech
tigkeit wiederfahren, und kein Neid stört das schöne Verhältniß der bei
den hohen Meister. Thorwaldsens Vater, ein geborner Isländer, war
ein Bildhauer in Holz; der talentvolle Albert erhielt in früher Jugend
bei der Preisaufgabe der Akademie der bildenden Künste in Copenha
gen den ersten Preis, welcher mit einer Pension auf vier Jahr in Rom

udieren verbunden ist. Da er ohne alles Vermögen war, so mußte e Reise zu Wasser, auf einer dänischen Fregatte unternehmen, und ihrte ihn sein Weg über Gibraltar, Algier, Malta und Neapel Rom, der Heimath aller Kunst. Da die Pension seines Hofes klein war, so mußte er äusserst beschränkt und kärglich leben, er erte unermüdet, und machte große Fortschritte, doch da für einen hauer in Rom die Ausgaben ziemlich bedeutend sind, so konnte er Talent nicht durch große Werke zeigen. Nach Ablauf der vier ionsjahre setzten ihn diese beschränkten Vermögensumstände in eine kummervolle Lage, doch im Vorgefühl seiner Kraft ermannte er aus der Muthlosigkeit, und verfertigte das Modell eines Jasons, er siegend das erkämpfte goldne Vließ empor hält; der Held ist ruhiger Hoheit dargestellt, auf dem rechten Fuß ruhend, den Kopf h der linken Seite wendend, nachlässig hängt das erbeutete Widder- über den linken Arm, während in der aufgehobnen Rechten der eer ruht; die ganze Gestalt ist unbekleidet, bis auf Helm, Wehrge- ig und Sandalen. Dies Modell zog Kenner und Liebhaber herbei, d fand so allgemeinen Beifall, daß es für jeden Fremden ein Ge- stand der Bewunderung wurde, und keiner Rom verließ, ohne Thor- ldsens Attelier besucht zu haben. Unter diesen Fremden war der nals reisende sehr reiche Holländer, Hope; dieser bestellte die Statue Jason colossal in Marmor bei Thorwaldsen; hierdurch bekam der nstler neuen Muth, und erwarb sich Ehre und hohen Ruf. Seit ser Zeit fehlte es ihm nicht mehr an Mitteln und Gelegenheit, sein rliches Talent zu zeigen. Sein darauf verfertigtes Basrelief, den hilles vorstellend, welcher abgewendet sitzend mit unterdrücktem Zorn dulden muß, daß Agamemnons Herolde die zögernde Briseis weg- hren, welche Patroklus ihnen übergibt, kann neben den allerschönsten tiken Basreliefs stehen. Sein colossaler Mars, welcher stehend, auf umgekehrten Lanze ruhend, den Oelzweig mit der Rechten ergrei- id, dargestellt ist, übertrifft noch den Jason, und wird für das rtrefflichste in diesem Styl gehalten, was die neuere Kunst schuf. orwaldsen vollendete ihn ungefähr vor sechs Jahren. Seine zuvor fertigten Statuen etwas unter Lebensgröße, als: Venus, Apollo, acchus, Amor, Psyche, Hebe, Ganymed u. s. w., sind hinlänglich kannt, da er sie oft in Marmor wiederholen mußte, und sie auch so e alle seine Werke von den geistreichen Künstlern Riepenhausen d Mori in Umrissen gezeichnet und in Kupfer gestochen wurden. ese dreißig Blätter Contorni kamen in Rom 1811 heraus, und d am spanischen Platz zu haben. Seine durch Erfindung und An- dnung vor allen sich hervorhebenden vier Reliefs zu dem Taufstein in irflicher Gestalt, eine Taufe Christi, eine Madonna mit dem Jesus- id und dem kleinen Johannes, einen Christus, der die Kinder seg- t, und eine Gruppe von Engeln vorstellend, und seine vier Medail- is zu der öffentlichen Halle in Copenhagen, sind als zwei Muster es vollendeten Cyklus anzusehen. Zu den schönsten Arbeiten Thor- ldsens gehört aber besonders der Fries in einem der Säle des päpst- hen Palastes auf Monte Cavallo und der Einzug oder Triumph Ale- nders des Großen, in Basrelief. Nach diesem verfertigte er zwei ht minder schöne Caryatiden in Lebensgröße, ferner in Basrelief das abmahl des in Florenz verstorbenen jungen Bethmann aus Frank- t am Mayn, und viele höchst sinnig gedachte und herrlich ausge- rte Basreliefs, unter denen sich Bacchus, der dem Amor aus sei- Schaale zu schlürfen gibt, Minerva, die den Schmetterling auf

das vom Prometheus geformte Menschengebilde setzt, Amor, der sein von der Biene gestochnes Händchen der Venus zeigt, Hygiea, Aeskulaps Schlange aus ihrer Schaale zu trinken gibt, Amor, ohnmächtige Psyche mit seinem Pfeil zu erwecken strebt, die welche zum Klang von Apollo's Lyra um die Grazien her tanzen mehrere andre aufs rühmlichste auszeichnen. — Von dem Kön Dänemark wurde Thorwaldsen vor sechs Jahren in den Ritter erhoben, und mit dem Orden des Danebrog-Kreuzes zweiter beschenkt, und von Murat, damaligem König von Neapel, erh bei dessen Reise durch Rom den Orden beider Sicilien. Jetzt vollendet er einen kleinen Genius, für sein Vaterland bestimmt.

Thou (Jacques Auguste de), lateinisch Thuanus, ein be- rühmter französischer Geschichtschreiber und Staatsmann, wurde zu Paris, wo sein Vater Parlementspräsident war, geboren. In sei- nem zehnten Jahre kam er auf das College de Bourgogne, und terhin nach Orleans, um die Rechtswissenschaften zu studieren. Studium setzte er auch zu Valence unter dem berühmten Cujas fort. Hier schloß er auch mit Joseph Scaliger eine Freundschaft, sie ihr ganzes Leben hindurch erhielten. 1572 kehrte er nach Par war ein Zeuge der schrecklichen Bartholomäusnacht, und ward dadu mit unauslöschlichem Abscheu gegen die Bigotterie und Unduldsamk erfüllt. Um diese Zeit hatte er die Absicht, sich dem geistlichen Stan zu widmen, und sein Onkel, der Bischof von Chartres, trat ihm me rere seiner Präbenden ab; allein de Thou verzichtete darauf, und gi 1573 mit Paul de Foix, der als Gesandter an den Papst und die ita- lienischen Fürsten geschickt wurde, nach Italien. Wegen seiner frü Einsicht wurde er (1576) vom Hofe zu einer Unterhandlung mit dem Marschall Montmorency gebraucht, um einen bürgerlichen Krieg, wo mit Frankreich bedroht wurde, abzuwenden. In eben dem Jahre be suchte er die Niederlande, und 1579 machte er eine Reise nach Deutsch land mit seinem ältern Bruder, und wurde nach dessen bald darauf erfolgtem Tode ganz zum juristischen Stande bestimmt. Nun wurde er geistlicher Rath bei dem Parlament zu Paris, und nicht lange nach her ward er in Austrägen nach Guienne geschickt, wo er die Bekannt schaft des berühmten Montagne machte. Bald darauf verlor er seinen Vater, erhielt 1584 das Amt eines Maitre de Requêtes, und verhei rathete sich 1587, nachdem er seine geistlichen Aemter aufgegeben hatte, mit Marie Barbanson, aus einer adeligen Familie, die man wegen Anhänglichkeit an der reformirten Religion in Verdacht hatte, weßhalb sie durch zwei Geistliche wieder zur catholischen Kirche bekehrt werden mußte. Wie durch die Gewaltthaten der Ligue 1586 zu Paris die Em pörung veranlaßt wurde, ging de Thou aus Anhänglichkeit an der kö niglichen Sache nach Chartres zu Heinrich III., der ihn nach der Nor mandie schickte, um diese Provinz in ihrer Treue zu bestärken. Die darauf erfolgende Ermordung des Herzogs von Guise, an welcher de Thou übrigens nicht den entferntesten Antheil hatte, veranlaßte Miß handlungen gegen seine Familie zu Paris, denen seine Gattin nur in einer Verkleidung entgehen konnte. De Thou war es besonders, der Heinrich III. zu einem Bündnisse mit dem Könige Heinrich von Na varra beredete. Als er zu Venedig die Nachricht von Heinrich III. Ermordung erhielt, begab er sich sogleich nach Chateau-Dun zu dem König von Navarra, als dem rechtmäßigen Kronerben. Seine Offen heit, seine Kenntnisse und seine Rechtschaffenheit erwarben ihm das Vertrauen dieses Königs, der ihn häufig über Staatsangelegenheiten

Rath fragte, und ihn zu einigen wichtigen Unterhandlungen ge-
schickte. Nach dem Tode Amyots, des ersten königlichen Bibliothe-
, wurde de Thou zu diesem Posten ernannt. 1594 folgte er seinem
im als Parlamentspräsident, und wurde zum catholischen Commis-
us bei der berühmten Unterredung zu Fontainebleau zwischen Du
ron und du Plessis Mornay ernannt. Während der Regierung der
ria von Medicis war er einer der Generaldirectoren der Finanzen,
de als Abgeordneter bei der Conferenz zu Loudun und bei mehreren
htigen und schwierigen Verhandlungen gebraucht, wo er sich eben
ehr durch seine Rechtschaffenheit als durch seine Geschicklichkeit aus-
hnete. Ungeachtet dieser vielen und großen Geschäfte, widmete de
ou sich doch mit Eifer den Wissenschaften; besonders war die latei-
he Dichtkunst eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, und er schrieb
ier mehreren Gedichten über biblische Gegenstände ein größeres di-
tisch-beschreibendes Gedicht de Re Accipitraria (über das Beitzen
r die Falkenjagd), welches von den Gelehrten jener Zeit mit Bei-
aufgenommen wurde. Das größte literarische Verdienst erwarb er
aber durch sein großes, gleichfalls in lateinischer Sprache abgefaß-
Werk: die Geschichte seiner Zeit (Historia sui Temporis, London
3, 7 Vol. in fol.). Dieses herrliche Werk zog seinem Verfasser
ich bei der Erscheinung des ersten Theils (1604) viele Unannehm-
keiten zu. Es ward vom römischen Hofe als ketzerisch verurtheilt
d verboten, und Heinrich IV. war schwach genug, diese Beschim-
ing, die ihm und seiner königlichen Würde von einem ausländischen
iester wiederfuhr, zu dulden, und selbst Partei gegen de Thou zu
hmen. Mit seltener Freimüthigkeit und Unpartheilichkeit urtheilt de
ou in der Geschichte seiner Zeit über die Päpste, die Geistlichkeit und
s Haus Guise, und sucht, obgleich er selbst Catholik war, die Be-
uldigungen gegen die Protestanten zu entkräften und ihre Tugenden
d Vorzüge ins Licht zu setzen. Dies Werk ist in 138 Büchern ab-
theilt, welche die Ereignisse von 1545 bis 1607 umfassen. Wenig
storische Schriftsteller haben etwas Aehnliches in Hinsicht auf Ge-
uigkeit, Wahrheitsliebe, Würde und edle Haltung des Styls und
eichhaltigkeit des Inhalts geliefert. Außerdem hat de Thou auch noch
ine eigene Lebensgeschichte geschrieben (I. A. Thuani in Senat. Paris.
raef. de vita sua commentariorum libr. VI, Orleans 1620, fol.;
utsch in Seybolds Selbstbiographien berühmter Männer, 1. B.,
Winterthur 1796, 8.). Sie ist in demselben männlichen und kraftvol-
n Geiste abgefaßt, wie das obige Werk. Nach dem Tode seiner er-
en Gattin (1601), die ihm keine Kinder hinterließ, verheirathete sich
e Thou (1603) zum zweitenmale, und hatte mit dieser Frau drei
Söhne und drei Töchter. Der Tod dieser zweiten Gattin und die Er-
mordung Heinrichs IV., welche das Unglück Frankreichs zur Folge
atte, bekümmerten ihn so tief, daß er 1617 gleichfalls starb. — Sein
nglücklicher ältester Sohn, Franz August de Thou, war 1607
eboren, und hatte die Talente und Tugenden seines Vaters geerbt.
Er war Maitre de Requêtes, und nachmals Großmeister oder erster
Bibliothekar der königlichen Bibliothek, und besaß wegen seiner großen
Kenntnisse und seines edeln Charakters die Liebe und Hochachtung aller
Rechtschaffenen. Da der Kardinal Richelieu entdeckte, daß er einen
geheimen Briefwechsel mit der Herzogin von Chevreuse unterhielt, so
entfernte er ihn von allen wichtigen Geschäften, und dadurch ließ sich
de Thou verleiten, zu Cinqmars Partei überzutreten. Dieser unvorsich-
tige junge Mann fing eine geheime Unterhandlung mit Spanien an,

chen in den Thränensack geleitet, ergießen sich durch den Thränencanal in die Nase, die sie feucht erhalten, und werden dann endlich mit den übrigen Nasenfeuchtigkeiten theils ausgeworfen, theils verschluckt. — Wird aber ihr Uebergang aus dem Auge in die Nase gestört und verhindert (z. B. durch Verstopfung oder Verwachsung des Thränencanals), so fließen sie zuerst anhaltend über die Wangen herab, sammeln sich in dem Thränensacke an, und dehnen diesen aus, werden hier zugleich in ihrer Qualität verändert, und verursachen dadurch eine Entzündung desselben, die gewöhnlich in Eiterung übergeht, und wenn sie vernachlässigt wird, sogar die Knochen endlich angreift. Dies ist die unter dem Namen der Thränenfistel bekannte Krankheit, die, wenn sie weit vorgeschritten ist, eine Operation nöthig macht, durch welche ein neuer künstlicher Canal gebildet wird, damit die Thränen in die Nase gelangen können. B. P.

Thraso, der Name eines großsprecherischen Kriegers beim Terenz, womit man nachher jeden feigen Prahler bezeichnet hat. Das Wort Bramarbas, welches auch Holberg gebraucht hat, wird ungefähr dasselbe ausdrücken.

Thrasybulus, ein edler Athenienser, der sich um seine Vaterstadt sehr verdient machte, nicht allein als Feldherr im peloponnesischen Kriege, wo er mehrmals die Spartaner besiegte, sondern ganz vorzüglich auch als Befreier von der Gewaltherrschaft der sogenannten 30 Tyrannen, die nach Beendigung des peloponnesischen Krieges unter spartanischer Hoheit über Athen gesetzt wurden. Thrasybulus konnte dies nicht ertragen; er verließ mit noch 30 Bürgern, die, so wie er, die Freiheit liebten, die unglückliche Stadt. Aber er blieb kein unthätiger Zeuge des Unwesens, sondern war gleich anfangs entschlossen, wo möglich, der Retter Athens zu werden. Zu diesem Zweck besetzte er einen festen Platz, Phyle, an der Gränze von Attica, und sammelte ein kleines Heer, womit er den Angriffen der Tyrannen Trotz bot, und sogar den wichtigen Hafen Piräeus eroberte. Dadurch ermuthigt, standen endlich die Bürger Athens auf, und verjagten ihre Unterdrücker. Mit Hülfe des spartanischen Königs Pausanias stellte dann Thrasybulus die alte demokratische Verfassung, und mit ihr die Ruhe wieder her. Er fand seinen Tod bei einem Feldzuge gegen Rhodos, nachdem er Lesbos unterworfen und Byzanz und Chalcis wieder erobert hatte, durch die empörten Einwohner von Aspendus. Er war eines schönern Todes werth. Denn er zeichnete sich vor vielen seiner Mitbürger aus durch die glühendste Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, und durch eine große höchst uneigennützige Gesinnung, verbunden mit der edelsten Selbstbeherrschung. Seine glorreichste That, die Vertreibung der dreißig Tyrannen aus Athen, fällt in das J. 403 vor Chr. Geb., oder in die 94ste Olympiade.

Threnodie ist ein Trauer- oder Klagegesang, aber deßwegen nicht mit Elegie zu verwechseln, da die letztere ein poetischer, meistens beschreibender Vortrag gemischter Empfindungen ist, in denen sich angenehmes Gefühl mit dem unangenehmen oder schmerzhaften vereinigt, und die daher schon ihrer Natur nach sanft und gemäßigt sind. Die Threnodie hingegen kann der lyrische Ausdruck des heftigsten Schmerzes, des Jammers und der Verzweiflung ohne Beimischung irgend einer wohlthuenden Empfindung seyn. N. P.

Thrym, der Name eines in der nordischen Mythologie berühmten Riesen, der dem Gott Thor (s. Thor) seinen großen furchtbaren Hammer entwandte, und ihn bloß gegen Auslieferung der Liebesgöttin Frey-

[...]kzugeben wollte; allein Thor erschlug ihn mit seinem ganzen G[...]echt, und bekam so den Hammer zurück.

Thucydides, der größte aller griechischen Geschichtschreiber [...]rde im Jahr 470 vor Chr. Geb. zu Athen geboren. Sein Vat[...] [...] Olorus und seine Mutter Hegesipyle. Von väterlicher Seite w[...] mit dem Miltiades verwandt, und von mütterlicher stammte er a[...]iglich thracischem Geblüte ab. Seine Jugend fiel in die Blüthe d[...]eniensischen Staates, in jene glückliche Periode, da Athen in de[...]ohgefühl glücklich, seine Feinde durch unsterbliche Heldenthaten besie[...] haben, zugleich eine ausgezeichnete Macht besaß, und mit eben [...] Eifer als Glück sich mit den wichtigsten Gegenständen menschlich[...]strebungen beschäftigte. In der Philosophie hörte er den Anaxag[...]s, in der Redekunst unterwies ihn Antiphon. Durch diese berühm[...] Lehrer wurde sein Geist früh zu der männlichen Reife gebildet, welc[...] eigenthümlicher Vorzug desselben war, und welcher auch seine[...]torischen Werke einen so hohen Werth gibt. Durch die philosophische[...]tudien erhielt er jene Klarheit der Begriffe, die seinem ideenreich[...]d tiefen Geiste so sehr zu Statten kam; und die rhetorischen Uebu[...]n gaben ihm eine solche Herrschaft der Sprache, daß er sich seine[...]gnen Ausdruck schaffen, und denselben zu der höchsten Vollkomme[...]it erheben konnte. Zu den historischen Studien ward er durch de[...]eifall begeistert, den das griechische Volk dem Herodotos mit lieben[...]ürdigem Eifer zollte, als derselbe seine anmuthigen Geschichten [...]lympia vorlas. Damals indessen war er noch zu jung, als daß [...]gleich hätte zur That werden lassen können, was seine ganze See[...]ewegte. Nicht nach Hörensagen, sondern nach eignen Anschauunge[...]uß der wahre Historiker erzählen, wenn seine Erzählungen lebendi[...]Gemählde werden sollen. Als der peloponnesische Krieg ausbrach[...]ard er mit der Gewalt eines Strategen bekleidet, d. h. er erhielt d[...]Vollmacht, Soldaten für den Dienst des Vaterlands zu werben. [...]bte damals auf seinen Gütern an der Gränze von Thracien, und hat[...]ugleich die Aufsicht über die Goldbergwerke der Insel Thasos. D[...]Flamme des Krieges wälzte sich auch in jene Gegenden, und der spartanisc[...]Feldherr Brasidas belagerte die Stadt Amphipolis, welche unter d[...]Schutzherrschaft der Athenienser stand, und auch eine athenienſische B[...]atzung hatte. Da aber der atheniensische Befehlshaber einsah, daß [...]es geringen Vertheidigungsmitteln die Stadt nicht lange würde halte[...]önnen, wenn nicht von außen her Hülfe käme, so foderte er den Stra[...]eg Thucydides auf, zur Entsetzung der Stadt herbeizueilen. Leide[...]am Thucydides um eine Nacht zu spät, da die Stadt bereits capitu[...]irt hatte. Die Athenienser bestraften ihn für diesen unglücklichen Zu[...]all mit der Verweisung. Die Nachwelt danke ihnen diese unzeitig[...] Strenge. Denn durch dieselbe erhielt der thätige Geist des Thucydide[...]die nöthige Muße, die Materialien zu seinem historischen Meisterwerk[...] zu sammeln. Dies geschah in Skaptesula, dem Geburtsorte seiner Ge[...]mahlin, die ihm auch einen Sohn, Timotheus, geboren hatte. Al[...] Verbannter durfte er mit den Spartanern in Verbindung treten, welch[...]er nicht etwa zum Nachtheil seines ungerechten Vaterlandes, sonder[...] nur zum Vortheil seiner historischen Arbeiten benutzte, indem er in den[...] Heere derselben Personen unterhielt, welche ihm von allen Begebenhei[...]ten des peloponnesischen Krieges ausführliche und authentische Nachrich[...]ten geben mußten. Dadurch ward er in den Stand gesetzt, Bericht[...] und Gegenberichte zu vergleichen, und durch eine besonnene Beurthei[...]lung und Prüfung das Beste und Wahrscheinlichste zu gewinnen. E[...]

ward zwar nach Athen zurückberufen, kehrte aber nach Thracien wieder zurück, und starb daselbst in hohem Alter (im 70sten oder 86sten Jahre). Nach Pausanias ward er zu Athen meuchelmörderischer Weise ermordet. So viel scheint gewiß zu seyn, daß ihm in Athen ein Kenotaph errichtet wurde. Das treffliche Werk, welches seinen Namen unsterblich gemacht hat, führt den Titel: Erzählung von dem Kriege der Peloponnesier und Athenäer. Es besteht aus acht Büchern, von welchen jedoch nur sieben vollendet sind. Bei dem achten überraschte der Tod den großen Mann und riß ihn hinweg. Es ist daher das achte nur als Entwurf anzusehen, welchem die letzte Feile fehlt. Aber auch diese acht Bücher umfassen nur einundzwanzig Jahre jenes merkwürdigen Krieges, die letzten sechs Jahre fehlen. Was nun den besondern Charakter dieses Geschichtwerkes anbetrifft, so ist unläugbar, daß es das Product eines tiefeindringenden, hellsehenden und das Wesen der Geschichte vollkommen klar begreifenden Geistes ist. Als Kunstwerk steht es weit höher, als des Herodotos anmuthige Erzählungen. Während Herodot mehr unterhaltende, obwohl zugleich sehr belehrende Notizen gibt, aber weder in den Charakter der handelnden Personen eindringt, noch viel weniger die aus den gegebenen Verhältnissen der verschiedenen Staaten entspringenden Beweggründe aufsucht, faßt Thucydides die Geschichte aus einem viel höhern Gesichtspunkte auf, und betrachtet die einzelnen Begebenheiten als Producte der Nothwendigkeit und Freiheit, verwandelt sie dadurch in eine Lehrerin nicht nur dessen, was geschehen ist, sondern auch, was geschehen sollte. Da ihn Politik vorzüglich interessirte, so ist allerdings seine Geschichte einseitig, und mehr eine Staatsgeschichte, aber von diesem Standpunkte aus betrachtet ein nachahmungswürdiges Musterbild, und wie er es selbst nennt, ein Schatz für die Nachwelt. Er war der erste, welcher Reden in die Erzählung einflocht, und dadurch ein herrliches Mittel gewann, die Grundsätze und Beweggründe der handelnden Personen, welche in die Metaphysik der Geschichte gehören, darzustellen, ohne aus den Schranken des Geschichtschreibers herauszutreten. Ferner erhob er die Geschichtbeschreibung zu einer Kunst, indem er nicht nur die verschiedenen Fäden in einen Mittelpunkt vereinigte, sondern auch bei Erforschung des historisch Wahren die sorgfältigste Prüfung und Beurtheilung anwendete, und eben dadurch der Urheber der pragmatischen, d. i. der wahren Geschichte wurde. Ueber alle kleinliche Rücksichten der Selbstsucht und des Nationalvorurtheils erhaben, vertheilt er wie ein historischer Areopagit Lob und Tadel, straft das Laster und preis't die Tugend. Und da er selbst einen großen Theil seines Vermögens auf die Sammlung der Materialien dieser Geschichte verwendete, so haben seine Angaben auch von Seiten der Glaubwürdigkeit einen hohen Werth. Was die Darstellung selbst betrifft, so verdient auch sie mit Recht das Lob, das ihr von allen einsichtsvollen Richtern und Kunstkennern aller Jahrhunderte in so reichem Maße gespendet worden ist. Sein Ausdruck hat die größte Würde, ist kräftig, so daß kein Wort müßig steht, und besitzt, um es kurz zu sagen, alle Eigenschaften, auf welchen die Vollkommenheit der schriftlichen Darstellung beruht. Er drückt sich schön und gedrängt, edel und anmuthig aus; und alle seine Gemählde ziehen eben so sehr durch Mannichfaltigkeit des Colorits als durch Reichthum und Plastik der Figuren an. Allerdings ist er zuweilen dunkel. Aber der jetzige Text des Thucydides ist auch noch voll von Fehlern, mit welchen ihn unwissende Abschreiber entstellt haben. Wer an der Lectüre des Thucydides Geschmack findet, beweis't, daß er Sinn für eine gedankenreiche und belehrende Darstellung hat. Unter den Ausgaben ist die

on Duker, Amsterdam 1731, Fol., die reichhaltigste. Nächst dieser ist e zweibrückische 1788, 1789, in 6 Bänden, vorzüglich auch wegen der teinischen Uebersetzung sehr brauchbar. Außerdem empfehlen sich die bdrücke von Bredekamp (Bremen 1791, 1792) in 2 Theilen, und von Beck (Leipzig 1804) 2 Bände, durch die Wohlfeilheit des Preises. Im eutschen Gewande ist Thucydides zweimal erschienen. Zuerst durch Heilmann (Lemgo und Leipzig 1760), und zuletzt durch Maximilian Jacobi Hamburg 1804 und 1806) 2 Bände. Diese Uebersetzung ist zwar beser und lesbarer als die erstere; aber Thucydides in seiner großartigen Eigenthümlichkeit ist nicht zu erkennen. Ehe aber eine neue Uebersetzung erscheinen kann, muß der Text des Thucydides eine bessere Gestalt gewinnen. Es ist daher sehr zu wünschen, daß Poppo seine Ausgabe bald hervortreten lassen möge. Kl.

Thugut (Franz, Freiherr von), österreichischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geboren zu Linz, im Lande ob der Enns, am 8ten März 1739, Sohn eines armen Schiffmeisters, trat 1752 mit Bernard von Jenisch in die orientalische Akademie, die der berühmte Jesuit, Pater Franz, Begleiter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Uhlefeldt, nach Constantinopel zur definitiven Berichtigung des belgrader Friedens neu gegründet hatte. 1754 kam Thugut als Sprachknabe nach Constantinopel, 1757 wurde er dort Dolmetsch, und besorgte trotz seiner frühen Jugend viele wichtige Geschäfte im Verlaufe des siebenjährigen Krieges. 1769, kaum 30jährig, Geschäftsträger bei der hohen Pforte; 1770 Resident, 1771 wirklicher Internuncius und bevollmächtigter Minister, auch k. k. Hofrath in der äußerst wichtigen Epoche des damaligen Krieges zwischen Rußland und den Türken, und der mehr und mehr zunehmenden Gährung in Polen. 1772 wurde er als österreichischer Botschafter zum Friedenscongreß zwischen Rußland und der Pforte bestimmt, welcher aber nicht zu Stande kam. 1774 erhob ihn die große Theresia in den Freiherrnstand wegen seiner vielseitigen und großen Verdienste während dieses Krieges, 1775 erwarb seine Gewandtheit Oesterreich die Bukowina, und dadurch die in militärischer und administrativer Hinsicht so äußerst wichtige Verbindung zwischen Siebenbürgen und dem von Polen neu erworbnen Galizien. Thugut erhielt dafür das Commandeurkreuz des königlich ungarischen Stephansordens. Das Jahr 1777 verbrachte er auf diplomatischen Reisen durch Italien und durch Frankreich, wo er an die beiden Königinnen, Antonie und Caroline in Paris und Neapel, wichtige Aufträge hatte. Am 20sten December 1777 erlosch die in Bayern regierende chur- oder wilhelminische Linie mit dem Churfürsten Maximilian Joseph III., und Oesterreichs Ansprüche brachten jenen Erbfolgekrieg hervor, in welchem, trotz der Nachgiebigkeit Carl Theodors, Friedrich der Große, König von Preußen, zum letztenmale auf den Kriegsschauplatz trat. Die Verschiedenheit der Meinungen der großen Theresia, welche um jeden Preis Frieden, und ihres Sohns Joseph, welcher Krieg wollte, und den Augenblick vorhanden glaubte, Preußens Dictatur in den großen Geschäften und den Ruhm seines königlichen Nebenbuhlers zu verringern, ist bekannt. Thugut wurde von der Kaiserin, anfangs sogar ohne Josephs Vorwissen, abgesendet, um Friedrichen friedfertige Gesinnungen zu bezeugen. In der Folge führte er die Conferenzen von Braunau. — 1780 wurde Thugut österreichischer Gesandter in Warschau, 1787 in Neapel, 1788 beim Ausbruche des Türkenkriegs, wo man seiner tiefen Kenntniß aller Verhältnisse der Pforte, Polens und Rußlands so viel zutrauen mochte, bevollmächtigter Hof-

commissär zu Verwaltung der Moldau und Wallachei, bei der Ar-
des Prinzen von Sachsen-Coburg und Suwarows, 1790 nach
Friedenspräliminarien von Reichenbach bevollmächtigter Minister zu d
Friedensunterhandlungen zu Szistow mit der Pforte. Allein er kam
der Folge davon ab, und der Freiherr Peter von Herbert blieb allein
ger Friedensgesandter, bis späterhin der Graf Franz Esterhazy hinzu
trat. 1790 und 1791 machte Thugut eine höchst interessante Reise na
Paris mitten in den wüthenden Crater der Revolution, und leitete
Unterhandlungen der Königin mit verschiednen Parteihäuptern, n
mentlich mit dem Grafen Mirabeau. 1792 erhielt Thugut das Gr
kreuz des Stephanordens, und wurde als Armeeminister zu dem He
des Prinzen Coburg bestimmt, welches die verlornen Niederlande w
dererobern sollte. Aber ihm war Höheres beschieden. Im April 179
trat der bisherige Staatsvicekanzler Graf Philipp Cobenzl, und der
Staatsreferendar Baron Spielmann aus dem Ministerium der auswär-
tigen Angelegenheiten. Thugut wurde nun unter dem Fürsten Kauni
Generaldirector der Staatskanzlei. Im Juni 1794 starb der unvergeß-
liche Fürst, und Thugut folgte ihm als wirklicher Minister der auswär-
tigen Geschäfte. Eben dieses Jahr bezeichnete der zweite Verlust der
Niederlande, 1795 die Separatfrieden zu Basel von Spanien und Preuß-
sen, die Spaltung des nördlichen und südlichen Deutschlands, Unfälle
in Deutschland und Italien, bis in ersterem die Siege Clerfaye's und
Wurmsers der deutschen und österreichischen Sache wieder eine vortheil-
hafte Wendung gaben. Wenn der Freiherr von Thugut mit seinem
scharfen Blick, eisernem Willen, seiner undurchdringlichen eiskalten
Verschwiegenheit den Charakter der französischen Revolution, wie außer
Burke wohl schwerlich irgend ein andrer europäischer Staatsmann
mit schroffem Abscheu und glühendem Haß aufgefaßt hatte, so durch-
schaute er auch mit eben denselben Gesinnungen den Universalerben der
Revolution Bonaparte, welcher 1796, während in Deutschland der Erz-
herzog Carl jenen Rückzug durch eine Reihe der glänzendsten Siege wie-
der wett machte, ganz Italien vom Aetna bis zu den tyroler Alpen
durch übermächtigen Krieg oder ungetreuen Frieden dem Schrecken des
französischen Namens unterwarf, endlich das feste Bollwerk Mantua
bezwang, nachdem vier Armeen vergeblich den Entsatz versucht, und ins
Herz von Steiermark drang. Im April 1797 kamen die Friedensprä-
minarien von Leoben zu Stande, im October der Frieden von Campo
Formio. Um das geänderte nun friedliche und freundliche System ge-
gen die alles verschlingende Republik anzudeuten, trat der Freiherr von
Thugut aus dem Ministerium, und wurde bevollmächtigter Minister der
neu erworbnen italienischen und Küstenprovinzen. Der bisherige Bot-
schafter in Rußland, Graf Ludwig Cobenzl, übernahm auf kurze Zeit
das Portefeuille der auswärtigen Geschäfte, aber Thugut trat gar bald
wieder zur Leitung derselben zurück, als Cobenzl erst zum Frieden von
Campo Formio, dann wieder nach Rußland ging, um die zweite Coa-
lition gegen die unerträglichen Gewaltstreiche des Directoriums zusam-
menzubringen. Im April 1798 geschah der Aufstand zu Wien gegen
den französischen Botschafter Bernadotte wegen der dreifarbigen Fahne;
am 1sten August Nelsons Sieg bei Abukir. Rußland, Oesterreich,
England, die Pforte, das deutsche Reich, die Fürsten Italiens hatte
Thugut wider Frankreich bewaffnet. Der Feldzug der Oesterreicher von
1799 war einer der glorreichsten, deren die Geschichte gedenkt. Aber
in der Schweiz lag der Wendepunkt des Kriegsglücks und der Einigkeit
der Alliirten. Die Russen verließen den Kriegsschauplatz, mit des Erz-

zogs Carl Abgang schien das Glück von den kaiserlichen Waffen in
utschland zu weichen, Bonaparte's Rückkunft aus Aegypten, sein
arsch über die Alpen mit der Reservearmee, die Schlacht bei Ma-
go, gaben auch in Italien der Sache eine andre Gestalt. Die
chlacht bei Hohenlinden (3ten December 1800) erzwang, was die nicht
ificirten Friedenspräliminarien des Grafen Saint Julien und die
affenstillstände von Parsdorf und Altöttingen nicht vermocht hatten,
paratunterhandlungen ohne England, und den Frieden von Lüneville.
n December 1800 trat Thugut ganz aus dem Ministerium, und lebte
ther, vom Kaiser Franz mit Gütern in Ungern beschenkt, in philo-
phischer Ruhe, theils in Presburg, theils in Wien, den großen Rück-
nnerungen der Vergangenheit, den Wissenschaften, vorzüglich aber
r orientalischen Literatur.

Thuiskon, s. Teut.

Thümmel (Moritz August von), einer unsrer trefflichsten Dich-
r, wurde den 27sten Mai 1738 auf dem Rittergute Schönfeld bei
ipzig geboren, und empfing den ersten wissenschaftlichen Unterricht seit
754 zu Roßleben im thüringischen Kreise. Im J. 1756 bezog er die
niversität Leipzig, wo Gellert sein Freund und Lehrer, Weiße, Rabe-
er und von Kleist seine Freunde wurden. Darauf trat er 1761 als
ammerjunker in die Dienste des damaligen Erbprinzen, nachherigen
erzogs Ernst Friedrich von Sachsen Coburg, wurde, als dieser Fürst
ie Regierung antrat, Geheimer Hofrath, und 1768 wirklicher Geheime-
ath und Minister. Diesen Posten verwaltete er mit wohlthätiger Wirk-
amkeit für das Land; unter andern legte er eine Fabrik von kleinen
teinernen Kugeln an, wodurch ein marmorartiger Stein, der bisher
en Feldern schädlich gewesen, zu einem Gegenstande nützlicher Indu-
strie gemacht wurde. In den Jahren 1775 bis 1777 machte er in Ge-
ellschaft seines ältern Bruders und dessen Gattin eine Reise durch
Frankreich und einen Theil Italiens, und nach dem Tode dieses Bru-
ders verheirathete er sich 1779 mit dessen Wittwe. Er lebte bis zu
hrem Tode (1799) in der glücklichsten Ehe mit ihr. Nachdem er sich
1783 von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen hatte, lebte er theils
auf dem Familiengute seiner Gattin, Sonneborn, theils in Gotha,
theils auf Reisen; und so wenig es ihm auch an Anlässen des Kum-
mers fehlte, bewahrte er doch als ein echter Weiser unter allen Glücks-
wechseln die Heiterkeit und den Frieden seines Gemüths. — Thümmel
hat als Dichter und Schriftsteller eine lange und glückliche Bahn zu-
rückgelegt. Das erste Werk, mit welchem er auftrat, war ein komisches
Heldengedicht in Prosa, Wilhelmine oder der gewählte Pe-
dant (zuerst 1764), wozu ihm zunächst Pope's Lockenraub Veranlas-
sung gab. Es fand und verdiente wegen seiner anmuthigen Schreibart,
seiner artigen Erfindung und seiner vielen aus dem Leben genommenen
Schilderungen, denen es nicht an recht erfreulichem Muthwillen fehlt,
allgemeinen Beifall; ein heiterer Geist weht durch diese Dichtung, und
läßt sie nie veralten. Darauf folgte 1771 die Inoculation der
Liebe, eine Erzählung in Versen, in Form eines Briefes an Weiße.
Auch hier findet sich feiner und naiver Scherz mit einer glücklichen Ver-
sification vereinigt. Thümmels Hauptwerk aber ist seine Reise in die
mittägigen Provinzen von Frankreich im J. 1785 bis 1786,
ein Roman, den er mit einigen Rückerinnerungen aus seinen frühern
Reisen durchwebte. Es erschien dasselbe, nicht ohne jahrelange Unter-
brechung, von 1791 bis 1805 nach und nach in zehn Bänden, und
enthält eine Fülle der mannichfaltigsten Beobachtungen, Situationen,

Gefühle und Schilderungen, bald mit gemüthvollem, bis zu innig Rührung gesteigertem Ernst, bald anmuthig tändelnd, bald mit züg losem Muthwillen. Deutsche Gemüthlichkeit und französische Leichti keit finden sich vielleicht in keinem Werke unsrer Literatur in höhere Grade gepaart als hier. Außerdem verdanken wir ihm mehrere kl nere, meist lyrische Gedichte. Von Thümmel starb am 26sten Oc 1817 zu Coburg, wo er sich in der letzten Zeit aufgehalten hatte, a Entkräftung.

Thun (Franz Joseph, Graf von) ein bekannter Schwärmer n erer Zeit, aus Wien gebürtig, spielte eine Zeit lang die Rolle ei wunderthätigen Arztes, der Kranke, die an Gichtschmerzen und L mungen der Glieder litten, durch bloßes Berühren mit der Hand h len wollte. Dadurch, daß er seit 1781 einige Jahre mit Lavater in m stischen Verbindungen stand, war er schon als Schwärmer verdächti noch mehr aber wurde er es, als er 1793 Wien verließ, um auch i andern Städten Deutschlands durch die wunderthätige Kraft seiner rechten Hand Kranken beizustehen. Zuerst besuchte er Carlsbad, nach her 1794 Leipzig in der Ostermesse, wo er auf ein zahlreiches Publikum rechnen konnte. Angeblich kam er nur deßwegen an den letztern Ort, um von der dasigen medicinischen Facultät die Kräfte seiner Hand unter suchen zu lassen; ehe er aber diesen Bericht abwartete, bewies er durch eine Menge Curen, daß er eigentlich dessen gar nicht bedürfe, sondern, daß seine heilende Kraft außer allem Zweifel sey. Eine Menge Pa tienten füllten sein Haus, und gingen fast alle gesund davon. Seine Methode bestand darin, daß er die Hand auf den leidenden Theil legte, und so lange liegen ließ, bis der Kranke ein Brennen oder einen Kitzel empfand, worauf er mit dem einen Finger im Streichen fortfuhr, und den Schmerz nach einer Extremität des Körpers am Kranken abzuleiten suchte. Anfänglich versicherten alle, daß sie keine Spur mehr von ih rem Uebel empfänden; aber nach einigen Tagen änderte sich die Scene. Bei manchen stellte sich der Schmerz wieder ein; bei andern wollte die Cur gar nicht anschlagen; einige hatten aber einen so starken Glauben, daß sie sich geheilt fühlten, nachdem sie mit verbundenen Augen in das Zimmer geführt worden waren, und nicht Graf Thun, sondern eine andere Person die Hand auf sie gelegt hatte. Diese letzte Probe war dem Rufe des Grafen selbst sehr ungünstig; er verließ Leipzig bald dar auf, und beklagte sich über kalte Aufnahme und Undank, der ihm da selbst zu Theil worden wäre. Aus seinem übrigen Benehmen konnte man schließen, daß er ein Mann von eingeschränkten Kenntnissen, und mehr selbst Betrogener als Betrüger war. Er war mildthätig, und ver schaffte dadurch den Kranken wahre Erquickung; übrigens vermied er zusammenhängende Gespräche über scientifische Gegenstände, erklärte selbst, daß er von der Arzneikunst nichts verstände, ließ sich aber kei neswegs von der Zufälligkeit seiner Curmethoden überzeugen, auf die ihn, seinem Vorgeben nach, ein Ungefähr geführt hatte. Wie lange er noch damit fortgefahren, ist unbekannt; indessen hat man über weit wichti gern Ereignissen die Wunder mit dem Wunderthäter selbst in der Folge fast ganz der Vergessenheit überlassen.

Thunberg (Daniel von), königlich schwedischer Oberbaudirektor, hat sich durch die Verbesserung der Schiffswerfte zu Stockholm und Sweaborg, vorzüglich aber durch die im J. 1752 bei Trolhaetta ange legten Schleusen, wodurch dieser sonst nicht zu passirende Wasserfall schiff bar gemacht wurde, bekannt und verdient gemacht. Thunberg hat auch

hydraulisches Werk über die Wasserbaukunst unter dem Wasser hin-
assen. Er starb zu Carlscrona 1788, fast 80 Jahre alt.

Thüringen, ein in Obersachsen gelegener, jetzt von vielen Für-
s theilweise besessener Landstrich, der sich zwischen der Werra, Saale,
n Harz und dem thüringer Walde ausbreitet. In den ältesten Zei-
mag Thüringen von den Katten bewohnt gewesen seyn, die sich um
Salzquellen mit den Hermunduren, in Meißen wohnhaft, stritten.
päter ließ sich hier, wahrscheinlich bei der Völkerwanderung, ein west-
hischer Völkerstamm nieder, die Theruinger oder Toringer, deren
ich sich sehr weit ausdehnte. Sie hatten ihre Könige, an deren
en Herrmannfried, der König der Ostgothen, seine Nichte Amalberge
rheirathete. Nachdem Thüringen von den Franken unterjocht worden,
ßen diese es durch Gau- und Centgrafen, und endlich durch Herzoge,
ren erster Radulf gewesen zu seyn scheint, regieren. Im 8ten Jahr-
nderte kam durch Winfried zuerst die christliche Lehre nach Thürin-
n, denn damals gründete dieser bei Altenbergen im thüringer Walde
e erste Kirche, an deren Stelle zu seinem Andenken vor einigen
ahren ein hoher Candelaber errichtet worden. (s. d. A. Bonifa-
us.) Unter Otto II. findet man die ersten Spuren einer Mark-
afschaft in Thüringen, und die ersten Landgrafen erscheinen zu Ende
s 11ten und zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, seit welcher Zeit
s Land den Titel einer Landgrafschaft führte. Nach dem Tode
einrich Raspens gelangte Thüringen an Heinrich den Erlauchten,
Markgrafen von Meißen, seit welcher Zeit es bei der Mark Meißen ver-
lieb. — Was die Oberfläche des Landes betrifft, so ist dasselbe größ-
ntheils von sanft gerundeten fruchtbaren Hügeln durchzogen, die sich
egen den Harz und das Eichsfeld, so wie nach dem thüringer
Wald hin erheben. Dieser letztere selbst gehört größtentheils zu ihm,
nd erstreckt sich in einer Entfernung von 17 geographischen Meilen
om Ufer der Werra bis zu den Gestaden der Saale, wo er dem Fran-
enwalde Platz macht. Er ist mit dichter Waldung bewachsen, und
ein höchster Rücken nirgends durch ein Thal getrennt; ein ununter-
rochener Weg, fahrbar und überall mit hohen Reinsteinen besetzt,
ührt auf ihn hin, und war, indem er noch jetzt Thüringen und Fran-
en von einander scheidet, vielleicht schon in der ältesten Zeit natürliche
Gränze zwischen diesen Ländern. Sein höchster Gipfel, der Bärberg
nd Schneekopf, sind über 2900 Fuß über dem Meer erhaben. Von
iesem Gebirge ziehen sich andere niedere Bergzüge nach dem Innern
es Landes. Diese sind: der Seeberg, welcher durch die Hart sich mit
em Haynich verbindet, und so an das Eichsfeld anschließt; das etters-
erger Gebirge, die Haynleite, die Finne, und das kiffhäuser Gebirge.
An Gränzflüssen sind in diesem Gebiet die Saale und Werra, nach wel-
chen sich alles Land abdacht. Außerdem sind die Flüsse: Unstrut,
Helme, Wipper und Ilm die stärksten des Landes. Den größten Theil
des Landes nimmt der Flötzkalkstein ein; nur im thüringer Walde hebt sich
überall das Urgebirge heraus. Der Boden ist in den meisten Gegenden
äusserst fruchtbar. Man erbauet alle gewöhnlichen Getraide- und Obst-
arten, Handelspflanzen in Menge, worunter Waid, Wein u. s. w.
Das Land hat Bergwerke auf Eisen, Kupfer, Braunstein, Silber, Por-
cellanerde, Stein- und Braunkohlen u. s. w. Es gibt hier Salzquellen
und Gesundbrunnen, und eine Menge Fabriken und Manufacturen. Man
hat Bleiweiß- und Persicofabriken, Porzellan-, Steingut-, Pfeifen-
kopf-, Nußbuttenfabriken, Eisen- und Kupferhämmer, Spinnmaschi-
nen, Klingen- und Gewehrfabriken u. s. w. Die Hauptstadt Thürin-

gens ist Erfurt. Außer ihr gibt es noch mehrere bedeutende Städ Eisenach, Gotha, Langensalza, Mühlhausen, Nordhausen, We Sondershausen, Naumburg Merseburg, Weißenfels, Eisleben, Weimar, Rudolstadt, Arnstadt, Saalfeld u. s. w. — Thür Thor wird ein Engpaß am südlichen Ufer der Unstrut, bei de maligen Kloster Marienthal, genannt.

Thürme, die sieben, zu Constantinopel, heißt das am äu Ende der Stadt gegen Süden, am Ufer des Meeres von Mar von schönen Quaderstücken gebaute, und mit einer von vielen Thürmen besetzten Mauer umgebene Schloß, das diesen Name der Zahl seiner großen Thürme erhalten hat, zu welchen noch ei ter gekommen ist, von denen jedoch einige eingefallen sind. Es zum Staatsgefängnisse; besonders wurden ehemals die Gesandten wärtiger Mächte, wenn die Pforte mit ihnen Krieg anfangen w dahin gebracht, und diese Handlung vertrat die Stelle der Krie klärung von Seiten der Türken. Es geschah angeblich um die Ge ten vor der Wuth des Pöbels zu schützen, eigentlich aber mehr u als Geisel zu behalten. In den neuesten Zeiten ist dieser Gebrauch terblieben.

Thurn und Taxis, de la Tour — della Torre, ein sehr rühmtes fürstliches und gräfliches Haus in Deutschland, welches dem in der deutschen Reichsverfassung einen sehr bedeutenden Platz hauptete, stammt ursprünglich aus Mailand her. Seinen Namen man daher leiten, daß der erste dieses Geschlechts, dem der heilige Amb sius, Bischof zu Mailand, bei Dämpfung eines Aufruhrs das ge nannte neue Thor daselbst anvertrauete, wegen der tapfern Vertheidigu desselben den Namen della Torre und zugleich zur Belohnung d Souverainität über Valsassina (eine Herrschaft am comer See im He zogthum Mailand) erhalten habe. Einer seiner Abkömmlinge hi Tacius, dessen Nachkommen eine Zeit lang die Oberherrschaft üb Mailand, Bergamo, Novara u. s. w. behaupteten, und von diesem se nem Ahnherrn nahm 1313 Lamurald de la Tour den Beinamen Taxi (jetzt Taxis) an. Der Urenkel des Lamurald, oder Lamoral, Roger I. Graf von Thurn, Taxis und Valsassina, begab sich nach Deutschland wurde hier 1450 von Kaiser Friedrich III. zum Ritter geschlagen, un gründete nun vorzüglich den Ruhm seines Hauses durch die Erfindun des Postwesens und dessen Einführung in Tyrol. Sein Sohn Fran auf dessen Betrieb 1516 eine Post von Brüssel nach Wien angelegt wurde ward vom Kaiser Maximilian zum Generalpostmeister der Niederland und nachher auch der österreichischen Erblande ernannt. Durch Fran zens Nachkommen wurde das Postwesen immer mehr vervollkommnet, und Leonhard von Taxis, der sowohl durch die 1543 errichtete reitend Post aus den Niederlanden durch Schwaben und Tyrol nach Italien, als durch mehrere treffliche Anstalten in diesem Fache sich sehr ausge zeichnet hatte, wurde 1615 vom Kaiser Rudolph II. in den Reichsfrei herrnstand erhoben, und zum Generaloberpostmeister im deutschen Reiche ernannt, so daß die Posten nun nicht mehr die Taxischen, sondern die Reichsposten hießen. Lamorald von Taxis, Leonhards Sohn, erhielt 1615 die Reichsgrafenwürde, und wurde vom Kaiser Mathias sowohl für sich, als für seine männlichen Nachkommen mit dem Generalpost amte belehnt, welches sogar 1621 von Kaiser Ferdinand II. auch auf die weiblichen Nachkommen ausgedehnt wurde. Eugenius Alexander, Reichs graf von Thurn und Taxis, wurde 1681 vom König Carl II. von Spanien in den spanischen, und 1686 vom Kaiser Leopold I. in den deutschen Reichs-

:rstand erhoben. Auch machte der König von Spanien in gedachtem
:e zum Besten des neuen Fürsten aus der Herrschaft Braine le Chateau
ennegau ein Fürstenthum, dessen jährliche Einkünfte 40000 Rthlr. be-
en. Endlich wurde das Generalpostmeisteramt zu einem fürstlichen
nlehen gemacht, und der Fürst Alexander Ferdinand ward 1747 förm-
vom kaiserlichen Throne damit belehnt, und 1754 auf dem Reichstage,
der Widersprüche der meisten altfürstlichen Häuser, in das reichs-
tliche Collegium eingeführt. So hatte sich dieses Haus, das übrigens
noch die Erbmarschallswürde in Hennegau besaß, durch Einfüh-
g des Postwesens emporgeschwungen. Die Reichsposten erstreckten sich
r das ganze deutsche Reich, bis auf die ausgenommenen Länder Oester-
h, Chursachsen, Churbrandenburg, Meklenburg, Lüneburg, Hessen
andere, welche die Posten als ein landesherrliches Regal betrachte-
, und ihre eigenen Landesposten hielten. Durch die Verfügungen
souverainen Fürsten des ehemaligen Rheinbundes verlor der Fürst
Thurn und Taxis in den meisten Ländern sein ehemaliges Vorrecht,
von er zur Zeit der noch bestehenden Reichsverfassung 1 Million
lden jährlicher Einkünfte und eine Stimme im Reichsfürstenrathe
tte. Durch Verträge mit mehreren der ehemaligen Rheinbundsfürsten
ielt er jedoch das Erblandpostmeisteramt im Königreiche Bayern, den
oßherzogthümern Baden, Hessendarmstadt und Frankfurt, den Her-
zthümern Sachsen-Coburg, Sachsen-Meinungen und Nassau, so wie
auch nach dem wiener Congreß die Erblandpostämter im Churfür-
nthume Hessen, dem Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach,
Herzogthum Altenburg, im Fürstenthum Schwarzburg, in der freien
tadt Frankfurt und einigen andern Bundesstaaten wieder erworben
t. — Die fürstliche Familie von Thurn und Taxis besitzt in Schwa-
n die gefürstete Grafschaft Friedberg-Scheer und die ehemaligen freien
eichsherrschaften Dürmentingen, Grunzheim, Heudorf, Göffingen,
Bussen, Tischingen und Eglingen, welche auf 9 Quadratmeilen 19000
Einwohner enthalten, und 80000 Fl. Einkünfte tragen. Zur Entschädi-
ung für den beträchtlichen Verlust der Reichsposten auf dem linken
Rheinufer erhielt der Fürst von Thurn und Taxis im Jahr 1802, au-
er der Zusicherung des damaligen Zustandes der Reichsposten, noch
ie Stadt und das Stift Buchau, die Abteien Marchthal und
Neresheim, die vormals zu Salmannsweil gehörige Herrschaft
Ostrach nebst Sommerberg und mehrere einzelne Dörfer. Das
Ganze dieser Entschädigung beträgt ungefähr 9 Quadratmeilen, 23000
Einwohner und 220,000 Gulden Einkünfte. Der Reichsmatricularan-
schlag für die alten Besitzungen betrug 105 Fl., ein Kammerzieler
122 Rthl. 76 Kr. Die neuen Erwerbungen liegen sehr vortheilhaft,
theils an der Grafschaft Friedberg-Scheer, theils an der Herrschaft
Eglingen. Der Fürst von Thurn und Taxis bekleidete viele Jahre lang
die Würde eines kaiserlichen Principalcommissarius bei dem ehe-
maligen Reichstage zu Regensburg, weßhalb er noch gewöhnlich dort
residirt. Seine Sommerresidenz war bisher das Schloß Trugenho-
fen, bei Dischingen, in Schwaben, auch sind zu diesem Behufe
die Gebäude der ehemaligen Abtei Marchthal eingerichtet worden. Auch
wegen Buchau erhielt der Fürst von Thurn und Taxis eine besondere
Stimme im Reichsfürstenrath. Gegenwärtig stehen seine Länder un-
ter bayrischer, würtembergischer und hohenzollernscher Souverainität.
1808 ward das auf das ehemalige Fürstenthum Tour und Tassis im
Hennegau gelegte Sequester zu Gunsten des Fürsten als Gutsbesitzers
wieder aufgehoben. Der Titel des Fürsten von Thurn und Taxis lau-

tet jetzt: Fürst von Thurn und Taxis, Fürst zu Buchau, gefürsteter
zu Friedberg-Scheer, Graf zu Valsassina, auch zu Marchthal
Neresheim, Herr der freien Herrschaft Eglingen, Herr zu Ostrach
Schemerberg, Herr der freien Herrschaften Denningen, Tischingen,
merkhofen, auch zum Bussen. — Außer dieser fürstlichen Linie
Hauses Thurn und Taxis sind noch vier gräfliche Hauptlinien vor
den, welche sich wieder in mehrere Nebenäste theilen. Sie sind von
vier Söhnen Paganus II., der als Gouverneur zu Mailand 1241
nämlich a) von Herrmann, b) Napoleon, c) Salvinus,
d) Franz I. gestiftet. Der letztere war zugleich Stammvater der
wähnten fürstlichen Linie. Eine dieser gräflichen Hauptlinien,
sich Thurn, Valsassina und Taxis nennt, stammt von Gabr
dem jüngsten Sohne Rogers I. her, der das Postwesen in Tyrol
richtete. Bis 1810 blieb dies gräfliche Haus im Besitz des Oberst
postmeisteramts von Tyrol; in gedachtem Jahre, oder 1811 traf
aber mit der Krone Bayern deßhalb ein Arrangement, wovon uns
nähern Notizen fehlen. N. P.

Thusnelde, die Gattin des Arminius. S. d. Art.

Thyestes (Mythol.) ein Sohn des Pelops und der Hippodamia.
Weil er seines Bruders Atreus Gemahlin, Aeropa, verführte, setzte
dieser ihm seine eigenen Söhne, Tantalus und Plisthenes, nach Andern
den Orchomenus, Aglaus und Kaleus zur Speise vor. Er flüchtete
nun mit seiner Tochter Pelopia zum Thesprotus, und von dem nach
Sycion. Er umarmte als Unbekannter seine eigene Tochter, und zeugte
mit ihr den Aegisth, weil das Orakel ihm verheißen hatte, daß sein
Sohn und Enkel ihn rächen würde. Nach seinem Tode wurde er an
der argivischen Gränze begraben. Des Sophokles und Euripides
Trauerspiele von ihm sind verloren gegangen; der Thyestes des Seneca
ist aber noch vorhanden.

Thyrsus, der mit Epheu und Weinreben bekränzte Stab, den
an den Bacchusfesten die Bacchanten trugen. — Thyrsus, jetzt Thyrso,
ist auch ein Fluß auf Sardinien, der bei Osäa ins Meer fällt.

Tiara des Papstes ist eine hohe Mütze, um welche drei Kronen
von lauterm Golde herumgehen, und zwar eine über die andere in Ge
stalt eines Cirkels. Diese Kronen sind ganz mit Edelgesteinen besetzt,
und mit einer Kugel geziert, über welche ein Kreuz steht, und auf den
den Seiten desselben ist ein Gehänge von Edelsteinen. Anfangs trugen
die Päpste nur eine zugespitzte Mütze. Als der fränkische König Chlodwig
dem Papst Symmachus, oder Hormisdas, eine goldene Krone geschenkt
hatte, vereinigte dieser sie mit der Mütze. Bonifacius soll die zweite
hinzugethan haben, zum Zeichen der Macht über geistliche und weltliche
Dinge. Die dritte Krone kam hinzu durch Benedict XII. im 14ten
Jahrhundert, um, wie man sagt, die Macht des Papstes in der lei
denden, streitenden und triumphirenden Kirche (oder auch im Himmel,
auf Erden und in der Hölle) anzudeuten, auf welches letztere der Name
Triregno zielt.

Tiber, ein berühmter Fluß in Italien, der im apenninischen Ge
birge entspringt, durch Rom fließt, und sich unterhalb dieser Stadt in
das toscanische Meer ergießt. Seinen Ruhm hat er den römischen
Dichtern zu danken, denn an und für sich ist er sehr mittelmäßig,
immer schlammicht, und die Fische darin sind ungesund und von schlech
tem Geschmack; auch ist er nur für kleine Fahrzeuge schiffbar.

Tiberius Claudius Nero, oder Tiberius der zweite römische
Kaiser, geboren 42 Jahre vor Christi Geburt, war der Sohn eines

hen Patriciers gleiches Namens und der Livia Drusilla, der
ahligen Gemahlin des Kaisers August. Schon früh zeigte er
Fähigkeiten, aber eine finstere zurückhaltende Gemüthsart. Zuerst
er als Tribun im cantabrischen Kriege, wurde bald nachher als
eldherr mit einem Kriegsheer abgesandt, um den Tigranes auf
rmenischen Thron zu setzen, besiegte nachmals die Rhätier und
licier (zwei alpinische Völkerstämme), und gewann dadurch die
des August so sehr, daß dieser ihn vermochte, sich von seiner
hlin Vipsania zu scheiden, um seine (des Kaisers) Tochter die
, zu heirathen. Nach einander erfocht er glänzende Siege über
annonier, die sich empört hatten, und die er wieder der Herr-
der Römer unterwarf; über die Dacier und Dalmatier und über
ermanen, mit denen er einen glücklichen Frieden schloß. Mehrere
mpheinzüge wurden ihm für seine Siege bewilligt, und im J. 7
Chr. Geb., wo er bereits zum zweitenmale zum Consul gewählt
zog er an eben dem Tage, wo er von jener Würde Besitz nahm,
Triumphator in Rom ein. Als seine Consulwürde aufhörte, wurde
f fünf Jahre zur tribunizischen Würde befördert, aber die aus-
ifende Lebensart seiner Gemahlin Julia, und Eifersucht auf die
tivsöhne des Kaisers, Cajus und Lucius, vermochten ihn, sich mit
stus Bewilligung nach Rhodus zu begeben. Hier lebte er ganz
Privatmann, und Julia's Ausschweifungen, die immer bekannter
en, vermochten den Kaiser, sie von ihrem Gemahl förmlich zu
en. Nach fünf Jahren, als sein Tribunitium zu Ende war, er-
e Tiberius den Augustus um Erlaubniß zur Rückkehr nach Rom.
ward ihm zwar endlich bewilligt, aber nur unter der Bedingung,
er ganz als Privatmann leben sollte. Indessen starben die beiden
ren Cajus und Lucius bald, und Augustus nahm jetzt, nicht aus
igung, sondern um einen Gehülfen in der Regierung zu haben,
Tiberius zu seinem Sohne an (4 J. vor Chr. Geb.), übertrug
wieder das tribunizische Amt, und nächst der kaiserlichen die höch-
Gewalt. Tiberius zwang jetzt die Germanen, nach einem dreijähri-
Kriege um Frieden zu bitten, stellte nach dem Unglücke des Varus
Vertrauen der römischen Legionen wieder her, und überwand die
nonier und Dalmatier, welche sich von neuem empört hatten. Hie-
h erwarb er sich nicht bloß die Ehre des Triumphs, sondern auch
Gunst des Kaisers so sehr, daß der ihn zu seinem Mitregenten,
einer der seinigen gleichen Macht ernannte. Im J. 14 nach Chr.
. folgte er dem August, und um sich völlig des Thrones zu versi-
n, ließ er den Agrippa Posthumus, den Enkel seines Vorgängers,
hen dieser als Sohn arrogirt, aber nachher verbannt hatte, hin-
ten. Dem Senat übertrug er das Recht, die Prätoren zu erwäh-
, welches vorher dem Volke gebührte, und vernichtete auf diese
ise jegliche Spur der alten Volksgewalt. Obgleich seine Regierung
ch die Empörungen der Kriegsheere, welche unter dem Drusus und
manicus in Pannonien und am Rhein standen, beunruhigt ward,
zeigte er sich doch ganz furchtlos. Den Consulen bewies er die größte
tung, und verlangte, wenn sie bei der Armee waren, daß sie nicht
ihm, sondern blos mit dem Senat verhandeln sollten. Dadurch
eckte er schlau seine Absicht auf eine unbeschränkte Alleinherrschaft.
gleich bewies er großen Eifer für die Gerechtigkeitspflege, sorgte da-
, daß das Volk, selbst in den Provinzen, nicht durch Auflagen be-
ckt wurde, und war auf keine Weise geizig; eine Tugend, welche
nach Tacitus behielt, als er alle übrigen verloren hatte. Vielmehr

war er sehr freigebig, und suchte jedes öffentliche Unglück zu er[illegible]
Daher gehört auch die frühere Epoche seiner Regierung zu de[illegible]
lichsten Zeiten in der römischen Geschichte. Allein seine Ge[illegible]
zeigte sich bald von einer andern Seite (M. s. d. Art. Germ[illegible]
und eine strenge gefühllose Tyrannei wurde der Hauptcharakte[illegible]
Regierung. Er war im höchsten Grade eifersüchtig auf seine [illegible]
die peinlichen Anklagen vermehrten sich; Spione wurden geha[illegible]
belohnt, und jegliches Jahr ward durch das unglückliche Schi[illegible]
rühmter Personen bezeichnet, die schuldig oder nicht schuldig [illegible]
waren. Das Unglück wurde noch größer, als Tiberius sein
Vertrauen dem verabscheu[illegible]würdigen Sejanus schenkte. (M. [illegible]
Drusus und Sejanus). Se[illegible]weise betrug sich aber Tiberius, [illegible]
Provinz von Spanien ihm und seiner Mutter Livia einen Tem[illegible]
richten wollte. In einer sehr schönen (von Tacitus aufbewahrten)
erwiederte er: er halte sich für einen blosen Sterblichen, [illegible]
menschlichen Schwächen unterworfen, und fühle sich hinlänglich [illegible]
unter den Menschen einen Platz zu behaupten. Er wünsche, da[illegible]
Nachwelt diese seine Gesinnungen kund werden, und daß seinem [illegible]
denken kein anderer Ruhm wiederfahren möge, als daß er die Pflich[illegible]
seines Berufs auf eine würdige Weise erfüllt habe. Im J. 26 [illegible]
Chr. Geb. verließ er Rom, wohin er nie wieder zurückkehrte, [illegible]
machte eine Reise durch Campanien, begleitet von einigen vornehm[illegible]
Personen und Gelehrten, besonders Griechen, in deren Gesellschaft
sich mit Tändeleien belustigte; denn ernsthafte und ehrenvolle Besch[illegible]
tigungen waren ihm zuwider. Als er auf dem festen Lande keinen [illegible]
fand, der seiner finstern menschenfeindlichen Gemüthsstimmung zusa[illegible]
begab er sich nach der Insel Caprea, die in der Bai von Neapel [illegible]
von rauhen Felsen umschlossen wird, aber schön in ihrem Innern [illegible]
und ein sehr herrliches Clima hat. Hier verlebte er seine übrigen Ja[illegible]
in den schändlichsten Ausschweifungen, die Menschen hassend, und [illegible]
durch seine Grausamkeiten bekannt. Sein früherer Grundsatz wa[illegible]
„man möge mich hassen, wenn man mich nur fürchtet!" aber jetzt wa[illegible]
er damit zufrieden, nicht weniger gehaßt als verachtet zu seyn. In[illegible]
dessen sank er doch nicht zur äußersten Gleichgültigkeit gegen guten R[illegible]
und Rechtlichkeit herab, und bewies bei einer Feuersbrunst, welche
einen Theil Roms verzehrte, unaufgefodert eine sehr lobenswerthe Fr[illegible]
gebigkeit. Seine Mutter Livia starb (29 Jahre nach Chr. Geb.), und
der Senat zu Rom wollte ihr die göttliche Ehre zuerkennen, welche
Tiberius aber verbot. Dies wurde ihm mit Unrecht als Undankbarkeit
ausgelegt; es war bloß Beweis seiner vernünftigen Ansicht. Jener T[illegible]
desfall war übrigens für seine Handlungsweise von den schlimmsten
Folgen. Sejanus ward jetzt allmächtig; er bewirkte die Verbannung
der Agrippina (der Witwe des Germanicus) nach der Insel Pandataria
und ihres Sohnes Nero nach der Insel Pontia, wo der Letztere bald
darauf starb. Agrippina's zweiter Sohn Drusus wurde in ein enges
Gefängniß gebracht, worin er einige Jahre nachher Hungers starb;
und die unglückliche Mutter hatte ein ähnliches Schicksal. (M. s. die
Drusus, Germanicus und Sejanus). Der Ueberrest seiner Regierung
zeigt nichts als ein widerliches Gemählde schändlichen Sklavensinns auf
Seiten des römischen Senats, und der despotischen Grausamkeit dieses
Tyrannen. Er wurde von den marterndsten Gewissensbissen geplagt,
aber unter diesen schrecklichsten Gefühlen und den gräßlichsten Handlun-
gen gab er doch häufig Beweise von Einsicht und Aufmerksamkeit auf
das öffentliche Wohl. Rom war durch Schulden und Wuchergeist in

Innern zerrüttet; Tiberius hob dies Uebel, indem er eine große
me zu einer Bank niederlegte, woraus Jeder gegen Sicherheit
rei Jahre Capitalien ohne Zinsen erhalten konnte. Bei einer zwei-
oßen Feuersbrunst bewies er sich gleichfalls sehr freigebig gegen
runglückten Römer. Zuletzt verließ er seine Insel und bewohnte ein
gut, welches dem Lucullus gehört hatte, nicht weit vom Vorge-
von Misenum. Dort versank er den 16ten März (nach Chr. Geb.
.) in einen todesähnlichen Zustand, und Cajus, sein Enkel, der
seines Adoptivsohnes Germanicus, wollte schon von dem Reiche
nehmen, als Tiberius vom Todesschlummer erwachte; allein
ro, der prätorische Präfect, ließ ihn mit Betten ersticken. Er starb
8sten Jahre seines Alters, und im 23sten seiner Regierung, allge-
verwünscht. Der Abscheu gegen seine Verbrechen hat vielleicht zu
seine löblichen Eigenschaften verdunkelt. N. P.

Tibet, Thibet, auch Tangut oder das tibetische Reich, liegt
sien, und gränzt ostwärts an China, südwärts an Hindostan,
und andere Länder der Halbinsel jenseit des Ganges, westwärts an
hemir, Nepal rc. und nordwärts an die große Sandwüste Koby,
s von der Bucharei trennt. Der südliche Theil des tibetischen
hs wird Butan, von den Einwohnern Dokpo genannt, und
nördliche heißt im engern Sinne Tibet; die Einwohner nen-
ihn Pu. Butan besteht aus hohen und fürchterlichen Gebirgen,
oben mit ewigem Schnee bedeckt, an ihren niedrigern Seiten aber
Wäldern bewachsen sind. Die Thäler tragen Weizen, Gerste und
. Das eigentliche Tibet ist noch weit unfruchtbarer und rauher als
an; die Einwohner sind kleiner und schwächer, als ihre südlichen
hbarn, aber auch schöner, und viele von ihnen haben eine ange-
ne Röthe im Gesicht, die in andern Gegenden des Orients unbe-
nt ist. Tibet hat zwei Hauptstädte, Lassa oder Lahassa und
ssulumbu oder Teschulombu, welches letztere eigentlich nur
großes Kloster ist, und zehn Tagereisen südwärts von Lassa liegt.
Tissulumbu wohnt ein besonderer großer Lama, Bogdo Lama,
gdo Bartschang oder Teschu Lama genannt. Der Dalai
ma, das eigentliche höchste Oberhaupt, wohnt in der Stadt Lassa.
gen dieser zwei Lama's ist das Land und die Anhänger der lamai-
n Religion vertheilt in die Secte der Goldmützen, die den Bogdo
na, und der Rothquäste, die den Dolai Lama als Herrn und
rhaupt erkennen. Beide Theile des Landes sind übrigens der chine-
hen Oberherrschaft völlig unterworfen, und haben chinesische Besa-
igen und Gouverneurs. In der Kalmückei ist noch ein dritter, Ta-
ngut-Lama genannt, welchem die meisten mongolischen Völker-
aften anhängen. Der tibetische Handel besteht hauptsächlich 1. in
in ganz Indien, Persien und den übrigen östlichen Königreichen
ühmten Kuhschweifen von einer besondern Art Kühe, deren
ut mit weißem seidenartigen Haare bedeckt ist, und welche dicke
hwänze haben von langem fliegenden Haare, feiner und glänzender als
rdeschweife. Die Kuhschwänze werden in silberne Handgriffe gefaßt,
d zu Fliegenwedeln (Chrowras) gebraucht. In Indien geht kein
nehmer Mann aus, oder sitzt in Ceremonie zu Hause, ohne zwei
egenwedler (Chrowrawbadars) mit solchen Wedeln neben sich zu ha-
. Die Tataren gebrauchen diese Kuhschweife auch statt der Büsche
f ihren Mützen und Sturmhauben und als Zierrathen auf ihren Piken
d Fahnen. 2. Wolle, die aus der Brust einer besondern Art
hafe gepflückt wird, und mehr mit Biberhaaren als mit Wolle über-

einkommt; denn kein Biberhaar ist so sanft anzufühlen. Von dieser macht man Kopftücher (Shawls), welche die Mongolen und Indi- gen, und von denen manches über 150 Ducaten nach unserm Gelde. 3. Bisam, indem das Moschusthier häufig auf den Bergen getroffen wird. 4. Gold, welches in großer Menge in den Flüssen Bächen der nördlichen Gegenden, auch in Bergwerken enthalten. Diese gehören dem Lama eigenthümlich und sind an Bergleute ver- tet. Münzen läßt man in diesem Reiche nie schlagen, aber doch Gold ein Handlungsmittel und man kauft dort mit einem Beutel sande, wie an andern Orten mit Geld. Die Chinesen nehmen betanern davon alle Jahre eine große Menge für ihre Landespro- und Manufacturwaaren ab.

Tibullus (Albius), einer der vorzüglichsten römischen Di- aus der goldenen Zeit der römischen Literatur. Von seinem Leben wenig bekannt; nur so viel weiß man, daß er zu dem Ritterstande hörte, im J. 711 vor Chr. Geb. geboren war, und ohne ein öffentl- ches Amt bekleidet zu haben im J. 735 vor Chr. Geb. in der Blü- seines Lebens starb. Noch haben wir von ihm eine Sammlung Ele- gien in vier Büchern (von denen jedoch das 4te mehrere Stücke ent- hält, die man ihm abspricht), die zu den vorzüglichsten Gedichten ge- hören, die uns in dieser Gattung aus dem classischen Alterthume übrig geblieben sind. Tibullus Elegien übertreffen die des Propertius durch liebliche Einfalt, und ihre gefühlvolle Herzlichkeit artet nicht in seichtes Geschwätz aus, wie dies bei Ovid nicht selten geschieht. Darum ge- bührt ihm billig der Kranz unter den römischen Elegien-Dichtern. Eine der schönsten seiner Elegien ist unstreitig die 3te des 1sten Buchs, die er auf Corfu dichtete, wo er krank zurückbleiben mußte, als er den Consul Messalla Corvinus, der mit seinen Cohorten nach Asien ging, begleitete. Rührend sind seine Klagen, daß er in dem fremden Lande, fern von allen seinen Geliebten, sterben solle. Er setzt sich selbst seine Grabschrift. Eingewebt ist eine Schilderung der goldenen Zeit, der elysischen Gefilde und des Tartarus. Das Ganze endigt mit dem Wunsche, daß er in die Heimath zurückkehren, und seine Delia, wenn er Abends spät unerwartet zu ihr einträte, freudig erschrocken, wie sonst, mit treuer Liebe ihm entgegeneilen möge. — Man findet diesen Dichter theils mit Catullus, Propertius und den Fragmenten des Gal- lus zusammen, wie in der bekannten zweibrücker Ausgabe, theils ein- zeln und mit einem Commentar, wie Heyne geliefert hat, dessen wie- derholt aufgelegte Ausgabe unter den neuern die berühmteste und vor- züglichste ist. Unter den deutschen Uebersetzungen, deren mehrere in der neuern Zeit erschienen sind, möchte wohl die von J. G. Voß, dem Vater, 1810 herausgegebene, wobei sich auch erklärende Anmerkungen befinden, die meiste Aufmerksamkeit verdienen.

Tickel (Thomas), ein achtungswerther englischer Dichter, Sohn eines Geistlichen in Cumberland, geboren zu Bridekirk unweit Carlisle 1686. Er studirte 1701 zu Oxford, wo er 1707 Magister wurde. Späterhin kam er nach London, wurde mit Addison bekannt, und nahm an dem Zuschauer und dem Aufseher als Mitarbeiter An- theil. Als Addison Staatssecretär wurde, erhielt Tickel die Stelle als Untersecretär, und wurde 1725 zum Secretär der Oberrichter von Ir- land ernannt, und diesen einträglichen Posten behielt er bis zu seinem in Bath 1750 erfolgten Tode. Tickel gehört zu den englischen Dichtern des zweiten Ranges. Wenige seiner Zeitgenossen kommen ihm in Hin- sicht der Schönheit der Diction und des harmonischen Versbaues

; und wenn seine Gedichte auch keinen sehr erhabenen Schwung
, so zeichnen sie sich doch durch Würde und Gedankenfülle vor-
ıft aus. Wir verdanken ihm eine sehr gute Ausgabe von Addi-
Werken, welch er mit dem Leben dieses Schriftstellers und einer
chönen Elegie auf dessen Tod begleitet hat. Tickels eigene Werke
en hauptsächlich in lyrischen, elegischen und satirischen Stücken.
: Ballade „Colin and Lucy," eines der geistreichsten und erhaben-
Gedichte dieser Gattung ist auch in deutscher Sprache nachgebildet
n. Die meisten Aufsätze über ländliche Poesie im Spectator und
dian werden ihm gleichfalls zugeschrieben.

Tieck (Ludwig), Doctor der Philosophie, geboren zu Berlin 1773,
t mit den beiden Schlegeln zu den Hauptbildnern jener Revo-
t im Gebiete der Kunst und Poesie, deren Spuren noch jetzt sicht-
ind. Es ist viel über die sogenannte neue Schule und ihre Stif-
eschrieben, gesagt und geschwatzt worden; indessen findet man das
darüber im zweiten Theile des neuesten Werks von Steffens
die gegenwärtige Zeit. Wenn die beiden Brüder Schlegel be-
rs als Kritiker siegreich auftraten, so wirkte Tieck hingegen in
früheren Periode mehr als lebendiger, oft auch als polemischer
ter. Seine Freundschaft mit dem zu früh verstorbenen Wacken-
er fällt in die Schul- und Universitätsjahre, die er in seiner Va-
dt und in Halle zubrachte. Das Studium der bildenden Künste,
ie der altdeutschen Poesie und der modernen Literatur beschäftigten
Jüngling, und er gab theils in Verbindung mit seinem Freunde
kenroder, theils für sich selbst frühe Proben davon. Zu bemerken
daß sich Tiecks darstellendes Talent auch in der technischen Form
um Alterthume hingeneigt hat, wenn wir ein sapphisch-lyrisches
icht im schillerschen Musenalmanache auf 1799, und einige metri-
Spiele in Hexametern und tragischen Trimetern (im Zerbino
im Phantasus) ausnehmen, die indessen nur als Parodien
n können. Sein erstes Werk möchte der William Lowell
(Berlin 1795), welcher jetzt in einer neuen bereicherten Ausgabe
ienen ist. Hier zeigte sich ein etwas düsterer Geist, welcher noch
zur Klarheit, oder, wie wir sagen möchten, zum Durchbruch ge-
uen war. Die Scene spielt größtentheils in Italien, und Alles
t tragisch. In demselben Jahre erschien Peter Leberecht, eine
hichte ohne Abenteuerlichkeiten, Berlin 1795; der Vorläufer von
r Leberechts Volksmährchen in mehreren Bänden, Berl. 1797,
e zum Theil durch echt phantastische Darstellung, zum Theil
h kecken aristophanischen Witz ergötzen, und bald durch eine Re-
on von A. W. Schlegel in der jenaischen Literaturzeitung (die
n Charakteristiken und Kritiken wiederholt ward), so wie durch
desselben spätere Bemerkungen im ersten Stücke des Athenäums
rgehoben wurden, so daß sich nun die Aufmerksamkeit des Publi-
allgemeiner auf den Verfasser hinlenkte. Schon jetzt, vorzüglich
Blaubart, und noch mehr im gestiefelten Kater, zeigte
Tiecks polemische Tendenz. Er kämpfte muthwillig scherzend nicht
Glück gegen die moderne Aufklärung und gegen die gemeine pro-
e Ansicht der Poesie; man kann wenigstens behaupten, daß er die
r auf seiner Seite hatte. Ein merkwürdiges Buch, welches be-
rs in der Kunstwelt von Rom viel Aufsehen machte, waren die
zensergießungen eines kunstliebenden Klosterbru-
, Berlin 1797, ursprünglich von Wackenroder, an welchen
h auch Tieck einigen Antheil hatte. Dasselbe gilt von den Phan-

tasien über die Kunst, Hamburg 1799, in welchen Tie
Nachlaß seines Freundes Wackenroder mit eigenen verwandten Au
vermehrt herausgab. In diesen Schriften der beiden Freunde,
in Franz Sternbalds Wanderungen, Berlin 1798, 2
(die auch neu erschienen sind) sprach sich ein eigenes religiöses Ge
eine andächtige Liebe zur Kunst aus, die sich aller selbstgefällig
nerei und Coquetterie mit dem Schönen und Erhabenen widersetz.
im letztgenannten Kunstromane, zumal wenn man auf die Er
sieht, gehört dem verstorbenen Wackenroder ein Theil des Werk
mentlich im ersten Bande; denn in mehreren, zum Theil an
Stellen des zweiten Bandes ist eine Verschiedenheit des Tons
Uebrigens findet man in diesen Schriften, so wie in den bereits
führten Volksmährchen, manche Lieder und andere kleine Ge
in welchen sich ein wahres herzliches Gefühl in bald höhern,
scheidenern Farben offenbart. Göthe hat also wohl im zweiten
seiner Blätter über die Kunst am Rheine rc. zu hart über Tieck
theilt, wenn er ihm eigentliches Studium der Kunst und Kunstkr
überhaupt abspricht. Wenigstens hat sich Tieck durch seinen
Aufenthalt in Dresden, München, Rom, auch zum strengern K
und Kunstrichter gebildet, und es ist bekannt, mit welcher Virtu
er sich auch mündlich über Gegenstände der Kunst mittheilen kann,
wie er überhaupt in der mündlichen Unterhaltung Anmuth mit K
heit und Gründlichkeit vereinigt. — Bis jetzt hatte Tieck in Berli
zuletzt in Hamburg gelebt, wo er sich mit einer Tochter des
Alberti (desselben, welchen einst der kriegerische Melchior Gö
bitter verfolgte) verband. Dann wohnte er einige Zeit in Jena,
er den Geistesbund mit den beiden Schlegeln, mit Novalis
andern befreundeten Naturen schloß. Jetzt erschien die Uebersetzun
Don Quixote von Cervantes in 4 Theilen, Berlin 1799—
Wiewohl sie in ihrer ersten Gestalt nicht Alles auf einmal leistete,
war sie doch im Ganzen, wenn man die außerordentlichen Sch
keiten bedenkt, eine große wohlgelungene Unternehmung, und man
sich im Totaleindrucke ganz befriedigt. Der Uebersetzer hat auch
äußern poetischen Bestandtheil des unsterblichen Werks mit gewissenhaf
ter Treue behandelt. Dieser Uebersetzung folgten die romantisch
Dichtungen in zwei Theilen, Jena 1799 und 1800. Der
Theil enthält den Zerbino, oder die Reise zum guten Gesch
als Fortsetzung des gestiefelten Katers. Die Verspottung
materiellen antipoetischen Denkungsart geht in demselben Geiste du
das Ganze; zugleich aber spiegelt sich darin eine Verehrung der rom
tischen Poesie in allen ihren Färbungen. Die Genoveva im zwei
Theile spricht das Gemüth des Lesers noch reiner und lebendiger
Dieses Trauerspiel, welches freilich bei seinem großen Umfange nie au
geführt worden, ist architektonisch gebildet. Zugleich zeigt sich die
Kindlichkeit des Dichters, welcher die Poesie so gern zur ursprünglich
Quelle der alten Fabel zurückführt, im Bunde mit jener höhern ge
sterbezwingenden Kraft, welche auch musikalisch wirkt. Eine Verglei
chung dieser Genoveva mit der des Mahlers Müller würde
dings sehr interessant seyn. Ueberhaupt war diese Blüthenperiode
reich an dichterischen Hervorbringungen von Tieck. In demselben Jahre
(Jena 1800) erschien der erste Jahrgang seines poetischen Jour
nals in zwei Stücken. Im ersten Stücke sind manche gelungene Pa
rodien auf nachahmende Bewunderer unverkennbar. Das zweite Stück
beginnt mit Briefen über Shakspeare, welche leider, da die Fort

z unterblieb, nur zu bald abbrechen, und endet mit Sonetten an
reunde, unter welchen vorzüglich die an Wackenroder schön
führend sind. Mit dem Shakspeare hatte sich Tieck schon frü-
schäftigt; namentlich haben wir von ihm eine Bearbeitung des
rms, nebst einer Abhandlung über Shakspeare's Behandlung des
derbaren, Berlin 1796. Auch dichtete er damals in Gozzi's
: ein musikalisches Mährchen: das Ungeheuer und der
auberte Wald, Bremen 1800. Es ist aber eine wahrhafte
daraus geworden; auch die Vorrede enthält viele geistreiche Be-
ungen über diese so oft verkannte Dichtungsart. In den Jahren
und 1802 hielt er sich in Dresden auf, wo eben auch sein
nd F. Schlegel lebte, und wo ihn die Kunstschätze, die Biblio-
die schöne Natur mächtig anzogen. Hier gab er gemeinschaftlich
A. W. Schlegel in Verbindung mit mehreren Dichtern den Mu-
almanach auf das Jahr 1802 (Tübingen bei Cotta) heraus,
her viele unverständige Beurtheiler, aber auch viele Freunde unter
empfänglichen Jugend fand. Mehrere Gedichte von Tieck, z. B.
Zeichen im Walde, eine Romanze, in welcher ein glücklicher Ge-
ch von der Assonanz gemacht war, die Sanftmuth u. a. zeigten
frischeste Leben und eine Tiefe, die, wiewohl sie oft an das My-
e streift, doch die zartesten Geheimnisse der Poesie leise enthüllt.
rauf lebte er theils in Berlin, theils auf einem Landgute bei Frank-
a. d. Oder in poetischer Muße. Die Minnelieder aus dem
äbischen Zeitalter in einer etwas freien Bearbeitung erschienen in
lin 1803 mit einer sehr lesenswerthen Vorrede, die unter andern
die ältern Nationalgedichte der Deutschen zurückging, und das
hältniß der schwäbischen Dichter zu den Provenzalen und zu Petrarca
immte. Im J. 1804 kam endlich der längst erwartete Kaiser
tavianus in zwei Abtheilungen heraus. Der Prolog: Aufzug
Romanze, bereitete zum Genusse dieser Nachbildung des alten
ährchens vor, in welcher sich jedoch der Dichter frei bewegt, und
Cyclus des Romantischen abgeschlossen hat. Mit F. Schlegel
er die Schriften von Novalis in zwei Bänden heraus, Berlin
5. Die Vorrede und die Nachrede zum Heinrich von Osterdingen
ören ihm an. Jetzt war Tieck im gelobten Lande der Kunst, in
lien. In Rom besonders beschäftigte er sich in der vatica-
hen Bibliothek mit der altdeutschen Literatur, von welchen For-
ungen wir noch manche Ausbeute erwarten dürfen. Gegen das Ende
J. 1806 kehrte er von Rom nach Deutschland zurück, und wandte
nach München, wo er sehr schmerzlich an körperlichen Uebeln,
züglich an der Gicht, litt, so daß er die Bäder brauchen mußte.
folgte nun, als er wieder das alte ländliche Leben in der Gegend
Frankfurt a. d. O. liebgewonnen hatte, eine ziemlich lange Pause,
welcher er sich jedoch, bei allen Schmerzen über die Zeit und über
traurige Lage seines Vaterlandes, zu größern literarischen Unter-
hmungen, namentlich zu einem umfassenden Werke über Shak-
eare vorbereitete. In den Jahren 1814 und 1816 erschien das
tenglische Theater in zwei Bänden, in welchen unter andern
tücke, die dem Shakspeare gewöhnlich abgesprochen werden, so wie
ihere Bearbeitungen älterer Dramen von demselben Meister übersetzt
d. Der Phantasus in drei Bänden, welcher zu Berlin 1814 ff.
chien, enthält frühere Erzählungen und dramatische Spiele in ver-
sserter Gestalt aus den Volksmährchen, aber auch manches
ue. Das Ganze ist mit Gesprächen geistreicher Freunde und Freun-

dinnen durchflochten, deren Charaktere kunstreich gehalten sind,
deren Unterhaltungen über wichtige Gegenstände des Lebens, der
und Poesie eben so lehrreich als ergötzlich sind. Endlich hat er
richs von Lichtenstein Frauendienste (Tübingen 1815)
Minneroman in alter eigenthümlicher Form aufgestellt. Die
chenen altdeutschen Gedichte erwarten wir noch. Gege
ist Tieck in London, wo er von englischen Dichtern und G
sehr geschätzt ist, und an seinem größern Werke über Shaksp
beitet. — Wenn wir die Laufbahn dieses Dichters, die noch
endet ist, betrachten, so finden wir in Tieck ein frisches schönes
eine Frühlingsnatur, einen wahrhaft romantischen Genius, wel
die südliche Poesie, selbst in ihren Formen, angeeignet, doch sich
mit inniger Liebe dem Norden zugewandt hat. Er hat dabei
thige gesellige Talente, z. B. das der Declamation, mit welch
schon manche Freunde in heitern Cirkeln erfreut hat.

Tiedge, s. den Anhang des 10ten Bandes.

Tielke (Johann Gottlieb), wurde den 2ten Juli 1731 auf
nun zerstörten Schlosse Tautenburg in Thüringen geboren. Sein V
Justizamtmann daselbst, wandte viel auf seine und seiner Gesch
Erziehung, und hielt ihnen einen besondern Hauslehrer. Nach
Tode dieses wackern, aber unglücklichen Mannes, lebte er in der
sten Armuth, ohne Hülfe und geltende Freunde. Da er viel E
besaß, zeigte er die meiste Neigung zum Soldatenstande, obschon
kleine Figur hierbei ein Anstoß schien. Allein durch Hülfe seines E
bruders, der im Regimente Prinz Clemens Auditeur war, erlangt
1751 eine Stelle als Gemeiner bei der Grenadiercompagnie dieses
giments. Im J. 1753 versetzte man ihn zur Hausartilleriecomp
nach Dresden, da er in seinen frühern Verhältnissen sich durch
gute Aufführung und Talent ausgezeichnet hatte. Hier lernte er,
Unterkanonier, die damals übliche Artillerieprobe auf Kosten des
nigs, und erhielt auch die Erlaubniß, die Lehrstunden beim Ingen
corps zu besuchen. In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit Hey
welcher damals gräflich brühlscher Bibliothekar war, und dessen U
gange mit ihm seine geistige Bildung nicht wenig verdankt. Als
J. 1756 der siebenjährige Krieg begann, hatte auch er das Schick
nach vielen qualvollen, aber muthig durchharrten Tagen, auf der
steiner Ebne bei Königstein in preußische Gefangenschaft zu gerat
Diese Lage war ihm schmerzhafter als die Hungerzeit im Lager
Struppen. Als Milchmädchen verkleidet, entfloh er von Pirna n
Dresden, und bald darauf von Dresden nach Warschau, fest hän
an seinem Könige, dem er Treue geschworen. Hier ward er bald d
seine Arbeiten dem Könige bekannt; und daß er sich hier zuerst
Dichter zeigte, beweis't eine Ode nach der Schlacht von Collin, die
an den König richtete. Wegen dieser bewiesenen Geschicklichkeit u
seiner fortdauernd musterhaften Aufführung ward er zum Feuerwe
ernannt. Hierauf begleitete er 1758 den Prinzen Carl, nachher
Herzog von Curland, im Feldzuge der russischen Armee als Feldinge
nieur, wo er bei der Belagerung von Cüstrin und der Schlacht be
Zorndorf besonders thätig war, auch späterhin zur Belagerung v
Kolberg abgeschickt wurde. Hier zeigte er so viel Klugheit und Kenn
niß, daß der Herzog Carl sowohl als der russische Ingenieurgene
von Stuffeln vorzüglich wohl mit ihm zufrieden waren. Letzterer woll
ihn sogar als Lieutenant und Adjutant zu sich nehmen; und als die
der Herzog nicht bewilligte, kehrte er nach beendigtem Feldzuge n

rschau zurück. Obschon der König ihn zum Offizier machen wollte, er doch, aus Begierde mehreres zu sehen und zu lernen, vor, mit Grafen Zamoyski zur österreichischen Armee zu gehen, wo er den dzug 1759 als Feuerwerker mitmachte. Hier erhielt er das Tracta-it eines Offiziers, und war so geschätzt, daß selbst der Feldmarschall un ihn ehrenvoll auszeichnete. Nachdem sich Dresden an die Kai-ichen ergeben, schickte ihn Zamoyski mit dieser Nachricht als Cou-an den Prinzen Xaver, worauf er zum Stückjunker ernannt ward. J. 1760 kam er in das Gefolge der Prinzen Albrecht und Clemens Sachsen bei der österreichischen Armee, wo er alle vorfallende Ge-hte mitmachte. Bei der Schlacht von Torgau erhielt er einige leichte ntusionen, worauf er von dem Könige zum Souslieutenant ernannt, d elf Stückjunkern vorgezogen wurde. Wie geschickt er sich hierauf allen Geschäften und Gefechten bewiesen, spricht deutlich ein Zeugniß s Herzogs Albert von Sachsen-Teschen aus, worin er ihn als einen pfern, sehr klugen, ausnehmend rechtschaffnen und um das kaiserliche rus sehr verdienten Offizier darstellt, der sich den Beifall der kaiser-hen Armee und insbesondre sein Vertrauen und seine Zuneigung auf mmer erworben. Nach dem Frieden, als er bei Formirung der Ar-lerie Premierlieutenant geworden, benutzte er die ihm gewordene Muße, und schrieb 1769 den Unterricht für Feldingenieure. Hierdurch ard ihm die Freude, von Friedrich dem Großen über Tafel vorzüglich lobt zu werden, welcher, wie ihm preußische Offiziere danksagend hrieben, bisher nur unter den Franzosen gute Ingenieure geglaubt ibe. Bald darauf ward ihm eine Artilleriecompagnie auf Befehl des önigs von Preußen angeboten; aber Tielke, der indessen Stabscapitain sächsischen Diensten geworden, und zum preußischen Dienste nicht ge-eigt war, lehnte das Anerbieten ab. Im J. 1775 erschien das erste Stück seiner Beiträge zur Kriegskunst; und kaum war der letzte Bogen edruckt, so erschien der preußische Gesandte von Arnim bei ihm in Freiberg nd schickte das erste Exemplar davon nach Potsdam an den König. Zugleich bot er Tielken abermals eine Artilleriecompagnie, Majorscha-akter und 1500 Thlr. Tractament, endlich sogar Oberstlieutenantscha-akter mit 1800 Thlr. jährlichem Gehalt an. Da auch das Tielken icht bewog, so sagte er endlich, der König selbst habe ihm geschrieben, r wolle und müsse den Hauptmann Tielke haben, und alles bewilligen, das dieser verlange. Tielke aber, ein wahrhaft edler Patriot, erwie-ierte: Ehre, Glück und Ueberfluß würden ihn nie bewegen, das zu vergessen, was er seinem Herrn und dem Vaterlande schuldig sey. Alle erneren, noch vortheilhaftern Anerbietungen wies er von dieser Zeit an nit gleicher Stärke zurück, obschon der König von Preußen 1776 den Major Kümpel selbst an ihn abschickte; und das muß um so mehr be-wundert werden, je weniger Aussichten er in seinem Vaterlande hatte vom Hauptmann aufzurücken, und da er Gatte und Vater war. Im bayerschen Erbfolgekriege 1778 commandirte er eine Batterie, und er-hielt zugleich eine Artilleriecompagnie. Hier ward er dem Herzog von Braunschweig bekannt, der ihn so lieb gewann, daß er oft an ihn schrieb, und ihn nach Braunschweig einlud, wohin auch Tielke 1781 auf einige Wochen ging. Dieses angenehme Verhältniß dauerte bis an Tielke's Tod fort, und noch nach diesem zeigten sich die Folgen davon in thätiger Theilnahme des Herzogs am Geschick der hinterlassenen Fa-milie. Auch der Herzog von Weimar nahm ihn in Weimar bei seiner Durchreise sehr gütig auf, und beehrte ihn bei seiner Anwesenheit in Freiberg mit seinem Besuche. Vom Kaiser Joseph II. erhielt er durch

einen an ihn gesendeten Offizier die goldene Medaille, und mit Heyne und Zollikofer und vielen andern Gelehrten stand er in fortwährendem Briefwechsel. Am 6ten November 1787 endete er im 57sten Jahre vom Schlage getroffen, und hinterließ zwei Töchter und einen Sohn. Wir verdanken ihm folgende Schriften: Eigenschaften und Pflichten eines Soldaten, zur Prüfung derer die es sind, und derer, die in diesen Stand treten wollen u. s. w., von einem Offizier, Dresden und Leipzig 1773; Gebete und Psalmen für Kriegsleute, von einem Offizier, Dresden 1779; Unterricht für die Offiziers, die sich zu Feldingenieurs bilden, oder doch den Feldzügen mit Nutzen beiwohnen wollen, durch Beispiele aus dem letzten Kriege erläutert, und mit den nöthigen Plans versehen von Joh. Gottl. Tielke u. s. w., Dresden und Leipzig 1769, 2te Auflage, mit beträchtlichen Zusätzen, 1774, dritte Aufl. 1780, 4te Aufl. 1787, 5te Aufl. 1795; Beiträge zur Kriegskunst und Geschichte des Kriegs von 1756 — 1763, mit Planen und Karten von J. G. Tielke, Freiberg, von 1775 — 1786.

Tiers etat machte ehedem in Frankreich den dritten Stand der Unterthanen aus, und begriff alle die Personen, welche weder zum Adel, noch zu der Geistlichkeit gehörten. Die Verachtung, womit diese beiden Classen auf ihn herabsahen, ist leider bekannt genug. Angesehene Stellen im Militär waren ihm ein- für allemal in den letzten Zeiten der Monarchie versagt, und zu den Stellen am Hofe konnte er unter keinen Bedingungen Zutritt finden. Es ist traurig daß sogar Gelehrte von entschiedenen Kenntnissen in die große Masse des Tiers etat geworfen wurden, und deßwegen ohne ausgezeichnete Belohnungen blieben, wenn ihnen nicht etwa einige persönliche Verdienste, vorzüglich die Gabe des Witzes, zu Hülfe kamen. Unter den Bürgerlichen, die zum Kaufmannsstande gehörten, wurde der Banquier allenfalls noch zu der sogenannten guten Gesellschaft gezogen; der bloße Marchand blieb davon ausgeschlossen, wenn nicht etwa dringende Geldbedürfnisse einen von Adel oder von der Geistlichkeit nöthigten, ihn aufzusuchen. Diese Vorurtheile dauerten bis auf die neuesten Zeiten. Man erinnert sich noch, welches Aufsehen die Schrift des bekannten Sieyes machte, die im J. 1788 erschien, und worin die Rechte des Bürgerstandes in Frankreich zuerst gründlich untersucht wurden. Der Adel und die Geistlichkeit haben seitdem ihre ehemaligen Vergehungen gegen diese Classe hart büßen müssen, und der Bürgerstand hat sich durch die bittersten Kränkungen an ihrem Vermögen und ihrer Person beinahe zu empfindlich an ihnen gerächt.

Tiflis oder Teflis, die ehemalige Hauptstadt in der Landschaft Georgien in Asien, am Flusse Kur, und Residenz des so bekannt gewordenen Fürsten Heraklius, jetzt die Hauptstadt in der russischen Statthalterschaft Grusinien. Sie hat 4000 Häuser und ungefähr 20,000 Einwohner, von denen die Hälfte armenische, die übrigen georgische, und grusinische, d. h. altgriechische Christen und ungefähr 100 Familien von der mohammedanischen Religion sind. Die Gassen sind sehr krumm, enge und unsauber. Man findet in Tiflis fünf griechische, sieben armenische Kirchen und drei Moscheen; ingleichen auch warme Bäder, eine Stückgießerei und Fabriken von Eisenwaaren und Seidenzeugen. Die Einwohner nennen diesen Ort Kala, welches so viel als Stadt oder Festung bedeutet.

Tigranes, ein berühmter König von Großarmenien, welcher in dem letzten Jahrhundert vor Chr. Geb. regierte. Von seinem Vater, Artarias, als Geisel an die Parther überliefert, setzten ihn diese nach

es Tode wieder auf den Thron, indem er ihnen ein Stück von sei-
i Lande abtreten mußte. Mit Mithridates (s. d. Art.), dessen
chter, Cleopatra, er zur Gemahlin nahm, schloß er ein Bündniß ge-
die Römer; und das Glück seiner Waffen, mit welchen er Cappa-
cien eroberte, bewog die Syrer, ihn zur Besitznahme ihrer Länder
zuladen. Er that dies und eroberte einen großen Theil von Cilicien
d Syrien, woraus er erst nach achtzehn Jahren durch Pompejus ver-
ben wurde. Er eroberte mehrere Länder, und brachte aus diesen
geheure Beute zurück. Doch ließ er sich vom Mithridates nicht wie-
r zu einem neuen Bündniß gegen die Römer bewegen; griff aber viel-
hr die Parther an, eroberte das abgetretene Stück Landes, und auch
ch Mesopotamien und Mygdonien; nahm dann das von den Se-
ciden noch besessene Stück von Syrien, und einen großen Theil von
hönicien, und eignete sich nun den stolzen Titel eines Königs der
önige an. Bald verlangte aber Lucullus die Auslieferung des aus
nem Lande vertriebenen Mithridates, welchen Tigranes bei sich aufge-
mmen hatte; dieser verweigerte es, und es kam zum Krieg, in wel-
em Tigranes geschlagen wurde, der nun dem Mithridates die Füh-
ing des Krieges überließ. Sie wurden beide nochmals in einer Haupt-
hlacht besiegt; allein im folgenden Jahre, wo die unter den Römern
usgebrochenen Zwistigkeiten den beiden Königen sehr zu Statten ka-
ien, brachten diese Armenien, Cappadocien u. s. w. wieder unter ihre
Waffen; doch des Tigranes Sohn empörte sich wider den Vater; die-
r mußte seine Armeen theilen, er schlug den Sohn, und nöthigte ihn,
ach Parthien zu fliehen; aber eben dieses nahm nun Partei für den
Sohn, und fiel in Armenien ein; zu gleicher Zeit wurde Mithridates von
en Römern geschlagen, zu denen auch endlich Tigranes Sohn über-
ing. Jetzt faßte Tigranes, im Vertrauen auf die Großmuth des
Pompejus, den Entschluß, diesem selbst sich freiwillig zu ergeben,
und — Pompejus entsprach seinem Vertrauen, er gab ihm einen Theil
on Armenien und auch Mesopotamien zurück, und da nach einiger
Zeit des Tigranes Sohn aufs neue in Verschwörungen gegen seinen
Vater sowohl, als gegen die Römer sich einließ, so legte ihn Pompe-
us in Ketten, und schickte ihn nach Rom; der Vater Tigranes aber
rhielt, wegen seiner dankbaren Gesinnung gegen die Römer, den Ti-
el eines Freundes und Bundesgenossen des römischen Volkes, und starb
uch als solcher im 85sten Jahre seines Alters.

Tilgungsfond, s. Amortisiren.

Tillotson (John), Erzbischof von Canterbury, ein berühmter
nglischer Kanzelredner, wurde den 3ten Okt. 1630 zu Sowerby, wo
ein Vater Tuchhändler war, geboren. Er studirte zu Cambridge,
vurde Prediger an der Lorenzkirche, erwarb sich durch seine großen
Kanzelgaben, seine Rechtlichkeit, Mäßigung und Bescheidenheit viele
Freunde und Verehrer, und wurde vom König Wilhelm III. nicht nur
691 zum Erzbischofe von Canterbury, sondern auch zum Geheimenrath
rnannt. Er war der letzte Geistliche, welcher ins Ministerium gezo-
gen wurde. Seine wichtige Beförderung erweckte ihm übrigens viele
Neider und Feinde, deren Angriffe er jedoch mit Gelassenheit erduldete.
Er war, so lange er lebte, bemüht, sowohl in Hinsicht des Lehrbegriffs,
ls der kirchlichen Ordnung Ruhe und Einigkeit zu erhalten. Er er-
eichte aber seinen Zweck nur zum Theil, und lange nach seinem Tode,
velcher den 22sten Nov. 1694 erfolgte, wurde von den Eiferern seine Recht-
läubigkeit geläugnet, und selbst seine Ehrlichkeit verdächtig gemacht. Til-
otson war einer der achtungswürdigsten englischen Gottesgelehrten, und er-

warb sich um die Verbesserung des Kanzelvortrags große Verdienste; denn vor seiner Zeit waren die meisten Predigten der englischen Geistlichen voll scholastischer Spitzfündigkeit und gekünstelter Theologie. Zwar ist auch in seinen eigenen Predigten die Ausführung zu wenig ein schönes Ganzes, und die Schreibart zu kraftlos, aber es herrscht doch in ihnen allen so viel Leichtigkeit und Faßlichkeit, und solch eine Ergießung gesunden Verstandes und aufrichtiger, mit inniger Wärme verbundener Frömmigkeit, daß er mit Recht für einen der vorzüglichsten Prediger, die England jemals gehabt hat, gehalten wird. Sermons by Archbishop Tillotson. London 1757, 13 Vol. 8. Ins Deutsche übersetzt von Mosheim. Seine sämmtlichen Werke, größtentheils dogmatischen und moralischen Inhalts, sind oft herausgegeben, auch London 1728 in neun Foliobänden.

Tilly (Johann Tzerklas, Graf von), einer der berühmtesten Feldherren des 17ten Jahrhunderts, geboren auf der Herrschaft Tilly im Lüttichschen, war in seiner frühern Jugend Jesuit, und trat nachher zuerst in spanische, darauf in kaiserliche und späterhin in bayersche Kriegsdienste. Der Herzog Maximilian von Bayern ernannte ihn zu seinem Generalfeldmarschall, und zugleich wurde er Oberfeldherr des ligistischen Heeres. Er zeichnete sich in der Schlacht von Prag 1620 sehr rühmvoll aus, vertrieb 1622 den Herzog Christian von Braunschweig gänzlich aus der Pfalz, und wurde dafür von dem Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben. 1625 erhielt Tilly den Oberbefehl gegen den König Christian IV. von Dänemark, der das Heer der protestantischen Reichsstände des niedersächsischen Kreises befehligte, und gewann 1625 einen vollständigen Sieg bei Lutter am Barenberge. 1629 nöthigte er den König von Dänemark zu dem schmachvollen Frieden von Lübeck, wodurch die Sache der Protestanten in so große Gefahr gerieth (man s. Dreißigjähriger Krieg). Nachdem Wallenstein den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen hatte abgeben müssen, wurde Tilly zum Generalissimus ernannt. Seine erste bedeutende Unternehmung in dieser Eigenschaft war die Belagerung Magdeburgs, welches er mit Sturm nahm, und die Gräuelthaten, welche dort mit seinem Gutheißen, wenn auch nicht auf seinen Befehl, geschahen, bleiben ein Flecken in seiner Lebensgeschichte. Nach einer von jeder Art von Grausamkeit begleiteten Plünderung, und nachdem viele tausend Menschen gemordet waren, wurde die Stadt selbst in Asche gelegt. Gustav Adolph von Schweden ging hierauf über die Elbe und drang in Sachsen vor, wo Tilly bei Leipzig in einem verschanzten Lager sich befand. In dem letztern wollte er Verstärkungen erwarten; allein Pappenheim und die Mehrzahl der andern kaiserlichen Feldherren bestanden darauf, daß die Schweden sollten angegriffen werden. Bei der Annäherung der letztern soll Tilly erbleicht und in tiefes Nachdenken versunken seyn. Er wurde gänzlich geschlagen, dreimal verwundet, und konnte nur mit Mühe nach Halle hin entkommen. Jetzt ward Wallenstein wieder an die Spitze des kaiserlichen Heeres gestellt, und Tilly sollte den Schweden und ihren Verbündeten den Eingang in Bayern verwehren. Er vertrieb den schwedischen General Horn, und verschanzte sich am Lech. Nach einer hartnäckigen Gegenwehr von Seiten der Oesterreicher passirte jedoch Gustav Adolph jenen Strom, und Tilly, der schwer von einer Kanonenkugel verwundet worden, starb wenige Tage nachher zu Ingolstadt den 30sten April 1632. Tilly war von mittlerer Statur, und hatte eine höchst abschreckende Gesichtsbildung. Auch als Soldat behielt er noch seine Mönchssitten bei, und Gustav Adolph nannte ihn wegen seiner Strenge, Rohheit und Pünktlichkeit nicht an-

rs als den alten Corporal. Er war überaus nüchtern und enthaltsam, haßte allen Aufwand und alle äußern Ehrenbezeigungen. Auch [n]ahm er von dem Kaiser kein baares Geld an, und hinterließ daher [n]ur ein unbedeutendes Vermögen. Er war ein eifriger Verehrer und [V]ertheidiger der catholischen Religion, und im Kriege eben so gewandt [un]d listig als grausam.

Tilsiter Frieden. Die Schlacht bei Friedland am 14ten Juni [1]807, auf ausdrücklichen Befehl Alexanders vom General Bennigsen [ge]liefert, endigte mit einer gänzlichen Niederlage, und mit ihr war [P]reußens letzte Hoffnung gescheitert, und der König in den äussersten [W]inkel der Monarchie zurück gedrückt. Die russische Armee war zu [sch]wach, zu zerrüttet, um noch eine Schlacht mit Hoffnung eines glücklichern Erfolges auf dem eigenen Grund und Boden zu liefern. Schon [st]anden die Franzosen am Niemen, und rüsteten sich zum Uebergange, [al]s Alexander dem Blutvergießen ein Ende zu machen suchte, und den [2]ten Juni an den Großherzog von Berg die Einladung zu einem Waffenstillstande machte. Napoleon nahm ihn, kaum davon benachrichtigt, willig an. Auch sein Heer hatte gewaltig durch die Schlachten [vo]n Eylau, Pultusk, Friedland, durch die steten Gefechte und Treffen [i]m Mai und Juni, durch die Belagerung von Danzig verloren, und [je] weiter er vorrückte, desto mehr verlor er an innerer Kraft, was er an [F]lächenraum gewann. Dazu kam, daß er auf Oesterreich ein beobachtendes Auge werfen mußte, welches bei einer Niederlage von seiner Seite wohl gern zu den Waffen gegriffen hätte, und ein Feldzug nach [R]ußland ihm damals minder leicht erscheinen mochte, wie fünf Jahre [sp]äter, besonders da noch einige Festungen in Schlesien standen, Colberg [n]icht erobert war, Schill und Blücher täglich drohendere Bewegungen [i]n Pommern machten. So kam denn eine Annäherung zwischen dem [fr]anzösischen und russischen Monarchen um so schneller zu Stande, da [b]eide persönlich auf dem Niemen unter dem Zujauchzen beider an den [U]fern aufmarschirten Heere auf einem dazu vorgerichteten Flosse (am [2]5sten Juni) zusammenkamen. Die Stadt Tilsit ward von Napoleon für neutral erklärt, und das Hauptquartier aller Monarchen, [n]amentlich auch des preußischen Königs, kam vom 28sten an dahin, [u]m die Friedensunterhandlungen zu beschleunigen. Den 7ten Juli wa[re]n diese zu Ende gebracht. Es handelte sich leider nur um die Län[d]er eines unglücklichen Monarchen, der allein keine Kräfte hatte, sie [d]em Sieger zu entreißen und der die eine Hälfte davon hingeben mußte, [u]m die andere Hälfte unter den drückendsten, kaum erfüllbaren Bedingungen zurückzuerhalten; schon die Bemerkung war sehr hart, daß er diese [H]älfte nur aus Achtung für den russischen Kaiser zurückerhalten solle. [G]enug, der Friede zwischen Napoleon und Alexander bestimmte außer [d]er Einstellung aller Feindseligkeiten: 1. daß die 1772 von Polen abgerissenen Provinzen ein neues Herzogthum Warschau bilden sollten; [d]aß 2. Danzig mit einem Umkreise von zwei Lieues zu einem Frei[st]aate unter Preußens und Sachsens Schutz gemacht würde; daß 3. [d]er König von Sachsen, welcher Herzog von Warschau wurde, eine [M]ilitärstraße dahin bekäme; daß 4. die Herzoge von Meklenburg, Ol[d]enburg, Coburg wieder in den Besitz ihrer Länder vom französischen [K]aiser gesetzt, dagegen die Brüder desselben, Hieronymus als König [v]on Westphalen, Joseph als König von Neapel, Ludwig als König [v]on Holland vom russischen Kaiser anerkannt, und 5. das Königreich [W]estphalen aus den jetzt von Preußen abgetretenen Provinzen, am [l]inken Elbufer gelegen, mit einigen andern von ihm eroberten Ländern,

Braunschweig, Hessen, gebildet werden sollte. Zugleich trat 6. Alexander die Herrschaft Jever an Holland ab, versprach 7. seine Truppen aus der Moldau und Wallachei zurückzuziehen, und mit der Pforte unter Napoleons Vermittelung Frieden zu schließen. Der Friede zwischen Friedrich Wilhelm III. und Napoleon war in der Hauptsache schon im vorigen enthalten. Der erstere mußte nämlich die erwähnten polnischen Provinzen, alle zwischen Elbe und Rhein gelegenen Provinzen an Napoleon, den cottbußer Kreis an Sachsen abtreten, England seine Häfen schließen. Den 9ten Juli wurde dieser unglückliche Friede geschlossen, und außerdem vereinigte sich noch der Graf von Kalkreuth mit dem Fürsten von Neufchatel: daß ganz Preußen bis zum 1sten October geräumt seyn sollte, wenn bis dahin die großen Contributionen baar, oder durch gehörige, vom französischen Generalintendanten anerkannte Sicherheit abgemacht seyn würden. Leider lag darin der Vorwand, dem unglücklichen Lande auch die Früchte dieses Friedens zu rauben. Preußen blieb nach wie vor als erobertes Land den Mißhandlungen der französischen Satrapen und Commissäre preisgegeben, bis es sich ein Jahr darauf mit einer ungeheuern willkürlichen Contribution von 100 Millionen Thlrn. aufs neue loskaufte, und doch durch drei von den Franzosen besetzte Festungen an der Oder, Glogau, Cüstrin, Stettin, durch Warschaus, Sachsens und Westphalens Stellung jeden Augenblick bedroht, immerfort einem schwankenden Schicksal preisgegeben blieb, das ihm erst 1812 wieder hold ward, und es 1813 eben so schnell erhöhte, wie es dasselbe 1806 gestürzt hatte. *r.

Timoleon. Keiner, der Griechenlands Geschichte kennt, spricht diesen Namen aus ohne Hochachtung und Bewunderung. Timoleon, ein geborner Corinther, gleich groß als Feldherr im Kriege, und als Gesetzgeber und Richter im Frieden, war der wärmste Freund der Freiheit und des Vaterlandes, eben so strenge gegen fremde Ungerechtigkeit, als gegen sich selbst, kurz, was Nepos von Epaminondas sagt, ein Mann, den alle Tugenden schmückten, und den kein Laster entstellte, und so zeigte er sich in den verschiedensten Lagen, immer sich gleich bleibend, bis an das Ende seines langen Lebens. Nur eine That war es, die ihm Viele nicht verzeihen konnten, und die allerdings einigen Schatten auf das Bild dieses großen und sonst tadellosen Mannes wirft, nämlich die Ermordung seines Bruders Timophanes, bei welcher er Zeuge, und man kann sagen, auch Theilnehmer war, wenn er gleich nicht selbst Hand anlegte. Indeß war der Beweggrund zu dieser That von der Art, daß Timoleon einigermaßen entschuldigt werden konnte. Timophanes nämlich ging damit um, sich widerrechtlich zum Beherrscher Corinths zu erheben, und fing bereits an, den Tyrannen zu spielen. Vergebens waren alle Vorstellungen Timoleons, und er beschloß endlich, die Freiheit seiner Mitbürger, wenn es seyn müßte, selbst mit dem Tode des Bruders zu erkaufen. Er ging mit einigen Bewaffneten zu ihm, und da auch jetzt Timophanes trotzig allen Bitten widerstand, tödteten ihn jene, während Timoleon abseits stand und das Haupt verhüllte. So froh man war, des Tyrannen los zu seyn, so behielt doch bei den Meisten der Gedanke des Brudermordes etwas Gehässiges, und Timoleon selbst machte sich heftige Vorwürfe über das Geschehene, und bestrafte sich durch eine freiwillige Verbannung aus der Vaterstadt. Zwanzig Jahre nachher, als die Syrakuser Corinth um Hülfe gegen den Tyrannen Dionysius den Jüngern baten, rief man ihn zurück und stellte ihn an die Spitze der Hülfsschaar. Timoleon war siegreich, nöthigte den Dionysius, Syrakus zu verlassen,

) zwang auch die Carthaginienser, ihrer Herrschaft über Sicilien zu
sagen (dieß geschah ungefähr 340 Jahre vor Christi Geburt.) Nach-
n er so die Freiheit wieder hergestellt, die Entflohenen und Vertrie-
ien zurückgerufen, und statt der von dem Zwingherrn angelegten fe-
ı Burgen öffentliche Gebäude hatte erbauen lassen, gab er auch den
irgern eine neue, bessere und festgegründete Verfassung; er selbst aber
te die ganze ihm anvertraute Gewalt, die er leicht hätte behaupten
nnen, freiwillig nieder und zog sich ganz in das Privatleben zurück.
ein Lohn war die allgemeinste größte Achtung aller Sicilianer, unter
nen er seine noch übrigen Tage ganz anspruchlos verlebte. Sie
nnten ihn laut ihren Wohlthäter, ihren Vater, und keine Sache
n Wichtigkeit wurde beschlossen, ohne ihn erst um seine Meinung be-
agt zu haben, und diese allgemeine kindliche Ehrfurcht blieb ihm bis
m Tode, der in einem sehr hohen Alter erfolgte. Ganz Sicilien be-
einte ihn, und eine zahllose Menge aus allen Städten folgte seiner
eiche, und jährlich ward ihm zu Ehren eine Todtenfeier veranstaltet.
So lebte und starb Timoleon, gewiß einer der größten und edelsten
Männer, nicht nur des griechischen Volkes, sondern aller Völker und
ller Zeiten. S.

Timon, der Name zweier berühmten Griechen, von denen der
rste Timon ein Athenienser war, der zur Zeit des peloponnesischen
Krieges lebte, und also ein Zeitgenosse des Alcibiades war. Von sei-
nem Menschenhasse erzählt man viele Geschichten. Das Urtheil war
über ihn höchst verschieden. Er lebte zu einer Zeit, wo das Sitten-
verderbniß erst anfing einzureißen, und noch mit den alten einfachen
Sitten kämpfte. Timon, der mit vielem Witze und einer strengen
Rechtschaffenheit große Einsichten in die Philosophie verband, ward
theils durch den schwarzen Undank einiger Mitbürger, theils durch die
schnellen Fortschritte des Sittenverderbens auf das äusserste erbittert,
und zeigte in allen seinen Reden und Handlungen seine finstere Gemüths-
art so sehr, daß er alle von sich verscheuchte; gleich dem Sokrates und
dem Diogenes stritt er für die Tugend, aber mit dem Schwerte des
beißendsten Spottes und der übelsten Laune, und schadete gerade dadurch
der guten Sache. Der Titel eines Menschenfeindes, den er durch sein
Betragen sich zuzog, brachte ihn um alles Ansehen und um allen Ein-
fluß. Manche Ausbrüche seiner unangenehmen Gemüthsstimmung sind
vielleicht von der Tradition übertrieben worden. Aristophanes sagt von
ihm, er sey mit einer Dornhecke umgeben, durch die Niemand bis zu
ihm gelangen könne. Jedermann verabscheue ihn und halte ihn für ei-
nen Sprößling der Furien. In einer andern Stelle aber sagt er: Die-
ser Sohn der Furien stößt unaufhörlich Verwünschungen gegen Böse-
wichter aus. Daraus erhellt deutlich, gegen was für Menschen Ti-
mons heftige Ausfälle gerichtet waren. Nur daß er alle Menschen für
Bösewichter hielt. Als Alcibiades seine dem Staate nachtheiligen Vor-
schläge durchgesetzt hatte, sagte Timon zu ihm: Gut, mein Sohn!
Ich wünsche dir Glück dazu. Fahre so fort, dann wirst du den Staat
bald zu Grunde richten! Man hat diese Worte des Timon sehr gemiß-
billigt, aber sie waren nichts weiter als Ironie, durch welche die Athe-
nienser sich hätten warnen lassen sollen. Einst schien er einen Athenien-
ser sehr gern bei sich zu sehen. Er saß einmal mit demselben allein bei
Tische. O Timon, welch ein köstliches Abendmahl! rief der Gast aus.
Freilich, antwortete Timon, wenn du nur nicht dabei wärst. Ein an-
dermal bestieg er die Rednerbühne. Das Volk erstaunte über die un-
erwartete Erscheinung. Ihr Athener, sprach er, ich habe ein kleines

Gütchen, worauf ich zu bauen habe; es steht ein Feigenbaum daselbst, welchen ich ausrotten muß. Mehrere Bürger haben sich daran aufgehängt, sollte also Jemand noch Lust dazu haben, so zeige ich hiemit an, daß er keine Zeit zu verlieren habe. Auf diese Weise suchte er mit beißendem Spott den Athenern ihr Sittenverderbniß fühlbar und lächerlich zu machen. Lucians witziger Dialog Timon handelt von ihm. — Der andere Philosoph dieses Namens war aus Phlius gebürtig, und der berühmteste Schüler des Pyrrho, folglich ein eifriger Anhänger der skeptischen Philosophie. Er lebte zur Zeit des Königs Antigonus von Macedonien und des Ptolemäus Philadelphus um die 127. Olympiade. Er war Arzt, und als Trauer- und Lustspieldichter schreibt man ihm 30 Lustspiele und 60 Trauerspiele zu; indessen hat sich von seinen zahlreichen Arbeiten nichts erhalten; ein Verlust, der besonders in Hinsicht seiner Sillen zu bedauern ist, die man bloß aus dem Diogenes Laertius, Lucian u. s. w. kennt. Sie bestanden aus drei Büchern, von denen das erstere erzählend, die andern dialogisch waren, und enthielten Spöttereien gegen die dogmatischen Systeme der Philosophie. In Hinsicht seiner beißenden Laune hatte er viel Aehnlichkeit mit Timon, dem Menschenfeinde. Weil er sich selbst nicht verschonte, so glaubte er auch gegen Andere alles wagen zu dürfen, und daher enthielten seine Schriften viele bittere Persönlichkeiten. In den zwei Büchern der Dialogen hatte er besonders den Philosophen Xenophanes aus Kolophon zum Gegenstande seines Spottes gewählt. Aus einem gleichfalls verloren gegangenen Werke des Peripatetikers Aristokles über die Philosophie hat Eusebius Nachrichten von Timons Lehren nebst einer Widerlegung derselben von Aristokles aufbewahrt. Die noch aus den Sillen und Schriften des Timon vorhandnen Fragmente findet man in Langheinrichs dissertatione de Timone Sillographo Leipzig 1720 und 21 gesammelt. Die Alten rühmen seinen Fleiß, seine philosophischen Kenntnisse, und die philosophische Gleichmüthigkeit, mit welcher er auf Alles herabsah, was die Menge in Bewunderung, Unruhe, Betrübniß und Schrecken setzt. Er erreichte, wie Pyrrho, ein sehr hohes Alter. Der Angabe des Aristokles beim Eusebius zufolge lehrte Timon, daß die Glückseligkeit von der echt philosophischen Denkart über die Dinge, und einem dieser Denkart gemäßen Verhalten abhänge. Ueber die Natur der Gegenstände lasse sich nichts Gewisses entscheiden; unsern Empfindungen könne man so wenig trauen, als sie geradezu für trüglich erklären; daher dürfe man sich auf keine Seite der Erkenntniß bestimmt hinneigen. Hiedurch erlange man allein das Ziel des Weisen, die Gemüthsruhe.

Timur, s. Tamerlan.

Tinctur heißt eigentlich eine scharfe Nässe, wodurch aus einem Körper die Kraft nebst der Farbe ausgezogen und dadurch gefärbt worden ist. In der Medicin ist es ein flüssiger und zwar ganz dünner Extract (zum Unterschied von Elixir, Essenz ꝛc.), dessen Basis Wasser, Wein oder Spiritus ist. Meistens werden die Tincturen aus den Erdgewächsen, und besonders aus den Blumen gezogen. — Außerdem nennt man in der Wappenkunst dasjenige, womit das Feld eines Wappens oder auch die Figuren in demselben gefärbt werden, ebenfalls Tinctur.

Tindal (Matthews) ein sehr gelehrter und scharfsinniger englischer Rechtsgelehrter und Schriftsteller, der im Anfange des 18ten Jahrhunderts durch seine Angriffe gegen die positive christliche Religion viel Aufsehen machte. Er war der Sohn eines Predigers und wurde den 10ten April 1655 zu Beer Ferrees in Devonshire geboren, studirte in

Oxford die Rechtswissenschaften, und trat zur catholischen Kirche über, um sich die Gnade Jacobs II. zu erwerben. Er war ein großer Feind der englischen Geistlichkeit, und griff ihre Rechte und Freiheiten in Schriften an. Bei Hofe war er sehr beliebt, und leistete der Krone überaus wichtige Dienste. Weil er von derselben eine große Pension bekam, die er auch zeitlebens behielt, so kehrte er unter Wilhelms III. Regierung wieder in den Schooß der englischen Kirche zurück. Jener König sowohl, als Georg I. und II. bezeigten sich ungemein gnädig gegen ihn. Seinen Deismus, den er lange verborgen hielt, legte er 1728 deutlicher an den Tag. Man kann ihn für den scharfsinnigsten unter den Deisten halten, so wie Shaftesbury der witzigste und Collins der belesenste war. Er wollte aus der Zulänglichkeit der natürlichen Religion erst die Unnöthigkeit und dann den Ungrund der göttlichen Offenbarung beweisen. Dies that er in seinem Hauptwerke, welchem er die Aufschrift gab: Das Christenthum, so alt wie die Welt, Christianity as old, as the creation; or the gospel a republication of the religion of nature, London 1739 und nachher in sehr häufigen Auflagen; (deutsch nebst Fosters Widerlegung von J. L. Schmidt, dem wertheimschen Bibelübersetzer, Frankfurt und Leipzig 1741). Doch muß man annehmen, daß Tindals Angriffe mehr gegen die fremden außerwesentlichen Zusätze der christlichen Religion, als gegen das Wesen derselben gerichtet seyn sollten. Er erkannte an, daß das Christenthum befreiet von den Zusätzen, welche durch Politik, Irrthum und Zeitverhältnisse hinzugekommen wären, die heiligste Religion sey, deren wesentliche Lehren sich als den Willen eines unendlich weisen und gütigen Gottes ankündigten. Der zweite Theil dieses Buchs ward nie gedruckt, weil der Erbe Tindals, Eust. Budgell, sich ersäufte. Was 1750 unter dem Titel einer Fortsetzung erschien, ist unecht. Das Buch wurde von den Deisten eben so begierig gelesen, wie von den Zeloten der orthodoxen Partei verschrieen und widerlegt, und ist besonders bei den englischen Deisten noch in solchem Ansehen, daß man es als ihre Bibel betrachten kann. Tindal starb zu Oxford als Senior des Collegiums aller Seelen den 16ten August 1733.

Tinte, s. Dinte.

Tippo Saheb oder Tippo Saib, Sultan von Mysore, ein Sohn Hyder Ali's (m. s. diesen Art.), geboren 1751, bestieg den Thron 1782 nach seines Vaters Tode, und setzte den Krieg gegen die Engländer bis 1784 fort, da er ihn ohne Nachtheil endigte. Sein Reich hatte damals einen Flächenraum von 46,000 Quadratmeilen, und trug 10 Millionen Thaler jährlicher Einkünfte. Bald trat er in neue Verbindungen, um die Engländer aus Ostindien zu vertreiben, und bewarb sich zu diesem Zweck um französische Hülfe. Es kam 1789 zu einem neuen Kriege, der sich aber 1792 sehr unglücklich damit endigte, daß er dem Feinde die Hälfte seiner Staaten abtreten mußte. Voll rachsüchtiger Plane suchte er nunmehr die indischen Fürsten in sein Interesse zu ziehen, und seine alten Verbindungen mit Frankreich anzuknüpfen. Die Engländer, welche dies entdeckten, verlangten von ihm die Wegschaffung aller Franzosen aus seinen Staaten, und die Einstellung der Kriegsrüstungen, und kündigten ihm, als er sich dennoch rüstete, den Krieg an. Tippo hatte seine alten Minister und Offiziere verstoßen, und war mit Schmeichlern umgeben. Sein Widerstand glich daher demjenigen nicht, den die Engländer in den vorhergehenden Kriegen hatten überwinden müssen. Er wurde zu Sedapore den 6ten März 1799 geschlagen, und zog sich auf seine Hauptstadt Seringapatnam zu-

rück. Der englische General eroberte dieselbe den 6ten Mai durch Sturm, und Tippo blieb im Gefechte. Die Engländer theilten nun Mysore. Sie behielten Seringapatnam und den gelegensten Theil von dem Lande, und gaben das übrige dem Prinzen Kistna Oodiawir, einem Abkömmling derjenigen königlichen Familie zurück, welche Hyder Ali abgesetzt hatte. Tippo Saheb war einer von den großen und kühnen Köpfen, welche die Natur nur selten hervorbringt. Tief durchdachte Plane, kühne Unternehmungen, kluge Ausführung, Mäßigung im Glücke zeichneten ihn aus. Er umfaßte mit einem Blicke die verschiedensten Gegenstände der Staatsverwaltung und der militärischen Operationen, und bewies bei den erstern eben so viel Politik, als bei den letztern List und Verschlagenheit. Krieg und Schlachten waren die Lieblingsgegenstände seines Nachdenkens. In seinen Staaten scheint er eine strenge, aber keine schlechte Regierung geführt zu haben.

Tiraboschi (Girolamo), dieser gelehrte italienische Literator, war den 18ten December 1731 zu Bergamo geboren, und zeichnete sich schon früh durch die trefflichsten Gaben des Geistes und Herzens aus. Seine Wißbegierde und sein unermüdeter Fleiß ließen ihn schnelle Fortschritte machen, und er war erst elf Jahre alt, als sein Vater ihn in das Jesuitercollegium von Monza brachte, wo er durch den Unterricht geschickter Lehrer sich immer mehr vervollkommnete. Zugleich gewann er eine solche Neigung für den geistlichen Stand und insbesondere für den Jesuiterorden, daß er seinem Vater die Einwilligung abgewann, in seinem fünfzehnten Jahre zu Genua das Noviziat anzutreten. Nach den gewöhnlichen zwei Jahren desselben erhielt er die Bestimmung, fünf Jahre in Mailand, dann in Novara, Unterricht in den niedern Schulen zu ertheilen. Dann bestieg er, da ihn besonders die schönen Künste anzogen, den Lehrstuhl der Rhetorik zu Mailand auf der Universität Brera. In diesem Amte that er sich nicht nur als Lehrer hervor, er trat auch als Schriftsteller mit mehreren Werken von tiefer Forschung und musterhafter Gediegenheit auf, welche ihm von dem Herzoge Franz III. von Este den Ruf als Vorsteher der Bibliothek zu Modena erwarben. Tiraboschi folgte demselben und benutzte die ansehnlichen literarischen Hülfsmittel, welche ihm jetzt zu Gebote standen, zur Ausarbeitung seiner berühmten Storia della letteratura italiana, welche nach und nach in vierzehn Bänden erschien. Dieses Werk, das an umfassender Gelehrsamkeit, an Genauigkeit, an Vollständigkeit und zugleich an Sorgfalt des Styls in keiner Literatur seines Gleichen hat, reicht von den Anfängen wissenschaftlicher Bildung in Italien bis zum Jahre 1700, und setzt durch die Masse und den Werth seines Inhalts um so mehr in Erstaunen, als es in dem kurzen Zeitraume von zehn Jahren zu Stande gebracht wurde, während welcher der Verfasser auch noch Zeit fand, gleichsam zur Erholung, verschiedene andere Werke auszuarbeiten, die in ihrer Art ebenfalls höchst ausgezeichnet sind, z. B. die Biblioteca Modenese. Tiraboschi's übrige Werke, literarischen, historischen und theologischen Inhalts, übergehen wir hier. — Er starb zu Modena im Jahre 1794 als ein zu frühes Opfer seines rastlosen Fleißes.

Tiraden, nennt man eine lange Reihe von Worten über eine und eben dieselbe Materie — einen langen Wortschwall über Dinge, welche weit kürzer vorgetragen werden könnten. Wahrscheinlich rührt die Benennung von dem italienischen Kunstausdruck in der Musik: Tirata her, welcher eine Reihe Noten von einerlei Gattung, die, stufenweise hinauf- oder hinabgehend, auf einander folgen, bezeichnet.

Tiresias, (mythol.) ein Sohn des Euteres und der Nymphe Cha-
iklo vom Geschlecht des Spartaners Udaeus, war ein vornehmer The-
aner und berühmter Wahrsager. Er wurde blind, und davon führt
ie Fabel mehrere Ursachen an. Nach Hesiodus traf er einst unterwe-
es zwei Schlangen, die sich begatteten. Er schlug mit seinem Stabe
azwischen, und sahe sich plötzlich in ein Weib verwandelt. Nachher
raf er die Schlangen wieder an, schlug mit seinem Stabe zwischen
ie, und wurde wieder ein Mann. Als nachmals einst Jupiter und
Juno einen Streit mit einander hatten, und Tiresias für den Jupiter
ntschied, wurde die Göttin unwillig und beraubte ihn seines Gesichts.
Jupiter schenkte ihm zum Ersatze die Kunst wahrzusagen. Nach An-
ern wurde er von den Göttern geblendet, weil er den Menschen ihre
Geheimnisse verrathen hatte. Auch soll (nach Pherecydes) Pallas ihn
eblendet haben, weil er einst seine Mutter entkleidet gesehen hatte.
Chariklo flehete zwar die Göttin an, ihm sein Gesicht wieder zu ge-
en, da diese es aber nicht vermochte, so beschenkte sie ihn mit
er Wahrsagerkunst, und schärfte sein Gehör so, daß er die Stim-
men der Vögel verstehen konnte; auch gab sie ihm einen blauen
Stab, der ihm statt der Augen dienen, und immer auf dem rech-
en Wege erhalten sollte. Man rühmt seine Kenntniß der Sterne.
Als Theben von den vereinigten Fürsten belagert wurde, weissagte er,
ie Feinde würden der Stadt nicht schaden können, wenn ein Nach-
omme der aus den Drachenzähnen entsprossenen Spartaner sich für
as Vaterland aufopferte. Das that Menöeus, und die Feinde muß-
en abziehen. Als aber die Epigonen Theben belagerten, rieth Tiresias,
ie Stadt zu verlassen, weil die Götter ihren Untergang beschlossen
hätten. Nach einigen starb er, als er auf der Flucht aus dem zerstör-
en Theben aus dem Brunnen Tilphosa trank. Andere behaupten, er
ey von den Feinden gefangen, und nach Delphi geschickt worden. Sein
Grab war zu Telphosa. Er erreichte ein sehr hohes Alter, das auf
neun Menschenalter angegeben wird. Proserpina bewilligte auch noch
einem Schatten die Gabe der Weissagung, und er hatte ein Orakel zu
Orchomenus. Als Ulysses in die Unterwelt kam, befragte er den Tire-
sias um den Weg nach Ithaca, nachdem er ihn mit dem Blute der
Opferthiere getränkt hatte. Er erfüllte nicht bloß des Ulysses Wunsch,
sondern sagte ihm auch alle seine Schicksale vorher. Tiresias erschien
dem Ulysses in der Unterwelt mit einem Scepter. Auch dem Amphy-
rus verkündigte er die Thaten des Hercules vorher, als dieser die
Schlangen in der Wiege erdrückte.

Tischbein ist der Name einer sehr berühmten deutschen Künstler-
familie, von der wir jedoch nur zwei der vorzüglichsten Männer bemer-
ken. 1. **Johann Heinrich Tischbein**, der Erste oder Aeltere
genannt, wurde 1722 zu Heina in Hessen, wo sein Vater Klosterbäcker
war, geboren. Er sollte das Schlosserhandwerk lernen. Wegen seines
Hanges und seiner außerordentlichen Talente zu den bildenden Künsten
entriß ihn jedoch sein älterer Bruder, Johann Valentin, der Cabinets-
secretär des Herzogs von Hildburghausen, und gleichfalls ein ausge-
zeichneter Mahler war, jenem Handwerke und gab ihn bei einem Tape-
tenmahler Zimmermann in Cassel in die Lehre. Zugleich benutzte der
junge Künstler den Unterricht des Hofmahlers von Freese daselbst, und
ging, von dem Churmainzischen Großhofmeister Grafen von Stadion
unterstützt, 1743 nach Paris, wo er bis 1748 bei Carl Andreas Vanloo
studirte. Hierauf begab er sich nach Venedig, fand in dem Mahler J.
B. Piazetta einen Lehrer und Freund, dessen Unterricht er acht Monate

genoß, und nach seiner zwei Jahre später erfolgten Heimkehr von R[illegible] aufs neue benutzte. 1752 wurde er Cabinetsmahler des Landgrafen [illegible] Hessen-Cassel, und verheirathete sich 1756 mit einem eben so gebilde[illegible] als schönen Mädchen. Seine Gattin starb aber schon 1759, und ni[illegible] lange nachher verband er sich mit ihrer Schwester, die ein halbes Ja[illegible] nachher gleichfalls starb. Seine erste Gattin hatte ihm zwei Töch[illegible] geboren, schön wie Raphaels Engel, und ganz mit dem Geiste ihr[illegible] Vaters erfüllt. Beide hat er höchst ähnlich, und mit allen Eigenthüm[illegible] lichkeiten seines häuslichen Lebens in einem bereits im Jahre 1776 au[illegible] geführten großen Familiengemählde angebracht. Vorzüglich liebte er di[illegible] älteste, die ihm von ihrer ersten Jugend an zu seinen historischen Ge[illegible] mählden sitzen mußte, und er verewigte auf diese Art ihre Physiognom[illegible] in immer veränderter Gestalt. Ein Grundzug des sittlichen Charakte[illegible] dieses großen Künstlers war jene liebenswürdige Biederkeit, wodur[illegible] der Deutsche selbst dem ränkevollen Ausländer Achtung einflößt, die ab[illegible] bei ihm, abgeschliffen durch den Umgang mit gebildeten Menschen, al[illegible] Harte und Rauhe verlor, und sich in zuvorkommender Höflichkeit äußer[illegible] Sein Betragen, wie seine Denkungsart waren sanft, so lange nicht g[illegible] reizte Empfindlichkeit sie verstimmte. Eine schöne Handlung, ein naiv[illegible] Einfall seiner Kinder, oder das unvermuthete Wiedersehen eines Freu[illegible] des rührte ihn bis zu Thränen. In den letzten Jahren seines Lebe[illegible] übertönte diese Saite seines Herzens jede andere Empfindung; allein [illegible] erzeugte zugleich eine gewisse ängstliche Scheu, die bisweilen an Furc[illegible] gränzte. Eine Folge seines ersten Religionsunterrichts und der Stan[illegible] haftigkeit, womit er in Italien seinen Glauben behauptete, war sei[illegible] Anhänglichkeit an das lutherische Lehrsystem, welche sich mehr auf Em[illegible] pfindung als auf Vernunftgründen stützte. Diese Standhaftigkeit i[illegible] dem Beharren bei ihrem Glauben ist eine Erbtugend in dieser Künstler[illegible] familie. In der Einrichtung seines Hauswesens liebte Tischbein ein[illegible] anständige Pracht ohne Verschwendung; übrigens bekümmerte er sich nicht um das Detail desselben; doch war er ein guter Wirth, und ver[illegible] nachlässigte keinen Verdienst, der sich ihm darbot. Er starb geehrt und geliebt 1799 zu Cassel als dirigirender Professor der dortigen Kunstaka[illegible] demie, mit dem Charakter als Rath und als Mitglied des Instituts zu Bologna. Als Künstler zeichnete sich Tischbein besonders in der historisch-mythologischen Mahlerei aus, weniger im Bildniß. Mit Be[illegible] geisterung ergriff er jeden neuen Gedanken, den er einer mahlerische[illegible] Darstellung fähig hielt, und fixirte, sobald er nur konnte, das Bil[illegible] seiner Seele mittelst einer flüchtigen Skizze. Hiezu bediente er sich der schwarzen Kreide, womit er auf Grundpapier zeichnete, oder des Roth[illegible] steins. Hierauf ruhte er nicht eher, als bis er seine Idee auf der Lein[illegible] wand ausgeführt hatte. Er schloß sich zu dem Ende bei hellen Tage[illegible] ein, war selbst seinen Hausgenossen unzugänglich, und zeigte sein Ge[illegible] mählde erst dann seinen Freunden, wenn es bis zu einem gewissen Grade fertig war. Als Geschichts- und mythologischer Mahler haben ihm seine vier Bilder aus den Begebenheiten des Rinaldo und der Armida, nach Tasso, auf dem Schlosse Weißenstein befindlich, sein zürnender Achill und die auf Agamemnons Befehl hinweggebrachte Briseis, seine Electra, die den vermeinten Tod ihres Bruders an dessen Urne beweint, seine sterbende Alceste u. s. f., einen unsterblichen Ruhm erworben. Un[illegible] ter den Gesellschaftsstücken und Bildnissen von ihm gehören zu den vor[illegible] züglichsten: sein eigenes Bildniß, auf der Kunstakademie zu Cassel; sein oben angeführtes tischbeinsches Familiengemählde; die Bildnisse von Rein[illegible] hard, Forster, Heyne, Gleim, Philippine Engelhard geborne Gatterer,

t. v. a. Eine zahlreiche Sammlung von Frauenzimmerbildnissen befin-
et sich auf dem Schlosse Wilhelmsthal bei Cassel. Es sind fürstliche
nd andere, vorzüglich ihrer Schönheit wegen gewählte Personen, welche
ie Verewigung ihrer Reize Tischbeins Pinsel verdanken, und hier theils
n Lebensgröße, theils in Brustbildern die Wände zieren. Nach Ruß-
and kam ins Cabinet der Kaiserin sein Gemählde: Sophonisbe im Be-
riff, den Giftbecher zu trinken, lebensgroß, und Aeneas, der auf den
Wolken vor den Thron der Dido tritt. In seinen Scenen aus Klop-
ocks Herrmannsschlacht zeigte er, daß er auch als Geschichtsmahler
n Darstellungen aus der spätern Zeit zur Ehre der deutschen Kunst eine
eue Bahn hätte brechen können. Tischbeins Compositionen — mehr
berdacht, als durch den Schlag einer Zauberruthe entstanden — zei-
en durch ihre Rundung und Einheit, daß sie nie Zusammenstellungen
nzelner in der Natur aufgefaßter Züge, sondern Schöpfungen einer
rdnenden Einbildungskraft waren. Seine Zeichnung ist im Ganzen
ichtig und bedeutungsvoll. Das Nackte seiner Figuren verräth Stu-
ium der Antike; die Gewänder sind in einem großen Geschmack gewor-
en, und lassen die Bewegung der Glieder ungezwungen durchscheinen.
Die Kopfwendungen sind fast immer voll Geist und Leben; allein in
nanchen Fällen geht auch dadurch die ruhige Grazie verloren, welche
Kenner in den Werken Raphaels und der römischen Schule überhaupt
ewundern. Durch seine stete Uebung hatte Tischbein eine sichere Hand
rlangt; daher sind seine Umrisse keck, bestimmt und durch kräftige
Drucker belebt. Dies ist aber nur von seinen Skizzen und Entwürfen
u verstehen, denn in seinen ausgeführten Mahlereien sind die Umrisse
owohl, wie die Tinten, zum Bewundern sanft verschmolzen. Nach
Tischbeins Tode kaufte der Churfürst von den Erben seine hinterlassenen
Arbeiten, und räumte ihnen einen Saal in dem Schlosse zu Wilhelms-
höhe ein, wo sie noch stehen sollen. Nach ihm gestochen haben beson-
ers J. H. Tischbein der II. oder Jüngere, sein Brudersssohn (geb.
742 zu Hayna, gestorben als Inspector der Gallerie zu Cassel 1808,
nd bekannt als Schriftsteller durch seine: Kurzgefaßte Abhand-
ung über die Aetzkunst, Cassel 1790); ferner Rosaspina, Bause,
B. C. Mayr, und Andere. — Der andere vorzüglich merkwürdige
Künstler aus dieser Familie ist Johann Heinrich Wilhelm
Tischbein, gewöhnlich Heinrich Wilhelm genannt. Er ist der Sohn
nes Schreiners und Kirchenältesten zu Hayna (wo er 1751 geboren
ard) und Brudersssohn des Vorhergehenden. Sein Vater gab ihm
nigen Unterricht im Zeichnen und Mahlen, mehr noch seine beiden
heime, der eben gedachte Johann Heinrich und Johann Ja-
b. Dieser letztere (geb. zu Hayna 1725, gest. zu Lübeck 1791) war
imlich ein sehr vorzüglicher Bildniß-, Thier- und Landschaftsmahler,
d gab seinem Neffen in diesen Zweigen der Kunst Anleitung. Johann
einrich aber unterrichtete ihn in der Geschichtsmahlerei. Zu Ham-
rg copirte er darauf drei Jahre lang eine Menge Kunstwerke, vor-
glich Bildnisse. Nachher besuchte er (1770) Amsterdam und andere
tädte der Niederlande, und kehrte 1772 nach Cassel zurück, verfer-
te dort Landschaften und Bildnisse, besuchte zuweilen Hannover, und
ng auf Empfehlung der Landgräfin von Cassel nach Berlin, wo er
le Personen des Hofes mit Beifall mahlte, und endlich 1779 mit
ndgräflicher Unterstützung durch die Schweiz nach Rom reis'te. In
rich, wo man noch mehrere von ihm gemahlte, aber merklich nach-
unkelte Bildnisse findet, hielt er sich geraume Zeit bei dem Diaconus
enninger auf. Schon in diesen frühern Zeiten hatte er einen vorherr-

schenden Hang zu dem Höhern der Kunst, der Geschichtsmahlerei, und eben in Zürich entwarf er sein nachher so berühmt gewordenes Bild, welches den unglücklichen Conradin von Schwaben darstellt, wie er nach bereits angehörtem Todesurtheil mit Friedrich von Oesterreich noch auf dem Brette spielt; ein Werk, welches in weit spätern Tagen noch immer zu seinen Lieblingsarbeiten gehörte. Etwa um 1781 kam er nach Rom, wo er durch das Anschauen alter und neuer Kunstwerke sein Talent selbstschaffend verbesserte. Von dort sandte er mehrere Copien in Oel nach Raphael, Dominichino und da Vinci, und als Originalgemählde Hercules, wählend zwischen Tugend und Laster, ferner eine italienische Landschaft u. s. f. nach Cassel. Sein Conradin erregte in Rom besonderes Aufsehen. Ein imposantes Werk, sagt ein Kunstkenner, von 8 Fuß Breite und 5 Fuß Höhe, welches er seinem frühern Unterstützer, dem Herzoge von Gotha, geweiht hat, und welches jetzt eine Zierde des Schlosses Friedenstein ist. Es sollen mehrere kleine Copien davon vorhanden seyn. Aus dieser Periode ist auch ein kleineres Gemählde, die Herrschaft der Menschen über die Thiere darstellend, und das Bildniß von Göthe. Von Rom ging er 1787 nach Neapel, wurde von der Königin für das Portrait des Kronprinzen sehr reichlich beschenkt, und 1790 als Director der dortigen Mahlerakademie angestellt. Er verbesserte diese Anstalt ungemein, und bildete mehrere geschickte Schüler. Sehr genügsam lebte er dort, bis auch hier die Revolution ausbrach, und verwandte seinen Jahrgehalt von 600 Ducati größtentheils für seine Zöglinge. Er stand bei dem ganzen Hofe in hoher Achtung, und noch vor jenem Ausbruche, wo die königliche Familie sich nach Sicilien einschiffte, hatte er einen Urlaub, nach Deutschland zu reisen, erhalten, um dort die Vollendung und Herausgabe seiner erläuternden Kupfersammlung zum Homer zu besorgen. Indessen blieb er bis zur Revolution in Neapel, die ihn in eine Lebensgefahr setzte, woraus ihn bloß seine Deutschheit und seine Kunst retteten. Mit einem kleinen ausgesuchten Theil seiner Kunstschätze, worunter sich die sämmtlichen Kuferplatten zu seinem großen Werk über die zweite hamiltonsche Vasensammlung in vier Foliobänden, und zu seinem erwähnten Homer in Bildern befanden, schiffte er sich 1799 auf einem neutralen Schiffe nach Livorno ein, wurde vom Sturme verschlagen, von französischen Schiffen gekapert, aber mit seiner ganzen Habe wieder freigelassen, und kam nach einer viermonatlichen Reise und vielen Mühseligkeiten zu Cassel an, lebte eine Zeit lang (1800) zu Göttingen und Hannover, und von da an bis jetzt (1816) fast immer zu Hamburg und Eutin, wo er als Künstler und Mensch die in gleich hohem Grade verdiente Achtung genießt. Hier arbeitete er mehrere schöne Gemählde und Zeichnungen aus, unter andern (1805) einen Ajax, der die Cassandra von der Statue der Pallas wegreißt, in drei Figuren von übermenschlicher Größe, für die Gallerie des Herzogs von Oldenburg zu Eutin. Eine kleine aber ausgewählte Sammlung von Gemählden verkaufte er diesem vortrefflichen Fürsten für 40,000 Mark (ungefähr 13,000 Rthlr. Conventionsgeld). Als er 1806 von der Stadt Bremen den Auftrag bekam, für die St. Ansgariikirche daselbst auf einer Altartafel für dieselbe das: Lasset die Kindlein zu mir kommen, zu mahlen, rief er freudig aus: Recht schön will ich's mahlen, damit die Bremer mit vollen Freuden in die Kirche gehen. Eine Beurtheilung dieses Bildes in der allg. Literatur-Zeitung (1810 Nr. 39) nennt dasselbe: „eine Welt voll Schönheit, Andacht, Mutterliebe und kindlicher Unschuld, die man Stunden lang betrachten muß, um jeden einzelnen Zug des Genies seines Schöpfers aus ihm

herauszufühlen. Ueber allen Ausdruck bezaubernd ist auch das, ungeachtet der großen Mannichfaltigkeit der Gegenstände, und der kunstvollen Perspectiven und Verkürzungen durchaus hell gehaltene Perspective desselben." Tischbein hat außer seinen vortrefflichen Gemählden mehrere artistische Werke herausgegeben, und zum Theil mit Aetzarbeiten ausgestattet. Unter den frühern ist die Sammlung seiner Thierstudien unter dem Titel: Têtes de différens animaux, dessinées d'après nature pour donner une idée plus exacte de leurs caractères, à Naples 1796, gr. Fol. 2 Vol. Ein besonderes Lieblingsstudium suchte er nämlich darin, die Physiognomien der Menschen mit denen der Thiere zu vergleichen, auf welche Idee er wahrscheinlich durch seinen Umgang mit Lavater gekommen war. Im ersten Theil des angeführten Werks sind 16, im andern 8 Blätter enthalten. Mit bewundernswürdiger Kunst ist die Gemüthsart jedes Thieres in diesen Bildern dargestellt. Ferner Sir William Hamiltons Collection of Engravins from antique Vases, the greater part of Grecian Fabric found in ancient tombs in two Sicilies in the years 1789 and 1790, with the remarks of the proprietar — published by William Tischbein, 4 Vol. fol. Naples 1790 — 1809. Es sind darin zusammen 240 Umrisse wirklicher Vasenabbildungen von Tischbein, die Hülfstafeln nicht mit gerechnet. Ein fünfter Band, wozu schon 60 Kupfertafeln fertig liegen, sollte folgen, ist aber bis jetzt (1816) noch nicht erschienen. Deutsch unter dem Titel: **Umrisse griechischer Gemählde auf antiken in den Jahren 1789 und 1790 in Campanien und Sicilien ausgegrabenen Gefäßen, &c., von Wilhelm Tischbein 1sten Bandes 1stes Heft.** (Mehr erschien nicht.) Weimar 1797 gr. Fol. Zum Werke über die hamiltonschen Vasen, welches Tischbein nachher selbst verlegte, gab er den ersten Gedanken an, und von ihm sind auch die scharfsinnigsten und zugleich einfachsten Erläuterungen. Zu Ausschmückung von Zimmern ließ er die nämlichen Kupfer auf starkes Papier abdrucken. Endlich: **Homer**, nach Antiken gezeichnet von Wilhelm Tischbein, Direktor &c. Mit Erläuterungen von Christ. Gottl. Heyne, 1 — 4. Heft, Göttingen 1801 bis 1804 Royalfolio. Dies Werk enthält eine Reihe von Darstellungen, welche die Alten aus dem Homer wählten, und auf Kunstwerken mancherlei Art darstellten. Jedes Heft besteht außer mannichfachen Verzierungen in sechs Blättern. Ueber diese beiden Künstler lese man nach, und zwar über den Erstern: **J. H. Tischbein als Mensch und Künstler dargestellt** von J. F. Engelschall, Nürnberg 1797, 8., über den Letztern die Zeitung für die elegante Welt 1808, Nr. 83., und über beide zugleich Fueßli's allgemeines Künstlerlexicon 2ter Theil, 9ter Abschn., Zürich 1816.

Tisyphone war eine der Furien. M. s. die Artikel Furien, Erinnyen, Eumeniden.

Tissot (Simon André), einer der berühmtesten Aerzte, geboren in dem Dorfe Grency im Pays de Vaud den 20sten März 1728, wo sein Vater Feldmesser war. Er studirte zu Montpellier, practicirte darauf zu Lausanne, ging 1781 als Professor der Medicin nach Pavia, und von dort 1783 nach Lausanne zurück, wo er den 13ten Juni 1797 starb. Die ausübende Arzneikunst trieb er mit dem größten Beifall, und eine Menge von Fremden aus allen Nationen kamen nach Lausanne, um ihn über ihre Gesundheit zu consuliren. Seine Schriften vermehrten seine Berühmtheit noch, sie wurden fast in alle gebildete Sprachen übersetzt, und verbreiteten viel Licht über medicinische Gegenstände. Die

wichtigsten sind: l'Onanisme ou dissertations sur les maladies produites par la masturbation. — Avis au peuple sur la Santé, 2 Vol. 12. 1792. — Traité de l'Epilepsie. — Traité des nerfs et de leurs maladies. 1778. 4 Vol. 12. u. s. f. Gesammelt erschienen seine Schriften zu Lausanne 1783—95 in 15 Duodezbänden, und sind ins Deutsche von J. C. G. Ackermann, Leipzig 1784, 7 Bände 8., im Auszuge aber von Th. F. Held, Gera 1785. 3 Bände 8. übersetzt.

Titan (mythol.), ein Sohn des Uranos und der Erde. Als dem ältesten unter seinen Brüdern gebührte ihm das Königreich; allein auf die Bitte seiner Mutter und seiner Schwestern, der Ceres und der Ops, überließ er es seinem jüngsten Bruder Saturn, unter der Bedingung, daß der letztere von seinen Söhnen keinen am Leben lassen sollte, damit die Herrschaft wieder an die Kinder des Titan zurückfiele. Als dieser aber nachher erfuhr, daß dennoch einige Kinder des Saturn am Leben geblieben wären, griff er mit seinen Söhnen zu den Waffen, besiegte den Saturn, und nahm ihn mit seiner Gemahlin gefangen. Aber Saturns Sohn, Jupiter, der in Creta weilte, überzog den Titan mit einem Heere Cretenser, überwand ihn, und gab seinem Vater den Thron wieder. Den ältern Mythenschreibern ist dieser Titan unbekannt. — **Titanen** hießen die Söhne des Uranos und der Gäa oder Titäa (Erde), nach Andern waren es die Söhne des Titan und Enkel des Uranos. Hesiodus und die meisten Mythographen bestimmen ihre Anzahl auf sechs: **Cöus**, **Krios**, **Hyperion**, **Japetus**, **Oceanus**, **Kronos**. In einem mythischen Fragmente wird noch **Phorcys** als der siebente hinzugefügt. Spätere zählen achtzehn Titanen, weil sie vielleicht einige von den Cyclopen und Centimanen, die auch Söhne des Uranos waren, dazu rechneten. Auch die Kinder der Titanen belegte man mit diesem Namen, so ward auch **Helios**, der Sohn des Titanen Hyperion, gleichfalls **Titan** genannt. Ueberhaupt ist die Fabel von den Titanen mit vielen Ideen aus der phönicischen Cosmogenie vermischt, wohin besonders die Angaben gehören, daß mehrere der Titanen nützliche Erfindungen machten, die ersten Künstler, Baumeister, Ackerbauer, Viehhirten und Jäger gewesen wären. Zu den ältesten Mythen gehört, daß die Titanen ihren Vater Uranos vom Throne stürzten, und mit dem Jupiter um die Herrschaft kriegten. Die Erde seufzte, so heißt es, über die Grausamkeiten ihres Gemahls, der, so wie sie ihm Kinder gebar, dieselben in der Erde verbarg, und nicht an das Tageslicht kommen ließ. Sie reizte deshalb die Titanen zur Empörung; Uranus wurde gefangen, vom Kronos entmannt, und dieser bestieg den Thron. Da aber auch er seine Brüder, die Cyclopen und Centimanen, in den Tartarus verschloß, so reizte die Erde den Jupiter und die andern Kinder des Kronos gegen ihn zum Aufruhr, und nun begann der berühmte Götterkrieg zwischen den Titaniden und Kroniden. Zehn Jahre lang schon fochten die erstern vom Othrys, die Letztern vom Olymp herab mit einander, ohne daß der Kampf entschieden wäre, bis Jupiter auf einen Orakelspruch der Erde die Centimanen entfesselte, durch deren Beistand die Titanen besiegt, gefesselt und in den Tartarus geworfen wurden (s. Centimanen). Die Scene des Kampfs wurde nach Thessalien versetzt, auf den Olymp und Othrys bei Hesiodus, auf den Olymp, Pelion und Ossa bei Homer. Die Titanen werden auch nach ihrem Vater Uraniden genannt.

Titan ist ein von Klaproth 1792 entdecktes Metall und heißt auch Menack, wovon das in der Mineralogie vorkommende Menakgeschlecht

en Namen hat. Es ist von dunkelkupferrother Farbe, metallisch glän-
end, spröde, und zeigt nur in dünnen Blättchen sich etwas biegsam.
Es läuft schon an der Luft sehr bald braun an, und man hat noch
einen Gebrauch davon gemacht.

Titian. Unter den großen Mahlern Italiens ist Tiziano
Vercelli, der unter dem erstern Namen in ganz Europa bekannt ist,
einer der berühmtesten. Er wurde 1477 (oder wahrscheinlicher 1480)
u Capo del Cadore in den Alpen von Friaul geboren. Wegen der
frühen Beweise von Talent zu den zeichnenden Künsten wurde er nach
Venedig gesandt, wo er Giovanni Bellini's Schüler ward. Er machte
bewundernswürdige Fortschritte, und die Nachahmung des Styls seines
Lehrers gelang ihm so vollkommen, daß ihre Werke kaum unterschieden
werden konnten. Diese Manier war übrigens steif und trocken, und als
der junge Künstler die Werke Giorgone's gesehen hatte, in denen mehr
Freiheit und Eleganz herrschte, nahm er sich diese Manier zum Muster,
und seine Fertigkeit ging so weit, daß er es bald dem Giorgone gleich
that, wodurch dieser so eifersüchtig wurde, daß alle Verhältnisse zwi-
schen ihnen aufhörten. Zugleich vernachlässigte er auch andre Gegen-
stände des menschlichen Wissens nicht, und wurde schon in seinem 23sten
Jahre für einen der besten damals lebenden Dichter gehalten. Indessen
verließ er doch bald die Poesie, und widmete sich bloß der Mahlerkunst.
Er brachte es in den drei Zweigen der Landschaft, des Porträts und
der Geschichte zur größten Vollkommenheit. Mit einer genauen, treuen
Beobachtung der Natur, einer fast nie erreichten Schattirung und Far-
bengebung verband er bei allen Veränderungen seiner Manier eine Wahr-
heit und Kraft der Darstellung, welche seinen Werken den höchsten Werth
gaben. Er ist allgemein als einer der größten Meister im Colorit an-
erkannt, und da geschmackvolle Zeichnung ein weniger scheinbarer Theil
seines Verdienstes war, so wird er besonders im Porträt und in der
Landschaftsmahlerei als unerreicht bewundert. Er ist der Vater der
Porträtmahlerei, sagt Füßli, in Hinsicht auf Aehnlichkeit der Bildung,
würdevollen Charakter, einfache Anmuth, und geschmackvolles Costume.
Titians vorzüglichster Aufenthalt war Venedig, obgleich er gelegentlich
auf Einladungen fürstliche Höfe besuchte. Wie sein Ruf sich verbreitete,
wurde er zu dem Herzoge von Ferrara gerufen, um in seinem Palaste
einige von Bellini angefangene Werke zu vollenden. Diesen fügte er
einige Stücke von seiner eigenen Erfindung hinzu, und mahlte die Por-
träts des Herzogs und der Herzogin, und Ariosts, der damals sich am
Hofe von Ferrara befand. In Rom, wohin ihn während Pauls III.
Regierung der Cardinal Farnese berief, mahlte er jenen Papst in Le-
bensgröße. Als der Kaiser Karl V. nach Italien kam, um sich krönen
zu lassen, ließ er Titian von Bologna zu sich berufen, und war über
das Porträt, welches dieser von ihm mahlte, so erfreut, daß er ihn
noch öfter zu sich kommen ließ, ihn zum Ritter ernannte, und ihm
einen Jahrgehalt aussetzte, der nachmals von Philipp II. noch vermehrt
wurde. Viele Fürsten und Große jener Zeit schätzten es sich zum Ruhme,
von Titian gemahlt zu werden; und seine Porträts sind nicht bloß als
Kunstwerke, sondern auch in der Hinsicht von hohem Werth, daß sie
uns die Gesichtszüge der ausgezeichnetsten Personen jenes Zeitalters über-
liefert haben. Titian machte eine Kunstreise nach Spanien und Deutsch-
land, und war in letzterem fünf Jahre lang; allein Venedig blieb sein
Wohnort, wo er glänzend und auf eine seinen vorzüglichen Verdiensten
gemäße Weise lebte. Zu seinem übrigen Glück kam ein ungewöhnliches

Lebensalter, in welchem er die Geistes- und Körperkraft seiner Jugend behielt. Er starb 1576, 96 Jahr alt. In einem so langen Zeitraum brachte er eine große Menge von Kunstwerken von verschiedener Art hervor, womit Kirchen, Paläste und Bildergallerien in allen Theilen Europa's geschmückt sind. Von seinen historischen Gemählden werden besonders ein Abendmahl in dem Refectorium des Escurials, und ein Christus, der mit Dornen gekrönt ist, in einer Kirche zu Mailand befindlich, gerühmt. Gestalt und Haltung des Heilandes in dem letztern Stücke sind himmlisch. Der Kupferstiche nach Titians Gemählden, mit Einschluß der Landschaften und der Holzschnitte, sind mehr denn sechshundert.

Titul, Titel (lat. titulus, franz. titre). Unter den mancherlei Bedeutungen, die dieses Wort führt, kommt wohl 1. die im gewöhnlichen Umgange am häufigsten vor, welche ein gewisses Wort, einen Namen, eine Ehrenbezeigung angibt, wodurch in der bürgerlichen Gesellschaft eine Person in Rücksicht ihres Standes, Amtes, ihrer Würde u. s. w. von der andern unterschieden werden soll. Man theilt sie in Standestitel (z. B. bei Fürsten, Adeligen u. s. w. zum Unterschied von Bürgerlichen), in Ehrentitel (als: Durchlaucht, Excellenz u. s. w.) und in Amtstitel (Rath, Professor, Superintendent u. s. w.), diese aber wieder in wirkliche (von der eigentlichen Bedienung) oder in Titularen, die die bloße Benennung, ohne das Amt, haben (z. B. wirkliche Räthe — Titularräthe u. s. w.). Daß in der bürgerlichen Gesellschaft, wo nun einmal eine allgemeine Gleichheit nicht Statt finden kann, auch Unterscheidungen der Art beobachtet werden müssen, wird kein Vernünftiger läugnen; daß aber die Titulomanie, oder die Sucht, sich mit besondern Ehrenbenennungen (Titeln) anreden zu lassen, nach und nach von den ältern *) bis zu den neuesten Zeiten den höchsten und lächerlichsten Grad erreicht hat, ist eine Wahrheit, von der man sich, leider! täglich überzeugen muß, und es wäre wohl überflüssig, noch etwas darüber hinzuzufügen, da man in öffentlichen Blättern (namentlich dem Reichs-, jetzt Allgemeinen Anzeiger) und selbst auf dem Theater (z. B. Kotzebue in den deutschen Kleinstädtern) die Lächerlichkeit einer solchen Titelwuth genug bloßgestellt hat. — Wenn übrigens regierende Herren in ihrem Titel oft Länder mit aufführen lassen, die ganz andere Besitzer haben, so rührt dies theils von ehemaligen Ansprüchen, die sie oder ihre Vorfahren zu haben vermeint, oder wirklich gehabt haben, her, obgleich vielleicht nie dieselben geltend gemacht werden, theils ist es bloß sogenannter Styl und Observanz, solche Titel beizubehalten. — Die übrigen Bedeutungen des

*) Von der lächerlichen Titelsucht aus der älteren Zeit, dem 17ten Jahrhunderte, mag hier Ein Beispiel zur Erbauung der Leser genug seyn. Ein gewisser M. Seeger zu Wittenberg ließ sich mahlen, und zwar unter einem Crucifix stehend, wo denn aus seinem Munde die Worte nach dem Heiland hinaufgingen: Domine Jesu Christe, amas me? (Herr Jesu, liebst du mich?) und aus dem Munde Jesu kamen nun folgende Titulaturen herab: Clarissime, Nobilissime atque Doctissime Domine Mag. Seeger, Rector Scholae Wittebergensis meritissime atque dignissime, omnino amo te! (zu Deutsch ungefähr: Hochedler, Hochachtbarer, Hochgelahrter Herr Mag. Seeger, Hochwürdiger und Hochverdienter Rector der Schule zu Wittenberg, ja, ich liebe dich!)

Worts Titul sind: 2. die Aufschrift, Rubrik eines Buchs, Bildes, oder andern Werks, das man dadurch von andern unterscheiden will. Daß auch in dieser Art sehr viel Lächerlichkeiten und Unsinn ausgeübt werden, um nur durch den Titel eines Buchs Aufmerksamkeit zu erregen, und demselben Abnehmer zu verschaffen, davon kann man sich in den meisten öffentlichen Blättern überzeugen. 3. Heißt Titul, in rechtlicher Bedeutung, irgend ein gesetzlicher Grund, aus welchem mir ein Recht oder der Besitz einer Sache zusteht; im canonischen Rechte die Einkünfte oder Güter, welche zum Unterhalte der Geistlichen dienen (ursprünglich gewisse den Clericis oder Geistlichen angewiesene Sitze, wo sie ihr Amt ausübten), und in den mittlern Zeiten eine Würde, ein geistliches Amt, das jemand bekleidet. Endlich bezeichnet man 4. mit Titel auch die Aufschrift der einzelnen Capitel in dem römischen Rechte, namentlich in den Institutionen, Pandecten und dem Codex.

Titus Vespasianus, ein sehr berühmter römischer Kaiser, der älteste Sohn des Kaisers Vespasian, geboren im Jahr 40 nach Chr. Geb. Er wurde am Hofe des Nero mit dem Britannicus erzogen, und schloß mit diesem unglücklichen Fürsten eine sehr innige Freundschaft. Von früher Jugend an beschäftigte er sich mit der Rede- und Dichtkunst, und zeichnete sich in beiden vorzüglich aus. Zuerst diente er als Tribun bei dem Kriege in Germanien, und nachher in Britannien, und erwarb sich durch sein anständiges und einnehmendes Betragen, durch seinen Muth, seine kriegerischen Fertigkeiten und durch seine persönliche Annehmlichkeit allgemeinen Beifall. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich zu Rom mit gerichtlichen Gegenständen, und führte mehrere Streitsachen mit großer Geschicklichkeit. Noch sehr jung, heirathete er die Tochter eines römischen Ritters, nach deren Tode er sich zum zweitenmale mit einer vornehmen Römerin vermählte, von der er sich schied, nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte. Mit Auszeichnung verwaltete er das Amt eines Quästors, und wurde darauf zum Befehlshaber einer Legion ernannt, in welchem Posten er seinen Vater bei dem Kriege in Judäa begleitete, wo er der Stellvertreter desselben ward. In diesem Verhältnisse gewann er Schlachten, nahm Städte ein, und zeigte sich gleich groß und liebenswürdig durch seine Tapferkeit und seinen Unternehmungsgeist, durch seine Leutseligkeit und Großmuth. Als Galba nach Nero's Tode den Thron bestiegen hatte, wurde Titus von seinem Vater an den neuen Kaiser gesandt, um demselben seine Ergebenheit zu bezeigen; wie er aber unterweges Nachricht erhielt, daß Galba ermordet sey, und Vitellius und Otho sich um die Herrschaft stritten, kehrte er zu seinem Vater zurück, um keinem der Thronbewerber in die Hände zu fallen. Als Vespasian nach Otho's Tode beschloß, selbst sich des Reichs zu bemächtigen, vermittelte Titus ein Bündniß zwischen ihm und dem Mucianus, Statthalter von Syrien, und blieb bei Vespasians Abgange nach Italien zurück, um den Krieg gegen die Juden fortzusetzen. Einen Beweis seines Edelmuths gab Titus dadurch, daß er seinen Bruder Domitian wieder mit seinem Vater auszusöhnen suchte, der wegen Domitians Ausschweifungen sehr gegen ihn entrüstet war. Als Vespasian von der Kaiserwürde Besitz genommen hatte, erklärte er den Titus (70 J. nach Chr. Geb.) zu seinem Mitgenossen im Consulat. Zu eben dieser Zeit belagerte Titus Jerusalem, welches nach den schrecklichsten Unglücksfällen und Leiden, die es erdulden mußte, eingenommen wurde. Der Tempel, obgleich

Titus ihn zu retten suchte, wurde bei der Einnahme zerstört, und die Greuelthaten während dieser denkwürdigen Belagerung, wo Juden im Innern der Stadt gegen Juden fochten, sind in der Geschichte fast beispiellos (m. s. auch d. Art. Juden). Obgleich es im Ganzen scheint, daß Titus gesucht habe, hier so viel Menschlichkeit zu üben, wie nach den Umständen nur möglich war, so überschreitet doch die Kreuzigung von Hunderten der Gefangenen das Maß einer zu rechtfertigenden Strenge, und erregt den Verdacht, daß er einen natürlichen oder angewöhnten Hang zur Grausamkeit hatte. Nach der Zerstörung Jerusalems ging er nach Alexandrien, wo er der Einweihung des Ochsen Apis beiwohnte, so daß es scheint, daß er auch fremdem Götzendienst ergeben war. Der König der Parther sandte hieher Gesandte zum Titus, welcher jedoch auf die Nachricht, daß sein längeres Wegbleiben widrige Gerüchte gegen ihn veranlaßte, nach Rom zurückeilte, wo er die Ehre eines prachtvollen Triumphs hatte. Vespasian nahm ihn nun zu seinem Mitkaiser an, und er verwaltete die kaiserliche Gewalt in vollkommenster Eintracht mit seinem Vater, mit welchem er in dem freundschaftlichsten Verhältnisse lebte. Wenn man dem Suetonius glauben darf, so war dieser Theil seines Lebens nicht der ruhmvollste für ihn. Er überließ sich schändlicher Schwelgerei, und dem Umgange mit den ausschweifendsten Jünglingen in Rom; wenn ihm Leute verdächtig waren, so ließ er sie im Theater oder im Lager der prätorianischen Garde angeben, und verurtheilte sie dann ohne Verhör. In der Verwaltung der Justiz ließ er sich leicht durch Geschenke bestimmen, und er verkaufte ohne Wissen seines Vaters Aemter von großer Wichtigkeit. Während des jüdischen Krieges hatte er sich in die Berenice, die Tochter Agrippa's I., Königs der Juden, und Witwe des Königs Herodes von Chalcis, verliebt (m. s. Berenice). Sie folgte ihm nach Rom, und das römische Volk war sehr unzufrieden über seine Anhänglichkeit an einer Fürstin von so zweideutigem Ruf. Ueberhaupt erwartete man damals, nach Suetonius Bericht, daß Titus ein zweiter Nero werden würde. Vespasian starb im Jahr 79, und Titus folgte ihm im ganzen Umfange seiner Gewalt, obgleich Domitian einen Antheil an der Regierung verlangte, und vorgab: das Testament seines Vaters sey verfälscht worden. Wirklich veranlaßte er einige Unruhen in der Stadt, die aber beigelegt wurden; und die Verzeihung, welche Titus dem Domitian wiederfahren ließ, so wie die freundschaftliche und liebevolle Weise, womit er ihn behandelte, waren ein Beweis von jener Herzensgüte, welche nach der Thronbesteigung des Titus einen Hauptzug in seinem Charakter bildet. Seine Sinnesänderung war so vollkommen, daß er mit Recht die Liebe und das Vergnügen des menschlichen Geschlechts (amor et deliciae humani generis) genannt wurde. Die Nachrichten, welche uns von dieser kurzen Regierung überliefert worden, bilden bloß eine Reihe von Wohlthaten. Eine seiner ersten Handlungen war die Bestätigung aller von seinen Vorfahren gemachten Schenkungen und Begünstigungen, welche bis dahin durch jede Thronerledigung so lange für vernichtet gehalten wurden, bis sie von dem jedesmaligen neuen Kaiser bestätigt waren. So sehr dies nach einer verschwenderischen und unvorsichtigen Regierung in mancher Hinsicht zum öffentlichen Wohl beitragen konnte, so gab es doch auch Gelegenheit zu manchen Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten. Das Beispiel des Titus wurde in diesem Punkt von allen nachherigen Kaisern befolgt. Als er Pontifex Maximus wurde, erklärte er: daß er dies Amt als eine feierliche Verpflichtung annehme, nie seine Hände in

Bürgerblut zu tauchen. Als daher zwei Patricier sich wider ihn verschworen hatten, ließ er sich so weit herab, ihnen das Thörichte ihres Vergehens vorzustellen, versprach ihnen, in jeder andern Hinsicht, wo sie es wünschen würden, ihnen sein Wohlwollen zu beweisen, lud sie freundschaftlich zur Tafel ein, und ließ sie am folgenden Tage bei einem öffentlichen Schauspiele neben sich sitzen. Seine Güte ging noch weiter, indem er der Mutter des Einen dieser Verschwörer, welche von Rom abwesend war, einen Boten schickte, um sie wegen jenes Ereignisses zu beruhigen und sie versichern zu lassen, daß das Leben ihres Sohnes in keiner Gefahr sey. Er hob die Gesetze auf, welche das durch Reden und Schriften gegen die Person und die Würde des Kaisers begangene Majestätsverbrechen betrafen, und welche unter den vorigen Regierungen eine Quelle des Unglücks und Verderbens für viele der angesehensten Familien gewesen waren. „Wenn ich unverdienter Weise verunglimpft werde," sagte er, „so kann eine solche Beschimpfung mich nicht beleidigen. Ist aber der Tadel gegründet, so würde es große Tyrannei seyn, Menschen für die Aeußerung der Wahrheit zu strafen. Was die Beleidigungen meiner Vorfahren betrifft, so mögen diese, wenn sie Götter geworden sind, sich selbst rächen." Wie manchen Fürsten älterer und neuerer Zeit würde ein so hoher Grad von Vernunft und Edelmuth zur Ehre gereichen. Die Angeber (delatores) der vorigen Regierungen strafte Titus vielleicht zu prahlerisch. Er verbannte nicht nur einige aus Rom, sondern ließ andere auch an öffentlichen Plätzen peitschen, und in den Amphitheatern auf eine schimpfliche Weise ausstellen. Sein Grundsatz war: „daß Niemand mißvergnügt von seinem Fürsten scheiden müsse," weßhalb er aber den Bittenden oft Hoffnungen machte, wenn er ihren Foderungen auch nicht entsprach; und in dieser Hinsicht folgte er wohl seiner Gutherzigkeit auf Kosten seines Verstandes. Jener Grundsatz, verglichen mit seinem bekannten Ausrufe, nach einem Tage, an dem er keine Wohlthat erzeigt hatte: „Meine Freunde, ich habe einen Tag verloren!" erregt den Gedanken, daß seine guten Handlungen häufiger in Gunstbezeigungen gegen Höflinge und ungestüme Bittsteller, als in der Erfüllung der öffentlichen Pflichten bestanden. Seine Gefälligkeit gegen das römische Volk, dem er es überließ zu bestimmen, wie viele, und was für Kampfspiele auf den Amphitheatern gegeben werden sollten, wird schwerlich von denen gelobt werden, welche die blutdürstigen Gesinnungen des gemeinen Haufens in Erwägung ziehen. Seinem Streben nach der Volksgunst war es gleichfalls zuzuschreiben, daß er dem niedrigsten Pöbel die Theilnahme an den prachtvollen warmen Badeanstalten, die er errichtet hatte, gestattete. Zur Freude der Römer, die einen erblichen Haß gegen alle fremde Souveraine hatten, schickte er, obgleich ungern, die Königin Berenice zurück, und diese Handlung verdient um so mehr Lob, da sie seinem Herzen sehr schmerzhaft war. Die vorzüglichsten öffentlichen Ereignisse während seiner Regierung waren der große Ausbruch des Vesuvs, wodurch Herculanum, Pompeji, Stabiä und andere Städte begraben wurden, und eine unglückliche Feuersbrunst, welcher eine schreckliche Pest folgte. Mit der rührendsten Güte suchte Titus das öffentliche Elend zu lindern, und den Leidenden auf alle Weise zu helfen. Noch der Gegenstand der wärmsten Liebe und Verehrung seiner Unterthanen und auch nicht durch die kleinste Ungerechtigkeit befleckt, wurde dieser vortreffliche Kaiser auf einer Reise nach der Landschaft der Sabiner von einem Fieber ergriffen. Seinen frühen Tod beklagend, blickte er gen Himmel und sagte: „Ich

habe mir aus meinem Leben nichts vorzuwerfen, als eine einzige Handlung." Welche es war, äußerte er nicht. Er starb den 13ten Sept. 81 auf eben dem Landgute, wo sein Vater gestorben war, im 41sten Jahre seines Alters, und nach einer Regierung von einem Jahr und neun Monaten, keine männlichen Nachkommen hinterlassend. Sein Tod wurde zu Rom als ein allgemeines Unglück beweint, und er wurde von den Römern, welche Ehre ihren Kaisern gewöhnlich wiederfuhr, unter ihre Götter versetzt. Daß ein längeres Leben seinem Ruhm vielleicht nicht vortheilhaft gewesen wäre, darf man wegen der Lenksamkeit seines Gemüths und seines Hanges zur Verschwendung wohl annehmen. Als Kaiser kann man ihn mit den Trajanen und Antoninen freilich nicht in eine Reihe stellen; doch ist er immer unter den vortrefflichen Fürsten eine erfreuliche Erscheinung. N. P.

Verzeichniß

der

im neunten Bande enthaltenen Artikel.

